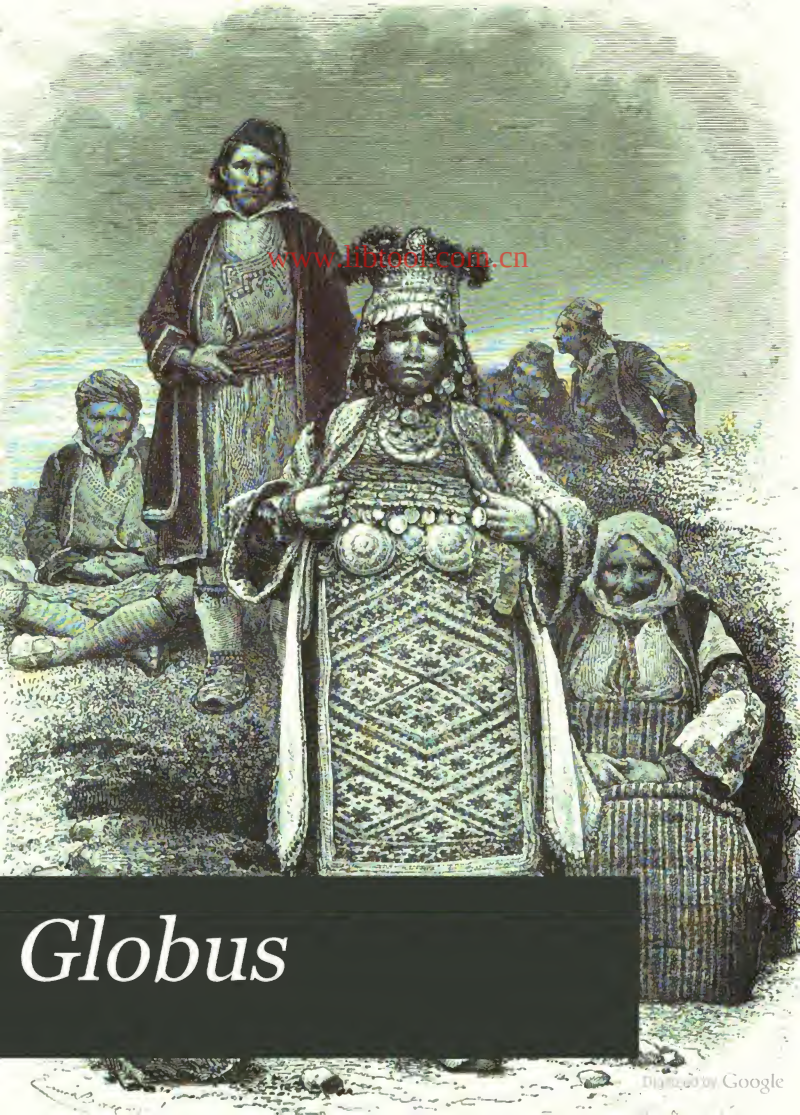




www.libtool.com.cn

Globus



G
/G8



www.libtool.com.cn

27

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

G l o b u s.

XXV. B a n d.

www.libtool.com.cn

Globus.

Illustrirte
www.libtool.com.cn

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit



besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Funfundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1874.

www.libtool.com.cn

000000
11 11 11
11 11 11
11 11 11
11 11 11

Inhaltsverzeichnis.

www.libtool.com.cn
Europa.

Aus dem illyrischen Dreieck, von W. Reizen. Verschiedene Nationalitäten. Rußisch 1. — Widin. Türkische Wirtschaft. In Unterbulgarien 17. — Die Ebene von Sofia. Die bulgarischen Katabeten 33. — Geographisches über die Bulgaren 52.
Wilhelm Reizen's Streifzüge in Süd- osteuropa. Philip. Monastir. Pirin- rendi. Zur Kennzeichnung der Albanen 257. — Katholische Albanen. Polygamie bei denselben. Eutrace. In Scutari. Die Kribiten 278.
Zum moslimischen Quellenstudium an der Pansaga in Bulgarien; von F. Ranig 255.
Die Zigeuner 278.

Galizien. Petroleum 224.
Aus dem russischen Reich. Gesamt- länge der Eisenbahnen 224.
Abnahme der Goldausbeute in Sibirien 351.
Getreideausfuhr. Industrie in Odesa. Fischfang im Kaspischen Meere. Salz- gewinnung im Kaukasus 351.
Mangel an Werkzeugen 256.
Plan zur Gründung einer Universität in Sibirien 224.
Die Jung-Velten in Island 271.
Nationalität und Rasse im östlichen Con- gresspolen, von G. Faget 266.
Spanien. Wergel und Cuadrielder 367.
Italien. Die Republik San Marino 240.
Frankreich. Ethische Gegenläufe zwischen

Nord- und Südfrankreich 42. Das sel- tische und das ligurische Element 44.
Rudolf, über Abnahme der Volksmenge und die moralischen Zustände 345.
Großbritannien. Eisenbewegung 32.
Förderung von Blei und Silber 208.
Kohlenproduktion 48.
Einführen australischen Goldes 256.
Die Auswanderung im Jahre 1873 32.
Volksmenge Kontinent 336.
Die ethnographischen Verhältnisse Schottlands, von Richard Andree (das galische Sprachgebiet) 8.
Die Herder. Krankheiten 80.
Limmel und Ruß. Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde 189. 199.

Asien.

Die Christen im Orient 160.
Dr. Schröder's Besuch der Treas 239.
Die heutigen Bewohner Palästinas 116. (Hebräer und Araber).
Das vorläufige Volk der Brahui in Bel- luhistan 221. Ihre Stammesverwand- schaft 255.
Reitner über die Gichposch-Rasir 240.
Schlagintweit's Hochfahrten 24.
Indien. Agritilo im Windhyagebirge. Die Franzosen in Ghopal 71.
Pilgerfahrt nach der Gypsgrube von Amarnath in Rajshim 153.
Kriegsgottes-Prozession eines deutschen Jesuiten 128. Die protestantischen Mis- sionen in Indien 48.
Disputation zwischen Christen und Buddhi- sten auf Ceylon 94.
Gilders über die singalesische Sprache 240.
Sindel über den Rissnass. Ethischer- lehrverhältnis unter den europäischen Soldaten 223. — Abnahme der Volks- menge in Afrika. Anzahl der Zeitun- gen und Zeitstrahlen 224.
Verwüstung der Wälder 144.
Ginsengabnahme 32.
Krieg der Engländer mit den Dossas am Himalaya 11.
Am oberen Brahmaputra. Cooper's Reisen in Kham. Der Irtchow und die Kulis. Die Khamen 313. — Bootfahrt nach Sodia. Die Stämme der Domes, Khor, Chamis und Misamis 347.
Reformen im Königreiche Siam 100.

Der König von Ramebshja 16.
Unter den Kaschiböllern am oberen Me- long 97. 113. 129. 145.
Der wilde Stamm der Gichmus am oberen Melong 133.
Eine Waldbandtschaft am oberen Melong 133.
China. In der Provinz Schantung. Reise des Dr. Williamsen 175. — Opium 176.
Verfall des Kaiserkanals 61.
Weiße Lehren der Tschinleit eines chine- sischen Gelehrten 206.
Der Tempel der 500 berühmten weisen Männer bei Schanghai 80.
Prüfungen der Studenten 79 (auch 45). — Verhandlung von Missionären. Bewe- gung gegen das Opiumrauchen 80.
Schlaucht des Volkes 64. — Hochmuth desselben 80.
Chinesen und Ausländer 43.
Japan. Hohes Alter der Dynastie des Mikado 384. Zwei wunderliche Erden- nanzen der Regierung 207.
Polytechnische Hochschule. Zügelungen. Sati- schmaule. Einführung fremden Zucht- viehes. Eine talerliche Nebenfrau. Ackerordnung 62.
Verstoß für das Völkerecht. Fuß- kassierinnen 64.
Amerikanische Missionäre 32.
Wissenschaftliche Vereine der Deutschen und Engländer in Jeddo 384.
Arbeitshaus für Bettler 159.
Verichtigung von Seidenwurmeiern nach Europa 160.

Die Bonininseln 47.
Brichewski in der Mongolei 224.
Die Tungusen in Sibirien, von Al- bin Rehn 119. 136.
Der Jesuitische Volkstamm, von Albin Rehn 215. 235. 246.
Die Territorialveränderungen in Mittelasien nach dem Frieden zwischen Rußland und China 167.
Die Kämpfe der Russen gegen die Turkmänen, von Hermann Vam- berg 77. 87.
Fortdauer des Sklavenhandels in Bu- chara 127.
Die zunehmende Verjagung in der Bucharei 286.
Russische Expedition nach dem Amu Darja 334.
Die englischen Missionen nach Jarkend 12.
Douglas Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar: 1. Das Reich Jafuk Beg's und dessen Stellung gegenüber China, Rußland und England. Zug über das Karakorumgebirge. Bescher- wige Pässe 282. — 11. Große Glei- cher; am Karakorumflusse. Gaudschup- fang in Jarkend und Kaschgar. 298.
Englische Forschungsreisen in Cen- tralafien von Emil Schlagintweit: I. Im nördlichen Wüstenland, in Bel- luhistan. Die Grenzpolitik. Das obere Ewel. Beobachtungen. Wasserfische auf dem Pamir. In Ghilghistan. D. F. Kasch- garien 365. II. Erschließung Tibet's. Strategische Bedeutung des Himalaya 377.

A f r i k a.

Die deutsche Expedition in der libyischen Wüste 196. (Brief von Gerhard Rohlfs aus Gase in Tadel.)
 Karl Zittel über die Sahara und das Atlas Europa 190.
 Die Märsche der deutschen Expedition in der libyischen Wüste 319. Wanderung über die Dünenketten und das Sandmeer. Ansturm in der Oase Siwah.
 Urtheile über Samuel Baker's Expedition nach dem oberen Nil 176.
 Oberst Gordon als Baker's Nachfolger am oberen Nil 221. Seine Expedition 336, 331.
 Neger. Zahl der Dattelpalmen 238.
 Nigriten. Zahl der Dattelpalmen 238.

O. von Naligan's Besuch beim Gbede in Kairo 252.
 Zukende an der afrikanischen Westküste 157. (In Sierra Leone und Britisch-Seychelles.)
 Ende des Alkanitkrieges. Die Bevölkerung von Sierra Leone. Timmis. Schädliche Verwaltung. Unglück des Alima. Hebräer. Der Reich 442.
 Völkergeschichten an der Sierra Leone-Küste. Mohammedanische Kometenflüster. Mambo Tschumbo und Festlichpreisler. Verbreitung des Mohammedanismus. Die Wandung und die Hülle 321.
 Schwarze Kullsegenen der Engländer an

der Guineaküste. Die Koffee 15. — Die Kassia 22. — Die Menschenfresser aus dem Nigerdelt 32.
 Eine Wanderung von Cape Coast bis zum Brachflusse 136.
 Aus dem Lande der Alkanitis 112.
 Rumalli. Hauptstadt der Alkanitis 95.
 Adolf Baklan's Bericht über die Loango-Küste 389.
 Das Volk der Kiffamas in Angola 150. (Kannibalismus.)
 Kämpfe der Engländer mit den Kaffern in der Colonie Natal 121.
 Wüthende deutschen Handels in Ostafrika 111.
 Sklavensand in Ostafrika 352.

A m e r i k a.

Das Territorium Manitoba 63. — Toronto. Eisenbahn zum Huronsee 112. — Rohlegruben in Neuholland 16.
 Die Städtenamen in den Vereinigten Staaten 239, 261.
 Die sogenannte große Wüste; Ackerbau in derselben 175.
 Wie werden die Städte im Westen gegründet? 254.
 Der Bison auf den Ebenen Nordamerikas 26.
 Anpflanzung von Bäumen auf den Prairien 141.
 Einwanderung in Newyork 1873, nach den Rationalitäten 240.
 Einwanderung französischer Canadier 221.
 Einwanderung der Mexikaner aus dem Ausland 96.
 Berufsbeschäftigungen der Deutschen 62.
 Durch die Yankees vor den deutschen Elementen 62.
 Sterblichkeit in den verschiedenen Landes- theilen 207.
 Verschuldung der einzelnen Staaten und ihre Steuerlast 31.
 Das Patentamt in Washington 32.
 Die Pacificbahn und der Schmelzfuß 35.
 Das geeignete Land Californien 73. — Petroleum bei Los Angeles 272. — Goldminen, neue Quecksilbergewinnung. Producentenführer; Mehl. Zunahme des Anbaues von Weizen. Anpflanzung des australischen Eucalyptus 192, 203.
 Schnelle Dampferfahrt zwischen San Francisco und Yokohama 256.
 Oregon. Deutsche Viehherden 320.
 Ausbeute von Edelmetallen in Nordamerika 113.
 Colorado. Kämpfe zwischen Kindeich und Goldsucher 192.
 Ein Jagdparadies in Colorado 123.
 Die hohen Vergipfel im Territorium Colorado 158.
 Ilah. Bei den Mormonen am Großen Salzsee. Charakteristisches Brigham Young 363.
 Mormonen auf der Wanderung 372.
 Ausfuhr von Edelmetallen 208. — Stimmung der Frauen 254.

Neumexico. Große Goldschmelze 368.
 Ohio. Internationale Schmelzwerke in Cincinnati 122.
 Südkarolina. Zuchtlosigkeit der Neger; Mord und Blutvergießen 362.
 Pennsylvanien. Cessentliche Zustände; allgemeine Corruption 143.
 Minnecota. Zunahme der Volksmenge 144.
 Auswüchse im kirchlichen Leben 96.
 Der Kangelenommist 9. Ward Becker 206.
 Herengottconvention der Puritaner 272.
 In einer Mädchenschule zu Newyork in Connecticut 160.
 In einem Jüdischen Zuchthaus 160.
 Zahl der Vorkerkste im Jahre 1873 381.
 Die Yankees im Staate Massachusetts; Abnahme der Geburten 16.
 Die schwarze Götlin Tina in Nordcarolina; Fischweilen 47.
 Ein Brandweinpalast auf dem Champlainsee 63.
 Jagd auf Klapperschlangen in Kentucky 128.
 Zustände auf der Insel Cuba 11.
 Puerto rico. Aufhebung der Sklaverei, Handel 63.
 Weichindien. Abnahme der weißen Bevölkerung auf den Inseln Tortosa und Dominica 221. — Jamaica, Barbados, Santa Lucia; Britisch Guyana 238.
 G. O. Verand's Reise nach Centralamerika 267.
 Der Hafen von San Juan in Nicaragua 176.
 Guatemala. Austreibung der Jesuiten 16.
 Aus Kengeanada und Venezuela. Eisenbahnen 283.
 Brasilien 320. (Staatskassen und Eisenbahnen. Handelsverkehr von Rio de Janeiro. Der Kaiserhofen Santos. Anpflanzung des Eucalyptus. Einwanderung. Deutsche Zeitungen. Anzahl der Sklaven in der Provinz Rio de Janeiro.)
 Katenhuf zwischen Brasilianern und Portugiesen 208.

Der Pyrenäenpit in Goya. Ein Nierenbaum. Volkszahl in Marico. Aus der Provinz Ceara 223.
 Schilderungen aus der Provinz S. Paulo. Von Karl Rath 164.
 Tabakbau. In Rio Grande do Sul 320.
 Aus Keller-Vezinger's Schilderungen vom Amazonas und Madeira 311.
 (Jahreszeiten und Jodeltheater. Jagd; Aberglaube. Der Tapir.)
 Im Urwald am Madeiraflusse 366.
 Die Götter der wilden Brasilianer 206.
 Argentinien. Die Einwanderung. Die Vergleichenden Rationalitäten derselben 320. — Arbeitslose 62.
 Italiener in Sudamerika 31.
 Zunahme der Teutastadt in Buenos Ayres 123.
 Professor Burmeister in Cordoba 176.
 304.
 Botanische Arbeiten des Professor Lorenz. Dampfer auf dem Rio Bermejo. Verschiffung von Getreide. Fortgang im Bahnbau. Cholera in Buenos Ayres 383.
 A. Ost. In der Wildnis des Gran Chaco 69, 366. — Seine Reise an die Quellen des Bermejo und Pilcomayo 302.
 Die Missionen und die Matrosensindianer im Gran Chaco 74.
 Die Kanakensindianer auf den argentinischen Pampas 250, 261, 280.
 Uruguay. Volkszahl; Produkte, Handel, Schiffsfahrtsbewegung des Ozeans von Montevideo 46. — Staatskassen 368.
 Auf einem deutschen Dampfer in der Magellanstraße, von Dr. O. Thiele 301.
 Chile. Finanzen, Telegraphen, Aberglauben. Ansporn auf den Völk der Patagonien 301.
 Ein Guanagolager in der Nicaramawüste 32.
 Bolivia. Entdeckung einer Goldgrube 48.
 Ausfuhr von Gochamba in die bolivianischen Jungas, von Eugen v. Vordt 1.
 Cocacultur 124, 11. Aeschqualprache 135.
 Peru. Kohlenlager im Departement Huaylas 330.
 Ecuador. Alfons Stübel's Befreiung des Tuguranga. Der Chimborazo 16.

Der Hinterindische Archipelagus, Australien und die Südsee.

Vanta. Mahnide über zahme Alligatoren
daßelbst **367**.
Geram und die Kru-Inseln **280**. (Kil-
maru, die Sagopalme. Die Alurus als
Kopfsäger. Paradiesvogel.)
Neue Reisen auf Neuguinea 161. Ce-
ratti, Beccari, Albertis, Macloy,
Moretby, Albert Meyer. Rei-
sende in früherer Zeit **173**.
Die Papuas und Melas **181**.
Australien. Neue Entdeckungstreffen **287**.
(Allgemeine Bemerkungen über den Erd-
theil. Die Forschungsreisen seit 1840.)
Graf Giles **248**. **269**. Goffe, Dal-
rymple. Warburton in Westaustra-
lien **350**. **383**.

Finanzen von Neusüdwales. Aus West-
australien **96**. — Finanzen der ein-
zelnen Colonien **304**. — Gold-
trag Victoria's von 1866 bis und
mit 1873 **304**.
Die Colonie Caneeland **272**.
Anpflanzung von Wäldern in Südaustra-
lien **121**.
Der Eucalyptusbaum **50**.
Die Eingeborenen am Lake Hope in der
Colonie Südaustralien **173**.
Der Telegraph **191**.
Dampferverbindungen mit Australien **240**.
Neuseeland. Ausfuhr von Edelmetallen
und Welle **12**.
Spuren von Ludwig Leichhardt; an-

geblich sichere aufgefunden **332**. — Der
Betrüger Andrew Gume **332**.
Streifzüge auf den Sandwich-Inseln
40. **65**. **81**. (Wahlil. Erinnerung an
König Ramphama. Unterlagung des Hei-
denthums. Die Heilgötter. Apte. Die
Kanakas.)
Ein Heilball bei König Yunailo **61**.
Yunailo's Nachfolger Kalatana **194**.
Vulkanische Ausbrüche auf Hawaii. Der
Fenersee am Mauna Voe **352**.
Wenfschraub in der Südsee **257**.
Von den Fischth. Inseln **111**. — Die wei-
ßen Abenteurer. Die Lage der polynesi-
schen Arbeiter **112**.

Mermischte Mittheilungen.

Die Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit.
Nach J. Lubbock, von F. Ranke **302**.
316. **328**.
Culturverhältnisse Rußlands und des Kon-
tinentalen Nordens in vorchristlicher Zeit,
von J. Reistorf **24**. **41**. **67**. **73**.
Das Aufsteigen an der Nordwestküste
Amerikas **13**.
Europäische und amerikanische Gefäßkurnen
38.
Sprachwissenschaftliches. Von Georg
von Gabeleng **92**. **107**. **122**.
Gumefindos Nardos über die Clam-
sprache **48**.
Handels- und Verkehrs Sprachen in
Nordamerika, von Albert Goldschmidt
223.
Ruffische Heldengedichte, gesammelt von
Hilferding **44**.
Eine Erinnerung an Oenrich von Wälgan,
von Karl Andre **231**.
Aus Richard Brenner's Leben **333**. **337**.
(Die Ermordung des Barons G. von der
Deden. Barbara und die Somali.
Brenner's Reisen und Entdeckungen an
der afrikanischen Küste.)
Erinnerungen an Agassiz **128**.
Gustav Rabbe **23**. (Ueberbild seiner Rei-
sen in Nordasien und im Kaukasus.)
Hermann Bamberg's Jugendwanderun-
gen **171**. **201**. **218**.
G. Bamberg's Rückreise von Samarland
nach Europa **330**. **344**.
Weligang der Gholera 1873 **105**.

Kulturegeschichtliches über Leidenverbre-
nung, von Hermann Trunnhäfer **361**.
Die Vegetationsgebilde der Erde, von Tr.
Thom **184**.
Das gelbe Fieber in Louisiana **66**.
Graf Hilczig über die österreichische Pala-
texpedition Weyprecht's und Payer's
326.
Nordostküste über die Gletscher auf dem
Nordostküste von Spitzbergen **142**.
Die Eisberge im Atlantischen Ocean. **334**.
Sichere Nachrichten im Atlantischen Welt-
meer **271**.
Zu Grunde gegangene Atlantische Dampfer
127.
Schnelle Fahrt eines deutschen Segelschiffes
352.
Tiefenmessungen im nördlichen pacifischen
Ocean **82**.
Meteorologische Stationen in Ostasien **32**.
Neue seltene Thiergesetze in Nordamerika **246**.
Der Dodo **30**. **128**.
Der Theehandel im Jahre 1873 **128**.
Garbalküre gegen die weißen Ameisen **64**.
Die Japaner sollen Juden sein! **96**.
Die Japaner sollen von deutscher Abstam-
mung sein! **351**.
Nacconale und verschiedene Vegetation zum
Arbeiten **378**. (Klings, Zabaner, Ma-
lagen, Gmelen.)
Agassiz **126**. — Albertis **161**. — Bastian
381. — Beccari **161**. — Bernini, G. F.
267. — Belloni **231**. — Berg, A. **109**.

Boed, Eugen v. **125**. — Brenner, Rich.
333. **337**. — Brugg **384**. — Brunn-
hauer **361**. — Burmeister **304**. — Car-
ton, H. **92**. — Gardner **261**. — Ger-
tzel **161**. — Gilder **240**. — Glarte,
H. **64**. — Goupe **205**. — Cooper **213**.
— Traupm **269**. — Distant **37**.
— Jorlsch, Douglas **262**. — Gabeleng, Georg
v. D. **92**. — Gardner **159**. — Gaton
173. — Giles **238**. — Goffe **268**.
— Hamilton, G. H. **160**. — Haden **159**.
— Hilferding **45**. — Helt, Franz **50**. **74**.
308. — Hudson, T. J. **91**. — Kahl,
H. **251**. — Kaniß, G. **255**. **302**. —
Keller-Kreuziger **311**. **369**. — Kirt **112**.
— Kohn, Albin **119**. **215**. — Langen-
haus, P. **116**. — Leichhardt **332**. —
Leiner **240**. — Lejeune **5 H**. — Lubbock
302. — Macloy **161**. — Maglioth,
Gusta de **296**. — Malhan, G. v. **231**.
252. — Metastasi **3**. **24**. — Meyer, Bern-
hard **161**. — Mahnide **367**. — Norden-
stahl **142**. **176**. — Payer, G. **267**.
— Pridour **122**. — Rabbe, Gustav **23**.
— Rath, Karl **155**. — Rau, R. **49**.
— Schacht **345**. — Krieler, Rob. **65**.
— Rothf., Gerhard **169**. — Rousslet **71**.
— Schlagintweit, H. **365**. — Simonin
353. — Schröder **239**. — Thom **184**.
— Bamberg, G. **76**. **171**. **201**. **218**. **330**.
340. — Wanderlinder **42**. — Warburg
87. **367**. — Wallace **250**. — Warbur-
ton **269**. **350**. — Witzig, Graf **226**. —
Williamson **175**. — Zittel, Karl **190**.

Illustrationen.

Europa.

Tirnova, die alte Hauptstadt Bulgariens **2**.
Bulgarische Staatsarbeiter **4**.
Alina-Raine Aemus, heute Csem Kaszi
genannt **5**.
Cherchauer in Rußland **6**.
Grenz- und Bauern von der rumänischen
Grenze **18**.

Sedow **19**.
Panajot Dan bei Rußland **19**.
Bulgarischer Pope **20**.
Wasserträger in Rußland **21**.
Bulgarische Arbeiter in Sophia **34**.
Bulgarisches Kloster **35**.
Der griechische Bischof von Bulgarien **36**.
Bulgar in Sophia **36**.
Bulgarische Frau in Sophia **37**.

Bulgarische Bäuerin **37**.
Bulgarische Bäuerin **38**.
Bulgarische Felder: ein Wälder spielt die
Glocke **41**.
Bulgarische Frau in Sophia **55**.
Die wilde Rote (Fels Carno) **109**.
Bischof von Philippopolis **228**.
Kometen aus der Umgegend von Sama-
tomo **269**.

Kumelicerinnen aus der Umgegend von Samatano **261**.
 Kuschl von Manafire **262**.
 Kunge Montengrinerinnen **274**.
 Alte Frau bei Kiri **275**.
 Ein türkscher Korbbaum. Kruaut **277**.
 Zigeuner aus Bulgarien **278**.
 Zigeunerin aus Bulgarien **279**.

N f i e n.

Die Nannamiten geben eine Theatervorstellung **38**.
 Eßpferwerthalt in Saniabury **92**.
 Ein Sonje lautet mit der hölzernen Glode **100**.

Ein Weg in den Reisfeldern **101**.
 Pagoden im Weide von Dien Shan **114**.
 Im Wal Si Saei **115**.
 Hölzene Krugler im Wal Si Saei **116**.
 Dajo, Nuan-Beduine **117**.
 Dajo, Nuan-Beduine **117**.
 Ibn Mahmud von Wubis **117**.
 Fels aus Kita **117**.
 Trufe vom Libanon **118**.
 Trufe vom Libanon **118**.
 Tungusscher Kahn **121**.
 Tungusscher Ruder **121**.
 Pagode, Reisfelder, Coryphopalmen in Muong Mai **130**.
 Fabel durch eine Strampfnecke des Melang **131**.
 Birmanische Handelsleute in Muong Mai **132**.
 Bilder vom Stamme der Chmu bei Van Kofan **133**.
 Darfpagode bei Pal Lang **134**.
 In einer Pagode zu Kuang Prabang im obern Laos **140**.
 Hingenshirim und das Innere einer Pagode bei den Laos **148**.
 Bibliothek einer Pagode in Kuang Prabang **149**.
 Landschaft am obern Melang **150**.
 Eine Cinchona succirubra (nach einer indischen Photographie) **242**.
 Das goldene Thor im alten Palaste zu Wotgaun in Nepal (aus Schlagintweits „Indien und Ozeanien“) **243**.
 Lepidä aus Siffim (nach einer indischen Photographie) **244**.
 Brücke über den Tebischu in Spiti, im westlichen Tibet, **12, 925** Fuß über dem Meer (nach Schlagintweits „Indien und Ozeanien“) **245**.
 Hängende über den Rühr über den Großen Kandihi. Siffim (nach einer indischen Photographie) **245**.
 Vorderseite einer von einem Jakuten aus

einem Stüd Rammuljahn geschnittenen Zunderbock (halbe Größe) **247**.
 Dedel einer von einem Jakuten aus einem Rammuljahn geschnittenen Zunderbock (halbe Größe) **247**.
 Waldlandschaft am obern Melang **235**.

N f r i j a.

Der König von Groß-Bassam, seine Hofleute und Rusikanten **194**.
 Ein Marabut als Friedensrichter, 195.
 Hütten für die Schatzschützen in Groß-Bassam **196**.
 Bassam, das französische Vorkom in Groß-Bassam **197**.
 Französischer Posten in Groß-Bassam **197**.
 König Amadisu und sein Hofstaat **210**.
 Affini, von der Ebene aus gesehen **211**.
 Refulete **212**.
 Heilichfrau **213**.
 Heilichbaum **214**.
 Elmina **226**.
 Polizeimeister in Affini (Eingeborener von Apollonia). Nach einer Photographie **227**.
 Der Dolmetscher Gesta (aus dem Binnenlande). Nach einer Photographie **227**.
 Frauen in Elmina. Nach einem Aquarell von Leonard **229**.
 Kopfs der Negrinnen in Elmina. Nach einem Aquarell von Leonard **230**.
 Straße und Kavernen in Freetown, Sierra Leone **306**.
 Krieger aus dem Hinterlande von Sierra Leone **308**.
 Mohammedanische Pilger aus Bambera in Freetown **309**.
 Timmani-Frauen. Mandinga-Marabuts. Krieger der Mandingos **322**.
 Peul vom obern Senegal **324**.
 Ein Peul-Hirt **325**.
 Ein der Bai von Cape Mount **326**.
 Barbera **329**.
 Enabeli in Sanfibar **341**.
 Skabin am Hofe in Sanfibar **342**.
 Skabin in Sanfibar **342**.

A m e r i k a.

Amerikanische Gesichtsboden (nach Zeichnungen von Karl Rau) **40**.
 Gesichtsfraße in Salt Lake City **364**.
 Herren und Wohnhaus Brigham Young's **365**.
 Normandenpfeile **366**.
 Bruchpferd am Madeira mit einer Gruppe unterpflüster Jovary-Palmen **370**.
 Palmwipfel mit Blüten und Früchten **371**.
 Eine Normandenfarawane auf der Reise zur Stadt am Großen Salzsee **373**.

Grotesker Wuchs einer Ficusart **371**.
 Planter; Cajentreiber; Indianer bei Port Venian **376**.

Hinterindischer Archipelagus und Südsee.

Insel Hawaii **388**.
 Ein Krater am Mauna Loa auf Hawaii **389**.
 Feuersee am Mauna Loa **390**.
 Eingeborener von Oeram **390**.
 Eingeborener von Oeram **390**.
 Tasse auf der Insel Wamma (Kru-Inseln) **391**.
 Dorf Baru-Baru auf der Insel Oeram **392**.
 Wohnungen der Holländer und Ambaisenen auf Oeram **393**.
 Paradiesen aures **394**.
 Paradiesen rubra **395**.
 Eingeborene von Reuginea (nach Temmind) **396**.
 Eingeborener von Dorch **397**.
 Das Innere des Dorches Dorch **398**.
 Eine Frau von Malafar im Hafen Dorch **399**.
 Ein Papua an der Bringe-Mariannenstraße (nach Temmind) **399**.
 Der Papua Uema in Dorch (nach Temmind) **399**.
 Geräte und Waffen der Papuas **399**.
 Geräte der Papuas **399**.
 Röhre der Papuas am Manata an der Westküste **399**.
 Grab eines Häuptlings auf Reuginea **399**.
 Das Dorf Waititi auf Oahu **400**.
 Die Diamantpflanze auf Oahu **401**.
 Hawaiier im Jahre 1818 **402**.
 Hawaiier im Jahre 1818. Am Hofe Re-mehameha des Fünften **402**.
 Hawaiische Frauen **402**.
 Ruinen eines Heiau auf Oahu **402**.
 Der Palis von Kuaua **402**.
 Rändliches Hei im Dorfe Uua auf Oahu **402**.
 Wie die Haitier mit der See spielen **402**.
 Das Dorf Waititi auf Oahu **402**.
 Waimoa auf der Insel Ranai **402**.
 Jagd auf verwildertes Rindvieh **402**.

Gußab Kadde **403**.
 Heinrich Heiliger von Ralhan **403**.
 Karte über die Territorialveränderungen in Turschan, nach dem Vertrage zwischen Rußland und China und dem Vertrage zwischen Rußland und Uschura 1873 **403**.
 Ethnographische Karte von Schottland **403**.

Musirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.

www.libtool.com.cn

N^o 1.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3ⁿ

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

An die Leser des „Globus“.

Die im Laufe der letzten Jahre eingetretene und noch fortwährend sich steigende Erhöhung der gesammten Produktionskosten, insbesondere der Preise für Satz, Druck, Holzschnitte und Papier, nöthigen uns, den Preis unserer Zeitschrift mit dem Beginne des 25. Bandes auf 4 Thlr. für den Band festzusetzen.

Diese Preiserhöhung, eine Maßregel, zu der sich andere Verleger von Zeitschriften gleich uns haben entschließen müssen, wird leider durch eine allgemein bekannte und empfundene Calamität unumgänglich gemacht; wir hoffen indessen, daß unsere Freunde in gerechter Würdigung derselben ihr Wohlwollen dem „Globus“ erhalten werden, dessen wissenschaftliche Richtung und Bedeutung die bisherige bleiben wird.

Braunschweig, December 1873.

Die Verlagsbandlung.

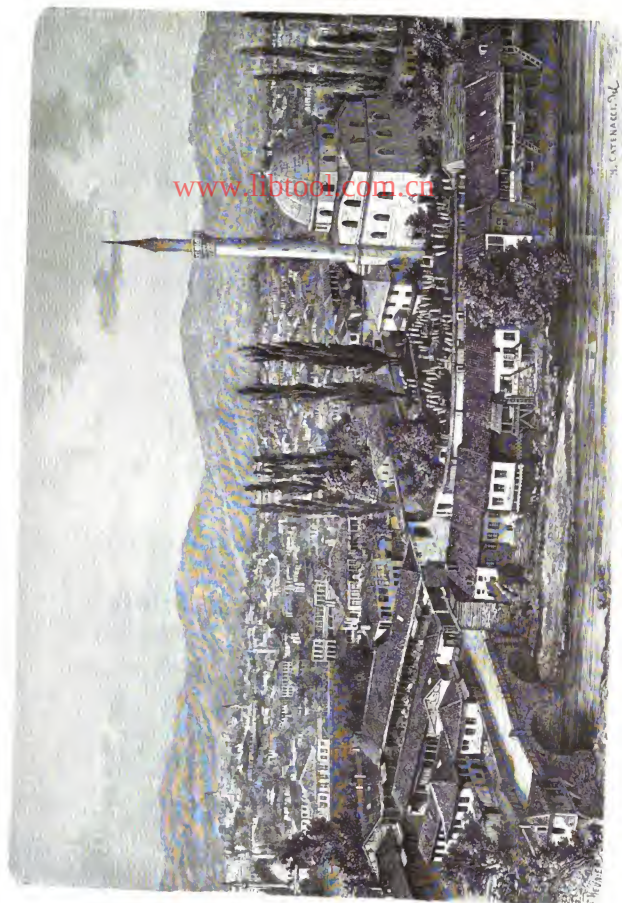
Aus dem illyrischen Dreieck.

I.

Nicht mit Unrecht sagt man, daß Wien unweit von der Grenze des Orients liegt. Nördlich vom 48. Breitengrade finden wir die Nationalitäten mehr oder weniger compact in dichten Gruppen; so in Böhmen Deutsche und Tschechen, in Galizien Ruthenen und Polen. Weiter nach Süden hin, zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere, tritt ein buntes, vielstimmiges Völkergemisch auf. Unser Dichter Ramler sagte von Maria Theresia, daß die Gnade der Kaiserin in sieben Sprachen erstelt werde. Und wie in den Ländern der ungarischen Zirkelherrschaft, so sind auch in jenen, welche dem Radschah der Osmanen gehorchen, ganz verschiedenartige Völker neben- und durcheinander hingelagert. Dort ist Alles Gegenatz, eine innere Cohäsion

nicht vorhanden; die sich gegenseitig abstoßenden Völkerelemente in dem sogenannten illyrischen Dreieck werden nur durch Zwang und Gewalt in Abhängigkeit vom Sultan erhalten, und die Macht dieses letztern wird gestützt durch die Diplomatie der europäischen Großmächte, deren Interessen weit aneinander liegen. Die Osmanen freilich, welche in Europa doch nur ein Anachronismus sind, würde man schon preisgeben, falls man über die Theilung der Levante ins Kleine zu kommen wüßte.

Aber keine europäische Macht kann und wird einer andern den Besitz von Stambul gönnen und darin liegt das offene Geheimniß, weshalb der Sultan sich zu behaupten vermag. Schon vor nun einem Vierteljahrhundert sagte



Zadar, die alte Hauptstadt Zadarins.

J. P. Hallmayer: „Die Poese für Europas Zukunft werden zu Konstantinopel geschrieben und eingetraget, und vor dem Zug ihren Inhalt zu ergründen und für eigenen Vortheil anzuwenden, ist Gesamtaufgabe christlicher Diplomatenkunft. Es ist ein politisches Versehen, eine Tragikomödie in großem Stil und mit Vermummung groteskster Natur vor aller Welt durchgespielt.“

Allgemein ist der Glaube, daß die Herrschaft der Osmanen über kurz oder lang zu Ende gehen werde und müsse; die Rolle der Pabstische sei ausgespielt, eine Wiederherstellung des Orientes mit Hilfe des in sich zerfallenden Islam unmöglich. Aber der Pabstisch gilt doch für den Oberherrn des gesamten Mohammedanismus in Afrika, in Asien bei allen Semiten und den Velenern des arabischen Propheten bis in den fernen Hinterindischen Archipelagus hin. Er vertritt ein großes, in der gesamten Welt des Islam lebendiges und mächtiges Princip. Ob trotzdem das türkische Regiment in Europa noch eine Zukunft hat? Thatsache bleibt, daß die osmanische Dynastie entartet und gleichsam abgestanden ist. Aber chronologisch anzurechnen, wann die flackernde Türkenlampe in Istanbul völlig erlöschen werde, ist unmöglich, und ebenso unmöglich ist zu sagen, von welcher Art das Chaos sein wird, das dann nicht ausbleiben kann.

Gewiß ist, daß Konstantinopel seit anberthalb tausend Jahren eine unübersehbliche Anziehungskraft auf alle Völker im Süden der Donau geübt hat und daß die Traditionen aus den Tagen der byzantinischen Kaiser noch heute nicht erloschen sind. Von Anbeginn bis heute hat sich zwischen Wien und Byzanz kein anderes mächtiges Centrum zu bilden vermocht, an welches die verschiedenen Völkerkräfte als an einen Kern hätten anschließen können. Die Zerstörung ist allseitig vorhanden gewesen, und da die ethnischen Gegensätze einmal unauslöschbar vorhanden sind, wird sie auch bleiben. Und deshalb kommt einst das Chaos.

Schon in Ungarn sind die Volksbestandtheile bunt genug: Magyaren, Zefzer, Deutsche, Slowaken, Ruthenen, Serben und Croaten, Rumänen, Juden, Armenier, Zigeuner. Sie haben außerhalb ihrer respectiven Gruppen keine Sympathie für einander, reden verschiedene Sprachen, bekennen sich zu verschiedenen Kirchen und haben noch in unseren Tagen in wüsteren Kämpfen gegenseitig ihr Blut vergossen. — Im Norden des osmanischen Reiches hat der Erbverfallsproceß, wie früher in Griechenland, begonnen. Die Rumänen sind nahezu unabhängig geworden, wie die Serben auch. Wenn einst das osmanische Reich in Trümmer zerfällt, werden diese den Kern eines slavischen Staates bilden. Das jenseitig aus Wandlern bestehende Volk ist tapfer und gesund; ihm jährenverwandt sind die Bosniaken und Montenegro, zu denen es in nahen Beziehungen steht und welche ihnen einen Zugang zum Meere eröffnen würden. — In Albanien, dem alten Epirus, ist die Bevölkerung in Christen und Mohammedaner getheilt, in Rumelien finden wir ein Gemisch von Osmanen, Griechen, Slaven, Walachen u.

Was nun Bulgarien anbelangt, auf welchem wir Schilderungen mittheilen, so ergab eine Zählung für dieses „Donau-Wilajet“ 2,047,000 Einwohner. Davon waren 412,417 mohammedanische, 611,092 nichtmohammedanische Männer. Nach der Volkszählung sollten entfallen Seelen: auf die Bulgaren etwa 1 1/2 Mill. (wovon 170,000 mohammedanisch, 4000 katholisch, die übrigen orthodox-griechisch); auf die osmanischen Türken etwa 500,000; Tcherkesen 70,000 bis 90,000; Albanesen 60,000 bis 70,000 (mohammedanisch); Rumänen 35,000 bis 40,000; Tataren 80,000 bis 100,000; Zigeuner 20,000 bis 25,000,

theils mohammedanisch, theils halbschreitlich und heidnisch; Juden 9000 bis 10,000; Armenier etwa 10,000; Russen etwa 10,000, theils orthodox, theils schismatisch; Griechen 7000 bis 8000; Serben 4000 bis 5000; orthodoxe Deutsche etwa 1000; Araber gegen 500. Dazu kommen dann noch Fremde aus verschiedenen Ländern.

Somit haben wir in Bulgarien nicht weniger als vier- zehn verschiedene Nationalitäten.

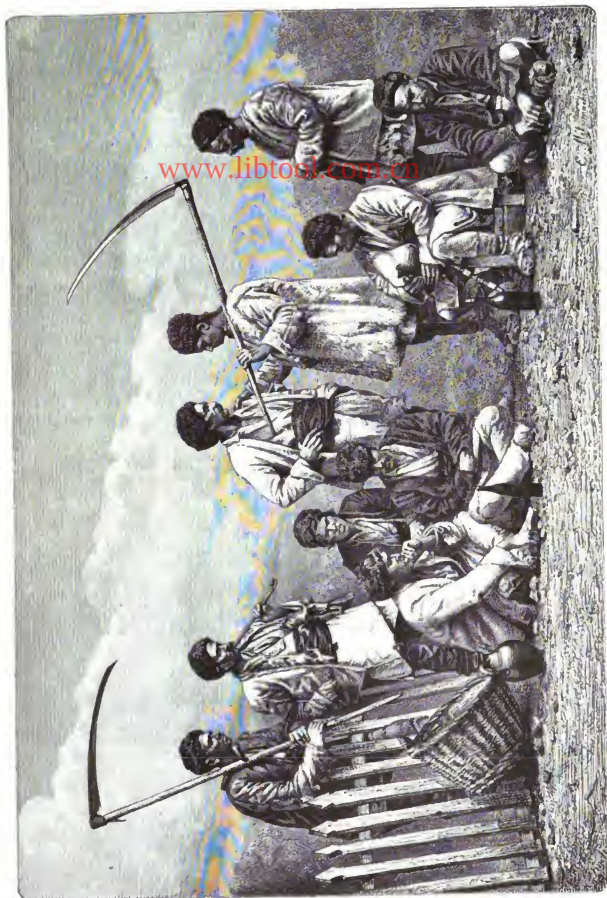
Die Stromfahrt auf der Donau von Wien abwärts erscheint eintönig und ermüdend; auf einer Strecke von einhundert Stunden erlebt man nicht einmal einen Wechsel; Alles ist flach, zu beiden Seiten dehnt die Steppe sich aus. In der Gegend von Orschowa stoßen Ungarn, Rumänen und Serben aneinander; das linke, waladische, Ufer ist noch flach und saft, während die rechte Seite mit ihren bewaldeten Hügeln einen anmuthigen Anblick gewährt. Die Serben haben eine gewisse Hochachtung, man kann sagen Verehrung vor den Wäldern des Waldes; ist es doch dieser gewesen, welcher ihren Kämpfen in der langen Zeit des Unabhängigkeitskrieges vor den überlegenen Streitkräften der Türken Schutz gewährte. Sie haben das Sprüchwort: „Wer eine Fische umhaut, tötet einen Serben.“

Von Orschowa nach Widin gelangt man in wenigen Stunden. Diese erste bulgarische Stadt, welche der Reisende betritt, ist bekanntlich langweilig; die Mehrzahl der Bewohner besteht aus Bulgaren, doch sieht man auch viele Türken; überhaupt sind die Grenzländer in der Donaugegend in Bezug auf ihre Bevölkerung sehr gemischt, man befindet sich dort inmitten des „bunzländischen Völkergemisches“. Widin ist von den Osmanen zu einer starken Festung gemacht worden; es deckt die Grenze. Die Waladen ist nur einen Karawanschuh entfernt, Serbien zehn, Ungarn etwa dreißig Stunden weit.

Bis nach Widin hin besteht auch auf türkisch-bulgarischen Boden die Bevölkerung jenseitig aus rumänischen (waladischen) Bauern; weiter abwärts, von Arser Palanka an, sieht man nur Bulgaren, deren Typus ein anderer ist; sie haben jenseitig ein lachendes Antlitz, blaßes Haar ist häufig, die Körperformen sind oft schwer, aber man betrachtet sich diese Leute nicht ohne Interesse. Wer zur Erntezeit in diese Gegend kommt, findet Gelegenheit, bulgarische Bauern in malerischen Gruppen beisammen zu sehen und ihren Typus in aller Nähe zu studiren. So wie jetzt haben diese Leute sich auch vor Jahrhunderten gekleidet; ihre Ausrüstung ist dieselbe wie während des Mittelalters in den Tagen, da die Zaren oder Chane von Tirnowa als mächtige Herrscher bestanden. Damals war dieses Tirnowa die Hauptstadt der Bulgaren. Sie galt für eine starke Festung und sah glänzende Tage; gegenwärtig hat sie etwa zehntausend Einwohner und ist Sitz eines Erzbischofs der morgenländischen Kirche.

Auf große geschichtliche Erinnerungen trifft man an der untern Donau so zu sagen auf Schritt und Tritt. Da ist Nitopoli, wo die Christen im Jahre 1396 eine Schlacht gegen die Türken verloren, welche so verhängnisvoll wurde; Sultan Bajazid schlug den ungarischen König Sigismund völlig auf das Haupt und das Lebergewicht der Osmanen in Südostropa war von jener Zeit an festgelegt.

Kaum eine Wegstunde von Nitopoli liegt eine merkwürdige Ruine, das Aemsum des Geschichtsforschers Priemus. Dasselbe wurde im Jahre 442 von Attila belagert, bei jener Zeit ganz Wästen entseelig vermauert. Nur zwei Trümmern leisteten dieser Gottesgabel erfolgreichen Widerstand. Aemsum war eigentlich nur ein Dorf in großem Maß-



Illyrische Erntearbeiter.

stabe, wie die meisten sogenannten Festungen in den unteren Donaugebieten, war aber doch mit Mauern umgeben. Dorthin hatten sich aus der ganzen Provinz viele streitbare Männer vor den Hunnen gesammelt und verteidigten sich so tapfer und mit solcher Ausdauer, daß Attila's Krieger sich mit ihnen in Unterhandlungen einließen. Jene verpflichteten sich, die Nachzügler der hunnischen Verbände unbefehligt zu lassen, dagegen versprachen die Hunnen abzuweichen; beide Theile haben ihr Wort gehalten. Eine Ortschaft, welche sich gegen einen Attila behauptete, muß als eine Seltenheit betrachtet werden; in Westeuropa hat dieser gewaltige Herrscher Alles vor sich niedergeworfen, Hunderte von Städten verwüstet. Aber von Aemus ist nur selten die Rede gewesen; heute heißt es Tchem Kalefi, Burg, Festung am Tchem, dem Flusse, welchen die Türken Tema nennen. Die Pöge läßt sich nicht verleugnen; gleich allen römischen Ruinen in jenen Gegenden ist auch diese dicht mit Rosen überwachsen; hier findet man noch Ueberbleibsel von Festungsmauern.

Vom Dem Hügel oberhalb der Ruine hat man eine herrliche Aussicht über eine weite Strecke der Walachei. Das

Ganze erscheint wie ein herrlicher von breiten Wegen durchzogener Garten mit vielen Baumgängen, überfüllt mit Tüpfeln und weiß schimmernden Landhäusern, Parks und Wäldern; von Norden nach Süden hin durchzieht die Aluta (Alt, Dni) diese prächtige Landschaft. Man sieht die recht hübsche moderne Stadt Turnu Magorele, deren weiße Gebäude hinter einem Walde sich erheben. Die Ortschaft ist mit der Donau durch eine etwa eine halbe Stunde lange Landstraße verbunden, auf welcher viele Wäldchen (Häcker) und Karüen, d. h. Wagen der Bauern, sich bewegen. In jener Gegend scheint Wohlstand zu herrschen, und sie bildet überhaupt einen freundlichen Gegenlag zu der traurigen Landschaft weiter oberhalb mit dem alteregrauen Kiofopol.

Dieser Gegenlag zeigt sich überhaupt der Donau entlang. Jede irgend wichtige Stadt hat am entgegengelegten Ufer ein Nebensüß, so zu sagen eine Zwillingsebene; so Widin: Kalafat; Tislow: Rimniza; Kustschuk: Murgewo; Silistria: Kalarasch. Auch verschiedene Civilisationen liegen hier neben einander oder vielmehr gegenüber; auf der einen Seite findet man Erböien und Rumänien, beide in wenn



Attila's Ruine Aemus, heute Tchem Kalefi genannt.

auch nur lockerer Abhängigkeit vom osmanischen Sultan, auf der andern sind die Türken Herrscher und ihnen sind die Bulgaren unterthan. Dieser Gegenlag ist nicht auszugleichen; Rassen- und Religionsunterschiede spielen eine wichtige Rolle in der sogenannten orientalischen Frage. In unseren Tagen ist die Herrschaft der Osmanen, so weit Europa in Frage kommt, wie schon gesagt, nur noch ein Anachronismus, der, eben weil er ein solcher ist, auf die Dauer nicht forbestehen kann und nur künstlich aufrecht erhalten wird, bis zu legt doch einmal die unvermeidliche Katastrophe hereinbricht.

Kustschuk, das zur administrativen Hauptstadt Bulgariens erhoben worden ist, hat sich im Verlaufe der letzten verfloßenen fünfzehn Jahre wesentlich verändert und verschönert. In einem rumänisch geschriebenen Fremdenführer wurde sie folgendermaßen geschildert: „Verschlossene Thürren, vergitterte Fenster, da und dort ein Hund, der in der Sonne liegt, eine Taube, die mit den Füßeln flattert, ein Vetter in Lumpen, — das ist Kustschuk. Die auf dem Bazar veräußerten Lebensmittel beweisen, nicht daß Wohlstand sondern Dürftigkeit vorhanden ist. Man sieht jedoch Ta-

bakscheßen, Tabak, verwelktes Gemüse, unreifes Obst, halbverdor bene Gemüße. Da geht auch ein Jude und bietet für ein paar Pfennige den Bauern Sorbet an.“

Wilhelm Vejan, der vor etwa zehn Jahren die Stadt zum ersten Male gesehen und als ein armenhaftes Nest gefunden hatte, war ganz erstaunt über das, was er nun sah. Er fand lange, gerade Straßen, die macadamisiert waren und breite Gehwege hatten; die vielen Mietwagen sind mit besseren Pferden als in Frankreich bespannt. Die Fahrpreise waren in türkischer und bulgarischer Sprache angezeigt. „Ich fragte nach der Locanda des Herrn (Kyr) Angelo, dem einzigen Gasthofe, dessen bei meiner früheren Anwesenheit Kustschuk sich rühmen konnte, und ich erfuhr, daß die Stadt jetzt nicht weniger als fünfzehn nach europäischen Art eingerichtete Gasthöfe zähle und daß mein Griech Angelo jetzt das Hotel de Constantinople inne habe. Ich gehe weiter in der Straße, blide zufällig in die Höhe und sehe auf einem Schild: *Σενοδοχείον τοῦ ἀντιπροέδρου*. Nun, ich kenne das *Ἀντιπροεδριον* Plato's leidlich, ebenso das Neugriechische wie Herr Rhangabe es schreibt; ich weiß, daß *ἑνοδοχείον* besagen

will Herberge, Gasthaus, — aber *αἰσινάρον*? Ich habe seiner Zeit im Abessinischen Spuren vom Sandkitt aufgefunden; hier fand ich nun Deutsch-Neugriechisch und urein Scharfsinn sagte, daß ich in Bulgarien vor dem Gasthofe zur Eisenbahn stand. Eigentlich war meine Absicht, eines jener altmodischen illyrischen Kaffeehäuser aufzusuchen, in denen man so bequagliche Dämmerstunden verbringen kann, und ich ging auch an dem Eisenbahnhotel vorbei, um mein altes Kaffeehaus aufzufinden. Ich trat ein und

fragte nach der „Independance Belge“. Aber was gab man mir? Die Wiener Zeitung“. Echt französisch ist Vejean's Zufall: „Wohl ausgepaßt in Betreff der Fortschritte, welche die Germanisierung an der untern Donau macht!“ Als ob die Bulgaren mehr Nutzen davon hätten, ein französisch geschriebenes Blatt zu lesen als ein deutsches aus Wien, aus einer Stadt, mit welcher sie in vieler Beziehung auch in Handelsverbindungen stehen. Was hat ein Bulgare, der an der Donau wohnt, an der Seine oder Senne zu suchen?

www.libtool.com.cn



Eisenverkäufer in Rumkult.

Der Reisende nahm Wohnung im „Hotel Klahano“, dem vornehmsten Gasthause, das der Pascha hat bauen lassen und wo die höheren Beamten verkehren, welche gegenwärtig eine Art von Aristokratie bilden. Aus dem Großen Garten hat man einen hübschen Anblick auf die Donau und die Inseln, von welchen aus die Russen im Jahre 1854 Angeln bis in die Straßen von Ruschuk warfen. Nach Norden hin kann man bei klarem Wetter die Thürme von Singewo (Tschurdschewo) erkennen.

Jener Garten wird Abends von der sogenannten vorneh-

men Gesellschaft besucht; sie kommt vorzugsweise dorthin, um die Prager Musikanten zu hören. Vejean fand nicht weniger als vier Gesellschaften solcher Spielente; fast alle waren aus Böhmen, und nicht etwa bunt von verschiedenen Zeiten her durch einander gemischt, nicht etwa Abenteurer. Sechs bis acht junge Leute beiderlei Geschlechts, die in Prag oder anderen böhmischen Städten Musikunterricht genossen haben, bilden eine Gesellschaft, welche donauabwärts nach der Türkei zieht, um hübsche Musik zu machen und Geld zu erwerben. Viel Gepäc haben sie nicht; sie

kommen, wie es im deutschen Volksliede heißt, „mit der Fibel auf dem Rücken“ und dem Notenbuche frisch und wohlgerathen und sind überall gern gesehen. Überall giebt ihnen ein Gastwirth Wohnung und Kost umsonst; sie dürfen dann nur bei ihm spielen und ziehen Kunden an. Ihr Concert, wenn der Ausdruck gestattet ist, dauert von sieben bis zehn Uhr Abends, und der Teller, mit welchem gewöhnlich ein hübsches Mädchen die Gabel summt, wird insgemein reichlich angefüllt. Diese böhmischen Spielleute stehen im besten Rufe, weil sie sich weder aufführen. Zumeist sind sie mit einander verwandt oder doch verlobt und die Brautleute erwerben in der Fremde ein kleines Vermögen, mit welchem sie nach Verlauf einiger Jahre in der Heimat einen Hausstand begründen können. Die böhmischen Mädchen benehmen sich zwanglos und unbefangen, sie trinken Wiener Lagerbier und scherzen mit den tüftelnden Offizieren und Beamten. Diese letzteren haben sich gewöhnlich früh verheirathet, finden aber das Hausleben sehr langweilig; die Russlan-

niinnen dagegen sind heiter und aufgeweckt und deshalb unterhält der Theil sich ohne weitere Nebenabsichten gern mit ihnen. Dagegen kann er dabei zeigen, daß er etwas Deutsch zu sprechen versteht.

Die Zahl der Türken in Rußland ist nicht sehr beträchtlich; an Beamten mangelt es freilich keineswegs, aber an wohlhabenden Muselmännern scheint kein Ueberflus zu sein; dagegen bemerkt man verhältnismäßig viele Bootsführer, Lohrverlänger, Wasserträger, Kasträger (Damas) und Holzhauer, die Mosamedaner sind und zwar wirkliche Türken, Osmanli, nicht Kossack, d. h. bulgarische Knechte, dergleichen in manchen Ländern des Innern zu finden sind. Uebrigens hält es schwer, die einen von den anderen zu unterscheiden, und da beide als Mosamedaner politisch gleichgestellt und gleichberechtigt sind, so heischen sie untereinander und ein Ethnograph wird sie nur mit Mühe oder gar nicht von einander unterscheiden können.

Die ethnographischen Verhältnisse Schottlands.

Von Richard Andree.

Mit einer Karte der gaelisch-englischen Sprachgrenze.

Als ich vor neun Jahren Schottland vom Tweed bis zu seiner nördlichsten Spitze bereiste, ließ ich mir es speciell angelegen sein, die gegenseitigen Beziehungen des germanischen und keltischen Theiles seiner Bewohner kennen zu lernen. Ich bedauerte damals schon, daß es an Arbeiten fehle, welche das allmähliche Zurückweichen der Gaelen vor den Angelsachsen zum Gegenstand hatten; die ethnographischen Karten waren höchst mangelhaft und eine Statistik der Gaelen Schottlands nicht vorhanden.

Und doch war dies ein höchst dankbares Thema, das zu bearbeiten natürlich ein Fremder, der nur einige Monate im Lande verweilt, nicht unternehmen durfte. Ueber den keltischen Theil der Bevölkerung war man im Klaren, daß er der ältere, ursprünglichere sei, während die Abkunft der germanischen Bewohner Schottlands zu vielen Controversen Anlaß gab. Die einen sagten: die englisch redenden Schotten sind nur germanisirte („teutonisirte“) Kelten. Das war bequeme, wenn auch nicht richtig, und obgleich die Mehrheit der Forscher diese Ansicht mit guten Gründen verwerft, wird sie doch bis zum heutigen Tage von einzelnen Gelehrten aufrecht erhalten und auf alle englisch redenden Briten ausgedehnt *). Weit mehr Grund hat der Streit, ob die Vorfahren der Schottlands Angelsachsen oder Scandinavier seien? Daß die nordöstliche Spitze des Landes in Gairnness, ferner die Orkney- und Shetlandinseln von Scandinaviern besiedelt wurden, die von Norden kommend das Land Sutherland (Sutherland, das heutige Sutherland) nannten, ist historisch verbürgt **). Die skandinavische Abkunft der eigentlichen Lowländer, im

südöstlichen Schottland, ist dagegen stark bestritten worden. Namentlich war es Dr. Jamieson, ein sehr verdienstvoller Forscher, welcher in seinem Wörterbuche der schottischen Sprache mit vielem Eifer die skandinavische Theorie verfocht. Er war dazu namentlich durch die Auslassungen des isländischen Gelehrten Grim Thorselin angeregt worden, welcher während einer Reise durch Gairnness etwa 400 „rein gothische“ Wörter gesammelt hatte. Auf welche Weise England dänische Beimischung erhielt, hat der verdienstvolle Domsaag nachgewiesen, der auch ausführlich die normannischen Ansiedlungen in Schottland bespricht *). Jahrhunderte lang herrschte die nordische Sprache in Schottland (Gairnness, auf den Orkney- und Shetlandinseln), das Gaelische verdrängend, bis sie wieder im Englischen aufging. Auf den Shetlandinseln erklang noch vor hundert Jahren das skandinavische und heute findet man dort noch, wie auf den Orkney- und in Gairnness, zahlreiche skandinavische Wörter in der Volkssprache. Buchten, Fjörden, Fjälle, Fjörgeberge tragen ganz skandinavische Benennung; das häufige Rith (Fjörde) entstand aus Fjord. Die zahlreichen Eigennamen auf son (dänisch sen) deuten auf skandinavische Abkunft, so Swanson (Svendson), Manson (Magnusson), Henderson (Hendriksen), Johnson u. s. w.

Noch weiter als die angeführten Forscher geht neuerdings Professor Stephens, der die ganze englische Sprache und mit ihr das Volk für skandinavisch erklärt **), wobei er gegen Kossak und Grimm polemisiert, die für den deutschen Ursprung der Engländer und englischen Sprache eingetreten waren. Kossak führte als maßgebend an, daß der englische An-

*) Vergl. The English and their origin. A Prologue to authentic english history. By Lake Owen Pike. London, Longmans 1866. Auch ihm sind die Engländer keltischen Ursprungs; der teutonische Rufus in ihnen ist nicht bedeutender wie eine kornelapathische Dofel!

**) Richard Andree, Vom Tweed zur Pentlandsfjörde, Jena 1866, S. 130.

*) Winter, em de Danse og Normannene i England, Steiland og Irland. Kopenhagen 1852 und Deutsch Leipzig 1852. Ferner Den danske Erobring af England og Normandiet. Kopenhagen 1863.

**) The old northern runic monuments of Scandinavia and England, now first collected and deciphered. By Prof. Stephens. London, J. K. Smith. 1866.

finitio auf on endigt, also dem Deutschen „en“ entsprechend, der skandinavische aber auf a; ferner hat die englische Sprache kein wirkliches Possivum, während die skandinavischen Sprachen das Possiv auf a haben; endlich hat die englische Sprache den Artikel, wie im Deutschen vor dem Nomen, in den skandinavischen Sprachen steht er hinter denselben. Stephens nun stellt fest, daß diese Formen nicht alt seien. Er drückt altskandinavische Namensinschriften ab, die den Infinitiv auf a zeigen, und weist nach, daß die alten Skandinavier kein Possivum und die ältesten skandinavischen Dialekte keinen Artikel hatten.

Mit Angelsachsen und Skandinaviern ist es übrigens in Schottland, was germanische Völker betrifft, noch nicht abgethan, ich habe sogar gefunden, daß Griechen nach Schottland gekommen sind. W. B. Stene weist nämlich nach *), daß bereits im Jahre 874, also vor der angelsächsischen Einwanderung nach England, eine griechische Flotte unter Deia und Eufia an den Küsten Schottlands landete und sich hauptsächlich am nördlichen Ufer des Firth of Forth in Forfarshire und Kintyre niederließ. Damals hieß jene Flotte mare freocum. Ins Innere dehnte sich die Ansiedelung nicht weiter als bis zu den Ghil- und Eilawbergen aus.

Eine ganz neue auf langjährigen Studien beruhende Darstellung der ethnographischen Verhältnisse Schottlands, die unserer Ansicht nach die Sache zum Abschluß bringt, erhalten wir jetzt von einem gelehrten Schotten, James A. D. Murray, dessen 250 Seiten umfassende Abhandlung in den Transactions of the philological Society 1870—1872. Part II abgedruckt ist **). Für Murray ist die Feststellung der teutonisch-skandinavischen Dialekte in den Lowlands, also im Osten und Süden Schottlands, die Hauptsache und er unterscheidet acht derselben auf eine höchst subtile Weise. Dieser Theil des Werkes ist speziell für Philologen geschrieben, während und hier auch die historische Eintheilung und jene Abschnitte befüßigen, welche von den keltischen Gaelen und ihren Beziehungen zu den germanischen Bewohnern des Landes handeln. Der Name Schotten gebührt ursprünglich den keltischen Bewohnern des Landes, er ging aber mit der Germanisirung der Dynastie auf die angelsächsischen, zur Herrschaft gelangte südliche (nordenglische) Bevölkerung über und so bezeichnet man denn jetzt mit „schottisch“ einen germanischen Dialekt. Wir finden etwas Ähnliches in Frankreich, das den Namen der deutschen Franken zu dem feinnigen machte. In alten Zeiten unterschied man das sehr gut und John Fordun berichtet, daß zwei Sprachen in Schottland geredet werden: „Scotica et Teutonica.“ Diese germanische Sprache in Schottland war aber gewiß keine skandinavische und auch Murray ist gegen die nördliche Ableitung; wir haben es mit Angelsachsen zu thun, wie die ältesten, freilich nur sehr spärlichen Denkmale nachweisen. Eines der ältesten, citirt von Winton in seinem „Cronyfil“, wollen wir hierher setzen. Diese Chronik wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben und die nicht schwer verständlichen Verse beziehen sich auf den Tod Alexander's III. (1263 bis 1264).

Quhen Alysander oure King was dede,
That Scotland led in lawe and la,
Away was sons off alle and brede,
Off wyne and wax, off gamyn and gle;

Our gold was changyd in to lode,
Cryst borne in to virginyte
Succoure Scotland, and remede
That stad in his perplexyte.

Hier finden wir bereits die englische mit normännischen Zuthaten verlesene Sprache und nur ein Wort (sons) ist keltischen Ursprungs. Es bedeutet „Hülle“. Also die Hülle von Bier und Blut war verschwunden, meint der alte Reimer. Skandinavisch ist aber an diesen Versen nichts. Für den nordöstlichen Theil von Gairnney läßt Murray selbstverständlich skandinavischen Ursprung der Bevölkerung bis zu einem gewissen Grade zu. Auch auf den westlichen Inseln waren die Skandinavier angesiedelt, hier sind sie aber von den Gaelen ganz verdrängt worden, während sonst überall das gaelische Sprachgebiet nur ein Bild des rapiden Hinschwundens zeigt. Im Appendix behandelt der Verfasser schließlich die gegenwärtigen Grenzen der keltischen Sprache in Schottland und dieses ist einer der wichtigsten und dankenswerthesten Abschnitte seiner gelehrten Arbeit.

Da durchaus keine genaue Aufnahme der gaelischen Sprachgrenze existirt, so wandte sich Murray 1869 und 1870 an eine Anzahl Geistlicher, welche an der Sprachgrenze wohnten, und ersuchte dieselben um genaue Auskunft über die gegenwärtige Abänderung der gaelischen Sprache, ein Verlangen, dem überall bereitwillig entgegen gekommen wurde. Dagegen lehnte unbegründeter Weise das Ministerium des Innern die Bitte der Philological Society ab, auf die Sprache der Einwohner beim Census 1871 Rücksicht zu nehmen.

Nach den von Murray an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen, sowie nach den Ausweisen, welche derselbe von Geistlichen empfang, hat er nun seine Sprachkarte Schottlands entworfen. Er zeigt die äußerste Grenze, bis zu welcher heute noch die gaelische Sprache gerethet wird, und es sind innerhalb des gaelischen Sprachraums auch Districte mit einbezogen, in welchen die englische Sprache bereits die vorherrschende ist. Zehn Meilen (englische) weit ins gaelische Sprachgebiet hinein und zumal in den Städten derselben ist das Englische weitaus überwiegend. In den ganzen Hochlanden wird Englisch mehr oder minder gut verstanden und nur ganz im Westen, auf den Hebriden n. s. w., kommt es vor, daß man auf eine englische Anrede keine Antwort erhält. Wie das Jahr für Jahr an Boden verlierende Gaelische zurückweicht, erkennt man aus der Grenzlinie für 1745, welche Murray auf seiner Karte eingezeichnet hat.

Das gaelische Sprachgebiet umfaßt allgemain den schottischen Norden und Westen und reicht sogar nach Irland hinein über. Der Halbinsel Gairnney gegenüber in Ulster liegt der District der Glens of Antrim, welcher nebst der Insel Rathlin (englisch Rathlin) von gaelisch redenden Kelten bewohnt wird, deren Sprache mit jener der schottischen Hochlande völlig identisch erscheint, von der irischen dagegen bedeutend abweichend. Hauptort dieser gaelischen Sprachinsel in Irland ist Cushnaball.

Folgt man der gaelischen Sprachgrenze im Einzelnen, so sehen wir zunächst, daß sie quer durch die nördlichste Gairnney Schottlands, Gairnney, läuft. Die Nordspitze bleibt germanisch, ebenso sind die Firths und Gairnneineln schon seit langer Zeit von germanischen Völkern besetzt. Hier waltet der skandinavische Typus vor und flingt das Skandinavische in der Sprache noch durch. Die Sprachgrenze beginnt gleich westlich von der Stadt Thurzo, an der Mündung des Water of Forth, geht südöstlich auf Hallfirth und von da weiter nach Elph and Aber, so daß der Ort Lybster noch ins gaelische Gebiet fällt. Sutherland und

*) Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. Vol. IV, 169. 1862.

**) The Dialect of the Southern counties of Scotland. With an appendix on the present limits of the gaelic and lowland scotch and the dialectal divisions of the lowland tongue and a linguistic map of Scotland. London and Berlin. Asher and Comp. 1875.

Kelchire gehören ganz zum gaelischen Gebiet; von Cromarty muß aber ein Theil der sogenannten Black Isle, zwischen dem Cromarty Firth und Firth of Murray, dem englischen Sprachgebiet bleiben. Von dem Städtchen Cromarty bis Hoch ist die Küstenlandschaft englisch. Die gaelische Sprachgrenze beginnt wieder drei englische Meilen westlich von Cairn bei Delnise, zieht auf das durch Macbeth berühmte Caubor-Castle, nach Ardelach, überschreitet den Findhorn, geht über den Knod of Moray ins Thal des Spey, überschreitet diesen Fluß nordöstlich von Cromdale, geht auf Lynne am Aven, und der südlichen Wasserscheide des Glen Fioet entlang nach Strathdon am Don. Von hier springt sie südlich zu rüd und erreicht Balmoral, das Kusschloß der Königin Victoria am Dee. Sie geht diesen Fluß aufwärts bis Braemar, so daß dessen nördliches Ufer gaelisch, das südliche aber englisch bleibt. Von Braemar geht die Grenze südlich über die Grampians (die über 1000 Meter hohen Berge Cairn Taggart und Glas Meall) der Grenze von Perth und Forfar entlang (in letzterer Grafschaft wird gar kein Keltisch geredet) bis zum Mount Blair. Hier trennt sie das Glen Shee, geht durch Strath Kildie direct auf die Etadi Dunseld am Tay. Die Richtung bleibt von hier bis zur Clydenmündung eine wesentlich südwestliche. Von Dunseld geht sie über den Pirnamberg, läßt das ganze Strath Braan im gaelischen Theile, trennt Glen Almond und führt auf Comrie. Von hier über die Braes of Doune bis vier englische Meilen südöstlich von Callander, nördlich vom Fale Menteith über Gartmore nach Rowardmean am Loch Lomond, quer durch diesen See und Glen Douglas zum Loch Long, der mit der Clydenmündung zusammenhängt. Die Westküste des Loch Long ist gaelisch, die Ostküste englisch. An der Clydenmündung ist das Gaelische gänzlich verdrängt; denn der District von Dunoon und Toward ist jetzt englisch, ebenso die ganze Südhälfte der Insel Bute; die Ruine von Port Bannatzen im Osten nach der Eiteridmündung im Osten scheidet die Sprachen der Insel, so daß die kleine Nordhälfte den Gaelen verbleibt. Arran ist gaelisch; ebenso die Galtinsirle Cantire.

Die dahinsinkende gaelische Sprache in Schottland befindet sich in einer sehr ähnlichen Lage, wie das Wendische in Deutschland. Auch dort ist es die Kirche, welche den Untergang noch verzögert, und die Beispiele, welche Murray von dem allmähigen Untergange des Gaelischen beibringt, erinnern ganz an das Eingehen des Wendischen in der Lausitz. In den tieferen Theilen von Gainsirle ist das Gaelische ausgestorben, doch wird es noch in den Kirchspielen von Cromdale, Abernethy und Duthil, sowie im oberen Theile des Landes gelehrt. In Paussirle wird noch in Kirkmaisel und Tomtome gaelisch gelehrt; doch verstehen im letzteren Orte die Kinder diese Sprache nicht mehr. In Aberdeenshire wird nirgends mehr gaelisch gelehrt. Bis zur schottischen Kirchenpalung 1843 galt es noch in den Parochien Braemar, Crathie und Glangairn, in Bellator wurde noch das Abendmahl in derselben erteilt. Seit 1845 hat das aufgehört und nur in den Familien der genannten Orte hört man jetzt noch gaelisch reden; jedes Kind über 10 Jahren versteht aber schon Englisch. In Strathdon ist das Gaelische fast ganz ausgestorben. In Forfarshire ist es schon zur Reformationzeit eingegangen.

In Perthshire ist Gaelisch allgemein gültig in den oberen Theilen von Glen Spee und Strath Kildie, weicht aber im letzteren schon stark, in Downall (bei Dundalb) ist es jetzt auch der Kirche verbannt. In Comrie, Callander, Aberfoyle, die an der Sprachgrenze liegen, hielt es sich länger, da hier der Gottesdienst noch regelmäßig gaelisch abgehalten wird. In Stirlingshire ist die Nordhälfte des Loch Lomond noch gaelisch. Invernesshire und Argyleshire sind noch fast ganz

gaelisch, wenn auch die Städte mehr und mehr englisch werden. Auch die Hebriden sind gaelisch und die fern im Atlantischen Ocean gelegene kleine Insel St. Kilda ist rein keltisch. Man versteht dort nicht einmal englisch.

Fortsährend sumpft das gaelische Sprachgebiet mehr und mehr ein. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges reichte es im Süden noch bis an die Deffils- und Eiblanberge, also bis Perth und Stirling, und im Norden des Tay war das „Anglus“ nur auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt. Galloway und Carrick im Südwesten Schottlands waren im sechzehnten Jahrhundert noch gaelisch; die Reformation, welche die englische Sprache begünstigte, räumte hier mit dem Gaelischen auf.

Wie groß die Anzahl der gaelisch redenden Menschen sei, läßt sich schwer sagen. Statistische Aufnahmen fehlen; Murray geht auf diesen Punkt nicht ein; Böck in seiner Tabelle der Nationen und Staaten Europas führt für das ganze britische Reich 1,900,000 Kelten an, worunter die Irländer und Waliser neben den Gaelen begriffen sind. Wir können inbessen zu einer annähernden Schätzung gelangen, wenn wir die einzelnen Grafschaften Schottlands nach ihrer Einwohnerzahl zusammenstellen und die englischen Theile ausschneiden. Ganz zum gaelischen Sprachgebiet werden gerechnet:

Sutherland	23,686	Einwohner.
High and Cromarty . .	80,909	„
Argyll	75,635	„
zusammen	180,230	Einwohner

nach dem Census von 1871. Von den übrigen hier in Betracht kommenden Grafschaften sind nur Theile gaelisch und zwar die gebrigiten, am wenigsten bevölkerten. In Gairnsire ist der die Städte enthaltende, fruchtbarer Theil englisch und von den 40,000 Einwohnern dieser Grafschaft blieben nur 10,000 dem gaelischen Sprachgebiet anheimfallen. Von Vairn gehört etwa die Hälfte (4000 Einwohner), von Elgin ein Viertel (10,000 Einwohner) dem gaelischen Gebiete an. Paussirle liefert zu demselben nur einen unbedeutenden Zipfel mit vielleicht 5000 Einwohnern. Von Aberdeens kommen nur die dünnbesiedelten Gegenden an den Quellen des Dee und Don mit circa 5000 Einwohnern in Betracht. Von Perthshire ist dem Flächeninhalt der Area nach die größere, der Volkszahl nach die kleinere Hälfte gaelisch, sagen wir 40,000 Einwohner (etwa ein Drittel der Gesamtzahl). Stirlingshire und Dumbarton liefern unbedeutende Zipfel am Loch Lomond mit höchstens 3000 Einwohnern. Bute dagegen ist vorwiegend gaelisch mit vielleicht 12,000 Einwohnern von 17,000. So rasch tarirt gewinnen wir folgende Einwohnerzahlen für das gaelische Gebiet:

Bute	12,000	Einw. im gaelischen Theil.
Gairnsire	10,000	„ „ „
Vairn	4,000	„ „ „
Elgin	10,000	„ „ „
Paussirle	5,000	„ „ „
Aberdeens	5,000	„ „ „
Perth	40,000	„ „ „
Stirling u. Dumbarton .	3,000	„ „ „
Bute	12,000	„ „ „

Summa . . . 269,230 Einw. im gaelischen Theil.

Wir dürfen aber sicher 69,000 Menschen innerhalb dieses Gebietes rechnen, die nur englisch reden. Dahin gehören vor Allem die Städte. In Inverness, Tain, Dornoch, Glespin, Dunseld u. s. w. fand ich das Englische völlig herrschend.

Nach Abzug dieser Engländer erhalten wir für Schottland bei 3,358,613 Bewohnern (1871) nur 200,000 Gaelen *). Doch ist, wie bemerkt, diese Zahl nur nach sehr flüchtiger

Schätzung gewonnen, daher mit Vorsicht aufzunehmen. Sie bietet aber immerhin einen Anhaltspunkt, da andere Zahlen fehlen.

Zustände auf der Insel Cuba.

Es ist bemerkenswerth, daß wir in der Geschichte der romanischen Völker gar nicht selten blutige Epochen finden, die an systematischer Barbarei bei den wildesten Völkern kaum ihres Gleichen haben. Die letzteren machen keinen Anspruch auf Civilisation, die ersteren aber gelten für Christen. Wir erinnern nur an die Albigenserkriege, an die sicilischen Vesper, die Bartholomäusnacht, die heilige Inquisition, welche auch in Amerika ungezählte Tausende abschachtelte, an die republikanischen Hochzeiten und Nögen in Nantes zur Zeit der ersten Revolution, an die Zeiten des Schreckens, da in Frankreich die Guillotine in Permanenz erklärt war, an die Gräueltaten der Commune und an die schauderhaften Mordthaten in Alcock. Sie zersplitterten sich untereinander mit einer Art krankhafter Wollust und wühlten in ihre eigenen Eingeweide hinein. Dann ist die Pestie in ihnen souverän.

Wir leben es heute wieder auf Cuba, wo ein systematisches und raffiniertes Vorden nun schon seit fünf Jahren einen ununterbrochenen Fortgang nimmt. Zwischen den Eingeborenen spanischer Abkunft, den weißen Creolen und den Afrikanern, welche auf der Insel als herrschende Classe schalten und walten, herrscht Abneigung; sie sind, obwohl Menschen desselben Stammes, durch eine weite Kluft von einander getrennt und haßen sich gegenseitig mit dem allerheftigsten Ingrimm. Seit nun schon fünf Jahren stehen im östlichen Theile Cubas die Creolen unter den Waffen; die, welche den Kampf führen, haben die Sympathien ihrer Landsleute auf der ganzen Insel, und der Aufstand ist noch nicht niedergeschlagen, obwohl aus Spanien seit 1868 nicht weniger als 80,000 Soldaten nach der Perle der Antillen hingereschickt worden sind.

Auf die Dauer wird Spanien Cuba nicht behaupten können; es wird sich, so schwer ihm das auch fallen mag, in das Unvermeidliche fügen müssen. Seine Herrschaft ist verpöht, wie sie es auch in den Colonien aus dem amerikanischen Gefilde war. Nach Kämpfen, die ein ganzes Menschenalter hindurch keine Unterbrechung erfuhrten, halten die Colonien ihre Unabhängigkeit errungen und Cuba wird gleichfalls von dem entfremdeten Mutterlande sich für immer trennen. Eine Ausöhnung zwischen den feindlichen Völkern ist nicht mehr möglich, seitdem sie den Kampf blutig abgelebt haben und blutigen geworden ist.

Die Afrikaner wissen sehr wohl, daß überall auf Cuba der Boden unter ihnen durchaus vulcanisch ist und daß sie sich, so lange es überhaupt angeht, nur durch Waffengewalt behaupten können. Was sie als Ordnung bezeichnen, können sie nur durch ein „System des Schreckens“ aufrecht halten. Man sieht sich nur zu weit ihre Dayonnetten reichen. Verdächtig ist ihnen jeder Creole; ein toter Creole ist ein Feind weniger. Im mittleren Theile der langgestreckten Insel,

dem Departement des Centrum, sind sie, dem „Systeme“ gemäß, bereit zu Werde gegangen, daß sie nicht nur alle Aufständischen, welche sie im Kampfe gefangen nahmen, todt-schossen, sondern auch alle unbewaffneten Creolen, die sich in die Wälder geflüchtet hatten.

Ein Pflanzer, der sich niemals am Aufstande betheiligte, vielmehr ungemein vorsichtig verhalten hatte, war den Spaniern nur deshalb verdächtig, weil er keine Sklaven hielt und seinen Grund und Boden durch freie Arbeiter bestellen läßt. Die spanischen Freiwilligen überfielen ihn, und als er seine Unschuld behauptete, gab ihm ein Offizier zur Antwort: „Wenn ich Sie sästilen lassen, ist mir ein höherer Rang gemiß.“ Es gelang dem Pflanzer, nach Havana zu entfliehen und dort beschwerte er sich beim Generalcapitän. Dieser antwortete buchstäblich, daß jener für seine Person nichts mehr zu befehlen habe, „aber ich rathe Ihnen als Freund, ja keine Reclamationen wegen Eigenthumbeschädigung oder Verlust zu erheben, denn unter den obwaltenden Umständen können Sie sich glücklich schätzen, daß Sie mit dem nackten Leben davongekommen sind!“

Es würde schwer sein zu ermitteln, auf welcher Seite die Barbarei am ärgsten ist, die „Repressalien“ sind süßen wie drücken geradezu schauderhaft und die Thatfachen sprechen zum Himmel. Es ist nicht selten vorgekommen, daß die Creolen gefangene spanische Offiziere an einen Baum aufhängen, die zusammengebundenen Füße nach oben, den Kopf nach unten; sie zünden dann ein Feuer an und verbrennen den Mann langsam bei lebendigem Leibe. Als Regel gilt, daß jeder Gefangene todtgeschossen wird; häufig aber schlägt man ihm den Kopf, wo möglich auf einen Dorn, mit dem Machete ab, diesem wichtigen Baumeister, daß bei allen amerikanischen spanischer Abkunft ein unentbehrlicher Werkzeug ist. Die Leichen werden nicht einmal beigescharrt; man läßt sie auf freiem Felde liegen.

Auch die Frauen werden nicht verschont; sie sind Unbildern ausgesetzt, deren Schilderung wir uns ersparen. Im Bezirke der Cinco Villas, im Departement des Centrum, hatte sich eine junge Creolin, die sogenannte Virgen de las Tunas, an die Spitze einer Anzahl von Spähern gestellt und leistete als Rundscharführerin wichtige Dienste. Trotzdem sie einen angezeigten Kenner ritt, wurde sie doch zwei Mal von den Spaniern gefangen genommen; ihre Lebenswichtigkeit rettete ihr zwei Mal das Leben. Als sie aber zum dritten Mal in die Gewalt ihrer Feinde fiel, überantwortete der Offizier sie seinen Soldaten und ließ sie hinterher lebendig verbrennen.*)

*) Wir lesen so eben, daß der Präsident der cubanischen Republik, Carlos Manuel de Céspedes, zu Anfang November 1873 einen Erlass veröffentlicht hat, in welchem das Verbot vom Januar 1872 aufgehoben wird. Das letztere schloß Mißverregeltung gegen die von den Spaniern verübten Barbareien ein; jetzt aber „nach einer ununterbrochenen Reihe von Triumpfen“ solle ein anderes System zur Geltung kommen. Dieser Feind (Spanien), der sich mit aller über das Wasser stellt, soll von Seite der Creolen gründlich aufgenommen werden. In die Reihen der Republikaner tritt, soll der bisher von ihm befehligte Rang ihm verliehen. Leute, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen werden oder die

*) Ueber die ehemalige Ausdehnung der Gaelen und die von ihnen beherrschten Erbschaften giebt auch Auskunft: The gazetteer topography of Scotland and what it proves; with much historical, antiquarian and descriptive information. By James A. Robertson. Edinburgh, William P. Nimmo. 1869.

Weite Landstrecken sind zur Einde geworden. Das Centraldepartement umfaßt etwa ein Drittel der Insel und zählt nach amtlichen Angaben von 1872 nur noch 75,000 Einwohner, Weiße und Farbige zusammengezählt. Im Jahre 1869 gab Generalcapitän Rodas den Befehl, daß in verschiedenen Landbezirken die Bevölkerung „concentrirt“ werden sollten, damit man sie besser überwachen könne. Demgemäß trieb man eine große Anzahl derselben in der kleinen Stadt S. Spiritus zusammen, die seine gesunde Lage hat. Dort mangelte es an Wohnungen, die Lebensmittel waren knapp, sehr bald brachen die Mattern aus, dann kam die Cholera und so wurden die meisten dieser Landleute, aber auch ihre spanischen Wächter, dahingerafft. Gleichzeitig streiften Freiwillige in der ganzen Gegend umher, verbrannten die Ernten, schlachteten alles Vieh ab, welches sie fanden, plünderten die Häuser und zerstörten die Wohnungen. Sie hatten gemessenen Befehl, „die Revolution aufzuheben“. Durch solche Mittel gelang es kaum allerdings, in vielen Bezirken die „Ordnung“ herzustellen.

Der südliche Theil des Westdepartements, von Matanzas im Norden bis nach Cienfuegos im Süden und eine ausgedehnte Landstrecke an der Südküste bildet eine einsörmige Hochfläche mit Savannen und dort findet man nur wenige, überdies weit auseinander liegende Zuckerplantagen; außerdem sind viele Flächen mit Buschgebüsch besetzt. Das ist die Region der „Montes“. Aber von Trinidad an, nach Norden und Osten hin, und in den Bezirken von Puerto Principe und Santiago de Cuba ziehen Montañas durch

sahen vorher nichtgelegt haben, sollen nicht weiter bestraft oder Verurtheilung ausgesetzt werden. Falls sie sich den Republikanern nicht anschließen, können sie gegen republikanische Offensiven ausgewechselt und fortgeschickt werden. Wenn sie ihr Gewerbe geben, fortan nicht mehr gegen die kubanische Republik zu kämpfen, können sie im Lande bleiben und beim Ackerbau u. dergleichen oder nach dem Auslande verschickt werden. Es gilt als Ehrenrecht, die Gefangenen rückwärts zu behandeln, jeden nach Schwere seines Ranges. Solche Gefangene, die auf dem Vordere der Republik Feindmännchen haben, haben zu Schwören kommen lassen, sollen vor Gericht gestellt werden; vieler soll mit brennenden Umständen in Erwägung ziehen und seine Todesstrafe über sie verhängen. Die Gefangenen behalten ihr Privateigenthum; Gewere, Waffen und Schwere haben sie an die Republik abzuliefern. Bei Eshürmung von Städten, Lagern u. dergleichen sollen Personen etwas zu Grunde gehen; alte Leute, Kinder und Frauen sollen respectirt und in keinem Falle gezwungen werden, von den kubanischen Truppen fortgeführt zu werden. Jeder Gefangene soll die Ehre haben, dem Feinde Capitulationen zu machen. — Alle die vorerwähnten Anordnungen sollen genau befolgt werden; auf Nichtbeachtung ist Todesstrafe gesetzt.

Dieser Erlaß des Präsidenten „Goyette“ giebt dem Kampfe einen ganz neuen Charakter. Wahrscheinlich ist dabei guter Rath aus Überlegungen im Spiele gewesen, wo man die Republikaner gegen die „feiglichen Macht“ anerkennen will. Wird der Erlaß befolgt, so lassen künftig alle Barbaren zu Völkern der Spanier, und die Nordamerikaner werden eben dafür sorgen, daß alle Gefangenen, die dann auch in der bisher üblichen Weise weicht werden, nicht unter den Schwert gehüllt bleiben.

das Land, Bergketten mit dichten Wäldungen bekränzt, in welchen die Aufständischen oftmals mit Erfolg Widerstand geleistet haben und wo es den Spaniern schwer fällt, ihnen auch nur beizukommen. Diesen Bezirk wollte das unter nordamerikanischer Flagge segelnde, vielbesprochene Freiheitschiff Virginus Mannschaff, Waffen und Schiffsbedarf bringen.

Die Spanier, die doch selber sehr gemischten Blutes sind, bilden auf die Creolen hochmüthig herab und sehen in ihnen, gleichviel ob sie reinblütig seien oder nicht, nur „Mulatten“. Selbst eine Creolin, welche ein Spanier des Geldes wegen heirathet, oder weil sie schön ist, oder weil er keine andere Frau finden kann, gilt ihm für gemischt, und er, der sich auf sein blaues Blut viel zu gute thut, läßt sie das fühlen; er behandelt sie, als sei sie gewissermaßen eine Negerin. Der spanische Pflanzler sagt von seinem Plantagenaufseher, er sei ein mit Theer angestrichener Bursch und nicht selten hat doch solch ein Creole eine weisse Hautfarbe als jener, der dann freilich sich über seine dunkle Färbung damit beruhigt, daß in seinen Adern auch edles maurisches Blut fließe! Die Wearen und Verbern seien tapfere Soldaten gewesen, aber ein Atom Negerblut, wenn auch nur aus der sechsten Generation her, wird als Kennzeichen flavischer Abstammung betrachtet.

Der Creole, gleichviel ob gemischten Blutes oder nicht, hat eine Negerin zur Anne gebohrt und ist mit Negerkindern aufgewachsen. Er behandelt die Schwarzen im Allgemeinen gut, hat für dieselben eine gewisse Theilnahme und macht den Spaniern ihre Härte gegen die Neger zum Vorwurf. Nur voll hält auch er den Neger nicht, dafür kennt er ihn zu gut, aber wenn er auch nicht, wie die himmelvertrauten Pseudophilanthropen im Vorsehlande, einen „Bruder“ in ihm sieht, der so eigentlich nur „ein weißer Mann mit schwarzer Haut“ sei, so sieht er in ihm doch den Menschen, der obendrein einen Geldwerth hat und mit dem man am besten gut haushält. So erklärt sich, wenn wir lesen, daß sich den aufständischen Creolen ganze Schaaren von Negern angeschlossen haben, zumest Sklaven, welche spanischen Pflanzern entlaufen sind.

Der Spanier also behandelt seinen Neger bei weitem nicht so gut wie durchschnittlich der Creole; er verfährt aber auch hart und grausam gegen die chinesischen Kulis, welche angeblich als freie Arbeiter aus Asien eingeführt werden. Er hält sie viel schlimmer als die Neger, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir erfahren, daß diese Asiaten auf den Pflanzungen im Laufe eines einzigen Jahres mehr als fünfzig Tordtheten aus Noth vertribt haben; sie alle sind dann hingerichtet worden.

Die Gefangenen Cubas von den Tagen an, da es durch Columbus entdeckt wurde, und von der Auermordung durch indischer indischer Eingeborenen an bis auf den heutigen Tag ist eine Geschichte der ärgsten Barbarei.

Neueste Nachrichten über die englische Mission nach Sarkend.

H. V. Es ist in diesen Wäldern wiederholt auf die in politischer sowohl als auch wissenschaftlicher Hinsicht gleich wichtige britische Mission, welche gegenwärtig sich auf ihrem Wege nach Ostindien befindet, hingewiesen worden, so daß wir es beinahe als unsere Pflicht erachten, jede neuere Nachricht über den Fortschritt derselben den Lesern des „Globe“ mitzutheilen. Fortschritt hat das Hauptquartier der

Gesandtschaft, Peh, am 29. September verlassen, nachdem die Capitäne Bidulph, Trotter, sowie Dr. Stoliczka, Geolog der Gesellschaft und Osterreicher von Geburt, schon am 12. desselben Monats ihm vorangegangen sind. Diese Herren haben die etwas weisshäutige Straße über das Tschang-Tschangmothal genommen. Sie theilten sich in drei Abtheilungen, um die verschiedenen nach Schachabab führenden

Straßen zu untersuchen, und letztgenannter Ort ist, als äußerster Grenzpunkt Sturtesland gegen Süden hin, von Ref 21 bis 25 Tagereisen entfernt.

Nach den in Indien angelangten allerneuesten Nachrichten geht die Partie des Capitän Vidulich dem jedenfalls etwas seltsamen Sport nach, den 14,000 Fuß hoch gelegenen, 142 Fuß tiefen Pangongler auf einem Kaufshutboote zu besahren. Fürwahr, kein verlockender Zeitvertreib in solcher Höhe und solcher Jahreszeit! Es stehen ihnen nämlich auch noch andere Annehmlichkeiten bei Statung bevor. Nachdem man über den Schajakfluß geleht, haben diejenigen, welche den Karakorumpaß wählten, den 18,000 Fuß hohen Sasserpaß zu überschreiten. Der Karakorum selbst ist 18,700 Fuß, von wo eine kaum bemerkbare Abenkung sie zum 18,200 Fuß hohen Sijli- (Zugel-)Paß bringt, und von welchem man nach einem ziemlich steilen Hinabsteigen zu dem 12,000 Fuß hohen Schabulla gelangt. Die Schwierigkeit des Weges liegt natürlich zum Theil zwischen den Felsen Sasser und Sijli, wo man mehrere Tage hinter einander keinem Palme Graßes, keinem Splinter Holzes begegnet, dies noch dazu bei einer Temperatur von 12 bis 15° unter Null, in damaliger Jahreszeit aber genöthigt noch mehr, und bei einem Winde, der von Mittag bis nach Mitternacht marwardbringend bläst. Zu beneiden sind die englischen Reisenden unter solchen Umständen keineswegs, trotzdem sie sämmtlich mit vielen Pelgen und sonstigen Reisebequemlichkeiten sich versehen haben.

Ueber die Ausfichten auf den Empfang in Sturtesland selbst sind bis jetzt die allerjüngsten Nachrichten bekannt. Ibrahim Chan, Secretär des Herrn Forsyth, den dieser mit den Benachrichtigungsschreibern vorausgeschickt, ist in Jartend aufs Freundschaftlichste empfangen worden. Der Alail

Chazi hat ihn mit einem Ehrenkleide bedacht, und ein schmeichelhaftes Empfangsschreiben dem britischen Gesandten nach Schabulla entgegen geschickt. Wenn nicht Unvorhergesehenes eintreten sollte, wird Herr Forsyth selbst am 21. October in Schabulla und ungefähr Mitte November in Jartend eintreffen, wo nun auch die feierliche Vermählung seines Alail Chazi's stattfinden soll. Der Empfang wird wahrscheinlich der allerhöflichste und allerzärtlichste sein.

Doch ist diesem eben so trügerischen als schlauen Orientalen, der kürzlich in St. Petersburg angelospielt und sich einen tüchtigen Diener, den Baron nannte, blutwenig zu trauen. Denn wenn er gleich klug genug ist, um einzusehen, daß der britische Feind über das riesige Bollwerk des Kin Lin ihm nicht so leicht zu Leibe kann, als der nordische Wä zu der besten Straße von Marim aus, und seine Freundschaft zu den Briten demzufolge auch größer sein wird, — so hätte er doch im Innern seines Verstandes alle beide zum Teufel gewollt, und wäre von der Verhütung mit den Ungläubigen gern fern geblieben, falls er die Chinesen nicht gelüster hätte. Ja, das traurige Ende des Pantonpaßers Sulinan in Tai-li-shi hat ihnen finsternen Schatten auf das Schicksal Sturteslands geworfen, einen Schatten, den der Alail nur dann verschuchen kann, falls er den Engländern sich unbedingt in die Arme wirft.

Wenn daher der politische Erfolg dieser Mission noch etwas unsicher ist, die wissenschaftlichen Resultate werden jedenfalls sehr glänzend ausfallen. Wir werden nicht nur mit Sturtesland selbst in allen Gebieten der Wissenschaft vertraut werden, das hochwichtigste Resultat wird die Erforschung der Famirsippe, des Cuellengebietes des Tsus und der gebirgigen Regionen des Wahan, Gilgit und Jassin sein.

Das Muschelgeld an der Nordwestküste Amerikas.

Sobald der Verkehr sich über die niedrigste Stufe des Austausches erhebt, bedürfen die Menschen eines Werthmaßes, nach welchem die verschiedenen Gegenstände abgetheilt werden. Wir finden auch bei wenig entwickelten Völkern Werthmaße, die gelten, also Geld, indgemein solche, die entweder in allgemeinem Gebrauche sind, oder nach welchen starke Nachfrage sich zeigt. In den ältesten geschichtlichen Zeiten finden wir bei den Vorderasiaten Silber als Werthmesser; unter den Pharaonen hatte Aegypten Gold- und Silberbarren in der Form von Ringen; kleine mit dem Namen eines Pharaonen bezeichnete Caccarablen dienten als Scheidemünze. Geprägte Münzen kannte man in Griechenland im achten Jahrhundert vor Christus noch nicht; die alten Römer hatten edle Metalle nur zum Schand; im Handel der Phönicië mit den Europäern waren noch keine solche im Gebrauche, wie denn überhaupt Metallgeld als Tauschwerth und Werthmesser sich nur sehr langsam Bahn gebrochen hat; auch heute nehmen, z. B. in Ostafrika, manche Völker lieber solche Tauschmittel, welche sie unmittelbar verbrauchen können.

Nach da, wo Edelmetalle und gemünztes Geld bei wenig civilisirten Völkern sich Bahn brechen, bleiben bei ihnen gewöhnlich die alten Werthmesser neben den neuen oft lange Zeit im Gebrauche. So bei den nordischen Völkern der Vorzeit das Feilwerk. Wenn ein alter Skandinavier einem andern eine Dörse gegeben hatte, mußte er ein Harberfell zahlen, einen Fuchspelz, wenn er sich eines ehrenwürdigen Scheltwortes bedient hatte. Bei den Ostküstenvölkern in Nordamerika gilt als Maßstab beim Austausch

ein Biberfell; auf Island rechnet man heute noch auch nach Kabeljau, auf Neufundland nach Stodfisch; in Virginien war früher eine Zeitlang Tabak, in Neußwales Rum der Werthmesser. Die alten Mexicaner hatten mit Goldstaub gefüllte Federpfeifen, Zinnküchlein und Cacaobohnen; nach letzteren rechnen auch heute noch manche Indianer in Nicaragua. Die Peruaner wogen das Silber ab; die Mexicaner kannten die Waage nicht.

In vielen Gegenden Afrikas rechnet man hier nach Sklaven, dort nach Kaurimuscheln, Glasperlen, Rameellen, Röhren und Ohren, Gummi, Süden blaugefärbten Baumwollenzugens, d. h. sogenannten Quinées, Baumwollenkitteln (Tobes), Goldstaub, Eisenstücken, Salz, Metall in Hufeisenform &c. In Asien bildet bei den mongolischen Nomaden Ziegelsteine der Werthmesser, im alten China galt Schildpat als Geld, in Laos heute noch eine Metallhänge; auf den Inseln des Westpazifiks der Reis oder die Kokosnuß, auf den Südsee-Inseln Pailischzähne, auf den Samoa-Inseln seine Matten.

Wir können noch eine Anzahl anderer Gegenstände namhaft machen, wozu aber hier speciell auf das Muschelgeld bei den Indianern in Oregon und dem nördlichen Californien hinweisen; dasselbe wird von ihnen eben so sehr geschätzt wie die Kaurimuschel in einem großen Theile Afrikas. Gewisse Arten von Muscheln waren aber auch bei den Eingeborenen an der Ostküste Amerikas als Werthmesser und Tauschmittel im Gebrauche, die Arten jedoch verschieden von denen am Großen Ocean.

Die atlantischen Indianer in Massachusetts hatten die *Venus mercenaria* oder, wie sie wissenschaftlich benannt wird, *Mercenaria violacea*; sie ist auf dem Markte in Boston als Quackag bekannt. Die Klappen derselben sind am Rande purpurfarbig, das Uebrige ist glänzend weiß. Der dunkelste Theil war das „Purpurgelb“ der Indianer oder „Wampum“; andere Muscheln bildeten das „weiße Gelb“, das „weiße Wampum“, welches nur halb so viel werth war wie jenes. Drei Stück des letztern galten so viel wie ein Penny. Auch die Weissen nahmen Wampumstränge als Geld; so erhielt im Jahre 1671 ein puritanischer Geistlicher 120 Pfund Sterling in diesem Geld ausbezahlt; dasselbe bestand in Piberisellen, dunkeln und weissem Wampum, Glasperlen und Musketenkugeln. — Bei den Irotesen verfertigte man Wampumstränge auch aus *Buccinum* und sie waren die umlaufende Münze.

An der pacifischen Küste hat man als Geld ein Dentalium (tusk abell), also Zahnmuschel, weil sie in Miniaur einem Elephantenzahn ähnelt. Dasselbe ist im Umlauf auf Vancouver, Königin-Charlotte-Insel und an der ganzen Festlandküste vom Fugelund nach Norden hin bis Sitla, aber nicht mehr so ausgedehnt wie früher, nachdem durch die Hudsonsbai-Compagnie wollene Dedden in jene Gegenden gekommen sind; nun rechnen die Indianer nach solchen, denn sie sind das Hauptzahlungsmittel geworden. Heute ist ein Sklav, eine Frau, ein Kahn so und so viele Dedden werth; ehemals bezahlte man nur mit so und so viel Strängen Dentalium. Der Werth der letztern ist durch ihre Länge bedingt; die größeren, deren beide Enden aneinander befestigt sind, nennt man *Hi qua*, aber als eigentlicher Werthmesser gilt nur ein solcher Strang, der 25 aneinander befestigte Muscheln hat, die zusammen einen Faden, also 6 Fuß (?), Länge haben. Es gab eine Zeit, da man für einen *Hi qua* einen Sklaven kaufen konnte, der 50 Dedden oder eben so viele Pfund Sterling werth war.

Wagner, über dessen Reisen in Alaska wir im „Globe“ ausführlich gesprochen haben, fand 1867 im Fort Yukon Indianer (Männer), welche im Nasenknorpel *Diaquanuscheln* (Dentalium outalis oder vulgaris) als Hiertath trugen. Manche Männer hatten ihre Kleider in solcher Menge mit Muscheln überladen, daß der Handelswerth derselben, mit welchem ein Euler sich herausgeputzt hatte, wohl ein paar hundert Markerscheu betrug.

Im Durchschnitt ist ein großes Dentalium drei Zoll lang, viele haben aber nur zwei Zoll und die Mehrzahl ist noch kleiner. Durch den Handel sind aber Dentalien in großer Menge aus Europa eingeführt worden und in manchen Waarenläden zu San Francisco kann man sie neben Glasperlen und anderen für die Indianer bestimmten Waaren aufgeschichtet sehen; sie bilden einen Artikel, der jetzt zumest in Alaska Abzug findet. Das wird aber wohl auch bald ein Ende nehmen.

Auch die Küstenindianer im nördlichen Californien haben

diese Zahnmuscheln als Umlaufsmittel und bezeichnen sie als *Allisotischid*. Bei der *Kahrods* aber gilt als Hauptgeld der rothe Stalp eines Spedites; ein solcher hat den Werth von 5 Dollars. Außerdem ist eine Muschel im Umlauf, die weiß und höhl ist und in Größe und Gestalt dem Sporn eines Hahnes gleicht. Diese wird polirt und ausgezogen; ein kleiner Strang gilt 25 Cents, der längste 2 Dollars werth. Als Einheit gilt ein Strang von der Länge eines Mannearmes, an welchem unterhalb des Ellbogens eine Anzahl langer Muscheln angebracht ist, oberhalb desselben eine Anzahl kleinerer. Dieses Muschelgeld heißt, wie bemerkt, *Allisotischid*, nicht bloß am Klamath sondern auch auf der ganzen Strecke von *Greesham City* bis zum *Cel River*, obwohl dort die verschiedenen Stämme mehrere verschiedene Sprachen reden. Vor dreißig Jahren gab ein Indianer gern 40 bis 50 Dollars Geld für einen solchen Strang; heute aber haben sie nur noch bei alten Leuten Geltung. Diese wollen von dem Gelde des weisen Mannes nichts wissen, sondern sammeln so viel Muschelgeld wie immer möglich, das sie anhäufen und festhalten.

Bei den Jurocks kommt Folgendes vor. Ein junger Mann will gern ein Weib nehmen und doch nicht so lange warten, bis er die von Vater des Mädchens geforderte Summe Muschelgeldes beisammen hat. Dann zahlt er die Hälfte und wird dadurch „halb verheirathet“. Als solch ein Halbmann kann er das Mädchen nicht in seine Hütte bringen und zur Sklavin machen, sondern er muß, bis er Alles abgezahlt hat, in ihrer Hütte wohnen und ist ihr Sklav.

Die Anwohner der Küste und jene in ebenen Gegenden kaufen, bevor sie das Schiffsgewehrl sich aneigneten, ihre Vögel und den größten Theil ihrer Heile von den Gebirgsindianern. Ein Mann gebraucht zehn Tage Zeit, um einen Vogel zu verfertigen, der, je nachdem er gearbeitet wird, 3, 4 oder 5 Dollars kostete. In diesem Handel ist dreierlei Münze gangbar gewesen: weiße Muschelperlen oder vielmehr Knöpfe, die in der Mitte ein Loch haben und auf einen Faden gezogen werden; davon galt ein handlanger Strang 5 Dollars; andere Muscheln gewöhnlicher Art 1 Dollar und eine Sammlung verschiedener Muscheln, je nachdem sie groß und hübsch sind, 3 bis 10 und 15 Dollars.

Wer einen Doctor kommen läßt, muß vorausbezahlen; er bringt demselben einen eben erlegten Fuchs oder so und so viel Stränge Muscheln und wirft diese Gabe vor ihn hin ohne ein Wort zu sagen. So viel am Boden liegt, so viel will man für die Vermuthungen des Doctors geben. Stirbt der Kranke, so haben seine Verwandten das Recht, den Doctor todtzuschlagen.

Die Stämme bei *Bodega*, der alten russischen Ansiedlung in Californien, hatten als Geld eine zweifelhafte Muschel, *Saxidomus auratus*; in Indianergräbern auf Inseln vor der Küste hat man durchlöcherete Exemplare von *Olivella biplicata* und auch *Lucapina crenulata* gefunden.

Schwarze Hülfsgenossen der Engländer an der Guineaküste.

1. Die Koffojahs.

Der Krieg, welchen die Engländer gegen die *Ashantis* zu führen haben, bietet gleich in seinen Anfängen eine Menge eigenthümlicher Erscheinungen dar, und vielfache Verwidel-

ungen seltsamer Art, die man nur versteht, wenn man den wahrheit protischen, in Sprängen und Wälzungen sich bewegenden Charakter der Neger näher kennt und in Erwöl-

gung liegt, daß an der Goldküste die Verwirrung eigentlich permanent ist. Wir werden demnächst versuchen, unseren Lesern einen Einblick in diese wunderlichen Verhältnisse zu geben, die andernwärts ihres Gleichen nicht haben; heute wollen wir schwarze Bundesgenossen der Engländer schildern. Diese haben ganz recht, den Krieg, an welchem sie selber schuld sind, sehr ernst zu nehmen und gleich von vornherein mit dem möglichsten Nachdruck zu verfahren. Sie haben geradezu colossale Rüstungen getroffen, schweres und leichtes Geschütz in Menge nach der Guineaküste geschafft, Proviant aller Art, Brandungswerte, damit Menschen und Boizen an jenen kühl gefühligen Ufern sicher gelandet werden können; Schiffe zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten, Mörkern, Bomben, Zündergewehre, ja sogar Eisenbahnen hatten sie in Bereitschaft, um eine Eisenbahn herzustellen, die sich freilich als unpraktisch in dem Sumpflande erweisen hat. Gleich zu Anfang, als sie im November in den dichtesten Buschwald vorrückten, haben sie damit begonnen, eine Anzahl von Ortschaften, welche von den Achantis besetzt waren, nieder zu brennen; sie haben verkündet, daß sie auch die Hauptstadt Kumaßi einäschern und dem Erdboden gleich machen wollen.

So hat der Krieg mit wilden Barbaren begonnen und er wird ohne Zweifel mit Barbaren fort und zu Ende geführt werden. Auf keinen Fall gereicht er dem, was man christliche Civilisation zu nennen beliebt, zur Ehre. Die Engländer wollen um jeden Preis nach Kumaßi, darauf haben sie alle ihre Rüstungen und Pläne angelegt, aber sie finden ein äußerst schweres Stück Arbeit vor sich. Abgesehen von den tapferen Achantis haben sie den grimmigsten Feind an dem bösen Klima. Man hat in der jüngsten Zeit offenbar aus Absicht den Versuch gemacht, dasselbe nicht so schlimm darzustellen wie es wirklich ist, aber die Thatfache bleibt stehen, daß es für Europäer, namentlich weiße Soldaten, mörderisch wirkt. Die Engländer versahen bei ihren Ausrückungen auch demgemäß. Den Kern ihrer Heeresmacht müssen begeisterte europäische Mannschaften und Offiziere bilden, die Mehrzahl der Truppen aber besteht aus Schwarzen, theils westindischen Regimentsregimenten, theils Aflitanern, die man von weit und breit her anwirbt, so Haussalente in dem Palmölhafen Lagos und an der Sierra-Leone-Küste ganze Schaaren wilder Kossos. So führen die Christen mohammedanische und heidnische Barbaren als ihre Bundesgenossen ins Feld gegen einen mächtigen barbarischen Potentaten.

Sehen wir uns diese Bundesgenossen der Engländer näher an, zunächst die Kossos, über welche wir die Schilderungen eines Augenzeugen aus Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone, vor uns haben. (Correspondenz vom 1. November, „Mail“ vom 21. November.) In der eben genannten Stadt wurde eine Schaar dieser Wilden angeworben, eine andere in Sherbro. Jene in Freetown zogen am 23. October von dort ab, um mit denen von Sherbro auf den Vananeninseln nach Cape Coast Castle eingeschifft zu werden. Eingekleidet waren sie noch nicht, sie trugen ihr Naturgewand, nur einige Hüpfklänge trugen den aus Leopardenfell verfertigten „Kriegshut“, alle aber hatten lange, trumme Äbel; Schießgewehr wollte man ihnen erst an der Goldküste geben.

Auf dem Wege von den Paraden nach dem Hafen heulten sie ihren wilden Kriegsgefangen und hieben dabei mit ihren Äbeln in der Luft herum. Die Engländer meinen, daß sie wohl Jucht in diese Wilden bringen könnten, ergeben

sich aber darin, daß sie auch in Reize und Ghib oftmals gar nicht zu bändigen sind. Ein Lieutenant Gordon, welcher sie befehligt, muß sich ihnen gegenüber mit großer Vorsicht benehmen. Je näher sie dem Einschiffungsplatze kamen, um so heftiger erbeudeten sie sich; sie gerieten in eine gerabegte wüthende Aufregung. Einige Tage mußten sie am Strande campiren und in den Booten, welche sie auf den zu erwartenden Dampfer bringen sollten. Während dieser Zeit gaben sie Kampfspiele zum Besten und zeigten wie sie im Busche kochten.

Zunächst bildeten sie einen weiten Kreis; einige junge Krieger stellten sich in dessen Mitte auf. Dann legten sie sich flach auf die Erde und krochen auf Händen und Füßen weiter. Sobald sie den Feind in ihrem Verdeck glaubten, liegen sie ganz regungslos und still da, und kriechen nach Verlaß einiger Minuten weiter vorwärts durch den Busch. Nun sind sie dem Feinde nahe und springen mit einem entschloßenen Gekräch auf, nach rechts und nach links mit dem Äbel in der sich haubt. Es wird anschaulich gemacht, wie sie beim ersten Anrennen den Gegner niederhauen und ihm dann, unter gräßlichem Gekräch, den Kopf vom Rumpfe säbeln. Alsdann gehen alle in einen weiten Kreis umher; dabei strecken sie den linken Arm weit vor, als ob sie die Köpfe der Getödeten in den Händen hielten. Mit der rechten Hand schwingen sie den Äbel und heulen dabei laut. Manchmal stellen sie sich, als ob sie beim ersten Sprunge den Feind verfehlt hätten; dann ahmen sie einen Zweifelschrei nach, der allemal damit endigt, daß dem Gegner der Kopf abgehauen wird.

Während dieser Auftritte arbeiteten sich die Kossos in eine förmliche Wuth hinein; einem zerpfang beim Herausfahren des Kriegesgesanges ein Mitleidsgefühl. Nachdem sie wieder ruhig geworden waren, schaffte man sie an Bord. Man erwartet große Dinge von den Kossos im Buschgefecht, aber unsere Feinde können unmöglich wilder und grimmiger sein als diese unsere Bundesgenossen, deren wir etwa tausend Mann angeworben haben.

Wenn die Engländer sich nur nicht in dieser Hoffnung täuschen! Von den Haussa, über welche wir in einem folgenden Artikel ausführlicher sprechen, erwarteten sie gleichfalls „große Dinge“ und nun hat „dieses beste Kriegsmaterial“ sich bisher als sehr wenig brauchbar gezeigt. Der General Sir Garnet Wolseley meldet, daß es vielleicht noch möglich sein werde, sie etwas besser abzurichten, hält es aber für unmöglich, eigentliche Disciplin in sie zu bringen.

Das Gebiet, in welchem die Engländer Krieg führen, ist von einer großen Anzahl kleiner Stämme besetzt, die in einer unentwirrbaren Confusion durcheinander verwickelt sind. Diese Stämme und ihre Häuptlinge haben keinerlei feste Ansichten, keine selbständige Meinung, kein Ansehen nach hier oder dort. Alle sind auf einander neidisch und eifersüchtig und fürchten jede überlegene Macht. Sie schließen sich für den Augenblick dem an, welchen sie für den Stärksten halten, und bis jetzt hat der König von Achanti ihnen für solchen gegolten.

Wir finden also unter diesen Aflitenstämmen die echt afrikanische Verfassung. Die Achantis bezogen, das räumen die Engländer an Ort und Stelle ein, haben eine staatliche Organisation und bilden eine consolidirte Macht. Nach ihren Begriffen und Bedürfnissen werden sie gut regiert und jedenfalls begreifen sie sehr wohl die Stellung, welche sie einnehmen, sowohl den schwarzen Wildern wie den Weißen gegenüber.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Alfons Stübel.

Es sind nun gerade fünf Jahre verfloßen, seit Dr. Stübel aus Dresden und Dr. Reiz aus Mannheim ihre Reise nach Südamerika antraten. Beide haben diese ganze Zeit ohne Unterbrechung der Erforschung der Vulkane von Neugranada und Ecuador gewidmet und wir dürfen nach der Reimkehr beider Männer von ihnen wichtige Ergebnisse für die Wissenschaft erwarten; sie sind Sachkundige ersten Ranges. Nach längerer Unterbrechung erfahren wir jetzt Neues über Stübel's Forschungen in Ecuador. Wir erhielten von ihm aus Cuito einen im Auftrage des Präsidenten abgestellten Bericht, in welchem der deutsche Geolog eine Uebersicht der von ihm in Ecuador unternommenen Reisen giebt. Der Titel lautet: Carta del Dr. Alfonso Stübel a S. E. cc. et presidente de la republica sobre sus viajes a las montañas Chimborazo, Altar etc. y en especial sus ascensiones al Tunguragua y Cotopaxi. Wir müssen uns heute mit einigen Andeutungen begnügen.

Den Tunguragua hat vor unserm Landsmann Niemand erkliegen; er schildert die Gestalt dieses Vulkans als eine sehr schöne; man könne denselben gleichsam als einen jüngern Bruder des Cotopaxi betrachten. Er beschreibt den Chimborazo in geognostischer Beziehung und bemerkt, daß dieser, obwohl zwischen so gewaltig imponirende Vulkane gestellt, doch nichts von seiner Majestät verliere; er sei ein Berg, mit dem wenige andere in der Welt sich messen können. Am Carishuairazo fand er auf der Westseite ganz ungeheure Anhäufungen von Schner, weil mehr als er irgendwo anders in den Andes bemerkt hat. Diese ungeheure weiße Masse in unmittelbarer Nähe des Chimborazo veranlaßte den Beobachter zu einer Vermuthung über die Bedeutung des Cuihuawortes Chimborazo (Chimbu, gegenüber, razu, Schnee), also: der Berg, welcher dem Schnee (des Carishuairazo) gegenüberliegt. Am Rande des Exemplars, welches unser Freund uns geschickt hat, schreibt er druckf.: „Die ganze Provinz, in welcher der Chimborazo liegt, hieß vor der Conquista, wie ich nachträglich ermittelte, Chimbu; der Name riecht sich also auch hieraus ab; und vielleicht mit mehr Berechtigung.“ Wir werden vielleicht kurze Notizen aus Dr. Stübel's Mittheilungen geben.

Die Jankees im Staate Massachusetts.

Obmals ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Nachkommen der sogenannten Pilgerväter seit etwa einem Menschenalter in der Volksermehrung bei weitem nicht gleichen Schritt halten mit den Einwanderern, welche sich in den neugeländischen Staaten niederließen, also in Maine, New Hampshire, Vermont, Connecticut, Rhode Island und Massachusetts. Ein in Washington erscheinendes Blatt, die „Sentinel“, theilt folgende Angaben mit.

Im Jahre 1866 zählte man im Staate Massachusetts in runden Ziffern 810,000 Jankees, d. h. englisch redende Eingeborene, und 101,000 „Fremde“; 1860 schon 971,000 Jankees und 260,000 Fremde; die Zählung von 1870 ergab für die ersten 1,104,000, für die letzten 358,000. In Bezug auf die Zahl der Geburten stellt sich für beide Kategorien Folgendes heraus. Im Jahre 1850 kamen deren 16,189 auf

die Jankees, 3196 auf die Fremden; 1860 auf die ersten 16,672, auf die letzteren 6133; 1870 auf die ersten 15,563, auf die letzteren aber schon 12,339. Man muß die Geburten aus gemischten Ehen nicht vergessen. Diese werden in überwiegender Menge abgeschlossen zwischen Fremden und solchen Eingeborenen, welche Kinder den Eingewanderten sind, und die Geburten bei ihnen muß man daher auf Rechnung nicht der Jankees, sondern der Fremden stellen. Geht man näher auf dieses Verhältniß ein, so ergibt sich, daß die Jankees 1870 hätten 48,556 Geburten aufweisen müssen; es entfielen aber auf sie, wie bemerkt, nur 15,563!

Unsere Jankees sind in der That ausgetrocknet; sie sterben ab. Obgleich sie 1870 etwa 254,000 Köpfe mehr zählten als 1850, entfielen doch auf sie 563 Geburten weniger als 1850. Nach vielleicht nur fünfzig Jahren werden die Jankees, gleich den Indianern und Ulfen, verschwunden sein. Ihre eigenen Statistiker sagen das. Am 29. Verträge über die eingetragenen Geburtsfälle heißt es: Bei dem Vergleiche zwischen 1869 und 1870 finden wir, daß die amerikanischen (Jankees) Geburten um 463 sich vermindert, jene der Fremden um 140 sich vermehrt haben und die aus gemischten Ehen um 485. Der Charakter unserer Bevölkerung erfährt eine Umwandlung, und langsam aber sicher tritt ein aus Irlandern, Engländern und Canadianern gemischtes Volk an die Stelle der Jankees von englischer Abkunft, welche letzteren doch dreißig Jahrhunderte im Lande sind. Unsere Ueberbauerschaften sind stationär und zählen heute kaum so viel Einwohner wie vor einem halben Jahrhundert und mit jeder Generation wird das Uebel ärger. Der alten Familien angehörnde Amerikaner verachtet die Handarbeit; die Beschäftigung als Kanalarbeiter kommt ihm zu beschwerlich vor; er mocht es wie der Jude, sucht Unterkommen im Handel, gleichviel von welcher Art derselbe sein möge; höchstens verkehrt er sich dazu, den Kuckucker zu machen. So geschieht es, daß Grund und Boden allmählig in den Besitz von Fremden kommen, die wirklich arbeiten.“

* * *

— Der König von Sambia ist bekanntlich Unfall der Franzosen, die ihm ein Protectorat auferlegten. Diese haben nun verkündet, daß fortan alle Irrungen zwischen Europäern und Sambiakönigen vor den Vertretern des Protectorats gebracht werden müssen und daß dieser das Urtheil zu sprechen habe. Europäer, die in einer Ertzschickung sich niederlassen, haben sich bei den Bezirksbeamten zu melden.

— Die Kohlengruben in Newschottland und auf Cap Breton lieferten 1868 erst 462,000 Tonnen, 1870 schon 625,769; in den Gruben waren 2600 Arbeiter beschäftigt. In letztem Jahre sind in den Bezirken von Elarmon, Wme Harbour, Sherbrooke, Tanguier, Montague, Waverly, Clapham Kenton u. etwa 20,000 Unzen Gold gewonnen worden; 1869 erst 18,000 Unzen.

— In der centralamerikanischen Republik Guatemala, in welcher durch die Pfrerstichtheil während der letzten Jahre mehrere Rebellionen angestiftet wurden, hat man die Jesuiten vertrieben und außerdem alles Eigenthum der religiösen Körperschaften confiscirt, um dasselbe für Schulen, Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten zu verwenden.

Inhalt: Aus dem ägyptischen Reich. I. (Mit vier Abbildungen.) — Die ethnographischen Verhältnisse Schottlands. Von Richard Andree. (Mit einer Karte.) — Zustände auf der Insel Cuba. — Neue Nachrichten über die englische Krise nach Ostend. — Das Reichthum an der Nordwestküste Amerikas. — Schwarze Hülfskrieger der Engländer an der Guineaküste. I. Die Krieger. — Aus allen Erdtheilen: Dr. Alfons Stübel. — Die Jankees im Staate Massachusetts. — Bericht über die Expedition des Dr. Alfons Stübel. (Schluß der Expedition 10. December.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: G. Wiegand in Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Wiegand und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: Meyer's Deutsches Jahrbuch. Von Max Birtz. Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen. Von Dr. G. H. Daniel.

Musikthe Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



N^o 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Aus dem illyrischen Dreieck.

II.

In der Umgegend von Rischupol liegt im Pomthale Patzi's Han, d. h. Einkehrhaus, in einer anmuthigen Gegend; dort machen alle aus Süden her kommenden Reisenden Halt, bevor sie den Fluß überschreiten, auch wird dasselbe häufig von der Stadt aus besucht, weil es, so einfach und schmucklos es sich auch ausnimmt, einen angenehmen Aufenthalt gewährt. (S. 19.)

Rejean zog am Ufer der Donau hin über Siflowa nach Nisepoli, wo er manche römische Inschriften fand. An der Jantra fand er eine Abtheilung türkischer Soldaten, welche die Bewegungen der bulgarischen Insurgenten beobachteten. Diese hatten sich im Jahre 1867 erhoben, weil sie den argen Druck der türkischen Beamten nicht mehr ausstehen konnten oder wollten, und machten dem Pascha der Donau provinz viel zu schaffen. Weiterhin zog er am Isker aufwärts und kam nach Ohigi oder Ohigen, das von rumänischen Einwanderern bewohnt wird. Dort sieht man ein großes, ganz aus Ruinen bestehendes Biered, die Ueberreste der einst nicht unwichtigen von Kaiser Trajan gegründeten römischen Niederlassung Treceus (Colonia Ulpia Treceus); man findet dort noch manche Aufschriften.

Wir sagten schon, daß Ohigen von rumänischen Banern bewohnt sei; ein Gleiches ist der Fall mit den meisten Dörfern am bulgarischen Donauufer zwischen Nisepoli und der serbischen Grenze. Diese Einwanderung hat vor nicht gar langer Zeit, aber doch schon vor Anfang unseres Jahrhunderts stattgefunden; dafür zeugt auch, daß

fast alle Dörfer slawische Namen haben, z. B. Metziska, Trow, Selanowiga u. s. w. Diese Banern sind aus der Walachei fortgezogen um sich dem schweren Joch zu entziehen, das bis zum Jahr 1848 auf den Pandekten Rumäniens so überaus schwer gelastet hat. Die Feudalwirtschaft der Vojaren war die nichtwilligste, welche man sich nur denken kann, man würde Unrecht haben, wenn man sie als eine regelmäßige Regierung bezeichnen wollte. Alles war auf Unterdrückung und Ausbeutung der Banern berechnet, und die Zustände in der Türkei waren viel weniger schlecht. Hier gab es doch keine Vojaren und keine Frohnarbeit beim Straßenbau, das letztere einfach deshalb, weil die Türken keine Wege bauten. Gelegentliche Pladerien fehlten nicht, aber die Erpressungen waren doch nicht in ein System gebracht wie durch die Hospodaren und Vojaren. Die walachischen Beamten waren käuflich wie die türkischen Kadire (Unterprefecten), aber jene waren es viel mehr als diese. So kam es, daß die rumänischen Fürsten in Ungarn in einigem Wohlstande gelangten und daß die Rumänen auf türkischem Boden bleiben, obgleich ihre Landesteile in dem Fürstenthume nun freien Grund und Boden erhalten haben.

Ueber die Entstehung Widins hat man folgende Sage. Ein bulgarischer König hatte drei Töchter; zwei waren tugendhaft und gut, die dritte nicht. Jede baute ein Schloß. Neben dem, welches die älteste, Wida, errichtet hatte, wurde die Stadt Widin gebaut; das Schloß der zweiten Tochter



Baut und Frauen von der rumänischen Grenze.

hieß Wibbot; dasselbe liegt nur drei Stunden von Vidin | inmitten dichter Wälder. Die Ruinen derselben, welche
entfernt; weiterhin im Gebirge baute die dritte ihre Burg | noch heute gezeigt werden, sind bekannt unter dem bul-



Sadoweg.

garischen Namen Kurwingrad, zu deutsch: Schloß der
Puhlerin.

Der Gouverneur von Vidin, Rassin Pascha, war ein

halbgriechischer Türke, mit allerlei europäischem Hiniß an-
gestrichen, welcher dem Reisenden manche pilante Anekdoten
zum Vessen gab. Eine derselben wollen wir unseren Lesern



Pantazis Han bei Kustschul.

und unerschrocken. Je besser ich werde, desto besser werden auch die Ruten sein.

Als ich das erste Mal zum ersten Mal nach dem Hofe kam, da war ich noch ein Kind, das die Ruten nicht kannte. Ich habe aber die ersten Ruten schon erlebt, die ich in der Zeit erlebt habe. Der Herrscher hat mich sehr lieb, daß er mich im Hofe stehen lassen hat. Ich habe, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen. Ich habe aber auch gelernt, daß ich mich nicht zu sehr an den Hofe anheften soll, sondern mich an den Hofe anheften soll, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen.

Ich habe aber auch gelernt, daß ich mich nicht zu sehr an den Hofe anheften soll, sondern mich an den Hofe anheften soll, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen.

Ich habe aber auch gelernt, daß ich mich nicht zu sehr an den Hofe anheften soll, sondern mich an den Hofe anheften soll, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen.

Ich habe aber auch gelernt, daß ich mich nicht zu sehr an den Hofe anheften soll, sondern mich an den Hofe anheften soll, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen.

Ich habe aber auch gelernt, daß ich mich nicht zu sehr an den Hofe anheften soll, sondern mich an den Hofe anheften soll, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen.

großer! Inzwischen ist schon sehr viel Zeit vergangen.

Ich habe aber auch gelernt, daß ich mich nicht zu sehr an den Hofe anheften soll, sondern mich an den Hofe anheften soll, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen.

Ich habe aber auch gelernt, daß ich mich nicht zu sehr an den Hofe anheften soll, sondern mich an den Hofe anheften soll, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen.

Ich habe aber auch gelernt, daß ich mich nicht zu sehr an den Hofe anheften soll, sondern mich an den Hofe anheften soll, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen.

Ich habe aber auch gelernt, daß ich mich nicht zu sehr an den Hofe anheften soll, sondern mich an den Hofe anheften soll, wie ich es sehe, sehr viel gelernt, aber noch viel zu lernen.



Bulgarischer Pope.

in unseren Dörfern, wo sie auf unsere Kosten leben. Wenn wir unsere Ernte einheimen wollen, nehmt ihr uns vom Felde weg und wir müssen für euch Strohdienste thun; manchmal habt ihr uns nicht einmal Zeit gegönnt, um die Aeksaat zu bestellen.“ Der Mann sprach die reine Wahrheit.

Hier noch eine Thatsache, welche „die türkische Wirthschaft“ kennzeichnet. Herr Fejan ging in Gesellschaft des preussischen Consuls in Kufschi nach dem philharmonischen Garten von Dela Hane. Ihnen begegnete ein Türke,

dessen ganze Erscheinung nicht weniger als einnehmend war; er grüßte den Consul, der aber den Gruß nicht erwiderte und dem Reisenden folgendes erzählte.

„Dieser Mann ist ein Bey, Grundherr des Dorfes Dela, ein nichtwürdiger Gesell, der mehr als einen Mord auf dem Gewissen hat. Der bulgarische Geistliche in Dela war so naiv, die Reformen der Regierung ernsthaft zu nehmen und sich auf den Hatti Humayun zu berufen; er wollte die Erpressungen des Bey nicht länger dulden und erhob, das Gesetz in der Hand, Einsprache. Dieser Türke nun bewies ihm vollkommen klar, daß er sich nicht einen Pufferling um den Hatti Humayun kümmern, damit, daß er ihn den Kopf abschneiden ließ; als Geschäftsmann steht er auch in wohlverdientem Ruf. Christliche Kaufleute, die mit einem Waarenzuge nach Tironowa gehen wollten, ließen sich zum Schutze gegen etwaige Räuber von ihm ein bewaffnetes Geleit geben. Sie mußten dabei am See (Vogas) von Zamomoda vorüber; aber weder von den Kaufleuten noch von ihren Waaren hat man jemals wieder etwas gehört oder gesehen.“

Unterbulgarien ist eine wellenförmige, sehr fruchtbare Ebene, die nur in den Thälern mit Holz bestanden ist; der Reisende zog hindurch und berührte zunächst die Stadt Plewna, in deren Nähe sich die Höhle von Kajant befindet, über welche Mangelkrei gehandelt worden ist. In ihr befand sich ein See, der große Fahrzeuge und selbst Dampfer tragen konnte, aber Fejan, welcher Untersuchungen anstellte, fand nur ein Wasserbeden, auf welchem höchstens die Pirogue eines Wilden fahren könnte. Das Volk glaubt ja überall gern an derartige Uebertreibungen. So erzählte in der Sahara ein Araber dem Reisenden Leopold Panet, daß in einer fesselartigen Vertiefung der Wüste zwei feindliche Stämme ein-

ander mit Lanzen bekämpft hätten. So gewaltig war der Streit, daß die ganze Vertiefung zu einem Wasser wurde, der noch vorhanden ist, und so tief, daß kein Mensch ihn durchwaten kann!

Der Höhle gegenüber liegt ein römisches Castrum, das Metta der Minerarien; von den Türken wird es als Tschinewis Katsch, gemeinliche Burg, bezeichnet, denn alles Alte gilt bei ihnen für gemeinlich; Tschinewis para sind gemeinliche Mäulen; eine von den Römern gebaute Straße ist Tschinewis dol.

Befanlich haben einst die Griechen weit und breit im vorderen Orient eine große Rolle gespielt und allerdings viele Festungswerke errichtet: an den Westküsten des Schwarzen Meeres, in der Krim, ja auch im Innern von Georgien und Armenien.

Von Plewna nach Süden hin dehnt sich bis an die Vorberge des Balkan eine höchst einformige Ebene hin; aus dem Nigalgelände tritt der Wid hervor. Etwa eine halbe Stunde Weges aufwärts erweitert sich seine Thalschlucht und bildet einen natürlchen, überall mit Grün bewachsenen Circus. Auf einem Vorsprunge desselben an der Nordostseite liegen Ruinen, die sich höchst malerisch ansehnlich, die des bulgarischen Klosters Sadowo, welche wahrscheinlich in das vierzehnte oder dreizehnte Jahrhundert hinaufreichen. Auf der andern Seite des Widflusses ragt ein mächtiger Felsen weit hervor, und auf ihm hat wieder eine römische Burg gestanden. Der Felsen läuft wie ein Sporn aus; auf der freien Wand waren die Mauern aufgeführt und der Fels hat einen Ueberhang von dreißig bis vierzig Fuß. Hier ist also wieder eine der vier- oder fünfhundert Burgen, welche Kaiser Justinian in der Region zwischen dem Hebrus und der Donau bauen oder ausbessern ließ und welche seinem Reiche Schutz gegen die anbringenden Barbaren gewähren sollten.

Die römisch byzantinische Civilisation war schon matt geworden, der frische Lebensgeist ihr abhanden gekommen. Die byzantinischen Streitigkeiten und das mit unablässigen kirchlichen Zänkereien sich beschäftigende Pfaffenhum wirkten zersetzend wie Weichthau, das Staatswesen veränderte, nachdem sich eine wahre Manbarinewirtschaft gebildet bemächtigt hatte. Nun kamen die lebensfrischen Barbaren und stürzten über die Grenzen des byzantinischen Reiches in Asien wie in Europa. Justinian wählte, sie durch ein halbes tausend Burgen und Festungen abhalten zu können,

www.libtool.com.cn



Wasserträger in Kufschi.

aber sie sind trotzdem bis ins Herz des langsam hinsinkenden Reiches gedrungen. Fast ein Jahrtausend hindurch ist die Geschichte des byzantinischen Kaiserreiches eine Geschichte ununterbrochener Noth und Abwehr. Vulgarien wurde von Justinian endlich mit Befestigungswerten bedacht; eine genaue Untersuchung der Castella Justiniana in dieser Landschaft würde auf seine ethische Schwierigkeit stoßen und für die Kriegeskunst der Byzantiner wichtige Ergebnisse liefern.

Der Reisende verwandte fünf Tage auf die Wanderung durch die Vorberge des Pallas und war entsetzt über so viele landschaftliche Reize. Er gelangte an den kleinen Ort Panega, dessen Bett, zu großem Mißvergnügen der türkischen Müller, manchmal ohne Wasser bleibt; es intermitirt. Um weitem Schaden abzumenden, ziehen sie daum gemeinschaftlich bis an die Quelle und verankerten dort ein Kurban, ein Opfer; zu Ehren des Flüßgottes schlachten sie einige Hammel und es heist hinterher nie, daß das Wasser wieder aus der Quelle hervorquoll, das Bett anfüllt und die Mühlräder treibt.

Es paßt sich Mohammedaner eigentlich nicht, daß sie einem Flügeltier oder einer Fabel Pfer darbringen; es wird ja gewöhnlich angenommen und oftmals wiederholt, daß der Islam rein spirituellistisch sei und abgöttische Brände fern zu halten wisse. Allerdings ist der Koran nach Buchstaben

wie nach Geist sehr spirituellistisch und monotheistisch, aber es ergeht dem Islam wie allen Religionen; der Spirituellismus laßt Seele, Gang, Bedürfnis des Menschen nicht befriedigen, weil er abstrakt ist; der Mensch will und verlangt etwas sinnlich Verständliches und Greifbares. Die Abstractionen Gott, Unendlichkeit, Ewigkeit machen auch hochgebildeten Leuten zu schaffen und sind und bleiben doch ungreifliche Dinge. Was Wunder wenn der schlichte Mann sich Untergötter schafft und so gerecht macht, wie er sie begreifen und verstehen, bei denen er sich wirklich etwas denken kann. Und das hat er stets und überall gethan. Schlimm ist es allerdings, wenn aus derartigen Volkselementen das Leben verschwindet und an die Stelle des letztern ein ganz ordinärer Mechanismus tritt, der Gebete herplappert, Polypen verehrt und sich auf denselben niedrigen Standpunkte befindet, wie der Fetischdienst der Negers. Auch bei den Mohammedanern finden wir schon Ausartung. Allah wird in der Theorie angebetet, aber in der Praxis tritt an seine Stelle vielfach der unerwünschte, mit Ungeziefer bedeckte Derrisch. Und es ist ja noch kein halb's Jahrhundert verfloßen, seitdem die frommen Tamen in Skairo das Paradies ganz sicher zu erwerben glaubten, wenn sie an hellem Tage und auf offener Straße mit schweißigen aber heiligen Tawisden in einer Weise verachten, deren Schilderung wir uns ersparen müssen!

Gustav Radde.

Seit einem Jahre weist Gustav Radde wieder in der Heimath. Unter den deutschen Reisenden und Naturforschern der Gegenwart nimmt er eine der ehrenvollsten Stellen ein; er hat nicht umsonst durch beigetragene, unsere Kunde nach Ost- und Südibirien zu bereichern und in der letzten Zeit namentlich den Kaukasus zu seinem besondern Forschungsgebiet anerkannt. Gegenwärtig bereist er die größeren Städte Deutschlands, um daselbst über den Kaukasus Vorträge zu halten, die durch 14 herrliche von August Schaffer in Wien gemalte Oelgemälde erläutert werden. Radde spricht äußerst lebhaft und fesselnd, Gedanken und Thatfachen sprudeln gleichsam aus seinem Munde und der Gegenstand, den er sich zum Vortrage erlesen, ist ein hochinteressanter. Denn das Kaukasusland tritt mehr und mehr in die Erscheinung, es ist eine der wichtigsten Durchgangspassagen nach Asien und erblüht unter russischer Herrschaft mehr und mehr.

Unter diesen Umständen glauben wir den Lesern des „Mosaik“ einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen Bericht erstatten über das Leben und die Arbeiten des tüchtigen Mannes, der als Director des kaiserlich russischen Museums in Tiflis eine staunenswerthe Thätigkeit entwickelt, bei aller Liebe für sein Adoptivvaterland Rußland aber doch ein guter Deutscher geblieben ist und vollkommen auf dem Boden deutscher Wissenschaft weiter arbeitet.

Gustav Ferdinand Richard Radde wurde am 27. November 1831 zu Danzig geboren. Von ihm wir nicht, so war Radde zunächst Apotheker; seine Liebe zu den Naturwissenschaften, für die er seltene Begabung zeigte, veranlaßte ihn jedoch bald, sich diesen ganz zu widmen; kaum zwanzigjährig begab er sich 1852 auf Kosten des bekannten entomologischen Vereins zu Stettin nach der Krim, um dort zu sammeln und zu forschen. Zwei Jahre verbrachte er am Nordgestade des Schwarzen Meeres, wo zum ersten Male sein

weitreichender Blick sich erproben konnte, der nicht, wie bei so vielen Sammlern, am Detail haften bleibt, sondern die Erscheinungen im Zusammenhang zu ergreifen sucht. Dafür sprechen bereits seine ersten Arbeiten, die 1854 und 1855 im Bulletin der Mosauer naturforschenden Gesellschaft unter dem Titel: „Das Thierleben am Faulen Meere“, „Versuch einer Pflanzenphysiologie Tauren“ und „Beiträge zur Ornithologie Sibirienlands“ erschienen.

Als Radde diese Reise vollendet hatte, beschloß die mit bedeutenden Mitteln ausgestattete geographische Gesellschaft in St. Petersburg, den östlichen Theil Sibiriens durchforschen zu lassen, nachdem bereits P. P. Schrenck und Maximowitsch sich am unteren Amur befanden. Dieser neuen Expedition ward der Akademiker Schwarz, der sich zunächst mit dem astronomisch-topographischen Theil befaßte, als Leiter vorgelegt, während man Radde ansetzte hatte, gewisse Strecken im Osten Sibiriens in Bezug auf Botanik und Zoologie zu durchforschen. Ende April 1855 verließ unser Reisender Petersburg und begab sich über Moskau, Kasan und Perm nach Katerinburg, wo er am 10. Mai anlangte. Auf der großen, Sibiriens von Westen nach Osten durchziehenden Landstraße reiste er nach Irkutsk. Von hier aus weitergehend, besuchte er zunächst den Baikal-See, der seit dem vorigen Jahrhundert nicht wissenschaftlich durchforscht worden war. Im darauf folgenden Jahre sehen wir ihn an der sibirisch-chinesischen Grenze, in dem Kosakennesten Kulafutai. Bis dorthin erstreckt sich das Nordostende der großen mongolischen Wüste Gobi, die hier als russisches Daurien bekannt ist und früher von Pallas in zoologischer, von Turtschaninow in botanischer Hinsicht angebeutet worden war. Hierauf befiel er den 8259 Fuß hohen Sedchondo, der von den Mongolen als ein heiliger

Berg betrachtet wird und als Quellberg der Ingoda und des Onon, zweier Zuflüsse des Amur, von Wichtigkeit ist.

In den Jahren 1857 und 1858 thaten sich endlich die neuerworbenen Amurländer vor Radde auf. Von Tschita an der Ingoda schwamm er, von einigen Kosaken begleitet, auf einem Floße den Kiesenstrom hinab und schlug da, wo diese das Durejagebirge durchbricht, eine einfache Wohnung mitten in der Wildnis auf. Im Jahre 1859 durchforstete er endlich das wenig gekannte Sajan-Gebirge mit dem 11,452 Fuß hohen Munkus-Sardit und beschloß hiermit seine sibirischen Reisen. Am 10. Januar 1860 traf unser Reisender wieder in Petersburg ein, nachdem er beinahe fünf Jahre zur Durchforschung jener zwei lange, unbebauten Gebiete verwendet. Die wahrhaft großartige Reise hat er mit der geringen Summe von 3813 Rubel bestritten.

Die Früchte derselben sind außerordentliche, in botanischer und zoologischer Beziehung. Im Jahre 1861 veröffentlichte die kaiserliche Akademie der Wissenschaften Radde's Jahresberichte an die geographische Gesellschaft in Pär und Helmerzen's „Beiträgen zur Kenntniss des russischen Reiches“. Das Werk führt den Titel: „Berichte über Reisen im Süden von Sibirien.“ Es ist frisch und einfach geschrieben und lenkt die Aufmerksamkeit auf die großartige Natur der beschriebenen Gegenden in lebendigen Zügen mit vorurtheilsfreiem Sinn und scharfem Blick *).

Was die speciell zoologischen Ergebnisse dieser Reise betrifft, so erschienen sie in zwei Bänden unter dem Titel „Reise im Süden von Sibirien“, Bd. I: Die Säugethiersauna, Petersburg 1862, und Bd. II: Die Felslandvornis des südöstlichen Sibiriens, Petersburg 1864.



Gustav Radde.

Als die russische Regierung daran dachte, in Tiflis ein kaukasisches Museum zu errichten, konnte sie keinen bessern Mann zum Gründer und Leiter desselben erwählen, als Gustav Radde. Schon 1863 schlug er seinen Wohnsitz in Tiflis auf und was er dort im Verlauf von zehn Jahren geschaffen, verdient wahrhaft bedeutend genannt zu werden. Nicht nur, daß er ein großartiges naturhistorisch-ethnographisch-archäologisches Museum schuf, welches Alles umfaßt, was auf die Kunde des Kaukasus und seiner buntbesetzten Bevölkerung Bezug hat, er erforschte auch das Gebirge, dessen besser Kenner er jetzt ist, nach den verschiedensten Richtungen hin. Gleich nach seiner Ankunft machte er Aufstiege in verschiedene Thäler des Südkaukasus, namentlich des Rion und seiner Zuflüsse und entdeckte hierbei gleichsam das merkwürdige, in halber Unabhängigkeit lebende Volk

der Swanen **). Als erste größere Frucht seiner Kaukasusstudien, welche die Reisen im Ringelstein's Hochgebirge und in seinen drei Längenhochthälern (Rion, Isfemi-Isqali und Jagur) umfassen, veröffentlichte er 1866: „Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern“ (Tiflis, Buchdruckerei der Civilhauptverwaltung) ***).

Aber auch die Nachbargebiete blieben von Radde keineswegs unberücksichtigt. Er griff nach Osten und Süden aus

*) Wir haben, „Globus“ III, 353, Auszüge aus diesem Werke, sowie charakteristische Illustrationen desselben mitgetheilt.

**) Die ersten Berichte hierüber in Petermann's Mittheilungen 1865, S. 15 und 43.

***) Auch dieser Brief haben wir, unter der Beigabe von Illustrationen, bereits ausführlich gemeldet. „Globus“ XX, S. 177.

und zog sowohl das Kaspiſche Meer als Armenien in den Kreis ſeiner Forſchungen. Als die Ruſſen ihr Augenmerk 1869 auf die Ducht von Krasnowodsk an der Mündung des Kaspiſchen Meeres zu werfen begannen, die ihnen ſeitdem ein weſentlicher Stützpunkt in ihrem Vordringen gegen Mittelaſien wurde, lag ihnen auch die naturwiſſenſchaftliche Forſchung jener Gegenden am Herzen, wie ſie denn überhaupt in preiswürdiger Weiſe bei ihren aſiatiſchen Eroberungen ſtets Geographie und Naturwiſſenſchaft zu fördern wunſchten. Rabbe ward im Verein mit Dr. Sievers mit dieſer Aufgabe betraut, die er erſtmal in gewohnter tüchtiger Weiſe löſte *). Was Hocharmenien betrifft, ſo hat Rabbe im Verein mit Sievers durch wiederholte Reiſen, die oft von Gefahren, immer aber von Anſtrengungen nicht frei waren, deſſen Kenntniß in geographiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Beziehung ungemein gefördert. Die phyſikaliſchen und geologiſchen Verhältnisse, namentlich aber die Verbreitung der Pflanzen in verticaler Richtung ſind auf dieſer Reiſe eingehend beobachtet worden **).

Viel allen Reiſen hatte Rabbe hauptſächlich ſein Tiſcher Muſeum im Auge, das unter ſeiner raſſiſchen Thätigkeit zu einem glänzenden Inſtitut erhoben wurde. Davon brachte die letzte Zeit überrafchende Kunde, indem unter Rabbe's Leitung aus den Schätzen dieſes Inſtituts die Moſauer polytechniſche Anſtaltung 1872 ***) wie die Wiener Weltanſtellung beſichtigt wurden. Hier erkannte man zunächſt, was der Kaukaſus iſt und was er zu leiſten vermag. Es zeigte ſich deutlich, wie ſeit ſeiner vollſtändigen Unterwerfung

(1864) zugleich mit dem äußern Frieden Fortſchritte jeglicher Art im europäiſchen Sinne auf dem Fiskus zwischen dem Schwarz- und Kaspiſchen Meere angebahnt wurden und theilweiſe ſegenreiche Wurzel ſchlugen. Wir geben unter den ausgeſtellten Gegenſtänden die überſichtliche Culturkarte des geſamten Kaukaſus (20 Blatt auf den Zoll) hervor. Andere Karten bringen die Waldvertheilung, wieder eine andere (von Dr. Tropow) die Fieberplage im Kaukaſus zur Anſchauung. Die Durchſchnitte des Terrains der Poti-Tiſſiſer Eiſenbahn, der großartigen ruſſiſchen Heerſtraße (von Wladimirow über den großen Kaukaſus am Kabeſ) waren ausgeſtellt, dazu Photographien der Klöſter, Klöſte des Gebietes, der höchſt merkwürdigen chriſtlichen *) und mohammedaniſchen Kirchenbauten.

Die im Eingange dieſer Skizze erwähnten „Vier Vorträge“ machen uns mit alle dem genauer vertraut. Rabbe ſchloß hierin zunächſt den Kaukaſus als ein Europa und Indien verknüpfendes Lufthautland, deſſen Völkergattung vorgeführt wird. Die Höhenverhältnisse und das Klima werden ausführlich beſprochen und ein Durchſchnitt vom Romyſch im Norden über den Kabeſ, Tiſſi, Ararat bis zum Wanſe in Armenien gegeben. Daran reiht ſich in meiſterhaften Bildern die Schilderung des Pflanzen- und Thierlebens, der Steppen, Wüſten und Wälder, von den immergrünen Gehölzen bis zur Alpenvegetation an der Schneegrenze. Der dritte Vortrag behandelt die reichen Bodenkäſe des Kaukaſus: die Thermen, Naptha, Salz, Schwefel, Eiſen, Kupfer, Kobalt, Blei, Silber und Gold. Der letzte Vortrag iſt ethnographiſcher Natur; die chriſtlichen und mohammedaniſchen Völker: Armenier und Gruſier, die Juden (Kachamulen) werden geſchildert, und mit einem Blick auf den Kaukaſus als großartiges Unternehmungsfeld für den weſtlichen Fleiß, für europäiſche Capitalien ſchließt Rabbe ſeine Vorträge.

*) Beſchl. „Rabbe's und Sievers' Streifzüge am Kaspiſchen Meer“, „Globus“ XIX, S. 227.

**) Reiſen im omanischen Gebiet, ausgeführt im Sommer 1871 von Dr. G. Rabbe und Dr. G. Sievers. Vettermann's Mittheilungen 1872, S. 307 u. 445, 1873, S. 174.

***) Nachträgliche Bemerkungen über die fauſtliche Abtheilung der Moſauer polytechniſchen Anſtaltung von Dr. G. Rabbe. Verſagen der „Augenburger Allgemeinen Zeitung“ vom 11. und 12. September 1872.

*) Dieſe ſind neuerdings ſehr ausführlich von R. v. W. (Wernberg) in der Zeiſung zur „Augenburger Allgemeinen Zeitung“ 1873, Nr. 235 ff. geſchildert worden.

Culturverhältnisse Rußlands und des skandinavischen Nordens in vorhistorischer Zeit.

Von J. Meistorf.

I.

Die Ländergebiete, welche wir heutzutage unter den Namen Rußland und Scandinavien zuſammenfaſſen, bieten von archäologiſchem Geſichtspunkt betrachtet der Gegenſätze mehr als der Ähnlichkeiten, weshalb von einer Abhandlung, die in ihrer Ueberſchrift beide Namen zuſammenſtellt, eher eine Verleumdung dieſer Gegenſätze als eine Schilderung beiden gemeinſamer Verhältnisse zu erwarten iſt. Eine Verſchiedenheit, welche ſchon bei dieſem Verſuche ſtörend einwirkt, beſteht darin, daß, während Scandinavien, als Wiege und Herd der vergleichenden vorhiſtoriſchen Alterthumsforſchung, bereits ein bedeutendes Material zuſammengetragen und zugänglich gemacht hat, Rußland bisher für uns in dieſer Beziehung eine terra incognita geblieben iſt. Und zwar war das Dunkel, welches über der großen Länderfläche lagerte, für die Alterthumsforſchung nicht gefährlich; denn

ebenſo bequem wie es war und iſt, jedes gut gearbeitete antike Metallgeräth für italieniſches Fabrikat zu erklären, ebenſo bequem war es, die unbekannten Berge, auf welchen dem Norden einſt eine höhere Cultur angeſührt worden, nach Rußland zu verlegen, und das große Reich, welches vom Schwarz- Meer und dem Kaspiſche längs den Ufern der Flüſſe in das Herz Europas hinein und hinauf nach der ſkandinavischen Halbinſel führte, als Durchzugsland und Kaſtpfad für die von Skandinavien nach Nordweſten und Weſten ſich bewegenden Wandervölker zu betrachten.

Es ſchlehte nicht an Silben für dieſe Annahme. In Finnland waren Bronzeartefacte von dem Typus der ſkandinavischen Bronzealterthümer gefunden, und in dem aus den Gräbern der Bronzezeit gehobenen Goldſchmuck glaubte man nach dem Ergebniß der chemiſchen Analyſe Gold aus dem

Ural zu erkennen. Kein Wunder also, daß die Mide unserer Alterthumsforscher und namentlich der im Norden wohnhaften sich frühlich nach Osten richteten. Das Verlangen über die archaischen Verhältnisse in Rußland klar zu werden, wuchs, als man bei der ersten Schaustellung russischer Alterthümer gelegentlich der Ausstellung von 1867 in Paris nur fremdartige Typen gewahrte, die den skandinavischen und westeuropäischen in keiner Weise gleichen, auch nicht als Grundformen, aus denen diese sich entwickelt hätten, betrachtet werden konnten. Dieses Factum stimmte schlecht zu den bisherigen Hypothesen und forderte dringend nähere Untersuchung. Dieselbe ist im Werke, den ersten Einblick in die vorhistorischen Culturverhältnisse des russischen Reiches giebt und der Director des altnordischen Museums in Kopenhagen, Etatsrath Prof. Worsaae, der schon 1869 einen archaischen Streifzug an die Wolga unternahm, aber erst zu Anfang dieses Jahres, nachdem er auch die süd- und mitteleuropäischen antiquarischen Bestände aufs Neue geprüft, die Resultate seiner Untersuchungen veröffentlicht hat *). Es fehlt in Rußland keineswegs an reichhaltigen fossilen Alterthümeransammlungen; allein das Material ist nach seiner Richtung vollständig und die Sonderung und Gruppierung des vorhandenen noch nicht so weit gediehen um ein überblicksreiches Culturbild zu gewähren. So viel ist jedoch klar, daß auch das russische Reich ganz verschiedene Culturgruppen umfaßt, die jede für sich studirt sein wollen.

Daß der Mensch in Süd- und Mitteleuropa ein Zeitgenosse des Mammoth gewesen, ist allbekannt; doch fehlt es bis jetzt an Beweisen, daß weiter nördlich z. B. auf den dänischen Inseln, wo Ueberreste von Elephas armeniacus gefunden sind, auch der Mensch gleichzeitig existirt habe. Weiter als das Mammoth, scheint sich das Renithier der mitteleuropäischen älteren Steinzeit ausgebreitet zu haben. Man findet Gebeine dieses Thieres in dem ganzen nordeuropäischen Tieflande, bis nach Schonen hinauf und nach Osten bis in die russischen Steppeprovinzen, vielleicht darüber hinaus. Als dieses Renithier nach Schonen hinauf wanderte war dieses noch nicht landseit mit Schweden, noch nicht durch die See von dem deutschen Festlande geschieden. In den dänischen Klüften sind keine Renithierknochen gefunden worden, aber trotzdem ist es wahrscheinlich, daß gegen das Ende der sogenannten Renithierzeit sowohl Dänemark als Schonen von Menschen bewohnt gewesen sind. Diese ersten Bewohner lebten von Jagd und Fischefang, formten aus Steinen und Knochen die unentbehrlichsten Werkzeuge und hatten bereits ein Thier, den Hund, an sich gefesselt und gezähmt. Aus dieser Zeit dürften die ältesten Eispeithäler-Hügel oder Klüftenmündungen stammen. Die ältere Steinzeit war im Norden von so langer Dauer, daß man deutliche Fortschritte in der Verarbeitung der Geräthe wahrnimmt. Einige „Klüftenmündungen“ scheinen in die jüngere Steinzeit hinein zu reichen. Diese jüngere Steinzeit, die sich durch geschliffene Steinwerkzeuge und gewaltige Steingräber kennzeichnet, hub an mit der Einwanderung einer neuen Bevölkerung, welche nach langer Wanderung den europäischen Norden erreichte, sich dort festsetzte und in der ihr eigenen Cultur nicht etwa rückwärts sondern rüßig vorwärts schritt.

Von Asien, vielleicht von Indien oder Persien, war die Welt aufgebrochen. Nach Westen ziehend berührte es die Küsten des Mittelmeeres, folgte, bei Gibraltar eine nördliche

Richtung einschlagend, dem Küstensaume des Atlantischen Oceans, bis es längs der Norbsee nach der finnbirgen Halbinsel kam, von wo es sich theils nach Westenburg und Pomern, theils nach Dänemark und Schweden ausbreitete; hier scheint es jedoch nicht über die großen Seen hinausgedrungen zu sein. Dieser Weg ist durch die großen Steingräber oder Dolmen, in welchen die Toten beigesetzt wurden, deutlich bezeichnet. Ueberall blieben auf diesem Wege einzelne Gruppen zurück, welche längs den Küsten tiefer ins Land drangen und in den neuen Wohnsitz die angeerbte Cultur nach ihrer Eigenart ausbildeten; dadurch sind im Laufe der Zeit besonders Stilarten entstanden, so daß z. B. ein nördlicher Steinleith von einem belgischen zu unterscheiden ist.

Die nördliche Gruppe beschränkt sich nicht auf die skandinavischen Länder, sondern umfaßt auch einen Theil von Norddeutschland. Sie erreichte die höchste Stufe der Steinaltercultur, weil die Kenntniss der Metallgeräthe dem Norden am längsten vorenthalten blieb. Die in größeren und kleineren Gruppen beisammen liegenden Gräber lassen auf feste Wohnplätze schließen. Die hiesigen Klüften sind von Knochen lassen vermuten, daß die Einwohner genährte Kleider trugen. Sie schmückten sich mit Perlen, Muscheln und durchbohrten Thierzähnen, sie formten hieselbe idene Näpfe und Krüge, schwammen in ausgehöhlten Baumstämmen über das Wasser, hielten einen ansehnlichen Viehherd und richteten bei der feierlichen Beisetzung ihrer Toten große Leichenschmausche her, bei welcher Gelegenheit Pferde, Kinder, Schafe und Schweine geschlachtet und verpestet wurden; ja es scheint, daß sie auch angefangen hatten den Acker zu bestellen und Getreide zu bauen.

Von dieser Cultur blieben Norwegen, Nordschweden, Rußland und Polen unberührt. Kräftig haben auch diese Länder eine Steinzeit gehabt, allein die und erhaltenen Spuren verrathen einen ganz andern Charakter. Die Geräthe sind nicht nur von anderem Material (Thon, Tals und Quarzschiefer, Diorit, Basalt), sondern auch von roboter, plumper Form und zeigen mit den westeuropäischen Typen keine Ähnlichkeit. Worsaae spricht ihnen asiatischen Ursprung zu, weil jenseits des Ural bis nach Kamtschatka den finnischen und russischen ähnliche Steinartefacte gefunden werden. Der gelehrte Däne zeichnet die Physiognomie des formativen Tieflandes in ältester Zeit folgendermaßen:

Obgleich auf den dänischen Inseln Ueberreste von Mammoth, und in Sibirien ganze Exemplare dieser längst ausgestorbenen Thierart gefunden worden sind, ist doch zwischen der Ostsee und dem Ural bis jetzt noch keine Spur derselben nachgewiesen. Ueberreste des fossilen mitteleuropäischen Renithieres dahingegen fehlen in Rußland nicht und von Südrussland ist es, wenigstens bis jetzt die sichere Beweise fehlen, doch sehr wahrscheinlich, daß der Mensch dort zur Renithierzeit bereits Aufenthalt genommen hatte. Die Küste des Schwarzen Meeres sah auch das gen Westen ziehende Volk der Dolmen und geschliffenen Steingeräthe. Auf der Krim, zwischen Nisch und Dniepr, hat man Gräber der Steinzeit entdeckt. In Podolien sind am Ufer des Dniepr in einem längst Dolmen von 6 bis 18 Fuß Höhe untersucht und in einem derselben fünfzehn Skelette in stehender Stellung gefunden worden, jedes mit einer Steinart in der linken Hand. Auch im Gouvernement Kiew sind Steingräber mit unverbrannten menschlichen Skeletten und Flintsteinwerkzeugen angebracht. Hier scheinen sie indessen ihrer nördlichen Grenze gefunden zu haben.

In Mittel- und Nordrussland tritt und eine andere Welt entgegen. Wir finden dort keine Gräber, deren Inhalt über die Lebensweise ihrer Erbauer dürftige Auskunft

*) Rußlands und des skandinavischen Nordens Belyeggeles og Aldeste Kulturforhold. Bidrag til sammenlignende forhistorisk Arkæologie af J. J. A. Worsaae. Separattryk af den „Arbejder“ f. Nord. Lit. og Historie. 1872.

geben könnte. An den Ufern der Binnengewässer und den Küsten gefundene roh gearbeitete Kaugespigen und plumpe Aelte ohne Schäftloch sind die einzigen Spuren von den ältesten Bewohnern des Landes. Man hat hieraus geschlossen, daß sie als Jäger, Fischer oder Renthierjäger ein unstätes Wanderleben führten und auf einer so niedrigen Culturstufe standen, daß sie nicht einmal ihre Todten begruben. Von Nord- oder Mittelasien waren sie über den Ural gekommen, breiteten sich aus über das russische Tiefland nach Sibirien und weiter nach der skandinavischen Halbinsel, wo sie indessen nur die nördlichsten Gebiete besetzten.

Das russische Reich umfingte demnach in der Strömung zwei Kulturgruppen. Im Süden am Schwarzen Meer lag ein Volk in festen Wohnplätzen, das seine Todten mit colossalen Grabdenkmälern und mancherlei Grabgeschenken ehrte, welche letztere noch heute von ihrem Geschlecht in der Verarbeitung des Steines zeugen. Im Norden sahen wir von Asien herüber gekommene finnische Völker mit ihren Renthiere umflutet umherzoziehen, von Jagd und Fischfang, von dem Ertrag ihrer Herden sich nährend, ähnlich wie noch heute die Lapponen. In Rußland wie auf der skandinavischen Halbinsel blieben diese verschiedenen Völkersämme durch unüberwindliche Wälder und die kalandrische Länge getrennt. Erst nachdem das Land dichter bevölkert und nach und nach unter Cultur gelegt ward, fand eine Verührung statt.

Hiermit fällt die früher vielseitig gestützte Hypothese, daß die lapplische Bevölkerung des skandinavischen Nordens einfluß die ganze Halbinsel innegehabt habe und durch spätere Einwanderer allmählig bis in den äußersten Norden zurückgedrängt sei. Wäre dies der Fall, so würde es an unzweideutigen Spuren ihres Aufenthaltes nicht fehlen: es würden

ihre eigenthümlichen Steingeräthe, wie auch die Gebeine ihrer Renthiere sich überall wo sie gehaust, vorfinden. Nun aber ist zwischen Schweden, wo das fossile, mitteleuropäische Renthier seine nördlichste Grenze fand, und den Lappmarken keine Spur weder von dem fossilen noch von dem lappländischen Renthier jemals gefunden, gleichwie auch die in Norwegen, den schwedischen Nordprovinzen und Sibirien vorkommenden Schieferlängen und rohen Steinleile und Aelte niemals in Südskandinavien gefunden werden, wohl aber in Rußland und jenseits des Ural in Sibirien.

Es darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß in Finland und an der russischen Grenze wiederum eine Menge Steingeräthe von nordischem Typus gefunden worden sind. Vorjaer erklärt sie für skandinavischen Ursprungs und wir möchten annehmen, daß sie auf dem Wege des Handels dorthin gekommen sind. Ein nicht geringer Handelsverkehr läßt sich auf der skandinavischen Halbinsel in ältester Zeit nachweisen. Die Bewohner der heutigen Provinz Westgotland z. B. mußten nicht nur den Bernstein zu ihrem Schmuck, sondern auch den Flintstein zu ihren unentbehrlichen Geräthen aus Schweden beziehen und in den Nordprovinzen wurden wiederholt Flintsteingeräthe unter Umständen gefunden, welche kaum zweifeln lassen, daß sie als Waare eines fahrenden Händlers einst dort niedergelegt und vergessen worden sind. Man hat ferner in Finland wie auch in Rußland Steinärte von einer entwickelteren edlern Form gefunden, doch stammen diese offenbar aus einer Zeit, wo sich auch dort der Einfluß einer höhern Cultur geltend zu machen anfing, was uns so unzweifelhafter erscheint als einige dieser Aelte augenscheinlich Nachbildungen von Bronze-ärten sind.

Der Bison auf den Ebenen Nordamerikas.

Für das ganze Prairieland im Norden Amerikas und für die weiten Ebenen im Westen der Vereinigten Staaten ist der Bison oder sogenannte Büffel das bei weitem wichtigste Thier. In den Gegenden, welche Pelzwerth liefern, findet man ihn nur zwischen 100 Grad westlicher Länge und den Felsengebirgen, nördlich geht er insgemein nur bis zu 62°, selten bis 63° N. Am oberen Saskatchewan und Unjigah (Friedensflusse) hat er Büsse gefunden, welche ihm ein Vordringen über das Gebirge nach Westen hin möglich machten. Auf den Prairien weidet er in zahlreichen Herden, und so sehr auch seit Einführung der Feuerwaßen unter diesen Thieren aufgedummt worden ist und wie unbedachtlich auch Indianer wie Weiße in Zeiten ergebiger Jagd ohne Unterschied Rüsse, Stiere und Kübel niederstießen, so blieb doch bis heute die Zahl der Büffonen immer noch sehr beträchtlich. Wenn sie verfolgt werden, flüchten sie gern den Wäldern zu, falls dergleichen in der Nähe sind, und reifen dann beim Rennen armbüchle Bäume um; selbst in tieferem Schnee kann der schnellfüßige Indianer, auch wenn er Schneeschuhe trägt, sie nicht einholen. Wenn eine aus mehreren Tausend Stück bestehende Herde sich in rasche Bewegung setzt, dröhnt meilenweit der Boden und es gewährt ein furchtbar erhebendes Schauspiel, wenn die dunkle Masse bei einem Prairiefire in rasender Eile vor dem Feuer flieht.

Dem ungezähnten Indianer der Prairie ist der Büffel, was dem Lappen das Renthier, dem Araber das Kamel, er ist gleichsam „der Mais der Prairien“, sein Fleisch

wird als „Brot“ betrachtet, sein Däcker, von den canadischen Prairiejägern als Kuhholz (Bois de vache) bezeichnet, liefert Brennstoff, ähnlich den Koks in der Mongolei. Das Fleisch ist wirthschaftend und ähnelt jenem unseres gewöhnlichen Rindviehes; ein aus der Kuh herausgeschmittenes Kalb gilt für einen großen Federbissen; ebenso die Zunge, besonders aber der Däcker, welchen die Pelzhändler als Verdelde bezeichnen. Der Bulle hat einen sehr starken Kopf und erreicht ein Gewicht von 12 bis zu 20 Centner; er wird am Vorderviertel zwischen 6 und 7 Fuß hoch und ist bis zu 9 Fuß lang.

Nach vor etwa 30 bis 40 Jahren war der Bison in Missouri und Arkansas sehr häufig, jetzt läßt er sich kaum noch in einzelnen Theilen von Kansas finden; er wird immer weiter westlich gedrängt und alljährlich wird lange Zeit hindurch Hunderttausende erlegt worden. Gegenwärtig kommen in jedem Jahre gegen 100,000 sogenannte Büffalo Köbes in den Handel, Telle von Kühen, denn jene der Bullen sind so dick, daß man sie nicht zubereitet. Und trotz dieser unablässigen Verminderung werden immer noch Herden von tausend und abertausend Stückern im Westen, so weit das Büffelgras wächst, und manchmal nehmen diese Herden Strecken von mehr als einer englischen Meile ein. Wo sie eine Zeit lang weidet haben, ist der Boden wie abgehoren; was sie nicht fressen, wird von ihren Hufen zerstampft. Deshalb kann in solchen Büffelgegenden kein Strauch und kein Baum gedeihen.

In den Vereinigten Staaten nimmt die Austrottung eines solchen Gang, in den nördlichen Prairieregionen des ehemaligen Gebietes der Hudsonbaygesellschaft dagegen langsam. Dort sind die Herde der Viehhändler auf das Fleisch der Bisons hauptsächlich angewiesen; man hat sogenannte Bisonsstationen angelegt, in denen man dasselbe trocknet oder als Pemican suberziet. Die fleischigen Theile der Hinterviertel werden in sehr dünne Streifen geschnitten, gedörrt und klein gehackt; zwei Theile dieser Masse vermischt man mit einem Theile Fett und fuetet das Ganze in einen ledernen Sack, sogenannten Tanreau. Dieser Pemican dauert jahrelang, wenn man ihn auf einem tüchtigen Felle trocknen läßt und vor Luft bewahrt.

Den Prairieindianern ist, wie schon bemerkt, der Büffel Alles und daher erklärt sich, daß er der Anfang und das Ende bei ihren religiösen Feiertheilen macht. Große Büffeljagen beginnen sie nur unter geheimnißvollen Feiertheilen, und der tapfere Indianer glaubt, er werde in einem Paradiese fortleben, wo stets Büffel sind. Ein Hauptgrund des Hasses, den er gegen den Weizen hegt, ist darin zu finden, daß dieser ihm die Weiden verdrängt und vernichtet.

Wir haben das Vortheile mitgetheilt, weil dadurch die nachfolgende Schilderung ergänzt wird. Wir entlehnen dieselbe der „California Staatszeitung“.

Mit Stämmen betrachten wir die fossilen Ueberreste antelivianischer Thiere, welche mit 6 bis 10 Fuß langen und mehrere Centner wiegenden Ganzhäuten spazierten gingen, und wundern uns, wie diese Ungeheuer der Vorzeit, diese Mastodons, einem geheimnißvollen und unerbittlichen Naturgesetze unterliegen und gänzlich bis auf das letzte Exemplar aus dem Leben verschwinden mußten, so daß nur ihre über den ganzen Erdrindes gestreuten Gebeine Zeugniß von der ehemaligen Existenz dieser Ungeheuer ablegen. Ein ähnlicher Vernichtungsgesetz liegt sich in unserer Zeit im Herzen des nordamerikanischen Continents.

Auf jener unheimlichen Weite, welche sich 2000 Meilen von Nord nach Süd in einer durchschnittlichen Breite von 500 Meilen vom nördlichen Texas an durch Neumexico, Kansas, Colorado, Nebraska, Dakota, Wyoming, Montana bis ins Hudsonsbai-Territorium nördlich vom Saskatchewan erstreckt, grauet heutzutage noch, nach selbstverleumdlich oberflächlicher Schätzung, eine halbe Million Büffel. Mehr und mehr ist ihr Reich durch die vordringende Civilisation beschränkt worden, so daß ihnen jetzt noch kaum die Hälfte ihres ursprünglichen Territoriums verbleibt, welches sich über den Mississippi hinaus bis an den Fuß der Alleghanies, über das gesamte unendliche Mississippithal erstreckt. Heutzutage sind sie bereits 200 Meilen vom südlichen Theil des Missouri zurückgedrängt und die Minnerbedungen in den Rocky Mountains haben sie auf 100 Meilen vom Fuße dieses Gebirges vertrieben.

Der Reisende, welcher auf der Eisenbahn die ungeheure Ebene durchzieht, die mit dem Namen „die Plains“ bezeichnet wird, hat in den weiten Wäldern wenig Gelegenheit, seine Sehnsucht nach einem Anblick des Büffels zu befriedigen; er mag vielleicht einige schwarze Punkte in den fernem Fluß bemerken, welche von hundigen Augen als Büffel erkannt werden. Der Emigrant von den Staaten des sogenannten Westens, welcher mit Hab und Gut auf dem Wagen langsam einen neuen Heimath in Oregon oder Californien aufsucht, wozu er ein halbes Jahr Zeit gebraucht, der Ansiedler, welcher in den Indianerterritorien seine einsame Vogelhütte baut, haben bessere Gelegenheit zur Bekanntschaft mit diesem Riesenthier, welches ein Ueberbleibsel vorfluthlicher Zeiten zu sein scheint.

Imponierend sieht der Büffel aus, mit seinem schwarz-

braunen zottigen Fell, dem gewaltigen buschigen Höcker dicht hinter dem Hals, dem kurzen starken Hals und den etwa einen Fuß langen leicht gebogenen kräftigen beiden Hörnern, den starken und bairi zierlichen Beinen, welche fast zu leicht für das ungeheure, oft 20 Centner schwere und 8 Fuß lange Thier erscheinen, den kleinen, eigenthümlich funkelnden Augen und dem fast lahmen, am Ende buschigen Schwanz.

Der Büffel ist ein geselliges Thier. In größeren oder kleineren Herden, je nach der Beschaffenheit des Futter, schaart er sich zusammen und bleibt in seinem Thale wochen- oder monatelang, bis das Futter der betreffenden Gegend vollständig aufgebraucht ist. Er liebt hauptsächlich das sogenannte Büffelgras, ein kurzes Gras, welches dem Feinrut Tabak ähnlich sieht und sich den ganzen Sommer hindurch in trockenem Zustande erhält. Er hat reichlich Zeit, um das zu seiner Nahrung nöthige gewaltige Quantum dieses kurzen, spärlichen Grases zusammenzufuchen. Zur Mittagszeit sucht er, wenn möglich, ein schattiges Plätzchen für seine Siesta, und später ist die gesamte Herde wieder auf den Weiden, um dem Gelschichte des Grasfuchens obzuliegen. Die weite Ebene, hier und da mit dem Prichylactus besammet, mit den Erdbäusen der Prairieunde besetzt, die auf der Höhe ihres Baues ihr taufendstimmiges Concert anstellen, Klapperschlangen, die regungslos zusammengekrümmt im Sonnenschein philosophieren, überall die bunten Klumpen der gemüthlich umherwandelsenden Büffel, giebt dann ein lebhaftes Bild der Landschaft, zu welcher der alte Name „die große amerikanische Wüste“ die nöthige Ironie liefert.

Der an den großen Flüssen der „Plains“, dem Missouri, Republican, Waite oder Missouri entlang ziehende Reisende bemerkt in kurzen Zwischenräumen stark ausgetretene, fast schmutzgraue Fußspure, welche vom Wasser in möglichst gerader Linie in die weiten weiten entfernten Wälder führen. Hier kommt der Büffel bei Sonnenuntergang in meilenlangen Gänjemärschen, in seinem kurzen Trab, der auf die Dauer den Athem des besten Pferdes prägt, um seinen Nachtruft zu nehmen, der ihm je nach der Lage des Wassers 12 oder 24 Stunden anhalten muß.

Ein neuer Ansiedler hatte sich am obern Missouri ein großes Weisfeld über einen dieser Weisfeldspade angelegt und das Ganze eingedämmt. Die Büffel waren zur Zeit abwesend, und als sie in die Gegend zurückkehrten, fanden sie den Weis in voller Blüthe. Jeden Abend kamen sie auf dem gewöhnlichen Wege über den Zaun und durch das Weisfeld zum Wasser, ohne die Felsbucht anzurühren, die ihnen vollkommen fremd war. Eines Abends folgte ein neugieriger Büffel im Vorbeiziehen eines der Weisfelder, das ihm vorzüglich zusagte, und die Folge dieser Entdeckung war, daß noch an demselben Abend das gesamte Weisfeld von der mehrere tausend Häupter starken Büffelgemeinde aufgefressen wurde.

In ihren Abendpromenaden nach dem Wasser sind sie oft so wenig scheu, daß sie zum Entsetzen ihrer Betrüben, der zahmen Ochsen, zwischen den einzelnen Wagen eines Frachtzuges hindurchrennen. Die Ochsen erkennen die Versuchung nicht. Sie betrachten unbeeindruckt ein todes Pferd, Mantstier, einen erlegten Hirsch oder die Antilope. Aber ein geschossener Büffel, dessen Blut geflossen ist, bringt die zum Graßen ausgetriebenen Ochsen in die selbstsamste Aufregung. Sie brüllen um den Wag, rennen weg und kehren wieder, bäumen sich und rennen brüllend um den erlegten Büffel und bleiben lange Zeit gegen das freundlichste Zureden der Reisende unempfindlich.

Das freie und fröhliche Leben der Büffel hat indeß gleich jedem andern „business“ seine Schattenseiten. Der auch unter den Menschen gültige Grundpfaß, daß der Stärkste Recht hat,

ist bei den Büffeln gleichfalls gangbare Münze. Das starke Geschlecht führt oft die erbittertesten Kämpfe, und Tödtel mit tödtlichem Ausgange gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Der alte Sultan, welcher jahrelang unumschränkt geherrscht, entdeckt plötzlich daß eine jüngere Generation herangewachsen ist, daß er im Kampfe unterliegt und schmachtvoll von Haas und Hof fortgejagt, resp. aus der Herde ausgekommelt wird. Einsam muß der Verbannte sich ein entlegenes Thal suchen, um die Heilung seiner Wunden abzuwarten und durch fleißige Fütterung und lange Ruhe womöglich seine erschütterte Kraft wieder herzustellen. Wenn er sich nach monatelanger Rast stark genug fühlt, wagt er sich eines schönen Morgens wieder auf nach seiner Herde, wo er sofort von seinem kampfbereiten Gegner empfangen wird. Gelingt es ihm, einen angemessenen Kampf durchzumachen, so ist er wieder mit Ehren aufgenommen, andererseits wird er für das nächste Jahr die Rolle des ausgekommelten Büffelspielen mit der Aussicht, daß sein zunehmendes Alter seine Rehabilitation immer unwahrscheinlicher macht.

Die Indianer betrachten diese einzelnen Büffel als unwürdige Leute, da ihr Fleisch fast ungenießbar und ihr Fell abgeschabt und hart ist. Sie überlassen dieses Jagdvergnügen den Squaws, welche zur Unterhaltung mitunter mit Messern und Beilen ein solches unbehilfliches Ungeheuer erlegen und den Büffeln überlassen. Den auf den Plains lebenden Stämmen, den Pawlons, Sioux, Arapahoes, Cheyennes, Comanches, Kaws, Kiowas, liefert der Büffel die Hauptnahrungsmittel. Sie schäben das Wild, und ein besonders beliebtes Gericht bei ihnen ist Euter mit Milch und Fleisch zusammengekocht, ein Gericht, welches auch bei jedem Weißen Anerkennung findet. Sie überladen sich den Wagen während der Jagdzeit, die den ganzen Sommer hindurch dauert, so oft als möglich mit Büffelfleisch, und die Quantitäten, welche sie nicht sofort zu verschlingen vermögen, werden in dünne Streifen geschnitten und in der Sonne getrocknet, um als Proviant im Winter zu dienen. Das Fell wird von den Squaws sorgfältig mit einem kumpfen Messer oder einem Ethel Glas an der innern Seite abgeschabt, mit Alkali eingerieben und jeden Tag gesalzet und ausge-spannt, und der Ueberhang der auf diese mühsame und primitive Weise zubereiteten Felle wird als Münze im Handel benutzt und dient zum Ankauf von Wäsefen, Beilen, Pulver, Messern, und selbst Crimolinen für Indianerlabies werden mitunter mit dieser eigenthümlichen, vom Rücken des Büffels abgezogenen Geldmünze bezahlt.

Nach monatelanger Rast in einer Gegend, nach Consumirung des sämmtlichen Futters, gehen eines Morgens die bemosten Häuptlinge der Büffel das Commando zum Aufbruch und Häuptlinge, Ruhe, Kälber, Herden von Antilopen, welche gern zum Schutz sich bei der Büffelherde aufhalten, eine Herde von 10,000 oder 20,000 Büffeln geht im Trab, welcher den Boden zittern macht, über Stod und Stein tagelang einem neuen Districte zu. Der Indianerstamm, welcher beständig an den Flanken der Herde geplänzelt hat, folgt mit Squaws, Papoos, Pony und Hund, und hinter ihnen kommt der Nachtrab von einigen Hundert weißen und grauen Büffeln, Coyotes und Füchsen, welche jederzeit bereit sind, einen verwundeten oder kraftlosen Büffel in ihrem nimmer-satten Magen zu begraben. Der Jäger, welcher einen Büffel erlegt hat und nach dem Lager zurückkehrt, um Preisung

zur Fortschaffung der Fleischmassen zu holen, kann nicht selten beim Zurückkehren das erbauliche Schauspiel sehen, wie ein Duzend Wölfe und ein halbes Hundert Coyotes und Füchse inzwischen über die Beute hergefallen sind, wie die Coyotes in ihrem Hunger allen Anstand vor ihren Seniores, den Wölfen, vergeffen und zwischen den Beinen derselben, unter dem Dalse und über dem Kopfe der Wölfe gierig über den Luch herfallen, während die großen Wölfe sich ab und zu soviel Zeit nehmen, einen der strecken Coyotes beim Widel zu nehmen, gehörig abuschütteln und in die Lust zu schleudern, so daß der todt Büffel von stiegenden Coyotes umgeben zu sein scheint, welche nach erhaltener Mühseligkeit flüchtig heulend sich einige Schritte zurückziehen, um schon in der nächsten Minute wieder eine neue Landstafale zu wagen.

Der Versuch, Büffel zu zählen, ist schon mehrfach gemacht worden. Der einfachste Weg, um die Kälber zu fangen, besteht darin, daß eine Anzahl junger Kinderläse auf eine Anhöhe getrieben werden, wo sie leicht zu sehen sind. Wenn im Frühjahr sämmtliche Büffelfälle mit ihren Kälbern sich von der übrigen Herde getrennt haben, reiten einige Jäger vorsichtig von der entgegengesetzten Seite, wo die jähnen Ruhe beständlich sind, nach der Büffelherde und brechen plötzlich in lautes Gesehe, aus, feuern ihre Gewehre ab und schwingen Lächer oder Hähnen. Die erschreckten Kälbe und Kälber rennen eilrig fort, in der Verwirrung können viele Kälber ihre Mütter nicht finden und laufen in ihrer Angst nach den ruhig in ihrer Nähe grasenden Kinderläsen, bei denen sie bleiben und sich ruhig fangen lassen. Man hat derartig gefangene Kälber vielfach im westlichen Kansas, Missouri und Arkansas ausgezogen und vor den Pfing gespannt. Sie haben eine herculische Kraft und arbeiten mäßig genug, aber auf die Weide getrieben, bleiben sie nicht auf dem ihnen angewiesenen Grunde, sondern setzen mit Leichtigkeit über irgend eine Einämnung hinweg und grasen in den Feldern, in denen sie natürlich großen Schaden richten. Wer mit der Einrichtung der amerikanischen Landwirthschaft vertraut ist, welche meistens eine Einämnung der Anstellung eines Firten vorzieht, wird erweisen, welches erstliche Hinderniß das Ueberspringen der Zäune der Einfährung der Büffel auf unseren Farmen in den Weg stellt.

Einzeln oder in kleinen Gruppen ist der Büffel schon und weiß dem Jäger aus dem Wege zu gehen; wenn er indeß zu Herden von Tausenden vereinigt ist, flümmert er sich ebenfowenig um das Schießen an den Flanken der Herde, als jener Verbrecher, welcher während einer Prügelsstrafe ruhig bemerkt, daß es ihn nichts angehe, was hinter ihm vorgehe. Verwundet wird der Büffel leicht ein gefährlicher Gegner, der blindlings auf den Jäger losgeht.

Die jährliche Vernichtung der Büffel ist eine ungeheure. Tausend von Indianern sind fortwährend damit beschäftigt. Emigranten, Reisende, Soldaten schlachten beständig unter ihnen und am obern Yellowstone und Missouri giebt es Abgründe, in welchen seit Jahrhunderten die Indianer ganze Herden zu treiben gewohnt sind, um sich die Mähe der Einzeljagd zu ersparen. Und so vernichten sich Indianer und Büffel, die beiden Feinde, deren Erstzög bei alledem von einander abhängt, unaussprechlich gegenseitig und das Verschwinden des letzten Büffels wird gleichzeitig sein mit dem Verschwinden des letzten Indianers von den Ebenen.

Schwarze Hülfsgeossen der Engländer an der Guineaküste.

2. Die Hausfaa.

Im Spätjahr 1870 war die Zahl der französischen Gefangenen, welche man unweit von Tredeven in dem Varadenlager bei Uebigan untergebracht hatte, auf nahe an zwanzig tausend gesiegen. Wir fanden dort eine wahre ethnographische Musterkarte und veräumten nicht bei anderen künftigen Besuchen manche Beobachtungen anzustellen, zu welchen die beste Gelegenheit gegeben war. Wir sahen neben und durch einander alle Typen, welche Frankreich aufweist; da war der kleine, fast untergültige Mann aus dem mittleren Theile jenes Landes, der gebäumte Provençale mit kleinem Körperbau und scharfen, stehenden Augen, der kräftig gestaltete Burgunder, der Baste aus dem Beau oder aus den Pyrenäen, der uns belehrte, daß man die Hauptstadt Pau nicht, wie „les Français“ thun, wie Po aussprechen müßte, sondern als Paä, was eigentlich Pfahl oder Pallisade bedeute. Wir fanden auch maffige Männer aus dem Norddepartement, stammige Flamingen, die verwundert und erschrocken waren, daß wir uns mit ihnen in ihrer niederdeutschen Mundart unterhielten und die fragten, ob wir auch wohl in Nyssel gewesen seien, das die Franzosen Lille nennen, oder in Grevelingen, französisch Gravelines genannt. Als dann auch die zumeist aus elassischen Modells bestehende Bekleidung von Weißsch nach Tredeven kam, machten wir es uns nicht versagen, sie, allemännliche Wesden hineinwerfend, als widererworbene, deutsche Landeutele zu begrüßen.

Aber weit mehr als alle diee Europäer interessierten uns die Afrikaner, mit welchen die an der Spitze der Civilisation und der Proceffionen marschirenden Franzosen Deutschland zu beglücken gedachten. Wir fanden eine Auswahl von Zaanen und Turcos, woe wir sie nicht besser wünschen konnten. Nachmittags vier Uhr war Appell. Die Turcos stellten sich in langen Reihen auf; vor die Front trat ein überaus toletter und höchst selbstbewußter Sergeantmajor, ein hübscher Mann mit vollem schwarzem Haar, auf dem das rothe Fes weit nach hinten hin saß; er trug einen blauen Burnus, schneeweisse Strümpfe und bunt gestickte Pantoffeln, die er oftmals betrachtete. Wenn er die Musterrolle zur Hand nahm, stand er stolz wie ein Imperator und rief mit vollstimmiger Stimme die Namen seiner Mannschaft. Jeder Turco antwortete mit einem „ci“!

Uns interessierten zunächst die Kabylen, unter denen wir übrigens keine blondhaarigen und blaueugigen gefunden haben. Wir suchten uns zwei heraus, welche intelligent zu sein schienen und auch so viel Französisch sprachen, daß wir uns leicht mit ihnen verständigen konnten. Sie waren gute Mohammedaner, und wir eroberten uns die Freundschaft dieser Bewohner des Atlas, indem wir sie mit uns à la cantine nahmen, wo sie sich das gute Lagerbier vortrefflich schmecken ließen. Jedermal wenn wir nach Uebigan hinaustamen, vergingen nur wenige Minuten, ohne daß der eine oder andere unserer kabbischen Freunde uns mit einem bon jour begrüßte und sofort die Frage folgte: „à la cantine, Monsieur?“ Sie wußten, daß allemal eine bescheidende Antwort erfolgen werde.

Eines Tages bemerkten wir in der Marktenberbude der Turcos ein Individuum in Menschengehalt, das uns durch eine wahrhaft befalligende Physiognomie ausfiel. Alles an diesem Geschöpfe trug die Merkmale verwehelter Brutalität. Da stand ein „Turco“ von kaum fünf Fuß Höhe, gedrungen-

em Wuchse, plump, mit sehr breiten Schultern. Das kleine Auge war von unbestimmter Farbe, der Mund halb aufgeworfen, mit dicker, matt herabhängender, überaus sinnlicher Unterlippe; das wirre Haar, sollen wir sagen Borteln oder Walle, hing bis auf die vorsehenden Wadenknochen herab, die Nase war breit. Die Hautfarbe läßt sich nicht beschreiben, denn für eine Mulatte, die zwischen weingelb, orange-gelb und ins Grünliche spielendem Anhauche schwankt, giebt es keine zutreffende Bezeichnung. In den Adern dieses Afrikaners war Neger- und Kabylenblut, und wer kann sagen was noch mehr gemischt, und die Hybridität trat hier in geradezu abschreckender Gestalt auf. Dieser ethnische Bastard drängte sich an das Kuelegebrett des Marktenberbude und griff nach den Bierseibern unserer Kabylen. Sie schlugen ihm, der betrunnen war, derb auf die Hände und warfen ihn zur Bude hinaus.

Aber gleich nachher war „la bête“ wieder da, blinzte uns mit verschmommenen Augen an, hob beide Hände bittend empor und sagte: „Eau de vie, Schnaps.“ Das war so ziemlich das einzige deutsche Wort, welches er gelernt hatte. Als wir ihm sagten, daß der Prospekt Wein und Schnaps verboten habe, sagte er: „Al, nie Prophet, Schnaps!“ und griff nach dem Glase, das auf dem Tische stand. Da aber packte ihn ein Neger, hob ihn empor, warf ihn draußen in den tiefen Schlamm hin und trat dann scheltend wieder ein.

Diesen Neger hatten wir beim Appell schon mehrmals, jedoch nur aus der Ferne bemerkt, denn er stand immer in einer der hinteren Reihen; aber gleich anfangs fiel er uns wegen seines riesigen Körperbaues auf. Nun sahen wir ihn in der Nähe. Sofort sagten wir ihm: „Vous êtes Haoussa; peut-être do Kano?“ Es war dem Neger auffallend, daß wir seine Nationalität sofort herausfanden, aber die Sache erklärt sich leicht. Die Negervölker tragen ihr Stammeszeichen, sagen wir ihr Volkswappen, im Gesicht und da wir manche derselben kannten, fanden wir sofort, daß der Mann ein Hausfa sein müßte; er hatte



ja die vier Einschnitte zu beiden Seiten des Mundes, durch welche die Hausfa ihre Nationalität framen. Der Mann war hoch erfreut, über sein Heimatland zu sprechen; während seines vieljährigen Aufenthaltes in Algerien hatte er leidlich französisch kadebreden gelernt; er war dortbin mit einer sudanesischen Karawane gekommen, übrigens nicht aus der großen Handelsstadt Kano, sondern aus der früheren Hauptstadt Katsina gebürtig.

Jene Austritte im Varadenlager zu Uebigan fielen uns wieder ein, als wir lasen, daß die Engländer in ihrem Kriege gegen die Ashantis viele Hunderte von Hausfauteuten verwendeten; wir hatten jo durch Zufall einen solchen hart am Ufer der Elbe kennen gelernt. Die Hausfa sind ein interessantes Volk, das im Sudan früher eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Durch Heinrich Barth, der ihr Land besuchte, haben wir manches bisher Unbekannte über dasselbe erfahren. Er bezeichnet das Volk als fleißig und heiter *).

In den Hausfauländern, deren Lage wir weiter unten angeben, sind, wie in Binnenafrika überhaupt, die Bevölkerungsverhältnisse nicht

*) Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849 bis 1855; II, S. 78 ff., 183 ff.; V, 309 ff.

fest ausgebildet; Manches verschwimmt in einander, und so findet man unter den Haussa viele Leute aus Bornu, also Kanaci. Jene wurden von 1807 an von den Fülle bezeugungen (— den Feuls, wie man sie in Westafrika nennt; von den Haussaöftern werden sie als Fellani, von den Dornleuten als Fellatah bezeichnet —), denen sie nun unterthan sind. Bevor sie den Fellani erlagen, bildeten sie eine Union von sieben Staaten, die Haussa-bosen, d. h. sieben Haussa (Firan, Damba, Guber, Kano, Katsena und Segleg); aber ihre wohlklingende Sprache, die als Handels- und Verkehrssprache eine weite Verbreitung gewonnen hat und nach Norden hin bis Aggaba, nach Süden hin bis an das Nigerdelta reicht, ist zu großer Ausdehnung gelangt auch in sieben anderen Landschaften, wo sie nicht Sprache der Eingeborenen ist (in Gansara, Kebbi, Nape oder Nyssi, Nuari, Yauri, Yoruba und Kororofa), den sogenannten Danfa-bosen, d. h. nützigen, unedelten Leuten. Von den Fülle werden die Haussaleute als Habe bezeichnet. Sie haben meist angenehme und regelmäßige Gesichtszüge; sie sind lebendig und feurig.

Wir lassen nun eine Schilderung derjenigen Haussa folgen, welche den Engländern als Soldaten dienen und folgen dabei einer Correspondenz, welche die „Times Mail“ im September aus Freetown in Sierra Leone erhielt.

Im Beginn des Festjahres gegen die Afschantis waren die Engländer des Lobes und Preisens voll über die „wundervolle Brauchbarkeit“ der Haussa, welche sie zuerst vor etwa acht Jahren in der Palmschlacht Vagos in Dienst genommen haben, um sie als eine Art von Gesundheitsarmee gegen andere unbotmäßige Regerräume zu verwenden.

Die Haussa sind, wie schon gesagt, ein in Innerafrika weit verbreitetes Volk, das den Islam angenommen hat und nördlich von Yoruba zwischen 11 und 14° N., 4 und 11° O. seine Kernlandschaften hat. Diese sind ziemlich dicht bevölkert, die Leute sind fröhlich und dienen gern als Landknechte Jedem der sie begehrt. Ein Captain Glover in Vagos fand sie verwendbar, wozu eine Anzahl dieser Schwarzen und versuchte sie in englischer Weise zu drillen. Seiner Ansicht nach, die freilich, wie wir jetzt wissen, im Afschantikriege seine volle Beschäftigung findet, sießen sie nichts zu wünschen übrig. Es kostete schon in Vagos große Mühe, sie in Reihe und Glied zu halten, aber zuletzt ging es in dieser Beziehung doch einigermaßen leidlich.

Diese Haussa-Landknechte sind allekannu; wohlwältige Regier, sind auf den Beinen, obwohl sie schwache Waden haben, ertragen auch das Kältesklima gut und machen lange Marsche mit großer Ausdauer. Es ist allerdings ein etwas fähiger Vergleich, den englische Offiziere anstellen, wenn sie diese Regier mit den Sikhs in Indien vergleichen. Die Haussa sind, was man an der westafrikanischen Küste „Salzwasser-Mohammedaner“ nennt; die zum Islam bekehrten Regerräume in der Westküste haben nämlich in Folge des Verkehrs mit den Europäern in Bezug auf den Genuß geistiger Getränke eine Praxis angenommen, welche den Geboten des großen Propheten von Mekka zuwiderläuft und der christlichen Civilisation, welche Rum und Brantwein liebert, vielleicht nicht zur Ehre gereicht.

Die Haussa, Mohammedaner, also erhalten von den Christen Rum und deshalb ist Trunkheit bei ihnen sehr häufig. Zu anderen Dingen aber zeigen sie sich als strenge Befolger des Islam. Im August lag eine Compagnie Haussa als Besatzung in Ammamau. Dort schlachtete ein weißer Constabel ein Schwein in der Nähe des Brunnens, aus welchem sie ihr Wasser holten. Darüber wurden sie so wüthend, daß sie den Constabel todt schlagen wollten; sie meinten, das Blut des unreinen Thieres könne bis zu dem Brunnen durchsickern,

und es kostete ihren Befehlshaber, den Engländer Voggie große Anstrengungen, sie zu befänstigen.

Diese schwarzen Soldknechte sind von den Engländern nach dem Muster der französischen Zaven uniformirt worden. Man hat sie in blaue Jacken mit rothem Vorstoß gesteckt und in kurze, weite Hosen, die bis ans Knie reichen; Waden und Füße sind bloß. Auf dem Kopfe tragen sie ein rothes Fes und um den Bauch einen rothen Gürtel. Man hat ihnen ein Emborgewehr mit Bayonnet gegeben; außerdem aber trägt jeder ein großes Dolchmesser im Gürtel, das überhaupt jeder Haussa führt; es ist sein persönliches Eigenthum und wird ihm nicht von den Engländern geliefert. Im Gefechte benutzt der Haussa das Bayonnet nur selten, er schlägt lieber mit dem Kolben dazwischen. Beim Beginn des Kampfes ließen diese schwarzen Barbaren ihre Reihen in kleinerer Partien auf, um zu schwärzeln; dann heulen und schreien sie ganz fürchterlich und rufen Allah und den Propheten an. Dabei springen und rasen sie wie toll und besessen und suchten mit den Waffen in der Luft umher. Dann kann man sie nicht in der Hand behalten, sie stürmen wild vorwärts, gleichviel ob sie gedeckt seien oder nicht und rennen gegen den Feind ein.

Als sie zuerst in Elmina mit den Afschantis handgemein geworden waren und in das Fes zurückkehrten, stimmten sie einen entseßlich wilden Kriegesganz an und warfen dabei ihre Gewehre in die Luft. Wild sind und bleiben sie und mit wahrer Bornee süßeln sie in dem Kampfe gefallenen Feinden den Kopf ab. Den Engländern gegenüber verhehlen sie ihr äußerstes Mißvergnügen darüber nicht, daß man ihnen verboten hat, ihre Trommeln mit den Schächeln der Erschlagenen zu verzieren. Nach dem Gefechte bei Donkua schnitten sie einer Anzahl todtcr Afschantis die Köpfe ab, brachten sie in ihr Lager und spielten Fußball mit denselben.

Jede Abtheilung hat einen mohammedanischen Priester, der großen Einfluß hat. Alle diese Priester sind Wundärzte, in deren Schuld sich jeder einzelne befindet, und obendrein sind sie auch leidenschaftliche Spieler. Diese heiligen Männer tragen ein wollednes, weißes Gewand und einen weißen Turban, an welchem Perle aus dem Koran befestigt sind; dergleichen hängen sie auch am Hals. Der Priester geht mit seinen Haussa in die Schlacht, schlägt sein Leben eben so wohl wie sie in die Schanze und sagt Perle aus dem Koran her; er ist frätsch und also solcher macht er sich nichts aus dem Tode. Die englischen Offiziere haben alle Ursache, mit so einflussreichen Leuten auf gutem Fuße zu stehen.

Die Engländer zählten dem Haussa täglich 13 Pence; wenn dieser Vadar mit im Arde Dienste thut, bekommt er vom Commissariat seine Rationen; er sorgt selbst für seine Verpflegung, indem er plündert und stiehlt. Ein Correspondent in der „Mail“ sagte, diese Haussa seien „capital foragers“, die allerdings etwas laze Begriffe über das Eigenthum anderer Leute hätten, namentlich in Bezug auf deren Ziegen, Schafe und Hühner. Ziegenfleisch ist ihr Lieblingsgericht, ihre Hauptnahrung aber besteht in Yam, der Kassavawurzel, aus welcher sie die Dombach, einen dicken Brei, bereiten. Auf je einhundrt Mann kommen etwa sechs Frauen, welche die Speisen zubereiten, denn der Soldat hält es unter seiner Würde, zu kochen.

Nur in der Regenzeit bedürfen sie eines Obdaches, sonst schlafen sie unter freiem Himmel, selbst bei Windsturm, auf einer Matte. Für Polizeimannschaft wollen sie am meisten Preis gelten, und als sie im Monat August in einem amtlichen Erlaß als solche bezeichnet worden waren, droheten sie zu Lande noch dem mehrere hundert Meilen weit entfernten Vagos zurückzugehen, falls man sie wieder als Polizei-

leute bezeichne; sie seien „Soldaten der Königin“. Die älteren Leute üben großen Einfluß auf die jüngeren; nur wenige, vielleicht fünf oder sechs in jeder Compagnie, können etwas Englisch sprechen, aber alle verstehen das englische Commando recht gut, ebenso auch die Trompetensignale, und die Handgriffe beim Exerciren lernen sie überaus leicht und gut. In Reihe und Glied lassen sie das Schwagen nicht, im Uebrigen sind sie dann gehorsam, aber es gehört eine feste und sichere Hand dazu, sie zu lenken. Wenn sie zur Tapferkeit und Unparteilichkeit eines Offiziers Vertrauen haben, folgen sie ihm unbedingt und er kann mit ihnen machen, was ihm beliebt. Im August prüfte ein Offizier einen Haussa mit einem Tode, weil der Mann sich gegen die Ordnung schwer verkehrt habe; hinterher stellte sich heraus, daß der unrechte geglättigt worden sei. Der Offizier war verständig genug, am andern Tage auf der Parade dem Manne öffentlich zu erklären, daß es ihm leid thue, sich geirrt zu haben; er entschuldigte sich deshalb. Das war den

Haussas sehr genehm und sie riefen, daß hier Gerechtigkeit sei. Weiter als bis zum Rang eines Sergeantmajor kann es keiner von ihnen bringen, alle ihre Offiziere sind Engländer. Sie sind recht gute Schützen auf dem Stande, aber im Gesichte viel zu dünn.

Als die Engländer haben Haussas als Lohnsoldaten in ihrem Dienste; aber auch der König von Aschanti hat dergleichen Leute in seiner Armee. Am 10. April 1873 fand ein Gefecht statt zwischen den Aschantis einerseits und den Fantis und den Haussas andererseits. Als die letzteren angriffen, hörten sie, daß sie von Seiten des Feindes in ihrer eigenen Sprache geschmäht und verflucht wurden. Ein Corporal der englischen Haussas, Namens Abdallah Kerim, schloß einen Feind, der ihn schalt, nieder, schnitt ihm den Kopf ab und brachte diesen in das englische Lager. Dort stellte sich heraus, daß der Gefessene der leibliche Vater eines bei den Engländern dienenden Haussa und mit diesem aus denselben Dorfe gebürtig war!

Aus allen Erdtheilen.

Die Verschuldung sämtlicher Staaten in der nordamerikanischen Union und die Steuerlast in den Staaten.

Dem „Washington Journal“ entnehmen wir Folgendes: Im Allgemeinen befindet man sich in der Täuschung, daß das Volk in den Vereinigten Staaten das wohlhabendste und am wenigsten besteuerte sei. Die Wahrheit ist vielmehr, daß die amerikanische Union mehr Schulden hat als irgend ein anderes Land der Welt; daß ferner die amerikanische Union unter einem härteren Drucke der Steuerlast sich befindet als irgend ein anderer Staat.

Die Vereinigte-Staaten-Schuld beträgt nach dem Finanzbericht vom 1. October 1873 2,239,000,000 Dollars

Rechnen wir nun hierzu die Schulden der sämtlichen einzelnen Staaten, Counties, Städte und Towns, so haben wir noch einen Schuldensbetrag von 868,676,768 „

Die Gesamtschulden des Landes betragen demnach 3,107,676,768 Dollars.

Diese genannten Staatsschulden von 868,676,768 Dollars verteilen sich auf wirkliche Staatsschulden, wofür die einzelnen Staaten haltbar sind, zum Betrage von 352,866,688 Dollars; ferner auf Schulden der verschiedenen Counties in den Staaten zum Betrage von 187,565,540 D., sowie endlich auf die Schulden der verschiedenen Städte zum Betrage von 323,244,520 D. Unter den städtischen Schulden nimmt die Stadt Newyork den ersten Platz ein. Rangieren wir die Schulden nach den Staaten, so nimmt auch hier der Staat Newyork den ersten Rang mit 159,808,234 D. ein, sodann kommt Pennsylvania mit 89,027,131 D., ferner Massachusetts mit 69,211,538 D., Virginien mit 55,921,255 D., Louisiana mit 53,057,441 D., Tennessee mit 48,827,191 D., Missouri mit 46,909,865 D., Illinois mit 42,191,869 D., Nordcarolina mit 32,474,036 D., Maryland mit 29,032,577 D., Newjersey mit 22,851,804 D., Ohio mit 22,241,988 D., Georgia mit 21,753,712 D., Kentucky mit 18,958,434 D., Californien mit 18,069,082 D., Connecticut mit 17,088,906 D., Maine mit 16,624,724 D., Alabama mit 13,277,164 D., Südcarolina mit 13,075,229 D., Newhampshire mit 11,153,374 D., Iowa mit 8,043,133 D., Indiana mit 7,815,710 D., Kansas mit 6,442,290 D., Michigan mit 6,725,231 D., Rhode Island mit 6,988,642 D., Wisconsin mit 5,903,532 D., Arkansas mit

4,161,162 D., Vermont mit 3,594,700 D., Mississippi mit 2,584,415 D., Minnesota mit 2,788,797 D., Florida mit 2,185,838 D., Nebraska mit 2,089,264 D., Nevada mit 1,686,093 D., Texas mit 1,613,997 D., Westvirginien mit 561,797 D., Delaware mit 526,125 D., Oregon mit 218,486 D. Bezüglich der Territorien, so rangirt Colorado mit 681,158 D., Montana mit 278,719 D., Idaho mit 222,621 D., Utah und Wyoming haben gar keine Schulden; Nuevoeritos Schulden betragen 7560 D. und Dacotahs 5761 D.; District Columbia 6,896,545 D., welche in neuerer Zeit auf 20 Millionen erhöht worden sind.

Die Nationalsteuer, welche durch Zölle und inländische Steuern von Tabak, Spirituosen und Stempel hauptsächlich erhoben wird und gegen vier bis fünf Hundert Millionen Dollars beträgt, bleibt hier außer dererbeten Verrechnung, dagegen betragen die Steuern, welche in den einzelnen Staaten, Counties, Towns und Städten erhoben werden, zusammen 289,591,521 Dollars jährlich, wovon auf die Staaten als Staatsschulden 68,061,298 D., auf die Counties 77,746,115 D. und auf die Towns und Städte 134,794,108 D. an Steuerlast kommen. Daß die Counties, Towns und Städte jede besonders eine höhere Steuerlast zu tragen haben als die Staatsschulden betragt, liegt hauptsächlich daran, daß viele derselben, namentlich im Westen, sich zur Unterstützung der Eisenbahnen bedeutend mit Schulden überladen und davon die Zinsen durch Steuern aufzubringen haben.

Italiener in Südamerika.

Die italienischen Auswanderer gehen bekanntlich vorzugsweise nach den Ländern am La-Plata-Strome, wo heute ihre Zahl schon eine viertel Million beträgt. Seit einigen Jahren haben sich viele auch in Paraguay niedergelassen, wo sie als fleißige, nützlichen lebende Leute sehr gut fortkommen, während die aus Großbritannien dorthin gebrachtene Ansiedler sich als nichtsnutzige Faulenzer selber ins Uebel gebracht haben. Neuerdings wünscht man nun auch in Peru Italiener ins Land zu ziehen, und Präsident Parbo hat ein Schreiben veröffentlicht, in welchem er versichert, daß sie von Seiten der Regierung auf Schutz und Fürsorge zu rechnen hätten. So viel wir unterrichtet beurtheilen können, liegt es den großen Grundbesitzern daran, gute zuverlässige Arbeiter zu erhalten, da sie auf Regier und Wärsinge wenig rechnen können und, vielfach durch ihre eigene Schuld, mit den von ihnen schlecht behandelten chinesischen Au-

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Vand XXV.



N^o 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3ⁿ

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Egr.

1874.

Aus dem illyrischen Dreieck.

III.

An der Straße, welche nach Sophia führt, liegt Drachanich, eine in unseren Tagen auf Anordnung des Sultans gebaute Stadt; sie ist nach Dragan benannt worden, den man, nächst Sultan Osman, als den Gründer der Dynastie betrachten kann. Als Reisan 1867 dort ankam, erfuhr er, daß bulgarische Aufjünglinge den Mudir (Unterpräfekten) entführt und acht seiner besten Pferde mitgenommen hatten. Den Mann haben sie wieder freigelassen, die Pferde behalten.

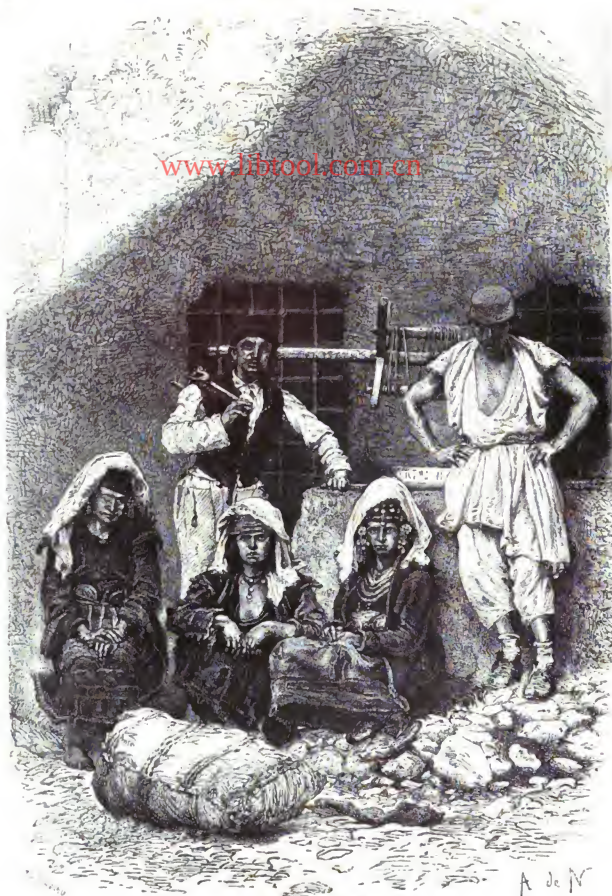
Es ging damals im Balkan sehr unruhig zu, und die Bande des Ilia, d. h. Elias, machte viel von sich reden. Der Mudir seines Bezirks entführte ihn seine hübsche Schwester und sperrte sie in sein Harem ein. Als Elias von einer Wanderung heimkam und hörte, was geschehen war, wandte er sich nicht etwa an das türkische Gericht, weil er wohl mußte, daß er im gegebenen Falle dort weder Gerechtigkeit finden noch Genußnahme erhalten werde; er ging ohne Weiteres zum Mudir und schoß dem Wädchenträger eine Kugel durch den Kopf. Dann schlug er sich ins Gebirge, wo sich bald viele Leute um ihn scharten, die auch mühselig und beladen waren. Seitdem führte Ilia den Krieg auf seine Weise; reichen Türken, welche in seine Gewalt fielen, wurde der Kopf abgeschnitten, armen Bulgaren reichliches Almosen gespendet. Die Gendarmen besorgten sich nicht, ihm in den Weg zu treten, denn der Volksglaube wollte wissen, daß seine Kugel ihm etwas anhaben könne, sie pralle an seiner Brust ab und ein gegen ihn gerichteter Dschahd breche ab.

Auf der Landstraße waren viele Prohnarbeiter beschäf-

tigt, lauter christliche Bulgaren, nicht ein einziger Muselman. Der in jüngster Zeit wieder oft genannte Mithat Pascha hatte ein sogenanntes „Organisches Reglement“ erlassen, das wichtige Reformen versprach und damals in den europäischen Zeitungen als ein Zeichen des Fortschritts in der Türkei sehr gelobt wurde. Weiter hatte es aber keinen Zweck und keine Folgen. Die Beamten legten es „unter den Teppich“ — minder atti —. Minder ist der Teppich, mit welchem der Divan des türkischen Bureausraten belegt ist; unter diesen schiebt er alle Papiere, von welchen er weiter keine Notiz nimmt oder die er gelegentlich wieder hervorzuholen gedenkt. Minder atti ist also ziemlich gleichbedeutend mit unserm: in den Papierkorb wandern.

Die Bulgaren sind allerdings mit Frohnden überbürdet worden, aber das Land hat nun doch Straßen. In anderen Wilajets ist das nicht der Fall. In Epirus zum Beispiel nahm man den Bauern schweres Geld ab für einen macadamisirten Weg, der nach Arta hergeführt werden sollte. Die Abgabe war für die Leute zu drückend und sie erboten sich statt derselben die Arbeit zu übernehmen. Die Antwort lautete buchstäblich: „Wir wollen Euer Geld, nicht Eure Arbeit.“ Die Bauern mußten zahlen und die Straße wurde nicht gebaut!

Von Drachanich an geht es langsam bergauf und nach zwei Stunden Weges gelangt man an ein Karaul, an ein Wachthaus türkischer Eaptsche, d. h. Gendarmen. Derartige Polizeistationen findet man in ungleichen Entfernun-



Bulgarische Arbeiter in Sophia.



Süprisches Rührer.

gen von einander an den weißen Landstraßen. Jedes ein Karaul ist entweder rund oder hat die Gestalt einer Pfefferblüthe, oder gleicht einem Schweizerhaus, um welches eine Gallerie läuft; von dieser kann der nachhabende Gensdarm weithin auspähen. Die Capitieks dienen der Fest als Bedeckung, geben auch den Regierungsbeamten und den mit einem Firman versehenen Reisenden das Geleit. Die Einrichtung selber hat man im osmanischen Reiche den Hyzantinern entlehnt, und Kaiser Konstantinos Porphyrogeneta hat über diese Wachposten (gorgoria) ein besonderes Ca-

pitel geschrieben. Einen Stationsturm, deren Aushian gegen die Slaven so viele erbauen ließ, bezeichnerte man als Monoprgos.

Von jenem Karaul stieg Lejean auf die Höhe des Vasilan. Er fand einen steppenartigen, abgerundeten Rücken und bemerkt, daß die Gestaltung des Vallan überall so ziemlich die gleiche sei. Der nördliche Abhang ist sanft, mit Eichen bewachsen und die Thäler stehen zur Hauptseite in einem rechten Winkel. Nach Süden hin fällt das Gebirge steil ab, ist unbewaldet und die Thäler ziehen parallel mit

www.libtool.com.cn



Der griechische Bischof von Bulgarien.



Bulgar in Sophia.

der Kammlinie. Es scheint, als ob dieser Eldabhang allzeit lahl gewesen sei.

Der Reisende wanderte dann in die Ebene von Sophia hinab; durch dieselbe führt eine schmutzerade, wohlunterhaltene Landstraße. Die große Stadt, welche etwa 18,000 Einwohner zählte, schütert er als langweilig; von Denkmälern hat sie nichts aufzuweisen als eine alte bulgarische Basilika, die in eine Moschee umgewandelt aber durch das letzte Erdbeben zur Ruine geworden ist. Sie war nach dem Muster der berühmten Sophienbasilika in Konstantinopel

erbaut und nach ihr erhielt die Stadt den Namen Sophia; vorher hieß sie Serdil und die Römer bezeichneten sie als Ulpia Serdica. Bulgarien hat in den Tagen, da es von seinen eigenen Königen regiert wurde, nach einander drei Hauptstädte gehabt: Prieslawa, Tirnowa und Sophia. Die heutigen Bulgaren beschwerten sich darüber, daß bei Einrichtung des Donau-Bilayets Russisch zur Hauptstadt erhoben worden sei. Aber vom administrativen Standpunkt aus haben die Türken gar nicht unrecht gehabt. Diese neue Hauptstadt hat eine gute Lage; sie steht vermittelt der

Donau in Verbindung mit Ribin, Silistria, Tultschka und Kustendtsche und vermittelt der Eisenbahn hat sie Schumla, Borna und Konstantinopel in der Nähe. Dazu kommt, daß ihr gegenüber die walachische Bahn bei Tschurdschewo beginnt. Sophia ist durch seine Lage im Innernlande von so mannigfaltigen Vertheilen angeschlossen; es wird auf eine einzige Bahn angewiesen sein, sobald der serbische Schienenweg Anschluß an den türkischen Strang hat. Die Handelsbedeutung der Stadt ist noch gering.

Kejan bestieg von Sophia aus den in der Nähe sich bis zu 7000 Fuß erhehenden Berg Witoscha, von welchem er eine weite Aussicht hatte. Am Fuß des Berges fand er auf einer Terrasse ein bulgarisches Kloster, in welchem er gastliche Aufnahme fand. In Sophia hatten die Türken eine Anzahl von wohlhabenden Notabeln verhaftet und nach

Russland abgeführt, weil dieselben angeblich mit den Juni-insurgenten in Verbindung gestanden hätten. Bei dieser Gelegenheit schildert Kejan die Stellung der türkischen Behörden gegenüber den bulgarischen Notabeln und auch das Verhalten der letzteren zu ihrem eigenen Volk.

Nachdem Sultan Mohammed der Zweite Konstantinopel eingenommen hatte, bewilligte er den Forderungen in seinem Reich Bedingungen die mild genug waren. Sie wurden nach Rationalitäten (Millet) eingetheilt, die amtlich anerkannt waren und sich einer wirklichen Autonomie erfreuten; den kirchlichen Würdenträgern wie den bürgerlichen Behörden wurden wichtige Privilegien zuerkannt. Damit befolgte er eine durchaus verständige Politik, durch welche es ihm möglich wurde ein Reich in Unterwerfung zu halten, in welchem die Türken kaum den zehnten Theil der Einwohner ausmachten.



Bulgarische Frau in Sophia.



Bulgarische Bäuerin.

ten. Indem er den Notabeln der verschiedenen Völkerschaften große Vorrechte zuerkannte, zog er sie in sein Interesse; sie wurden für ihn, um mit Tacitus zu reden, instrumenta regni, und es lag ihnen daran, ihre Landbesitze in Unterwürfigkeit zu erhalten.

Dieses Verhältnis hat bis auf unsere Zeit fortgedauert. Die Notabeln entscheiden über Angelegenheiten der Gemeindeverwaltung und nehmen erforderlichen Falls die Hilfe der türkischen Polizei in Anspruch. Als Kejan 1857 in Tirnawa sich befand, war dort ein Metropolitan, geborener Grieche, der seine bulgarische Kirchenherde bis auf die Haut schor, wie das ja von Zeiten des griechischen Clerus überall geschieht. (Deshalb haben nun die Bulgaren sich jetzt dieser griechischen „geistlichen Räuber“ entledigt.) Eine Anzahl rechtschaffener Bürger verfaßten eine Petition, in

welcher sie die von dem heiligen Manne verübten Exzessen eingehend nachwiesen; außerdem drängten mehrere mohammedanische Bürger, daß die in der Eingabe geschilderten Thatfachen vollkommen der Wahrheit entsprächen. Der Metropolitan besah Wind von der Sache, verschaffte sich eine Namensliste der Unterschriften und verlangte, daß diese sammt und sonders verhaftet würden. Der Paisha von Widin, zu dessen Verwaltungsbezirk Tirnawa damals gehörte, konnte gefesselt gegen die Erfüllung dieses Verlangens nichts einwenden; also wurden alle Angeklagten, Türken sowohl wie Bulgaren, von Captschib nach Widin abgeführt und dort auf unbestimmte Zeit in der Citadelle eingesperrt. Nun aber trat ein Zwischenfall ein. Isteru war nahe; nach altem Brauche müssen dann für alle Christen, welche der griechischen Kirche angehören, die Gefängniszuthüren geöffnet werden;

nur allein Mörder sind von dieser Begünstigung ausgenommen. Nun wurde den christlichen Gefangenen mitgeteilt, daß sie entlassen seien; diese aber wollten wissen, ob auch ihre türkischen Schicksalsgenossen wieder frei würden. Als das verneint wurde, erklärten sie auch ihrerseits im Kloster bleiben zu wollen. Der Reisende hat nicht erfahren, welchen weiteren Verlauf diese Angelegenheit genommen hat.

Viertundert Jahre lang haben in den Städten der Türkei die Bischöfe ein absolutes Regiment geführt. In Erbschaften, wo das christliche Element den Türken in Zahl fünf- bis zehnfach überlegen ist, hatte der Pascha im Grunde nicht mehr Gewalt als ein Gouverneur in Frankreich. In den Zeiten der Kreuzerzger; der Bischof spielte die Hauptrolle. In der Türkei stellte er es so an, daß er die Wahl der Notabeln in seine Hände spielte und nur solche ernennen ließ, die seine gefügigen Werkzeuge waren. So war er im Stande, nach Herzenslust Erpressungen der unversöhnlichsten Art zu üben. Die Notabeln aber bilden eine Art von erblicher Geldoligarchie. Die Dinge würden eine Wendung zum Vessern genommen haben, wenn die Vorschriften und Auerdungen des Kanunat angeführt worden wären. Derselbe ordnete schließlich an, eine Art von Stadt- und Provinzialversammlungen, zu welchen jede Nationalität ihre eigenen Vertreter wählte. So wurde die Macht und Gewalt der Bischöfe gemindert, jene des Kanunakim oder des Pascha verstärkt, und das ist in allen Fällen dem Volke doch einigermaßen zu Gute gekommen, weil unter den türkischen Beamten immerhin manche sind, welche die christlichen Untertha-

nen gegen die nichtswürdige Habgier ihrer Geistlichen und Notabeln schützten und auch dem Fanatismus der Rache oder der Brutalität der Soldaten steuerten. Ein Vulgare äuferte gegen den Reisenden: „Zu was würde und eine Revolution nützen? Nicht die Türken sind Vulgariens größte Feinde; es giebt manche wackerere Leute unter ihnen. Unsere wahren Feinde sind die Notabeln (der Primat); sie speculieren auf den Nachtheil des Publicums, geben dem Pascha einen Antheil, und im Fall ein Aufstand sich erhebe, würden sie ihn als Spione und Handlanger dienen. Und gelänge die Revolution, so würde ihnen doch die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände fallen.“ Lejan meint, daß es für die Vulgaren das Allenothwendigste sei, dieser „Orontotratie von Schurken“ den Lauspaß zu geben, die Aemter dagegen den im Auslande gebildeten jungen Leuten zu übertragen. Er betont, daß 1867 in Prag auf der Realschule am Tabor ungefähr 80 junge Vulgaren Unterricht erhielten, auch „um sich vom slavischen Gesichte durchbringen zu lassen“. Die Kosten werden zum Theil von reichen bulgarischen Kaufleuten bestritten; die Schüler verpflichten sich, im Vaterlande Lehrstellen zu übernehmen. Da sie ohne Ausnahme europäische Ideen mitbringen, sind sie bei den Türken und den Notabeln sehr mißliebig. In Eslawa verkehrten junge Bulgaren häufig mit den Capitänen der österreichischen Kämpfer und trugen den Part nach drussischer Weise. Die Behörde sagte einen Ulfischel, d. h. Schulmeister, ab und der Arme mußte sein Haar lassen!

Europäische und amerikanische Gesichtsurnen.

Unter den Alterthümern des Menschengeschlechts haben in den letzten drei Jahren besonders die sogenannten Gesichtsurnen die Aufmerksamkeit der Forscher erregt, und es ist in den Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaften viel von ihnen die Rede gewesen. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Graburnen, denen sie übrigens meist in der Form gleich sind, darin, daß der obere Theiltheil ein meistens roh geformtes Gesicht bildet; die Denksellen die Ohren dar und der Tadel bildet eine Art Hut oder Mütze.

Begint man auch erst jetzt sich lebhafter mit dieser Art von Urnen zu beschäftigen, so sind sie doch schon längere Zeit bekannt. Zu Castel bei Mainz wurden 1711 die ersten, jetzt im Wiesbadener Museum befindlichen Gesichtsurnen aufgefunden; sie sind aus Holland bekannt und Linden schmidt bildet solche in: „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ (I, VI, 7. 10. 13) aus der Rheingegend ab. Im Tanager Museum befindet sich, wie Dr. Mannhardt angibt *), eine im Beginn des vorigen Jahrhunderts gefundene Urne mit Schriftzeichen an Hals und Gesicht, die keineswegs, wie Gieseler annahm, Runen sind. Eine 1849 in Pomerellen gefundene Urne zeigt einen eigenthümlich geschlossenen Bart, ähnlich den Bärten auf ägyptischen Sarkophagen. Ferner ist eine solche Urne gefunden worden mit einem Ziering, in dem eine Kaurimuschel hing. Pomerellen hat sich bisher als die reichste Fundstätte derartiger Urnen erwiesen, und über die dortigen Gesichts-

urnen berichtet eingehend Prof. Birchow (Zeitschrift für Ethnologie Bd. 11). Das Fundgebiet beschränkt sich dort auf einen Raum von etwa 10 Meilen längs dem linken Weichselufer und der Tanager Bucht bis an die Elbe. Die Gesichtsurnen sind von schwärzlichen Thon, deren eine über dem mehr oder weniger ausgebauchten Kumpfe zu einem Halse, an dessen oberem Rande das Gesicht dargestellt ist. Bei einigen Exemplaren fehlt der Mund, andere haben nur zwei Ohren. Bei den vollständigsten ausgebildeten steht oberhalb der Augen und den Rand des Gefäßes ein Wulst, welcher gleichsam die Krenpe der als Tadel dienenden Mütze bildet. Die Ohren sind selbst bei solchen Exemplaren, wo alle übrigen Gesichtstheile fehlen, durchbohrt (man sieht an einigen 2, 3 und mehr über einander stehende Löcher in demselben Theil) und mit Bronzeringen geziert, deren Werth beweisen durch erbsengroße, blaue Glasperlen erhört wird. Paaleiten und Gürtel sind durch Zeichnungen angedeutet; nur bei einem schönen Exemplar aus der Gegend von Lidva hängt, nach einer dem Herrn Mannhardt gebührenden Zeichnung, eine Bronze (?)lette von dem mit fünf Ringen gezierten rechten Theil herab. — Zu diesen Gefäßen fand man bisher Asche, Knochenreste, kleine Bronzefachen (Ringe, Ketten, Nadeln, Fingerringe) und einmal Bernstein. Außer diesen Gesichtsurnen an der Weichselmündung erwähnt Herr Birchow noch einer ähnlichen Urne aus einem Grabe bei Stresitz in Pommern (Hollstein), welche neben dem stark eingebogenen Denkel (der Nase) zwei Augen mit stark vorspringenden Brauen zeigt.

Zum Vergleiche zieht nun Professor Birchow die ägyptischen und etruskischen Kanopen heran, unter welchen letzte-

*) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. 1870. Nr. 3.

ren namentlich eine bei Hüpfen gefundene seltener Form mit den pomerellischen Urnen Ähnlichkeit hat. Diese Urnen sind nämlich an beiden Orten in Gräbern gefunden; das Gesicht befindet sich an dem Gefäße selbst (was bei den ägyptischen und der häufiger vorkommenden ertrunknen Species nicht der Fall ist); die Arme sind, wo sie vorhanden, bald anliegend bald freistehend, und gleichwie der verschiedene Gesichtstypus der ertrunknen Kanopen Rückschlüsse veranlaßt auf Alter, Geschlecht und Abstammung der Menschen, deren Asche sie bewahrten, so hat man auch in den Gefäßform der pomerellischen Urnen semitischen und finnischen Typus unterscheiden wollen.

In Betracht der merkwürdigen **Ueberstimmung** in der Zusammensetzung dieser Grabsteine zweier räumlich so weit getrennter Jahrhunderte hält Herr Bischof eine Aufzählung der häufigsten beider fast unmöglich. Sind doch unter unseren Bronzezeitbestäuben manche als etruskisches Fabrikat erkannt worden! Wir dürfen an der Wandung des Westfischstromes den Endpunkt einer sich tief gesunken erhellenden, lebhaften Handelsstraße sehen; Herr Bischof wagt sogar die Möglichkeit einer phönizischen Handelskolonie (— ?! —) an der Danziger Düdt zu bestritten.

Birchow's Einsichten find durchgeändert unterstellt worden. J. Rectorst hat *) auf die Ausgrabungen des französischen Fouquier auf Theraia und Santorin aufmerk- sam gemacht, über die wir seiner Zeit (S. 166b u. XVI, 316) ausführlich berichtet haben. Unter den dort gefundenen (aus den Scherben zusammengefügten) Urnen find solche, die menschliche Gebeinen nachahmen und für deren Ursprungs- land Fouquier den Orient ansieht. J. Rectorst sagt hinzu: „In meiner Uebersetzung der Schrift Siberg's: Ueber den Einsturz der Giechen und Etnassee auf die Inseln- derer von ihm beschriebenen Melischen Inseln: eine afrikanische Anlage findet, und das Melos vor der borsischen Einwan- derung phöniciſche Bevölkerung hatte. Wir gerathen mit diesen Bemerkungen auf obdenkliche Abweg; allein gelänge es dereinst, auf Theraia oder Santorin wirkliche Gebeinen- nenn aufzufinden und weiter östwärts die Vordrder der grie- chischen (?), etruskischen und vielleicht auch der vor den be- schriebenen deutschen Grabsteine, so wäre der Weg zur Quelle nimmer zu weit gewesen.“

Enßlich hat der Ägyptologe Prof. G. Ebers in Leipzig in der Sitzung der dortigen anthropologischen Gesellschaft am 1. December 1871 seine Stimme in dieser Angelegenheit erhoben. Er betrachtet zunächst die ägyptischen Urnen aus Thon, Kalkstein, Alaßabst n. s. w., die mit Menschen- und Thierköpfen verziert sind und die Eingeweide z. B. der Mumien enthielten, denen sie mit in die Gräber gegeben wurden. Gängen die Urnen an der Äsche mit orientalischen Urnen zusammen? fragt Ebers. Unter Vorbehalt bejaht derselbe allodann diese schwierige Frage, wobei er sich auf einige Besonderheiten der baltischen Urnen stützt, so die merkwürdigen Gaskelotten an den Ohrringen der Urnen, die auf den Orient hindeuten. Die Kariumisfunden stammen auch aus dem Orient, und die Vorkommen der Urnen erinnern an den majestätischen Parthenon der Pharaonen. Schließlich argumentirt Ebers an Grund der gefundenen Zusammenstellung, die er als hieroglyphisch anspricht. Wie der Zusammenhalt mit dem Orient sich vollbracht habe, ob durch ertrunkene oder römische Kaufleute und von solchen mitgebrachten Modelle, bleibt vor der Hand dahingestellt.

Ihr sprudeln haltet wir diese Sache noch keineswegs. Die Kränze mit ihrem entsetzlichen barbarischen Gepräge blühen doch wohl an Ort und Stelle entstanden sein, wenn auch die Ritzarbeiten derselben, Perlen und Rauminfassen, auf dem Handelegezack nach der Ostsee gelangten. Dennoch dürfte es durchaus nicht, doch nach Vorhieben gearbeitet, die unabhängig von einander viele Blätter auf die Darstellung von Thongefäßen in Menschengestalt versetzen. Besonders bezeichnend sind in dieser Beziehung die amerikanischen Gesichtsmasken, die keineswegs zum Vergleich mit unseren rheinischen oder baltischen Kränzen herangezogen werden. Karl Raut hat kürzlich über dieselben eine Abhandlung veröffentlicht¹⁾, aus der wir hier das Wichtigste im Auszuge mittheilen wollen.

Die europäischen Klenen waren Gefäße, in denen die Weisse verbrannten Leiden bezeugt wurden, die amerikanischen Gefäßformen dagegen dienten als Trinkgefäße und Flüssigkeitsgefäße und wurden nach dem Tode der Besizer diesen mit in die Gräber gegeben. Die Töpferi, die Urkunst, wurde bei den Indianern Amerikas schon lange vor der Ankunft der Weissen betrieben, und daß die Amerikaner ihre Gefäße auch künstlich zu gestalten wußten, lehrt zahlreiche Funde. No. 7 stellt eine merkwürdige amerikanische Gefäßform dar, die vor etwa fünfzig Jahren in einem alten Erdwerke in Tennessee gefunden und schon 1820 von Atwater im ersten Bande der „Archaeologia americana“ abgebildet wurde. Hier sind drei kleine menschliche Köpfe, offenbar von indianischem Typus, mit den Hinterköpfen durch einen Halsbals verbunden. Die Gefäße sind bemalt, wie die nordamerikanischen Urköpfe sich bemalten. Dieses eigenthümliche Gefäß, als Trinne Fessel (dreieiges Gefäß) bekannt, hat sogar dazu herhalten müssen, um eine Bevölkerung Americos von Asien her plausibel zu machen. Atwater fand in den drei Köpfen tatarische (!) Gefäßgestalt und wirft die Frage auf, ob nicht die Gottheiten der indischen Trimurti, Brahma, Wischnu und Siva, hier dargestellt seien. Welche Beirrungen! Tolaren und Trimurti!

Nr. 1 (S. 40), eine einfache nordamerikanische Gesichtsvase, wurde 1869 in einem indianischen Tumulus in Missouri gefunden. Sie ist elf Zoll hoch, der Thon ist nach indianischem Gebrauche mit zerstampften Muschelschalen gemengt und die Gesichtszüge sind die einer Indianerin.

Aber nicht nur die Indianer Nordamerikas fertigten derlei mit Krugengestirften ausgestattete Gefäße, auch die Mexikaner und Peruaner, köhrt als jene stehend, leiteten darin Züchtige. Die Mexikaner liebten verzierte Gefäße sehr, wie No 2 und 5 unserer Abbildungen beweisen. No 2 erinnert sogar an Formen des klassischen Alterthums. Den Vorbereit dieses Gefäßstüches zieht ein von Wältern umrahmtes menschliches Antlitz; kleinere Köpfe an der Seite zeigen den charakteristisch mexikanischen Kopfschmuck an. Federn. No 5 ist ein gebemelter dreieckiger Klumpenopf, ähnlich wie Töpfer ihn bei uns heute noch darstellen. Das Gesicht auf diesem Topfe hat unverkennbare Ähnlichkeit mit den Gesichtern der pomeranischen Nenen, ein Beweis mehr, wie ganz verschiedene Völker unabhängig auf dasselbe verfielen.

Die alten Peruaner waren gleichfalls sehr geschickte Töpfer; sie schenken ganze Thiere, Affen, Papageien, Frösche etc. aus Thon nach und bewussten solche als Gefäße. Die unter No 3 dargestellte Gesichtswase ist besonders interessant; sie stammt aus der Sammlung des Generals Don Antonio Maril bei Abores in Cuzco und wurde von Thomas Evans in dem Werke „Life in Brazil“, Newyork 1856, be-

*) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie.
1870. Nr. 5.

*) Archiv für Anthropologie. VI, S. 163 f.



Nr. 1. Nordamerica.



Nr. 2. Mexico.



Nr. 3. Peru.



Nr. 4. Peru.



Nr. 5. Mexico.



Nr. 6. Peru. 10" hoch.



Nr. 7. Nordamerica.



Nr. 8. Peru. 8" hoch.

Amerikanische Gesichtsurnen. Nach Zeichnungen von Carl Hau.

schrieben. Nach Embank's Ansicht soll dies eine Porträtvase sein, die den Kaimen Raminavi darstellt, welcher zur Zeit der Eroberung Persus durch Hiarro eine Rolle spielte. Er war ein Wüthender, der nach Garcilaso de la Vega einst die Sonnenjungfrauen eines Ritters zu Luito sämmtlich lebendig begraben ließ. Das Gefäß ist, wenn es wirklich das Porträt Raminavi's darstellt, höchstens 340 Jahre alt, neun Zoll hoch und durch die strangweise Anordnung des Hauptbaars ausgezeichnet.

Nro 4 zeigt ein anderes von Embank dargestelltes peruanisches Gefäß mit Gesicht; es ist eine Reiseflasche, wie der königliche Boden beweist. Nro 8 ist das schönste bisher bekannt gewordene amerikanische Gefäß dieser Gattung, durch aus eigenthümlich in der Gestalt und sein modellirt. Es stammt aus dem Thale von Chicama bei Trujillo. Es ist ein behelmter Kopf mit rein menschlichen, schönen Gesichtszügen, die vollkommen proportionirt sind, bis auf die zu großen

Augen. Der sichelförmige Ausfluß am dem Helme stellt den Mond dar, welcher bei den alten Peruanern das Symbol des Himmels war. Der hohe Stiel des Gefäßes bildet zugleich den Halschen oder Gefäßhals.

Nro. 6 endlich ist ein silbernes Tringgefäß mit Gesichtsdarstellung, das sich im Besitze des bekannten amerikanischen Reisenden und Alterthumsforschers Squier befindet. Geossen ist dies schöne Stück nicht, sondern, wie man annimmt, wohl gelötet, obgleich keine Näthstellen zu entdecken sind. Squier glaubt es sei gehämmert.

Kau schließt seine Abhandlung mit der Bemerkung, er habe nur beschreibend verfahren können. „Trotzdem dürfte der hier gegebene Nachweis, wie eine über einen großen Theil der Erde verbreitete eigenthümliche Geschmackstrichtung sich bei den Urvölkern Amerikas offenbarte, nicht ganz ohne Interesse sein.“

Culturverhältnisse Rußlands und des skandinavischen Nordens in vorhistorischer Zeit.

Von J. Neustorf.

II.

Der asiatische Einfluß machte sich in Rußland auch in der folgenden Culturperiode geltend. „Von einem eigentlichen Bronzealter kann in Rußland nur in beschränktem Sinne die Rede sein,“ sagt Worsaae, dem wir das Material zu der nachfolgenden Uebersicht verdanken.

In den Ostprovinzen, Russisch-Sibirien, Weißrußland und Polen, wurden einzelne Bronzealterthümer gefunden, die einen norddeutschen oder skandinavischen Einfluß verrathen. In Mittel- und Südrußland hat man Gräber geöffnet, welche in hölzernen Särgen oder Steinsärgen unverbraunte Leichen nebst einfachen Bronzewaffen und rohe Thongefäße enthielten. Weiter nach Westen, in der Ukraine, Podolien, Wolhynien, scheinen Steinzeit und Eisenzeit unmittelbar auf einander zu folgen, was um so auffälliger ist, da in dem nahe gelegenen Ungarn die Bronzealter eine so überaus reiche Entwidlung erfuhr und von so langer Dauer war.

Am eigentlichen charakteristischsten Denkmälern der Bronzezeit ist Rußland baar. Von dem finnischen Pufen bis nach Wladiwa und Perm finden wir keine Bronzealterthümer. Erst in der Nähe des Ural erscheinen solche, die aber nicht als Producte einer localen Industrie, sondern als Ausstrahlungen einer asiatischen Bronzealterthümer zu betrachten sind. Vielleicht bildeten sie das Eigenthum tschukchischer Stämme, die, von vorrückenden tartarischen Nomaden gedrängt und vertrieben, den Ural überschritten.

In Asien ist die Bronzeindustrie uralt; doch kann dort wie in Europa von einem Bronzealter von einer uniformen Cultur nicht die Rede sein: Ägypten, Indien, China, Sibirien bildeten gesonderte Gruppen. Man hat aus der Aehnlichkeit einiger chinesischen und sibirischen Bronzealterthümer auf eine einstmalige Verührung der Völker geschlossen; doch fehlen in Sibirien manche in China häufig vorkommende Gegenstände, z. B. die Schwerter. Bemerkenswerth ist, daß in Asien nirgend gehämmerte Kupfer- oder Bronzealterthümer gefunden worden sind, wie dies in gewissen

Gebieten Nordamerikas der Fall ist; auch die ältesten Gegenstände sind gegossen.

Die sibirischen Bronzen sind von einfachen und zum Theil etwas plumpen Formen. Man findet Dolche und zwar mit angelegten Griffen, Lanzenspitzen, flache Edle, Äxte, Messer und Spitzhauen für den Wurfbau. Dieselben Typen treffen wir im Westen des Ural. Eine im Gouvernement Wladiwa bei Zolobog gefundenen blattförmigen Lanzenspitze zeichnet sich durch halbtrichterförmige Ausschnitte zu beiden Seiten des hohlen Mittelrumpfes aus. Merkwürdig genug findet man ähnliche Lanzenspitzen in Ungarn und in Irland, und von Eisen auch in der Schweiz. Franks erklärt diese Ausschnitte aus dem Bedürfnis, die Waffe möglichst leicht zu machen. Der Unterschied in dem Charakter der asiatischen und der europäischen Bronzealterthümer ist so auffällig, daß man in einer russischen Alterthümerammlung ohne den Fundort eines Bronzegegenstandes zu kennen, bestimmen kann, ob es im östlichen Rußland oder in den Westprovinzen gefunden worden ist. Diese im Westen und namentlich die in Finland gefundenen Bronzealterthümer von nordischem Typus sind wie die vorhin besprochenen in Rußland gefundenen Flintfeiningeräthe als verpurgte Exemplare zu betrachten, welche durch Handel, oder in Finland vielleicht durch kühne Abenteurer, die auf einem Streifzuge sich weit in fremdes unwirthbares Gebiet wagten, dorthin gekommen sein mögen.

Im Ganzen genommen sind jedoch die zufälligen Funde und die methodischen Aufgrabungen auf dem großen Gebiete noch so spärlich, daß man um ein Urtheil zu fällen warten mußte, bis namentlich die antiquarischen Bestände Mittelrußlands genauer zu Tage liegen. Dennoch glaubt selbst der vorsichtige Worsaae schon jetzt ausreichen zu dürfen, daß die europäische Bronzealterthümer und die ostasiatischen, die vom Kaukasus nordwärts nur die dem Ural nahe gelegenen Provinzen berührten, durch einen breiten Gürtel getrennt waren, und damit ist die Frage, ob die von Asien westlich und nord-

westlich vordringende Cultur durch Rußland nach dem slawianischen Norden gekommen, verneint und beantwortet.

Die oft gestellte und oft erörterte Frage, woher der Norden seine ersten Bronzewaffen und Geräthe empfangen habe, ist seit den letzten Jahren ihrer Lösung um ein Bedeutendes näher gerückt. Nielsen ist wie bekannt der Ansicht, daß die ersten Bronzen mit phönicijschen Seefahrern und Colonisten vom westlichen und nördlichen Europa zugeführt worden seien. Wäre dies geschehen, so müßte man auf den Zwischenstationen vom östlichen Mittelmeer nach der Nordsee und Ostsee dieselben schönen Bronzegeräthe finden, die wir in den nordischen Sammlungen bewundern, und dieses ist nicht der Fall, wobei in der phönicijschen Ueberlassung am Mittelmeer noch an den Küsten des Atlantischen Oceans. Den asiatischen Ursprung der europäischen Bronzealter leugnen auch die jüngeren nordischen Forscher nicht, nur lassen sie dieselbe auf anderem Wege in die verschiedenen Ländergebiete Europas vordringen, wo die Bronzeindustrie, wie vorher die Steinindustrie, eine verschiedene Entwicklung erfuhr. Nach dem Norden kam sie völlig ausgebildet. Form, Technik, Ornamente sind im Hinblick auf die mangelhaften technischen Hilfsmittel bewundernswürdig. Ueber Griechenland schritt diese Cultur nordwärts. Einen besonders günstigen Boden fand sie in dem alten Dacien, wo sie für lange Zeit feste Wurzel schlug und zur herrlichsten Blüthe gedieh. Abweichungen dieser Cultur lassen sich durch Deutschland die kimmerische Halbinsel hinauf über Dänemark nach Schweden verfolgen. Man darf jedoch nicht etwa erwarten im Norden dieselben Typen zu finden wie in Ungarn. Ueberall macht sich eine schließliche Weiterbildung bemerkbar, die in der nordischen Gruppe ihren Gipfelpunkt erreichte. Eine andere Culturguppe amfaßt, von den Alpen ausgehend, Frankreich, Spanien (?), Belgien und die britischen Inseln.

Vorsae ist der Meinung, daß die neuen Erzgeräthe mit Colonisten nach dem Norden gekommen seien, und daß die älteren Bewohner, die von ihrer Intelligenz und Bildungsfähigkeit der Beweise genug hinterlassen, von den höher gebildeten Fremden die schönen Geräthe empfangen und im Laufe der Zeit auch anfertigen gelernt haben. Andere, z. B. Dr. Hildebrand, glauben dahingegen, daß die ersten Bronzegeräthe mit einem einwandernden Volke gen Norden kamen und daß diese neue Bevölkerung nach und nach mit der äl-

tern verschmolz, nicht zum Vortheil seiner Industrie, in dem die jüngeren Bronzen einen minder edlen Stil und minder sorgfältige Arbeit offenbaren.

Die westeuropäische Bronzealtergruppe erreichte niemals die reiche mannigfaltige Entwicklung, welche die nordische auszeichnet, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie zu früh die Verarbeitung des Eisens kennen lernte. Im Norden erstreckt sie sich so lange, daß sie in zwei Perioden zerfällt. In der älteren wurden die Leichen in vollem Harnischbegräbnis in großen Steinsteifen oder in Baumfärgen beigesetzt, und diese Gräber enthalten die schönsten, prächtigsten Bronzewaffen und Schmuckstücken; in der jüngeren wurden die Leichen verbrannt und die Asche nebst den Grabgeschenken in kleinen Steinsteifen oder irdernen Gefäßen beigesetzt. In der jüngeren Periode spürt man einen neuen südeuropäischen Einfluß, eine größere Mannigfaltigkeit in den Waffen, Geräthen und Schmuckstücken, neue Formen und neue Motive in den Ornamenten.

Das rechte Verhältniß für die stufenweise vorgehende Ausbildung der verschiedenen Typen, wie z. B. die Entwicklung des Hohlkeils aus dem flachen Keil oder der anschießlich nordischen Schwerter aus den ungarischen und süddeutschen etc., gewinnen wir erst durch die bahnbrechenden mühsamen Untersuchungen zweier schwedischen Archäologen, der Herren Hans Hildebrand und Oscar Montelius. Eine nähere Darlegung ihrer Methode würde nicht nur größeren Raum erfordern, als für diese Mittheilungen bemessen ist, sondern auch zahlreiche Figuren, ohne welche es nicht möglich ist den mühsamen Untersuchungen Schritt für Schritt zu folgen. Können wir uns demnach hier mit einem Hinweis auf die schönen Arbeiten der genannten schwedischen Gelehrten begnügen, so dürfen wir doch aussprechen, daß nach unserer Meinung der von ihnen betretene Weg der einzige ist, auf dem wir über das Wesen der Bronzealter, ihren Ursprung und ihre Verbreitung Licht empfangen können. Wenn auch weniger auf die technischen Details eingehend, zeichnet doch Vorsae in freien Zügen ein gleiches Bild und zwar wird auch der Werth seiner hier beibringenden anziehenden Schritt erhöht durch zahlreiche Abbildungen ägyptischer, assyrischer, hindustanischer, griechischer, italienischer, irändischer, süddeutscher, west- und ostslawischer und sibirischer Bronzegeräthe, welche eine überaus lehrreiche Zusammenstellung bilden.

Gegensätze zwischen Nord- und Südfrankreich.

Während der letzten vier Jahre ist der Gegensatz zwischen Nord- und Südfrankreich nicht selten sehr scharf hervorgetreten, und mehrmals sogar von einer „Conföderation des Sidens“ gesprochen worden. Frankreich hat in Bezug auf die Verwaltung allerdings eine starke Centralisation, und an dieser halten die jeweiligen Mächte und Gewalthaber, gleichviel wer sie seien, mit äußerster Zähigkeit fest. Deshalb ist bei den Franzosen bürgerliche Freiheit nicht vorhanden, und eben jetzt, Ende November 1873, gab die neue Verordnung über das Gemeinwesen die Erneuerung der Bürgermeister theils der Pariser Regierung, theils den Präfecten der Departements in die Hand. Man will keine Unabhängigkeit der bürgerlichen Gemeinden; die Beamten derselben sind lediglich Werkzeuge der Centralregierung; Selbstverwaltung wird nicht gebildet. Durch solche Centralisation

werden nur ungesunde Zustände geschaffen und aufrecht erhalten, aber die vorhandenen Gegensätze weder abgeschwächt noch aus der Welt geschafft.

Als Verwaltungsmaschine betrachtet ist Frankreich ein durchaus einheitlicher, sagen wir unifornirter Staat, ethnisch genommen aber nicht weniger als gleichartig, denn es leben in jenem Staate sehr verschiedene und gemischte Volksbestandtheile: germanische Stämme im Norden, Bretonen in der Bretagne, celtisch-germanische Mischlinge in der Mitte des Landes, Vaelen an den Pyrenäen, Provenzalen im Süden. Hier sind fünf keineswegs homogene Gruppen.

Ein ausgezeichnete belgischer Ethnologe, Leo van der Kindere in Brüssel, hat die Gegensätze zwischen Nord und Süd vom Standpunkte der Volkskunde aus geistvoll erörtert. Er nimmt, von den kleineren Gruppen abgesehen,

zwei Haupttracen an, welche durch Ursprung und Typus von einander verschieden sind, die eine hat den Norden, die andere den Süden inne. Die erstere ist arischer Abstammung, die zweite nicht. Daraus erklärt sich, daß ihre geistigen und moralischen Anlagen und Begabungen wesentlich von einander abweichen und daß in Bezug auf Politik wie auf Civilisation überhaupt der Gang und die Entwicklung im Staatswesen der Franzosen durch diesen Urtumschied wesentlich beeinflusst wird.

Professor Eduard Böhmer in Straßburg hat in seinem Werke über die heutige Poesie der Provençalen diesen Gegensatz scharf hervorgehoben und gezeigt, daß Frankreich ungeachtet seiner stürmischen Centralisation, die wie ein verderblicher Wehlhauf auf dem Lande liegt, doch seine nationale Einheit hat oder jemals gehabt habe.

Dr. van der Kindere hebt das ligurische Element hervor, welches in einem beträchtlichen Theile des heutigen Frankreichs von jeher vorwaltete. Wer an Ort und Stelle, so sagt er, die verschiedenen Erscheinungen des ligurischen Geistes in Kunst, Poesie, gesellschaftlichem Leben mit den geistigen Ausprägungen der Bewohner Südfrankreichs vergleichen wollte und eine Monographie über die Ligurer schreiben würde, würde nicht nur der Ethnographie, sondern auch der Wissenschaft der Politik einen großen Dienst erweisen. Dann würde sich klar herausstellen, ob man, wie de Belloguet behauptet, ihnen folgende Eigenschaften des Charakters zuschreiben muß: „Lebhaftes Intelligenz, natürliche Veredsamkeit, scharfsinniger Humor, unruhige Neugier und Wissbegierde, Verschlagenheit, Erfindungsgebot, Nachahmungstalent, Eigensinn, andererseits aber auch prahlende Ruhmsuchtigkeit, Geiz, Minderneigung, unfläthiger Geist, Mangel an Pöbel und Mangel an Mäßigkeit.“

Der Antagonismus zwischen Kelten und Ligurern nicht, das ist Thatsache, durch die ganze Geschichte hindurch; selbst dann, wenn er nicht offen zu Tage trat, war er dennoch verthüllt da, war scheinbar latent, bis er dann zu gelegener Zeit wieder scharf zu Tage trat. Bekannt ist, wie hartnäckig die Südprovinzen sich gegen eine Einverleibung in Nordfrankreich gewehrt haben. Der Krieg gegen die Albigenser ist nur ein Act in dem langen und großen Drama. Mehr als einmal hat ein mächtiger Dynast den Plan verfolgt, das Languec zu einem unabhängigen Königreiche zu erheben. Dabin trachtete z. B. auch Bischof Bernhard de Saisset im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; er wußte wohl, daß die Bevölkerung des Südens für seine Pläne günstig gemittelt war, und diese Südländer haben allezeit die französische Sprache als eine Feindin betrachtet. („Quo inimicatur linguo nostrae ab antiquo.“)

Auch heute, in den gegenwärtigen Tagen sind in Frankreich, dem Lande, welches sich für das am meisten einheitliche in Europa ausgiebt, weil es in den äußersten Formen Alles umfassen gestaltet hat, ähnliche Ansätzungen und Bestrebungen noch sehr lebendig und es giebt im Süden eine zahlreiche Partei, deren Schloßwort lautet: Wiederausrichtung der provençalischen Nationalität. Der „Armana provençau“ von 1867 sagt: „Asseta nosto Prouvenço dins sa counciençei de nacion.“

Wie bei den Kelten das Nationalgefühl durch die Poesie wieder erweckt und gestärkt wurde, so ist es auch in Südfrankreich ein Dichter, welcher seine Landleute und ihrem Schummer auftritt. Der unter ihnen berühmte gewordene Poet Mistral schildert in seinem glänzenden Gedichte „Calendau“ die Provence als eine schöne Prinzessin, welche zu einer ihr verhassten Heirat mit einem Barbaren gezwungen worden ist. Glücklicherweise

ist jedoch Calendau da, der Held, welcher das provençalische Volk personifiziert, und der es von dem Trude der „estassiers und ardoresses“, die aus dem Norden gekommen sind, erlöst. Durch seinen Heldenmuth wird das provençalische Volk von den Barbaren befreit und erringt seine Freiheit.

Die Anmerkungen zu Mistral's „Calendau“ sind noch viel sprechender als diese doch sehr deutliche und durchsichtige Allegorie. Mistral spricht ganz unumwunden von einem „Antagonismus der Rassen“; die Vangue d'oc sei „auf die nackten Hüfte gestellt und geknebelt; sie werde unarm-berzig von den Universitäten ausgefloßen“, und doch: zahlen dann die Südländer nicht auch ihre Grund- und Steuern?

Wie stark und mächtig das Sprachen- und Rassenelement auch heut zu Tage noch ist, geht aus der Thatsache hervor, daß die Catalonier in Spanien, welche bekanntlich eine Mundart der Vangue d'oc sprechen, sich mit der Bewegung ihrer Stammesbrüder in Südfrankreich solidarisirt fühlen. Die Société des Felibres provençaux und die Gesellschaft der Troubadours in Catalonien stehen in enger Verbindung mit einander. Mistral sagt: Von den Alpen bis zum Golf von Gascogne, von der Loire bis zum Ebro „hat die Bevölkerung zu allen Zeiten mit einander sympathisirt; sie hat jo ähnliches Klima, dieselben Neigungen, Instincte, Sitten, Glaubensansichten und Sprache. Die waren im dreizehnten Jahrhundert nahe daran einen Staat der Vereinigten Provinzen zu bilden. Die Südländer haben stets gewünscht, daß ein solcher Staat ein Bundesstaat sei, nicht ein Einheitsstaat.“

Es erscheint beachtenswerth, daß die Catalanen ein Gedicht Mistral's, das den Titel „de Gräfin“ führt, als eine Art von Marcellaise betrachten und singen, und daß diese Ode als eine Art von Kriegsruf gegen die „Soraitre“ der Nordfranzosen gilt. Ein solcher, Eugen Garcin, welchem derartige Bestrebungen sehr beedentlich erscheinen, hat ein Buch geschrieben (Les Français du Nord et du Midi), um darzutun, daß dieselbe auf seiner wirklichen Unterlage beruhen; das Werk ist aber, weil durchaus unwissenschaftlich, ganz werthlos und beweist nichts. Doch hat es insofern einen gewissen Werth, als man aus demselben abnehmen kann, daß die Oden der Felibres eine weite Verbreitung haben, und daß man es für nöthig hält, sie zu bekämpfen. Amadeus Gabourd, der eine Geschichte Frankreichs veröffentlicht hat, sagt mit düren Worten: „Die Rasse des Nordens hat stets mit ihrem Trud auf dieser Rasse des Südens gelastet. Das Volk hier betrachtet sich als ein eroberter Volk. Es fügt sich und gehorcht nur dem Zwange, es übt widerwillige Entfugung, ist ohne Zuneigung. Wenn dermaleinst die französische Einheit einer Abminderung unterliegen sollte, so würden Anstoß und Bewegung zu einer solchen gegeben werden durch die dorbefessenen Provinzen und jene des Languec.“

In Montpellier erschien vor Kurzem ein Gedicht von Octavien Bringuier, betitelt Prouvença. Ueber dasselbe sagt der „Armana provençau per 1872“, es schildere mit Flammenergie die Geschichte und die Größe „unserer Nationalität“.

Der Gegensatz zwischen Figuren und Kelten tritt scharf und deutlich genug hervor, auch auf politischem Gebiete, und es ist wohl in Betracht zu nehmen, daß ein Gefühl der Unabhängigkeit sich in beiden Gruppen bemerkt macht. Bezeichnend ist z. B., daß Ernst Renan in seiner Abhandlung über die geistige und sittliche Reform Frankreichs mit nachstehender Aeußerung hervortritt: „Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir drängt sich mehr und mehr eine ethnographisch-historische Ansicht auf. Die Ähnlichkeit zwischen Nordfrank-

reich und England wird mir täglich klarer. Unserer Etourderie haben wir aus dem Süden, und wenn Frankreich nicht das Languedoc und die Provence in das Reich seiner Thätigkeit einbezogen hätte, dann würden wir ernsthaft, thätig, protestantisch und parlamentarisch sein.“

Aus dem Vorstehenden zieht von der Kindere einige Schlüsse. Wenn in Frankreich sich kein stätiger, zusammenhängender Fortschritt zeigt, so erklärt sich das aus seinen ethnischen Verhältnissen. Die Inferiorität der lateinischen Bevölkerungen habe ihren Grund nicht in der Sprache, welche sie reden, sondern in der Beimischung vorhistorischer Elemente, welche dieselbe zu stark dem Süden verlehren.

Ferner: die Zukunft Frankreichs hänge vielmehr davon ab, welche der beiden Gruppen einmal endlich die Oberherrschaft gewinne. Die Anlagen und Begabungen der ligurischen Rasse scheinen nicht danach angethan, es bis zu solchem Grade politischer Entwicklung bringen zu können, wie solche Völker, bei welchen das arische Blut vorwaltet. „Wenn die Ketten des Nordens, ernste, bedrückte, moralische Ketten,

das Uebergewicht bekommen, dann mag Frankreich sich wohl wieder aufrichten.“

Dazu macht van der Kindere, ein verständiger Fleming, einen wohl angebrachten Zusatz: „Weider aber gewinnt in unseren Tagen das allgemeine Stimmrecht die rothe Zahl gar zu oft das Uebergewicht über Tüchtigkeit und wirtschaftlichen Verdienst. So war es ja auch im alten Rom, wo die Plebejer, als sie die Herrscher Gewalt übten, den Staat, welchen das arische Patriciat mächtig und geschäft gemacht hatte, zu Grunde richteten. So giebt im Fortgange der Geschichte Fatalitäten, welche auch von den besten Männern nicht abgewandt oder beugbaren werden können.“

Wir schließen mit dieser Aeußerung vollkommen einverstanden. Das „allgemeine Stimmrecht“ ist eine Art von organisirter Barbarei; ist der Freiheit wie der Ordnung gleich gefährlich, wird allemal — die Geschichte zeigt es — verhängnisvoll, ruft Anarchie hervor und das Ende nach der unaussprechlichen Verwirrung ist Cäsarismus und Dictatur. Kein Ethnolog wird sich eine so heillose Einrichtung günstig gesinnt sein können.

Russische Heldengedänge, gesammelt von A. Hilferding.

Selbst den Russen ist der weite, unfruchtbare Strich ihres Landes, der sich nordöstlich von Petersburg nach Archangel zu erstreckt, nur wenig bekannt. Es ist eine keineswegs sehr einladende Gegend, ein Land voller Stumpf und Wälder, in das man sich zum Vergnügen niemals begiebt. Die dünn gesäte Bevölkerung kämpft hart einen ungleichen Kampf mit der Natur um ihre Nahrung. Der Boden ist an vielen Stellen so morschig, daß ein Wagen nicht über denselben fortfahren kann und daher Schlitzen angewandt werden müssen. Der Bauer begnügt sich mit einer dürftigen Hahnerute, er kennt hier nicht die Bedürfnisse des Ruschik in anderen Theilen Rußlands, das Korn, um daraus Kascha (Weiz), oder Rohlköpfe, um daraus Schitschi zu bereiten. Höchstens in der Umgebung des Onega- und Ladogasees, die mit Petersburg in ununterbrochener Wasser Verbindung stehen, würde ein Sibirische das Leben einigermaßen erträglich finden. Furchterliches Klima, traurige Winternächte, unbautbarer Boden, unaussprechliche Arbeit charakterisiren diesen Theil Rußlands, und doch sind die Bewohner, trotz ihres ewigen Kampfes mit der brennenden Sommerhitze, der eisigen Winterkälte, mit Fieber und oft mit dem Hunger, ein tüchtiges, kräftiges Volk.

Aber noch wunderbarer erscheint es uns, daß diese traurige Region die eigentliche Heimat des russischen Minnergesangs ist, daß hier die schönsten Romane des Volks erwachsen, daß in diesen finsternen Wäldern und melancholischen Sümpfen sich die Ueberreste des russischen Volksepos erhoben. Die schwermüthigen, ungeheuren Bauern und Fischer singen dort noch jetzt bei der Arbeit oder am häuslichen Herde die Heldengedänge aus alter Zeit, die im übrigen Rußland längst schon im Volkemunde erloschen sind.

Um seine schon sehr ausgedehnte Bekanntschaft mit diesen russischen Heldengedängen noch weiter auszuweihen unternahm der bekannte Slavist Alexander Hilferding im Sommer 1872 eine Reise in das Gouvernemente Dniew. Schon während früherer Reisen hatte er dort eine große Anzahl Volksepos und Epen aus dem Munde der Bauern niedergeschrieben, die er jetzt durch neue vermehren wollte. Am

22. Juni schrieb er an seine Frau, daß er soeben eine siebenstündige Fahrt auf einer Barke zurückgelegt und, fortwährend im Verkehr mit dem Volke, wieder höchst schätzbare Beiträge zu seiner Arbeit gesammelt habe. Aber diese Fahrt, auf welcher er sich den Keim zu einem Typhus holte, war die Ursache seines Todes; bald darauf, am 2. Juli 1872, starb er zu Kargopol *). Inwiefern die Früchte seiner Arbeit sollten nicht verloren gehen und jetzt liegen die von ihm gesammelten Gedänge gedruckt vor **).

Der größere Theil der Gedichte gehört zu dem sogenannten Kiew- oder Wladimir-Kreise, welcher die beherzten Thaten einer kleinen Heldenschaar am Hofe des Großfürsten Wladimir von Kiew besingt. Gleich Karl dem Großen unter seinen Paladinen oder König Artur unter seinen Rittern, bildet Wladimir den Mittelpunkt der Epen, wenn er auch selbst nicht immer die hervorragende Persönlichkeit ist. Kiew, das altherkömmte, mit seinen goldglänzenden Kirchentürmen, ist der Ort, von dem aus die Helden weit hinaus ins heimliche Land zu kühnen Thaten schweifen, zu dem sie aber stets an den Hof ihres bankeittirenden und in Lust und Freude lebenden Herrn zurückkehren. Nur die schwächsten Nachrichten, welche dann und wann einfließen, vermögen ihn in seinen Festlichkeiten zu stören. Feinde sind nahe, ein heimlicher Kampf hat geschworen, die Wauern der herrlichen Stadt niederzureißen, „Gottes Kirchen“ zu entweihen und den glänzenden Palaß des Großfürsten zu zerstören. Wladimir verflucht sofort in helle Verzweiflung, untröstlich schreit er die weiten Hallen aus und ab, meinend und wehklagend, bis einer seiner Helden ihm zu Hülfe eilt und die drohenden Feinde verjagt, wie der Wind die Spreu zerstreut. Wladimir aber kehrt zu seinen Gelagten zurück, wieder klirren die Gläser und klappen die Teller, der süße Duft des gebotenen „weißen Schwan“ labt die Helden und der „grüne Wein“ strömt die Kehlen hinab.

*) Vergl. „Glasnik“ XXII, S. 381.

**) Onozekija Builinski u. f. w. Onega Builinski niedergeschrieben von A. B. Hilferding im Sommer 1871. Petersburg 1873.

Es mag billig Wunder nehmen, daß der Name Wladimir's, des Großen oder Heiligen, der recht eigentlich im zehnten Jahrhundert der Gründer des russischen Reiches ist und die griechische Kirche dort begründete, in der Romanze mit einem so weichen Namen identifiziert wird, wie der Großfürst von Kiew in den Wladimas. Doch in den Gedichten scheint hier im Laufe der Zeit eine Verwischung oder Verschmelzung von Persönlichkeiten stattgefunden zu haben; immerhin bleibt es aber sehr beachtenswert, daß nach 900 Jahren der Name Kiew und Wladimir noch in Nordrußland unter den Bauern fortleben, dieses Kiew, das von den Mongolen zerstört wurde, das Vitarew und Kolen unterthan war, dessen Gedächtnis bei anderen Großfürsten längst entschwunden ist. Hier im Norden aber, an der Grenze der Zivilisation, singt der bäuerliche Knappe in artistischen Winterabenden in fremdartig archaischer Weise noch von dem Glanze der berühmten Stadt, er erobert in seinem Liebe Stille und Blumen, die dort im Norden nicht mehr gedeihen, Ritter im glänzenden Panzsch, Höslinge und Felder. Das alles sind Beweise, wie die Romanzen aus dem hohen Altertum stammen, wie sie ungeschwiegen vom Urahn auf den Urahn übergegangen sind, wie Geshichte auf Geshichte sie sang und unter keineswegs günstigen Umständen fortvererbte. So wunderbar ersehen manchen die Fähigkeit des Volksbewußtseins, daß es nicht an Zweifeln fehle, welche die Authentizität herabsetzen russischer Volksgedichte anzuweisen, die im Laufe unseres Jahrhunderts veröffentlicht wurden. Als aber die großen Sammlungen von Ribnikow und Kirewitsch erschienen und ausschließlich die Sänger und Erzähler schilderten, denen sie nachgeschrieben, da verstummten die Zweifler. Ihre letzten streptischen Anwandlungen aber schwanden, als einer jener bäuerlichen Knappen, ein Achtziger — sein Portrait ist im vorliegenden Bande mitgeteilt — in Petersburg erschien, wo er vor dem Hofe wie vor einem Kreise wissenschaftlich gebildeter Männer seine Geshänge citierte und mit einer Verbienlichkeit auszeichnete wurde.

Im Ganzen enthält die Sammlung 318 Gedichte, von denen allerdings viele lediglich Variationen desselben Themas sind, so daß nur 92 bestimmt abgegrenzte und selbständige Gedichte übrig bleiben. Am häufigsten ist die Geshichte von Dobrinja und Aljoscha vertreten, von der nicht weniger als 24 Versionen vorkommen. Dobrinja ist der Hauptheld an Wladimir's Hof, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, von ablicher Herkunft, tapfer im Kampf, galant am Hofe. Aljoscha dagegen, ein Popowitsch, Priestersohn, kommt weniger gut weg; er hat „gesehliche Augen“, welche das russische Sprichwort den Pfaffen zuschreibt, behandelt die Damen unritterlich, auf sein Wort ist kein unbedingter Verlaß und seine Tapferkeit nicht frei von Veracht. Das ist der Mann, welcher um Dobrinja's Weib wirbt. Während der letztere sechs Jahre abwesend ist, ohne daß Nachricht von ihm verläute. Wladimir, obgleich Dobrinja's Schrim, unterstützt die Bewerbungen Aljoscha's, doch die stauische Penelope weiß diesen hinhalten und will ihn erst nach Verlauf von zwölf Jahren ihre Hand reichen; diese sind veronnen und nun ist sie geneigtigt Wort zu halten und seine Bitten zu erhören. Das Hochgeheiß beginnt, alles ist statisch vorbereitet und das Ende natürlich so, wie wir es seit Homer voraussehen dürfen. Gleich Dheu's setzt Dobrinja bei Zeiten heim um sein kluges, treues Weib zu erretten und den Werber zu bestafen. Wie im deutschen Volksmärchen: läßt er einen Ring in den Becher fallen, aus dem die Braut trinkt, und wie die Sonne nach langer Nacht wieder aus den Wolken bricht, so strahlt auch der verloren gekaufte Held Dobrinja wieder in vollem Glanze. Alles ist Lust und

Freude und endet gut. Es ist die alte Geshichte, doch ihre Ausführung ist durchaus eigentümlich russisch.

Weniger bekannt erscheint und die Erzählung wie Dobrinja das seltene Mädchen gewann, welches später die Heidin des eben analysierten Gedichtes wurde. Auch diese finden wir in verschiedenen Varianten, nach deren einer das Mädchen, Wladimir's Liebeshinge, von einem Drachen entführt wurde. Dobrinja bestand bereits einen Kampf mit diesem Drachen, der ihn angegriffen hatte, als er gegen den bestimmten Befehl seiner Mutter in dem verzauberten Ruffe Puffschiff ein Bad genommen. Aber er hatte den Drachen bezwungen und ihn nur unter der Bedingung frei gelassen, daß er nicht länger im heiligen Ruffland weilen und russische Seelen belästigen solle. Also wurde Dobrinja von Wladimir zu anterschen die schöne Geshänge zu befreien. Dies gelang ihm, er geleitet sie zurück nach Kiew und trifft unterwegs die Hufspuren eines Riesenpferdes. Jetzt übergibt er die Prinzessin dem Aljoscha und macht sich auf, um der Spur des geheimnisvollen Roffes zu folgen. Nachdem er eine Zeit lang geritten, trifft er auf eine Kiesel, eine Art Brunnhilde, die in Betrachtungen verfallen über die Ebene dahin galoppiert. Sofort versteht er ihre drei stierende Hiebe. Aber sie läßt sich in ihren Betrachtungen nicht fassen, sie rührt sich so wenig wie Strymir unter Thor's Streichen und erst als der dritte Schwerstreich fällt, bemerkt sie:

Wich dünkt, die Wäden fluchen;
Schau, 's ist ein russischer Ritter, nosenhäbernd!

Und nun ergriff sie ihn „bei seinen gelben Roden“ und steck ihn sammt seinem Roffe in ihre Tofche. Aber ihr eigenes Pferd beginnt unter dem Doppelgewicht zu ermüden, sie gibt ihm die Freiheit wieder und sagt:

Wenn alt er ist, will ich das Haupt ihm abhaken,
Wenn ich ihn liebe, will ich ihn heiraten.

Nun reitet sie mit ihm nach Kiew, läßt sich taufen und wird sein Weib.

Diese Geshichte ist in mehr als einer Beziehung von Interesse, indem in ihr zwei geographisch weit getrennte Sagentreife, einander beeinflussen, zusammenstreffen, ein skandinavisches und ein centralasiatisches. Spuren von beiden Einflüssen, ebenso von byzantinischen, slawischen und finnischen Sagen finden sich in den meisten Gedichten, die ursprünglich höchst wahrscheinlich von alten Minnelängern oder Troubadours gebildet wurden, welche den Rahmen zu ihren Romanzen da nahmen, wo sie ihn fanden und dabei von den Rassen benachbarten Völkern entlehnten. Die Sagas des Nordens waren gewiß den Mästen von Kiew bekannt, Kuril und seine Skandinavier hatten sie nach Ruffland gebracht, wie die Tataren bei ihren Einfällen oder Handelszügen mittelasiatische Stoffe zuführten, so daß in der russischen Volksliteratur sich der Osten und Westen begegneten und mit einander vernünfteten.

Der volkstümlichste aller Felder in diesen Romanzen ist aber Alja Wurumey. Die Wladimas, deren demokratischer Charakter nicht zu verkennen ist, lassen den Alja eines Bauern Sohn aus der Nähe der Stadt Wurum sein. Dreißig Jahre lang liegt er als ein Knecht in der Asche neben dem Herde seines Vaters. Da wird ihm von übernatürlichen Wesen (welche in den „Sicht“ oder halbreligiösen Gedichten als „Gottes Engel“ erscheinen) ein Wundertrank eingegeben und er erhebt sich als starker Held aus der Asche. Von da an verfließt sein Leben in einer Reihe von Heldenthaten, die von modernen Schriftstellern als russische „Hjabe“ zusammengefaßt wurden. Zuerst flieht der Held über eine Räuberbande in den blühen Wäldern Wurums; dann schlägt er die Heiden zurück, welche die Stadt Tschernogun zu erlösen drohen, drittens nimmt er den berühmten Stro-

genüber Solovei gefangen, welcher den Weg nach Kiew verlegt hat, indem er von seinem „Reiß“, das zwischen den Zweigen von sieben Eichen erbaut ist, auf die vorbeiziehenden Kaufleute herabsteigt, welche die Kanbitter von den Wägen aus Mhein auf die vorbeifahrenden Schiffe. Solovei's Hauptkraft liegt in seinem Geschrei, welches so schrillend ist, daß alle lebenden Wesen, die es hören, zu Boden stürzen. Mja aber achtet dies Geschrei nicht, mit einer Lanze stößt er den Unhold aus seinem Vannuett auf und führt ihn im Triumphe an den Hof Wladimir's.

Außer den erwähnten Hauptpersonen am Hofe Wladimir's finden wir noch manche andere, von denen wir wenigstens kurz Notiz nehmen wollen. Da ist das mythische Wesen Dunai (Donau), welcher für Wladimir die Hand der litauischen Prinzessin Apraxia erlangte und nun seinerseits deren Schwelmer Anastasia gewinnt. Doch am Hochzeitstische geräth er in Streit mit seiner Braut, welche behauptet ein besserer Eschle als er zu sein. Dunai fordert sie heraus auf offener Ebene mit ihm den Wettkampf zu bestehen. Sie verspricht einen Preis an einem Messer, das er auf sein Haupt gestellt, doch als er den gleichen Weiserschlag bei ihr versuchen will, weigert sie sich zuerst, da er beim Hochzeitmahl zu viel Wein getrunken habe und seine Hand nicht sicher sei. Doch er besteht darauf, sie giebt nach und sein Preis durchbohrt ihre weiße Brust. Da, als der lausische Cephalos sein junges Weib sterben sieht, fällt er selbst in sein Schwert und vermischt sein Blut mit dem ihrigen.

Ein anderer Held ist Stawor, dessen Weib eben so klug als schön ist. Eines Tages als Wladimir's Gäste an der Tafel einander in Prahlereien zu überbieten suchen, der eine seine Mütter, der andere sein Gold rühmt, erklärt Stawor, sein Weib sei so klug, daß sie Wladimir und alle seine Höslinge täuschen und hinter's Licht führen würde. Da wirft Wladimir ihn in einen finsternen Keller, in welchem Stawor lange Zeit trostlos liegt, bis sein Weib die traurige Sache hört. Sofort schneidet sie ihre langen Locken ab, verkleidet

sich als Maun und tritt als Sohn des Potentkönigs vor Wladimir hin, um die Hand seiner Tochter zu erbitten. Wladimir willigt ein. Beim Hochzeitstische aber klagt der vermeintliche Prinz über Trübsinn und verlangt nach Sängern, die ihn erheuen sollen. Die Hofbarben thun ihr Möglichstes um den Prinzen zu erheitern, der aber wird immer trauriger und trauriger. Da holt man eudlich Stawor, der ein berühmter Sänger war, aus dem Keller hervor. Und wie sein Gesang erschallt, weicht mehr und mehr des Trübsinns Wolke von des Prinzen Stirn, der nun eine geheime Unterredung mit Stawor verlangt. In dieser entdekt sie sich ihm und beichtet ihm dann der Wladimir hin, ihm die volle Wahrheit offenbarend. Der Fürst aber lenkt sein süßes Haupt und schaut lange mit seinen hellen Augen auf den Ziegelboden. Dann vergiebt er beiden und setzt zu seinem unterbrochenen Festgelage zurück.

Sehr verschieden von der schlauen Felsin dieser Geschichte ist das erhe Weib von Michail's Potol, eine Helena, die mit einem lithauischen Vortel entläßt und die, als Potol ihr nachsteht, ihren Mendasos zuerst in einen weissen Stein verwandelt und dann, als er wieder entzaubert ist, ihn mit vier Nägeln an eine Mauer kreuzigt. Ebenso schlimm ist das Weib Wesmjer's, deren Reize dem sie verfolgten Jahnwilo gößlichst werden, und gleich gefährlich erscheint Marina, eine Cixe, die durch magische Mittel den jungen Teronja in ihre Gewalt bekommt und ihn dann in der Gestalt eines Stieres fortschickt. Im Allgemeinen sind die jüngeren Heldinnen in den Wulmas nicht zu ihrem Vortheil gezeichnet, doch sie scheinen sich mit zunehmendem Alter zu bessern.

Nach viel Liebe sich so aus der Sammlung ansiehende vom reichen Solovei Wubimirovitsch, der über das Blaue Meer nach Kiew gefahren kommt, von den auf Moskau bezüglichen historischen Gesängen — doch wir müssen abbrechen und uns damit begnügen den deutschen Leser auf diese höchst interessanten und originellen Romanzen russischer Vaucen hingewiesen zu haben.

Aus allen Erdtheilen.

Die Republik Uruguay.

In diesem so oft und so schwer durch Revolutionen heimgejagten Lande am unteren Rio de la Plata herrscht seit einiger Zeit Ruhe; nur dieser bedarf desselbe, um ruhig zu bleiben. Dem „Buenos Ayres Standard“, der eine ausführliche Statistik giebt, entnehmen wir die nachstehenden Angaben.

Im Jahre 1852 betrug die Gesamtzahl der Einwohner dieser sogenannten Banda Oriental 181,969 Köpfe; 1860 war sie gestiegen auf 221,248 und für 1872 nahm man 450,000 an. Die Stadt Montevideo ist rasch angewachsen; 1818 zählte sie erst 8500 Einwohner; 1843 hatte sie 31,189, im Jahre 1860 schon 49,543 und 1872 ergab die Zählung 106,296 Köpfe. Stadt und Vorstädte hatten 7164 Häuser, wovon 2528 mit Gasbeleuchtung; es brannten 2292 Gaslampen auf den Straßen, Mährenlänge 64 Miles. Die Wasserleitung, welche gutes Wasser von Santa Lucia her zur Stadt bringt, ist 84 Miles lang; Länge der Gasleitungsrohre mehr als 96 Miles. Auf den Viehmarkt der Stadt fallen 1872 an Hornvieh 92,377 Stück, Schafe 76,775. Sterbefälle 9 von 1000; die Sterblichkeit unter den kleinen Kindern ist so groß, daß 42 Todesfälle unter 100 auf Kinder unter 2 Jahren entfielen.

Der Viehstand ist für ein so kleines Land geradezu colossal. Er betrug 1872:

	Stück.	Werth.
Rindvieh . . .	7,200,000	50,400,000 Dollars
Rauthiere . . .	1,600,000	9,600,000 „
Pferde . . .	120,000	1,800,000 „
Schafe . . .	20,000,000	24,000,090 „
Schweine . . .	100,000	800,000 „
Ziegen . . .	600,000	90,000 „
		86,690,000 Dollars.

Seit 1860 hat der Viehstand sich verdoppelt. Der Ackerbau verhältnißmäßig dagegen, denn für 1870 wird der Werth der Weizenanteile auf 2,905,000, der der Maisanteile auf 752,000 Dollars angegeben. Aber die Wägen in Montevideo haben 1872 doch 62 Millionen Pfund Mehl geliefert, für jeden Kopf in der Republik also 160 Pfund.

In den vier mit December 1871 abschließenden Jahren kamen in Montevideo 93,743 Passagiere aus Europa an; von diesen fielen aber reichlich drei Viertel weiter nach Buenos Ayres über, woraus zu sehen ist, daß im Jahre nur etwa 6000 in Montevideo zuhauseblieben; davon waren Italiener 35 Prozent, Brasilien aus Spanien 27, Brasilien aus Frankreich 14, Eng-

länder 7, Deutsche 3, verschiedene Nationalitäten 14 Procent. — Die Frage nach Arbeitern ist so groß, daß 1872 die Escanceros im Einwandererkauf 6133 Arbeiter verlangten und nur 677 erhalten konnten. Die Colonien der Schweiz und der Piemontesen belegen seit nun 15 Jahren und sind auf gediehen.

Polizei und Arme zählten 9170 Mannschaften, und dazu kommen — 833 Offiziere; Zahl der katholischen Kirchen 47, der protestantischen 3, der Aethier 4. Den Steuerflüssen zufolge beträgt das abgeschätzte Vermögen 361,211,000 Dollars; in Montevideo entfallen davon auf den Kopf etwa 200, auf das übrige Land 140 Pf. St.

Von den 9989 „Geschäftshäusern“ entfallen 5665 auf Montevideo; davon sind 3 Dampfmühlmühlen, 9 Windmühlen, 9 Stroblen, 13 Gerberrien, 52 Ziegeleien, 9 Salaberos, 7 Dampfmahlmühlen u.

Was die Handelsbewegung anbelangt, so stellt sich dieselbe folgendermaßen:

Einfuhr.	Ausfuhr.
1870 . . . 15,003,312 Dollars	12,779,051 Dollars
1871 . . . 14,864,247	13,334,324
1872 . . . 18,569,724	15,409,592

Die Ausfuhr stellen sich auf 8 Pf. St. für den Kopf. Der Handel der Republik hat sich in neuen Jahren verddoppelt. Im Jahre 1871 wurden ausgeführt 1,278,173 Rindshäute und 67,369,000 Pfund Woll, dazu kommen eingeführt Fleisch, Talg, Schaf- und Seidenstoffe. Die vorstehenden Ziffern bezeichnen sich nur auf die Ausfuhr über See, außerdem geht viel Vieh über die brasilianische Grenze, z. B. nach Pelotas, wo es in den Saladeros geschlachtet wird.

Die Zolleinnahmen, welche sich 1870 auf 4,538,853 Dollars stellen, sind 1872 auf 7,207,907 Dollars gestiegen. — Die Schulden der Republik betragen 11,481,235 Dollars.

Die Schiffsfahrtsbewegung des Hafens von Montevideo ist sehr beträchtlich angewachsen. Es liefen ein und aus 1869: Seeschiffe 2160 mit einem Gehalte von 967,667 Tonnen, 1871 schon 2876 mit 1,424,577 Tonnen. Dazu kommen für die Stromdampfer 366,183 Tonnen und 3601 kleine Küstenschiffe, Rähne u. alle Art. Von der Seeschiffahrt entfielen 1871 auf die englische Flagge 45 Procent, die französische 18, die italienische 10, die deutsche (68,359 Tonnen) 5 Procent; ferner kamen auch deutsche Dampfer Montevideo an; auf die nordamerikanischen Flagge kommen 5 Procent.

Die 40 Meile lange Eisenbahn von Montevideo nach Santa Lucia wird demnächst nach Florida und Durazno befahren.

Mit Buenos Aires ist Montevideo durch ein Kabel verbunden, das alle über Land Anstöße nach Valparaiso; ein anderes Kabel wird nach Rio de Janeiro gelegt und ein Tschal nach Rio grande. — In den Gewässern der Republik findet man 8 Kreuzfahrtskreuzer zwischen Cap Es. Maria und der Insel Martin Garcia; auf derselben Strecke haben die Argentinier gleichfalls deren 8. — Von den drei trockensten Docks ist das Brauded in Montevideo das größte; dasselbe kann Schiffe von 275 Fuß Länge aufnehmen, die 12 Fuß Tiefgang und 45 Fuß über dem Deckboden haben; die 12 in Colonia nimmt Schiffe von 1000 Tonnen auf.

Der gegenwärtige, auf vier Jahre gewählte Präsident ist Dr. Ellauri; seit 1864 sind das metrische und das Decimal-system in Geltung.

Die schwarze Götting Tina.

Die Regent in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehören zum großen Theile der methodistischen Kirche an. Die Lehre von ewiger Verdammnis, ewigen Höllenstrafen und dergleichen wunderlichen Glaubenssätze haben für die schwarzen Leute eine gewisse Anziehungskraft und während der bekannten Camp-meetings, dieser Zerknirschungskandaken unter freiem Himmel, zeichnen sie sich durch wildes Geschrei und Tanzen aus, dadurch auch, daß sie sich dröhnende Sätze auf den Knien verlesen, weil aus der Brust die Sünde komme. Daß dabei auch

allerlei Festschram mit unterläuft, versteht sich von selbst. Der Regent verliert den Dognen gegenüber, welche man ihm einprägt und die er noch weniger begreifen kann als andere Leute, kein inneres Gleichgewicht und wird, geistig genommen, zur Gargulur. Auch bildet er gern Secten, die wunderbar genug sind.

In Nordcarolina, eine acht deutsche Meilen von Wilmington, unfern der Carolina-Eisenbahn, steht „das Allerheiligste der Tina“.

Die „Götting Tina“ — so heißt sie im Augenblicke in dem Wilmingtoner „Evening Journal“ — ist eine etwa fünfzig Jahre alte Regentin mit schneeweißem Haare; im Uebrigen ist nichts Außersöhnliches an ihr zu bemerken. Als Mitglied der Methodistenkirche in der genannten Stadt benahm sie sich während des Gottesdienstes ungemein lärmend und demonstrativ; manchmal ließ sie aus der Kirche fort, stürzte auf einen vor derselben stehenden Baum und erhob, um ihre Frömmigkeit zu bezeugen, ein wildes Geschrei in den Zweigen. Als sie trotz aller Warnungen bei solchem Unfuge verharrete, wurde sie aus der Gemeinde verbannt und wohnte seit 1863 in dem Dorfe Brown Marsh. Dort gründete sie sofort eine „Kirche“ unter den farbigen Leuten, trat anfangs als „Propheet“ auf, erklärte sich aber einige Zeit nachher für eine „Götting“. Den Regenten verkündet sie, daß alle Zukunft klar und offen vor ihren Augen liege und daß sie dem Himmel die Gabe der Prophezie erhalten habe; er versteht sich, daß die Schwarzen an sie glauben und jedes ihrer Worte für bare Münze nehmen.

Das Allerheiligste ist nicht mehr und nicht weniger als eine Hochstülte armseligster Art; sie hat nur ein Zimmer und der Regent, mit welchem die Waisen zusammen liegt, ist vielfach herausgebrodet; nur durch diese offenen Löcher dringt Licht und etwas Licht in die Hölle, welche kein Fenster hat. Außerhalb des Allerheiligsten steht man zwei 40 Fuß hohe Stangen, die 8 Fuß weit auseinander stehen; auf jeder hängt ein Mannshemd von gewöhnlichem Kattun. Der eingestülpte Hofraum der Hölle wird durchaus lauter gehalten; die Götting duldet dort auch nicht einmal einen kleinen Kalm, denn ein solcher würde Unglück bedeuten. Zwischen der Eingangs- und der Eingangs- thür zum Allerheiligsten steht eine kleine Ruhe und inmitten derselben liegt ein Klotz, welcher der Götting als Stuhl dient. In diesem „Eingangs“ tanzen und singen die Gläubigen. An der einen Ecke des Allerheiligsten hat man in den Thron ein eigenthümlich gehaltenes Kreuz gegeben; aus diesem nehmen die frommen eine Handvoll Erde, aus welcher sie Augen schneiden, die auf einer Wand getrocknet werden. Umweil der Thür steht man noch vier im Quadrat aufgestellte Wälle; auf jedem derselben hängen zwei Frauen- und zwei Mannsdüppe. An heiligen Tagen“ tanzen die Gläubigen um diese Wälle herum. Während der Gebete hat die Götting Tina zwei Ehrensitze, einen auf dem Feuererde, den anderen in einem Felle; während der Andachten sitzt sie stets mit übereinander geschlagenen Beinen, die Uebrigen knien. An ihren Fußlagen „erspricht“ sich die Götting für die Sünden ihrer Befehrer, indem sie Knie vom Erbe auf ihren Kopf streut und dann über jeden der am Boden stehenden Gläubigen hinwegschreit. Tiefe geborchen ihr blindlings, und an jedem Witzmoch muß jedes Mitglied der Kirche ihr ein Körbchen mit Lebensmitteln bringen; wer das etwa einmal verläßt, wird bestraft. Die Regent in der ganzen Umgegend fürchten sich sehr vor der Götting, die ihnen ja, wie sie meinen, bösen Zauber anthun könne.

Von der Honin-Inselgruppe.

Südlich von Japan, östlich von der Küste des mittlern China, liegt im nördlichen Großen Ocean die Gruppe der Bonininseln, die man auch wohl als Arzobispo-Gelände zu bezeichnen pflegt. Sie befinden sich nicht in der großen Bucht des Westhandels, werden aber nicht selten von Großschiffen angelaufen, weil diese an der Westküste der Inseln den vortheilhaftesten Hafen Port Lloyd finden, 29° 51/2' N., 142° 11' O.

von Greenwisch. Schon vor etwa acht Jahren hatten die Nordamerikaner einen beschränkten Fährdienst auf die Kanininseln geworfen und dort zeitweise eine Kolonisation für ihre noch schiffen fähigen Dampfer angelegt. Die Gruppen wurden bis her von Japan abhängig gehalten, jetzt aber sehen wir, daß ein „amerikanischer Bürger“ ohne Weiteres den Lloydhafen in Besitz genommen habe. Bis 1826 sei die Insel unbewohnt gewesen; späterhin kamen einige Seefahrer und ließen sich dort nieder, und Commodore Perry, welcher 1853 die verschlossenen Häfen Japans „eröffnete“, mochte auf die günstige Lage aufmerksam. Das merkte sich ein Janter Komens Prese; er pflanzte die amerikanische Flagge auf, ohne dafür in Japan Erlaubnis nachzusuchen, und erklärte Proteste für kein Verhindern. Seitdem treibt er dort Schatzjagd, die ihm guten Nutzen abwirft. Trotzdem hat er sich geneigt erklärt, gegen ein gutes Stück Geld seine „Souverainitätsrechte“ an die Vereinigten Staaten abzutreten; Japan, so sagt er, beanspruche kein Recht auf die Gruppe.

Gumefindo Mendoya über die Otomi-Sprache.

Die Otomi-Sprache ist ein Model für den Ursprung der Wörter in den Utrpazern und ein Beispiel, wie die Utracien ein Idiom bildeten. Es lautet der Titel einer in der Februarnummer des Boletín de la sociedad de geographia y estadística de la república mexicana (1872) enthaltenen Abhandlung von Gumefindo Mendoya. Der Verfasser führt aus, wie die Wörter der Utrpazern anfangs Onomatopoeia waren und die Laute der Natur nachahmten. So bedeutet Donnee im Otomi thoo, gerade wie in den indogermanischen Sprachen auch; französisch tonnerre, englisch thunder, griechisch tonitru u. Dieses Wort bedeutet auch den Tod, oder alle Ute der Heiligkeit, welche Jemanden des Lebens berauben, wobei der Verfasser sich auf die heiligen Märtyrer Tod und Leben bezieht. Weitere Beispiele sind takura, Witz (französisch hibou, lateinisch bubo, spanisch buho); Coa, Krähe, corvus, crow, corbeau. Die Otami belegen auch für abstrakte Begriffe Wörter, wie Raum, Zeit, Gott, Seele. Ma-pa heißt Zeit, von ma, mit, verlängert, und pa, Tag, so daß die Zeit ein verlängerter Tag ist. Maschki ist Raum von mä, Ebene, scha, ist, und ki, christlich. Für sie ist der Raum eine große Ebene. Oka oder Okua, Gott von O = götlichen, und kua, des Inneren, weil Gott sich im Gewissen der Menschen manifestiert. Tzahin, der Geist, die Seele von tzn, die Macht, das Können, und hin, der Hauch (spiritus). Ueckua, der Satan, dunon von u = Schmerz, und kua, das Innere.

* * *

Ein japanischer Gelehrter schreibt in der Zeitung „Kishin Einjishi“: „Die Chinesen machen sich von den Ausländern keine richtige Vorstellung; sie leben in dem Wahne, daß diese im Vergleiche zu ihnen niedriger ständen und sind gleich mit dem Worte Ueki, Ueki (Barbaren) da. Sie hoffen und verachten den Ausländer und machen sogar einst den Versuch, dieselben aus dem Lande zu verjagen. Da sind sie freilich schon angelassen, aber bis zur Selbsterkenntnis haben sie es auch heute noch nicht gebracht!“ — Dasselbe Blatt macht sich über einen Japaner lustig, der Choloi Masojiro heißt und kein Leben damit hinführt, die Bücher der alten chinesischen Weisen zu studieren, weil nur in diesen allein, sonst aber nirgends die Wahrheit zu finden sei. Er verabscheut alle Fremden, welche ja doch nur Wölfe seien. Wenn ihn Jemand besuchen will, läßt er ihn sofort durch einen seiner Schüler genau betrachten. Hat der

Wann irgend etwas von europäischer Kleidung am Leibe, trägt er i. B. Schuhe oder kurz geschnittenes Haar, dann wird ihm unbedingt der Zutritt verweigert. Da manche seiner alten Freunde sich deartiger Vergehen schuldig machen, so hat er sie für viel schlimmer erklährt und allen Verkehr mit ihnen abgesprochen. „Der Mann hat doch gar zu viel chinesisch Blutel und ist wohl dadurch verrückt geworden.“

— Im September 1873 hat sich Folgendes ereignet. Die Männer in China betrachten das Weib als eine untergeordnete Creatur, welche keine Seele habe, und es gilt für ein Mißgeschick von Seiten des Himmels, wenn ein Mädchen zur Welt kommt. Nun finden wir in der „Canton China Mail“ (Nr. 144) einen Bericht aus Canton, in dessen Nähe Whampoa liegt. In einem Dorfe unweit dieser Stadt waren neun Jungfrauen, welche alle den größten Widern von einer Verheirathung hielten; sie klagten einander ihr Leid über die Elanerei der Frauen, welche den Männern gegenüber zu kindem Geschorn verpflichtet sind, und beschloßen, einem Leben ein Ende zu machen, das ihnen in Zukunft doch nur Jammer und Trübsal bringen werde. In der britischen Besigung Hongkong schloßen sich die Selbsterlöserinnen dadurch aus der Welt, daß sie eine große Menge Opium schluckten: die Jungfrauen von Whampoa gingen in ihrer Art finstern zu Werke, indem sie alle neun ihr schwachen Winterleider anlegten, diese und damit sich sehr aneinander näherten und sich dann zumal ins Wasser warfen, in welchem sie sofort unterlanten. Da dieses kurz vor dem Feste der Erben wöchigen Genuß geschah, ist, welche vom Himmel herabkommen und vom Volke als die Erben Sammlern bezeichnet werden, so hat diese romantische Geschichte großes Aufsehen gemacht.

— In promotionstüchtigen Studenten fehlt es in China nicht. Im September waren in der Stadt Canton mehr als 10,000 derselben eingetroffen, um sich der wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen und den Rühm-Grad zu erwerben.

— Im October 1873 hielt der Erzbischof von Canterbury eine Predigt über die „Erfolge“ der protestantischen Missionen in Indien; die letzteren sind jetzt über 100 Jahre in Thätigkeit. Der hochgelehrte Geistliche bemerkte, daß die Zahl der Indier, welche der Königin Victoria unterworfen seien, 180,000,000 betragen und daß bis in die Mitte des Jahres 1873 von diesen 318,000 zum Protestantismus bekehrt worden seien. In dem genannten Jahre waren mehr als 600 protestantische Missionäre an der Arbeit.

— Die Kohlenproduction in Großbritannien hat im Jahre 1872 sich auf 123,393,853 Tonnen gestellt; 6,964,002 Tonnen mehr als im Vorjahre. Die Kohlenförderung in Irland ist ganz unbedeutend; diese Insel bezog mehr als 2½ Millionen Tonnen aus Großbritannien, das im genannten Jahre mehr als 13,000,000 Tonne ausfuhrte.

— Der Tabakbau kommt in den deutschen Colonien der brasilianischen Provinz Rio Grande da Sul immer mehr in Aufnahme. Die Ernte der zur Export geeigneten Blätter hat sich 1873 auf ungefähr 100,000 Arroben gehalten, von denen etwa 75,000 auf die Colonie Santa Cruz entfielen, die 5 Arroben geben einen Ballen.

— In Valdivia ist wieder eine Goldgrube entdeckt worden, bei Chuchipuita, über welche ein „alter Australier“, Namens Wollhewts, noch vorläufiger Unternehmung einen Bericht veröffentlicht hat. Er tiefer er graben ließ, um so besser wurde das Gold, welches unter ähnlichen Bodenverhältnissen vorkommt wie das der Riß-Par in Californien.

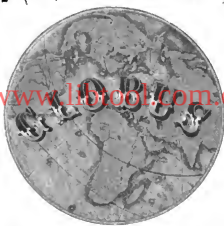
Inhalt: Aus dem Wiener Treide. III. (Mit sechs Abbildungen). — Europäische und amerikanische Gefährdungen. (Mit acht Abbildungen). — Culturverhältnisse Mexikos und des Centralasiatischen Nordens in vorchristlicher Zeit. Von J. Wiesner. II. — Gegenüber zwischen Nord- und Südfrankreich. — Rastlose Schenkung, gesammelt von A. Giffert. — Aus allen Erdtheilen: Die Republik Uraguay. — Die schwarze Götin Tina. — Von der Kanin-Inselgruppe. — Gumefindo Mendoya über die Otomi-Sprache. — Verschidenes. — (Schluß der Redaction 20. December.)

Herausgegeben von Karl Andre in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: G. Wieweg in Braunschweig. — Text und Verlag von Friedrich Wieweg und Sohn in Braunschweig.

Musirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.

N^o 4.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3n

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Streifzüge auf den Sandwichinseln.

I.

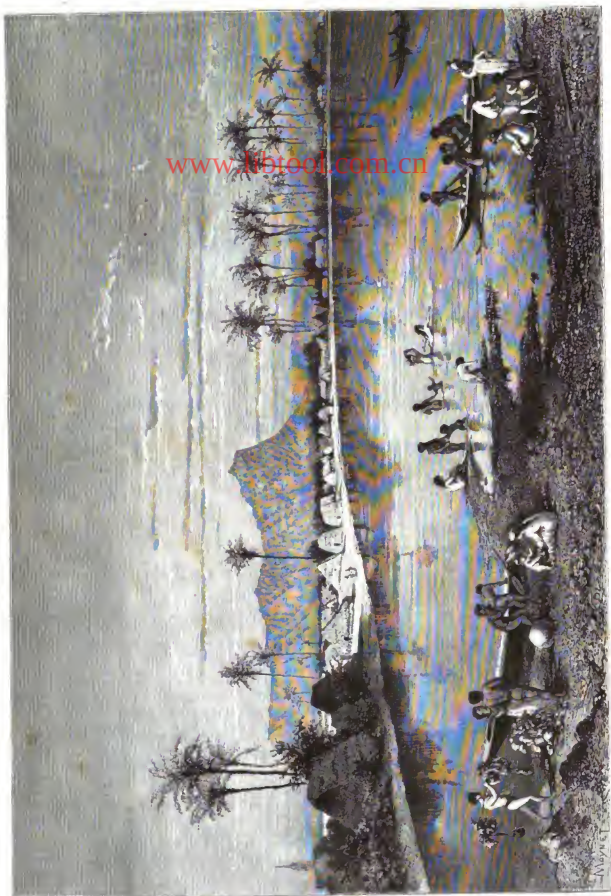
Unter den im nördlichen Theile des Großen Oceans zerstreuten Eilandgruppen nimmt der Hawaii-Archipel aus die wichtigste Stellung ein, denn er bildet recht eigentlich einen Centralpunkt zwischen Asien und der Westküste Nordamerikas, und Honolulu auf der Insel Oahu ist nach und nach zum bedeutendsten Handelsplatze in jener Region des Stillen Weltmeeres geworden; noch immer laufen zahlreiche Walfischfahrer dort an und ein Gleiches geschieht von den Dampfern, welche zwischen San Francisco und Neuseeland fahren.

So ist diese Inselgruppe, welche uns erst durch Cook bekannt wurde (1778), in den großen Weltverkehr hineingezogen worden. Von den zwölf Eilanden, die zusammen einen Flächeninhalt von ungefähr 360 Quadratmeilen haben, sind acht bewohnt, und alle haben einen vulcanischen Ursprung. Der Entdecker gab ihnen, nach einem Vord der Admiralität, den Namen der Sandwichinseln. Sie liegen etwas südlich vom Wendekreise zwischen 18° 54' und 22° N. und werden von 161° O. von Greenwich durchschnitten.

Der üppige Pflanzenwuchs und die Fruchtbarkeit der Gruppe sind häufig geschildert worden; sie wäre in der That ein Paradies, wenn nicht die Vulcane oftmals entsetzliche Verheerungen anrichteten, wenn Vete, die böse Göttin der Feuerberge, weniger ungnädig wäre. Aber „wunderbar herrlich“ ist das Klima. Die Temperatur ist gleichmäßig und der Wechsel übersteigt 10 Grad nicht; der Wärmezustand hält sich im Durch-

schnitt auf 30° C. Der Himmel ist zumeist unbewölkt, aber erquickender Regen fehlt nicht und die ganze Natur hat etwas Duftiges und Frisches. Stürme und Windstöße, von denen so viel tropische Inseln und Küstengegenden heimgesucht werden, kommen selten vor. Die Nächte sind über alle Beschreibung reizend, namentlich um die Zeit des Vollmondes, und die Luft ist so klar und durchsichtig, daß man um Mitternacht Gedrucktes lesen kann.

Der Seefahrer, welcher sich der Stadt Honolulu nähert, erblickt schon aus weiter Ferne als Landmarke die Diamantspitze. Dieser vulcanische Berg erhebt sich wie eine ausgebreitete Schildwache an der Westseite der Insel Oahu und ragt mächtig über den Hafen empor. Auf der einen Seite zieht sich ein langer, sandiger Strand hin, auf welchem schlanke Kokospalmen sich erheben, auf der andern Seite hat man einen Blick auf die Hügel von Waianae und auf den herrlichen, vollkommen sichern Hafen, der mit Schiffen angefüllt ist, von denen manche dicht am Kai liegen. Wer aus Europa oder Californien kommt, findet sich wirklich in eine neue Welt versetzt; die merkwürdigen Gegensätze treten ihm höchst auffallend entgegen; neben den braunen Eingeborenen, den Kanakas, welche eine Halbcivilisation angenommen haben, bewegen sich die Hunderte von Weißen, welche aus der neuen Welt oder aus Europa gekommen sind, um in dem „Paradiese“ Handel, Ackerbau und Viehzucht zu treiben, oder als Geistliche zu wirken; manche auch sind Richter und Politiker geworden.



Das Dorf Waikiki auf Oahu.

Der Fremde verkäuft nicht die Diamantspitze zu befeigen, gewöhnlich vom Dorfe Wailiki aus, das so ziemlich am Fuße derselben liegt. Dieser ehemalige Vulcan, dessen Krater erloschen ist, erhebt sich majestätisch bis zu einer Höhe von etwa 3000 Fuß über die vom Meere bespülte Ebene und bildet im eigentlichen Sinne des Wortes ein Vorgebirge. Das vulcanische Gestein und die Schlacken, mit welchen das ganze Unterland bedeckt ist, zeugen dafür, daß die Ausbrüche sehr heftig gewesen sein müssen; seit manchem Jahrhundert hat indess keine Eruption mehr stattgefunden. Der Aufstieg von der Seeite ist unthunlich, weil viel zu jäh und höchstens bis zu einer Höhe von etwa tausend Fuß möglich. Man wählt deshalb die Hinterseite, welche keine erheblichen Schwierigkeiten darbietet; in etwa anderthalb Stunden kann man den Gipfel erreichen. Von unten gesehen gleicht der Berg genau einem gigantischen hohen Zahne; oben jedoch gelangt man auf einer sanft geneigten, mit Rasen bedeckten Fläche zum Centrum des Vulcans in eine grüne Ebene, auf welcher viele verwilderte Biegen weiden. Sobald Menschen sich nähern, rennen sie eilig fort,

die Abhänge hinunter und hinter ihnen her rollen Steine in Massen in die vielen Schluchten, von welchen die äußeren Seiten des Berges durchzogen sind. Diese innere Ebene hat etwa 300 Fuß Tiefe; inmitten derselben befindet sich ein von Regenwasser genährter Teich, welcher den Biegen als Tränke dient.

Von der hohen Spitze, welche auf unserer Illustration deutlich hervortritt, hat man einen herrlichen Umlid. Vor dem Beschauer dehnt sich der weite blaue Ocean hin; Honolulu tritt deutlich in Sicht; gerade unten liegt Wailiki; nach Norden und Westen erheben sich die Berge, durch welche die Insel in zwei Abtheilungen zerfällt. In dieselben schneidenden schattige Thäler ein, deren jedes von einem Bache bewässert wird, am Ufer derselben liegen mit Taro bespante Felder und Reisäcker. Die Küstenvanderrung ist anstrengender als der Aufstieg; man macht sie gewöhnlich so, daß man nach Cocoa Head hinabgeht, welches die äußerste Südspitze der Insel Oahu bildet. Tiefer Weg führt über eine mit allerlei vulcanischem Gestein, Taro und Schlacken in wilder Unordnung bedeckte Ebene, die mit Cactus bepflanzt ist, und



Die Diamantspitze auf Oahu.

als eine Steinwollenei bezeichnet werden kann. Nachdem man sie durchschnitten oder vielmehr durchritten, bewirkt man auf einer Anhöhe, welche sich an die Diamantspitze lehnt, zwei einsam stehende Kokospalmen in der Nähe einer nun in Ruinen zerfallenen Speichkammer, eines jener Heiaus, wo einst Menschen abgeschlachtet wurden.

Wailiki war ehemals ein Fischerdorf, dessen überaus reizende Lage viele Besucher aus Honolulu anzog. Es liegt in der Nähe dieser Hafenstadt und als dieselbe mehr und mehr in Aufnahme kam, bauten sich Europäer Landhäuser neben den Hütten der Fischer, inmitten der Kokospalmen; so oft sie Küste fuhren, besuchten sie diese zumest im Stile der Cottages aufgeführten Villen, die alle von Holz sind und eine um das ganze Haus laufende Veranda haben. Die Straße, welche nach der nur etwa zwei Stunden entfernten Stadt führt, wird sehr gut unterhalten, und Wailiki ist nun zu einem Seebade geworden. Etwa eine gute Viertelstunde weit vom Strande zieht sich ein Gürtel von Korallenriffen in weitem Bogen und gewährt dem Binnenwasser Schutz gegen die Waisische. Bei Tage ist die Spitze

allerdings starr, aber Abends, Nachts und Morgens hat man stets eine erfrischende Seebreeze.

An dieses Fischerdorf knüpfen sich geschichtliche Erinnerungen. Kamehameha, der Gründer des hawaiischen Königreiches, bezwang die Häuptlinge der verschiedenen Inseln, war von 1817 an Alleinherrscher über die ganze Gruppe, und seitdem eifrig bestracht, die Civilisation unter seinem Volke eine Stätte zu bereiten und der herkömmlichen Barbarei ein Ende zu machen. Nach Kräften beförderte er Handel und Schiffsahrt, begünstigte die Fremden und dadurch kam Honolulu, wo er residierte, empor; vorher hatte er seinen Wohnsitz auf Hawaii, das er verließ, um mit den Kaufleuten und Schiffen bequemern Verkehr unterhalten zu können. Sehr gern verweilte er in Wailiki, wo er auch Hof hielt und wo auch seine Nachfolger bis heute gern sich aufhalten und zum Zeitvertreib Fische fangen. Der jüngstverstorbenen Kamehameha hat dort Badeställe, Pferdeställe und Wagenstuppen bauen lassen; er trieb Geflügelzucht; insbesondere widmete er den aus China und Japan verschiedenen Gold- und Silberfasanen große Aufmerksamkeit. Auch gab er sich

Mühe mit dem Eingewöhnen ausländischer Vögel und sie lobnte sich, indem nun viele derselben auf der ganzen Gruppe ihre neue Heimath haben und die Wälder er becken.

Diese waren bis vor wenigen Jahren fast ganz ohne Vögel. Ehemals war an solchen gar kein Mangel und viele zeichneten sich durch prächtiges Gefieder aus. Einer derselben hatte zwei schwebelbe Schwungfedern; das Recht, dieselben als Schmuck am Kopfe oder an den Halsbändern zu tragen, war ein Privilegium der Edelente. Kamehameha der Erste beschloß, sich aus solchen Federn einen Königsmantel fertigen zu lassen. Um diese Geißle zu befriedigen, mußte man viele Tausende jener Vögel tödten, und nach als zehn Jahre vergingen, bevor der Mantel fertig wurde. Wenn man Zeit und Arbeit in Anspruch bringt, welche die Herstellung erforderte, kann man die Kosten auf mehr als eine Million Franco annehmen. Das ist die Ansicht, des

Herrn von Varigny, der vierzehn Jahre auf den Sandwich-Inseln gelebt hat und eine Zeit lang auch Staatsminister des jüngst verstorbenen Königs war. Der Mantel wird in einem Kasten aus Kumpfeholz bewahrt und nur bei hohen Galafesten, z. B. bei einer Krönung, bei Eröffnung und Schluß des Parlamentes, herabgenommen; man breitet ihn über den Thronessel. Die Eingeborenen legen großen Werth auf diesen Hebermantel, weil eben der Erblinder des Reiches ihn getragen hat.

Kamehameha der Fünfte hielt es, wie er meinte der Civilisation wegen, für nothwendig, einen Verdienstorden zu stiften, welchen er nach seinem großen Vorfahren benannte, und dessen Einspruch aus den letzten Worten besteht, welche jener sprach bevor er starb. Er sagte nämlich zu seinem Sohne Nihilo: „Hoolanaka, sei ein Mann und des Namens würdig.“

Aus dem illyrischen Dreieck.

IV.

Ungarn hat, wie ein Blick auf die Karte zeigt, als Nordgrenze den ganzen Lauf der Donau von Widin bis zu den Mündungen ins Schwarze Meer, von welchem im Osten die Gestele bräutet werden, bis zum Balkan, welcher die Scheidelinie nach Süden hin, gegen Rumelien bildet; nach Westen hin ist keine natürliche Grenze. Mit Recht hat man dieses Land als eine plateaartige Vorstufe des Balkan bezeichnet, die vom Südrfer der Donau allmählich bis zu den Vorbergen des Gebirges aufsteigt.

Diese Region hat fast mehr als irgend eine andere des südöstlichen Europas durch Völkerräube, blutige Kriege und Verberungen gelitten; Feindschaften schwerer Art sind in dieser Mesia inferior der Römer und Byzantiner, vom sechsten Mittelalter an, ein ganzes Jahrtausend hindurch auf einander gefolgt. Dort war der Tummelplatz für eine ganze Reihe von barbarischen Völkern, unter deren eifernem Tritte Alles was von römischer Cultur ins Land gebracht war, gleichsam niedergeknüpft wurde. In ethnischer Beziehung finden wir ein förmliches Gewirr, über das wir einige kurze Andeutungen geben wollen.

Schon in der Mitte des sechsten Jahrhunderts war Asien, von Kigen in der Tisze an bis nach der Südpfeife unseres Erdtheils in Mesia, dem Cap Atapan, mit slavischen Ansiedelungen dermaßen überfüllt, daß dieser bedeutende Ländercomplez von den byzantinischen Geschichtschreibern als Slavien bezeichnet werden konnte. Zur Zeit des kaiserlichen Justinian brachen die Barbaren vom Norden der Karpathen her in das oströmische Reich ein; die Slaven, einmal in Bewegung gerathen und von den Awaren gedrängt, ergossen sich förmlich über die Länder im Süden der Donau; ein großer Theil der alten Bevölkerung wurde niedergeworfen oder hinweggeschleppt; ihre Stelle nahmen Slaven ein, welche, nämlich den zumern nomadischen Barbaren, sich nicht wie diese mit Raubzügen begnügten, sondern als Ackerbauer sich fest auf dem flachen Lande ansiedelten, namentlich im Norden des Balkan; Südben von diesem Gebirge machte das slavische Element weniger bedeutende Fortschritte.

Gegen Ende des fünften Jahrhunderts treten die Bulgaren auf den Schauplatz, ein uraltsch-slavisches Volk,

das seit langer Zeit Sige an den Ufern der mittlern Wolga (des Atel, wie sie damals hieß) inne gehabt hatte und ein Reich zwischen dem Kaban und dem Don gründete. Vom Jahre 642 an zog ein beträchtlicher Theil über den Don in die große russische Pontesteppe bis zum Dniester, von wo aus dann die Byzantiner beunruhigt wurden. Diese boten gegen die Bulgaren Söldner auf, Anten und Slavinen. Von den Awaren wurden sie bezwungen und blieben Unterthanen derselben bis gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts; dann aber warf ihr Fürst Kubrat das Joch ab und bildete ein eigenes Reich. Die Donau war von den Bulgaren zum ersten Mal im Jahre 485 überschritten worden; seitdem brachen sie oftmals in das Gebiet der Byzantiner ein; in den Jahren 678 bis 680 überfüllten sie die Slavengänge in ganz Mesien und erzwangen vom Kaiser Konstantin dem Zweiten die Abtretung des Pans. Seitdem wurden das untere Mesien, die beiden Thracien und Kleinasien, also diese Dobradsha, als Bulgarien bezeichnet. Diese finnisches-uraltsche Bulgaren nun, das herrschende Volk im Lande, verlor in der zahlreichen Slavenmasse, welche sie umgab, schon nach etwa anderthalb Jahrhunderten seine heimische Sprache; es erging ihnen ähnlich wie den Westgothen, Longobarden und Franken; diese romanisirten, jene slavisirten sich.

Die Awaren erlagen in Pannonien gegen Ausgang des achten Jahrhunderts den Waffen der Franken unter Karl dem Großen; diese wurden Nachbarn der Bulgaren; die untere Save bildete die Grenze. In jener Zeit rückte das gleichfalls finnisches-uraltsche Volk der Magyaren, diese schwarzen Ugrern, vom Ost her allmählich gegen Westen, sie leisteten zunächst den Franken Söldnerdienste gegen die magyarischen Slaven; nachher wurden sie von den Byzantinern gegen die Bulgaren aufgegeben, welche von ihnen besiegt wurden. Diese aber stellten ihnen die Petschenegen entgegen, welche hinter den Magyaren am Don haften. Die schwarzen Ugrern, nun zurückgedrängt, warfen sich dann auf die magyarischen Slaven im nordöstlichen Ugrern, und entrißen auch den Franken die pannonischen Ugrern, während die Petschenegen als Land vom Kiewischen Meere bis nach Siebenbürgen und der Walachei unterworfen hatten und sowohl



Vulgarische Bauern.

die Chazaren und Russen, wie die Bulgaren und Magyaren unablässig befehdeten.

Die an der Wolga zurückgebliebenen Bulgaren blieben von ihren Stammgenossen in den Donauländern geschieden. Man bezeichniete das Wolga-Bulgarien als Schwarz- oder Großbulgarien, das an der Donau als Weißbulgarien, gemäß dem Gebrauche der finnisch-estnischen Völker, das

Gebiet der Hauptstörbe oder der in höherm Ansehen stehenden weiß, das ist groß, das der geringern von ihr abgezweigten oder schwächeren als schwarz, d. h. klein, zu nennen. Auf die Geschichte der Bulgaren, ihrer Könige, ihrer Kriege gehen wir hier nicht ein, weil dieselbe keine Culturbedeutung hat und bemerken nur, daß das Land seit dem Jahre 1392 von den Osmanen beherrscht wird.



Bulgarische Bettler; ein Blinder spielt die Gusla.

Die Sitten und Gebräuche der finnisch-ugrischen Bulgaren vor der Slavisirung derselben bieten manche Eigentümlichkeiten dar. Längere Zeit blieben sie von ihren slavischen Vandalen noch so geschieden, wie z. B. die Germanen in Gallien oder Italien; viele derselben wurden zu Sklaven oder Leibeigenen gemacht. Gesetze und Rechtsgewohnheiten waren streng; einem Diebe, der seine Verbrechen

nicht eingestehen wollte, versetzte der Richter Schläge auf den Kopf oder stach ihm mit einem spitzen Dolche in die Seite. Wer vor Beginn einer Schlacht bei der Musterung ein schlechtes Pferd oder eine mangelhafte Rüstung hatte, wurde mit dem Tode bestraft.

Das Haupthaar wurde bis auf einen Büschel abgeschnitten; dasselbe war auch bei den Rumänen und Magyaren der

Haar. Aetzzeichen war ein Roßschweif, so lange sie keine Christen waren; dann befaß der Papst ihnen, statt dessen ein Kreuz anzunehmen. Zauberer, Schamanen, bestimmten Tag und Stunde des Kampfes; man suchte den Ausgang desselben durch allerlei Opfer und Zeichen zu erforschen. Ueberhaupt spielten Zaubermittel und Amulette bei ihnen eine wichtige Rolle. Den Eid leistete man auf ein in die Erde gestecktes Schwert; beim Abschluß von Verträgen wurden unter Gebeten an die Götter Hunde einzuweihen; das war ein Opfer. Die abliegenden Parteien tranken dann an bemessenen Bechern. Das Hundesopfer war auch bei den Magyaren Brauch. Schädel verbrachten die Feinde nicht den auch als Trinkscheker verwandt. Zur heidnischen Zeit war Vielweiberei im Gebrauch und das Harem wurde von Eunuchen bewacht.

Der Chagan, Herrscher, hatte unumschränkte Gewalt. Den Titel König erhielt er durch eine päpstliche Bulle vom Jahre 1203 gleichzeitig mit dem Rechte, Münzen zu prägen. Bei der Majestät saß der Chagan auf einem Büffel allein auf Tische; die andern, selbst seine Gemahlin und die Wogaren, d. h. die Großen, welche vor Einführung des Christenthums die Macht des Chagan einigermaßen einschränkten, saßen daneben an andern.

Neben dem altfinnisch-ugrischen Schamanenthum hatte bei den Donaubulgaren auch der Islam eine Bedeutung, der aber in Möwen nie so allgemein war wie an der Wolga, wo er herrschend wurde *).

Auch die Tschulgaren, die schwarzen, standen unter einem despotisch regierenden König, den die arabischen Schriftsteller auch als solchen, Melik, bezeichnen; er heißt auch Blatawaz, d. h. Herrscher, bei den ihm unterworfenen slavischen Stämmen. Beim Ausreiten wurde er von Trabanten begleitet; wenn er den Marktplatz besuchte, standen alle dort befindlichen Leute auf und nahmen die rasch abgezogene Mütze

unter den Arm. Ueberhaupt umgibt Jedermann ohne Ausnahme die Mütze abnehmen, sobald der Chagan erscheint, eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe machen und stehen bleiben. Wer sich vor ihm niederlegt, that es kniend oder auf den Seiten sitzend. Sommer wohneten die Tschulgaren in Jurten, Winters in hölzernen Häusern; jede Familie hatte an den Chagan als Abgabe eine Rindshaut zu zahlen. Diebe und Ehebrecher wurden mit Händen und Füßen an vier Mäule gebunden; dann schlug man ihnen mit einem Beile den Kopf ab. Hauptnahrungsmittel waren Hirse und Roggenschleisch; man trank Meth und Birnenmost.

Als Chagan galt bei den kumischen Vorfahren die linke Seite. Ein Haus, in welches der Witz eingeschlagen hatte, wurde nicht mehr betreten, weil auf denselben der Zorn des Himmels lastete. Tiefste Achtung finden wir noch heute bei den Wogaren und bei den Kalmücken, welche die vom Witz getroffene Jurte niederreißen. Die Schlange galt für unantastbar; im Hundescheitel fand man eine glückliche Vorbedeutung, aus welcher man Vorherhersagen zog, z. B. über Fruchtbarkeit. Auch mit dem Weibel des Wolfes wird es sich wohl eben so verhalten haben. Der alte russische Annalist Nestor erzählt von den Kumaren: „Im Witternacht stand Bonjad, Fürst der Wogaren, auf, ging vom Herde fort und heulte wie ein Wolf. Ein Wolf antwortete ihm und noch viele andere singen an zu heulen. Als aber Bonjad zurückgekommen war, theilte er seinem Vorgesetzten David mit: Unser ist am Morgen der Sieg über die Uiguren!“ Wenn die Jakuten an der Yena das Jischen vernahmen, welches das Ausflammen der Strahlen des Nordlichts begleitet, dann sagen sie, der rasende Geist ziehe vorüber, und die Wogabulgaren erblickten in den Strahlenbüscheln des Nordlichts einander bekämpfende Dämonen *).



Bulgariſche Frau in Sophia.

die Wogabulgaren erblickten in den Strahlenbüscheln des Nordlichts einander bekämpfende Dämonen *).

) In Aretius' Kuba, Handbuch der Geschichte des Mittelalters, Zunftjahr 1846 (Nachdruck der Berliner Trienal-Ausgabe von 1846), S. 251, heist es: „Zu den Juten fanden sich unter ihnen ein und suchten sogar Professoren zu machen.“ Professor Max Müller aus Erfurt hat neulich in Vorträgen einen Vortrag über die Verhältnisse der verschiedenen Kirchen zum Wissenschaften gehalten und dieselben in solche eingetheilt, deren Quantitäten Missionen zur Pflicht machen und solche, die es nicht thun. Zu den letzteren rechnet er die Juten. Streng genommen trifft das wohl nicht zu, denn bekanntlich hat die Schatzkammer zum Judenthum beider Seiten, unter andern nicht zu weh, daß im Osten so viele Juten blonder Haut haben und helle Augen. Die Juten sind nicht etwa streng ungenüßten Blutes. Schon während der babylonischen Gefangenenschaft sind viele melancholische Juthaten in sie gekommen und noch heute beweist dieser die Anwesenheit der melancholischen. Rückschlag ins Melancholische ist nicht zu verkennen.

*) Was die byzantinischen Geschichtsschreiber über die Bulgaren beibringen, ist zum ersten Mal mit großer Fleiß zusammengestellt worden von dem St. Petersburger Historiker Zittel in den Monumenta byzantina ad Danubium, mare Caspium etc. incolementum, Petrograd 1771 — 1773. Die Bulgarien sehen Band II, S. 441 bis 890. Ueber die Tschulgaren haben wir durch Arden in St. Petersburg Alles, was die arabischen Schriftsteller über dieselben enthalten. — Was Ar. Mude in seiner Geschichte des Mittelalters beibringt, ist zum ersten Mal von Zittel abgedruckt in Byzantinischen Studien. — Kaspar Zsch. Die Tschularen und die Kalmücken. München 1847 (S. 710 bis 727), hat die wichtigsten Momente aus den Quellen zusammengestellt. — Vollständige Klarheit in die verwickelte Geschichte der slavischen Völker haben wir erst in der jüngsten Zeit durch Hebert's Werke erhalten. Romantische Studien. Untersuchungen der alten Geschichte Romaniens, Syriens 1871. Der Abschnitt über die Völkerverteilung der Bulgaren, S. 233 bis 260, ist eine merkwürdige Arbeit, die das ganze Werk. 1866.

Das gelbe Fieber in Louisiana.

Es hat sich mehr und mehr herausgestellt, daß die Cholera eine sogenannte Schmutzkrankheit ist und ein Gleiches gilt vom gelben Fieber. Beide Seuchen werden durch die Unsauberkeit der Menschen wesentlich gefördert. Ueber die erstere ist in diesen Blättern vielfach gesprochen worden; sie ist im Verlaufe der letztverfloffenen Jahre ein kosmopolitisches Uebel geworden, von welchem alle Himmelsstriche ohne Ausnahme heimgesucht werden. Sie verschont weder die Länder unter dem Polarkreise noch jene unter dem Äquator, weder die Gestraberegionen noch die strenge Puna in Peru, wo sie bis in die Höhe von mehr als zwölftausend Fuß gegangen ist.

Das gelbe Fieber dagegen reicht in die gemäßigte kalte Zone nur ausnahmsweise und dann nur sporadisch hinein; es gehört vorzugsweise den tropischen Gegenden Amerikas und Afrikas an. Vor der Entdeckung Amerikas war es dort unbekannt und man nimmt an, daß es seine heutigen Merkmale, jene des schwarzen Erbrechens (vomitó negro; yellow jack), erst seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts angenommen habe und zwar in Westindien. Schon vor etwa vierzig Jahren hat der französische Arzt Anboudart nachzuweisen gesucht, daß es aus Afrika stamme, wo an der Sierra-Leone-Küste das sogenannte Unlammfieber einen festen Standort hat; von dort sei es durch den Sklavenhandel nach Amerika hinüber verschleppt worden. Es scheint als ob das Raccelement auf die Entwidlung der Krankheitsform nicht ohne Einfluß geblieben sei.

Ein französischer Einrichs, die „Trislanne“, kam aus dem Merbusen von Siam, also aus dem südöstlichen Asien, im Jahre 1695 nach der westindischen Insel Martinique. Während es vor Anker lag, brach auf demselben ein „gelbes“ Fieber aus, welches man als siamesische Krankheit bezeichnete. Späterhin kam die Seuche öfter und vorzugsweise auf Negerschiffen zum Vorschein. Vielfach ließ man die Sklaven nicht auf Deck, sondern hielt sie unten im Raum eingeschlossen, wo sich Unreinlichkeit aller Art anhäufte; das mit fauligen Stoffen geschwängerte Holz wurde in den heißen Himmelsstrichen zu einem Herd der Ansteckung, indem es verderbliche Miasmen entwidelte. Der genannte Arzt bemerkt: „Wahrscheinlich fügte die Eigenthümlichkeit der schwarzen Race noch etwas Beforderndes hinzu und so entwidelte sich eine Krankheit, welche vor dem Betriebe des Sklavenhandels aus Afrika nach Amerika nicht bekannt war.“

An einem andern Orte haben wir auf eine bemerkenswerthe Angabe hingewiesen, die wir in dem Buche des Nordamerikaners W. M. Norman fanden (Ramblings by Land and Water, or notes of travel in Cuba and Mexico, Newyork 1845, p. 94). Derselbe bemerkt, daß das gelbe Fieber auf dem amerikanischen Festlande zuerst im Jahre 1699 aufgetreten sei und zwar kam es durch ein mit Negersklaven beladenes Schiff aus Guineta nach Veracruz am Mexicanischen Meerbusen. Die Schiffer waren Engländer, auf dem Fahrzuge brach unter den Schwarzen ein Fieber aus, das sich den Weißen mittheilte und dann auf dem Lande auch die Indianer und Nigriten ergriff. So paktte jenes

„Fieber“ Individuen dreier verschiedener Menschenrassen, deren jede ihre besondern anthropologischen Anlagen hat. Die Physiologen mögen untersuchen, welche Einflüsse durch die Uebertragung einer Krankheit auf drei verschiedene Rassen sich entwidelt haben.

„Diese Seuche läßt einen unheilvollen Einfluß. Die feste Verwurzelung einer höhern Cultur hat keinen gefährlicheren Feind als dieses gelbe Fieber, welches den Völkern, den es sich einmal rothet, nicht wieder verläßt. Die Civilisation ist in den tropischen Ländern Amerikas dadurch bedingt, daß eine möglichst große Anzahl weißer Menschen dort leben und ihren Antrieben folgen können; daß durch sie europäische Intelligenz und Thätigkeit sich einbürgern, indem unablässig frischer Zuwachs aus der Alten Welt anlangt. Aber wie mag ein weißer Mensch sich möglichst heimisch und dauernd wohl fühlen in Gegenden, wo die verderbliche Seuche mit grauenhafter Regelmäßigkeit sich einstellt und wo heute Keiner weiß, ob er nicht morgen schon der Leichenbahrer liege? Die von einer solchen Geißel heimgesuchten Länder werden von Einwanderern gemieden; in die sogenannten Weissen-Fieber-Länder wagt sich in der Fieberzeit nur der Schiffser und der Kaufmann, weil er muß, und er schmeckt dort immer in Lebneseigenschaft.“ (Karl Andree, Geographie des Weltbhandels I. S. 346 bis 352).

In den Vereinigten Staaten dringt es an der Küste nach Norden hin über Südcarolina jetzt selten hinaus; und im Allgemeinen von dem Gestrabe des Mexicanischen Meerbusens landein nicht weiter als über die Linie, welche die Nordgrenze der Staaten Georgia, Alabama und Mississippi bildet. Und gerade an dieser Grenze liegt eine der beiden Städte, in welcher es eben jetzt eine große Menge Menschen hinweggerafft hat: — Memphis am Mississippi im Staate Tennessee. In Schreveport am Redriver in Louisiana ist es nicht minder entseßlich aufgetreten.

Ueber Schreveport liegt eine ausführliche Schilderung vor uns, die ein Telegraphenbeamter entworfen hat. Die Stadt zählte vor Ausbruch der Seuche, die am 28. August 1873 ausbrach, etwa 11,000 Einwohner; am 4. September wurde sie epidemisch und sofort verliessen etwa 8000 Menschen die Stadt, welche dann von allen Seiten her so streng

*) Die Hauptherde des gelben Fiebers finden wir an der Ostküste Amerikas, vom nördlichen Gestrabe des Mexicanischen Meerbusens bis zu den Mündungen des Amazonasstromes und, seit 1849, nach Süden hin die Rio de Janeiro, lebend in Westindien. In diesem Gebiete sind alle Häfen ohne Ausnahme der Seuche unterworfen. Sie ist insofern auch über die Kanäle von Panama und um das Paz. Meer herum an die Gestrabe des Ozeanischen Ozeans vertragen und i. U. nach Lima in Peru gebracht worden, wo sie von 1852 bis 1854 herrschte; auf demselben Wege kam sie auch nach Valparaiso in Chile. Das Fieber hat seine eigentliche amerikanische Wiege längst verlassen und ist dem Menschen auf seinen ozeanischen Bahnen und mit der größten Ausdehnung des Bereichs immer weiter gefolgt. So übertrug es im Jahre 1840 die Mündung des Amazonasstromes, vor welchem es bis zu seiner Zeit Halt gemacht hatte, und als es 1851 in Rio de Janeiro zum zweiten Mal auftrat, erkrankten dort von 300,000 Einwohnern nicht weniger als 120,000. Darnach hat der Rio Callamant aus Südamerika das Fieber abwärts, seiner Zeit eine eigentümliche Schilderung gegeben. Seitdem ist das Fieber bis Montevideo vorgezogen; es hat vor zwei Jahren nun auch den Sprung über die Mündung des Rio de la Plata gemacht und in Buenos Aires viele Tausende Menschen hinweggerafft. Durch Verschleppung ist es weit nach Norden hin gekommen, i. U. nach Kanada; in Europa sind zum und zum Gefährten von ihm herbeigeführt worden, i. U. Gailly, Gibraltar, Lissabon, Barcelona, Marseille, Livorno, Neapel, Rio de Janeiro.

ter bringt mit großer Sicherheit listvolle Deduktion in ein Chaos; seine Kritik ist eben so besonnen als scharf; seine gründliche Belehrsamkeit weit umfassend, seine Darstellung läßt nichts zu wünschen übrig. Das Werk nimmt eine Ehrenstelle in unserer historischen Literatur ein.

unter Quarantaine gestellt wurden, daß die für Tjras bestimmten Postkassen bis zum Erlöschen der Krankheit nicht befüllt werden durften. Die geringste Zahl der Sterbefälle in 24 Stunden betrug 3, die höchste 36. Bis zum 25. October waren 720 von etwa 3000 gestorben!

Die Ursache der intensiven Verbreitung und des gefährlichen Charakters ist ohne Zweifel in der entseßlichen Unsauberkeit der Stadt zu suchen; dann auch darin, daß die Stämpfe und Möräste der Vorstädte bei der großen Hitze Malaria erzeugten; dazu kam folgendes. Zweihundert Stück gefallenen Kindeviehs ließ man, nachdem die Haut abgezogen war, unterhalb der Stadt am Flusse offen liegen. An jener Stelle war ein mit Vieh beladener Dampfer gesunken; die Keger zogen die todtten Ochsen und Kühe ans Land, gaben sich aber nicht die Mühe, dieselben beizuhacken; sie gingen in Häufeln über und ein lange anhaltender Südwestwind trieb den verpesteten Geruch in die unglückliche Stadt. Der erste Fieberfall kam bei einem aus Neuorleans hergewanderten Manne vor; dieser schleppte die Seuche ein, welche unter den angegebenen Verhältnissen die allgünstigsten Bedingungen fand. Während ihrer intensiven Zeit raffte sie von 100 Erkrankten 95 hinweg! Der Durchschnitt der Gestorbenen stellt sich auf 60 Procent und nie ist er unter 40 gewesen. Die Krankheit begann mit Schmerz in Kopf und Schultern; dann kamen Fieberanfälle und eine Art Vähmung in den Gliedern, nachher stieg der Puls auf 120 bis 140 in der Minute. Gewöhnlich trat nach drei Tagen die Krisis ein, wenn die Fieberanfälle aufgehört hatten; falls dann der Kranke die Waben gerade austreten konnte, war noch Hoffnung. Der Tod erfolgte nach dem schwarzen Erbrechen, einer Folge des verfaulten Magens, oder dadurch, daß alles Urinlassen aufgehört hatte. Bei fast allen Kranken hat man katetrisiren müssen. Die stärksten Kräfte überlebten keine Woche. Man behandelte die Kranken mit Castoröl und setzte sie in heiße Senfbäder; Calomel, das früher für ein Heilmittel galt und auch wohl noch gilt, kam nicht zur Verwendung. Viel wurden aus Furcht krank. Ein wohlthätiger Verein, die Howard Association, leistete aufopfernde Dienste; der Vorsitzende derselben kam selber aus Neuorleans und brachte Wärterinnen und Ärzte mit; von den erstern sind nur fünf der Seuche erlegen. Katholische

und protestantische Geistliche thaten in vollem Maß ihre Schulpflicht; von sechs Telegraphenbeamten erlagen vier. Alle Wägen waren geschlossen mit Ausnahme der Apotheken und der — Schnapseläden! Auch die Kirchen wurden nicht geöffnet. Von anständigem Begräbniß konnte keine Rede sein; man legte die Leiche in einen Kasten, der im Gable nach dem Friedhofe gefahren und vom Todengräber, der in unablässiger Thätigkeit war, in die Erde gebracht wurde. Der Friedhof sieht nun aus, als ob dort eine Schlacht geliefert worden sei, nach welcher man die Gefallenen an Ort und Stelle beigescharrt hat. Kein Beichen deutet an, wer an einer Stelle begraben liegt; Leichengeld fand nicht statt; die Gesunden hatten alle genug zu thun, um die Kranken abzuwarten. Ganze Familien sind völlig ausgestorben; etwa 120 Kinder haben Vater und Mutter verloren; man wird sie auf Kosten des Staates Constanzen erziehen.

Die Seuche erlosch am 26. October als Frost eingetreten war, welcher der Ausbünstlung der Malaria ein Ende machte. So weit die Schilderung des Telegraphenbeamten. —

In Neuorleans athmet man freier auf, sobald der erste Keiß fällt; dann ist alle Gefahr vorüber; man sagt daß das Fieber die Kälte nicht vertragen könne. Wenn man jene Vorgänge in Shreveport in Erwägung zieht, so begreift man sehr wohl, daß noch weit mehr wie bei der Cholera in dem vom schwarzen Erbrechen heimgegriffenen Plage in das ganze Leben der Menschen etwas Unföheres kommt. Sie lassen sich von der Furcht paden oder werden gleichgültig gegen Alles; die moralischen Zustände verlieren das Normale. Das gelbe Fieber ist ein grimmiger Feind gerade der weissen Menschen, denn die Neger und deren Mischlinge werden in America nur wenig von demselben heimgegriffen. Diese brauchen ihm nicht aus dem Wege zu gehen und deshalb werden manche der schönsten Landstrecken auf Erden den dunkelfarbigsten Typen überlassen bleiben, die nirgends Träger oder Bewahrer einer höhern Civilisation sind, weil ihnen das Verstandniß für eine solche abgeht. Deshalb muß sich auf den vom gelben Fieber heimgegriffenen tropischen Inseln und in den Tiefländern jener Zone ein eigenthümliches Civilisationsverhältniß bilden, zu welchem wir in Asien schon die beklagenswerthen Anfänge beobachten können.

Culturverhältnisse Rußlands und des skandinavischen Nordens in vorhistorischer Zeit.

Von J. Rectorf.

III.

Das Volk der Dolmen und der geschliffenen Steingeräthe war längs den Meerestüfen und Küstensen nach dem Norden hinauf gekommen; die Bronzealterculture erreichte auf kürzerem Wege mitten durch das Innere Europas dasselbe Ziel, und über Mitteleuropa drang auch, obwohl spät, die Kenntniß des Eisens nach Norden. In den Alpenländern hatte sich unter italienischem und griechischem Einfluß eine halb barbarische, halb classische Cultur entwickelt, welche ihrerseits einen starken Einfluß auf die nördlicher gelegenen Länder übte, der sich im Norden schon während der jüngern Bronzealterperiode bemerkbar machte, und die den

nördlichen Barbaren vielleicht auch die ersten Eisenfasen zuführte. Einen Mittelpunkt dieser Cultur bildete das alte Noricum.

Die Meinungen der nordischen Alterthumsforscher über die Einführung des Eisens sind insofern verschieden. Vorläufig nimmt an, daß schon in der Bronzezeit gotische Stämme an der Tisra saßen, welche nach Süden und nach Norden Handel trieben und auf dem Wege des Zwischenhandels auch Eisenwaren empfangen und weiter vertrieben. Die Eroberungen der Römer in Gallien und Deutschland trugen ihrerseits nicht wenig bei, die Barbaren mit einer höhern

Kultur in Contact zu bringen und bald führte ein lebhafter Handel mit den eisernen Waffen und Geräthen römische Kunstfäßen und römische Münzen nach Norden. Wichtige Handelsplätze scheinen die Inseln Vornholm, Dland und Gotland gewesen zu sein, wo, namentlich auf der letztgenannten, römische Silberdenare der Kaiserzeit zu Tausenden gefunden worden sind, die jüngsten vom Kaiser Alexander Severus.

Vorläge untersteht in der nordischen vorhistorischen Eisenzeit zwei Hauptperioden; die jüngere theilt er in ein mittleres und jüngeres Eisenalter, und selbst in der ältern glaubt er für Dänemark einen zweifachen Charakter wahrzunehmen. In der ersten dauerte der während der jüngeren Bronzezeit übliche Leichenbrand fort, in der zweiten trifft man in Dänemark, wie in Mecklenburg, dem Rheinlande, Baiern, Gallien, England, Reihengräber oder große Steinflöten mit unterbrannten Leichen und prächtigen Grabgeschloßen und Gefäße von Silber, Bronze, Glas, Perlen, Schmelz, theils römischen Ursprungs, theils römischen Mustern nachgebildet, und mit diesen erscheint im Norden die erste Runenschrift. In die Zeit der Reihengräber fallen auch die großen dänischen Moorfunde, deren bis jetzt weder in Schweden noch in Norwegen entdekt worden sind. Von 250 bis 350 findet die Anfuhr römischer Münzen im Norden und als danach der Verkehr aufs Neue angeknüpft ward, scheint er einen westlichen Weg eingeschlagen zu haben, indem Dänemark von demselben mehr berührt worden ist als Schweden. Diese zweite Einwanderung war verursacht durch das Vorbringen der Slaven, welche die älteren germanischen Stämme zwangen, neue Wohnplätze zu suchen. Diesen Zuwachs der Bevölkerung im Norden verbandt nach Vorläge's Meinung das nördliche Norwegen und Norrbyggen seine erste Besiedelung.

Die jüngere Periode, oder das mittlere Eisenalter, hob an als nach der Auflösung des weströmischen Reiches die ehemaligen römischen Provinzen in Gallien, Britannien und im Rheinlande Hauptstadi einer neuen Kultur wurden, welche eine große Prachtliche und eine eigenthümliche Geschmadsrichtung betraf. Gold, Silber, bunte Steine und gefärbte Glasfäßen zieren nicht nur den Schmud und die Geräthe, sondern die Waffen. In den süddeutschen Reihengräbern läßt sich diese Kultur studiren, welche auch nach dem Norden drang, wo neben diesen germanischen Kunstproducten ostnömische Goldmünzen und byzantinische Goldschaden auftraten, sowie ein nur dem Norden eigenthümlicher Schmud, die Goldbracteaten, ursprünglich Nachbildungen römischer Kaisermlnzen, denen wir in einem frühern Bande des „Globus“ unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Die slavischen Völker blieben von dieser Kultur unberührt. Der auf stilkigen Wegen sich bewogende Handel mit Byzanz floßte, nachdem er etwa hundert Jahre geküßt hatte, wahrscheinlich in Folge des Einbruchs der Chosaren, welche im Anfang des 7. und 8. Jahrhunderts das südliche und westliche Rußland und das byzantinische Reich verödeten.

Die letzte charakteristische Periode der nordischen Eisenalterkultur endlich erläßt Vorläge aus der Sonderstellung der heidnischen Skandinavier gegenüber den zum Christenthum bekehrten Vridern dieses der Ostsee; denn nicht nur ging mit der neuen Lehre eine neue weltliche Ordnung der Dinge Hand in Hand, selbst in den Kunst- und Gewerbeleiß machte sich eine neue Geschmadsrichtung geltend. Da entwickelte sich eine selbständige nordgermanische Kultur, ein nordgermanischer oder skandinavischer Stil, ernst, schwerfällig, bizar. Der Verkehr mit dem Festlande war jedoch nicht abgebrochen. Ein neuer Handel mit dem Orient führte Ströme arabischen Silbers, theils in Münzen

und Barren, theils zu Schmud verarbeitet an die Ostsee und weiter hinüber nach Schweden. Taufliche und angelächsliche Münzfunde bezeugen einen lebhaften Verkehr mit dem West. Die wichtigsten Handelsplätze waren zu jener Zeit Kiew, Nowgorod, die Inseln Gotland, Dland und Vornholm, die schwedische Stadt Birka, Summe (Wollin), Truso an der Weichsel, Heby (Schleswig) s. f. m. Erst erst wurde auch Rußland in die europäischen Kulturströmungen hingerzogen und von Asien losgerissen; Schweden übte nun einen civilisirenden Einfluß auf den Osten, wie er in einer frühen Periode von Dänemark auf Schweden geküßt worden war.

So weit Vorläge, der die Einwanderungen von Süden stark betont, weil von norwegischen Gelehrten die Besiedelung Skandinaviens von Norden her angenommen war, d. h. über Rußland vom Weißen Meer herwärts nach den Nordprovinzen und die Halbinsel herab nach Dänemark.

Anders zeichnet Hildebrand die Wege und das Verhältniß der skandinavischen Stämme zu einander *). Von der Urheimath aufbrechend, zogen germanische Völkerrämme durch russisches Gebiet, bis sich am Saratowischen Gebirgsnoten ihre Wege schieden. Einige zogen westwärts, kehrten sich zum Theil an der Ostsee fest und zogen von dort hinüber nach Dänemark und weiter nach Schweden und Norwegen. Diese Stämme (Gutar oder Gauten nennt sie Hildebrand) waren aus ihren Wanderungen mit höher gebildeten Völkern in Berührung gekommen, blieben auch in ihren nördlichen Wohnsitzen mit dem Festlande im Verkehr und so erklärt sich, daß ihre Culturzeugnisse einen classischen Einfluß offenbaren und der übrigen germanischen Eisenalterindustrie nahe verwandt blieben. Diese Völkerrämme hatten ihre eigene Schrift. Als aber die Slaven sich am südlichen Ufer der Ostsee festsetzten, sahen die im Norden sitzenden Germanen sich gleichsam vom Festlande abgeschnitten und diese Isolirung blieb nicht ohne Einfluß auf die weitere Ausbildung ihrer Kultur.

Mittlerweile hatten die am Saratowischen Gebirge sich von den Stammesgenossen trennenden Vorden die Wolga hinauf ziehend die Küste des Finnischen Meeres erreicht, von wo aus sie nach den Alandinseln hinüber und weiter nach der schwedischen Küste gingen, wo sie sich in dem heutigen Uppland ansiedelten. Fern von den europäischen Culturvölkern, war ihre Entwicklung eine durchaus selbständige, aber in mancher Beziehung hinter derjenigen ihrer früheren Genossen weit zurückgeblieben; selbst in der Sprache und in den Schriftzeichen spürt man dies, und doch war dieses Volk, Edear nannte es sich, berufen, die Herrschaft über den ganzen Norden zu gewinnen. Von seinen ersten Niederlassungen in Uppland breitete es sich aus, erst über Südschweden, dann über Norrbyggen, Norwegen und Dänemark bis an die Eider. Und dieses schwedische Element steht dem germanischen dießseits der Ostsee so fremd gegenüber, daß man es zum Unterschied von dem sübgermanischen als das nordgermanische bezeichnet.

Dr. Hildebrand meint, daß die Dänen den Beginn der Eisenzeit zu spät ansetzen. Nach ihm wohnten schon zu Anfang unserer Zeitrechnung in Dänemark, Norwegen und Schweden göttische Stämme, auf der Insel Gotland die Guden, in Uppland waren die ersten Edear-Göttern gegründet worden. Eine zweite Einwanderung in Dänemark, diejenige der Dänen, fand etwas später statt. In Schweden ist das Andenken der beiden verschiedenen Nationalitäten noch

*) Das heidnische Zeitalter in Schweden. Eine archäologisch-historische Studie von Dr. Hans Hildebrand. Hamburg, Otto Meißner, 1873.

jezt bewahrt, nicht nur in den geographischen Namen, welche noch jezt das Götta- und Svarreich bezeichnen, sondern auch in den Dialekten, Sitten und im Volkssprache. „Noch jezt bezeichnet der schwedische Bauer (d. h. der Bewohner des alten Svarreichs) die Einwohner der übrigen Provinzen als Ausländer.“ (Hilberbrand.)

Hier sehen wir zwei nördliche Gelehrte, beide erfahrene Archäologen, eine grundverschiedene Ansicht vertreten. Wor-

saac läßt die Eisentalterkultur vom Süden gen Norden bringen ohne Wechsel der Bevölkerung, Hilberbrand führt mit jeder neuen Kulturperiode neue Einwanderer ins Land, die letzten germanischen aufgetrennten Wegen und nach einander, beide durch Rußland nach Westen und Norden sich bewegend. Um die Unwahrscheinlichkeit dieser Völkerbewegung durch Rußland darzulegen, giebt Worsaae eine Skizze von den russischen Zuständen in jener Zeit.

www.libtool.com.cn

Schilderungen aus dem Gran Chaco in Südamerika.

Der Paraguay, welcher einen großen Theil Südamerikas in der Richtung von Norden nach Süden durchzieht, gehört zu den herrlichsten Strömen der Welt. In ihn fallen aus seinem linken Ufer der Paraná und der Uruguay; aus der rechten Seite empfängt er den Rio Salado, den Bermejo und den Pilcomayo. Im Osten des Salado dehnt sich nach Norden hin bis zur bolivianischen Provinz Chiquitos eine in hohen Grade interessante, zum Theil noch nicht näher erforschte Region aus, die auf der Ostseite vom Paraguays-Strome begrenzt wird; wir meinen el Gran Chaco oder Chacu, den großen Schlupfwinkel (Guarida) für die wilden Thiere, das Jagdgebiet vieler Indianerstämme, welche dort eine sichere Zuflucht vor den Spaniern gefunden haben. Ueber den südlichen Theil, zwischen dem Salado und dem Bermejo, wissen wir Abores; vom mittlern Theile, zwischen dem Bermejo und Pilcomayo, haben wir Kunde nur über die Uferstreifen; der nördliche Theil bis zum Yacitiquiqui oder Tiquis ist noch nicht genauer erforscht worden.

Auf weiten Strecken bieten die ausgedehnten Ebenen des Gran Chaco, welches zwischen Argentinien und Bolivia getheilt ist, während der Regenmonate, vom October bis März, den Anblick eines Oceans, in welchem grüne Inseln zerstreut liegen, aber von diesen Ueberfluthungen werden doch nur einzelne Gegenden heimgesucht. Manche Strecken haben eine einformige Vegetation und sind zumeist nur mit einer einzigen Pflanzenart besanden. So findet man z. B. unabsehbare Wälder der Palmen, die sogenannten *Palmares*, und von *Algarrobo*, *Algarrobales*; an Stellen, welche der Ueberfluthung ausgesetzt sind, wächst vorzugsweise der *Binal*, eine schöne Mimose; auch der *Guayacabum* (*Palo Santo*) bildet allein ganze Wälder.

Aber in manchen Gegenden ist die Pflanzenwuchs wunderbar äppig und reich. Unser Landmann Franz Post, Major im argentinischen Geniecorps, hat dieselben prächtig geschildert (in der inbalsamreichen „Deutschen Zeitschrift vom Rio de la Plata“), und da es sich um eine noch wenig bekannte Region handelt, wollen wir es uns nicht versagen, seine Darstellung unseren Spalten einzuverleihen.

„Dem von Europa oder von den Gestirnen des la Plata kommenden Reisenden tritt die Natur in den Wäldern des nördlichen Chaco in einer impotanten, ihn überwältigenden Gestaltung entgegen. Mit jedem Schritt, den er in den Chacowäldern macht, fühlt er es mehr, daß er sich hier nicht an der Grenze, sondern im Mittelpunkt des heißen Erdreiches, auf einem ausgedehnten Festlande befindet, wo Alles riesenhaft erscheint, die Berge, die Flüsse und der Pflanzenwuchs. Ist er für Naturschönheiten empfänglich, so wird es ihn Wüthe kosten, sich deutlich zu werden über die sich ihm aufdrängenden Gefühle; er weiß den Eindruck, den er emp-

pfängt, nicht zu classificiren; er kann sich nicht Rechnung ablegen über das Neue, das sich ihm auf Schritt und Tritt geradezu aufdrängt, und wird sich nicht klar darüber, welcher der so verschiedenartigen Eindrücke ihm die meiste Verwunderung abringt, ihn am innigsten berührt. Die stille Ruhe des lauthalsigen Frachtholzes, die classische Schönheit der einzelnen Formen, die Contraste, welche diese Formen unter sich bilden, die Kraft und Frische des den Tropen heimischen vegetabilischen Lebens, Alles ruht sein Stauen wach und nimmt seine Sinne in so überwältigendem Maße gefangen, daß er sich diesen Zeugnissen der Allmacht der Natur gegenüber ohnmächtig fühlt, und es erst nach einer längeren Belanntschaft mit ihnen wagt, die kritische Sonde seines Geistes an sie zu legen, sie in ihren Einzelheiten zu studiren und zu classificiren.

Es überaus äppig ist das Pflanzenleben, daß man nicht begreifen kann, wie eine so kleine Bodenfläche eine solche Masse Pflanzen hervorbringen und zu ernähren vermag, und in der That genügt auch der Raum auf dem Boden nicht für alle seine Kinder; die Baumstämme müssen die verschiedenartigsten Schlingpflanzen tragen, die sie wie mit einem wundervoll schattirten grünen, mit Blumen aller Farben überlachten Teppich umgeben. Wollte man diese Orchideen, Piper- und Pothospflanzen, die sich an den Baumriesen hinaufschlingeln, kunstgerecht verstehen, zwischen jeder Pflanze einen, wenn auch noch so kleinen Abstand lassen, so würde man wohl eine flussigförmige so große Bodenfläche, als die, welche sie jezt einnehmen, bedürfen; man könnte mit den Pflanzen, die hier auf einem stüchigen Land von 10 Quadratruth nicht nur an einander, sondern selbst auf einander gedrängt sind, eine große Parkanlage schaffen! Durch diese schlaflosen Gruppierungen erweitern die Wälder wie die Pflanzen der Berge und Felsen das Gebiet der organischen Natur; die nünftigen Thiere, welche auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Gipfel der Bäume und schiden ihre Ranken, bis hundert Fuß hoch, vom einen zum andern Baumcoloss hinüber.

So wanderte ich tagelang im Schatten dieser Pflanzen- gewölbe, die nur selten den tief-bunten Aushimmel durchschimmern ließen. Hier war es, wo ich zum ersten Male die flachen und sadahnsichen, bewunderungswürdig künstlich gearbeiteten Nester der Driole bewundern und dem Gesange dieser Vögel lauschen konnte, der freilich in dem dichterartigen Gesehrei ungeschätzter Papageienchordäre eine für das Ohr nicht angenehme Vergeltung fand. Man muß sich in diesen Gegenden ausgehalten haben, um sich eine anwärtende Vorstellung von der Wälder der hier verkommenen Papageien machen zu können, und ihr Alles — selbst das Geräusch naber von Felsen herabstürzender Waldbäche — über-

täuschendes Gesehrei kennen zu lernen. Der Reisende, der auf einem schwanbenden Dampfschiffe nahe an dem hohen Ufer des Parana vorbei fährt, und das wüthende Gesehrei und Gekreier der in ihrer Rube gestörten dort weilenden Papageien vernimmt, hält sich wohl ergründen die Thren zu und glaubt, ein mehr das Ohr belästigendes Gesehrei könne es gar nicht geben, und doch ist diese angreifende und selbst den Geist des Neulings momentan verwirrende Tisnonanperbindung Nichts im Vergleich mit den Pfeifungen der Hunderttausende von grün, roth und bunt befiederten Kehlen aus den oberen Ufern des Bermejo!

Tiefer Reichthum des Bodens, diese erhöhte Kraft des organischen Lebens kennen, während sie die Nahrungsquellen hinwider vervielfachen, die Fortschritte der Völker auf der Bahn der Civilisation; denn mitten im Ueberflusse dieses Lebens entwickeln sich die Geisteskräfte der Bewohner langsamer, als unter einem weniger milden Himmel, wo der Mensch unanfällig mit den Elementen zu kämpfen und zu ringen hat. Hier erleichtert die Natur dem Menschen in jeder Weise den Erwerb seines Unterhaltes, wenn man überhaupt von Erwerb sprechen kann; ein kleines mit Getreide befruchtetes Feld giebt hier zweigig und mehr mal so viel Nahrungsgestoff als ein gleich großes Feld in den nördlichen Zonen. Eine kleine Bambus- oder Rohrblütte wird hier leicht zum Palast, zum Sanssouci oder Montecapri der Menschen, die keine anderen Bedürfnisse kennen, als die materialien, und welche, um dieselben zu beschaffen, nur den Mund aufzumachen brauchen, da die allgütige Natur sie ihnen sozulagen in den Mund warfen läßt.

Diese bemerkenswerthen Umstände haben gleich wesentlichen Einfluß auf die physische Gestaltung des Bodens wie auf den Charakter seiner heutigen Bewohner. Fast alles menschlichen Umgangs entbehrend, bildet jeder Haushalt einen von der Außenwelt abgeschnittenen, selbständigen Stamm, und bemitt diese Verenzelung die Fortschritte der Menschen zur Eitigung, während sie der Landschaft ein wildes Aussehen verleiht; selbst in der Nähe der bevölkerten Städte bleibt das Land mit Wäldern bedekt, oder von einem dichten Teppich, den noch keine Pflugschaar durchschnitten hat, überzogen. Wahrscheinlich werden diese Zustände nur höchst langsam sich ändern, und mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß diese Gegend selbst bei sich mehrernde Bevölkerung ihre landschaftlichen Reize und den Ausdruck einer jungfräulichen, unentwikelten Natur beibehalten werde, die ihr ein so anziehendes und malerisches Wesen verleiht. Der Mensch, so sehr er sich im Allgemeinen mit dem alttestamentarischen Knechtsthum seiner Erdenherrschafft brüsst, dehnt hier seine Macht weniger aus; man möchte sagen, er erscheine hier nicht als gebietender Herr, der nach Ernteen und Willkür über die Erde verfügt, sondern als Gast, welcher friedlich und dankesfüllt die Wohlthaten der Natur genießt.

Ueberblickt man diese ausgebreitete reiche Landschaft so bebauert man kaum, sie von allen Waldreizen der Civilisation entblößt zu sehen. Ueberall wo in der heißen Zone eine pflanzenreiche Landschaft ihre ursprüngliche Gestaltung beibehielt, verlornt man, an die Annahme der Menschen zu denken: Herr der Schöpfung zu sein; weit entfernt, hier die Elemente zu beherrschen, geht sein Bestreben vielmehr dahin, sich ihrer Gewalt zu entziehen. Was hier die Bewohner seit Jahrhunderten zu verändern oder zu verbessern sich bemüht haben an dem Sein und Wesen ihres Landes, das wissen, durch unterirdisches Feuer, durch Ueberschwemmungen oder durch Orkane hervorgerufene Umwälzungen in einem Augenblicke wieder aus. Dem Europäer kommt eine derartige Gegend als ein von seinen Bewohnern verlassenem Landstrich vor, denn

an das Menschengewühl in seinem Geburtslande gewöhnt, kann er sich mit dieser majestätischen Einsamkeit nicht befreunden. Wer aber in Südamerika in den Wäldern des flachen Landes oder auf den Höhen der Cordilleren Jahre lang gelebt und in Landhschaften, die an Ausdehnung Deutschland gleichkommen, nur einzelne zerstreute Dörfer sah, dessen Phantasie entsezt sich nicht mehr vor solchen Einden, die dennoch so voll pulsirenden Lebens sind, wenn ihnen auch der „Herr der Schöpfung“ sein Antlitzel noch nicht aufgedrückt hat.

Man wird vertrat mit dem Gedanken an eine Welt, die nur von einigen Tausend Indianern, von wilden, d. h. ungarzähmten Thieren und von Pflanzen bedekt wird, und wo menschliche Freuden und Leiden ihre Jubel- und Klage-
töne nicht hören liegen.

Heißt hier auch der Stempel der Civilisation, dem offenen, empfänglichen Sinn bietet doch die Natur auch hier — und mehr noch hier als da, wo sie sich den Menschen fügen mußte — die Waldreizen, die Symbole einer höheren Bedeutung. Wie sie vom strahlenden Loden des Sturmes bis zu dem geschwägigen Niefen des sprudelnden Quells, von dem entsezten Ligergebrüll bis zu dem leisen, wehmüthigen Kirzen des einsamen Heimchens die Tonleiter menschlicher Gemüthsstimmung anstimmt — so finden auch die Schattirungen menschlicher Gefühle und Empfindungen passende Farben. Von dem freundlichen, das Auge mit sanftem Reize fesselnden Grün bis zu den flammanden Prachtfarben Gelb und Roth, welche unser Gemüth freudig überraschen, aber bald ermüden, — zu der lichten Aurbiläue des Himmelsgeböbdes, die uns erheitert und aufheitert, den Bild immer aufs Neue anzieht und in die unbegrenzten Fernen einer himmlischen Unendlichkeit hinauflost! — alle diese Schattirungen und Abstufungen, sie sind Spiegelbilder ost empfundener Gemüthsstimmungen.

Und ist der Tag mit seiner Pracht so unbefriedigt verlockend für den Naturfreund, so bieten auch die wunderbaren Nächte ihm nie geachteten Genuß. Nichts ist mit dem Eindrud erhabener Ruhe zu vergleichen, welchen der Anblick des Sternenhimmels in diesen Gegenden gewährt, namentlich in den auch hier vorkommenden ausgebreiteten Wiesengründen. Man muß unwillkürlich an eine jener unbefriedlichen Nächte auf dem Meere denken, wo ein sanfter Wind das Gesehissel wie mit Geisterhänden auf der spiegelglatten Meeressfläche unter dem tropischen Himmelszelt fortträgt! Und bann die reizenden Lichteffekte, welche die oft schwarzweiße in allen Richtungen aufstauenden und eben so plötzlich wieder verschwindenden Leuchttafer hervorbringen! Doch man muß dies empfinden, man muß solche Nächte selbst erlebt haben, beschreiben läßt sich der Eindrud ebnförmig, wie man ihn je vergessen wird.

Zu diesem Bilde, dem schönsten Stillleben, das je die Phantasie eines Künstlers erdenken kann, gesellt sich nicht selten der Anblick entsezzelter Elemente. Plötzlich wird der Horizont in jener Richtung von einer mächtigen Rauchwolke verhuult, welche bald eine rötthliche Färbung zeigt, sich lichtet und einer ungeheuren Flamme Platz macht. Die Indianer sind nicht gerade vorsichtig bei dem Gebrauch von Feuer, sie verursachen aus Nachlässigkeit häufig genug die großartigsten Waldbrände, ost aber ist die Ursache derselben nicht der Zufall, sondern ein nothwendiger Plan der wilden Kinder dieser erhabenen Natur; die Indianer wollen am nächsten Tag eine große Feuertag halten, und da es ihnen zu mühsam dünkt, das Wild in seinem fast unzugänglichen Versteck im Walde aufzusuchen, so steten sie einfach einige Fargbäume in Brand, welche bald das Feuer einem viele Meilen großen Wald mittheilen. Das unbändige Element muß sich hier die Rolle des Treibers gefallen lassen; vor

ihm stehend bricht das Bild zu Tausenden in die nächste Prairie aus, wo es — zudem es von der nächtlichen Flucht und von der furchtbaren, dem brennenden Walde entströmenden Hitze ermatet ist — am nächsten Tage von dem von

der Civilisation noch unbelegten Jäger mit derselben Mühseligkeit erlegt wird, als wohnten sie einem Treibjagen flüchtiger Herten in Europa bei.“

Verfall des großen Kaisercanals in China.

Diese seit Jahrhunderten berühmte Wasserstraße hat nun definitiv ihre allgemeine Bedeutung verloren und ist fast nur noch auf einzelnen Strecken von örtlicher Wichtigkeit. Es war ein großartiges Werk, welchem Europa nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat, und bildete den Hauptstamm eines weit verzweigten Canalsystems. In unserm Erdtheile würde solch ein Stamm die Oyster mit dem Schwarzem und dem Afrikanischen Meere verbinden, denn die Länge jenes von der Kunst geschaffenen Kaiserkanals (Su ho) beträgt etwa dritthalbhundert deutsche Meilen. Er verbindet den Süden mit dem Norden, die Küsten Ningpo und Hankow mit der Hauptstadt des Reiches, Peking. Er ist darin ganz eigenartig, daß er, je nach der Verschiedenheit des Geländes, eine ganz verschiedene Gestaltung hat, viele Windungen macht, die Breite von 1000 bis 2000 Fuß beträgt und zum meist fließendes Wasser hat. Manchmal beträgt das Gefälle 2 bis 3 Fuß auf die halbe deutsche Meile. Er läuft durch Moräste und Seen, ist tief in Höhenzüge eingeschnitten worden, zieht in riesigen Aquädukten über weite Felder hinweg, berührt dichtbesiedelte, trefflich angebaute Gegenden, aber auch manchen Strecken liegen Dörfer und Städte tiefer als sein Bett. Auf ihm bewegen sich viele schwimmende Dörfer hin und her und bis in unsere Zeit hinein war er stets mit unzähligen Transportschiffen besetzt. Er verband nicht nur alle Provinzen des chinesischen Niederlandes unter einander, sondern brachte Süden und Norden aus Binnengewässern in unmittelbare Verbindung und machte die Versorgung des letztern mit den erforderlichen Reisvorräthen möglich. So lange er in gutem Stande war, fuhrten stets etwa zehntausend mit Getreide beladene Boote auf ihm, er ist aber in unseren Tagen sehr in Verfall gerathen und schon 1867 war er, als Ganzes betrachtet, nicht mehr vorhanden. Insbesondere schwer wurde er beschädigt, als der Gelbe Strom, dieser Hoang ho, seinen Lauf nach Osten hin verließ, sich einen Weg nach Norden hin zum Meere von Pe tschi li bahnte und dabei weit und breit gewaltige Verheerungen anrichtete. Dadurch wurde der Kaisercanal auf weite Strecken unschaffbar. Im Jahre 1856 ergab eine Untersuchung, daß von 1851 an abnormaler Ueberschwemmungen den Schaden noch beträchtlich vergrößert hatten; man fand, daß manche Sammelbeden, die früher bis zu 14 Fuß Tiefe hatten, nun trocken lagen. (R. Arl André, Geographie des Weltkanals II, S. 318.)

Jetzt lesen wir in der „Overland China Mail“ (27. September), daß der Canal kürzlich wieder Dürde durchbrochen hat und zwar ganz in der Nähe der großen Handelsstadt Tientsin, welche bekanntlich den Einfuhrhafen für Peking bildet. Die Länge des einen Durchbruches beträgt 70 Tschang, d. h. etwa 700 Fuß. Vordem ist ein noch zweiter, halbtiefenreicher Binnenbecken, der seinerseits auch auf einer Strecke von etwa 100 Fuß nachgab, und durch dieses Loch stürzte dann das Wasser mit großer Gewalt über die weiten Ebenen hin und überdeckte dieselben schon nach Verlauf weniger Stunden mehrere Fuß hoch. Die Ueberschwemmung kam so plötzlich, daß manches Menschenleben verloren ging,

und daß von der aufgeschichteten Ernte wenig oder nichts mehr retten war. Die Boote besaßen ihre Röhre und versuchten das was noch im Felde stand abzumähen, die ganze Umgebung war zu einem großen See geworden.

Es hat sich nun getroffen, daß beinahe gleichzeitig mit dieser Ueberschwemmung die kaiserliche Regierung zu Peking einen Befehl veröffentlichte, demgemäß sofort der für den Bedarf der Hauptstadt erforderliche Vorrath an Reis dorthin auf dem Seewege gebracht werden soll. Sollte sechshundert Jahre hindurch ist er aus dem Canale dorthin geschafft worden, von Tint sing tschou in der Provinz Schantung, 250 deutsche Meilen weit her, bis Tientsin. Es war ein mongolischer Kaiser, welchem das großartige Werk sein Entstehen verdankt und die Chinesen halten diesen Gründer bis heute in dankbarem Andenken. Um das Jahr 1308, unter der Regierung Tsching tschou, begann der Reistransport auf dem Canale, hieher war das Getreide auf dem Seewege befördert worden. Viele Steuern werden bekanntlich in Reis bezahlt. Die Regierung erkannte wohl die große Wichtigkeit eines Wasserweges, der fruchtbare Provinzen durchnagte, und ließ es sich angelegen sein, die häufig eintretenden Beschädigungen rasch anzubessern. Aber seit 1851 war, wie schon oben bemerkt, der Canal in seiner ganzen Länge nicht serner unterbrochen zu befahren und schon seit 1853 kam die Reis auf dem Seewege nach Peking. In dieser Beziehung lag jedoch kein kaiserlicher Befehl vor; man gab sich immer noch der Hoffnung hin, den Canal wieder prallbetrieblach machen zu können; aber das oben erwähnte Decret beweist, daß man nun dieselbe hat fallen lassen.

Die chinesischen Oberbehörden müssen sich den Anforderungen der neuen Zeit fügen. Sie können sich nicht verhehlen, daß an die Stelle der schwerfälligen Dschunken rasch fahrende Dampfer treten müssen; sie zeigen ihre Abneigung gegen die Petrichamkeit der Ausländer auch darin, daß sie das Monopol des Reistransportes einer chinesischen Dampfschiffahrtsgesellschaft übertragen haben. Darin aber, daß man überhaupt den Transport des Getreides durch Dampfer, nicht mehr allein durch Dschunken bewerkstelligen läßt, ist eine für China bemerkenswerthe Erneuerung eingeführt worden, zu der man sich wohl nicht leichten Herzens verstanden haben wird. Kriegsdampfer hat die Regierung allerdings schon seit einer Reihe von Jahren. Jetzt wird dann und wann angedeutet, die Zeit sei gekommen, in welcher mancherlei Aenderungen in dem bisherigen System nicht mehr weit hinausgeschoben werden dürfen. Indem man sich überzeugt habe, daß eine Wiederherstellung des großen Canals zu den unumgänglichen Dingen gehöre, folge man aber nicht etwa den Ansichten der Europäer sondern dem Zwang der Natur! Man will sich von nun an darauf beschränken, so viel als möglich großen Ueberschwemmungen vorbeugen; aber kurz oder lang wird man aber die stupide Abneigung gegen europäische Wasserbauwerkstände überwinden müssen, denn als Ingenieure wollen die chinesischen jenen gegenüber so viel wie nichts bedeuten.

nen Volksleuten eine Straßpredigt. Es verdriest ihn, daß „so viele Willküren“ die Wissenschaften des Abendlandes studiren und dabei ihre eigene Mutterprache vernachlässigen. „Sie gehen aus den Provinzen, aus dem elterlichen Hause fort nach Tokio (Jedo) oder irgend einer andern großen Stadt, um Englisch zu lernen, sind aber nicht im Stande, einen Brief an die Ihrigen zu schreiben, weil sie weder japanisch noch chinesisch zu schreiben gelernt haben. Ja, nicht einmal die Erlasse und Verordnungen der Regierung können sie lesen!“

Sogenannte *Sale-Schwämme* kommen in Häusern von Provinzialbeamten nicht selten vor. Es wird dabei Rüst gemacht, geknallt, geschriert und schöne Mädchen mit flotten Krugeln dürfen nicht fehlen. Eine Geisha, die ein Singmädchen für jeden Gaß, gehört zur *Sale*. Nun hat ein fluger *Brämter*, der *Renrei* von *Tauruga Ren*, darüber nachgedacht, und es wollte ihm nicht einfallen, wie ein *Brämter*, der monatlich 15 *Dollars* Gehalt bezieht, 50 *Dollars* im Monate für *Sale* und Singmädchen vorausgeben könne. „Weher kommt jauch ein *Saifu*!“ Mit solchen Dingen konnte das nicht zugehen, und der Oberbeamte durchschnitt ohne Weiteres den Knoten. Sein Befehl lautet, daß in *Tauruga Ren* sein *Brämter* Singmädchen in seinem Hause haben darf; thut er es doch, muß er Strafe bezahlen. Will er eine solche *Musikantin* heirathen, so hat er an die Gemeindefische 250 *Dollars* abzugeben. Das ist bitter für die armen hübschen Geishas, deren manche bisher, europäisch zu reden, unter die Hände kamen, indem sie Frauen von Unterbeamten oder von Männern gleiches Standes wurden. Aber 250 *Kiss* (*Dollars*) ist für solche Leute eine schwere Summe.

Die japanische Regierung hat aus *Yarabamerita* 40 *Stück* Käse beschaffen, um gute Zucht zu bekommen. Der ein-einzigste *Planten*, welcher den Auftrag befolgt, ist beschaffen gewesen; er hat ihr für jede Kuh nur — 1000 *Dollars* berechnet. — Dem Thier wurde bisher der Reisbedarf für seinen Hofhalt in *Natura* geliefert, das fällt von nun an weg und er bekommt statt des Reis jährlich 60,000 *Dollars*.

Die Regierung hat einige höhere Offiziere nach dem Indischen Archipelagus geschickt; sie sollen sich mit dem holländischen Geschwader den Verlauf des Krieges gegen den Sultan von *Achichin* betrachten und über denselben Bericht nach Hause erstatten.

Eine *Weseli*, d. h. Nebenfrau, Namens *Migita Camura*, gebar am 18. September, „um halb 4 Uhr Nachmittags“, dem *Mitabo* einen Prinzen, der gleich nachher starb. Sofort erschien eine Proclamation mit dem Befehle, daß drei Tage nach Bekanntmachung derselben in japanischen Häusern keine Musik gemacht werden dürfe. Das Krönungsgepränge fand am 25. September statt und der Esag wurde in *Tschi* *Cha*, dem neuen kaiserlichen Begräbnisplatz, beigesetzt. Alle Beamten vom höchsten Hofrang aufwärts und alle *Kuajosa*, d. h. Edelleute, wurden befohlen, beim Hofmarfchallamt (*Kunajisa*) zu erscheinen, um dort den Ausdruck ihrer Canzeln abzugeben. — Das mußte uns ganz hohlerpöhllich an, ist aber aller Brauch in Japan.

Im Frühjahr 1873 erschien der wunderliche Erlaß, welcher allen Regierungsbeamten das Anlegen europäischer Kleidung anheft. Sie sollten unsere erdarmlich geschmacklosen Cylinder auf den Kopf stülpen, nachdem sie den japanischen Haartnoten hatten abschneiden lassen; sie sollten Beinfeile, enge Stiefel, Halbinden und Handschuhe tragen. Die Regierung schickte im ganze Reihe lithographirte Bilder umher, die Figuren auf denselben zeigten die Musteranzüge. Die Europäer schüttelten über solch einen kindischen Befehl den Kopf und sagten voraus, daß viele Reiterpässe nicht durchgeführt werden könne. So ist es auch gekommen. Namentlich die mittleren und unteren Beamten, die keine Auslagen für solche Kleidung machen wollten, ließen den Befehl unbeachtet, und nun muß die Regierung durch die Finger sehen. Allerdings wird mit der Zeit und allmählig die europäische Art der Bekleidung allgemein werden, aber nicht die, welche Modegecken tragen, nicht der alberne

Frack, sondern der bequeme Kittelrock, der freie Bewegung der Arme und des Rückers überhaupt gestattet und niedrig ausfällt. Inzwischen gehen überall im Lande jene Lithographien aus, welche das Volk mit Verwunderung betrachten. Die Erklärung ist mit chinesischen Schriftzeichen gegeben, welche das Volk nicht lesen kann!

* * *

— Die Sklavenemanzipation auf der mexicanischen Insel *Puerto rico* hat gar keine Schwierigkeit. Die Bevölkerung stellte sich im Jahre 1872 auf 617,827 Köpfe, und die überwiegende Mehrzahl bestand aus Weißen. Die Zahl der *Negers* betrug nur 31,706, so daß nur etwa 5 Prozent keine freien Leute waren. Ein Drittel sind Hausdiener, welche mit dem *Aderbau* nichts zu schaffen haben; dazu kommen zwei Drittel Frauen und Kinder, so daß der Ueberrest zu freier Arbeit keinerlei Erleichterungen verurlohen wird. Es sind schon etwa 10,000 *Neger* freigelassen worden. Im Jahre 1872 war der Preis für einen *Skaven* in der *HofenRobt* *Ponce* schon auf 150 bis 200 *Dollars* gefallen und die Nachfrage war sehr gering. Mehr als zwei Drittel der Arbeit auf den Zuckerplantagen wurde durch freie Leute beschafft; der Arbeiter bekommt täglich 50 bis 75 Cents und eine Mahlzeit. Hausdiener erhalten 6 bis 10 *Dollars* monatlich, nebst Wohnung und Kost. Allgemein ist aber die Klage, daß die freien *Neger* höchst unkeusig seien. Im Jahre 1872 hat die Justizernste auf *Puerto rico* sich auf 110,218 Tonne, die Gesamtausfuhr der Insel auf 2,895,945, die Einfuhr auf 2,150,620 *Pf.* St. gestellt. Von 31,706 *Skaven* konnten 31,200 wieder lesen noch schreiben.

— Auf dem *Champiansee*, zwischen den Staaten *Vermont* und *Newport*, liegt im speculativen Janke einen „*Brantenmeier*“ schwimmen. Dieser *Palast* war ein *Stück* mit einer *Wetterbude*, die ganz mit *Rum*- und *Brantenmeier* gefüllt war. *Besetz*, der *Planten*, zahlte seine Steuern, mißachtete das Temperanzgesetz von *Vermont* und erklärte, daß sein *Palast* keinerlei *Jurisdiction* unterworfen sei. Die Arbeiter kamen an *Abgaben* auf das *Stück*, bekamen sich toll und wollten und verließen auch *sanft* allerlei bösen Unfug. Da keine *Behörde* bemerken konnte, beschloßen vierzehn Männer die *Wolfsjunge* des *Stückes* in ihre eigene Hand zu nehmen und das *Stück* in folgender Weise. An einem trübigen Tage zu Anfang *Novembers* befiegen gegen Abend vierzehn Männer einige Boote nördlich von der Stadt *Whitehall*, ruderten in aller Stille an das *Stück*, legten dem *Schänkelein* *Daumfingerringe* an und verbanden ihm die Augen; dann brachten sie zwei *Ähren*, dreißig *Stück* *Brantenwein* und eine geladene *Doppelpistole* in ihre Boote, hielten den *Palast* in Brand und schrien mit dem *Schlangenen* und der *Weste* dem *Ufer* zu. Als *Besetz*, der am *Land* war, die *Flammen* sah, ruderte er den *Boaten* entgegen und feuerte 15 *Schiffe* gegen dieselben, aber seiner trau. Darauf knallte es von den *Boaten* her und *Besetz* bekam nicht weniger als 17 Augen in den Leib. „So ihm recht geschehe!“ sagten die Leute am *Land* als *Totenstunde* gehalten wurde. Es wäre interessant, einmal eine Zusammenstellung der Fälle zu lesen, in welchen die rechtlichen Leute dem Unfuge der *Wolfsjunge* ein Ende machen, weil die *Verbrechen* nun gar zu oft in nichtmündigster Weise ihre *Richt* verurlohen. Dann geht *Richter Lynch* an die Arbeit.

— Im *Territorium* *Utah* sind bei *Alta* zwei *Maßodon* jahne gefunden worden; man hat dieselben im *Museum* der Stadt am *Großen Salzsee* niedergelegt.

— *Manitoba*, diese neugebildete Provinz am unteren nördlichen *Redriver* und *Winipegsee*, zieht bereits die *Einwanderung* an, wenn auch noch nicht in beträchtlicher Menge. Im Jahre 1870 — weiter reichen die vor uns liegenden *Nachrichten* nicht — kamen 1400 *Anfänger*; davon 964 aus *Obercanada*, 116 aus den *Vereinigten Staaten*, 78 aus *Untercanada*, 44 aus *Großbritannien*, 10 aus *Neuschottland* und 9 aus *Neubraunschweig*. Die Stadt *Winipeg*, aus welcher man eine große *Capitale* zu machen gedenkt, zählte zu Ende 1871 erst 1467

Musirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XXV.

N^o 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Streifzüge auf den Sandwichinseln.

II.

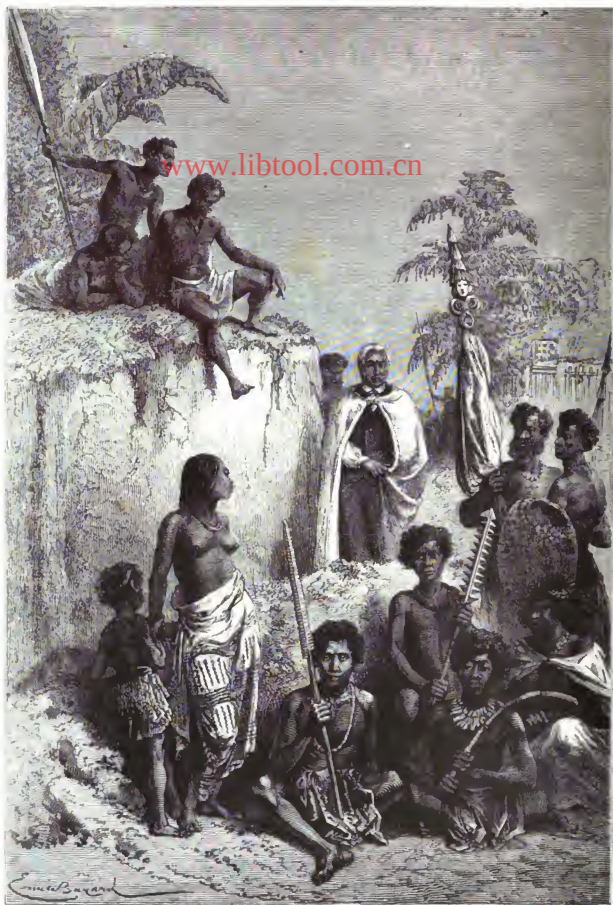
Cook, der Entdecker, besuchte die Hawaigruppe am 26. November 1778. Er fand dieselbe von braunen Leuten polynesischen Stammes bewohnt, die unter einer Anzahl von Häuptlingen standen; diese befehden einander mit großer Erbitterung. Die Kriegsgefangenen wurden abgeschlachtet, Menschenopfer waren an der Tagesordnung. Man wollte durch solche die schrecklichen Götter versöhnen, insbesondere die Pele, Göttin der Vulcane, welche nebst einer Anzahl ihr beigegebenen Untergötter im Krater des Mauna Voa ihre Residenz hatte. Das unterirdische Toben war die Musik, nach welcher diese Götter tanzten, und vergnüglich in dem Flammenmeer umherzuwandern, so lange die Priester ihnen Menschen als Opfer darbrachten. Häufig das unterirdische Feuer, zogen sie auf unterirdischen Pfaden nach anderen Feuerbergen, welche dann anbrechen und glühende Lava weit ins Land hinein ergossen.

Die Zustände, in welchen sich das wohlbegabte, kräftige Volk befand, waren überaus barbarisch und wild, dabei jedoch in eigenthümlicher Art man kann sagen raffiniert entwickelt, namentlich in Bezug auf die gegenseitige Stellung der verschiedenen Volksclassen zu einander und auf die Priesterschaft, welche auch auf dieser Eilandgruppe unheilvollen Einfluß übte.

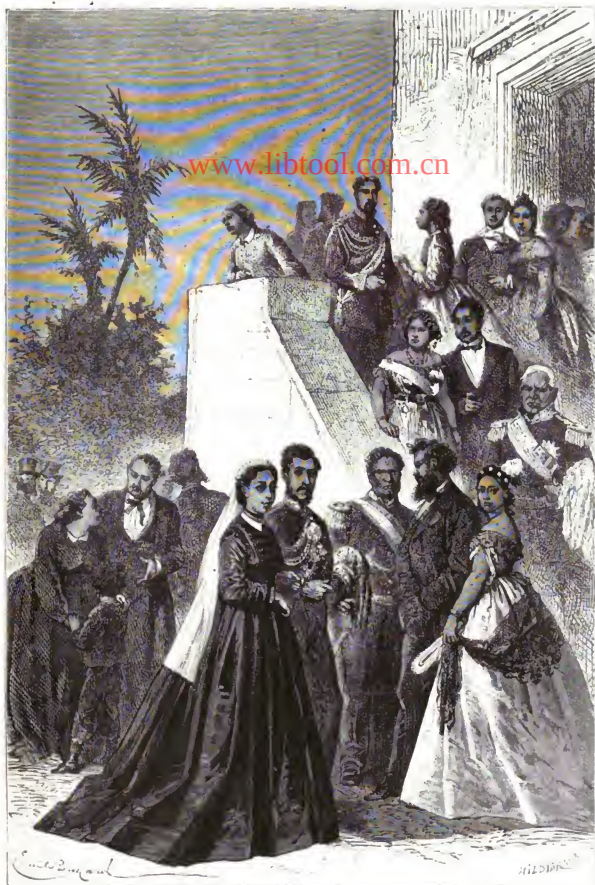
Unter diesen Sandwichinsulanern, Kanakas wie man sie bezeichnet, erhob sich vor nun etwa achtzig Jahren ein Mann, der als eine in der That großartige Erscheinung dastand, Ram eha meha, welcher um 1789 die Häuptlinge

aller acht bewohnten Inseln besiegte hatte, sie dauernd in Abhängigkeit erhielt und als König die Krone auf seine Nachkommenschaft vererbte. Mit den Europäern, deren Schiffe in jedem Jahre die verschiedenen Eilande besuchten, stand er im besten Einvernehmen; er begriff, worin die Macht und Ueberlegenheit der weißen Fremdlinge ihren Grund habe und beschloß, die öffentlichen Verhältnisse und die Sitten und Gebräuche des Volkes gründlich umzuwandeln; er wollte, wie wir sagen, civilisiren. Die Aufgabe war überaus schwierig, aber der Mann, welcher einst bei vielen Menschenopfern zugegen gewesen, hat dieselbe glänzend gelöst.

Vor allen Dingen bemühte er sich, den Handelsverkehr zu fördern, und bald mußten seine Unterthanen, welche Bedeutung gemängtes Geld beim Waarenankauf habe. Engländer und Nordamerikaner erschienen, um Sandelholz zu holen, das in China stets willigen Abfag findet; die Kanakas arbeiteten als Holzschläger, und wurden für ihre Dienste mit Waffen, Eisen und Musketen bezahlt. Der König selbst kaufte europäisch gebaute Fahrzeuge und besaß im Jahre 1804 eine aus 21 kleinen Goeletten bestehende Flotte; auf manchem dieser Schiffe befanden sich einige Kanonen. Er war als Herrscher unumschränkt, aber bei seinem Werke des Civilisirens übte er keinen Zwang; er wirkte durch Ueberredung und durch sein eigenes Beispiel. Alle Europäer die mit ihm in Verührung gekommen sind, loben seinen Charakter, sein angenehmes Benehmen, seine verständigen Maßregeln und sein mildes Regiment. Der Seefahrer Turnbull,



Hawaiter im Jahre 1818.



Kawäier im Jahre 1871. Am Hofe Kamehameha des Jüngsten.

der 1802 Hawaii besuchte, erzählt, daß Kamehameha sich damals dem Trunk ergeben hatte und im besessenen Zustande sich zornig und gewaltthätig benahm. Zwei Engländer, Young und Davis, die schon seit einem Vierteljahrhundert seine Vertrauten waren, erklärten, daß sie ihn verlassen würden, falls er sich nicht bessere. Sofort antwortete er: „Nun, ich werde mich nie wieder betrinken!“ Er hielt Wort; bis zu seinem Tode hat er an keinem Tage mehr Rum getrunken, als die kleine Quantität, welche er sich dann einzeln allemal zugemessen.

Die fremden Schiffe ankerten vorzugsweise im Hafen von Honolulu (oder Honoumou) auf der Insel Oahu, wo auch viele Walfischfahrer anliefen und, der Handelsverkehr sich mehr und mehr belebte. Deshalb nahm der König dort seine Residenz. Ein Spanier, Marini, hatte europäische Gemüse, Weinreben und Selbstfrüchte aus Andalusien dorthin verschafft; Rindvieh war aus Asien und den Indischen Archipelagus gebracht worden und es vermehrte sich ungemein rasch, ähnlich wie die Ziegen, welche der englische Seefahrer Vancouver zurückgelassen hatte.

Es war in Hinblick auf die Priester ein fälscher Schritt, daß er das Abschlagen der Kriegesgefangenen unbedingt verbot, daß er überhaupt diesen Priestern unterjocht fernere Menschen zu opfern; sie thaten es bis dahin, indem sie die dem Tode Geweihten mit Keulen tödt schlugen. Er gab Verordnungen über das Rechtswesen, welche den Bedürfnissen des Volkes angepaßt waren; er zahlte seinen Kriegern Sold, damit sie nach einem Siege nicht mehr plündern sollten, was bis dahin bräutlich gewesen war. Er hatte nichts dagegen, daß die Ausländer ihre christlichen Dogmen predigten; sie hatten aber geringen Erfolg, weil die Kanakas dem Beispiel ihres verheerenden Herrschers folgten. In diesen drangen die Sendboten oftmals, aber stets vergeblich, die neue Lehre anzunehmen. Seine Entgegnung lautete allemal: „Nein, das will ich nicht. Möglicherweise ist Eure Religion besser als die meine, aber ich würde mit jener sehr mein Volk nicht in Gehorsam halten können.“ Als Kogebue mit dem russischen Schiffe „Kurid“ auf der Rhede von Kailua erschien, wo der König damals verweilte, gab dieser ein Gastmahl in Kalalekua; der König trank, genoss aber keine Speise. Nach aufgehobener Tafel geleitete die Gäste zu der Begräbnisstätte, dem Morai, die er oft besuchte um seine Andacht zu verrichten. Dort standen die häßlichen Götzenbilder; vor einem derselben kniete er nieder und sprach zu Kogebue: „Das sind unsere Götter, die ich verehere. Ich weiß nicht, ob ich damit recht oder unrecht thue, aber ich meine, daß mein Glaube ein böser nicht sein kann, denn er gebietet mir, nichts Böses zu thun.“ Nachher trat er in die Capelle des Morai, wo kam nach einigen Ceremonien ins Speisezimmer zurück, um nun zu essen. Dabei sprach er: „Ich habe gesehen wie die Russen speisen; Sie sollen nun sehen wie ich esse. Ich speise mit meinen Fingern, das ist unser Landesbrauch.“ Aber er war doch europäisch gekleidet, trug Galtsch, baumwollenes Hemd und zugeknöpften Rock. Damals war er schon wohlbeleibt, so wie er auf unserer Illustration (Hawaii im Jahr 1818) dargestellt ist. Am liebsten trug er die Uniform eines englischen Marinecapitains und über derselben den aus gelben Federn verfertigten Königsmantel.

Dieser ausgezeichnete Mann starb am 8. Mai 1819 in hohen Jahren. Obwohl man schon seit Monaten sein Ableben erwartet hatte, war doch die Verstärkung auf der ganzen Gruppe allgemein. Weiber und Männer weinten und wehklagten, rannten sich das Haar aus und wälzten sich im Staube. Jeder wollte sich als Zeugen der Trauer und des Kummerz zwei Zähne ausfodern, alle Hausväter opfern

und manche rissen ihre Hüften wieder. Viele ließen sich nach altem Brauche die Junge tätowieren, viele wieder mit lateinischen Buchstaben, nach Art der Kartosen, den Arm und zwar mit den Worten: „Unser großer und guter Kamehameha ist gestorben am 8. Mai 1819.“ Die Frauen brachten sich Brandwunden bei; Männer, die einander begehteten, verwundeten sich einer den andern im Antlitz. In Kailua blieb alles Still drei Tage und drei Nächte im Freien stehend, ohne zu essen, zu trinken oder zu schlafen. Die Leiche des Königs wurde verbrannt, die Knochen setzte man in dem großen Morai auf Kailua bei; nachher wurden sie unter den Häuptlingen verteilt. Das Grabmal aber gilt für das Allerheiligste auf den Inseln und das Tabu ist unerbittlich.

Sein Sohn Lialio folgte ihm auf dem Throne; die Oberpriesterchaft ging auf seinen Neffen Kela oia lani über. Die Ägeln waren nicht mehr in der festen Hand Kamehameha's und manche Häuptlinge zeigten sich unbotmäßig. Damals, im August 1819, erschien der französische Seefahrer Freycinet auf der Gruppe und wollte beruhigen. Auf seinem Schiffe, der „Urania“, ließ der erste Minister Lialio's sich taufen und der König war bei der Ceremonie zugegen. Einige Jahre später wurden das Tabu und der Götterdienst abgeschafft, nachdem eine Versammlung von Häuptlingen einen ganzen Monat lang darüber berathschlagt hatte. Die Königin-Mutter gab die erforderliche Einwilligung zu der Neuerung nur ungern: „Was, haben uns die Götter etwas Böses gethan?“ — Man entgegnete: „Haben sie und denn Gutes gethan? Wir brauchen sie nicht mehr; sie verlangen Menschenopfer. Auch haben wir ja erfahren, daß unsere Kriegsgötter gar keine Macht haben, und gegen die Fremden zu schwächen. Die Menschenopfer sind eine unnütze Gutmäuschkeit.“ Zuletzt sprach die Königin: „So macht, was Ihr wollt!“ Und sofort hörten die Morais und die Heiligtümer auf, geheiligte Stätten zu sein; nur da, wo Knochen von Häuptlingen beigelegt waren, gerührte man das Grab nicht und ließ einige alte Priester als Wächter zurück.

Es folgten nützliche Reformen, die sehr bezeichnend sind. Die Frauen waren durch das auf ihnen lastende Tabu sehr zurückgelegt. Sie durften nicht gemeinschaftlich mit den Männern essen und manche Speisen waren ihnen verboten; auf Uebertretung stand Todesstrafe. Um dem Volke die Abschaffung dieses widerwärtigen Tabu recht anschaulich zu machen, veranstaltete Lialio ein großes Gastmahl und vor dem Palaste versammelte sich eine große Menschenmenge. Die Waiten, auf welchen die Speisen standen, waren nach altem Brauche für beide Geschlechter getrennt hingelegt. Da nahm der König von seiner Waite die bisher den Frauen verbotenen Gerichte, ging damit zu den Prinzeßinnen, setzte sich zu denselben und aß mit ihnen. Das über eine solche Verletzung unwillige Volk rief Tabu! Tabu! Lialio ließ die Menge schreien so viel sie wollte und ging noch einen Schritt weiter. Klatschen und festen Tritts ging er zum Morai und holte die Priester dieses Heiligtums herbei. Dabei sprach er: „Der Himmel wird solche Verletzung geheiligten Verkommens wohl rächen, nicht wahr?“

„Ja“, riefen die Priester, deren ihre Rolle im Voraus zugetheilt worden war, „ja, das Tabu ist verletzt und geschändet worden! Aber weshalb nehmen die Götter keine Rache dafür? Sie lassen sich schmachvoll im Weisen Ansehen verhöhnen, von welchen sie angebetet werden! Sie sind unmachtvolle Götter, falsche Götter, wenn sie nicht sofort Rache nehmen! Aber sie nehmen keine Rache! Also müssen wir sie vernichten! Kommt, Leute, kommt mit uns Alle; wir wollen an diesen falschen Göttern Gerechtigkeit üben!“ Und nun zogen sie zum geheiligten Morai, wo der Oberpriester

sofort die Brandfadel anzlegte. Das Volk half bei der Zerstörung, die alten Tempel fielen und mit ihnen die alten Götter. Von Menschenopfern war keine Rede mehr; alle Heiaus wurden dem Boden gleich gemacht.

Man findet noch jetzt auf den verschiedenen Inseln manche Spuren von Heiaus, jenen Opferstätten, wo von den Priestern Menschen geschlachtet wurden; die Zeit hat diesen gewolligen Steinmassen wenig anhaben können. Fast alle lagen auf Anhöhen, gewöhnlich an dünnen, willigen Klagen und ihre Gestalt bildete ein unregelmäßiges Parallelogramm. Herr von Barigny hat mehrere derselben gemessen; einige waren 224 Fuß lang und etwa 100 Fuß breit; die Mauern sind an der Basis durchschnittlich 10 bis 12 Fuß dick, 8 bis 20 Fuß hoch und oben von 2 bis 6 Fuß dick. Das vulcanische Gestein ist ebenmäßig ohne Rörte über einander geschichtet. Der Eingang war schmal; das Innere bestand aus abgestuften Terrassen, deren höchste mit flachen Steinen belegt war. An der Südseite stand in einem innern Hofraume die Statue des Hauptgötzen, der von einer Anzahl Götzen geringeren Ranges umgeben war. In der Mitte

dieses Hofraumes, den das Volk nicht betreten durfte und wo nur der Opferpriester, der König und die Däuplinge Zutritt hatten, befand sich eine Art Kasse aus Bambus; er hatte, wie unsere Illustration (S. 70) zeigt, die Gestalt eines Obeisken. In denselben begab sich der Priester, um mit dem Gotte zu verkehren und die allemal dunklen Orakelsprüche zu verflüchtigen.

Dieser Opferpriester hatte in Bezug auf alle wichtigen Angelegenheiten das Hauptwort zu sprechen. Das Orakel wurde zuerst dem König und den Däuplingen kund gethan und dann hinterher dem Volke mitgetheilt. Dieses hatte Zutritt zu einem größern Hofraume, neben welchem sich noch ein anderer befand, in welchem die tapfersten Krieger oder solche, denen der König es befohl, sich aufstellten. Aber dieses Vorrecht war von bedenklicher Art. Die Ueberlieferung weiß, daß ein König Namens Umi nach einem Siege dem Kriegsgotte Kaili ein Opfer darbrachte, zunächst Schweine, Geflügel und dann auch einige Kriegsgefangene. Der Priester verkündete, daß damit der Gott noch nicht zufrieden sei; Kaili verlange, daß Umi ihm auch einige seiner eigenen



hawaiische Frauen.

Krieger als Opfer darbrachte. Kaili derselben wurden, ohne zu ahnen was ihnen bevorstand, herbeigerufen und sofort abgeschlachtet. Das war noch nicht genug; es mußten noch einmal fünf eintreten, und nach diesen wieder fünf; der Gott war unerfüllt und am Abend befanden sich in diesem Schlachthause nur noch Zwei am Leben: der Opferpriester und König Umi. Jener erklärte, daß nun Kaili satt sei.

Die Schlachtopfer, deren Blut auf diesen schauderhaften Altären geflossen war, scharte man umweit vom Heian im Sande bei. Ihre Zahl muß sehr beträchtlich gewesen sein; beim Nachgraben findet man eine Menge vortreflich erhaltener Gebeine jeden Alters und Budhes, denn auch Kinder wurden als Opfer geschlachtet. Doch überwiegt die Zahl von Männern kräftigen Alters; insgemein sind namentlich auch die sehr weichen Zähne ausgezeichnet gut erhalten; die Neurologen und Craniologen können überall reiche Sammlungen veranstalten. Nächstmal werden Theile solcher Gebeine von den Hunden galoppirender Pferde bloßgelegt.

Die Priester prüften die Haltung und die Mienen dessen, welchen sie schlachteten, und ob er auf die eine oder die andere

Seite hinfiel; sie prüften auch die Eingeweide und zogen aus dem allen glatte oder unglatte Vorbedeutungen.

Neben dieser abscheulichen Barbarei finden wir aber auch einen Gegenlag, der von menschlichem Gefühle zeugt. Die Hawaier hatten Asyl, Zufluchtsstätten. Die Zahl dieser Pahuas war beschränkt. Auf Hawaii gab es deren zwei, auf Oahu, Maui und Kauai je ein solches Asyl. Ein großer Hofraum war auf drei Seiten mit Steinen umschlossen; an der vierten befand sich eine hölzerne Einfriedigung, deren Thür stets offen blieb. Keinem war der Eingang verwehrt. Wer vor einem Feinde entfloh, sich vor dem Horne des Däuplings in Sicherheit bringen wollte, war das Tabu verletzt, einen Diebstahl verübte, ein Mord begangen oder eines der vielen religiösen Gebote übertreten hatte, war gerettet, sobald er das Pahuu, Asyl, betrat. Er warf sich vor dem Altare der Schutzgöttheit nieder, brachte irgend ein Opfer dar und hatte damit Vergebung erwielet. Während der Feinden zwischen den verschiedenen Stämmen schlachteten Weiber und Kinder und nichtstreitbare Männer mit Habs und Vorräthen dorthin und waren sicher, weil die Rache der

Götter auf jeden fiel, der das Ayl verlegen würde. Im Innern standen viele Hütten, die in gutem Zustande erhalten wurden. Das Rahuna von Honanau, von welchem jetzt kaum noch schwache Spuren übrig geblieben sind, war 715 Fuß lang und 400 breit; es war vor etwa 300 Jahren unter der Regierung Keames aufgeführt worden. Auf den Gesellschaftsinseln, auf den Navigatoren und den Tongainseln herrschten ähnliche religiöse Ansichten und barbarische Bräuche; die Kanakas der Hamaiigruppe haben aber mit einer schlimmen Vergangenheit völlig gebrochen. Zwei unserer Illustrationen veranschaulichen den Gegensatz zwischen 1818 und 1871 (f. S. 66 u. 67).

Gegen früher bieten die Inseln vielfach einen veränderten Anblick dar und zu der eigenen Vegetation derselben ist

auch eine fremdbartige gekommen, z. B. durch den Anbau des Kaffees, des Tabaks, durch die Zuckerplantagen, die Gemüse und die Süßfrüchte und nicht bloß auf Oahu. Dieses Eiland wird der Länge nach durch eine Gebirgskette in zwei nahezu gleiche Hälften getheilt. Honolulu liegt im südlichen Theile, der nicht so häufigen, erquickenden Regenfall hat, wie die weit fruchtbarere nördliche und östliche Abtheilung. Diese Kette hat nur eine einzige Oeffnung, den Vali, d. h. die Schlucht von Nuuanu; nur durch sie stehen die Bezirke Moalan und Kona (d. h. nördlich: Theil im Winde und Theil unter dem Winde) mit einander in Verbindung.

Der Vali liegt etwa eine deutsche Meile nördlich von Honolulu, am Ende zweier hoher Hügelketten, die gegen das Meer hin abfallen und eine Art von Circus bilden; in die



Ramen eines Heiau auf Oahu.

sem liegt die Stadt. Heute führt eine gute Straße zum Vali, der jetzt auch für Wagen zugänglich gemacht worden ist. Vor etwa 20 Jahren war er dadurch weglassig gemacht worden, daß man auf der ganzen Länge Stetten in Krampen in den Fels befestigt hatte; an diesen arbeiteten sich die Wanderer bis zu 1200 Fuß Höhe empor. Zu beiden Seiten der Straße stiegen die Felswände steil an; man begegnet dort häufig Kanakas, die namentlich Lebensmittel nach der Stadt bringen. Die Männer sind nur leicht bekleidet mit dem Molo, einem kurzen Peintheide; die Frauen treiben Schuene vor sich her und jede trägt obenreiß ein Kessel auf den Armen. Sie grüßen mit dem Worte Aloha, was einer Achtungsbekundung gleichkommt.

Die Schlucht ist großartig und der Blick von ihrer Höhe

bezaubernd. Man hat unten eine weit ausgebreitete, mit Föhren überfüllte Ebene, grüne Gefilde, aus welchen Hügel emporsteigen; den Horizont begrenzt das blaue Meer, an dessen Gestade sich zur Küsten ein erloschener Vulkan erhebt. Weiße Silberbänder bezeichnen den Lauf der kleinen Flüsse. Den Abstieg bildet ein schmaler, in den Fels eingehauener steiler Pfad mit Treppentritten, die für beschlagene Fierde beschwerlich zu passieren sind.

Das Nachsiehende ist bezeichnend für die hawaiiischen Krieger vergangener Tage. Im Jahr 1794 hatte Kamehameha schon die Inseln Hawaii und Maui seiner Herrschaft unterworfen und erschien dann auf Oahu, um auch dieses Eiland zu erobern. Der König desselben bot seine Krieger auf, leistete Widerstand und nahm seine Stellung im Ihale

beim Bali; er wollte die entscheidende Schlacht hier liefern, wo ein Rückzug gar nicht möglich und zwischen Sieg und Vernichtung keine Wahl blieb. Ramehameha sollte mit seinen Kriegeren ins Meer geworfen werden. Aber dieser blieb Sieger in einem Kampfe, der von früh bis zum Abend dauerte. Die Tahuer, nur noch etwa dreihundert an der Zahl, wurden in die Schlucht zurückgedrängt und zur Uebergabe aufgefordert. Ihre Antwort bestand darin, daß sie sich alle, bis auf den letzten Mann, in den Abgrund hinabstürzten. Noch heute zeugen die in jener Gegend umherliegenden Knochen von dem Ereigniß, welches noch in der Sage fortlebt. Im Dorfe Heiaa beim katholischen Missionar Vater Martial unterhielt sich Herr von Varigny mit einigen hochbetagten Männern, welche mancherlei von Ramehameha zu

erzählen wußten und von denen er die Kunde erhielt, daß sich fast an jeden Berg, an jedes Thal eine Sage knüpfte. Vormalo waren ja die Götter überall und vielfach gaben sie Beweise ihres Zornes, namentlich that es Pele, die Göttin der Vulkane, von der auch jene alten Männer, obwohl sie für Christen galten, nur besangen und schon redeten. Das jüngere Geschlecht kennt eine solche Zurückhaltung nicht.

Die Frauen sind dem Christenthume schon deshalb zugewandt, weil sie seit Einführung desselben eine viel bessere Stellung im Leben gewonnen haben; hat doch dasselbe die Vielweiberei abgeschafft und sie ihren Männern gleichgestellt, mit denen sie gemeinschaftlich die Arbeit verrichten. Im Allgemeinen kann man ihren Typus als hübsch bezeichnen; sie sind wohlgestaltet und bewahren bis etwa zum dreißigsten



Der Bali von Kuauau.

Jahr ihre jugendlichen Formen; nachher altern sie schnell. Als Arbeiterinnen thun sie es den Männern gleich und zum Reiten haben sie große Anlagen; sie sitzen furchtlos und allemal rittlings zu Pferde. Auf das Haar verwenden sie große Sorgfalt; dasselbe ist lang, voll, schwarz aber grob;

sie ordnen dasselbe auf sehr mannigfache Weise und schmücken es gern mit Trangeblüthen und Kränzen. Die Pferde werden mit Blumengewinden verziert, was sich hübsch ausnimmt und auch den praktischen Zweck hat, die Stechmücken und Fliegen abzuwehren.

Zur Völkerkunde Indiens.

Negrillos im Windhyageberge. — Die Transilis in Thopal.

Es ist wahr, daß aus Afrika immer etwas Neues kommt, aber dieses alte Wort paßt nicht minder auf Indien, das man mit vollem Recht als eine ethnographische Musterkarte ansehen kann.

L. Rouffelet, der tüchtige französische Reisende, von dem wir im „Globe“ eine ganze Reihenfolge illustrirter Mittheilungen gebracht haben, machte auf seinen ausgedehnten Wanderungen in Indien auch zwei Entdeckungen, welche in Bezug auf Völkerkunde nicht ohne Interesse sind. Als er sich im März 1867 im Sonthale befand, südlich von Kinnah (Kenah der Engländer), im Norden der Hochebene

von Amatlantat, erfuhr er, daß in einem benachbarten Dorfe eine große Anzahl von Ghonds (Khonds) beisammen seien, welche bei den Jagden des Königs von Kinnah als Treiber verwandt werden sollten. Man sagte ihm, daß bei jenen Ghonds sich auch ein Mann aus dem Zirgudsageberge befinde, der zu einem wilden Stamme gehöre; dieser haule in den unzugänglichsten Ketten der Windhyageberge, zwischen dem Son und der Korbadda. Man bezeichnet diese Wilden als Vandra Iohn, was wörtlich Affenmenschen bedeutet. Sie leben auf Bäumen oder in Hütten, welche sie aus Baumzweigen verfertigen; mit den Stämmen, welche im

Thale wohnen, und auch mit ihren Nachbarn, den Ghonds und Conthals, stehen sie in gar keinem Verkehr.

Seitdem Kousflet in die Region des Windhyogebirges gekommen war, hatte er von den Kanleuten manches über diese merkwürdigen Waldmenschen gehört; er glaubte indessen daß die Erzählungen sich auf Hanuman-Affen bezögen, welche in den Arawalbergen in Menge vorkommen. Diese Affen leben bekanntlich in Gruppen beisammen und haben unter sich eine Art von gesellschaftlicher Organisation. Jetzt ließ er sich natürlich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, um zu prüfen, wie viel von dem was er vernommen hatte, lebertreibung sei.

Ein Parlara (Vöte) des Kadja von Nimah brachte ihn dann auch am andern Tage den Menschen aus dem Stamme der Pandras. Derselbe mochte etwa dreißig Jahr alt sein, war abstoßend häßlich und bot einen höchst widerwärtigen Anblick dar. Er war etwa 5 Fuß hoch, die Arme waren unverhältnißmäßig lang und sehr mager und seine besitzliche Physiognomie recht fertigte vollkommen den Namen, welchen die Kanleute diesen Wilden geben. Ueber die niedrige Stirn fielen dicke Locken eines barten, melligen Haars herab; die kleinen Augen lagen tief, die Backenknochen standen weit vor, die Nase war oben tief eingedrückt und am untern Ende sehr bid; die Nasenlöcher waren groß und nach oben hinsehend, die Unterlippe war hängend, das Kinn nicht fleischig. Was aber diesen häßlichen Anblick noch widerwärtiger machte, das waren die vielen tiefen Falten oder Furchen, welche von den Mundwinkeln aus vertical über die Wangen zogen. Der Körper war zum Erschrecken mager, die dunkel-chokoladenfarbige, nahezu schwarze Haut ähnelte gegarbertem Leder und fiel in Falten über die Glieder hinab; der Unterleib war wie ausgetrocknet, aber in der Mitte auffällig bid, so daß der Nabel verdeckt war.

Die Anwesenheit eines Europäers und die etwas indringliche Neugier mancher Indier brachten den armen Wilden völlig in Verwirrung. Er verstand und sprach allerdings die Sprache der Ghonds, jetzt aber waren nur wenige, raub hervorgezogene Worte aus ihm herauszubringen.

Kousflet bekam von einem der Ghonds allerlei Nachrichten, welche dieser von dem Wilden selbst erhalten hatte. Der Mann gehörte zu einem wenig zahlreichen Stamme in den Eingebirgswäldern; dieser Stamm heiße Tschengah oder Tschengah; so nennt er sich jedoch auf seinen Fall selber, denn Tschengel, Wald, Waldgestüpp, ist ein fremdes Wort, und hier bedeutet jener Name, welchen die Indier diesen Wilden beilegen, weiter nichts als Waldbewohner. Jener Mann hatte seinen Stamm in Folge der großen Hungerenoth von 1806 verlassen.

Der Reisende mußte sich mit diesen wenigen Nachrichten begnügen; sein photographischer Apparat war in Gouinbagh zurückgelassen, und er konnte nur eine flüchtige Skizze entwerfen. Er gab dem Wilden Geld, damit derselbe nach der eben genannten Stadt komme; der Mann war jedoch über alles was an ihm herumgefragt wurde so erschrocken, daß er in der Nacht davon lief und am andern Tage nicht wieder herbeigeschafft werden konnte.

So viel ist ausgemacht, daß im östlichen Theile der Windhyogebirge ein Menschenstamm lebe, der alle Kennzeichen der Negritas trägt, die einst an den Gestaden des Penglischen Meerbusens vorhanden gewesen sind.

Derselbe Reisende Kousflet war, gleichfalls im Jahre 1867, nicht wenig erstaunt, im Windhyogebirge, im Königreiche Phopal, einen kleinen Stamm anzutreffen, der europäischen Blut in seinen Adern trägt und die Kennzeichen desselben wohl bewahrt hat.

Dieser Stamm, dessen Ursprung in das sechzehnte Jahrhundert hinanreicht, wird als Franzis bezeichnet, was der indische Name für Franzos ist. Er bildet in Phopal eine aus etwa zweihundert Familien bestehende Gruppe und wird von einem erblichen Häuptlinge regiert, welcher den Namen Bourbon trägt. Diese Franzis, welche inmitten der Tschals und Ghonds wohnen, haben folgende Lebertreibungen.

Im Jahre 1557 oder 1559 erschien am Hofe des Großmogul Akbar ein gewisser Jean de Bourbon, ein Franzose, der angeblich von der Familie Bourbon abstammte. Er sollte 1544 aus Sicilien nach Frankreich segeln, wurde von Seeräubern gefangen genommen und nach Aegypten gebracht, wo er im Dienste des Sultans sich bald zu einer hohen Stellung hinarbeitete. Bei einem Kriegezuge wurde er in Abyssinien gefangen genommen, und gelangte nach einiger Zeit an die Malabarküste, wurde nach Agra gebracht, dem Kaiser Akbar vorgestellt und zum Director der Artillerie des Großmogul ernannt. Mit Würden und Ehren überhäuft starb er in Agra und hinterließ zwei Söhne, welche er mit einer weißen Sklavin des Terrais gezeugt hatte. Der älteste, Sclander (Alexander) Bourbon, stand in hoher Gunst beim Kaiser Jehanghir, der ihn zum erblichen Gouverneur des Palastes der Begams (Kaiserinnen) machte und gab ihm den Pexir Sizarab in Malwa zum Eigenthum.

Die Bourbons blieben am Hofe des Großmogul zu Delhi bis 1739, als der persische Schah Nadir nach Indien hinein stürzte. Der letzte Palastgouverneur war Furabi Bourbon. Sein Sohn Salavador zog sich, als das Reich des Großmogul zerstückelt wurde, nach Sizarab zurück, erklärte sich unabhängig und nahm den Titel Namab Messiah, christlicher Herrscher, an.

Im Jahre 1794 wurde Shoba Bourbon, der unter dem Namen Namab Messiah Ragu Chan bekannt geworden ist, von einem französischen Abenteuer, Hautsone, entthront, der im Dienste der maharattischen Seinhabs stand; der Namab flüchtete an den Hof des Kadja von Namor, wo er meuchlings ermordet wurde. Sein Sohn Enaght Messiah oder Tschahour Bourbon flüchtete sich mit dem größten Theile der Franzis an den Hof des Königs von Phopal, leistete diesem wichtige Dienste im Kriege gegen die Maharatten und bekam zum Lohn den Pexir Philmoni als Lohn. Im Jahre 1816 wurde Schahshah Bourbon, „der christliche König“, der Palshafar hieß, Premierminister in Phopal und zwei Jahre später, als der König starb, Regent dieses Landes. Als solcher hat er wesentlich dazu beigetragen, daß das letztere unter den Staaten Indiens eine hervorragende Stellung einnimmt. Als er sich von den Maharatten bedrängt sah, wandte er sich an die Engländer und schloß mit dem General Malcolm einen Vertrag ab, der noch heute gilt. Malcolm erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie es ihn überrascht habe, dort den Namen Bourbon anzutreffen. Palshafar sei ein schöner, sehr intelligenter Mann gewesen. Er starb im Jahre 1830; Erben waren seine Wittwe Madame Elisabeth de Bourbon, genannt Tulan Sizarab, und sein Neffe Merban Messiah.

Als Kousflet in Phopal war, zählte sie etwa 70 Jahre und regierte den Stamm; sie hat den Rang des höchsten Wildenträgers im Königreiche und besitzt Stadt und Pexir Philmoni mit voller Souveränität. Der Reisende ersah alles eben Mächtigkeits an ihrem Nane.

Die Franzis haben begrifflichweise den europäischen Typus nicht in voller Reinheit bewahrt, aber bei vielen ist er doch vorhanden, insbesondere bei den etwa dreißig Familien, welche den Namen Bourbon führen und die Aristokratie

bilden; namentlich bei Frauen und Kindern derselben finde man eine ihr jenen Himmelsstrich ungewöhnlich weisse Haut. Die Bourbon's sind bei ihren Verträgen sehr vorsichtig gewesen, haben an ihrer Religion festgehalten, konnten deshalb ihre Verbindungen mit Mohammedanern eingehen und wählten ihre Frauen unter den christlichen Sklavinnen, welche mit den Karawanen aus dem nordwestlichen Asien nach Indien kamen; späterhin ist auch etwas portugiesisches und englisches Blut hinzugekommen. Sie verheiratheten ihre Töchter nicht vor vollendeter sechsgehrten und manchmal erst im zwanzigsten Jahre, was in Indien eine ganz merkwürdige Ausnahmehandlung bildet. Von indischen Sitten haben sie nur die angenommen, die Frauen im Hause zu halten; von häuslichen haben sie nur einige wenige Wörter behalten, die obendrein entlehnt sind.

Die Bourbon's, die Häuptlingsfamilien, ruhten im Jahre 1867 noch nichts davon, daß eine diesen Namen füh-

rende Dynastie jemals in Frankreich regiert habe (= was uns beiläufig bemerkt sehr wunderbar, da man wohl annehmen könnte, daß General Ralcolin, dem gerade dieser Name so sehr auffiel, sie über den Todesthron in Kunde gesetzt haben würde —); seitdem sie das wissen, bilden sie sich aber nicht etwas darauf ein. In ihren Familienarchiven findet sich übrigens ein Wappen und mit Filien; Jean de Bourbon soll, ihrer Ueberlieferung zufolge, in Frankreich Herr von Barri und Mignitz (etwa Vercy und Merinuz?) gewesen sein.

So viel wir aus diesen Aussagen Rousselle's folgern können, ist in den Adern dieser Français, Alles als richtig angenommen, doch sehr wenig französisches Blut, denn die Frauen sind, einige portugiesische abgerechnet, seit dreihundert Jahren alle Asiatinnen gewesen, und daraus erklärt sich auch, daß die Acclimatisation keine Schwierigkeiten gehabt hat.

Culturverhältnisse Rußlands und des skandinavischen Nordens in vorhistorischer Zeit.

Von J. Restorf.

IV.

Sibirien, sagt Borsjae, gegenüber Hildebrand's im vorigen Aufsatze entwickelten Ansichten, wurde durch die griechischen Colonien am Pontus schon im 7. und 6. Jahrhundert vor Chr. der Sitz einer blühenden Cultur, der es an schönen Eisengeräthen nicht wangelte. Die Verklüftung mit den hoch gebildeten Nachbarn konnte auf die nöthlich anzuwendenden Künste nicht ohne Wirkung bleiben und der Inhalt ihrer Gräber zeugt davon, daß sie nicht nur Waffen, Schmuck, Gefäße u. s. w. von den Griechen erworben, sondern die schönsten Kunstgegenstände auch selbst nachzubilden verstanden. Es blieb jedoch bei diesen vereingelten Versuchen. Von einem aus den classischen Vorbildern sich entwickelnden selbstständigen Kunststil findet man keine Spur. Ja selbst die Stütze der Gräber, welche griechische und halbgriechische Gegenstände und neben diesen noch plumpe Bronzegegenstände von asiatischem Typus enthalten, finden in den Gouvernements Kiew und Poltawa ihre Grenze. Selbst an Nachbildungen griechischer Münzen fehlt es, auch scheint der Weg, der um des Verneinens willen früher längs dem Dniepr und der Weichsel an die Spitze führte, sein sonderlicher Culturbedeuter gewesen zu sein. — Noch geringer als der griechische scheint der römische Einfluß auf Mittelrußland gewesen zu sein, obgleich man glaubt, daß die römische Cultur den ersten Anstoß zu der Völkerwanderung nach Westen gegeben habe. Völkerbewegungen in Asien und Rußland, sowie die weiten Steppen mögen das Vordringen einer höheren Cultur nach Norden gehindert haben. Von einer speciell russischen Eiseneraltercultur kann somit nicht die Rede sein; auch für Nord- und Ostrußland nicht, wo die Eisengeräthe: kleine Dolche und andere Waffen und Werkzeuge, wiederum sibirischen Typus offenbaren. Eisengeräthe, die als Vorbilder der im Christenthum in germanischen Ländern auftretenden römisch-germanischen Eisencultur zu betrachten wären, fand Borsjae in Rußland nirgends. In den Westprovinzen spürt man allerdings den Einfluß der nordwest-

lichen oder skandinavischen Eiseneraltercultur. Zwischen Kiban und Witau wurde sogar ein Moorfund gemacht, der stark an die dänischen erinnert. Auf einem Flächenraum von einigen Quadratfuß fand man etwa 1 1/2 Fuß unter der Oberfläche des Bodens, theils in einem irdenen Gefäß, theils im bunten Durcheinander, gegen 1200 Gegenstände: 3. B. 472 eiserne Lanzenspitzen, davon 46 mit trummgebogener Spitze, 186 Lanzensfragmente, 131 eiserne Geste, 40 Äxte, ferner eine Menge von Bruchstücken, Werkzeugen, darunter Schmiedewerkzeuge, Armspangen, Geknöpftadeln, Ringe von Eisen, Bronze und Silber, 60 Wehsteine (sogenannte Weberschiffen), 2 Schleifsteine u. s. —

Daß dieser und andere Eiseneralterfunde als Ausstrahlungen der germanischen Eiseneraltercultur und nicht als local zu betrachten, findet darin Beleg, daß in Rußland selbst derartige Funde bisher nicht gemacht worden sind. Freilich kann man sich hier darauf berufen, daß die Eiseneralterfunde dort überhaupt noch nicht genügend studirt, die schon gesammelten noch nicht chronologisch geordnet wurden. Allein bis jetzt fehlt alles und jegliches Material, um die Hypothese, daß die germanische Bevölkerung des skandinavischen Nordens durch Rußland nordwärts gezogen sei, zu stützen. Noch sind in Rußland keine Rinneninschriften weder ältern noch jüngern Stils gefunden, auch nicht das charakteristische Gewirr und Geshlinge von Drachen- und seltsamen Menschen- und Thierfiguren, welches den nordgermanischen Ornamentstil charakterisirt an Gegenständen, welche aus so früher Zeit stammen, daß sie als vor-skandinavisch erklärt werden können. Die in Rußland gefundenen ungewissenfalls skandinavischen Alterthümer aber zeugen von einem schwedischen Einfluß auf Rußland, der auch für das 9. bis 11. Jahrhundert historisch beglaubigt ist; derselbe mag durch den durch Rußland gehenden Handelsverkehr mit dem Orient angebahnt worden sein und gipfelt in der Gründung einer skandinavischen Dynastie auf russischem Boden.

Nach Vorfasse wurde nur der Elden Kuslands einmal in der Steinzeit, dann in der klassischen Eisenzeit von einer höheren Cultur berührt, die jedoch keinen civilisirenden Einfluß auf das nördlichere Gebiet geübt hat. Auch die Westgrenze empfand die Nachbarschaft höherer Culturverhältnisse ohne Verletzung oder Neigung zu verrathen. Aus dem daraus zu ziehen.

Von einer eigentlichen russischen Culturgruppe kann deshalb zu keiner Zeit die Rede sein. In Mittel- und Nordrussland, namentlich nach dem Ural hin, finden wir eine asiatische Cultur, und zwar läßt sich die sibirischen Steinaltercultur eine große Ausdehnung beimessen von Kamtschatka, so streng genommen von dem russischen Amur westwärts bis nach Trontheim. Auffallend ist es, daß Rußland seinen Theil an der europäischen Bronzezeit hat, die im Beginn und am Schluß dieser Periode in seiner Nähe die höchste Ausbildung erreichte (Ungarn, Norddeutschland und Scandinavien). Erst am Schluß des heidnischen Zeitalters vermochte die von Westen eindringende germanische Cultur das große Land in die europäische Strömung hineinzu ziehen und von Osten loszureißen.

In Betreff der älteren Perioden einigen sich die Meinungen der genannten nördlichen Forscher weniger schwer, nur hinsichtlich der Einführung des Eisens und der Einwanderung der germanischen Stämme gehen sie weit auseinander. Nehmen wir mit Vorfasse an, daß die Kenntniß der Zusammenhang des Eisens dem Norden aus dem Wege des Handels oder sonstigen friedlichen Verkehrs zugeführt worden und die exclusiv skandinavische sogenannte jüngere Eisenaltercultur aus der Sonderstellung der heidnischen Scandinavien gegenüber den christlichen deutschen Stämmen zu erklären sei, so bleibt, von anderen weniger erheblichen Dingen abgesehen, doch ein Punkt unerklärlich, die aus inneren Gründen ohne äußeren Zwang vollzogene Umwandlung der Schriftzeichen. Im älteren Eisenalter besaßen die an der Ästhe und in Scandinavien sitzenden Germanen eine Schrift, mittelst welcher sie alle Sprachlaute auszudrücken vermochten. Im jüngeren Eisenalter finden wir dahingegen

bei den Scandinaven eine knappe sechszehsyllabige Runenzeile, welche so wenig die gebräuchlichen Sprachlaute auszudrücken genügt, daß man sich gemüßigt fand neue Zeichen zu schaffen, die sogenannten punctirten Stäbe. Ganz richtig sagt nun Dr. Hildebrand: „Was wäre es anders als Vaune, wenn ein Volk plötzlich eine Anzahl unbrauchbarer Schriftzeichen aus seinem Alphabet strich und bald darauf, einsehend, daß es derselben nicht entzehen kann, nicht etwa die ausgeschiedenen wieder aufnahm, sondern dem Bedürfnis durch neue Zeichen abhülfe?“ Zu erklären wäre solche Caprice allerdings kaum. Nach Hildebrand's Auffassung hätten die westwärts wandernden Stämme bei fortschreitender Entfremdung ihrer Bildung und folglich auch ihrer Sprache das Bedürfnis neuer Schriftzeichen empfunden und ihre Runenzeile um dieselben bereichert, während die nordwärts ziehenden lange isolierten zwar ihr knappes Ruthorf (Runenzeile) behielten und erst als sie in Schweden mit den götischen Stämmen verkehrend den Mangel ihrer Schrift fühlten, auch ihr altes Ruthorf nach Bedarf erweitert und zwar nicht etwa durch Annahme der entsprechenden götischen Stäbe, sondern durch eine Neubildung der eigenen. Demnach wäre die kürzere, sogenannte jüngere Runenzeile in Wirklichkeit die ältere und nur bezüglich ihres spätern Auftretens im Norden als jüngere zu bezeichnen.

Diese nicht gleichzeitig sondern nach einander auftretenden Runenzeilen, die späteren dürftiger und knapper als die älteren, sind eine merkwürdige Erscheinung, an deren Erklärung die nordischen Sprach- und Alterthumsforscher sich bisher vergeblich versucht haben. Es giebt der dunklen Punkte indessen noch manche. Selbst die obigen Mittheilungen, nach den Ergebnissen der neuesten Untersuchungen, dürften bei dem raschen Fortschreiten der wissenschaftlichen Forderung auf dem Gebiete der Alterthumskunde noch manche Berichtigung erfahren. Wichtige Aufschlüsse haben wir z. B. von Norwegen zu erwarten, welches erst beginnt sein überreiches Material für das Studium der germanischen Vorzeit zu heben und zu verarbeiten.

Die Missionen und die Matacos-Indianer im Gran Chaco.

Wir theilten in der vorigen Nummer die Schilderung mit, welche Major Franz Gosi über die Vegetation des Gran Chaco und das Thierleben in der Waldregion dieser Gegend in der „Deutschen Zeitschrift am Rio de la Plata“ veröffentlicht hat. Heute lassen wir folgen, was er über die Missionen in jener Wildnis und über einen Stamm der Chacoindianer sagt.

Auf meiner Reise durch den Urwald des Chaco besuchte ich die am rechten Ufer des Bermejo-Flusses ungefähr fünf Stunden von der letzten christlichen Ansiedelung entfernt gelegene Mission San Antonio, gegründet und unterhalten von Mönchen der Propaganda des heiligen Franciscus. Nach Passirung des Bermejo — unter 23° 58' südlicher Breite und 64° 8' westlicher Länge — brachte uns ein dreifünftiger Marsch in nördlicher Richtung in eine schöne Aue von Bananenbäumen, die ins Kloster führte. Vor dem Kloster, mitten auf einem geräumigen Plage, befindet sich ein aus Rosenholz gefertigtes großes Kreuz, umgeben von Bänken, auf welchen die Mönche ihre Andacht zu verrichten pflegen. Das Kloster ist an einer reizenden,

von dichtem Pflanzenwuchs umgebenen Stelle angebaut, und man kann sich nicht leicht eine malerischere Lage denken; eine die Bewunderung machende Mischung von wilden und von angebauten Pflanzen aller Gattungen verleiht der Mission einen eigenthümlichen, die Sinne gefangennehmenden Reiz. Das Kloster hat einen von Säulen umringten Hof, welcher sich vorzüglich zur Aufstellung meiner Instrumente eignete. Die Bewohner des Klosters — aus Italien stammende Mönche — empfangen uns mit anerkannterwerthiger Gastfreundschaft, und das Kloster erinnert an jene Anstalten, die sich im frühern Mittelalter in den ungelichteten Wäldern Europas erhoben und Pflanzstätten und Geburtsorte der Cultur waren. Ich fand im Kloster zahlreiche Gesellschaft, — junge, kürzlich aus Italien angekommenen Mönche trüsten sich zur Weiterreise nach der Mission La Primsima, während kränklische Mitslieder dieser Mission nach San Antonio gekommen waren, um sich von dort aus nach den Vergessenen Caldas zu begeben und in der dortigen scharfen und gelinden Luft Genesung zu suchen.

In der Zelle des Guardian (Abtes) Padre Joaquin

eines ziemlich gebildeten Mannes, entdeckte ich sogar eine kleine Büchercollection, wofür die einzige, welche ihren Weg bis in diese noch unerforschten Gegenden gefunden hat. Besonders fremdlich wirkte auf mich der Umstand, daß ich während meines Aufenthalts keine Spur von religiöser Unachtsamkeit wahrgenommen habe; kein Versuch polemischer Aussprüche hat den Werth einer überaus redlich und wohlmeinend gehaltenen Gastfreundschaft vermindert.

Ueberall zeigte sich der heilsame Einfluß der Mission auf die Urbarmachung des Bodens und die Einführung erdlicher Pflanzen. Die Eingeborenen müssen jeden Morgen von 6 bis 10 Uhr in den Chacras (Gemüsegärten) der Mission arbeiten, wobei sie von Alcabes und Aguajiles (Aufsehern) überwacht werden. Der Vorsteher der Mission erennt die Aufseher, die als Reichen ihre Würde einen Hofstod führen, auf welche Anweisung sie einen großen Werth legen. Wie weiland die Jesuiten in ihnen mit Recht weltberühmten — und nebenbei sei es gesagt, sehr wohlthätigen — Missionen in Paraguay, so haben auch die Franciscanermönche im Chaco die Eingeborenen an ihrer einzig zugänglichen Seite, an ihrer Eileitseite und ihrer Vorliebe für Repräsentation, zu packen verstanden. Kein Hofmarschall kann seinen Stab mit größerer Würde füllen, als diese indianischen Würdenträger ihren Hofstod; ihr pedantischer, stiller Ernst, ihr kaltes und geheimnißvolles Betragen, ihr gespreiztes Benehmen bei der ihnen so sehr gefallenden Repräsentation in der Kirche, erregen bei dem Europäer ein unwillkürliches Aefeln, das man die Leute aber so nicht wahrnehmen lassen darf, will man sie nicht lässlich beleidigen. Selbst bei den Besuchen, welche die Alcabes mit jedem Morgen abstatteten, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, eigentlich aber, um Tabak und Branntwein zu erbitten, verließ ihr Amtstod sie nicht.

Desto mehr wohnt ich dem Religionsunterricht bei, den die Missionäre den Indianern erteilen. Diese fromme Pflicht ist wohl eine der schwierigsten der Mönche, die die Sprache der Matacos, zu welcher Stamm die Indianer der Mission gehören, gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen kennen, und daher in spanischer Sprache unterrichten. Die Ähnlichkeit mancher Wörter und vollends die Dogmen der katholischen Kirche verwirren den Geist der armen Indianer. So bemühte sich eines Tages Jahre Canuto, seinen Pfarrbrüdern darzutun, daß inhero die Hölle und invernio der Winter heiße, und daß beide so entgegengesetzte Begriffe seien, wie Wärme und Kälte. Die Matacos aber, die keinen andern Winter kennen als die Regengzeit, glaubten die Hölle sei ein Ort, wo die Wesen stets von Regen durchnäßt würden. Ich konnte nicht umhin, über diese Vorstellung zu lachen, dem frommen Mönch dagegen dankte sie freudig, gottlose Aeperei; aber sein Wort wollte trotz allen Eifers kein Wunder thun und die Vorstellungen der unschuldigen Matacos berichtigen.

Der Stamm der Matacos bewohnt die beiden Ufer des obern Bermejo, von 24° 46' bis 23° 10' südlicher Breite und 63° 13' bis 65° 18' westlicher Länge; sie leben in Dörfern ruhig zusammen von der Jagd und dem Fischefang, und sind kaum mehr uncivilisirt, als ihre nackten Stammesbrüder der Missionen, welche man gleicht hat, das Zeichen des Kretzes zu machen. Was man den Missionen zu verdanken hat, besteht in vermehrter Anhänglichkeit an den Grundbesitz und an ein heftiges Wesen, was der Reizung für eine mildere und friedlicher Lebendweise Eingang verschafft, und als Vorbereitung für die Civilisation immerhin von einiger Bedeutung ist. Dagegen besteht die Politik der Missionen in einem Abschließesystem; sie suchen die Verhinderung ihrer Untergebenen mit denen anderer Missionen

zu vermeiden, wodurch gleichsam die Verschiedenheit der Stämme verewigt wird, was natürlich sehr nachtheilig auf die Entwicklung der Geisteskräfte der Indianer einwirkt, denn nur der Verkehr und selbst Reibung mit anderen Menschen kräftigt das Geistesleben eines Volkes, das auf einer noch so niedrigen Stufe der Cultur steht. Diese Menschen sind daher stumpf und ihr Obeckreis ist eng und nur auf die nächste Umgebung beschränkt. Das augenblickliche Bedürfnis beherrscht sie, und da dieses um so geringer ist, je weniger sie die Cultur kennen, so sind sie sehr arm an Gedanken. Daher der Haß, die Verschlossenheit, das fremdenlose, geheimnißvolle Wesen und Benehmen, welches Viele, durch den ersten Anblick getäuscht, für Neigung zum Nachdenken und stille Melancholie halten, während es doch nur aus Geistesarmuth und dumpfer Trägheit entspringt.

Die Mönche haben jetzt ihre festen Ansiedelungen mitten zwischen den Pflanzungen der Colonisten und der von mit Eintruppen besetzten Forts gebildeten Grenzlinie errichtet, und können nicht mehr weiter vordringen. In gleichem Schritt mit dem Vordringen der Grenzlinie in das Gebiet der freien Indianer rücken aber die Colonisten vor; die von den Truppen geräumten alten Forts werden von unternehmenden Ansiedlern besetzt und bald in Dörfer verwandelt, so daß die Civilisation immer tiefer in die Wildnis bringt, wenn auch nicht mehr Mönche, sondern ranke Grenzsoldaten und nicht minder derbe Colonisten ihr Vannettrögen sind. Fort und fort werden neue Indianerstämme bezwungen und ihre Glieder dem argentinischen Volke einverleibt. War bald verlieren die botmäßig gemachten Indianer selbst die Erinnerung an ihre Nationalsprache.

Einer der wichtigsten dieser Stämme ist der der Matacos. Die Matacos, wovon mehr als zweitausend die argentinischen Colonien bewohnen, haben einen Theil des obern und mittlern Bermejo inne. Der erste Versuch, sie der Cultur zu unterwerfen, wurde in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gemacht; die nach und nach unter diesem Volke errichteten Missionenanstalten existiren aber schon in den Jahren 1720 durch die Einfälle der Guayupis und Tobas bedeutende Verluste; von 1730 an wurde die Bevölkerung durch Pockenepidemien vermindert.

Die Matacos sind im Allgemeinen von kleiner Statur — im Vergleich gegen ihre Nachbarn — und erreichen im Durchschnitt keine 5 Fuß. Ihr Körper ist dick und unterseht, sehr breitschulterig, die Brust platt gedrückt und die Glieder sind rund und fleischig. Die Hautfarbe ist die allgemeine amerikanische Landfarbe, dunkelbraun. Ihre Gesichtszüge sind, ohne gerade hart oder wild zu sein, einermassen ernst und finster. Ihre Züge ist klein und wenig vorspringend, und man sagt in verschiedenen Sprachen dieser Landbegegner, um eine weibliche Schönheit zu bezeichnen, „sie sei fett und habe eine schmale Stirn“. Die Augen der Matacos sind schwarz, tiefliegend und in die Länge gestreckt; doch liegen sie weder so schräg, noch sind sie so klein wie bei den Völkern von mongolischer Abstammung. Die Stirn, wie sie auch häufig bei uns stattfindet, durch Verunstaltung sich verschärfen zu wollen, stellt die Matacos ihre Wangen roth und gelb färben. Bemerkenswerther als ihre im Allgemeinen kleine Hand und großer Fuß ist die bei Allen gleichförmige Gesichtsfarbe, die um so mehr auffällt, als sich zwischen zwanzig und fünfzig Jahren das Alter keineswegs durch Fautrunzeln, graues Haar oder Körperschwäche verräth, so daß es beim Eintritt in ein Dorf oft schwer fällt, unter seinen erwachsenen Bewohnern den Vater dem Sohne zu unterscheiden, und eine Gesichtsfaltlosigkeit nicht mit der andern zu verwechseln.

Die Matacosweiber sind, nach unseren Begriffen von

Schönheit, nicht häßlich, doch haben die jungen Mädchen etwas Saufes und Melancholisches im Blick, welches gegen den einigermaßen harten und wilden Ausdruck des Mundes angenehm abfällt. Die Haare tragen sie aufgelöst; die Haut färbt sie, und bei ihrer großen Armut lemmen sie auch keinen andern Zierrat, als Hals- und Armbänder, welche sie aus Muscheln, Vogelmuscheln und Perlen oder Körnern zusammenlegen. Verwachsene und mißgestaltete Personen giebt es gar nicht, oder vielleicht höchst selten. Ueberhaupt habe ich bei diesen Völkern Mischungen aus sehr selten bemerkt, und zu den Ursachen, welche diese Gleichheit unter den Wilden bedingen, mag die Abwesenheit der Schnürleiber und anderer dem freien und natürlichen Wuchs hinderlichen Kleidung gehören. Den Malacos ist, gleich den Tungusen und anderen Völkern mongolischer Race, feiner gewachsen, nämlich — Bart; das Volk äußert fortwährend eine eben so große Abneigung gegen den Bart, als die Morgenländer denselben in Ehren halten. Die Lebensart der Malacos ist höchst einsüßig; sie gehen regelmäßig mit Sonnenuntergang zu Bett, schlafen auf Thierfellen, und bei jeder Vagabundie brennt ein Feuer; sie sind — besonders die Weiber — so frohlich, daß sie vor Kälte zittern, wenn das Raumthermometer noch nicht unter 14 Grad Wärme gesunken ist. Ihre Hütten sind sehr unreinlich gehalten. Die kleinsten Kinder laufen öfters von ihren Eltern weg, streichen vier bis fünf Tage in den Wäldern herum und nähren sich

mit Früchten, Palmohls und Wurzeln. — Beim Reisen durch die Missionen trifft man nicht selten ganze Dörfer beinahe leer an, weil die Einwohner sich in den Wäldern aufhalten, ihrem unumwiderstlichen Triebe folgend, die Gesellschaft zu fliehen und zum wilden Leben zurückzukehren.

Das Verhältnis der Frauen ist bei den Malacos, wie bei allen barbarischen Völkern, ein Zustand von Entbehrungen und Leiden; die härtesten Arbeiten sind ihr Loos.

Nur mit größter Schwierigkeit erlernen die Indianer die spanische Sprache; sie ist ihnen verhaßt, so lange sie den Ehrgeiz nicht kennen, für civilisirte Indianer gehalten, oder, wie man in den Missionen sagt, lateinische Indianer genannt zu werden. Man sollte sie überhaupt für blödsinnig und einfältiger als Kinder halten, wenn man sie über Dinge fragt, die ihnen doch der Dinge an am bestensten sein müssen. Je weiter der Mensch in der Cultur zurücksteht, desto tiefer und moralisch unbefähigter erscheint er. Mit dem Rechnen ist es vollends schlecht bei ihnen bestellt; wenn man auch nicht sagen kann, daß sie nicht bis drei zu zählen vermöchten, so haben sie es doch nicht viel weiter gebracht. Es giebt viele Indianer, die nicht über 5 oder 6 zu zählen im Stande sind; ich traf keinen einzigen, der auf die Frage, wie alt er sei, nicht geantwortet hätte: 18 oder 60 Jahre. Auch ihre Sprachkenntnis ist sehr beschränkt; das Spanische ist den meisten gar zu spanisch und unbegreiflich.

Die russischen Kämpfe gegen die Turkomanen*).

Von Hermann Bamberg.

I.

In dem jüngst gegen China geführten Kriege der Russen hebt sich der Kampf mit den Turkomanen in einem besonders interessanten Lichte hervor. Wir sahen hier das erste Mal den am meisten kriegerischen turanischen Volksstamm der Macht des Abendlandes gegenüberstehen; zum ersten Male werden jene wilden, räuberischen Nomaden, die als mächtiges Bollwerk dem abendländischen Einflusse auf dem nördlichen Wege ein Hemmnis darboten, die bis jetzt von aller Welt verabsäumt und gefährdet waren, zur Ueberzeugung gelangen, daß es doch eine Macht giebt, die ihnen, ihrer flüchtigen und der schrecklichen Natur ihrer Heimath gewachsen sei.

Daß die Russen bei ihrem Unternehmen gegen China den eigentlichen Feind in den Turkomanen finden werden, war vorauszusetzen, und wurde auch schon früher von jedem der Landesverhältnisse Kundigen angedeutet. Eben so ließ es sich mit apodiktischer Gewissheit voraussehen, daß die Turkomanen selbst nach den härtesten Schlägen sich nicht der russischen, ja seiner Autorität unterwerfen und zur Zahlung einer Contribution am allerwenigsten geneigt würden. 300,000 Rubel forderte General Kaufmann von den Jomuten Chimas; eine Summe, deren Zahlung ihnen nicht besonders schwer gefallen wäre, da sie hier, an den Grenzen des Chanates, bei der durchweg anständigen Lebensweise eines ziemlich Wohlstandes sich erfreuen. Doch Turkomanen sind bekanntlich die abentheuerlichsten Geizhalse der Welt.

„Lieber Blut als Gut!“ war ihre Devise; und also nur eine ernste Mahnung zur Zahlung des fälligen Theiles der Contribution anlangte, versammelten sich die Graubärte der Jomuten auf dem Felde von Kungun, im Südwesten von Tschingau, zu einer Verathung, und es wurde der Krieg, der Kampf aufs Äußerste beschloffen. — Weib und Gesinde wollte man in der Steppe Kizil Latir in Sicherheit bringen, während die weisensfähigen Männer dem einbringenden Feinde die Spitze zu bieten sich bereit erklärten.

Das unter Generalmajor Solowatschew in Gazawat stehende russische Beobachtungscoörps war indeß von diesen Vorgängen genau unterrichtet. Jakub Bei, ein Desbege, den der Chan von China den Russen als Wegweiser mitgegeben, hatte die nöthigen Informationen gesammelt. Die russischen Soldaten verbrachten ein paar Tage am rechten Ufer des Canales von Gazawat, auch Jaischik genannt, welcher hier in südwestlicher Richtung der Sandsteppe fließt, und die Marzigroute der Russen bei ihrem Vordringen bezeichnete. Schon am ersten Tage stellte sich der turkomanische Graubart Ata Mehmed Terda dem Generalmajor Solowatschew vor, mit der Erklärung, daß alle Turkomanen die Contribution zu zahlen bereit wären; im Grunde aber, um einen Spionendienst zu versehen, um wie es sich später herausstellte, um die zum Rückzuge der Seinigen nach Wasmut Ala, Jzmutschir, ja möglicherweise nach Kizil Latir nöthige Zeit zu gewinnen.

Diese List aber vermochte der Energie des russischen Generals gegenüber nichts anzurichten. Schon am 10. Juni

*) Nach amtlichen russischen Berichten.

wurde von Gazawat aufgebrochen, um in einer stark nord-westlichen Richtung den eben von Turkomanen bewohnten Steppenraum entlang, nach Silati, dem Hauptneste der Chi-war Turkomanen, vorzudringen. Von dem Augenblicke an, daß Gazawat verlassen wurde, befanden sich die Russen auf feindlichem Gebiete. Der Weg führte durch einzelne Gehöfte, die beinahe gänzlich verlassen waren; nur hier und da zeigten sich einige Baumstämme, welche aus der Ferne die sehr naive Frage stellten: warum die Russen denn eigentlich ihre Heimath angriffen? Sie fermeten sich einigemal ab, und zogen sich sogleich wieder zurück.

Die russische Marschroute ging anfangs dem rechten Ufer des Gazawat Canales entlang, und nur Oberst Wozz erhielt Befehl, auf einer Kosakendatschung am linken Ufer wennmöglich über das ungefähr 18 Werst entfernte Dschamut-Aia nach dem Fort Bagard vorzudringen, und daselbst sich mit dem Detachement wieder zu vereinigen. Das auf diese Weise bewerkstelligte Vordringen hatte den Zweck, in Ermangelung eines Feindes, dessen verlassene Wohnungen und Saatzen zu vernichten. Es war eben jene Jahreszeit, in der ein großer Theil der Frucht bereits in Schubern gesammelt dalag. Das Feuer wurde von mehreren Seiten angelegt, und die aus dem dichten Rauchqualm hervorzüngelnden Flammen schlugen hoch gen Himmel empor. Der Wind, der die vertheerten Funken und Vände weit und breit umhertrug, unterstützte die Russen in ihrem Beschießungswerke. Gärten, Felder und Häuser, alles wurde der Vernichtung preisgegeben, und schon am ersten Tage wurden die Dörfschaften: Vaz-Köngen, Vazjarab und Tengi-Zap eingegräbert. In der Nacht nach diesem ersten Marsche sollte ein tiefer Graben zum Lagerplatze dienen, da kam der Hauptmann Baron Stalder aus mit der Nachricht, daß eine bedeutende Anzahl von Wagen unter starker turkomanischer Bedeckung in Sicht wäre, zu deren Verfolgung nun der commandirende General eine kleine Abtheilung ausbandte. Die Verfolgung war eine ziemlich heftige. Die sich Widerstehenden wurden niedergemacht, auf der Straße begegnete man einzelnen Wagen mit Weibern, Kindern und Greisen, die unter jammervollem „Aman, Aman!“ (Pardou) um ihr Leben fielen.

Bis an die Ufer des Saisch legten die Russen den Stiehenden nach, und hatten gegen 7 Uhr Abends schon wieder das Nachtlager von Vazjarab mit einer bedeutenden Anzahl erbeuteter Thiere (780 Stück Rindvieh, 1589 St. Schafe, 305 Kühe, 18 Kameele, 12 Esel und 3 Pferde) erreicht, von welcher Beute ein großer Theil nach Chima geschickt wurde, wo es eben an Fleisch mangelte. Der Marsch am 11. ging auf Dschamut-Aia; so wie Tage zuvor galt es der Vernichtung turkomanischen Hab und Gutes. An diesem Tage fielen also Raub der Flammen die Dörfschaften: Jschmai-Tavan, Zeiren, Almandishi, Bebarat und Kirpischli. Aehnliches geschah am dritten Tage, an welchem wieder die Orte: Al-Lape, Puli-Sultan, Tengi-Zap, Groß-Karatulak, Terekl und Vich-Kir eingegräbert wurden. Die Russen begegneten auf ihrem Marsche nach Dschamut-Aia unterwegs einem unglücklichen persischen Sklaven, der, die allgemeine Verwirrung benutzend, seinem Tyrannen entkommen wollte, was ihm jedoch mißlang, denn er wurde eingeholt und jämmerlich zusammengehauen. Als er von den Russen aufgefunden wurde, war noch einiges Leben in ihm, er wurde aufgepackt und dem Wundarzt übergeben. In den nächst folgenden Tagen begegnete man mehreren solchen unglücklichen Opfern turkomanischer Grausamkeit, was selbstverständlich die russischen Soldaten gegen ihren Feind aufs Außerste erbitterte.

So langte man endlich bei den Ruinen von Jzmutschir

an. Jzmutschir wird dieser Ort von den Russen genannt, die Ozeben nennen ihn Zamalschir, richtiger sollte es Zamahschir sein; wenigstens gibt uns die Geschichte Kunde von einem im Mittelalter noch blühenden Orte dieses Namens in Charezyn, und dort wurde G. Zamahschir, der größte arabische Geograph, geboren. Schon im Alterthume war dieser südliche Punkt Charezyn als Grenzfestung gegen die Einfälle der Nomaden von Wichtigkeit, ihre eigentlichen Zerstörer sollen die Mongolen gewesen sein. Nur einige kahle Wände, als Ruinen der ehemaligen Stadt, ragen aus dem Sandstrome empor. Todesstille herrscht zwischen diesen sowie auf der ganzen Umgebung der nackten Steppe; denn bei Jzmutschir beginnt jene schredliche Sandwüste, die einerseits bis nach Werow, andererseits bis zum Kaspiischen Meere reicht.

Noch während des Aufenthaltes in Jzmutschir langte von General Kaufmann der Befehl an, die Feindseligkeiten einstweilen einzustellen, und noch einmal eine friedliche Verlegung zu versuchen, zu welchem Zwecke denn auch ein turkomanischer Bote Namens Köküz zu dem in vollen Waffen stehenden Feinde abgeschickt wurde. Wie sich bald herausstellte, war auch dieser Versuch vergebens. Köküz kehrte bald darauf mit dem Schreiben einiger turkomanischen Grabbäcker zurück, in welchem nebst einer Verlängerung des Zahlungstermins verlangt wurde, den Betrag des durch russische Feindseligkeiten bis jetzt erlittenen Schadens an Getreide und Vieh mit in die Summe einzurechnen. Dies wurde natürlich abgeschlagen, und um die Kläranwort abzuwarten, hielten die Russen auf der Ebene von Tschandir einen Kaslak. Eben an diesem Tage um 3 Uhr Nachmittags zeigte sich eine beträchtliche Anzahl von turkomanischen Reitern in solcher Entfernung und solcher Stellung, die auf eine beabsichtigte Ueberrumpelung des Lagers schließen ließen. General Kosowatshew schickte dem Feinde sofort den Obersten Kommandanten Nowaminski mit vier Compagnien Infanterie und zwei Kanonen mit dem Auftrage entgegen: eine Schlachtlinie herzustellen und den Ueberfall möglichst zu vereiteln.

Kan war eben im Begriffe, die Anordnung zu vollziehen, als schon die Turkomanen in dichten Massen auf die Frontseite des Lagers, später auf die rechte und linke Seite desselben heranzügelten. Hier stand natürlich alles in Verwirrung. Der Commandirende ließ in aller Eile aus der rechten Seite sechs Stücken Keilerei mit zwei Feldbatterien hervorbrechen; er selbst begab sich zu der Abtheilung des Obersten Nowaminski, gegen dessen Soldaten die Turkomanen auch bald eine heftige Attacke eröffneten. Andere Feindeshaufen stürzten sich gleichzeitig rechts und links auf das Lager los.

Von der Front sogleich zurückgeschlagen, zogen sich die Turkomanen bald hinter die Graben zurück, bald stürzten sie sich wieder auf die rechte und linke Flanke. Einmal gelang es ihnen sogar einige Kameele wegzunehmen, doch das gutgezielte Kartätschenfeuer, die eiserne Ausbauer und die wahre Todesverachtung der Russen nöthigte sie bald zum Rückzuge. Auf beiden Seiten wurde mit Eobitterung gekämpft; in diesem Gefechte fiel der Führend Kommandant mit drei Kosaken, die auch dort mit militärischen Ehren begraben wurden.

Einen ähnlichen harten Strauß mußte auch Oberst Nowaminski bestehen. Die Turkomanen hatten schon an diesem Tage sich in überaus großer Anzahl an dem Kampfe betheiligt; und es ist in der That zu vermuten, daß sie auf dem ihnen noch bekannten Terrain nichts auszurichten vermochten; sie wurden in die Flucht geschlagen und mehrere Werst weit verfolgt. Um 7 Uhr Abends war ihre Niederlage eine vollkommene. Mehr denn 300 Tode bedeckten

das Schlachtfeld, und nach Sonnenuntergang konnten die Russen nach harter Tagesarbeit wieder ihr Lager beziehen.

Der darauf folgende Tag ward den Soldaten als Rasttag gegönnt. Die Stellung auf der Ebene von Tschandir wurde beibehalten. Es lagte nun wieder der Söldling köstlich mit einigen turkomanischen Graubärten an, deren abgemühte zerrissene Kleidungsstücke und der verdächtig umhergeworfene Blick den Russen alles, nur keine Zuversicht einflößen konnte. Es waren nun wieder diese alten lügenhaften Behauptungen, daß die bisherigen Angriffe nur von einigen Tölpeln, nicht aber von den Graubärten hergingen seien, die man als Entschuldigungen vorschob. Die Russen hatten natürlich das Fugengewebe dieser Leute bald durchblüht, ja man gelangte zu der Ueberzeugung, daß selbst köstlich für russisches Geld turkomanische Interessen befördert, so daß General Golowanowsch, der, nebstbei bemerkt, kein Eunctator ist, eine gesunde Strategie befolgte, indem er sofort von der Ebene von Tschandir aufzubrechen beschloß um nach Kijil Talir, der möglichst letzten Zufluchtsstätte der Turkomanen, zu ziehen. In Anbetracht des dahinsührenden äußerst schwierigen Steppenmarsches sollte die Mannschaft nur einen breitägigen Rundortasch im Tornister mitnehmen, und zur Bewachung des zurückgelassenen Gepäcks wurde eine Wagenburg errichtet, in welcher man zwei Karätschenschutzhüte nebst zwei Compagnien Infanterie unter dem Befehle des Oberlieutenant Umekjanowitsch zurückgelassen hatte.

Die Anordnungen waren noch nicht getroffen, als um 10 Uhr Abends Värm geschlagen wurde. Ein kleiner turkomanischer Haufe hatte die russischen Vorposten angegriffen, und da man in nicht großer Entfernung auch einige feind-

liche Wochfeuer gewahrte, wurde der auf 1 Uhr bestimmte Anbruch bis zur Morgendämmerung aufgeschoben. Schon um 3 1/2 Uhr früh war die Wagenburg günstig hergestellt, und die Zelte waren abgebrochen.

Einzelne Rosadenotien und Raketenbatterien hatten sich kaum auf den Weg gemacht, als unerlässlich um das ganze Lager herum ein betäubendes Geschrei sich erhob. Die ganze Steppe ertönte weit und breit von dem Gepolter und Wiehern der Pferde. Es waren die Turkomanen, welche in einer überaus großen Anzahl in nächstlicher Dunkelheit sich den Russen gemäht, und nun bei Tagesanbruch — einer für den Kampf von ihnen am günstigsten gehaltenen Zeit — mit einem seltenen Muthsne und widerster Erbitterung die russische Armee angriffen, welche sie im sorglosen Schlafe glaubten. Natürlich hatten die Nomaden sich auch diesmal verrechnet. Die Russen, welche in Erwartung auf den Anbruch beinahe die ganze Nacht auf den Weiden waren, empfingen den Feind in angemessener Weise. Kaum waren einige Minuten verfloßen, als schon die Raketenbatterie ihr Feuer eröffnet hatte; gleichzeitig erhob sich auch die Division Jesipow, die Division des kaiserlichen Eugen Wazimilianowitsch und jene des Baron Klünder, während der Commandant der sämtlichen Reitertruppen die kaisersche Division des Oberlieutenant Rminitzky dazu beorderte. Die Cossaken rückten vor und bildeten eine Schlachtlinie, als erste Barriere gegen den herankommenden Feind. Durch Dunkelheit daran verhindert die Offensivtruppen zu ergreifen, mußten die Russen sich einstweilen durch ins Unbestimmte abgelenkte Schüsse wehren; mittlerweile hatte sich auch die Infanterie hinter der Cavallerie gesammelt.

Aus allen Erdtheilen.

„Das gesegnete Land Californien.“

Es ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hergebracht, daß gegen den Schluß eines Jahres der Präsident zur Feier eines Dankfestes Tages ausruft. Denn plegen die Zeitungen eine Umschau zu halten und die Zustände des ganzen Landes einer Betrachtung zu unterziehen. Für die Staaten im Osten der Felsengebirge ist dieselbe nicht köstlich ausgefallen, in jenen am Großen Ocean dagegen ist man hoch begeistert. Aus Nordamerika kamen, seitdem die radicalrepublikanische Partei dort gemalt hat, so viele unerlässliche und unerwartete Nachrichten, daß es uns wahrhaft zur Freude gereicht, die nachdringenden Botschaften der von San Francisco ankommenden „California Staatszeitung“ mitzutheilen. Man ersieht aus der ganzen Haltung, daß ihr am Dankfestestage das, was sie an demselben sagte, aus vollem Herzen gekommen ist.

„Wenn irgend ein Land der Erde Ursache hat, der Vorsehung dankbar zu sein für die Gaben, mit denen sie es überschüttet, so ist es Californien. Während Europa leidet unter den Folgen einer schweren finanziellen Krise, die durch eine Misere nur noch schmerzlicher gemacht wird, während in den östlichen Staaten Laubende ohne Rest sind und der Rauch in höchsten Finanzkreisen dem Wohlstande schwere Wunden schlägt, bleibt hier Alles voll Vertrauen in die nächste Zukunft, sind wir verschont geblieben von allen schweren Leiden, welche andere Länder betreffen. Nach vier bangen, schweren Jahren, in denen Californien gegen Roth und schwere Zeiten gekämpft,

ist der Ueberfluß bei uns eingeleitet, und wir können uns sagen: Wir sind in diesem Jahre das bevorzugte Land der Erde.“

Zum ersten Male seit einer Reihe von Jahren hat die Einwanderung sich unserm Staate zugewandt und damit ist die Bevölkerung von San Francisco rasch gestiegen, so daß man annimmt, daß sie nun die Ziffer von 200,000 Seelen erreicht hat. Trotz verstärkter Bauthätigkeit sehen keine Wohnungen leer, und die reichste Wohnungsmittel hat bei uns ihren Einzug gehalten, während in allen anderen Städten der Vereinigten Staaten und Europas, die seither über Wohnungsmittel geklagt, der Rauch in allen Verhältnissen die ganze Speculation in Grundeigentum vernichtet. Bei uns findet eben jeder Arbeiter seine lohnende Beschäftigung, alle Fabrikten arbeiten mit voller Kraft, wir sehen Verheirathungen, Wohlstand und Gedeihen nach allen Richtungen. Während jährliche große Renten den ganzen Sommer über große Summen in den Verkehr brachten, sehen wir weiteren großen Renten entgegen. Man rechnet, daß in diesem Jahre 1600 Häuser in unserer Stadt gebaut wurden, darunter eine Anzahl Prachtbauten für Banken, das Richter-gebäude der Eisenbahn, die Münze, die Appraisers Office, ein Theater u. c., und rechnet, daß diese Bauthätigkeit sich noch verstärken wird.

Während in den letzten Jahren der ganze Staat schwer unter den Folgen einer Misere litt, sehen wir jetzt überall Wohlstand, hier mit überall Laubende von reichlichen Farmern sich neue Feldmarken gründen, sehen wir überall längs den Eisenbahnen Dörfer und Städte entstehen, überall neue Fab-

nen ihre Arme nach allen Richtungen ausstrecken. Zwei gute Ernten haben alle Herzen mit Vertrauen für die Zukunft erfüllt, überall dem Unternehmungsgestirne einen neuen Anstoß gegeben. Jeder Zug, welcher ankommt, bringt Hunderte von Einwanderern, die, mit Mitteln wohl versehen, mit Weib und Kind bei uns eine neue Heimath suchen. Jeder Zug aus dem Lande, welcher ankommt, ist schwer beladen mit Getreide und Producten des Bodens, unter denen ist voll von Schiffen, diesen Segen nach allen Ländern zu bringen, der über 20 Millionen aus dem Auslande allein in die Taschen unserer Farmer bringt, ungerechnet was wir selbst konsumiren. Getreide, Tabak, Baumwolle, Honig, Oel, Wein, Süßfrüchte, Früchte aller Art, Häute, Fleisch, — Alles, was nur in den gelegneten Ländern der Boden erzeugt, flüßirt auf der Kiste des Segens, mit dem unser Land überhäuft ist. Während in den Staaten 16 Millionen Werth an Getreide allein auf den Gängen und sonstigen Verkehrswegen eingefloßen ist, während die ganze reiche Ernte des Bodens, so weit sie noch nicht transportirt ist, bis zum Frühjahr des Transports harrt, hemmen bei uns nicht Schnee und Eis die Transportwege. Während im Osten schon die Schneestürme heulen, und Hunderttausende armer Arbeiter voll Angst an den langen Winter mit seinen Kohlenpreisen denken, scheint bei uns eine italienische Sonne, leuchtet die halbnackten Schellen nicht, die sich jitzend um einen Ofen drängen, der tau noch Wärme giebt.

Californien, welches früher das theuerste Land der Erde war, ist zum wohlfeilsten geworden, das seinen Hunger kennt, wo der Tisch für Jeden gedeckt ist, und wo der Kernstiel täglich dreimal Fleisch ist, wie ein Ochsenfleisch in Deutschland. Wir sind reich Fleisch, Butter, Fische, Eier, Weiz u. billiger als im alten Vaterlande, und das reiche England holt Brot bei uns. Der Tisch der Armen ist heute bei uns mit einer Feinspeise gedeckt, das herrliche Klima ist für Reich wie Arm, das Land bietet, wie Canaan einft den Kindern Israels, Trauben und Weiz und Honig für Alle.

Und doch beschränkt dieser Segen erst den Anfang des Gedeihens, und wir sehen erst am Anfang einer Entwicklung, in einem Lande, welches 15 Millionen Menschen ernähren kann, das herrlicher ausfallen wird, als die reichste Phantasie nur zu denken vermag; ein Garten, welcher erst der Hand des Müheners wartet. Und dieser Wohlstand gründet sich auf gutes, hartes Geth (Coarage). Wir haben seine Kräfte zu fürchten, wie solche eine wirkliche Papiercirculation in den Staaten erzeugt. Während man in den Staaten jetzt endlich die Fehler des jetzigen Systems einzusehen anfängt, und nach einer Gethbasse schaut, erkennen wir uns dieses Segens schon lange. Unsere Fabriken sind in raschem Aufschwung begriffen. In ganzen Stadttheilen sehen wir jetzt Gassen, wo früher Land und Schlamm war, jetzt sich neuen Jabit erheben, unsere Wolkenmaschinen erscheinen schon auf allen Märkten der Welt, unsere Maschinenfabriken können die Arbeit kaum bewältigen, Baumwollen-, Leder-, Schuh-, Möbel u. u. Fabriken erheben sich überall.

Unsere Minen sind vielversprechender als je. Sie haben in diesem Jahre mehr Gold und Silber geliefert, als seit vielen Jahren; unsere Münze liefert größere Summen an Doppeladlern, als je zuvor, und daneben noch die „Trade-Dollars“, die unser Land zum ersten Wechselplatze der Welt machen werden; unsere Bahnen können den großartigen Waarenverkehr nicht mehr bewältigen, und neue Verkehrsweg entstehen täglich, bis sich das ganze Land mit einem Eisenbahnnetz überzogen hat.

Obst heute in unsere Kleinrenten und betrachtet Euch die Laufende, die dort an endlosen Tischen ihr Mahl verzehren. Es sind Gäste, die herübergekommen sind, um in unserm herrlichen Klima der rauhen Luft der Heimath zu entgehen, und von denen gar mancher, wenn er den Reiz unseres Zauberlandes gelost, sich dauernd bei uns niederläßt. Aus allen Gegenden der Welt strömen uns solche Besucher zu. Ihr findet sie im ganzen Süden, in San Luis Obispo, Santa Barbara und

San Diego, und Californiens milde Küste, seine helle Sonne sind bereite Dolmetscher der Gefühle, die uns heute alle durchdringen sollen in dem stillen, glücklichen Winkel der Erde, wo man von der Noth nichts kennt, welche eben die ganze Welt drückt.*

Aus China.

Die Prüfungen der Studenten, welche sich um Ertheilung des Ruven-Grades bewerben, ist eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten in China. In Canton hatten sich diesmal so viele zum Examen gemeldet, daß mehr als 2000 Candidaten kein Unterkommen in den Prüfungsgebäuden fanden. Am 29. September wurde zwischen denen, welche sich in der „Prüfungshalle“ befanden, und der Außenwelt jede Verbindung abgesperrt, und es wird damit überaus streng genommen. Als z. B. im Jahre 1856 der Kaiserin als Mandarin sehr bekannt geworden ist, der Vorkühner der Prüfungskommission war, dieselben zu überbringen. Diesmal sind ungefähr 11,000 Studenten in Canton zugelassen worden. Jeder bekam eine etwa drei Fuß breite Bekleidung, die gerade lang genug ist, daß ein Mensch darin sich ausstrecken kann. Außerdem hat er einen Stuhl und ein Brett, worauf er schreiben kann und das ihm beim Essen den Tisch ersetzt. Sobald die schriftlichen Arbeiten abgegeben worden sind, wird die Hülle gedrückt und die Examinatoren gehen an die Prüfung derselben. Es wird ein tödliches, streng beobachtetes Herkommen gewahrt und die größte Unparteilichkeit wird beobachtet. Unter den Candidaten befinden sich keineswegs selten auch Männer in reifen, ja selbst hohen Jahren, und wer ein rühmliches Zeugnis bekommen hat, wird in seiner Vaterstadt mit allgemeinem Jubel empfangen; man zeichnet ihn auf alle mögliche Weise aus.

Uebrigens scheint es, als ob die chinesischen Herren Studiosi sich manchmal auch etwas unruhig machen. Wir finden in den Zeitungen eine Proclamation, welche der Bickling von Hu twang erlassen hat zur Radaquung für Alle, welche nach Wu tschang kamen, um dort sich prüfen zu lassen. Die genannte Stadt liegt dicht bei Hankau und in dieser letzten Hafenstadt am Yangtsi kiang wohnen europäische Kaufleute. Nun befiehlt der Bickling: „Da gegenwärtig eine sehr große Anzahl von Literaten in der Hauptstadt versammelt ist, um die Prüfungen zu bestehen, so kann es sich treffen, daß einige Ausländer der Erklärung wegen nach der Stadt kommen. Wenn nun die Studenten die fremde Sprache derselben hören und die fremde Kleidung sehen, so können sie wohl diese Fremden an und lohnen dieselben aus; so möglicherweise insultiren sie dieselben und verursachen einen Kauf.“ Es kann auch vorkommen, daß vor und nach der Prüfung Studenten und deren Begleiter nach Hankau hinüber (d. h. nach dem andern Ufer des Yangtsi kiang) gehen, sei es in Gesellschaften, sei es zum Vergnügen. Wenn sie dann bemerken, wie ganz anders die Kleidung trägt und die ganze Erscheinung der Fremden ist, so könnten sie sich wohl verleiten lassen, über dieselben zu lachen und sie verächtlich zu behandeln. Es ist deshalb dieser Regel nötig, welcher jeder ein Verwehnen auf das Strengste unterliegt. Ich habe bereits den Tausend amtlich angewiesen, mit den fremden Consuln sich dahin zu verständigen, daß während jener Zeit der Prüfungen die Ausländer nicht in der Stadt umhergehen. Ich erlasse nun folgende Proclamation: Allen Studenten sei hiermit fund und zu wissen gethan, nicht minder wird Allen vom Givil und vom Militär, sobald auch sämtlichen Leuten, welche mit den Studenten hierher gekommen sind, anbefohlen, daß diese Alle sich gegen die Ausländer eben so zu benehmen haben wie gegen ihre eigenen Landsleute. Die Jünger der Wissenschaft aus der Provinz Qupeh haben den Beweis zu liefern, daß sie es verstehen, sich angemessen und anständig aufzuführen und daß sie keinen Ausländer beleidigen. Dann wird der Ruf unserer guten Auffüh-

rung bis in ferne Länder verbreitet werden und man wird mit Bewunderung über dieſelbe Betrachtungen anſtellen."

In der weſtlichen Provinz Sze-tſchuen ſchweben die katholiſchen Miſſionäre nicht ſelten in Lebensgefahr, und zu Anfang des Septembers 1873 ſind abermals zwei derſelben in empfindender Weiſe ermordet worden. Der mit regelrechten Poſſen aus Peking verſehene Vater Qué reiste nach der Stadt Kuen-tſang-huen, und bezog dort ein kleines von ihm angekauftes Haus. Die Clerikalen der Provinz hatten ihm dazu ausdrücklich die Erlaubniß gegeben und das Volk zeigte keine feindlichen Gefinnungen. Aber der oberſte Mandarin in der Stadt ſchickte einen Vögelhaken zu Gewaltthätigkeiten auf. Derſelbe erſtürmte das Haus, in welchem Qué mit einem andern Miſſionär wohnte, ſchleifte beide auf die Straße hinaus und ſchlug ſie todt. Jener Mandarin, Namens Kou, ließ den Vögel gewähren. Die Miſſionäre haben vertragsmäßig das Recht, ſich im Innern niederzuſetzen, und für alle Unbilden, die ihnen zugefügt werden, ſollen eigentlich die Criſmandarinen verantwortlich ſein. Einmal acht Jahren ſind in der Provinz Sze-tſchuen drei Mal Miſſionäre ermordet worden.

Der Hochmut des ſchinesiſchen Volkes iſt bekannt; als eine regelmäßige Beſuche können wie folgendes mittheilen. Der junge Kaiſer hat ſich, auf Anträgen der europaſiſchen Mächte, dazu verſehen müſſen, die Geſandten derſelben in feierlicher Audienz zu empfangen, ohne Beobachtung des ſchinesiſchen Ceremoniels und nach europaſiſcher Art. Dazu hat man ſich in Peking nur ungern verſehen, aber man mußte nachgeben. Wie wird nun dem Volke in den Provinzen eine ſo abſcheuliche Kränkung dargeſtellt? Cereſtiſche Anſchlüge, z. B. in Kuntſang zu ſehen, in der Provinz Kuſſien, verſtändigen, daß den fremden Geſandten auf inſtändiges Willen die Gnade gewährt worden ſei, am Hoſe zu erſcheinen. "Als ſie vor dem erhabenen Antlitze Seiner lauterſten Majeſtät erſchienen, waren ſie wie vom Schlage zerſtört, und ſo vernichtet, daß keiner von ihnen ein Wort zu ſprechen vermochte. Die Weiſen wurden ohnmächtig und mußten aus dem Audienzſaale hinausgeführt werden."

Seit einiger Zeit iſt eine Bewegung gegen das Opium-rauchen im Gange. In der großen Stadt Tſchang-tſcheu ſind Proclamationen erlaſſen worden, welche dasſelbe allen Regierungsbeamten ſtreng verbieten, und in Proleten wird fund gegeben, daß demnächst ein ähnliches Verbot für alle Volks-ſtaffen erſcheinen ſolle. Der zu Schanghai erſcheinende "Courier" meint, dasſelbe werde ſchwerlich durchgreifende Wirkungen haben; es ſei aber doch die allerhöchſte Zeit, Maßregeln gegen einen Umlauf zu treffen, der leider mehr und mehr um ſich greift und unbedenkliches Uebel über die Chinesen bringe. Vor etwa dreißig Jahren war die Zahl derſelben ganz gering und ſie nützen ſich vor den Behörden verbergen; gegenwärtig kann man ſie nach Zehntausenden zählen; es giebt mehr Opiumknechten als Reisländer, und am Endſt und Teilt bemerkt man, wie allgemein verbreitet dieſe unheilvolle Gewohnheit iſt. Aber an Abkündigung wird nicht zu denken ſein, ſo lange die chriſtlichen Nationen an den von ihnen der Feſtſetzung Regierung aufgewungenen Verträgen feſthalten und nicht Rechte aufgeben, durch welche der lauterſte Hof verſchönt wird, in ſeiner Weiſe einen ſo gigantischen Uebelſtand zu beſämpfen."

* * *

— Der Tode-Dronte noch nicht ausgeſtorben. Viſſer hat man bekanntlich angenommen, daß von dieſem mer-

würdigen Vogel, welchen die Europäer auf Mouettus und Rodriguez im Indiſchen Ocean fanden, ſeit langer Zeit kein Exemplar mehr am Leben ſei. Wenn nun die ſolgende Angabe ſich beſtätigt, ſo wäre dem nicht ſo, und dieſer Vogel in der Südsee noch vorhanden. Stanley Hopkins, britiſcher Generalconſul auf der Hamaiſgruppe, gegenwärtig in London, ſchreibt der "Times" (vom 29. December): "Aus den Zeitungen, welche mir ſieben aus Hamaiſ zugeworfen ſind, erſche ich, daß der Elener, "Nanny" mehrere ſeltene Vögel von dem Samoa-Inſeln (Navigatoren) dorthin gebracht hat. Darunter befindet ſich auch ein Exemplar von jener rara avis in terra, der Tode-Dronte. Ohne Zweifel ſind es Ihre Leſer intereſſiren, zu hören, daß dieſer Vogel, den man ſchon vor länger als einem halben Jahrhundert für ausgeſtorben hielt, noch vorhanden iſt auf den bis jetzt noch wenig erforſchten Samoa-Inſeln im ſüdlichen Indiſchen Ocean." — Wir geben dieſe Notiz, wie wir ſie finden. Es wird ſo wohl ermittelt werden, ob es ſich in der That um einen Tode-Dronte handelt.

— Der auſtralſche Eucalyptusbaum (Eucalyptus globulus) kann nun, da er in ſo vielen Gegenden angepflanzt worden iſt, als ſoſtempſich betrachten werden. Er wächst ungemein raſch; ein Exemplar im Garten der Londoner botaniſchen Geſellſchaft, im Regentſpark, iſt erſt wenige Jahre alt und ſchon 15 Fuß hoch. Der Baum kann einen mildeuropäiſchen Winter im Freien nicht vertragen. Seine Wäſſer werden in Aſtralien und auch in anderen Ländern als Mittel gegen Wechſelfieber mit Geſolg angewandt; aus demſelben Unterſuchungen hat ſich indeß ergeben, daß der Baum keine Gindonanalalide enthält, obwohl man das bisher angenommen hatte. Neſt behauptet wird, daß er Gegenmittel gegen die Malaria heilgeſucht werden, ſchmerzhaft und ſchmerzhaft macht. Er wächst ungemein raſch und wenn man ihn auf ſumpfigen Boden anpflanzt, giebt er die Wäſſe aus; er wirkt ſo zu ſagen wie ein großer Schwamm. Es iſt neuerdings gezeigt worden, daß in Algerien und in anderen Gegenden am Mittelmeere, wo ſilber die Fieber einſchleichen waren, dieſe ausgeſtört haben, können man auf ſolchen Steeden Eucalyptusbäume in Menge anpflanzen. Eucalyptus iſt nicht jetzt in England u. in beträchtlicher Menge eingeführt; der Baum giebt auch eine abführende Subſtanz, wie das Kino und Kalmus, und wird in der Medizin, zum Erbrechen und in Fieberkräutern angewandt.

— Bei Schanghai iſt der Tempel der 500 berühmten weißen Männer, Wu pe ming hien ſie, welchen einſt die Taiſingerebellen ſich zuſchrieben hatten, ausgeſtört und wieder erſetzt worden, aber zum Mißvergnügen vieler nicht in freier conſervativer Weiſe. Es iſt ſchwerlich, auf einen Wand ſie ein europäiſches Haus mit ſachem Dach gemalt; auf dieſem ſehen rothbortige Barbaren und deren Frauen, ſie welchen auch ein geſchmackloſer Uſignon nicht dergleichen iſt; ſie ſehen durch ſie, rohre nach vorüberſehenden Dampfſchiffen. Auf einer anderen Wandbild ſieht man einen Tempel mit Wäſſern. Den Wäſſern mangeln Verhältniſſe und Verſpective, ſo daß ſie wie Caricaturen ausſehen. Als der Oberſteur der Tempel der ſuchte, mißfielen ihm ſolche Kränkungen; unter dem ſchlauen Vorwande, daß die Ausländer daran Anſtoß nehmen könnten, beſah er die Gemälde zu überſteln.

— Auf den Färden iſt das Klima gegenwärtig ſehr ungesund, und in der Mitte des December lagen allein in der kleinen Stadt Thorshavn mehr als 300 Leute am Fieber darnieder, indeß waren erſt 8 oder 9 an der Krankheit gekranket. Der Abbeu der Steinſchleifung mußte eingeſtellt werden.

Inhalt: Streifzüge auf den Sandwich-Inſeln. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Aus Wäſſerlande Indiens. — Culturverhältniſſe Ruſlands und des ſtandinaviſchen Nordens in vorhiſtorischer Zeit. Von J. Mevot. IV. (Schluß.) — Die Miſſionen und die Malacca-Insulaner im Meer Chao. — Die ruſſiſchen Kämpfe gegen die Turkmänen. Von Hermann Bamberg. I. — Aus allen Erdtheilen: "Das geeignete Land Californien." — Aus China. — Verſchiedenes. — (Schluß der Redaction 2. Januar)

Druckſachen von Carl Wukter in Treden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Wieweg in Braunſchweig. Druck und Verlag von Friedrich Wieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage: Literariſcher Anzeiger Nr. 1.

Mustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



N^o 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Streifzüge auf den Sandwichinseln.

III.

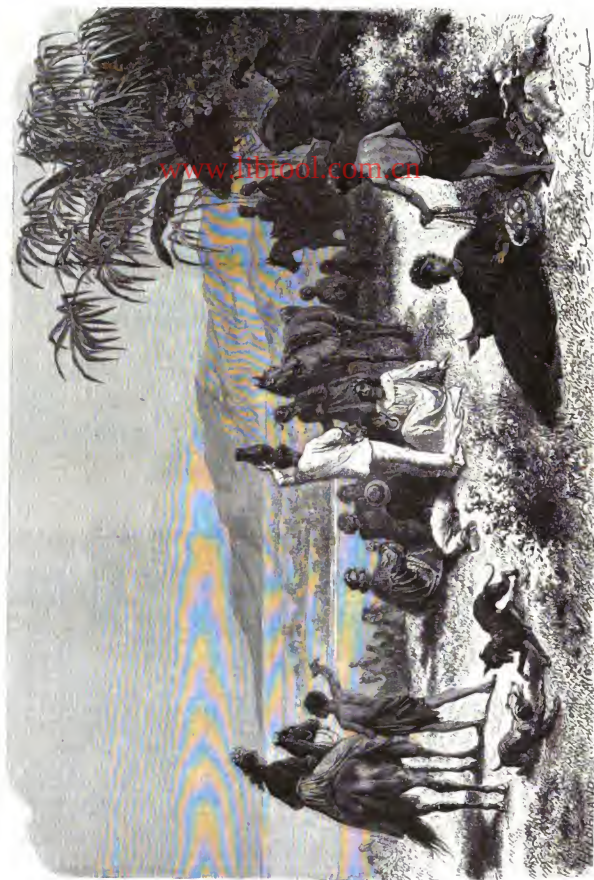
Die Kanakas sind vielleicht die besten und kühnsten Schwimmer der Welt, und auf den Fischfang verstehen sie sich meisterhaft. Bei allen Dörfern am Strande haben sie nicht selten neben Kokospalmen und schattigem Pandanus Teiche angelegt, die in ihrem wirtschaftlichen Leben, falls dieser Ausdruck erlaubt ist, eine wichtige Rolle spielen und für manche Haushaltungen so ziemlich die einzige Habe bilden. Solch ein Fischteich vererbt sich von Vater auf Sohn und allemal ist er in sinnreicher Weise angelegt worden. Manche sind bis zu sechzig oder gar einhundert Morgen groß und die kleinste halten doch wenigstens einige Morgen. Dene größeren sind insgemein Eigenthum des Königs oder der Häuptlinge, die anderen alle Privateigenthum. Man hat sie an solchen Stellen angelegt, wo das Ufer auf drei Seiten von Land umschlossen ist und eine Art von natürlichem Hafen bildet; die vierte Seite besteht aus Korallenbänken, die derart geordnet und gelegt worden sind, daß sie solofale Mauern bilden, den Wellen Trotz bieten aber doch dem Seewasser Zugang gestatten. Nur höchst selten kommt es vor, daß sie an der einen oder andern Stelle durch Andrang der Wogen einige Beschädigung erleiden, weil dieselben bei heftigem Sturm über die Wand hinüber schlagen.

In diesen Teichen oder Becken wimmelt es von einer überaus großen Menge von Fischen, insbesondere von einer Art Barben, deren Fleisch unvergleichlich feiner schmeckt, als das der europäischen vom Mitteländischen Meere. Die Kanakas nähren sich vorzugsweise von Taro und getrockneten Fischen;

seit einem Vierteljahrhundert ist indeß, als Folge der häufigen Berührung mit den Fremden, auch Fleisch und Brot mehr und mehr in Aufnahme gekommen.

Herr von Varigny trat in der Nähe von Kaulua in eine Hütte ein; die Männer arbeiteten auf dem Felde; die Frau, stark beleidet wie alle in mittlerem Alter, empfing die Fremden sehr freundlich, bot ihnen eine Matte zum Sitzen an, fragte in höflichster Weise, woher die Fremden kämen und ob sie nicht etwas genießen wollten. Als eine bejahende Antwort erfolgte, ging sie aus der Hütte und brachte bald nachher ihren Mann mit. Dieser war nicht minder zuvorkommend. Er holte unter einem mit Pandanusblättern gedeckten Schuppen einen Kahn hervor, der aus einem Kokosstamme verfertigt war, hob ihn, als sei er federleicht, auf die Schulter und ging nach seinem Teiche, in welchem er ein Netz aufwarf. Nach wenigen Minuten zog er dasselbe auf; es war reichlich gefüllt. Nachdem er zwei Fische, die ihm passend erschienen, herausgefischt, wirft er die anderen wieder ins Wasser und bringt jene seiner Frau. Diese schlägt sie sorgfältig in Blätter des Tibamués (*Dracaena terminalis*), thut sie in ein Erdbloch, legt gegläthete Steine umher und bedeckt das Ganze mit feuchten Blättern und Kräutern. Als sie rechtzeitig die Ueberlage fortgeräumt hat, duftet ein köstlicher Wohlgeruch hervor; das Gerücht mundeit herrlich und die europäische Kochkunst kann sich in Bezug auf Zubereitung von Fischen mit jener hawaiiischen gar nicht messen.

Der Pali oder Abstieg von Wotapua hat mit dem



Vandig's Hof im Dorf Oua auf Oahu.

früher geschilderten von Ruann keine Ähnlichkeit; er ist nicht so hoch wie dieser, fällt aber noch viel jäher ab. Auf der Höhe befindet sich ein erloschener Krater, welcher nach der Vordseite hin sich allmählig abdacht. Hier ist das vulcanische Gestein, wie überall auf Oahu, mit Grün überzogen. Nach der Seeseite hin fällt der Berg steil ab und überhängt, wie unsere Illustration veranschaulicht, an manchen Stellen das Meer, dessen Wellen im Fortgange der Zeit ihn unterwaschen haben; sie peitschen förmlich in diese unterhöhlten Stellen hinein. Neben der tief unterwaschenen Stelle liegt ein steiler oder glatter Abhang, und dort belustigten sich die Insulaner in einer eigenthümlichen Weise. Der Mann legte sich der Länge nach auf ein etwa 10 Fuß langes, reichlich 3 Fuß breites und an beiden En-

den zugespitztes Brett; durch eine leichte Handbewegung gab er demselben einen Anstoß und es tauchte dann förmlich mit ihm hinab ins Wasser und verschwand mit ihm unter den Wellen. Rasch taucht er wieder auf, benützt beide Arme als Ruden und lenkt sein Brett der Woge entgegen, welche von der See herkommt und anbränden will. Man sieht, wie er sich auf dem Kamm der Welle emporhebt, mit ihr hinabsinkt, dann wieder aufsteht und so fort. Nachdem er sich eine gewisse Strecke weit vom Ufer entfernt hat, wendet er nun, den vom Ufer zurückrollenden Wellen entgegen arbeitend, und diese heben ihn wie eine leichte Feder auf ihren Kamm. Herr von Wrangell war Augenzeuge, wie ein Insulaner alle diese Bewegungen vollführte und dabei auf dem Brette stand; das nahm sich aus, als sei er festgenagelt worden, und wenn er



Wie die Haitier mit der See spielen.

nur einen Nu das Gleichgewicht verloren hätte, wäre er hinabgesenkt. Er war fast ganz von Schaum eingehüllt; jenseit sah man nur seinen Oberkörper, aber er wankte und schwankte auch nicht einen Augenblick. Fast alle Spiele dieser Insulaner waren gewagt; es kam darauf an, der Gefahr zu trotzen, sie durch Gewandtheit und Kaltblütigkeit zu besiegen; für die Haislinge war es ein Ehrenpunkt, es darin wo möglich den Anderen zuvorzuthun. Allmählig konnten sie mehr und mehr in Abgang, wie die alten Gefänge und Zagen auch.

Man hat den protestantischen Missionären auf den Sandwichinseln oftmals vorgeworfen, daß sie habüchlich seien und, die Umstände ausnützend, sich bereichert hätten. Diese Anklage enthält einiges Wahre. Die weißen Ansiedler fanden bei ihrer Ankunft, daß viele der besten Ländereien von jenen

Zenbotten in Besitz genommen worden waren, während die katholischen Missionäre mit den für ihren Lebensunterhalt nöthigen kleinen Gärten und Feldern sich begnügten. Aber die protestantischen hatten eine zahlreiche Familie und mußten auf das Fortkommen ihrer Kinder bedacht sein. Sie hatten kein Capital um Handel treiben zu können; der Grund und Boden hatte nur sehr geringen Werth als sie ihn in Besitz nahmen und man muß nicht vergessen, daß sie es waren, durch welche einige Civilisation möglich wurde; ihren Bestrebungen verdankt man es, daß weiße Ansiedler sich in Ruhe und Sicherheit auf den Inseln niederlassen konnten.

Sehr ausgedehnte Landstrecken liegen auf der Insel ohne allen Anbau da, andere werden zur Viehzucht benützt, die sehr bedeutend geworden ist. Der englische Seefahrer Vancouver hatte von der Westküste Americas zwei Pellen und

einige Kühe mitgebracht, welche er dem Könige Kamehameha dem Ersten zum Geschenk machte. Sie wurden sorgfältig gehegt und vermehrten sich außerordentlich rasch. Der König begriß sofort, wie nützlich dieses Hornvieh sei und erklarte es für Tabu; dadurch war jedes Thier gesichert; wer sich an einem solchen vergreifen hätte, wäre mit dem Tode bestraft worden.

Die Kühe fanden Alles was für ihr Fortkommen dienlich und günstig war: üppige Weiden, klares Wasser und zusehendes Klima und nach einem Menschenalter gab es auf den Inseln zum mindesten ebenso viele Hüpfer Rindvieh wie menschliche Bewohner. Man hatte sie nach allen Inseln gebracht, wo sie sich vorzüglich gern in den Gebirgen der Gebirge aufhalten. Sie sind nun längst nicht mehr Tabu und die Jagd auf dieses verwilderte Rindvieh bildet einen Lieblingsport der Ansiedler, auf welchem sich auch angesehene Kanadas gern betheiligen. Die Elendgruppe hat mehr Rindfleisch, als dort verzehrt werden kann; sie führt davon aus und auch der Export von Häuten ist keineswegs unbedeutend. Manche europäische und nordamerikanische An-

siedler haben Herden von Hunderten und bis zu eintaufend Hüpfern; dazu kommen dann noch die Schafe, die Pferde und die Ziegen. Der Sohn eines amerikanischen Missionärs, auf dessen Landgute Parigau verweilt, verwandte etwa fünfzig Insulanerfamilien zur Ueberwachung des Viehs, zum Weiden der Kühe und zum Vorfertigen von Futter und Käse. Jede Familie hat für sich ein Kuleana, d. h. ein Stück Land von 5 bis 20 Hektaren, die innerhalb des großen Outkomplexes liegen.

Manche Colonisten treiben vorzugeweise Schafzucht, für welche sehr günstige Bedingungen vorhanden sind. Das Gras ist kurz und in den Ufergegenden in Folge der Seewinde etwas salzig; dort wächst nicht das hohe Filigras, welches auf manchen Strecken die Schafzucht geradezu verbietet. Einmal fressen die Thiere es nur sehr ungern, so dann sind die Samenkörner scharf und dhnen einem winzigen Spieße; sie setzen sich in der Wolle fest, und bilden in Masse angelagert dicke, graue Klumpen, bringen bis auf die Haut und peinigten die Thiere dergestalt, daß diese sterben. Eine andere Plage sind die namentlich auf Hawaii sehr



Das Dorf Wailili auf Oahu.

zahlreichen und höchst gefräßigen verwilderten Hunde. Auf Oahu, das viel kleiner und stärker bevölkert ist, hat man sie fast ausgerottet und sie kommen dort nur noch in einigen abgelegenen Thälern vor; ins platte Land wagen sie sich nur selten.

Owa ist eines der anmutigsten Dörfer auf Oahu; dasselbe bildet eine liebliche Oase inmitten einer ausgedehnten Sandküst und liegt am Meeresufer. Dort arbeiten seit langer Zeit protestantische Missionäre und als diese eine große Anzahl von Anhängern gewonnen hatten, kam dann auch ein katholischer, der auch Proselyten machte und von da an hatte es natürlich mit dem Frieden ein Ende. Es ist dieselbe ekelhafte Geschichte, die sich leider auch anderwärts so häufig wiederholt. Statt daß diese Seelenjäger jeder sich auf ein bestimmtes Feld beschränkten, machen sie einander die grimmigste Concurrenz und richten Verwirrung an. Parigau schreibt als Augenzeuge: „Sie führen einen heftigen und erbitterten Kampf gegen einander; sie reizen sich um die Kinder, welche jeder in seine Schule hineinzerren möchte. Katholische und protestantische Kanadas halten sich fern von

einander, besonders aber werden Zank und Streit lebhaft und grimmig, wenn es sich um die Wahl eines Abgeordneten zum Parlamente handelt. Dann treten die religiösen Zänkereien in den Vordergrund; man stimmt nicht für einen tüchtigen politischen Candidaten, sondern für einen Protestanten oder Katholiken und die siegreiche Partei jubelt aus allen Kräften. Als die Katholiken jüngst in Owa zum ersten Mal einen der Ihrigen bei der Wahl durchsetzten, war die Befestigung unter den protestantischen Missionären groß. Insbesondere in kleinen Ortschaften richten diese nichtverwundlichen stichlichen Zänkereien das größte Unheil an.“

Ackerbau und Viehzucht sind in Owa in gedeihlichem Zustande; Honolulu ist nahe und bildet einen stets sicheren Absatzmarkt; die Straße dorthin ist in gutem Stande. Auf halbem Wege dorthin liegen zwei kleine Seen, welche nur durch eine Hügelreihe von einander getrennt sind. Der, welcher dem Meer zunächst liegt, hat süßes, der andere dagegen salziges Wasser. An diese Seen knüpft sich eine Sage. Als Pele, die schon mehrfach erwähnte Göttin der Vulkane, in jener Gegend umherwanderte, verspürte sie Durst und

grub ein Loch in die Erde. Nachdem sie sich etliche Stunden dabei abgemüht hatte, kam auch Wasser, aber dasselbe war salzig. Deshalb versuchte sie diesen See, grub an einer andern Stelle in die Tiefe und dort kam süßes Wasser zum Vorschein. Beide sind erloschene Krater, wie man sie so häufig in diesem Archipelagus findet.

Die nordwestlichste Insel desselben ist Kauai, vielleicht die schönste und fruchtbarste von allen, aber noch am wenigsten näher erforscht. Die Entfernung nach Honolulu beträgt in gerader Linie nur etwa einhundert Seemeilen, deren vier auf eine deutsche Meile gehen; aber die meist conträren Winde und Strömungen machen die Ueberfahrt lang und unangenehm. Aus der Ferne gesehen zeigt dieses Land eine drohende, abschreckende Küste; man bekommt schwarze,

jäh abstürzende Felsen in Sicht, ohne Strand und ohne Grün; Alles auf dieser Ost- und Südseite nimmt sich unfreundlich aus. An dieser letztern liegt der Hafen Koloa, der aber nur bei gewissen Winden zugänglich ist und sich nichts weniger als annehmlich anseht, aber sobald man von dort eine Straße weit ins Innere geht, gelangt man in eine reizende grüne Ebene, die mit Pandanusbäumen gleichsam besät ist. Im Hintergrunde steigen hohe Berge empor, die von duntigem Nebel umhoben sind, man möchte sagen von einem transparenten Schleier aus Gaze umzogen. Die vorzügliche Straße jenseit der Ebene zieht bald aufwärts bald abwärts. Die Landschaft mit ihren vielen prächtigen Bäumen gleicht einem wohlgepflegten englischen Park, der von einem breiten und klaren Flusse durchzogen wird. Aus der



Waimea auf der Insel Kauai.

Ferne her vernimmt man das dumpfe Getöse des Wasserfalles von Waialua. Von diesem Dorfe bis Hanalei, wo sich eine große Zuckerpflanzung befindet, hat man etwa acht deutsche Meilen weit zu wandern.

Hanalei bietet ein herrliches, wunderbar großartiges Panorama dar; auf den Hawaii-Inseln giebt es kein zweites, das sich mit demselben messen kann. Die Zuckerpflanzung Princeville liegt auf der Hochfläche, von welcher man das ganze Thalgebirge übersieht, in einer Höhe von etwa 900 Fuß. Von den benachbarten Hügeln plätschern unzählige Cascaden herab und bilden dann einen Fluß, der sich durch üppig fruchtbare Felder schlängelt, die mit Zuckerrüben, Baumwolle und Kaffeebäumen bepflanzt sind. Dieser Fluß ist von der See her bis ins Innere des Thales für Rähne schiffbar und so können die Producte ohne alle Mühe an den Hafen geschafft werden.

Unweit von Hanalei liegen die drei Höhlen von Hanāa. Am Fuße eines etwa 3000 Fuß hohen Berges befindet sich eine Höhle, in welche gleichzeitig zehn Reiter neben einander eindringen können. Von einer mehr als 60 Fuß hohen Felswand hängen gewaltige Stalaktiten herab und bilden natürliche Säulen, welche das Gewölbe zu stützen scheinen. Diese erste Höhle hat eine Fläche von reichlich einer Hektare. Zur Rechten führt ein enger Eingang in die zweite Höhle. Die Kanadas händelten Fadeln und Stränge von ölhaltigen Kukulnüssen (— von der Aleurites triloba —) an; aus einer Hütte in der Nähe war ein kleiner Kahn herbeigeschafft worden, der auch nöthig war, denn die zweite und dritte Höhle sind eigentlich unterirdische Seen, die mit einander in Verbindung stehen. Der erstere derselben nimmt eine Fläche von etwa drei Hektaren ein; sein Wasser ist ungemein durch-

sichtig und täuscht über die Tiefe, die etwa 60 Fuß vom Ufer gegen 130 Fuß betrug. Die Faden wurden ausgelacht und die Finsterniß war unburchdringlich. Als man Steine ins Wasser warf phosphorescirte dasselbe und die hinuntersinkenden Steine ließen einen blassen Lichtzug hinter sich. Die Eingeborenen bezeichnen diesen See als Wai a Iapa lae, d. h. Wasser des Schreckens.

Der dritte unterirdische See, Wai a Iana loa, Wasser der großen Vermüthung, ist vielleicht noch wertwürdiger; man sieht im Nachen unter einem durch vulcanische Mächte gebildeten gothischen Bogen, einem förmlichen Portal, hin; das Wasser hat einen starken Schwefelgeruch und die Wände sind mit einer blagelben, unterirdischen Vegetation überzogen. Das Echo ist betäubend.

Das Dorf Waimea am westlichen Ende der Insel hat eine freundliche Lage; man sieht dort noch Trümmer von einem Fort, welches die Russen einst erbaut hatten, unter dem Vorwande, dort eine Waarenniederlage zu errichten; Ramehameha gestattete ihnen jedoch nicht, Kanonen in dasselbe zu bringen. —

Mit den russischen Plänen verhielt es sich folgendermaßen. Im Jahre 1804 war ein russischer Unterthan Namens Scheffter auf Kauai erschienen, hatte sich dort niedergelassen und die Offiziere eines sogenannten Colonialschiffes, des „Petropawlowsk“, ins Einverständniß gezogen, um der Insel ein russisches Protectorat aufzuerlegen. In St. Petersburg ging man aber nicht auf Scheffter's Pläne ein. Weiteres erfahren wir durch Kopebeu, der mit seinem



Jagd auf verwildertes Rindvieh.

Schiffe „Rurid“ im November 1816 bei Raihua Anker warf. Wir haben schon früher erzählt (Z. 68), daß er mit dem gerade dort anwesenden Ramehameha zusammentraf. Der König war, als er die ihm fremde Flagge sah, mißtrauisch und zurückhaltend, bis ihm Kopebeu auseinander gesetzt hatte, daß er als Entdecker und zu wissenschaftlichen Zwecken gekommen sei. Dann schwand alle Zurückhaltung und der König sprach: „Ich weiß, Du beschließt ein Kriegsschiff und hast ähnliche Zwecke wie Cook und Vancouver, treibst also keinen Handel; ich meinerseits will auch keinen Handel mit Dir treiben. Du sollst Alles von mir bekommen, dessen Du bedarfst, so weit meine Inseln das liefern können. Das also ist abgemacht; reden wir nun von anderen Dingen. Sag mir: ist es denn mit Wissen und Willen Deines Kai-

fers, daß seine Unterthanen mit meine alten Tage beunruhigen? Seit ich, Ramehameha, König dieser Eilande bin, hat meines Wissens Niemand sich über irgend welche Ungerechtigkeit zu beklagen. Hier haben alle freien Zutritt, finden Schutz und erhalten Lebensmittel. Da kamen aber von Sitla in America Leute hierher, die sich Russen nannten. Sie wurden freundlich empfangen, bekamen Lebensmittel, benahmen sich aber feindselig und droheten uns daß neue Kriegsschiffe kommen würden um diese Inseln zu erobern. Das soll und wird aber nicht sein, so lange ich, Ramehameha, am Leben bin. Unter jenen Leuten befand sich ein gewisser Scheffter, ein russischer Arzt. Er sagte, Kaiser Alexander habe ihn geschickt, um auf diesen Inseln Pflanzen zu sammeln. Ich habe viel Gutes über Kaiser Alexander

gehört und Schiefer erhielt von mir großen Vorschub; ich gab ihm Land und Arbeiter, damit es ihm an nichts fehle. Was geschah? Er war undankbar gegen mich, selbst auf Hawaii, wo ich ihm viele Wohlthat erwies; dann durchstößte er alle Inseln, ging nach Oahu, und trat dort als mein erbitterter Feind auf; er zerstörte das Morai, und hegte

den König gegen mich auf; er treibt sich noch hier herum." Kogebue desavouirte natürlich jenen Abenteuerer und stellte den modernen Heiden vollständig zufrieden.

Ueber die Vulkane auf Hawaii werden wir später Einzelnes mittheilen.

Die russischen Kämpfe gegen die Turkomanen.

Von Hermann Vambery.

II.

Den feuerigsten Angriff machten die Turkomanen auf die rechte Flanke der Russen, und es ist in der That zu verwundern, wie die Soldaten, welche beim gewaltigen Lärm des turkomanischen Angriffes kaum das Commandowort ihrer Officiere vernahmen, die nöthigen Stellungen einnehmen, und mit einer von seltener Kaltblütigkeit zugehenden Ruhe dem wilden Ungestüm des Feindes gegenüber sich behaupten konnten. Daß unter solchen Umständen der erste Anprall des Feindes glücklich ausgehalten, ja sogar zurückgeschlagen wurde, ist selbstverständlich. Schon hatten die Turkomanen sich ungefähr nur 10 Schritte weit von der russischen Front befunden, die Pelzmützen bis in die Augen gedrückt, ein Zeichen der Todesverachtung bei den Nomaden; sie brangen mit Schwertern und Ketten, bewaffnet auf die Bemannung jener Kanonen, die eben das Feuer eröffnet hatten. Es kam zu einem wilden Handgemenge, und ein lebhafter Kampf entbrannte auf der ganzen Schlachtlinie. Die Turkomanen gaben für einige Minuten die Hefigkeit des Kampfes auf, stürmten aber sodann mit doppelter Wuth wieder los. Doch war bald diese übermenschliche Anstrengung? Oberstleutnant Terefenowski war indess mit seiner Artillerie soweit vorgegangen, um in einer Entfernung von 70 Schritten die Heranrückenden mit einem Kartätschenregen zu empfangen. Nach sechs Schüssen versummt allmählich das Schlagschreien der Turkomanen auf einer Seite, erhob sich aber wieder auf der andern, wo neuere vier Salven bald ein ähnliches Resultat erzielten. Die Verheerung dieser Kartätschen war grauenvoll. Das Schlagschreien verstummte gänzlich, und bald darauf fielen die Kartätschen und Granaten nur im Rücken des fliehenden Feindes. Gleichzeitig mit dem Angriffe auf die russische Front erfolgte ein Versuch, die Wagenburg zu erschüttern. Auch hier hatten die Turkomanen sich äußerst tapfer geschlagen, wurden aber auch hier von der Artillerie in die Flucht gejagt.

Der amtliche Correspondent der „Turkistaner Zeitung“, welcher ich diesen Bericht entnehme, hat Recht, wenn er sagt: „Auf keinem Schlachtfelde Mittelasien's hatten die Eingeborenen so viel Kühnheit und Energie zur Schau getragen, und daß sie hier in der That sich auf Tod und Leben schlugen.“ — Ueber turkomanische Reiter hatte hinten am Sattel noch einen Fußgänger mitgenommen; es waren dies die eigentlichen Waghäse, die, mit allen Gattungen der Hau- und Stichwaffen ausgerüstet, mit einer wahren Beherztheit auf die Russen loskamen.

In der Entfernung von einigen Schritten vor der Front sprangen sie hurtig vom Pferde und machten sich in leichtem Anzuge mit aufgeschürzten Ärmeln an die blutige Arbeit. Auch die turkomanischen Frauen hatten an dem Kampfe

Antheil genommen; sie hielten sich hinter ihren Kriegern, nahmen die Verwundeten unter ihre Obhut, und viele wurden bei dieser Beschäftigung erschossen.

Was die Russen von dem Tage zuvor von den Turkomanen abgehaltenen Blutmaße, bei welchem Blut getrunken worden sein soll, erzählen, ist eine eitle Erfindung. Sie hatten jedenfalls alle ihre Kräfte zusammengegrasht, und waren aufs Äußerste entschlossen. Natürlich hatten auch die Russen eine diesem entsprechenden Gegenwehr geleistet; nicht nur hatte jeder Soldat seine Pflicht in einem Maße erfüllt, wie es unserer vollen Bewunderung würdig ist, selbst die höheren Officiere nahmen thätigen Antheil an dem Kampfe. Mehrere von ihnen wurden verwundet, unter diesen befand sich auch der Obercommandirende General Solowatschew, dem ein turkomanischer Fußgänger eine Sabelwunde auf die rechte Hand versetzt hatte.

Als der Tag völlig herangebrochen war, fanden die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den Feind schon auf allen Punkten geschlagen und auf der rüthigen Flucht begriffen. Das Schlagschreien ertönte nur leise aus der Ferne, während die russische Infanterie und Cavallerie in der bezeichneten Stellung verharrten, und die Kanonen noch immer ihren Kartätschenregen dem Feinde nachsandten. Eine ungeheure Masse von todtten Turkomanen bedeckte den Wahlplatz. Im Ganzen belief sich ihr Verlust auf 800 Mann an Todten, die Zahl der Verwundeten ist ganz unbekannt.

General Solowatschew, der nun vorritt und den Soldaten zu ihrem Siege Glück wünschte, ließ die Verwundeten in die Wagenburg bringen, und ertheilte sogleich Befehle zum Abmarsch gegen Iliali, um den Feind bis auf die Ebene Kilij Tahir zu verfolgen, um den errungenen Sieg auf diese Weise möglichst vollkommen zu machen. Der Wälder nach Iliali konnte in ziemlich der Ruhe ohne einen Schuß vollbracht werden. Ueber eine Meile von der Ebene von Tschandir hatte sich kein Turkomane gezeigt. Nur als letztgenannter Ort passiert wurde, und man auf dem den Zimrelit-Turkomanen gebührenden Felde angelangt war, dann erst wurden zu beiden Seiten einzelne Reiterhaufen sichtbar, welche die russischen Colonnen umschmückten.

Die ganze Vertheidigung von den Gärten von Iliali angefangen bis zum Canale Ana-Muratbi und noch weiter besteht aus einer breiten von kleineren Canälen durchschnittenen Ebene voll mit Getreide, Klee- und Sorghofeldern. Hier und da begegnet man auch einzelnen Baumgruppen. Die Russen mußten im Angesicht des sie stets bedrohenden Feindes in steter Kampfbereitschaft einherziehen; sie marschirten in Form eines geschlossenen Vierecks, aus dessen Mitte die Artillerie sich immer hervorhob, so oft eine größere

Feindesmasse den Angriff versuchte. Die Hinterseite des Piereces hielten die Kosaken inne, die auch vollaus beschäftigt waren; denn so oft über einen Canal gejezt wurde, stiegen die Turkomanen den Russen in den Rücken und erneuerten den Kampf.

So schritt man langsam unter dem Schutze eines steilen Karätschen-Granatseuers immer vorwärts. Um 11 Uhr Vormittags schließlich war jede Spur von Turkomanen verschwunden und die Russen konnten sich ganz bequem an den Ufern des Canales Ana-Muratbai niederlassen. — Als sie um 3 Uhr Nachmittags zum Weitermarsch aufbrechen wollten, erhielten sie durch persische Gefangene, die sich mit den Russen immer gern in Verbindung setzten, die Nachricht: die Turkomanen hätten sich nicht nach Kizil Tasir, sondern nach den Niederungen der Canäle Ana-Muratbai und Kujanli-Jap zurückgezogen. Um ihnen daher auf die Spur zu kommen, mußte auf den vorläufigen March zurückgegangen und mußten in südlicher Richtung noch ferner 5 Werst gemacht werden. Dies konnte aber bei der Müdigkeit der Truppen an denselben Tage nicht ausgeführt werden; man übernachtete daher daselbst, und am 16. Juli 6 Uhr früh brach man nach Kältschek auf, wo die Turkomanen sich in großen Massen concentrirt hatten.

Die Gegend nimmt hier schon einen mehr steppenhüchlichen Charakter an. Nur im Anfange der Ebene sind die hohen Ufer tiefer Canaleinschnitte bemerkbar, man begegnet auch einigen Weizen- und Kleeefeldern, mitunter auch tiefen Gruben, in denen die Turkomanen Getreide aufzubewahren pflegen, während von weiter ferne nur ärmliches Büschengebüsch und Salzmoräste dem Auge entgegensteigen. Auf ihrem Wege bemerkten die Russen frische Spuren der dahingezogenen turkomanischen Wagen und ihres Viehes; es waren dies die Zeichen der eben vollzogenen Flucht. Von nun an blieben die Russen selbst bei den mühseligen Uebergängen über die Canäle von dem Feinde unbehelligt, und nur auf dem südlichen Rande der Steppe, in der Umgebung von Ismukschir zeigten dichte Staubwolken die Massenbewegung der Turkomanen an.

Der Abend des 16. wurde an den Ufern des Canales Chodschu Köhne Chan angebracht. Nur der blindeärm, welchen einige losgerissene Pferde verursachten, hatte die nächtliche Ruhe gestört; derselbe kostete zwei Menschen das Leben: einem Kosaken, der unversehens erschossen wurde, und einem persischen Sklaven, den man in der Finsterniß für einen Turkomanen hielt.

Um 4 Uhr Morgens des darauffolgenden Tages lief wieder durch einen persischen Sklaven die Nachricht ein, daß ein Theil der Turkomanen den Weg nach Kältschek eingeschlagen, ein anderer jedoch nach Jymmschir sich gewandt habe. Bald darauf zeigte auch der aufgewirbelte Staub die Richtung des Feindes an, der nun mit aller möglichen Energie von Kosaken und der Artillerie verfolgt wurde. Untermwegs stieß man auf glühende Feuer, welche die Turkomanen angezündet hatten.

Das Bild, welches die in der Gile auf dem Wege zurückgelassenen darboten, war jedenfalls mittheilend. Hier fand man ein altes frautes Weib, welches sich vor den heranrückenden Russen zwischen zwei Wagen verbergen wollte; — nicht weit davon lag ein Kamel auf der Erde, im Sattel ein kläglich weinendes Kind tragend. Hier und da fand

man übereinander gemorfene Wagen, hinter welchen sich die Nomaden wahrscheinlich zu verschansen suchten, und jenseit die Arme der vorangegangenen Cavallerie nachdrückte, desto häufiger stieß man auf nackte Leichen der Turkomanen, als Spuren eines frischen Kampfes. So fand man auch die todtten Ueberreste eines jungen weiblichen Wesens, das vielleicht im Kampfe um Mann und Familie hier seinen Tod fand. Wieder weiter ein ganzer Pierec von umgeworfenen Wagen mit weinenden Kindern, während die Mütter sich ängstlich verborgen, und die Väter als Weiden umhergestreut lagen. Freien solcher Wagenburgen begegnete man unterwegs. Die Turkomanen scheinen hier den letzten Kampf gesiegt zu haben, denn sie hatten sich nur mit ihren Pferden gerettet, um das letzte Heil in den unwegsamen Steppen zu suchen.

Erst beim Canale Kasim-Jap hielt Oberst Bloß, der die zur Verfolgung ausgesendeten Truppen befehligte, inne, und erwartete daselbst, wo die eigentliche unwegsame Steppe beginnt, die übrigen Truppen. Hier wurde ein Kisttag gehalten, und als man das auf dem Wege aufgesammelte Vieh zählte, fand man, daß 5300 Stück erbeutet worden waren. Von hier wurde bald zum Rückmarsche über die Station Kujanli-Jap aufgebrochen, an welcher letztem Orte die Russen einem Hülfscorps unter dem Commando des Oberstleutnant Saranuschew begegneten, welches natürlich nun nach gethaner Arbeit angelangt war. Ebenso langte auch General Kaufmann mit seinem Hülfstrupp zu spät an.

Der Kampf, der somit beendet war, wurde zumeist gegen den Umschlagweg der Chiwarer Somuten geführt, da deren Nachbarn: Urus-Tschutscha und Kobulak schon früher gesiegt wurden. — Im Ganzen genommen hatte diese Action einen für den Augenblick jedenfalls wirksamen Erfolg; denn die Graubärde der Chiwarer Turkomanen erschienen bald mit der Erklärung einer vollständigen Unterwerfung, und es wurde demgemäß die Kriegescontribution den einzelnen Stämmen in folgender Weise aufgelegt:

Amreli (2500 Zelte)	37,500 Tilla.
Tschandor (3500 Zelte)	52,500 „
Karabadschli (2000 Zelte)	30,000 „
Kalieli und Walsens (1300 Zelte)	22,500 „
Karabdschengilli (1500 Zelte)	30,000 „

Die ganze Summe betrug also 172,500 Tilla, oder die Tilla zu 2 Rub. 80 Kop. berechnet 483,000 Rubel. Die Hälfte dieser Summe muß in baarem Gelde bezahlt werden, die andere Hälfte wird auch in Werthgegenständen angenommen; es wurde zum Beispiel festgestellt, daß Silber zu 25 Rubel das Pfund, Kameele aber von 50 bis 70 Rubel das Stück gelten sollten. Als letzter Termin wird der 2. August festgesetzt. — So lange die Russen noch in Chiwa waren, haben sich einzelne Turkomanen mit der Zahlung eingelassen, doch kaum daß General Kaufmann den Rückweg angetreten, hatten sich die so hart mitgenommenen Nomaden eines andern besonnen: sie brachen in eine Revolution aus, und sind eben jetzt auch im Kachetriege gegen die eben so aufschuldigen als ehmächtigen Tsejgenen begüßigt. Doch hiervon ein andermal. Für den Augenblick ist festgestellt, daß den Turkomanen selbst die härteste Züchtigung nicht frommt, sie müssen total gebrochen werden.

Schwarze Hülfsgeossen der Engländer an der Guineaküste.

3. Menschenfresser aus dem Nigerdelta.

Die Engländer haben mehrfach ein wahres Talent gezeigt, sich in Kriege zu verwickeln, bei denen weder auf Ruhm noch Ehre oder Vortheil zu rechnen war. Dahin gehört der Feldzug in Abyssinien, das sie als ein Chaos hinterlassen, nachdem sie für geradezu nichts viele Menschen geopfert und etwa 60 bis 70 Millionen Thaler vergendet hatten. Mit den Afrikanern werden sie kein leichtes Spiel haben und schon im October waren bössartige Fieber ausgebrochen.

Man begreift, daß sie ihre weißen Soldaten so viel als möglich schonen möchten, aber ohne dieselben können sie mit den schwarzen Barbaren, die ihnen als Soldner dienen, gegen das tapfere Volk der Afrikaner nichts anrichten. Die Afrikaner, über die England ein Protectorat übt, und welche für ihre gegen die Afrikaner verübten Mißthaten nicht bestraft worden sind, haben sich in Felle als Feig und unbrauchbar gezeigt. Die Kossos, die wir vor Kurzem geschildert haben (S. 15), thun ihre Schuldigkeit schon besser und laufen vor dem Feinde nicht gleich davon; sie schreien zwar gewaltig, schreien aber auch. Wir wollen hier bemerken, daß ihr Land östlich und nördlich von jenem der Bepes liegt; zu Hause sind ihre Stämme unablässig mit einander in Fehde und im Kriege mit ihren Nachbarn, den Timmanis. Was die Haussas (S. 29) betrifft, so halten sie sich gut, wenn sie auch nicht alle Erwartungen erfüllen, die man von ihnen hegt. Man verwehrt ihnen nicht, daß sie gefangenen oder verwundeten Feinden den Hals abschneiden, aber es verstimmt sie doch, daß sie die Schädel nicht an ihre Trommeln hängen dürfen.

In den schwarzen, sogenannten westindischen Regimenten verwenden die Engländer Neger aus vielleicht einem halben Hundert verschiedener Stämme. Als sie dem Sklavenhandel über See flohen, wurden die durch Kreuzerhiffe befreiten Neger theils als sogenannte freiwillige Arbeiter in die Colonie oder nach Freetown in Sierra Leone gebracht. In Stadt und Landstried haben dort die meisten sich in Ziegen, Gans, bei einander gehalten und in besondern Dörfern und Stadttheilen niedergelassen. Fast alle Völker Westafrikas haben in Sierra Leone ihre Vertreter und dort ist ein verwirrtes Babylon. Unter den auf den Sklavenhiffen weggenommenen und befreiten Afrikanern sind hier mehr als fünfzig verschiedene Sprachen im Gebrauch; viele Stämme unterscheiden sich wesentlich von einander in Lebensweise und Gewohnheiten. Fast alle tragen ihr Volkswappen im Gesicht, auf den Armen oder am Leibe eingekritzelt; bei einigen Stämmen haben jedoch die Sklaven andere Werkzeuge als die Feien. In Sierra Leone kommt es noch vor, daß man die dort geborenen Kinder mit den Stummgeigen versteht *).

Aber Kossos und Haussas reichen doch nicht aus und man rafft deshalb schwarze Leute zusammen, wo man sie nur haben kann. Niemand wird behaupten, daß man dabei vollständig zu Werke gehe. Die Franzosen schämten sich nicht, Turcos gegen Deutschland loszulassen, die christlichen Briten führen gegen die Afrikaner die ärgsten Cannibalen Afrikas ins Feld. Sie haben dergleichen von den sogenannten Leislüssen im Nigerdelta geholt und verwenden sie nun am Rio Volta, wo ein Capitain Hopkins die Ehre hat, diese Menschenfresser anzuführen und unter Capitain Glover's Befehl zu stellen. Man fängt aber die Sache nobel an, denn „Prinz“ Charles Pepple von Bonny ist mit dabei und noch ein anderer Prinz, welcher den fönenden Namen John Tschumbo führt, Sohn To Tschumbos, welcher der mächtigste Mann in Bonny ist. Wir lesen diese erbaulichen Nachrichten in einer Correspondenz, welche die „Times Mail“ vom 26. December bringt. Die „Prinzen“ haben „die besten Krieger“ aus Bonny nach dem Volta gebracht. Der Correspondent fügt die sehr bezeichnenden Worte hinzu:

„Es steht zu hoffen, daß diese Krieger nicht darauf beharren, ihre getödteten Feinde aufzufressen, was sie früher in dem Kriege gegen die Tschas-Tschas gethan haben. John Tschumbo selbst erzählte mir, daß die Tschas-Tschas-Leute die gefangenen und erschlagenen Feinde als Nationen verschlucken. Capitain Hopkins war Augenzeuge, wie vor nun zwei Jahren bei der Stadt Bonny 17 Männer geschloßelt, geschot und verzehrt wurden. König Pepple und seine Häuptlinge sind freilich an dergleichen feinen Gefallen; es läßt sich aber nicht abstellen, daß die Leute in den Landstrieden gelegentlich sich eine Gütte mit man befoese (Menschenfleisch) thun; obgleich hat ja ein Bonnyhäuptling öffentlich erklärt, daß man befoese viel besser schmeckt als befoese befoese. To Tschumbo, der in Bonny jetzt mächtiger ist, als König Pepple, war einst Gasteinnehmer an Bord eines Delbais (abgetakelten Schiffe) im Niger, welches Palmöl sammelt,

Weiterwestl. Tod des brüllenden. Warle fand in Sierra Leone: Haussas; — Moringa-Haussas aus Aota Tjallen; — Aule; — Serelelele vom oberen Niger; — Molele aus der Gubungie; — Molele aus dem Niede; — Leute vom Fluße Gafamane in der Eberregion und von den Flüssen Tibi und Wum; viele Eberleute haben alle östliche Nachbarn die Kossos; — Zufus aus der Gubungie nördlich von Sierra Leone bis zum Rio Nue; — Moringa vom Fluße Gubungie; — einen Knaben aus Angola; — manche Haussas verschiedener Stämme; — Gub (Akoos) vom Gubungie am Joruba, von denen sehr viele zum Eberden der Moringa Molele ausgemacht worden sind; — Molele; — Leute aus Kossos; — viele Timmanis, zum großen Theil Christen; — Kanoni aus Gubungie; — Molele vom Eberden der Eberden, die keine Kanoni sind; — Molele, deren Oberle südwestlich von Gubungie; — Leute aus Sierra Leone; — Leute aus Gubungie und aus Molele; — Gub aus Gubungie; — Leute vom Kossos; — Gub (Gubungie) aus dem Nigerdelta; — Leute aus Gubungie, welche das Gubungie (Gubungie) im Jahre 1852 in Sierra Leone eingeführt haben; — Aule; — Serelele; — Molele vom Senegal; — Molele; — sogenannte Tschas, Sklaven von der Gubungie, die aber aus dem gebirgigen Gubungie der Afrikaner kommen; — Kossos von der Gubungie am Rio Volta; — Leute aus Gubungie an der Eberden der Molele; — Kanoni von der Gubungie; — Leute aus Molele von der Eberden. Das ist eine Collection von Barbaren, wie man sie nicht besser wünschen wird, und demnach nicht finden wir den Ethnographen, der sie mit Würde ausbreiten kann. A.

*) H. Clarke hat einen förmlichen Katalog der in Sierra Leone neben und durch einander wohnenden Negerstämme zusammengestellt. Sketches of the colony of Sierra Leone and its inhabitants etc. in ten Transactions of the Ethnological society of London 1863. Vol. II, p. 320 — 363. Clarke war Arzt im Generalhospitale, Mitglied der wissenschaftlichen Societät und Geschichtsschreiber. Er beschrieb Tjallen aus nicht weniger als 44 Stämmen, und hat auf einer Anzahl gezeichnete Charakteristika; Tafeln derselben bilden zu veranschaulichen gesucht, nach Zeichnungen seiner Frau; aber Neuprimer Bilderbogen sind dagegen gehalten malerische

das die Neges dorthin bringen) und ist nun längst ein reicher, angesehener Mann.“

Also festsichdienende Menschenfresser und christliche Engländer sind mit einander verbunden. Ehrenvolle Genossenschaft, Ruhm der Civilisation! Wir wollen uns diese Pundgeossen der weißen Leute näher ansehen. Das ist allerdings widerwärtig, aber in der Völkertunde giebt es manche Capitel, die keine Delicatesse aber doch sehr fenzzeichnenden Inhalt haben. Damit in unseren Feiern keine Zweifel aufkommen, geben wir zweien der gründlichsten Kenner afrikanischer Verhältnisse das Wort: dem Consul Hutchinson und Burton.

Hören wir zunächst Hutchinson.

Der Cannibalisimus, so sagt er, geht an der Westküste in unseren Tagen ebenso arg im Schwange wie nur je zuvor, auch im Hinterlande von Sierra Leone und Liberia. Im Jahre 1860 wurde in dem zu Freetown erscheinenden „African“ ein Bericht des schwarzen Missionärs Samuel Priddy abgedruckt. Dieser Mann hatte Jahre lang in Sherbro County „gearbeitet“; er beklagte bitter, daß während der letzten Fehden zwischen einzelnen Stämmen das Menschenfressen an der Tagesordnung gewesen sei; er sah mit eigenen Augen, wie die Cannibalen große Stüde Menschenfleisch auf ihren Schultern forttrugen, um dasselbe zu verzehren. Ein anderer Missionär, Namens Caulter, veröffentlicht in demselben Blatte die Notiz, daß im Bezirke Boorhdy (Buhrdy) der Cannibalisimus Brandt sei.

Ueber Bompeh erzählte Priddy Folgendes. Der erkrankt, wird von seinen Angehörigen aufgefodert, auszusagen, was er Alles gethan habe, um sein Leben zu erhalten. Wenn er dann eingeschlief, daß er in den Leib eines Leoparden oder eines Alligators gefahren sei, um einen Menschen aufzufressen, der von einem solchen Thiere getödtet wurde, oder wenn er einem lebendigen Menschen das Blut ausgefogen habe, dann wird er von den Angehörigen des Letztern zu Tode gespeist oder verbrannt oder lebendig begraben.

Im Lande Munu am Groß-River herrscht Cannibalisimus. Leute vom Busakamm, der im Hinterlande der Coriscobay wohnt, kamen herab zu den Munisfluß, um dort Menschen zu rauben und „Tschopp“ aus ihnen zu machen, weil dieselben, wie sie meinen, ein nach Salz schmeckendes Fleisch haben. Man sieht, es giebt Epicurismus auch unter den Cannibalen.

Consul Campbell in Lagos bemerkt in Betreff der Edschu (Gjoemen) oder Dscholoute (Zomen), daß diese, welche an manchen Nebenflüssen im Nigerdelta wohnen, allgemein für Canuibaln gelten.

Im Jahre 1859 ward auf dem Markt in Freetown in Atkalabar Menschenfleisch in Menge ganz öffentlich feilgeboten, gerade wie bei uns Rind- oder Schweinefleisch. In Braß kommt Cannibalisimus häufig vor. Im Jahre 1860 erschlug Imamy, der Häuptling dieses Bezirkes, zwei Afrikaner als Opfer für seinen verstorbenen Vater und fraß sie auf. In Braß wie in Bonny werden alle Kriegsgefangenen aufgefressen. Man wähnt dort, daß man tapfere werde, wenn man einen Feind verzehrt habe. —

Nicht bloß durch Du Chaillu wissen wir, daß die Pongues im Hinterlande des Gabun auch Cannibalen sind. Der mit Land und Leuten durch vielfache Verührung genau bekannte Capitain Townsend schrieb an Consul Hutchinson, es sei vollkommen richtig, daß diese Pongues die Leichen ihrer Angehörigen, nachdem dieselben sechs bis acht Tage in der Erde gelegen, aufscharrten und dann verzehrten. Ein

schwarzer Handelsmann vom Gabun, der im Dienst eines weißen Supercargo stand, ging plötzlich mit Tode ab. Seine Familie nahm an, daß er durch Hetzei umgebracht worden sei und zwei seiner Schwestern wurden brautragt, seinen Kopf aus dem Grabe zu holen, damit die Probe gemacht werden könne. Sie besteht darin, daß man einen eisernen Topf mit frischem Wasser auf die Erde und daneben den Kopf des Verstorbenen stellt; auf der andern Seite sitzt der Fetischdoctor. Dieser flect etwas Kraut in den Mund; indem er dasselbe sauct, erhält er göttliche Eigenschaften. Dann bildet er einen Raubkreis, indem er um den Topf herum, auf den Kopf und auf sich selbst Speichel wirft. Nachdem er einige Beschwörungsformeln hergumurmelt, wird angenommen, daß der Kopf des Mörders sich in dem Wasser des Topfes spiegle. Nun spricht der Fetischdoctor, daß er den Häter sehe und erkenne; er werde ihn bezeichnen. Der abgechnittene Kopf wird dann wieder ins Grab zurückgebracht. Inzwischen überlegt der geriebene Fetischpriester, welchen wohlhabenden Mann er des Verbrechens zeihen solle; es ist nämlich darauf abgesehen, daß derselbe sich bei ihm loskaufen solle. Das geschieht dann auch, und den Angehörigen des Verstorbenen erklärt der Priester, daß in diesem Falle der Fetisch sich geirrt habe! Als dießmal die beiden Schwestern den Kopf wieder ins Grab zu legen gedachten, war die Leiche verschwunden. Während das Haupt vom Rumpfe getrennt wurde, waren einige Pongue zugegen gewesen; sie hatten die günstige Gelegenheit hinterher bemerkt, um sich ein leckeres Mahl zu verschaffen. Ueber den Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten; lässlich, fettlich.

Ein Herr Bates, der für das Liverpooler Haus Dorsall und Söhne auf dem Kalabar sein Schiff liegen hatte, erstattete an Consul Hutchinson Bericht. Im August 1858 waren zwei Leute aus Neu-Kalabar unterwegs nach dem Delmarkt Abob (Obu); sie wurden von zwei Afrikanern überfallen, geschlagen und aufgefressen. Die Leute in Neu-Kalabar erhielten Kunde davon und lauten überein Repressalien zu nehmen. In einem großen Palaver beschloßen sie, die Auslieferung der Mörder zu verlangen; falls diese verweigert werde, solle ein Vernichtungskrieg nicht ausbleiben. Die vier Mörder wurden sammt einem Knaben, der Zeugniss ablegte, ausgeliefert, vor den Fetischkönig gestellt und verurtheilt. Man führte sie auf den Marktplatz, stellte sie ins Wasser und der Knabe mußte ihnen gewisse Körperteile abschneiden. Alle Zuschauer tranken von dem in Folge dieser abschneidenden Versammlung blutigen Wasser. Nun schleppte man die vier Afrikaner aufs Trockne und hieb oder schnitt ihnen nach und nach den Körper Glied nach Glied in Stüde, die dann unter das Volk theilt wurden. Einige kochten ihren Antheil, andere brüeten ihn, noch andere kochten sich Suppe daraus, die mit rothem Pfeffer und Palmöl recht kräftig gemacht wurde!

Consul Hutchinson, der solche Mittheilungen in amtlicher Eigenschaft erhielt, wollte sich wo möglich durch eigene Beobachtung überzeugen, ob berartige Orreul in der That verübt würden. An dem großen Fetischhaus in Bonny (über welches wir weiter unten einen Bericht Burton's geben) sah er zu seinem Entsetzen, daß die Thürrahmen und der Erdboden im Tempel mit Negerschädeln „geschmückt“ worden waren. Er sah in dieser Fetischaltäre, daß auf den Hochaltar Arme und Beine von Menschen niedergelegt waren. Sie gehörten Kriegsgefangenen aus dem Aboyneland an und es wurde gar nicht in Abrede gestellt, daß diese Leute aufgefressen worden seien. Er selbst aber wollte Zeuge sein, wie es bei den Cannibalenenseiten hergeht. Schon vor etwa zehn Jahren haben wir im „Globe“ darüber ausführliche Mittheilung gegeben; heute wollen wir nur einige kenn-

zeichnende Einzelheiten hervorheben, die vollkommen genügen *).

Zu Anfang des Jahres 1860 hatte er amtlich Bonny besucht; er erfährt, daß im Juputempel ein Mensch abgeschlachtet und nachher aufgefressen werden solle. Der Verbrecher hatte seinerseits einen mit Palmöl handelnden Oberknecht ermordet und gefressen. Man hatte ihn abgefangen; die Exekution wurde vor den Augen geheim gehalten. Hutchinson verbannte es einem Eingeborenen, daß er in einem dem Juputempel gegenüberstehenden Hause versteckt wurde, von welchem aus er den freien Platz vor dem Tempel übersehen konnte; dort war die Nordhälfte. Nachdem er ein Bad genommen, Kaffee und ein Glas Wein mit Chinin genommen hatte, schlich er Morgens vier Uhr in das Haus, wo er allein war. „Da befand ich mich nun vor Tagesgrauen am Ufer eines afrikanischen Stromes und fühlte mich unangenehmlich bekommen. Als die Dämmerung anbrach, stiegen dicke, stinkende Nebel aus dem Wasser und abschreckende Gerüche aus den Mangrovebüschen empor; die Malaria zog über die Ufer hin, die Atmosphäre übte schweren Druck. Und ich war inmitten von Cannibolen; obwohl von einem in der Nähe liegenden Kriegsschiffe geschützt, lag mir doch eine unbefriedigende Angst auf der Seele.“

„Der Tag brach an. Noch einige Meter war Alles still; dann aber erschien eine Gruppe von Negern jeden Alters und Geschlechts, die laut durcheinander schwatzten, aber man vernahm doch das Geräusch einer nachgeschleppten Kette. Es wurde still; ein Mann rief ein einziges Wort, Alle setzten sich und bildeten einen Kreis um zwei Männer, welche stehen blieben. Der eine war der Fetischpriester, der eine Skappe und einen Säbel trug, der andere war der Cannibale; er hatte Ketten um den Hals, um Arme und Beine. Er zeigte nicht die Spur von Furcht oder innerer Bewegung und stand festgerade da; alle Anwesenden blieben durchaus gleichgültig. Der Denker trat einige Schritte zurück, um die richtige Weite für den Schlag abmessen zu können und er that das so gut, daß mit einem Streiche der Kopf vom Rumpfe getrennt war; es wurden zum Ueberflusse noch einige Hiebe hinzugefügt. Die Menge hatte sich bisher ganz still verhalten. Der Kopf wurde vom Fetischpriester in eine Gabeltasche gethan und von einer Frau zum Kochen fortgetragen. Der Denker sprach dann ein geheimnißvolles Wort, entfernte sich und die Menge stand auf, schrie und brüllte, schwang die Messer in der Luft und drängte sich zum Leichnam, der zertheilt wurde. Alle, auch Kinder und Mädchen, griffen zu und rissen sich um die Fleischstücke. Die Eingeweidewurden dem Schutzgott der Bonnykulte, der großen Eidechse, dargebracht; Hunde leckten die Blutlache auf; dann kamen zwei Männer und streuten Sand. Alles war vorüber und jede Spur verwich, als die Bötcher erschienen und an den Palmblättern herumhantirten. Es war längst heller Lichter Tag geworden. So ist das Volk, unter welchem der britische Handel seit länger als einem halben Jahrhundert seinen civilisirenden Einfluß geübt hat! Die Bonnyleute hatten eben damals auch einen Eid geschlossen, den ganzen Delastamm auszuerothen und aufzufressen.“

Die Zustände in der Stadt Bonny schildert auch Rich. Burton aus eigener Erfahrung, und er, der gleichfalls als Consul auf Fernando Po die sogenannten Delastämme im Nigerdelta zu besuchen hatte, muß unbedingt als Autorität betrachtet werden.

Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Sklaven, die von ihren schwarzen Gebieten nicht selten ganz barbarisch behandelt werden. Der Herr nagelt (S. 10) dem Sklaven die Hände an ein Del- oder Rumpfsägel, oder verklümmelt ihn an verschiedenen Theilen des Körpers, reißt ihm rothen Pfeffer in die Augen, schneidet ihm die Ohren ab, und die Peitsche besteht aus zusammengeordneten Strängen von Kribs- oder Hippopotamushaut, die verlanft und an der Sonne getrocknet worden sind. Manchmal hat man sie auch mit Kupferdraht umwunden, und jeder Schlag reißt die Haut auf. Frauen, die sich eine Untreue haben zu Schulden kommen lassen, riß man den Bauch auf, zerhackt sie in Stücke und wirft diese den Haifischen vor. Zwillinge werden gleich nach der Geburt getödtet, und wenn ein angesehener Mann stirbt, werden Sklaven mit ihm begraben oder an Bambusstöße gebunden; so wirft man sie lebendig in den Fluß, damit sie zu Ehren der Verstorbenen stückweis von den Haifischen aufgefressen werden.

Das Fetischhaus in Bonny (Juputaus, gleichsam eine Kathedrale der Fetischpriester) fand Burton ziemlich in Verfall. Es bestand aus mit Lehm beworfenem Fackelwerk und bildete ein zwischen 30 bis 40 Fuß großes Oblongum. An der einen Seite stand eine Art von Altar, über welchen eine Matte gespannt war, um den Negern abzuhalten. Unter derselben sah man viele mit allerlei Farben bemalte Menschenköpfe; an einem derselben war ein dichter schwarzer Bart befestigt worden. Zwischen diesen zwei Reihen Menschenköpfe befanden sich Ketten von Ziegenköpfen, die roth und weiß bemalt waren; in einer Ecke hing ein Flintenlauf, der wohl als eine Art von Keule gebient hat, wenn man Opfer todtzuschlug. Auf der Erde vor diesem Altar lag ein Brett, das gleich den Schädeln mit Streifen bemalt war; hinter denselben befand sich ein rundes Loch, das man mit einem Thonrand umgeben hatte; dasselbe ist bestimmt, das Blut der Geopferthen aufzunehmen. Schräg an die Wände gelehnt sah man Stangen, auf deren jeder ein Menschenköpfe befestigt war. An einem aus Stäben verfertigten Aleschwerter waren gewisse hier nicht näher zu bezeichnende Körpertheile festgenagelt, dieselben, welche bei den christlichen Abhänger (— wie wir insbesondere aus Ludwig Krapf's Mittheilungen wissen —) als Tropfen betrachtet werden.

In dieser Fetischkathedrale lies eine Kriecheneidechse, eine Iguana, wohlgemuth umher; sie war jetzt Juju (Fetisch); einige Jahre vorher war ein Affe zum Gott erhoben worden; man setzte ihn jedoch ab, weil er gar zu unverschämte Thaten, und alle seiner Art, deren man habhaft werden konnte, wurden „getschoppit“, d. h. niedergebauen. Neben der Eidechse war jetzt auch ein weißes Kleid Juju; so hatte der Oberpriester verordnet.

In jenen Negern im Nigerdelta steckt ein abscheulicher Hang zur Grausamkeit gegen Menschen und Vieh. In sämmtlichen Dörfern an den Uferläufen sieht man todt oder langsam hinführende Thiere in Lagen oder Stellungen, die Schmerz und Qual bereiten müssen. Die Sklaven dürfen weder Eier noch Milch genießen; Hühner hängt man lebendig an den Beinen auf, den Kopf nach unten und läßt

*) Ten years wanderings among the Ethiopians; with sketches of the manners and customs of the civilized and uncivilized tribes from Senegal to Gaboon, by Thomas J. Hutchinson. London 1861, p. 66 seq. Das Buch ist, wie zwei andere Werke desselben Verfassers über Afrika, werthvoll wegen der Thatfachen, die es beibringt; sothan ist Hutchinson für einen Engländer ziemlich vorurtheilsfrei und trägt keine Ecken, Dinge ersugentlich, wie die „Wohlthaten“, die im Wahne taumeln, und den Wissenschaften und Wissenschaftlern, die sich immer mit Gefühlsungen trösten, kränkelnd gefallen. Diese sind ihm, wie auch Burton und Allen ganz, welche die Verhältnisse dem culturanthropologischen Standpunkte fähren und die Thatfachen reden lassen. Hutchinson war, seitdem er das Consulat für die Gambia und Fernando Po aufgegeben, Consul in Argentinien und dann bis heute in Peru; er ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann, dem ich vollen Glauben beimeße.

sie baumeln, bis sie versauten und abfielen. Ein Mann, der sich unwohl fühlte, hängt ein Fuhn um den Hals, damit seine Schmerzen auf dasselbe übergehen. Ziegen schlachtet man so, daß man ihren Kopf an einen Baum oder Pfahl schlägt, dann werden sie auf die Erde geworfen und müssen langsam sterben; selbst die harmlose Schilbkröte wird geprügelt. Die Männer beschmieren sich das Antlitz mit Blut. Einen Verstorbenen besprenkelt man mit dem warmen Blute geopferter Ziegen und Ölhner; nachdem man diesen den Kopf abgehauen, legt man sie auf die Leiche; wenn dann die eben getödteten Döhner noch ein paar Mal mit den Flügeln klappen, hat man ein gutes Vorzeichen für den todtten Mann. Kriegsgefangenen schlägt der Oberpriester den Kopf ab; für gewöhnliche Hinrichtungen hat jeder Häuptling seinen besondern „Kopfmann“; das Fleisch wird gegessen. Dafür liegen die Aussagen von Augenzeugen vor.

Als der alte König Pöpple, Vater des jetzigen Königs Pöpple, den König Amari von Kentsalabar gefangen genommen hatte, gab er den europäischen Sklavenhändlern ein stattliches Gastmahl. Er selbst verzehrte als Leidgericht das warme, soeben seinem Feinde aus der Brust herausgerissene Herz. Er nahm dasselbe in die Hand; und als er eben anbeissen wollte, zeigte er es triumphirend den Gästen und rief: „So gehe ich mit meinen Feinden um!“

Wald nach Burtons erstem Besuch in Ponny wurden fünf Kriegsgefangene eingebracht; einige Zeit nachher sah er im Zujinhause ihre Schadel, die glänzend sauber waren; wahrscheinlich hatte man sie gefodet; die Leute waren aufgefressen worden, daran war kein Zweifel. (Wanderings in West Africa from Liverpool to Fernando Po, by a F. R. G. S. (Consul R. Burton). London 1863. II, 280 sqq.)

Sprachwissenschaftliches.

Von Georg von der Gabelenz.

I.

1. Einleitung.

Unter dieser Ueberschrift beabsichtigen wir nach und nach eine Reihe Aufsätze zu liefern, deren Gegenstand dem dieser Zeitschrift nahe verwandt ist. Wir wählen die freieste Form, und wenn mancher Leser bei dem bloßen Gedanken an das Sprachstudium mit Entsetzen all der Mühen und Thränen gedenken sollte, die ihm weiland die lateinische Grammatik mit ihren unregelmäßigen Verben und anderen schwierigen Capiteln gekostet hat: so versprechen wir hiermit feierlichst, daß er von uns eine Wiederkehr jener Trübsale nicht zu besorgen hat.

Aber wie kommt der „Globus“ zu sprachwissenschaftlichen Erörterungen, was berechtigt die Linguistik sich als Verwandte der Völkertunde einzuführen?

Zwed der Sprachstudien, Philologie. Man kann mit dem Sprachstudium sehr Verschiedenerei beabsichtigen. Nicht reizt es nur, die Literatur eines Volkes, seine Geschichte, seine Poesie, die Schätze seines Wissens zugänglich zu machen, und um dies zu errreichen externe ist seine Sprache. Ich habe eine Reise ins Ausland vor, ich will mich mit den Eingeborenen zu verstehen: dies kann ich nur, wenn ich ihrer Sprache mächtig bin. Das sind die nächstliegenden Gesichtspunkte, an sie denken wir, wenn wir in der Schule Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, Französisch und Englisch treiben. Das Sprachstudium ist dabei doch nur Mittel zum Zwecke. Und noch einen andern Zwed verfolgen unsere Lehrer, wenn sie uns unerwähnt mit dem Erlernen grammatischer Regeln quälen: wir sollen daran denken, die Gedanken analysiren lernen. Sprache ist nicht Logik oder Metaphysik, aber Logik und Metaphysik liegen dicht dahinter, so dicht, daß ein Aristoteles von der Sprache ausgehen konnte um die Wissenschaft vom Gedanken zu ergründen.

Es gab eine Zeit wo die Botanik eine Hilfswissenschaft der Medicin war. Das sollten die Pflanzen, wenn sie uns nicht ernähren, heilen? Das ist nun anders geworden. Heute ist die Medicin ein Zweig der Naturwissenschaft, und

dem Naturforscher ist kein Gräthen, kein Moderpitz zu gering. So hat sich auch die Sprachwissenschaft emancipirt, seit man die Sprachen treibt um der Sprachen willen.

Linguistik und Völkertunde; Völkerpsychologie. Die Wissenschaft kennt keinen Schmutz, sagt Vaco; sie kennt kein Unkraut, sagt der Botaniker; sie kennt auch keine Sprachen die des Erforschens nicht werth wären, sagt der heutige Linguist; so moduliren sie Alle den Einen, unumstößlichen Satz, daß Alles, was ich, auch verdient gewußt, erkundet zu werden. Wir lernen aus jeder Sprache, denn in jeder äußert sich der menschliche Geist und zwar der Geist des Volkes, dessen Gemeingut die Sprache ist. Der Geist ist der Mensch, denn wenn auch leider nicht Jeder spricht und schreibt was er denkt, so spricht und schreibt doch ein Jeder, d. h. er ordnet seine Gedanken so, wie er sie denkt. Und wie dem Einzelnen der Stil, so ist die Sprache dem Volke eigen, eine Aeußerung seines innersten Wesens. Ein confluenter Kopf wird nicht klar reden, ein ausß Concrete, Handgreifliche gerichteter Geist sich nicht in Abstractionen bewegen. Weil nun die concrete Geistesrichtung im englischen Volke die herrschende ist, so bezieht die englische Sprache einen gewaltigen Schatz an Wörtern für Erfahrungsbegriffe, erweist sich aber als unholpen und unzulänglich, sobald sie auf abstracteren Gebieten verwendet werden soll. Die Hellenen verfügten bekanntlich über weit weniger positives Wissen als die heutigen Briten, aber im Verbinden und Zerlegen der Gedanken waren sie Meister: ihre Sprache in ihrer wunderbaren Feinheit war ihnen freilich auch ein treffliches Werkzeug, mehr noch, geradezu eine Anregung zum Philosophiren.

Culturwissenschaft. Was uns am nächsten liegt, das sehen wir am genauesten, unterscheiden wir am schärfsten; von fern erkennen wir bloß den Wald, in der Nähe auch die einzelnen Bäume mit ihren Zweigen und Blättern. Wie mit der sinnlichen Wahrnehmung, so verhält es sich nun auch mit der geistigen Auflösung der Dinge. Es ist kein Zufall, daß wir für unsere Hausthiere je nach Alter

und Geschlecht, wohl auch nach Gestalt, Farbe, Verwendung, so verschiedene Namen haben, während u. d. ein Kameel ein für allemal ein Kameel ist. Der Araber hat für sein Schiff der Wüste eine Menge Namen, bei deren jedem er sich etwas Besondere denkt.

Genuß für jetzt der Beispiele. Die hier gegebenen sollten nur andeuten, welche Nähe die Sprachenfunde in die Völkerpsychologie und in die Kulturgeschichte eröffnen kann; die näher ausführen hieße die Grenzen dieser Einleitung überschreiten.

Sprachstämme. Man sieht, Anlaß genug für den Ethnologen, sich mit dem Sprachforscher auf Grundbesitz zu setzen. Und doch ist eines Verührungspunktes zwischen den Beiden noch gar nicht gedacht worden, — vielleicht des wichtigsten. Der Sprachforscher untersucht nicht nur die Sprachen als Einzelwesen, er will auch ihren Zusammenhang unter einander ermitteln. Zwei Sprachen sind einander in den und den Beziehungen ähnlich: finden sie auch verwandt? Das zu prüfen und zu entscheiden ist Sache der Sprachvergleichung; diese lehrt uns die Sprachstämme kennen. Fassen wir einmal die Sache abstrakt. Gesezt, wir wissen von einer Anzahl Sprachen, sie sind unter sich verwandt, gehören einem Stamme an. Was folgt daraus? Zunächst daß sie Ähnlichkeiten unter einander haben, — denn sonst wären sie nicht verwandt, — und daß sie Verschiedenheiten haben, — denn sonst wären sie nicht mehrere Sprachen, sondern nur eine einzige. Was aber heute verwandt ist, muß früher einmal Eins gewesen sein: aus dem Sprachstamme ist notwendig aus einer Stammsprache zu schließen und diese muß einer Volkseinheit angehört haben. Zwischen diesem Volke und allen denen, welche die Tochter Sprachen reden, müssen gewisse Beziehungen bestanden haben, vermöge derer die Sprache von jenem auf diese übertragen wurde. Es kann dies auf verschiedene Weise erfolgt sein, und nur wo und soweit es durch Erbgang erfolgt ist, darf das Volk, in welchem sich die Stammsprache entwickelt, auch als Stammvater, der Sprachstamm auch als Kennzeichen des Völkertammes betrachtet werden. Nun ist aber der Erfahrung nach die Uebertragung der Sprachen durch Vererbung weitaus die vorwiegende, und darum bietet die Sprachverwandtschaft, wennschon kein unfehlbares Kennzeichen, so doch Grund zu einer starken Vermuthung der ethnologischen Zusammengehörigkeit.

Mischvölker und Mischsprachen. Man wende nicht ein, daß ja kein Volk nachweislich unversucht sei. Die Thatfache darf man jedoch, wie sie erläutert unsern Satz, sie widerlegt ihn nicht. Wo zwei Völker sich vermischen, pflegt eines derselben in der Uebermacht zu sein, sei es nun numerisch oder moralisch. Gerade hier erweist sich aber die Sprache als sehr empfindlich, und es ist höchst interessant zu beobachten, wie sich in ihr die Stärke des Mischungsverhältnisses, ja die Art und Richtung, in welcher der eine Mischungs-factor den andern beeinflusst hat, kundgibt. Man denke an Großbritannien, wie da die keltischen Uebewohner je mehr und mehr mit ihrer Sprache auch ihre Nationalität zu Gunsten der angelsächsischen aufgeben, und wie sie dann, gemischt mit ihren ersten Unterdrückten, französische Völk- und Sprach-elemente in sich aufgenommen haben. Und wenn nun im heutigen Englisch fast alle Begriffe die der höheren Cultur und Verfeinerung angehören, durch französische Wörter ausgedrückt werden: liegt da der Nachschuß nicht nahe?

Sprachwissenschaft ein Zweig der Naturwissenschaft? Der Zweck dieser Bemerkungen kann es nicht sein, die Stellung der Linguistik innerhalb des weiten Gebietes der Wissenschaften zu bestimmen; einem Irrthume muß aber doch vorgebeugt werden. Die Naturwissenschaften ha-

ben in unserer Zeit gewaltige Fortschritte gemacht, so glänzende Erfolge errungen, daß einem Theile ihrer Jünger nachgerade der Uebermuth zu Kopfe gestiegen ist. Schon machen sich Annerkungsgefühle breit: die Naturwissenschaft soll Alles beherrschen; was jenseits ihrer liegt, ist nichts, ist Unsinns! Das ist die Richtung unserer materialistischen Ultra's, so sprechen die Dogmatiker des Mikroskops und des prismatischen Spectrums. Wie sich die anderen Wissenschaften dazu verhalten, geht uns hier nichts an; der Sprachforscher aber darf nicht capituliren, er muß die Zähne weisen, wenn er nicht zu Kreuze kriechen will und bekennen: meine Sache war eitel Wind und Rauch — pater, peccavi!

Metaphysik. Wir müssen hier einen Gegenstand berühren, bei dessen bloßer Nennung Mancher schon ausreißt: die Metaphysik. Fassen wir uns wenigstens so handgreiflich wie möglich. Gesezt, der Leser hätte hier das Bild eines Mannes und daneben das einer Frau vor sich und er wolle gefragt: was siehst Du da? Ich wollte wissen, die Antwort würde lauten: einen Mann und eine Frau. Aber weit gefehlt! Was Du siehst, ist nur: Mann, Frau, oder noch genauer: gerade dieser bestimmte Mann und diese bestimmte Frau. Die Eingehen und das und siehst Du nicht, die denkst Du bloß. Dieser Wörter beiden Begriffe aus, so gut wie die Wörter Mann und Frau. Aber die Begriffe sind verschiedenartige. Einen Mann und eine Frau können wir wahrnehmen, und durch Wahrnehmung, durch Erfahrung haben wir die Begriffe Mann, Frau erlangt. Darum nennen wir sie Erfahrungsbegriffe. Aber die Ein und das Und sind doch auch da; es sind Wörter, denen doch wohl auch Begriffe zu Grunde liegen müssen. Gewiß, aber was für Begriffe? Die Antwort ist: solche, vermittelst deren wir denken. Sind in unserm Beispiele Mann, Frau die Materialien, die unser Gedanke bearbeitet, so bezeichnen ein, und, ein die Werkzeuge, durch welche dies geschieht. Das Denken bedarf mannichfacher Werkzeuge dieser Art — man nennt sie die reinen Begriffe, und die Lehre von diesen ist eben die Metaphysik. Ohne diese Begriffe kein Denken, folglich kein Wissen, folglich keine Wissenschaft. Freilich braucht darum der Naturforscher nicht zugleich Metaphysiker zu sein, ebensowenig wie ein Tischler nebenher Leinwanderei zu treiben braucht, — dazu sind eben Andere berufen. Nur soll jener nicht der metaphysischen Begriffe, dieser nicht des Leines entbehren wollen, sonst schaffen sie Beide nichts! Jedes ist, jedes und, jedes folglich u. s. w., dessen sich der Naturforscher bedient, ist eine Aneile, die er bei dem Metaphysiker macht, er erklärt uns die Erscheinungen der Welt, — aber sich selbst, daß sie seine Erklärungen, vermag er nicht zu erklären. — so etwa pflegte mein hochgeehrter Lehrer Kuno Fischer zu sagen.

Kategorien und Spracherscheinungen. Und der Sprachforscher hat doppelten Grund, die Metaphysik zu achten. Denn nicht nur bedarf er ihrer als Mittel wie jeder denkende Mensch, sondern der Stoff selbst, den er bearbeitet, muß ihn immer und immer wieder an jene Begriffe erinnern, die wir „reine“ nannten, und die kein Mikroskop, keine Goldwaage, kein Barometer und keine Retorte unseren Sinnen wahrnehmbar zu machen vermögen. Die Begriffe des Seins und Werdens, der Negation, des Möglichen und Mössigen — Verbindung —, Nothwendigkeit, der Quantität und Qualität, die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse u. s. w., sie alle finden in den Sprachen mannichfachen Ausdruck, bald durch besondere Wörter — Partikeln —, bald durch Wortformen oder durch Wortstellungen. Die Vollständigkeit, Reinheit und Klarheit, die eine Sprache hierin entwirft, ist wesentlich bestimmend für ihren Werth. Wer sich nur in unsern hochgebildeten europäischen Sprachen umgesehen

hat, der kann sich wohl denken, daß in anderen Sprachen der Plural, der Genitiv, Dativ, Accusativ, das Imperfectum &c. anders ausgebildet werden, als bei uns; daß aber manche Völker für Geschlecht, Kasus, Mehrzahl, Präsens gar keinen Ausdruck besitzen, daß wieder andere, z. B. die sinnfassen, weit mehr als unsere, vier bis acht Kasus, wieder andere, die Melanesier, außer dem Singular, Dual und Plural noch einen Trial, eine besondere Form für die Dreizahl der Dinge, haben: daran denkt und glaubt man erst, wenn man es erfahren hat. Auch der Aale mag fragen: wie sieht es wohl in dem Kopfe so eines Wilden aus? Nun wohl, der Sprachforscher kann darauf Antwort geben; und auch hierin kann sich der Ethnologe seine Kameradschaft gefallen lassen. Wir sind zum Glück längst darüber hinaus, jene unzähligen Völker, die an Cultur unter uns stehen, in Einen Topf zu werfen, nach Einem Maße zu messen. Vage Begriffe, wie die der Barbaren und Wilden, der Heiden und Ungläubigen, müssen je länger je mehr über Bord geworfen werden, und der Begriff roher Sprachen bedarf, soll er überhaupt bestehen, gar erheblicher Väterungen und Erläuterungen. „Hat denn die Sprache jenes Volkes auch eine Grammatik?“ so ist der Verfasser oft und zwar von recht gebildeten und gescheuten Leuten gefragt worden, wenn just von dem oder jenem „wildem“ Volkstamme die Rede war, und diese Frage sollte nicht etwa bedeuten: ist schon eine Grammatik der Sprache bearbeitet worden? Nein, die Frage glaubten alle, es gäbe Sprachen ohne Grammatik!

Grammatik. Sind solche denkbar? Ich suche und suche, aber ein Wie, eine Möglichkeit finde ich beim allerbesten Willen nicht. Was heißt denn Grammatik einer Sprache? Doch wohl das System ihrer Geseze und Regeln. Nun wollen wir einmal das Bild einer Sprache ohne Grammatik, also ohne Geseze und Regeln entwerfen. Das Französische und Englische haben nur noch wenige Formen, die des ersten Leben zum guten Theile nur noch in der Orthographie fort. Aber auch diese veralteten Reste müßten beseitigt werden. Diese Sprachen ersähen nun ihren Formenmangel durch Hülfsörter, z. B. Artikel, Präpositionen, Hülfsverba. Auch diese müßten wir streichen, denn auch sie sind grammatische Factoren. Endlich hat namentlich das Französische sehr feste Grundsätze der Wortstellung, die Folge der Wörter läßt oft allein ihre Beziehungen zu einander erkennen. Diese Geseze sind also auch grammatische: weg darum auch mit ihnen! Was bliebe dann? Der Leser kann es ausprobiren, wenn er einen französischen Satz mit Hinzuegung aller grammatischen Formen und Hülfsörter aufschreibt, dann den beschriebenen Zettel so zerschneidet, daß jedes Wort auf einem besondern

Blättchen steht, darauf diese Blättchen mischt und in willkürlicher Folge aneinanderreißt. Damit wäre die Probe einer Sprache ohne Grammatik geschaffen. Aber jede Sprache dient dem Gedankenvertheile, muß folglich verständlich sein: wird sich dieses Wortgemisch als verständlich erweisen? Oder sollen jene unglücklichen Wilden, deren Sprachen ihm ähneln, bei jedem Satze, den sie von einander vernehmen, tüsteln und ausprobiren, bis sie den wahrscheinlichsten Sinn der Rede errathen haben? Weisig armen Leuten gegenüber muß man aber bekanntlich sich doppelt deutlich ausdrücken.

Also jede Sprache muß ihre Regeln, muß folglich ihre Grammatik haben; obne dem wäre sie nicht verständlich, mithin ihrem Zwecke als Sprache nicht entsprechend. Wo eine Sprache, da ist auch eine Grammatik vorhanden, mit anderen Worten, da liegen den einzelnen sprachlichen Erscheinungen Nothwendigkeiten zu Grunde. Ob diese Nothwendigkeiten bereits wissenschaftlich erkannt sind, ob man schon eine Sprachlehre aufgestellt habe, das ist eine andere Frage.

Freilich der grammatische Bau der Sprachen ist ein sehr mannichfaltiger, und wer an das Studium des Chinesischen oder Malajischen, des Neuseeländischen, des Aestischen oder einer afrikanischen Neger Sprache mit der Erwartung ginge, hier Capitel für Capitel wiederzufinden, was ihm von den lateinischen Schulfunden her geläufig ist, der wird sich arg enttäuscht finden: hier ganz andere Redeweise, da ein wahres Moustrum von Conjugationsystemen, dort gar keine Wortformen, und wieder dort keine scharfe Grenze zwischen Wort und Satz! Aber Gesezmäßigkeit überall, und wenn diese sich anders betheilt als bei uns, folgt daraus wohl, daß sie fehlt? Der Chinese trägt keinen Brad, seine Frau kein Schnürkleid: soll man darum sagen, sie gingen nackt?

Gerade in dieser Mannichfaltigkeit des Sprachbaues liegt ein Hauptreiz unserer Wissenschaft. Aber auch deren Schwierigkeit. Der Geist der Sprachen ist verschieden wie der der Völker, in diesen muß ich dringen, wenn ich jenen erfassen will. Wie oft haben uns unsere Lehrer gesagt, wir sollten lateinisch oder französisch denken, nicht aus dem Deutschen in die fremden Sprachen überlegen. Was heißt das? Von einem neunjährigen Kinde, das dreier Sprachen ziemlich gleich mächtig war, hörte ich einmal den Ausspruch: „Es ist doch komisch, wenn ich über eine Sache deutsch oder französisch oder englisch nachdenke, — immer nimmt sie sich anders aus!“ Und ein berühmter Peterburger Sprachforscher sagte mir: „Mit jeder neuen Sprache, die ich erlerne, geht mir eine neue Welt auf.“ Wides besagt ungefähr das Nämliche. Ich erlerne die Sprache eines Volkes, das heißt: ich lerne die Dinge durch seine Augen betrachten. Wird mir dies gelingen?

Aus allen Erdtheilen.

Eine Disputation zwischen Christen und Buddhisten auf Ceylon.

Jan! über religiöse und kirchliche Dinge macht eben jetzt als Zeuch den Rundgang auf dem Erdball von Chile bis Japan unter Christen, Brahammedauern, Brahminen und Buddhisten. Die Brahminen und die Anhänger des heiligen Brahmo Somadich haben seit Jahren eine scharfe Polemik gegen die englischen Missionäre eröffnet und wir haben im „Globus“ mehrmals einige kennzeichnende Proben derselben gegeben. Japanische Priester sind ihrerseits nicht zurückgeblieben und jetzt

lesen wir, daß auch die Buddhisten auf Ceylon mit Entschiedenheit angriffsweise verfahren. Sie bedienen sich derselben Waffen wie die Christen Missionäre, stellen Thesen gegen Glauben, Argumente gegen Argumente, und errichten ihrerseits viele Schulen und „Lehrgesellen“. Auf Ceylon fordern sie die westeuropäischen Missionäre zu öffentlichen Controversedisputationen auf, und der „Ceylon Observer“ erstattet über dieselben unparteiisch Bericht.

Die jüngste Disputation fand statt in Pandure, das unweit von Colombo liegt, unter einem Bandal, d. h. einer an den Seiten offenen Halle, die geschmackvoll verzieret und so

hergerichtet war, daß alle Anwesenden bequem sehen und hören konnten. Die Reiner fanden aus einer Empordähne. Christlicherseits hatten sich die Reverends des Siloa, Tebb, Langdon, Cole und noch mehrere andere eingeladen; die drei ergrannanten sind weltrennliche Missionäre, die auf Ceylon arbeiten. Unter den Römern für den Buddhismus nahm der Priester Magatu wotta eine hervorragende Stelle ein; er war es, der am 28. September die Controverse eröffnete. Dem Christenthume legte er zunächst fünf Hauptirrhümer zur Last:

„Die Christen geben ihrem Gotte verschiedene Benennungen, um nicht gegen die Ansichten derer zu verstoßen, zu denen und für welche sie predigen; ihr Gott ist ein viertelstücker, menschlicher und grausamer Gott, wie das aus der Bibel hervorgeht. Diese Bibel ist sehr verschiednen übersezt worden, ihr Text nicht fehlerhaft, nicht sicher, und man darf daher dieser Bibel nicht trauen, ihr keine Wahrheit beileihen. Aus dieser Bibel geht übrigens so viel hervor, daß der Christengott nichts weniger als allwissend ist, und allmächtig ist er, der Bibel zufolge, auch nicht.“ Dofür brachte Magatu wotta Briefstellen bei.

Der Siloa nahm dann das Wort, um diese Edg der Reihe nach zu widerlegen und die „Abwärtigkeiten“ des Buddhismus nachzuweisen. Nach ihm sprachen noch einige andere Missionäre, denen aber der redende Magatu wotta mit Nachdruck antwortete. Es ging übrigens mit dieser Controverse wie bei allen religiösen Streitigkeiten: die Christen rühmten sich, daß sie die Abgeschwächtheiten des Buddhismus klar dargelegt hätten, und die Buddhisten waren überzeugt, daß von ihnen die Untauglichkeit und die vielen Irrthümer des Christenthums sichtlich nachgewiesen worden seien. Beide Parteien waren so klug oder nicht klug wie vor der Disputation; aber der Ceylon Oberver bemerkt doch: „Keinen Sieg über das Heidenthum haben wir nicht zu verzeichnen. Es ist aber wohl ein Zeichen für einen gewissen Erfolg der Missionäre, wenn diejenigen, deren Glauben angegriffen wird, denselben zu verteidigen suchen. Wir können nicht umhin, einige Stellen des Berichtes über die Disputation zu entlehnen, welche dorthin, mit welchem Scharfsinne die Eingeleiten die verschiednen wissenschaftlichen Ansichten und Gegenstände zu verwenden wissen. Magatu wotta legte im Refress des Maha Meru (heiligen Berges der Indes) dar, daß in Bezug auf Geographie die neuere Wissenschaft mit den Angaben der Bibel gar nicht übereinstimme. Dann warf er den anwesenden Christen ein in englischer Sprache geschriebenes Buch zu und rief: „Seht hier, wie ein so ausgezeichneter Mann wie Herr Morrison gezeigt haben will, wie Newton's Theorie von der Umdrehung der Erde auf Irrthümern beruhe. Belastet doch ja Buddha nicht mit Irrthümern, so lange Ihr untereinander nicht allesamt übereinstimmt und einig seid! Wie könnt Ihr behaupten, daß der große Berg Meru nicht im Norden liege; ist denn einer von Euch dort gewesen?“ —

„Es ist wohl nur Zeitvergeudung, mit Jemand über die Wahrheiten oder Irrthümer des Christenthums zu streiten, welcher des Bösen des Judenthums nicht zugibt. Die Controverse drehte sich wesentlich um den Punkt, ob ein Christengott überhaupt existire und ob jeder Mensch unfähig sei oder nicht. Die Missionäre und ihre Anhänger waren höchlich verstimmt als die Wahrheit verbreitet wurde, daß angeblich der Gouverneur den Buddhismus patronisire. Angesehene Buddhisten hielten ihren Glaubensgenossen mittheil, daß Magatu wotta von der Exzellenz über seine ganze Haltung bei der Disputation beglückwünscht worden sei. Hier, so sagten sie zu den christlichen Eingeleiten, steht ihr, wie der Vertreter Ihrer Majestät denkt. Auf Seiten des Buddhismus ist Recht und Wahrheit und die Königin ist für unsere Sache gütig gesinnt.“ Der Gouverneur hatte sich einige Exemplare des nach herzoglichen Aufzeichnungen gedruckten Berichtes kommen lassen und vielleicht dem Buddhisten Magatu wotta einige freundliche Worte gesagt. Daraus haben denn die Buddhisten etwas Capital für sich geslagen.

Kumassi, Hauptstadt der Aschantis.

Die Engländer wollen und müssen nun auch um jeden Preis diese Hauptstadt einnehmen; sie werden jedoch, gleichwie ob sie siegen oder nicht, unerschütterliche Opfer an Geld und Menschen zu bringen haben. An dem Kriege selbst haben die meiste Schuld sie selber; ihr ganzes Verlangen an der Goldküste, das räumen die Bekehrtheiten unter ihnen selbst ein, war in hohem Grade unersättlich und kurzschichtig. Doch darüber ein anderes Mal. Wenn sie Kumassi einnehmen und was ihre Absicht zu sein scheint, die Stadt dem Boden gleich machen, so haben sie darum doch nicht das Königreich Aschanti demüthigt. Denn dasselbe reicht weit ins Innere hinein und dahin können die Engländer ihren Gegnern nicht folgen. Sie müssen noch der Küste jurd und sich hier auf einige Forts und Handelsfactorien beschränken, die Aschantis aber werden ihre Hauptstadt wieder aufbauen oder dieselbe an einen andern Ort verlegen. In dem chaotischen Gewirr an der ganzen Goldküste von Cap Palmas bis zum Rio Volta werden dann zeitweilig allerdings die vielen Häuptlinge gegen die Weißen sich freundlich und trübselig stellen, aber mit Eifersucht ist auf sie nicht zu rechnen, und die Kriege mit den Aschantis werden erst aufhören, wenn diese, wozu sie volles Recht haben, vollkommen freien Zugang nach der Küste gewinnen, an derselben einige Oasen besitzen und nicht länger von den feigen und misrathen Häuptlingen belästigt werden, wenn alle das widersinnige britische Protectorat aufgehört hat. Gerade dieses ist es, welches den Engländern alle Verlegenheiten gebracht hat; die Aschantis glaubten sich unter demselben Schutz vielfach Unilden gegen die Aschantis erlauben zu dürfen und wurden dann noch von den britischen Völkern in Schuld genommen.

Kumassi liegt auf einer Hochebene am Rade Subim, der sich mit dem Odra vereinigt; dieser letztere fällt in den Prach. Der Weg nach Cape Coast Gasse führt über ebenes Land durch dichten Buschwald und ist sehr schmal. Die Engländer müssen auf ihrem Zuge den Prach oder Vasson Prach überschreiten, der bei Tshama ins Meer fällt. In seinem Bette liegen viele Felsen, die aller sind Reil; bei Prach ist er in der trocknen Jahreszeit zwei, in der Regenzeit zehn Meter tief. Ein anderer Fluß, der Omahen, kann durchwaten werden. Die Straßen in Kumassi sind breit und mit Eukalypten bepflanzt, die Häuser mit Schieferdächern und bunt angestrichen. Schon seit längerer Zeit haben sich Mollas dort angelassen, wie denn überhaupt die Mohamedaner eine freundliche Aufnahme gefunden haben; sie dienen den Aschantis als Speiser, Gelände, Unterhändler, Wäcker, je nachdem es paßt.

Der französische Viceadmiral Fleuriot de l'Angle, der mit der Guineaflotte seit langer Zeit verweilt ist und nach 1868 dort Station hielt, bemerkt ganz richtig, daß der Hof von Kumassi seit 200 Jahren eine sehr energische Politik befolgt habe. Die große Anzahl von Stammeshäuptlingen, welche man bei uns als „Könige“ bezeichnet, waren oftmals reichlich gegen den Beherrscher der Aschantis, welcher sie besiegte hatte und in Unterwerfung hielt. So wurde das Volk durchaus kriegerisch. Gomon und Denkra wurden erst im vorigen Jahrhundert eingelegt; die Pamborros im Konggebirge, welche Krieg gegen den König begannen, um dessen wachsende Macht zu brechen, wurden geschlagen und zurückschlagen. Die Aschantis fingen im Jahre 1807 an sich ungebührlich zu benehmen, sie wurden geschlagen und die Aschantis drangen bis ans Meer bei der englischen Factorie Annamabu, dessen Gouverneur mit ihnen unterhandeln mußte.

Um 1820 empörten sich einige Häuptlinge, die Aschantis verloren eine Schlacht bei Tin und damit die Provinz Goman. Darüber jubelten die Aschantis, verdrängten jene und sofort wurde ihr Land verwüstet. Im Jahre 1824 wurden die Engländer unter Mor Gorthy am Prach auf's Haupt geschlagen und die Aschantis drangen bis Cape Coast Gasse vor. König Tsai Oloso ließ volle zwölf Stunden lang Sturm gegen die Gila-Dele laufen, die jedoch Stand hielt gegen den Feind, in dessen

Reihen die Platten und Tücher viele Menschen hinweg-
rassie. Im Jahre 1826 war wieder Krieg und die Achantis
wurden geschlagen; 1831 trafen sie die Provinzen Tensera und
Masaf ab.

Die gegenwärtigen Wirren haben ihren Grund in Folgen-
dem. Mehrere Jantist hielten 1846 in Achanti Seidburen ge-
schloßen; ein solcher Diebstahl wird dem Hochverrath gleich ge-
achtet. Dem Friedensschlusse von 1831 zufolge mußten diese Theile
ausgeliefert werden; der Gouverneur von Cape Coast verwei-
gerte die Auslieferung, nahm die Diebe in Schutz und verleiht
samt dem Vertrag. Daher die feindselige Stimmung der Achantis,
die noch gesteigert wurde, nachdem 1847 die Holländer ihre
Faktoreien an die Engländer abgetreten hatten. Die Holländer
waren eben damals in offenem Kriege mit den Jantist in der
Umgegend von Elmina und die Achantis, die sich mit den
Holländern in Frieden und Freundschaft geeicht hatten, theilten
diesen Hülfe. Die Regie in den holländischen Besitzungen,
welche man gegen ihren Wunsch und Willen den Engländern
überantwortet hatte, hielten es mit den Achantis, welche zum
Juni 1873 das ganze Proletariat, d. h. die Jantistregion
von Cape Coast bis Apollonia, überzogen. Am 13. Juni wur-
den von Elmina, das sie umlagerten, zurückgeschlagen, und
am 5. und 6. November erlitten sie bei Abrahampas nicht un-
beträchtliche Verluste. Unter ihrem tapfern Feldherrn Aman-
quatio zogen sie durch den Wald bis an den Brak, wo die
Engländer wieder mit ihnen zusammentreffen werden. An der
ganzen Guineaküste bis zum Nigerdelta hinab war das gelbe
Fieber sehr heftig aufgetreten.

Australien.

Alle Nachrichten aus den verschiedenen Colonien liefern den
Beweis, daß dieselben sich in durchaus gedeheltem Zustande
befinden und eines blühenden Wohlstandes erfreuen. Was zu-
nächst Neuseeland anbelangt, so hat der Schatzmeister dem
Parlament in Sydney durch Jiffen dafür den Nachweis ge-
leistet. In den letztverflossenen zehn Jahren sind angewachsen:
die Anzahl der Schafe um 120 Prozent, der Betrag der Wolle
um 239, Geldwerth der Schur 87, Förderung der Steinbo-
den 41, Weizenanbau 29, Käseernte 73, Zuckerrüben gegen 1000,
Wein 25 Prozent. Dazu kommen die Depositen in den Ban-
ken mit einem Plus von 80, jene in den Sparcassen mit 75
Prozent. — Die Finanzen sind in blühendem Zustande; für
das Jahr 1872 überstiegen die Einnahmen die Ausgaben um
518,969 Pfund Sterling. Die Einnahmen vom 1. Januar bis
30. September 1873 haben sich auf 2,312,748 Pf. St. gestellt;
die Eingänge für die drei letzten Monate sind auf 936,392
Pf. St. geschätzt worden, so daß die Jahreseinnahme etwa
3,378,000 Pf. St. betragen wird. Die Ausgaben für das Jahr
sind zu 2,718,176 Pf. St. angenommen; demnach beträgt der
Ueberschuß etwa 655,000. Im Jahr 1874 nimmt der Schatzmeister
aus allen Quellen eine Einnahme von 3,444,619 Pf. St. an,
eine Ausgabe von 3,335,000. Er will Schulden abtragen,
Steuern vermindern und Werke allgemeinen Nutzens ausführen
lassen. Während Victoria an einem Schutzsysteme festhält
und manche Güter mit einem Eingangszoll von 20 Prozent
vom Werthe belegt, hat Neuseeland alle Hofeinkünfte abge-
schafft und will nun auch die Vermögenssteuer aufheben; auch
die spezifischen Zölle auf 35 Artikel werden fallen.

Die Colonie Westaustralien, die bisher wenig beachtet
wurde, hat ein Jahrbuch veröffentlicht, dessen Inhalt als wichtig
betrachtet wird. Dasselbe enthält eine geographische Beschreibung

eines großen Landesheiltes, aus welcher hervorgeht, daß die
Reichthum an Mineralien sehr beträchtlich ist. Die Anzahl von
größeren und kleineren Kohlenminen ist im Steigen, jene der
Eisen- und Zinkerden in erheblichem Anwachse; für das
Schmelzen wird eifrig geteilt. Die aus Zellen, Kalafelnern,
Vanderväusen und Versäuerungen fließenden Einnahmen be-
trugen im Jahre etwa 90,000 Pf. St. Die Polizei kostete
20,000 Pf. St., die Ausgaben für die Strafanstalten betragen
4400, für Schmelzen 5059, für öffentliche Arbeiten 3069 Pf. St.

* * *

Ueber kirchliches Leben in Nordamerika hat Dr.
Theodor Fritzsche aus Bonn, welcher der „evangelischen
Allianz“ in New-York bewohnt, gegen einen Berichterstatter des
„New-York Journal“ sich folgendermaßen ausgesprochen: „Zwei
Dinge sind mir besonders aufgefallen, Dinge, die ich in einer
Republik und bei dem vielgestalteten religiösen Charakter der
Amerikaner für ganz unmöglich gehalten habe. Ich halte mir
immer vorgekehrt, daß in einer Republik, noch dazu einer
christlichen, die Menschen einander als völlig gleichberechtigt an-
sehen, daß aller Kastengeist hier verbannt sei und daß mit der
politischen auch soziale Gleichberechtigung gegeben wäre. Das
aber scheint mir durchaus nicht der Fall zu sein! Ich habe
freilich nur beschränkte Gelegenheit gehabt, dies in weiteren
Reisen zu beobachten. Aber in den Kirchen! — Das ist
ja ganz schauerlich, wie die Menschen sich von den Armen schei-
den. Die Reichen sitzen öffentlich verzaubern, dem höchsten
Worte die höchsten kirchlichen Ehren einräumen, die Armen auf
Vauferge oder in Missionshäuser drängen, wo nur ungebildete
Missionäre predigen, ist geradezu abschulich, und es wird und
muß sich fürchterlich rächen! Und dann hole ich es auch nicht
gerade für Recht, daß man sich ein Quartier für 12,000 Dollars
oder so viel, damit man den Genuß eines „Sacred Con-
certs“ habe. Die Pöbel, Oest zu leben und ihm zu fügen,
gehört der Gemeinde an. Der ganze Zustand ist unglaublich
und scheint mir ein Hinweis auf jenen mittelalterlichen Status
zu sein, wo, wenn man 50 Tage zu fasten hatte, man sich 20
arme Leute mietete, die gegen ein geringes Honorar dieser
Kasteiung sich unterzogen.“

Ein verheerender Engländer oder Schotte Namens Mac-
leod ist aus seiner nebeligen Heimath lediglich deshalb nach
Japan hinfüßgekommen, um dort den Keuten zu beweisen,
daß sie eigentlich Juden seien. Er hielt im October 1873 Vor-
lesungen zu Nioga, und giebt als Resultat seiner „wissenschaft-
lichen Forschungen“ Folgendes: Zinnu Tenno, der erste
Kaiser von Japan und alle seine Vorfahren gehörten den zehn
verlorenen Stämmen Israel an! — Viele unglücklichsten
zehn Stämme haben schon vielen Hundert Keuten den Kopf
verwirrt. Haben das Mande die Todtheit gehabt, sämtliche
Indianer Amerikas von denselben abgelenkt.

Die Einwanderung der Menschen aus
Südrussland nach Nordamerika wird sehr beträchtlich
werden; man glaubt, daß sie noch und nach ohne Ausnahme
sich in den Vereinigten Staaten ansiedeln. Noch im Spätherbst
lanten etliche 20 Familien und laufen angebaute Landstrecken
am Mountain Lake, an der St. Paul- und Sioux-Fish-Bahn
in Minnesota. — Bei Stanton im Territorium Dakota ist
eine Ansiedelung, die von 189 Familien deutscher Vorfahren
gegründet worden ist; sie sind aus der Gegend vom Schwarzen
Meere gekommen. Alle diese Leute sind wohlhabend und in
Rusland wird man wohl bald herausfinden, was man durch
den Abzug so fleißiger, wahrer Leute verlor.

Inhalt: Streifzüge auf den Sandwischjeln. III. (Mit fünf Abbildungen.) — (Mit fünf Abbildungen.) — Die russischen Kämpfe gegen die Tschu-
manen. Von Hermann Wambert. II. (Schluß.) — Schwarze Hülsenbohnen der Engländer an der Guineaküste. 8. Wen-
schenreiter aus der Nigerdelta. — Sprachwissenschaftliches. Von Georg von der Gabelen. I. — Aus allen Erdtheilen. 8. Wen-
schenreiter zwischen Christen und Buddhisten auf Ceylon. — Russisch, Hauptstadt der Achantis. — Australien. — Ver-
schiedenes. — (Schluß der Redaction 12. Januar.)

Herausgegeben von Carl Antee in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: G. Vieweg in Braunschweig.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



№ 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 6 Egr.

1874.

Unter den Laosvölkern am obern Mekong.

I.

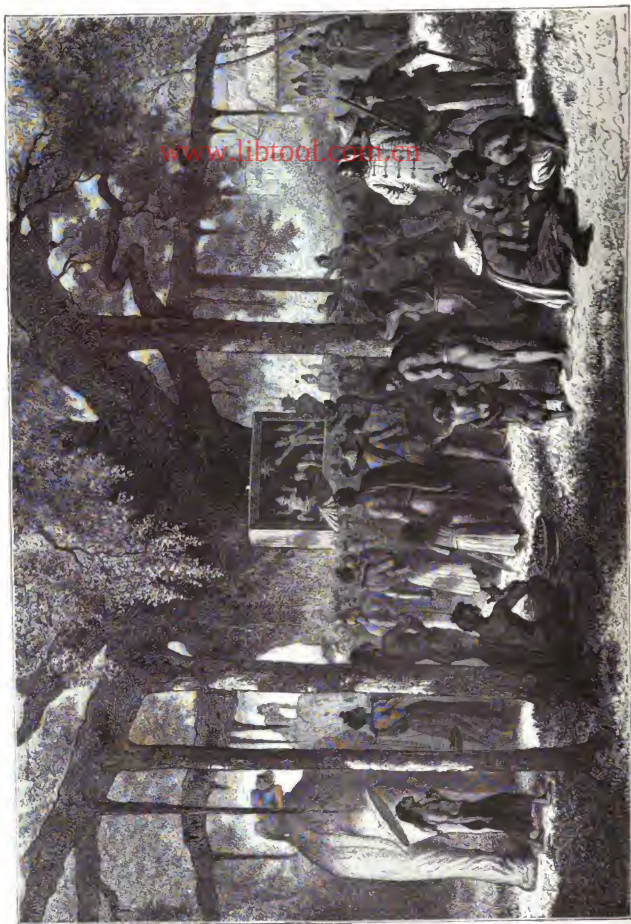
In Kalon. — Die buddhistischen Mönche; Opfergaben. — Ein Marionettentheater der Annamiten. — Feiggruben und Aberglauke. — Saniabury und die Löpfereien. — Buddha's Fußspuren in Laos. — Krong keu.

Wir haben die Expedition Lagrée's und Garnier's zur Erforschung des Mekong in unseren früheren Mittheilungen bis in das obere Laos begleitet und wollen ihr jetzt bis Yuang Prabang folgen.

Ein Mitglied derselben, P. Delaporte, hatte einen Absteher nach Kalon gemacht, und er fand auch dort Gelegenheit die buddhistischen Mönche in aller Ruhe genau zu beobachten; er stellt ihnen abermals ein sehr günstiges Zeugniß aus. Morgens begab sich der Europäer in die eine oder andere Pagode, ohne dadurch besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Nachdem die Bonzen den Tempel betreten hatten, knieten sie alle vor dem Altar nieder und der Älteste richtete ein Gebet an Buddha; die übrigen stimmten eine Art von Psalmodie oder Vitane an. Nach dem allemal nur kurzen Gebete nahm jeder Bonze seinen Fächer und sein Gefäß und dann zogen sie alle ab um Gaben einzusammeln; das geschieht an jedem Morgen. Sie gehen einer hinter dem andern, der Älteste allemal voran, die übrigen folgen je nach ihren Jahren. In der einen Hand hält jeder eine große runde Wäsche, die von den Schultern herabhängt, und in der andern einen großen Fächer, den er vor sein Gesicht hält, denn er will Geberinnen und Opfergaben nicht sehen. Nur solche sind dem Buddha angenehm, welche freiwillig und ohne alle Ueberredung gern dargeboten werden. Diese

Act sich des Fächers zu bedienen hat etwas Rührendes, und bedeutet genau dasselbe wie der Ausruf, daß die rechte Hand nicht sehen solle, was die linke thut.

Die Gaben werden auf zweierlei Art eingesammelt. Entweder nimmt der Bonze, immer den Fächer vorhaltend, sie aus der Hand der Spender entgegen, welche die Opfer den zuletzt kommenden also jüngeren Mönchen in deren Gefäße thun, oder sie nehmen mit eigenen Händen das hinweg, was man schon im Voraus für sie auf kleine Bänke hingelegt hat. Dergleichen Gefäße, welche man vor vielen Häusern und an den Straßenenden findet, sind nichts weiter als eine Art von Tischplatte, die auf einem Bambusstabe befestigt wird, aber jene, welche an Kreuzwegen stehen, machen schon einen gewissen Anspruch, indem sie nicht selten als Miniaturpagoden erscheinen oder als kleine aus Stein aufgeführte Capellen und dann mit einem Tuche versehen sind, damit die Opfergaben nicht naß werden. Diese bestehen durchgängig in Gewaren, z. B. Reis in Kugeln geformt, Gemäsen, Eßig &c. Ein kleiner Theil wird Buddha geweiht und auf kleinen, mit Schnitzwerk verzierten Taiseln auf die Altäre gelegt, alles Uebrige ist Speise für die Bonzen, denen eine strenge Regel verbietet etwas anderes zu genießen als das was freiwillig für sie gesopft wird. Sie geben davon gern an arme Wanderer ab, welche bei ihnen vor sprechen.



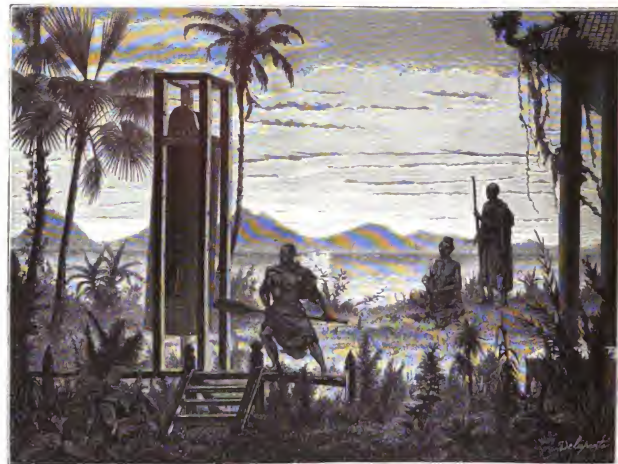
Die Khammoua geben eine Theatervorstellung.



Zerwerfheit in Siam.

Als Delaporte eines Tages in einer Pagode auf einer Matte lag, und sich die Bonzen genau ansah, traten einige alte Frauen ein; sie brachten Öhl und Nüssen, welche sie segnen lassen wollten. Sie warfen sich nach einander vor den verschiedenen Buddhastatuen nieder und gingen wieder fort, nachdem ein Novize über die Nüssen den Segen gesprochen hatte. Gegen elf Uhr nahmen die Bonzen gemeinschaftlich ihr Mahl; in jener Pagode hielten sie an der alten strengen Regel fest, welche ihnen am Tage nur eine Mahlzeit und zwar nur Vormittags gestattet. In manchen Tempeln wird eine weniger strenge Praxis befolgt, dort halten die Bonzen zwei Mahlzeiten und nehmen es auch an den Fasten nicht gerade genau. Aber mäßig und nüchtern leben sie überall, sie trinken weder Palmwein noch andere Spirituosen, sind auch keusch und nur selten kommt es vor, daß einer die Gebote übertritt. Auch befolgen sie genau das Gelübde der Armut. Wenn man überhaupt zugeben dürfte, daß Mönche zu irgend etwas nütze auf der Welt seien, dann müßte man zugeben, daß jene in Hinterindien vor jenen des Abendlandes bei weitem den Vorzug verdienen. Diese sind für ihr ganzes Leben in ein durchaus widernatürliches Verhältniß gebracht und sind Sklaven von Gelübden, über welche sie sich beim Ablegen derselben oftmals gar keine genaue Rechenschaft geben können; der Bonze dagegen ist und bleibt ein freier Mensch, denn er leistet sein Gelübde nicht für immer. So lange er das Mönchsgewand trägt, ist er an die Regeln gebunden, aber er kann austreten sobald es ihm beliebt. Und gerade deshalb wird es ihm leicht, die

Verpflichtungen zu erfüllen, welche er sich selber auferlegt hat. Die buddhistischen Bonzen circuiren sich beim Volk eines moralischen Ansehens und stehen in Achtung, was man beinahe den Mönchen des Abendlandes nicht im mindesten nachrühmen kann.



Ein Bonze klopft mit der hölzernen Glocke.

Noch mehr. Tiefe Achtung wird noch dadurch gesteigert, daß diese Bonzen sich streng auf das geistige und geistliche Gebiet beschränken. Delaporte schreibt: „Auf unserer ganzen Reise haben wir niemals gehört, daß irgend ein Mönch sich in Staatsangelegenheiten gemischt hätte. Sie bleiben allen zeitlichen Angelegenheiten fern und beschäftigen sich lediglich mit dem, was ihres Amtes ist, nämlich mit der Religion und der Ausübung des Cultus. Wenn bei großen Staatsfesten, z. B. Krönungen, religiöse Ceremonien für angemessen er-

achtet werden, muß man in die Pagode schiden und die Bonzen einladen.“

Während in einem großen Theil Europas die Geistlichkeit, welche der römisch-vaticanischen Hierarchie stauisch unterworfen ist, einen großen Theil der Schuld an der Unwissenheit und der Verwahrlosung der sogenannten romanischen Völker trägt, und in Frankreich z. B. 27 Millionen Menschen nicht lesen können, widmen sich die Bonzen überall mit Eifer dem Unterricht der Kinder, mit denen sie in der Pagode Schule halten. So lange die Kinder die Schule besuchen, müssen sie das Bonzenkleid tragen und das Kopfhaar abschereuen. Den Franzosen fiel es täglich auf, wie viel Uebereinstimmendes der Cultus der römischen Kirche mit jenem der Buddhisten hat, der viel älter ist als jener. Wir haben darüber vor einiger Zeit ausführlich gesprochen.

Die Expedition hatte eine Anzahl von Annamiten als Diener aus Saigong mitgebracht, und diese waren hoch erfreut, in einem dicht bei Kalon gelegenen Dorfe eine dort angesiedelte Colonie ihrer Landsleute zu treffen, mit denen sie sofort in den freundschaftlichsten Verkehr traten. Es ging hoch her, vom Morgen bis zum Abend. Zu jenen Dienern gehörte auch ein lustiger, aufgeweckter Bursch, der es sich eifrig angelegen sein ließ, den übrigen auf heitere Weise die Zeit zu vertreiben. Dieser Mensch hieß Tiao; er hatte, obwohl noch jung, schon ein Leben von Wandlungen und Abenteuern hinter sich, denn er war nach und nach Kohn- diener, Adermann, Bootsknecht, Soldat und zuletzt in Saigong Schauspieler gewesen, und das letztere mit Vorliebe. Jetzt nun war er eifrig darüber aus, mit Hülfe eines Kameraden eine lustige Bude aus Bambus zusammenzuschlagen, die er mit allerlei buntem Zeug auspugte. Nachher zog er aus seinem Reisack eine Anzahl von Puppen hervor und gab Vorstellungen seines Marionettentheaters, die großen Beifall fanden und auch aus der Umgegend Zuschauer herbeilodeten. Tiao gab auch eine große Extravaganza,

zu welcher die ganze Stadt eingeladen wurde. Er schlug diesmal seine Bude am Stamm eines riesigen Banianenbaumes auf, dessen Zweige weit überragten und unter dessen Schatten noch Hunderte von Zuschauern Platz hätten finden können. Die Decorationen wurden von der Natur geliefert; zur Rechten und Linken standen die Häuser hinter Palmen und Bambus, in der Nähe floss der Strom, an dessen anderem Ufer dichter Wald stand; im Hintergrunde ragten Berge empor. (S. 98.)

Tiao hatte eine Anzahl neuer Figuren angefertigt, denn er wollte sein Publicum überraschen und durch seine Wipe zum Lachen bringen; das eine wie das andere gelang ihm in vollem Maße. Zuerst trat auf ein Chineser mit langem Kopfe, dann Sonne und Mond, ein annamitischer Soldat, ein französischer Gendarm und Offizier, ein Laos- wandin nebst Frau und zuletzt eine europäische Dame. Einer der annamitischen Colonisten war Dolmetscher für die Laos. Die Vorstellung fand ungetheilten Beifall und mußte am Abend bei Fackelschein wiederholt werden. Tiao erntete Ruhm ein und am anderen Tage brachten ihm viele



Ein Weg in den Reisküthern.

Frauen allerlei Federbissen und Palmwein, in welchem sich die Annamiten nur allzuthunlich thaten.

Von der Stadt Huten hatte Vagré mit Doctor Joubert eine Bootsfahrt auf dem Hin bum unternommen, einem aus der linken Seite des Mekong milnblendenden Flusse, an welchem Flei gegraben wird. Die Reisenden fanden hier zerstreut liegende ganz kleine Dörfer, bei welchen auf das Metall gegraben wird; die Ausbeute ist kaum der Mühe werth. Ausländer dürfen in den Gruben nicht arbeiten. Wenn Jemand an Meileit sticht, muß in allen Dörfern die Arbeit eine ganze Woche lang eingestellt werden. Niemand darf ein rothes oder weißes Kleid tragen; die Leute dort sind fest überzeugt, daß durch beide Farben die bösen Berggeister gereizt werden, von welchen ihnen überhaupt alles Unheil kommt und die man durch zahlreiche Opfer möglichst zu beglücken sucht.

Von Huten schiffte die Expedition stromauf nach Saniaburg, einem Mung, Fleden, am rechten Ufer des Mekong, in welchen dort an der rechten Seite der Samkam mündet. Der Gouverneur war nach Bangfot gereist, um

beim Zeichenbegängnisse des zweiten Königs anwesend zu sein, aber seine Gemahlin empfing die Fremden sehr zuvorkommend. Saniaburg ist eine faubere, wohlhabende Ortschaft in einer reizenden Lage. In der Nähe befindet sich eine große Töpferei, welche eine sehr beträchtliche Anzahl von Geschirren liefert, dessen Formen von einem einfachen aber nicht unästhetischen Geschmacks zeugen. Das Verfaßren ist ganz einfach; man stellt die Gefäße zum Brennen in halbkreisförmige Oefen, die mehrere Abtheilungen haben, und macht Feuer unter die untersten derselben derart, daß die Flamme auch die oberen Theile beledt. In der Umgegend befinden sich auch einige Kalköfen. (S. 99.)

Weiter stromaufwärts, der Mündung des schiffbaren Nam san gegenüber, liegt Hun tang, ein großes, sehr schönes Dorf, schon in der Provinz Pongpang. Dort wurde eben eine große Feierlichkeit begangen, denn es war gerade Vollmond, der im buddhistischen Kiste eine Rolle spielt. Die Pagoden waren überreich mit Blumen geschmückt und mit Andächtigen gefüllt, während in den belebten Straßen wandernde Krämer ihre Siebensachen dem Publicum an-

priesen und auch auf den Auslegebretern der Kaufleute eine reiche Auswahl von allerlei Waaren zu finden war. Hier ist schon mehr Civilisation als weiter abwärts im südlichen Laos. Der Handelsverkehr mit Bangkok über Korat findet auf der fruchtbaren, wohlbevölkerten Hochebene, um welche von Banmul der Strom sich windet und in welcher der Se Wan eine Fahrbahn bildet, bequemere und mehr regelmäßige Verbindungen als durch die Provinzen Bassac und Khong. So wird erklärlich, daß in Ban lang europäische Baumwollencullen und Quincailieren häufig sind. Von einheimischen Erzeugnissen fiel den Reisenden der Jimut auf, welchen sie hier zum ersten Mal auf dem Markte sahen.

Oberrhalb Bang hong steht eine Pagode, in welcher eine Fußspur Buddhas gezeigt wird; dergleichen Fußspuren sind in Laos sehr häufig; freilich ist keiner derselben so bestimmt wie jener auf dem Adamesberge in Ceylon, wo auf dem Gipfel Santama seinen linken Fuß eingedrückt hat, ober der auf einem Berge, welchen die Siamesen Swana Papato nennen; er ist jedoch als Probat mo!, d. h. geheiligter Fuß, bekannt und liegt zwischen Korat und Bangkok. — Kong lun liegt am Melong, gegenüber der Mündung des Se Ngam, der an der linken Seite einfließt. Er soll sechs Zageisen weit aufwärts für Varen fahrbar sein und sechs eine Waldregion fliegen, die mancherlei Producte liefert; von dort her kommt Jimut und Benzoe.

Kong lay ist eine sehr neue Stadt und erst nach der Zer-

störung der alten Capitale Vien schau durch Siamesen gegründet worden; sie bildet den wichtigsten Platz am Melong auf der Strecke von Pnom Penh bis Nuang Prabang. Die Häuser stehen parallel mit dem Strom und bilden eine etwa eine halbe Stunde lange Straße, die von mehreren auf den Fluß zulaufenden Gassen durchschnitten wird. Man findet dort viele Eschenlaren, auf welchen die Waaren von und nach Korat transportirt werden. Die Einwohner feierten, wie jene in Ban lang, ein Fest; man hatte die Reisähren eingehirmt und bat nun den Himmel um eine glussige Regenzeit. Deshalb war an Erbeten und Opfergaben förmlicher Ueberrausch. Die Pfade, welche aus der Stadt zu den Reisfeldern führen, waren mit Wimpeln geschmückt, die man an langen Bambusstäben befestigt hatte, und auf jedem Kreuzwege brannte Weir Rauch auf kleinen Altären.

Die Städte, auf welcher Vien schau einst gestanden, ist nur etwa drei Legstunden von Kong lay entfernt, d. h. zu Lande, auf dem Stromwege aber wohl dreimal so weit. Der Melong behält hier noch seine südliche Richtung bei bis nach Kuong lut, einer Provinzialhauptstadt der vernichteten Vaoosomarchie. Dieser Ort hatte, was in Hinterindien selten ist, noch heute denselben Namen wie vor zweihundert Jahren; sehr beträchtlich ist dort der Schiffbau.

Oberrhalb Vien schau fließt der Melong durch Bergeland.

Die wilde Raze in den russischen Wäldern.

Die Wildrage, Felis Catua, in russischer Sprache Keschla genannt, kommt nur im südlichen und südwestlichen Rußland, im nördlichen aber gar nicht vor; ob sie früher auch hier lebte und wie das Roth- und Rehwild ausgerottet worden ist, darüber fehlen sichere Angaben. Jedoch möchte dies wohl mit Recht in Zweifel gezogen werden, weil sie selbst in Deutschland nur in den milderen Gegenden vorkommt und die höheren Gebirge meidet. Die östliche Grenzlinie bildet der Ural, über welchen hinaus sie nicht mehr angetroffen wird. Jenseits dieses Gebirges sowie in der Steppe wird sie durch eine andere Art — die Steppenrage — vertreten. Da die Wildrage außer dem Kaukasus nur noch in einem Landstriche Kleinasiens, nämlich in Grusien, mit Sicherheit nachgewiesen ist, so kann man dieselbe, weil sie gegenwärtig auch noch über das ganze südliche und westliche Europa verbreitet ist, als die einzige echt europäische Ragenart betrachten.

Bis in die neuere Zeit wurde die wilde Raze als Stammvater der zahmen Raze angesehen, von welcher sie aber wesentlich verschieden ist. Da selbst heute noch manche Leute beide Ragen als ein und derselben Art angehörig betrachten, so folgen hier die hauptsächlichsten Merkmale, durch welche sie sich von einander unterscheiden.

1. Bei der wilden Raze dringen die Kassenbeine weiter nach hinten zwischen die Stirnbeine hinein vor, als die Oberkieferbeine; während bei der zahmen Raze die Kassenbeine nicht so weit nach hinten zwischen die Stirnbeine dringen, als die Oberkieferbeine.

2. Bei der wilden Raze tritt das Stirnbein nach hinten in unmittelbare Berührung mit den Schläfenbeinen; bei der zahmen dagegen wird durch eine Verlängerung des Schläfenbeins,

sowie durch den Flügel des Keilbeins, das Stirnbein vom Schläfenbein getrennt.

3. Die Occipitalränder am Hinterrande der Zwischenkieferbeine sind bei der wilden Raze rundlich und etwas länger als breit; bei der zahmen aber länglich schmal und über doppelt so lang als breit.

4. Der zweite Ländenzahn im Oberkiefer tritt bei der wilden Raze mit der hintern Hälfte so weit nach außen vor, als der Keilzahn mit der vordern Hälfte; bei der zahmen aber tritt dieser Ländenzahn mit seinem Hinterrande nicht so weit nach außen vor, als der Keilzahn mit dem vordern Ende.

5. Die letzte Spitze des obern Keilzahns wendet sich bei der wilden so weit nach außen, daß sie über die Richtung der hohen Spitze des zweiten Ländenzahns und des Keilzahns nach außen weit vorseigt; während bei der zahmen dieselbe Spitze sich so weit nach innen wendet, daß sie über die Richtung der hohen Spitze des Keilzahns und zweiten Ländenzahns nach außen nicht vortritt. Auch liegt bei der zahmen Raze der innere niedrige Höcker am obern Keilzahn über die Richtung jener beiden Höcker hinaus nach innen, welche sich in der hintern Hälfte dieses Zahns befinden; während bei jungen Individuen der wilden Raze dieses nicht der Fall ist, indem der bezeichnete Höcker mit jenen beiden in der hintern Hälfte des Keilzahns befindlichen Höckern in ein und derselben Richtung liegt. Diese Eigentümlichkeiten des Keilzahns verschwinden bei der wilden Raze mit der Zeit mehr oder weniger durch Abnutzung, sie treten aber im Gegenlag zu den Schädeln der Hausrage immer noch ziemlich deutlich hervor *).

*) Die unter 1 bis 5 angeführten Unterscheidungsmerkmale sind von Blatin in seiner Anna der Wirbelthiere Deutschlands und der angrenzenden Länder Mitteleuropas, Braunschw. 1857 *) zuerst aufgestellt worden. Welches Wort

6. Eines der wesentlichsten Unterscheidungszeichen aber ist der Schwanz, welcher bei der wilden 22 Wirbeln enthält, halb so lang als der Körper und bis zur Spitze gleichmäßig und gleich dicht behaart ist; während der Schwanz der zahmen Raue nur 21 Wirbeln enthält, etwas länger als die Hälfte des Körpers und nach der Spitze hin kürzer behaart und verschmälert ist.

7. Bei der zahmen Raue ist der Darmcanal fünfmal, bei der wilden dagegen nur dreimal so lang als der Körper.

8. Es unterscheidet sich aber auch die wilde Raue äußerlich,

und zwar sehr wesentlich, durch ihre Größe von der Hausraue, sie ist ausgewachsen 23 Zoll und der Schwanz $11\frac{1}{2}$ Zoll; die Hausraue dagegen wird nur 16 Zoll und der Schwanz $10\frac{1}{2}$ Zoll; sie ist also fast um die Hälfte größer als die zahme Raue.

Außerdem konnte man auch die Färbung als ein Unterscheidungszeichen betrachten, indem bei der wilden Raue die Grundfarbe stets rötlichgrau, bei einer verwilderten zahmen Raue aber fast immer aschgrau oder bläulichgrau ist.

Die hier angeführten Unterscheidungszeichen, durch welche sich beide Arten in ihrem anatomischen Bau von einander unterscheiden, sind aber so wesentlich, daß es wohl nicht gut denkbar ist, daß die zahme Raue von der wilden abstammen könne und durch Züchtung sich so sehr verändert haben sollte.

Die ursprüngliche Heimath sowie der Stammvater unserer zahmen Raue ist zwar bis jetzt noch nicht mit Gewißheit nachgewiesen worden, es läßt sich aber wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß beide im südlichen Europa oder dem nördlichen Afrika gesucht werden müssen und daß mithin der Verbreitungsbezirk beider Arten auf großen Strecken ein gemeinschaftlicher gewesen ist. Der Stammvater dieser Raue sowie auch der des Hundes scheint aber in geschichtlicher Zeit nicht mehr existiert zu haben.

hiermit allenjenigen empfohlen wird, welche sich für die Fauna Europas besonders interessieren.

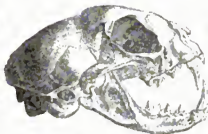
Es läßt sich aber auch physiologisch der Verweis führen, daß die zahme und die wilde Raue verschiedenen Arten angehören müssen. Beide Arten paaren sich zwar in abgegrenzten Räumen, die daraus hervorgehenden Nachzucht sind aber unfruchtbar oder, wenn sie wirklich auch Junge erzeugen, so sind dieselben nicht lebensfähig, wie dies auch bei anderen Thieren, namentlich den Vaharden zwischen Pferd und Esel sowie zwischen Hund und Fuchs der Fall ist *).

Die Farbe des weichen und schönen Felzes der wilden Raue ist sehr constant; die Grundfarbe ist, wie schon bemerkt wurde, rötlichgrau, die Oberseite gelblichgrau, die Unterseite sowie die Innenfläche der Beine (Käse) aber rothgelb. Die unbehaarten Theile an der Spitze, Nase, Augenlider und Kehnhallen sind schwarz; die Kehle weiß. Der Schmelz ist von der Seiten an mit vier Reihen schwarzer Flecken gezeichnet, welche sich unterhalb der Ohren (Kauscher) in vier deutliche, nach hinten aneinander laufende, dunkle Vogenbänder vereinigen. Auf der Schulter befinden sich zwei dunkle nach unten hohle Vogenbinden, zwischen denen der schwarze Streifen beginnt, welcher aus der Mitte des Rückens entlang bis zur Schwanzwurzel verläuft. An den Seiten des Körpers befinden sich theils rundliche, theils längliche gebogene Flecken. Die Beine (Käse) sind auf der Außenseite unregelmäßig gebändert und gestreift, die Füße aber auf der Oberseite granlichgelb. Der gleichmäßig und gleich lang

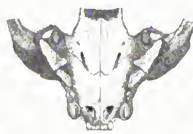
behaarte Schwanz (Ruthe) ist rothgrau mit schwarzer Spitze und schwarzen Ringen, von denen drei oder vier schmälere in



Tir wilde Raue (Felis Catus).



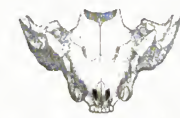
Schädel der wilden Raue ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.).



Oberkiefer der wilden Raue ($\frac{2}{3}$ nat. Gr.).



Schädel der zahmen Raue ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.).



Oberkiefer der zahmen Raue ($\frac{2}{3}$ nat. Gr.).

*) Daß der Hund mit dem Fuchs Vaharte erzeugt ist, rührt von Viehlein in seiner Jagdzoologie S. 311 nachgewiesen werden. Wie dann (schreibt er) in Dreißigader einen Vahard, der, außer der Größe, dem etwas dünnen Kopf und lauffen. Hant sah sich von einem Fuchs zu unterscheiden war. Die Ruthe war eben so dick und wurde eben so von ihm getragen. — Im Jahre 1666 hatte ich Gelegenheit, einen solchen Vahard in der fürstlichen Tierp. am Oberr. zu sehen. Es war eine Hundin

der obern oder Wurzelhälfte, auf der untern Seite nicht durchgehen, während die an der Endhälfte befindlichen drei breiten Ringe unten durchgehen. Die weibliche Wildkage unterscheidet sich von der männlichen im Allgemeinen durch eine dunklere Grundfarbe. Außerdem findet aber auch ein Farbenunterschied in Bezug auf die Jahreszeit bei beiden Geschlechtern statt. Der Sommerpelz ist kurzhaarig und daher sind die Flecken und Streifenzeichnung auf der dunklern und weniger weissen Grundfarbe schärfer ausgeprägt. Der Winterpelz dagegen ist langhaarig und laht der mehr weissen Grundfarbe ist wegen des langen Winterhaares die Zeichnung nicht so scharf ausgeprägt, als auf dem Sommerleide.

Die wilde Kage bildet in Europa gewissermaßen das Uebergangsglied von der Gattung der eigentlichen Kagen zur Gattung der Luchse, weil der Endrand der Ohren (Kauscher) länger behaart ist, als bei den übrigen Arten. Diese starke Randbehaarung der Ohren tritt aber erst beim Zumpfluchs so deutlich hervor, daß sie pinselförmig wird. In Bezug auf den Schwanz (Ruthe) scheint dasselbe Verhältnis stattzufinden, indem derselbe bei der Wildkage etwas kürzer und auch anders geformt ist, als bei den übrigen Kagen. Der Schwanz des Zumpfluchses (Felis Chaus) ist aber wieder kürzer als der der Wildkage und länger als beim Rothluchs (Felis lynx).

Die Sinnesorgane sind bei der wilden Kage eben so fein wie die des Luchses; das Gehörorgan ist bei ihr am vollkommensten ausgebildet, auf dieses folgt das Auge, welches aber in seiner Schärfe das Auge der hundartigen Raubthiere noch weit übertrifft. Dagegen steht der Geruchssinn weit unter dem des Fuchses und selbst des Wolfes, denn sie vermag nicht einmal auf eine Entfernung von hundert Schritt ein lebendes Thier zu wittern, weshalb sie auch leicht im Tellerstein gefangen werden kann, wenn dasselbe so im Boden eingeschnitten worden ist, daß man auf dem Plage, wo dasselbe liegt, am Boden selbst keine Veränderung wahrnimmt.

Was das Naturell betrifft, so ist sie einerseits viel weniger scheu als der Fuchs, indem sie sich auf ihren Wanderungen zuweilen sogar den Tag über in einzelnen, mitten im Walde liegenden Gehöften sowie auch in solchen innerhalb der waldlosen Steppe liegenden Oekonomiewirtschaften verirrt; andererseits ist sie aber auch wieder viel vorsichtiger, indem sie so lange es möglich ist, sich vor ihren Feinden zu verbergen sucht und oft nur mit der größten Gewalt aus ihrem Versteck getrieben werden kann.

Die Nahrung besteht nur in warmblütigen lebenden Thieren, todte und bereits in Verwesung übergegangene rißht sie selbst beim größten Hunger nicht an. Da kleine Vögel sowie Mäuse und andere kleine Nagethiere ihre Lieblingsnahrung bilden und es dieser Thiere im südlichen Rußland sehr viel und zuweilen sogar in sehr großer Anzahl giebt, so wird sie daselbst den anderen Wildarten, wie Hasen und den an der Erde breittenden Wildhühnern, nie so gefähr-

lich wie der Fuchs, welcher vorzugsweise auf größere Thiere Jagd macht. Wo sie dagegen sehr zahlreich vorkommt, sind es namentlich die an der Erde breittenden Wildhühner, Auer-, Vint- und Feldhühner, welchen sie hauptsächlich nachstellt. Ein Glück für diese Wildarten ist es, daß sie nicht mit einem so feinen Geruchssinn wie der Fuchs von der Natur ausgestattet worden ist, denn sonst würden diese Vögel gänzlich von ihr ausgerottet werden.

Bei der Aufsuchung ihres Raubes kommt ihr die Farbe des Fells sehr zu statten, indem dieser von der Farbe der meisten Baumrinne nicht gut zu unterscheiden ist und sie deshalb von den anderen Thieren, welchen sie nachstellt, nicht leicht bemerkt wird; wenn sie sich daher auf dem Aste eines starken Baumes, oder abgehauenen Baumstumpfes, sowie auf irgend einem andern erhöhten Gegenstande geduldet hat, entdekt selbst das gelbste Färbung ist sie nicht, falls sie nicht von den Jagdhunden verrathen würde, welche ihrer Spur folgen und sie dann unter dem Baume x., auf welchem sie sich befindet, vernehmen.

Wenn sie ein Thier jagen will sucht sie sich demselben zuerst durch vorsichtige Aufschleichung zu nähern und dann durch einen oder höchsten drei große Sprünge zu erreichen und zu fassen; sie unterscheidet sich in dieser Beziehung wesentlich vom Fuchs, welcher seinem Raube vorzugsweise auf den Wechseln auflauert und dann sowohl von oben, einem Baume oder Felsen herab, sowie aber auch von unten durch einen großen Sprung zu fassen sucht. Als nächtliches Raubthier geht die wilde Kage mit Ausnahme in der Zeit, wo sie Junge hat, fast nur des Nachts auf Raub aus und verirrt sich am Tage entweder auf einem starken Baume oder, wenn derselbe hohl ist, auch in denselben, sowie auch sehr gern in Lachs-, Fuchs- oder Kaninchenbauen und in Felskisten, wehalb sie auch am häufigsten da vorkommt, wo die zerstückten Gips- und Dolomitsteinen der Zechsteinformation zu Tage treten.

Die Paarungs- oder Kanizeit fällt in dieselbe Zeit wie beim Fuchs und der Hausfage, nämlich in die Monate Februar und März. In dieser Periode machen beide Geschlechter, wenn sie den Winter über in großen Waldungen lebten, oft große Touren um sich gegenseitig aufzuhalten, woraus sich das vereinzelte Erscheinen einer wilden Kage in Waldungen erklärt, wo oft Jahrzehnte hindurch keine gespißt worden ist; auch läßt sie auf solchen Wanderungen während der Paarungszeit ihre melanchoischen langgezogenen Pfeifknote hören. In Gegenden, wo es sehr wenig wilde Kagen giebt, kommt es zuweilen auch vor, daß sich ein einzelnes Männchen mit einer verwiderten Hausfage paart. Die Wichtigkeit einer solchen Paarung ist vielfach beauptet und auch wieder vielfach in Zweifel gezogen worden. Daß sich aber die wilde Kage mit der Hausfage im geschlossenen Raume paart, ist durch einen Versuch bestätigt worden, welcher auf der Insanerie des Herzogs von Sachsen-Koburg in der Nähe vom Schloß Kallenberg bei Koburg mit einer männlichen Wildkage und einer weiblichen Hausfage gemacht worden ist. Der Laßard von beiden, ein Weibchen, hat ebenfalls schon wieder Junge gehabt, welche aber während des Zuhens verloren gegangen sind.

Neun Wochen nach der Kanizeit bekommt das Weibchen 4 bis 6 blinde Junge, welche erst nach neun Tagen sehen. Dieselben haben ganz die Manieren der jungen Hauskagen, nur mit dem Unterschiede, daß sie unzählbar sind und den sie betreuenden Menschen stets beißen und fressen. Der Umstand, daß die Jungen, wenn sie auch noch so klein ausgehen und von einer Hausfage aufgezogen werden, sich doch nicht zähmen lassen, könnte eigentlich auch als ein Beweis angesehen werden, daß unsere Hausfage nicht von der

welche in Osthal, Götze und Kabe eine Fuchsin laufend ähnlich sah. Der Besitzer dieses Hundes war ein deutscher Gärtner, welcher, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß sein Hund einer Fuchsin ähnlich sehe, mir ausführlich mittheilte, daß sein Hund auch wirklich ein Fuchsin von Fuchs und Hund sei. Er habe, so erzählte er mir, eine Fuchsin bekommen, welche er während sie blühe gewesen, mit auf die Gochtersee genommen habe, wo dieselbe zurückgeblieben und erst nach Verlauf einiger Tage wieder zurückgekehrt sei. Die vier Junge, welche die Fuchsin neun Wochen später geworfen, hätten alle die gleiche Beschaffenheit mit jungen Fuchsin gehabt. Von diesen vier Jungen habe er aber bloss eines, nämlich diese Fuchsin, behalten und groß gezogen. Derselbe habe nun schon drei mal Junge gehabt, aber jedesmal seien dieselben kurze Zeit nach der Geburt gestorben.

wilden abstammt. Die Liebe der weiblichen Wildkaze zu ihren Jungen ist sehr groß, sie sucht dieselben so sorgfältig als möglich an einem geheimen Orte zu verbergen. Gewöhnlich befindet sich die Geburtsstätte in einem hohlen Baume, oder in einer Felseshöhle, sowie zuweilen auch in einem Dach- oder Fuchsbau. Wird der Ort von einem Menschen aufgefunden und mehrmals besucht, so trägt die Alte ihre Jungen sehr bald an einen andern Ort. Wenn sie erwachsen sind, führt sie dieselben gern in eine Laub- oder Nabelholzbidung, wo sie bis zum Eintritt des Winters zusammen bleiben; dann trennen sie sich und jedes einzelne sucht sich ein eigenes Jagdrevier auf, bis die Paarungszeit sie wieder zusammenführt.

Jagd und Fang.

Die Spur oder Fährte der wilden Kaze ist größer und stärker, als die von der Hauskaze und unterscheidet sich von der Spur des Fuchses einmal dadurch, daß sie leicht geschränkt und wenn sie gerade ausgegangen ist, die Tritte zwei dicht neben einander liegende gerade Linien bilden; zweitens aber an der sehr kreisförmigen Form, während die Spur des Fuchses sowie aller kumbartigen Raubthiere eine länglichrunde Form hat. Das gelbte Jägerauge erkennt daher die Fährte der wilden Kaze sowie die der fogenartigen Raubthiere überhaupt sofort, selbst bei tieferem Schnee, wenn die Abdrücke auch nicht ganz deutlich zu sehen sind.

Die Jagd- und Fangmethoden sind das Schießen auf Treibjagden und auf dem Anstand, sowie der Fang im Tellerstein und Schlagbaum.

Auf der Treibjagd ist sie im Allgemeinen leicht zu schießen, wenn man die Gewissheit hat, daß sich in einem Walddistricte eine wilde Kaze aufhält, was man hauptsächlich im Winter bei Schnee erfassen kann. Da dieselbe beim Treiben ebenso wie der Fuchs gern nach der nächsten Dichtung geht, so ist mit besonderer Richtigkeit auf den Wind der Trieb nach einer solchen zu richten. Die Schützen müssen sich dabei auf ihren Ständen sehr ruhig verhalten und gut gedeckt stehen, auch muß ihre Kleidung so möglich die Farbe der Baumrinde haben, damit sie von der Kaze nicht bemerkt werden, indem dieselbe ebenso leise angelächlichen kommt wie der Fuchs, dabei aber auch viel vorsichtiger als dieser ist.

Wenn die wilde Kaze bei einem Neuen (d. h. ein frisch gefallener Schnee) in einem Dach- oder Fuchsbau eingetreten worden, welcher wegen seiner Tiefe nicht zu graben ist, so kann man sie bei gehöriger Vorsicht des Abends auf dem Anstand leicht schießen, was beiläufig bemerkt die meisten Jäger für das größte Jagdvergnügen halten. Wer sie bei einer solchen Gelegenheit schießen will, muß sich des Abends schon eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang auf den Bau oder in die unmittelbare Nähe desselben begeben und sich, wenn es der Wind erlaubt, schrägmäßig oberhalb der Kähre auf oder hinter einen nicht zu starken Baum positioniren, damit

wenn sie aus derselben heraus kommt, sie nichts von ihm bemerkt. Beim Verlassen des Baues ist diese Kaze fast eben so vorsichtig, wie der Fuchs; sie steckt gewöhnlich erst sehr lange bloß den Kopf aus der Kähre und ängst und windet nach allen Richtungen, ehe sie frei heraus tritt und vor derselben erst nochmals längere Zeit sichert, ehe sie den Bau im ruhigen Schritt verläßt. So lange die Kaze sichert darf der Jäger sich nicht rühren, indem sie bei ihrem guten Auge Alles sieht was in einem ziemlich großen Umkreise um sie herum passiert; erst dann wenn sie im Gehen ist kann er das Gewehr an den Kopf ziehen. Der Schuß muß gut gezielt die obere Körpertheile — Kopf oder Blatt — so treffen, daß sie augenblicklich todt niedersinkt, indem sie sonst bei ihrem zähen Leben in den Bau zurück geht und bei einer tödtlichen Verwundung in der Tiefe desselben verendet und dann für den Jäger meistens verloren ist.

Da sie sich noch leichter als der Fuchs reizen läßt, wenn man den Klagelaut eines Falsen, oder das Geschrei eines gefangenen Vogels, oder auch das Pfeifen einer Maus gut nachzuahmen versteht, so kann man sie auch auf dem Anstand im Freien schießen, wenn man sich Abends oder Morgens vor eine solche Dichtung stellt, in welcher sie am Tage steckt, und sie auf die angegebene Weise anzulocken sucht.

Im Tellerstein kann sie auch gefangen werden und zwar viel leichter als der Fuchs, indem dasselbe entweder vor die Kähre eines Baues gelegt wird, in welchem sie eingetreten wurde, oder indem man das Eisen ins Freie auf einen von Menschen wenig besuchten Ort legt und sie anzulocken sucht. In beiden Fällen muß das Eisen sehr gut gepugt in den Boden eingeschnitten und so befestigt werden, daß man am Boden selbst keine Veränderung wahrnimmt. Zum Fangplatz im Freien wähle man eine mit Wägen und Gestrüpp bemastete Stelle, wo sich das Eisen gut in den Boden einsinken lassen. Der gemachte Einschnitt muß mit Laub oder Streu bedeckt und dann noch mit Dornen so umstellt werden, damit wenn die Kaze den über den Fangplatz hängenden Köder — einen frisch geschossenen Vogel, oder gebratene Hasenleber, oder auch nur das Geschrei von einem Falsen oder Reh — wegnehmen will, sie über die Dornen springen muß und wenn das Eisen nun fange gelegt ist, sie sich in denselben fängt. Das Eisen wird erst gelegt, wenn eine Kaze den Fangplatz besucht und den Köder schon mehrere Mal weggenommen hat. Bevor dasselbe aufgestellt wird, muß es sehr sorgfältig gepugt sowie mit einer besonders dazu präparirten Witterung abgerieben werden und nachdem dieses geschehen darf man das Eisen nicht mehr mit bloßen Händen anfassen.

Die wilde Kaze fängt sich aber auch zuweilen in der zum Fange des Baummarckes aufgestellten Falle, dem sogenannten Schlagbaum, welche Fangmethode beim Baummarck der näher beschrieben wird.

Gagmann.

Weltgang der Cholera im Jahre 1873.

Man muß die leidige Thatfache hinnehmen, daß die Cholera nicht mehr verschwinden werde. Sie ist nun längst eine Weltkrankheit, ist cosmopolitisch geworden. Es überkommt einen in recht unheimlichen Gefühl, wenn man liest, wie sie mit heimtückischem Wesen bald hier bald dort aufsteht, und während wir eben daran gehen wollten, die nachfolgenden

den Notigen über ihre Verbreitung in Europa zusammenzustellen, lesen wir, daß zu Buenos Ayres ein Cholerafall vorgekommen sei, während gegenüber auf dem linken Ufer des Rio de la Plata ein am gelben Fieber erkrankter Mann gestorben sei. Zwei der gefährlichsten Seuchen also in unmittelbarer Nachbarschaft, denn die Entfernung zwischen

beiden Städten beträgt in der Strombreite nur etwa 15 deutsche Meilen.

In Europa hatte die Seuche eine weite Verbreitung, aber sie trat nicht an vielen Orten gleichzeitig auf. Ihr Erscheinen betrachtet man („Mail“ vom 5. Januar) als eine Fortsetzung der Ausbrüche, welche in Kiew 1869, 1870 und 1871 stattfanden; diese verbreiteten sich über den größten Theil des europäischen Russlands; die Krankheit überschritt die Grenzen von West-, Central- und Südrußland und ging auch nach Sibirien hinüber. Im Jahre 1872 war sie in Groß-, Süd- und Westrußland noch nicht erfolgt, ergriff Polen, Galizien und die Moldau, überquerte die Karpathen und verbreitete sich nach Westen hin in Schlesien, Mähren, Böhmen, West- und Ostpreußen. In das letztere kam sie von Tilsit aus; sie war in Gumbinnen und in Lyck, in Thorn an der Weichsel, zog abwärts bis Danzig und Königsberg; an der Oder ging sie bis Döpnitz.

In einzelnen Gegenden hat sie eine große Anzahl Menschen hinweggerafft; in Galizien kamen in den ersten sieben Wochen nach dem Ausbruch auf etwa 50,000 Erkrankten 19,000 Sterbefälle. In Ungarn wurden am schwersten heimgesucht die nördlichen und nordöstlichen Gespanschaften und die Theißgegenden; im Herbst erschien sie in Pesth-Oden an der Donau; auch trat sie in Neußatz auf und in vereinzelten Fällen in Croatien; an der untern Donau war sie in Galatz und Tallscha. Im Winter von 1872 auf 1873 dauerte sie in den genannten österreichischen Provinzen und wohl auch in manchen Gegenden Polens aus, im Frühjahr 1873 war sie über ganz Ungarn verbreitet und in einigen Theilen Galiziens und Böhmens, in Schlesien und Mähren dagegen hatte sie aufgehört.

Aber im Mai 1873 trat sie weit heftiger auf und breitete sich von Ungarn, Galizien und Polen nach allen Richtungen hin aus. In Weiden in Böhmen, wo einzelne Fälle schon im April constatirt worden sind, trat sie dann heftiger auf. Sie überschritt die italienische Grenze und suchte das Venetianische heim, als italienische Arbeiter aus Ungarn in ihre Heimath zurückgeführt waren. Sie ging aus Böhmen die Elbe abwärts; am 27. Juni kamen in Dresden einige Fälle vor; böhmische Holzflößer hatten sie eingeschleppt. Ebenso ging sie die Weichsel abwärts, wo, ebenso wie in Dresden, Holzflößer in Schiffsno ihre ersten Opfer waren.

Im Juni drang sie an der untern Donau weiter vor, in Folge der Stromschiffahrt und der Truppenbewegungen; Rußland, Silistria und Galatz wurden nach einander ergriffen; dann kam sie auch nach Schumla durch eine Reitereschwadron aus Rußland. In Italien trat sie nun auch im Trevisianischen auf; in Norditalien verbreitete sie sich mehr und mehr an der Weichsel bis an deren Mündung und viele Holzflößer erlagen ihr; am 27. Juni kamen in Danzig die ersten Fälle vor; in der Obergegend zeigte sie sich gegen Ende des Monats in Ratibor und Breslau. Am 21. war sie in Hamburg, wo sie einige Wochen lang verheerend wirkte. Daß sie schon am 29. Juni in Wien constatirt wurde, ist ausgemacht.

Im Juli war sie an den Strom- und an den Bahnlinien in Ost-, Mittel- und Westrußland schon sehr verbreitet und je intensiver sie in Ungarn, Galizien und Polen wurde, um so mehr gewann sie auch an Spielraum. Am 6. Juli war sie in Königsberg, am 20. in Elbing und an demselben Tage auch in Gumbinnen; sie trat auf in Bromberg und Marienwerder, am 27. in Posen, am 21. in Berlin und in der Umgegend von Potsdam; am 9. in Frankfurt an der Oder, am 15. in Magdeburg. Sie erschien in Felsingborg am Sund auf der schwedischen Küste, Felsingborg gegenüber und verbreitete sich auf das platte Land. — Im

Süden brach sie am 26. Juli gleichzeitig in Triest und Venedig aus, dann in der Provinz Brescia unter den am Gardasee stationirten Truppen; sie ergriff auch die Provinz Parma. Im Südosten finden wir sie in einigen Theilen Bosniens und in Serbien an der Save; sie trat mit Heftigkeit auf im Landbezirke nördlich von Salonichi; in der Balachri und in Bulgarien suchte sie das Land an beiden Ufern heim; schon am 5. war sie in Jassy; am 16. in Sophia am Fuße des Balkan und in Samalov; dort blieb sie stehen an der ersten Station der Bahn, welche von Philippopol über Adrianopol nach Estambul geht.

Im August trat sie am intensivsten auf, sowohl an ihren Ursprungsgegenden wie auch überall wohin sie sich verbreitet hatte. Sie ergriff Stettin, Memel, Riga, Kronstadt; Reval und Pernau blieben bis zum September verschont, in Petersburg erschien sie am 12. August. Lübeck hatte sie zu Anfang des Monats, während die Häfen Dänemarks verschont blieben und jene in den Niederlanden erst im Herbst an die Reize kamen. Aber in Belgien, in Antwerpen, kamen am 6. August die ersten Fälle vor; an demselben Tage ward sie in Rouen von einem Matrosen eingeschleppt. Sie erschien gleichzeitig in Havre und in Genua, am 23. August in Neapel.

Im September war sie am 5. in Paris; am 17. in Vortrecht in Holland, am 29. in Fiume am Adriatischen Meere. Im October trat sie in Moskau auf; einige Fälle kamen zu Bergen in Norwegen vor; am 19. war sie in Rotterdam und in anderen niederländischen Häfen und auch zu Caen in der Normandie. Im November war sie in Rom; einzelne Fälle hatten Brindisi und Palermo, wohin sie durch entlassene Sträflinge aus Neapel gebracht wurde. In München dauerte sie noch im Januar 1874 an. In London war sie vier Mal eingeschleppt worden, im Juli durch Auswanderer aus Hamburg, wo die Seuche damals noch verheimlicht wurde; im September, October und November durch Leute aus Caen und Rotterdam. Auch in Liverpool kamen einige Fälle an Auswanderern vor; diese waren aus Hamburg über Hull gekommen. In Nordamerika war sie im Westen, namentlich in Ohio aufgetreten.

Die Zahl der Erkrankten und von der Seuche Hingerafften läßt sich nicht genau ermitteln, aber annähernd zutreffende Ziffern haben wir doch über einzelne Gegenden. Amtliche Angaben theilen mit, daß in Ungarn (mit Ausschluß von Croatien, Slavonien und der frühern Militär-grenze) von Anfang Januars bis zu Ende des October 433,295 Menschen an der Cholera erkrankten, davon sind 183,549 gestorben. Für Polen werden, wohl zu niedrig, 30,000 Sterbefälle angegeben; in Warschau kamen vom 18. Mai bis 1. October 6125 Krankheitsfälle vor; davon erlitten 2317 mit Tod; 1867 kamen in derselben Stadt auf 7249 Krankheits- 2222 Sterbefälle; 1852 im Juli und August allein auf 10,900 Erkrankungen 4700 Todesfälle.

Für Preußen giebt ein Bericht vom 24. October 38,624 Erkrankungen an; von diesen endigten 19,655 mit dem Tod. Am schwersten wurden die Provinzen Preußen und Sachsen heimgesucht; die erstere hatte 10,323 Erkrankungen mit 5089 Sterbefällen; Sachsen 4427 Töde auf 9051 Erkrankungen. Rönigsberg hatte 1871 Todesfälle an der Cholera 1562, im Jahre 1873 noch nur 953; Stettin, das 1866 an ihr 1984 Menschen verlor, hatte 1873 nur 186 Sterbefälle; zu Hamburg starben diesmal 1002; im Jahre 1859 starben 1286, und 1021 im Jahre 1866. Antwerpen hatte bis zum 30. November nur 76, Rouen in den sieben mit dem 17. September abschließenden Wochen 140, Havre in zehn Wochen 176 Todesfälle; Paris vom

5. September bis 3. November 534. Wien vom 16. Juli bis 20. October 1486; u.

Wenn der Leser des Vorstehenden sich einen Ueberblick verschaffen will, so thut er wohl daran, eine beliebige Karte von Europa zu nehmen und alle die vorgenannten Punkte roth oder blau zu unterstreichen; er sieht dann wie die Seuche über den größten Theil Europas verbreitet ist. Ruhe läßt sie uns sicherlich nicht mehr; eine Zeitlang scheint sie in Gegen-

den, welche einmal von ihr ergriffen worden sind, erstorben zu sein, aber sie ist nur latent und springt wieder plötzlich empor um ihren verderbenden Gang aufs Neue zu verfolgen. Ganz hört sie niemals auf; in der einen oder andern Region des Erdballs ist sie sicherlich vorhanden und tritt fort, nun als Volkskrankheit, fast gleichzeitig in Gebieten auf, die Tausende Meilen von einander entfernt sind.

www.libtool.com.cn

Sprachwissenschaftliches.

Von Georg von der Habelsch.

II.

Sprachtalent. Das ist Sache meines Sprachtalentes. Vor mehreren Jahren untersuchte ein bekannter Phrenolog meinen Kopf, dann bezeichnete er alle Eigenschaften, die ich besitze und nicht besitze, und als ich ihn dann schließlich wegen des Sprachtalentes befragte, rief er aus: „Wo soll das bei Ihnen herkommen? Sie stottern ja!“ Damit war ich abgefertigt. — Zum Glück hat das Stottern mit dem Sprachtalente nichts zu schaffen. Geschicklichkeit der Sprachorgane zum Nachbilden fremder Laute ist für den Sprachforscher nur eine willkommene, wenn auch notwendige Eigenschaft, und dasselbe gilt von der Redefertigkeit, der Gabe der Conversation und der freien Rede. Es giebt Leute, die mit staunenswerther Geläufigkeit in fremden Sprachen pariren, ihre Aussprache ist vortrefflich, nie sind sie um einen Ausdruck verlegen: aber wehe, wenn man ihre Rede zu Papiere bringen wollte! Da wäre keine Zeile ohne Fehler. Solche Leute haben Sprachtalente: ob sie auch Sprachtalent haben, ist noch nicht zu entscheiden. Ihre Fehler können ja ebensoviele Uebererläugungen sein, die sie bei bedächtigerem Sprechen vermeiden hätten; aber sie können auch aus Mangel an Sprachgefühl entstammen sein, und sind sie das, so ist der liebendwollige Schwadronneur zum Sprachforscher verdothen.

Es giebt Personen und Völker, die sich mit außerordentlicher Leichtigkeit fremde Sprachen dergestalt aneignen, daß diese eben für sie keine fremden mehr zu sein scheinen. Unter den Nationen Europas besitzen namentlich die slavischen diese bewundernswürdige Gabe. Ihre eignen Sprachen bieten der Zunge eine treffliche Gymnastik, dem Ohre eine feine Schulung; diese Sprachen sind formenreich, daher sehr geeignet das Gehör für die Sprachformen zu schärfen. Treues Gedächtniß, schnelle Auffassung und weist ein hoher Grad von Geistesgegenwart und Takt, — alles slavische National-eigenschaften, — das sind wohl die Elemente jener Begabung. Dazu kommt noch eine gewisse Schmiegsamkeit und Biegsamkeit des Wesens, jene Gewandtheit mit der der Slave sich ja auch sonst in ausländisches, namentlich westeuropäisches Wesen hineinzufinden versteht. Ob das auf eine sehr entwickelte eigene Individualität schließen lasse, ist allerdings mehr als fraglich: mit der Vielsprachigkeit scheint todmopolitijer Sinn oft Hand in Hand zu gehen. Sprachtalent ist bei jenen Völkern vorhanden: sie nehmen den Geist der fremden Sprachen in sich auf, sie werden von ihm durchdrungen. Allein ein Anderes ist es, den Wein trinken, ein Anderes, ihn chemisch analysiren!

Die Geschichte weiß von Männern zu erzählen, welche

jene Begabung in bewundernswürdiger Weise besaßen. Mithridates der Große soll zweiundzwanzig Sprachen fertig gesprochen haben; er hatte aber auch ein unerhörtes Gedächtniß; wird doch weiter von ihm berichtet, daß er jeden seiner Soldaten bei Namen gekannt. Cardinal Mezzosanti wußte sich gar in achtundfünfzig Sprachen und Dialecten fließend zu unterhalten. Man sagt, er habe sich manchmal auf einen ausländischen Besuch durch mehrtägige Uebungen vorbereitet, habe Landleute der erwarteten Fremden aus der Schule der Propaganda zu sich kommen und sich schmeicheln lassen die Eigenthümlichkeiten ihrer Sprachen beibringen lassen. Was jein; aber mit allen diesen Vorbereitungen und Hilfsmitteln, wor würde es ihm gleichthun? — Mezzosanti mag seine Eitelkeit gehabt, es geliebt haben vor Anderen sein Licht leuchten zu lassen. Aber er bekannte offen, daß er unseren Landmann Jumpt, den Verfasser einer seiner Zeit hochberühmten lateinischen Grammatik, bewunderte und beneide. Von ihm, dem polglossigen Cardinale, ist der Welt nichts hinterblieben, als die Kunde, wie weit es der Mensch in diesem Fache bringen könne. Mezzosanti war in seinem Fache, was Daffle in dem der Mathematik, ein Virtuos erster Größe; aber Daffle war kein Gauss, und Mezzosanti kein Jumpt.

Der Sprachforscher. Der Sprachforscher bedarf vor Allem jenes Sinnes, der in der Menge der Einzelheiten das Gemeinsame, die Einheit, in den mannichfachen Erscheinungen das allwaltende Gesetz sucht und findet, um dann nach den erlangten Gesetzen die fernher sich bietenden Erscheinungen zu beurtheilen. Mit dem bloßen Gefühle des Richtigen ist ihm nichts geübt: er strebt nach Erkenntniß, Verständniß. Das ist jener höhere Ordnungssinn, dem alle Zufälligkeit unenträglich ist. Wer diesen nicht hat, der mag sich wohl fertigstellen aneignen, er mag wohl auch, als Sammler, der Wissenschaft schönes Material zuführen: immer wird er sich in die Breite verlieren, nicht in die Tiefen bringen, nicht auf die Höhen klettern!

Franz Baco von Verulam, der Philosoph der Erfahrungswissenschaften, verlangt von dem Gelehrten, er solle es nicht machen wie die Aneile, die nur Stoff und immer neuen Stoff aufhäuf, er solle auch nicht die Spinne nachspinnen, die die Fäden ihres Reges aus sich selbst herauspinnt, sondern er solle sich die Biene zum Muster nehmen, die von Blüthe zu Blüthe wandernd den Stoff einsaugt, um ihn in ihrem Innern zu Honig zu verarbeiten. Dies Gleichnißwort gilt auch dem Sprachforscher, und zwar im vollsten Maße. Wer bloß Material zusammengetragen will, mag

Handlanger sein, aber nicht Maurer, er wird vielleicht einen großen Steinhaufen zusammen schleppen, aber ein Haus bauen wird er nicht. Darum ist seine Arbeit nicht minder dankenswerth: — wie würde es um unsere Wissenschaft stehen, wenn ihr nicht Wissenschaftler und Forschungsreisende so treffliche Zutragdienste geleistet hätten!

Darum Ehre unseren Vätern. — An Spinnennaturen, an Männern, die es unternahmen aus ihrem Innern heraus, begabt nur mit einem beschränkten Vorrathe positiven Wissens, die Welt der Erscheinungen zu decuriren, hat es auch auf unserm Gebiete nicht gefehlt. Sie gehören jumeist jener Zeit an, in welcher die speculative Philosophie unter den Wissenschaften einen ähnllich bevorzugten Platz einnahm, wie heutzutage die Naturwissenschaften. Man kann sich denken, daß jene Speculationen zum Theil recht geistvoll und anregend sein mögen: allein die Resultate, welche jene sogenannten allgemeinen oder philosophischen Grammatiken zu Tage förderten, konnten die Probe der Erfahrung selbstverständlich nicht bestehen.

Allgemeine Grammatik. Eine allgemeine Grammatik herzustellen ist allerdings das Endziel unserer Sprachforschung; allein dieses Ziel muß auf einem andern Wege erreicht werden als dem von Jenen betretenen. Vöthe Speculation wird, wo sie sich in das Gebiet der Erfahrungsgeschäfte verstreut, allemal zu Einseitigkeiten führen. Es war kein Zufall, daß unsere Sprachphilosophen nur an die wenigen Möglichkeiten dachten, auf welche sie die wenigen ihnen bekannten indogermanischen und allenfalls noch semitischen Sprachen hingewiesen wurden. Ihr Gesichtskreis war ein beschränkter. — Was haben wir zu thun um den unfern zu erweitern?

Zunächst möglichst viele und möglichst verschiedenartige Sprachen zu erkennen. Das ist eine Gymnastik, die den Sprachsinne gelenkig macht; da lernen wir es einschätzen, welches Vorurtheil es ist, den Maßstab der eigenen Sprache an andersgeartete anlegen zu wollen. Von den vielen Bearbeitungen außereuropäischer Sprachen, die wir schon jetzt besitzen, ist bei Weitem die Mehrzahl in den Rahmen der lateinischen Grammatiken hineingezwängt; da wird nach einem Vocativ und Ablativ, nach einem Comparativ und Superlativ, einem Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum und Futurum exactum in Sprachen gesucht, die nicht dergleichen besitzen, und das was das Wesen des behandelten — wollte sagen mißhandelten — Idioms ausmacht, wird darüber vernachlässigt, wohl gar in die Kuppellammer eines Appendix geworfen. Kein Fehler ist näherliegend, keiner daher verzeihlicher als der; ihn ganz zu vermeiden, eine Sprache so ganz aus ihrem Wesen heraus systematisch zu entwickeln, ist eine oft entsetzlich schwierige Aufgabe, und wer den praktischen Zweck, seinen Lesern das Verstehen und Erlernen möglichst zu erleichtern, mit verfolgt, der thut vielleicht gut, sie nicht durch allzuexactes Einfließen in eine ihnen ganz neue Welt zu verubeln.

Vergleichende Sprachwissenschaft. Wir haben eine Naturbeschreibung, die sich zur Naturwissenschaft weiter entwickelt hat. Vielleicht dürfen wir analog von einer Sprachbeschreibung reden, welche die Grundlage der Sprachwissenschaft bilden soll. Jene hat die Aufgabe, die einzelnen Sprachen zu untersuchen und darzustellen, — diese soll die Gesamtheit derselben in ihrem Zusammenhange erfassen. Der Sprachkenner soll Sprachforscher werden, und er allein kann es werden.

Arten. Jetzt gilt es die Sprachen systematisch zu begreifen. Thatfachen in Systeme ordnen, heißt, ihren Zusammenhang, ihr Verhältniß zu einander feststellen. Dies kann nur geschehen, indem man sie unter einander vergleicht. Es giebt aber verschiedene Arten, verschiedene Gesichtspunkte der Sprachvergleichung:

1. Ich kann eine einzelne Sprache auf dem Wege ihrer Entwicklung verfolgen, das ist, ihre Geschichte ergüten. Um so die Geschichte der französischen Sprache zu untersuchen, werde ich vom ältesten Latein zu dem des Cicero und Caesar, von da zur Lingua rustica latina, dann weiter zum Altfranzösischen und so fort durch die verschiedenen Entwicklungsstufen der Sprache hindurch bis zum Neufranzösischen fortschreiten. Grimm und Schleicher haben in dieser Weise die deutsche Sprache geschichtlich bearbeitet. — Die Frage ist hier: wodurch unterscheidet sich jedes folgende Stadium vom vorhergehenden, und welches ist der Grund der wahrgenommenen Veränderungen?

2. Ich kann eine Anzahl Sprachen neben einander stellen, um ihre Zusammengehörigkeit als Zweige eines Stammes zu erweisen. Dies haben zum Beispiel Bopp, Pott, Rapp und Schleicher mit den indogermanischen, Diez mit den romanischen, Zeuß mit den keltischen, Schafarik mit den slavischen, Grimm mit den germanischen, Abel, Kémusat, Schott, Gastren, Schiefner mit den finnougatarischen, mein Vater mit der melanesischen, Steinthal mit den Kande: Negersprachen unternommen. — Hier lautet die Frage: wodurch unterscheiden sich die einzelnen Sprachen von einander, worin stimmen sie überein, was folgt daraus für die Nähe ihrer Verwandtschaft, wie muß die Ursprache beschaffen gewesen sein?

3. Ich kann einen einzelnen sprachlichen Begriff, z. B. das Relativpronomen, die Zeiten des Verbums, durch alle mit zugänglichen Sprachen hindurch verfolgen. So hat Wilhelm von Humboldt den Anais, Pott die Präpositionen und die Zählmethoden, mein Vater das Passivum bearbeitet. — Die Aufgabe lautet: Wie stellen sich die verschiedenen Sprachen und Sprachstämme zu diesem Begriffe, bilden sie ihn aus, und wie, was folgt daraus für ihre Vertheilung und für die Vertheilung dieses Begriffes?

4. Einige haben es unternommen, die Sprachen nach bestimmten allgemeinen Gesichtspunkten zu classificiren und zu charakterisiren. Werte dieser Richtung sind z. B. Wilhelm von Humboldt's Untersuchungen über die Verschiedenartigkeit des menschlichen Sprachbaues, Steinthal's Charakteristik der hauptsächlichsten Typen, Schleicher's Morphologie der Sprache. Hier gilt es die Merkmale zu finden, nach welchen die Sprachen, sei es hinsichtlich ihrer Form, sei es hinsichtlich ihres geistigen Gehaltes als höher oder tiefer stehende zu beurtheilen seien. Dabei mag es denn wohl geschehen, daß von zwei Schwesteren die eine in der Tertia, die andere schon in der Secunda sitzt, weil jene minder entwickelt ist als diese.

Der Leser befreit, wie fruchtbringend alle diese Arten der vergleichenden Sprachwissenschaft für das Verständniß und die wissenschaftliche Behandlung der einzelnen Sprachen sein müssen. Allein darauf darf hier nicht näher eingegangen werden. Wir deuteten früher darauf hin, was der Ethnolog vom Linguisten zu erwarten habe; jetzt war es um darum zu thun jenem einen Einblick in die Weltthat dieses Letztern zu gewähren, und später werden wir unseren Lesern einige Producte dieser Weltthat vorführen.

Reformen im Königreich Siam.

Ueberall im östlichen Asien, insbesondere auch in Siam, machen die europäischen Einflüsse sich mehr und mehr geltend. Dieser ferne Orient kann sich schon seit längerer Zeit nicht mehr in der starren Abgeschlossenheit halten, die bei ihm zum System geworden war; das Abendland bricht mit Macht bei ihm ein und ruft Umwandlungen ins Leben, dergleichen man noch vor einem Menschenalter für unmöglich gehalten haben würde.

Vor nun sechs Jahren ist jener philosophische und aufgeklärte König gestorben, der lange Jahre Mönch in einem buddhistischen Kloster war und aus seiner Zelle hervortrat, um den Thron zu besteigen, welchem er Ehre gemacht hat. Als gebildeter und verständiger Mann, frei von aller mönchischen Beschränkung, begriff er vollkommen die großen Umwandlungen, welche in Asien begonnen hatten und die auch auf Siam einwirkten. Die Engländer waren Herren in Indien, sie hatten dem Kaiser von Birma die ganze Ostküste des Vengalischen Meerbusens abgenommen und sich dann auch das ganze Mälakka-Gebiet des Stravabu, also die reiche und fruchtbare Landschaft Pegu, angeeignet. Die Zahl der Segelschiffe und Dampfer aus dem Abendlande steigerte sich mit jedem Jahre; sie erschienen in Menge auch im Menam-Ström, an welchem Siams Hauptstadt Bangkok liegt. Gesandte europäischer Handelsmächte kamen, um Verträge abzuschließen; sie alle wurden artig, freundlich und zuvorkommend empfangen und erreichten ihren Zweck. Siam ist bisher der einzige Staat Hinterindiens geblieben, dessen Gebiet durch Uebergreifse der abendländischen Mächte nicht verkleinert worden ist. Zwar haben die auch im fernem Orient äußerst turbulent sich benehmenden Franzosen von Kambodscha aus, dessen König sie ein Protectorat aufzuzwingen, allerlei Grenzstärkerien angestellt, aber die ganze Lage der Dinge ist dergestalt, daß sie wirkliche Uebergreifse gegen Siam sich nicht erlauben dürfen; dagegen würden andere Mächte wirksamen Einspruch erheben.

Auch Deutschland hat einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit Siam. Die Schiffe der preussischen Expedition nach Asien ankerten im November 1867 bei Bangkok; sie blieben bis Ende Januar des folgenden Jahres und Graf Culenburg fand die beste Aufnahme. Bis 1851 war die siamesische Regierung den Europäern, nach alter Weise, abgeneigt; König Phrasat Thong, der 1826 den Thron bestieg, ließ sich 1833 nur ungern zu einem Vertrag herbei, welchen die Engländer ihm aufdrängten; diese hatten ja das Nachbarreich Birma zerstört. In Siam wurden sie mit großer Ungunst behandelt, und als sie 1850 weitere Zugeländnisse zu erhalten suchten, wurden sie, gleich den Nordamerikanern, barsch abgewiesen.

Dann aber trat im April 1857, als Mongkut den Thron bestieg, eine völlige Umwandlung ein. Der neue König stand in gereitem Mannesalter; in langjähriger Beschäftigung mit europäischen Sprachen und Wissenschaften und im vertrauten Umgang mit Missionären hatte er nicht nur die Fremden achten gelernt, sondern auch begriffen, welchen Vortheil ihm ihre Gemeinschaft bringen möchte. Er erkannte mit hellem Blicke, daß der Handel durch Befreiung von Monopolen und Sicherung auf festen, gesetzlichen Grundlagen wachsen und gedeihen müsse. Nachdem noch 1850 der Engländer James Brooke (— der Rajah von Sarawak auf Borneo, ein großer und guter Mann —) gleich dem Nordamerikaner Wallisier barsch zurückgewiesen worden

war, wurde 1855 Sir John Bowring mit allen dem Abgesandten der Königin Victoria gebührenden Ehren empfangen und vom König Mongkut als persönlicher Freund behandelt. Dem mit ihm abgeschlossenen Vertrage gemäß wurde den Engländern Schutz und freier Handelsverkehr im ganzen Reiche zugesichert, sie durften Grundstücke erwerben, die Zölle wurden ermäßigt und die Hafengebühren abgeschafft. Als britischer Consul war unser Landsmann Sir Robert Schomburgk thätig, aus dessen brieflichen Nachlaß wir vor mehreren Jahren eine Reihe von Schilderungen über Siam im „Globe“ mitgetheilt haben.

Nun kam auch Deutschland eine Gesandtschaft zu König Mongkut. Die „Arfona“ dampfte über die Barre des Menam, welcher auch für die größten Kriegsschiffe Tiefwasser genug hat. Zuckerpflanzungen und heimliche Dörfer lagen im Uferdickicht ausgebreitet; weit stiegen die Häuser auf hohen Felsen am Wasser, zu welchem Leitern hinaufzuziehen. Tausend Boote durchfurchten pießschnell den Strom, Fischerbarten und Fischeiten trieben, Ebbe und Fluth benutzend, auf- oder abwärts. Das Abendlicht malte die reichen Pflanzengebilde in schärferen Gruppen; mächtige Tempeldächer, schlankc Spizen und Thürme und gestricelte Palmenwipfel zeichneten in der kurzen Dämmerung die zierlichsten Silhouetten am hellglänzenden Himmel. Dunkle Laternen und Pechfeuer markirten die langen Reihen der schwimmenden Häuser; am Ufer standen hohe Stangen und Leuchten zum Verschonen der bösen Geister. Vor dem Gesandtschaftshause war unter Ehrenportalen aus Palmen und Pisang die siamesische Dienerschaft mit Fackeln aufgestellt. Prinz Khroma luang selbst holte in seinem Boote den Gesandten vom Dampfer ab. Bald darauf lagen wir alle an einer reichbesetzten Tafel im Gesandtschaftshause zu Bangkok, der Stadt der wilden Delibäume oder, wie sie in dem königlichen Archive heißt, des königlichen unüberwindlichen schönen Erzengels. Sie ist einer der merkwürdigsten Plätze auf Erden*).

Als Graf Culenburg beim König Mongkut Audienz hatte, frohen und lagen in der Vorhalle und hinter den für die Europäer gestellten Stühlen vornehmre Diener, Hosiente und Trabanten umher; auf zwei Beinen bewegte sich nur eine Schaar annuthiger Kinder von 4 bis 10 Jahren, des

*) Die preussische Expedition nach Asien. Nach amtlichen Quellen. Berlin 1873. Verlag der königl. gel. Verlagsbuchhandlung, A. v. Decker, IV, S. 253. Der Verfasser, dem keine Kritik in der That zu größerer Ehre gereicht, ist H. Verr, der beiden ersten Bände, deren wir häufig im „Globe“ zu erwähnen Gelegenheit nahmen, bekanntes Japan, wo seittem so viel, tief eingreifende Veränderungen stattgefunden haben; der wissenschaftliche Werth des Inhaltes ist aber dadurch nicht etwas vermindert worden; er giebt über Japan, wo dasselbe vor einem Jahrzehnt war, die besten Nachrichten. Der dritte Band schließt in ganz vortheilhafter Weise die Zustände Chinas, und mit wachem Genossen haben wir insbesondere die Abschnitte über die Geschichte des Seemercates und der Handelsabteilungen, über die Fabinarebellien und über den Opiumhandel gelesen. Im vierten Theile werden zunächst Tonkin und Seling genauer geschildert; der Rest des Bandes nimmt eine ansehnliche geschichtliche Darstellung der Verhältnisse Siams ein. Herr Verr hat die Literatur, namentlich auch die Werke des Paters Pallergoiz und Bowring's benutzt, außerdem aber auch amtliche Quellen. Die Illustrationen sind eine wahrer Stolz dieses Buchwerkes, dem auch die nötigen Karten nicht fehlen. Wer über die Verhältnisse der drei genannten Länder Ochiens sich gründlich unterrichten will, muß dieses Buch studiren; er wird es mit Nutzen und Vergnügen thun und sich Herrn Verr zu großem Danke verpflichtet fühlen. H.

Königs Sprossen. Damals waren es sechs und vierzig; mehrere wurden während der Minorität der Deutschen geboren. Im sechzigsten Jahre verheirathet, hatte der König, ehe er 1825 Priester wurde, zwei Söhne, die nicht successionsfähig waren; erst 1857 nach der Thronbesteigung durfte er wieder Frauen nehmen. Während seines sechszwanzigjährigen Priesterthums lernte er Sanskrit, Pali, die Sprachen der abhängigen Nachbarstaaten, Lateinisch, Englisch, befaßigte sich eifrig mit allen Religionen und philosophischen Systemen, welche jene Sprachen ihm erschlossen, und erwarb sich Kenntnisse in der Astronomie und Physik. Mit Leidenschaft betrieb er die verschiedensten gelehrtesten Buddhist seiner Zeit, hatte er doch alle Fehler des vielwissenden Autodidakten. Die Gewöhnung der bespotzten Macht und die Ueberlegenheit über seine menschliche Umgebung übten merkwürdigen Einfluß auf seinen Charakter. Den stillosen Kern des Buddhismus, dem er christlich anhing, suchte er von den abergläubischen Lehren zu befreien, welche ihn bis zur Untenlichkeit entstellten, doch von abergläubischen Gebräuchen konnte (— oder mochte er, des Volkes wegen —) sich nicht lossagen. Als die nordamerikanischen Missionäre, mit denen er eine englische Bibel las, ihn in zudringlicher Weise belehren wollten, wies er sie dafür derb zurecht und ab.

„Im Audienzsaale stand auf einer Plattform der altägyptische Thron, und auf diesem saß der goldene König. Wir glaubten einen Goldgötzen zu sehen, ein Buddhahild wie sie in den Tempeln saßen. Rechts und links lagen am Fuße des Thrones, durch Geländer halb versteckt, einige Frauen, Kinder und Waffenträger des Königs in malerischer Gruppierung; unten im Saale die Prinzen und Großen, die vornehmsten Siamesen, Chinesen, Parsis, Hinbu, Birmanen, Peguaner, Malagen, Laos, Kambodjaner und Cochinchinesen. Die königlichen Prinzen auf seidene Kissen gesinkt, mit Kopf und Händen am Boden, das Gesicht etwas seitwärts zum Throne aufblickend. Der Fußboden war dicht bedeckt mit diesen in die prächtigsten Stoffe gehüllten Gestalten. Nur in der Mitte lagen Polster für den Gesandten und seine Begleiter, denn Stehen in Gegenwart des Königs ist in Siam Majestätsverbrechen; alle Unterthanen, selbst die tributpflichtigen Fürsten müssen sich niederwerfen und auf allen Vieren kriechen; davon ist nur der zweite König befreit, aber keiner der Prinzen, Minister und Großen.“ (A. Verg. IV, S. 267.)

Verschwundene Herrlichkeit! Wir theilen das Vorstehende mit, um dem Leser die geeignete Stimmung für das zu geben, was wir hier folgen lassen. Es handelt sich um eine in Hinterindien und China umgekehrte Revolution des hergebrachten, bisher fast heilig crachten, in der Aufschauung des Volkes tief bewurzelten Hofceremoniells und an diese Vereinfachung knüpfen sich obenrichtig wirkliche Landesreformen.

Mongkut's Sohn hat, gleich dem Witabo in Jeddo, mit alten Ueberlieferungen gebrochen; wir wissen daß der junge König eine sorgfältige Erziehung genoss. Vor ihm war kein Monarch von Siam außer Landes gegangen; dieser Jüngling aber unternahm 1871 eine weite Reise, zu dem ausgesprochenen Zwecke sich zu unterrichten. Er besuchte Batavia, Singapore, Calcutta, Bombay und es ist seine ausgesprochene Absicht späterhin auch nach Europa zu kommen. Er hat auf jener Reise etwas Praktisches gelernt; was beim Häufchen nach europäischer Art zweckmäßig erscheint, ist angenommen, das für Land und Klima angemessene beibehalten worden. Ein Gleiches gilt von der Kleidung, welche man den Europäern jedoch nicht slavisch nachahmt; die Si-

mesen haben sich auch mancherlei europäisches Geräch angeeignet, ebenso mancherlei Speisen und sie trinken Wein.

Doch das sind nur kleine, äußerliche Dinge und ohne großen Belang. Von Wichtigkeit ist hingegen diesmal die Krönung des Königs gewesen. Sie war die zweite; die erste fand vor sechs Jahren nach dem Ableben seines Vaters statt, als jener ein Knabe von erst 13 Jahren war, also minderjährig. Während ein Regent die Staatgeschäfte leitete, war der König nach laudenswürdigem Brauch eine Zeitlang ins Kloster gegangen, wo er alle Nonnendienste verrichtete und wo ihm die Regentenpflichten eingehärt wurden. Als er nun im November 1873 großjährig geworden war, fand am 16. jenes Monats die zweite, eigentliche, Krönung statt; 101 Kanonenschläge verkündeten die Feierlichkeit, welche in einem Berichte der „Mail“ ausführlich beschrieben worden ist.

Um zehn Uhr Morgens besitzte der König in vollem Ornate den Thron; in der Halle waren fast alle europäischen Völker vertreten. Sofort verlas er einen Befehl, durch welchen verboten wird, daß man sich vor einem höher Gestellten zu Boden werfe. Wir haben weiter oben angedeutet, daß bisher Niemand vor dem Könige stehen durfte und daß auch die höchsten Würdenträger sich vor ihm niederwerfen mußten. Ein Edelmann von niedriger Ränge mußte sich vor einem höheren Ranges auf die Erde niederlassen und in dieser Position verharren, gleichviel wie lange die Unterredung dauerte. Der König nun spricht es als seine Ueberzeugung aus, daß es kein Überleben und keine Wohlfahrt in einem Lande geben könne, wo ein so freudiger Gebrauch herrsche; er wünsche, daß ein Mensch mit dem andern auf dem Fuße der Gleichheit verkehre und auch der ärmste Unterthan im Reiche überzeugt sein könne, daß ihm ebensoviel wie dem Reichsten volle Gerechtigkeit werde.

Während der König sein Decret verlas, blieben die Siamesen, deren etwa vierhundert zugegen waren, am Boden liegen; als aber die letzten Worte gesprochen worden waren, standen sie gleichzeitig auf und verneigten sich vor ihrem Monarchen in europäischer Weise. Nur mit Mühe fanden sie sich in ihre neue Stellung hinein.

Sodann hielt der Regent eine Rede an den König, welchen er lobte, dem er aber nicht im Mindesten schmeichelte. Derselbe habe einen vorurtheilsfreien Geist; obwohl noch jung, habe er sich doch nicht durch Schmeichler auf Abwege lenken lassen. Junge Männer lassen sich durch Verzeugsenerregungen leicht verleiten; aber es müsse seiner Majestät in Wahrheit nachgerühmt werden, daß er seine Reigungen zu controliren verstanden habe. Im Namen des Adels und des Volkes bringe er, der bisherige Regent, dem Könige Dank dar, einmal dafür, daß er das Niederwerfen abgeschafft habe, sodann für manche nützliche Arbeiten, welche der König auf eigenen Antrieb habe ausführen lassen. Der lange Canal ist auf seine Kosten gegraben worden, nicht durch Frohnarbeiter, sondern durch Leute, welche der König während seiner Minderjährigkeit aus seiner eigenen Tasche bezahlt hat. — Darauf brachten die Consuln ihre Glückwünsche dar und nachher zog sich der König zurück, während mit Pflücheltrompeten, Gong, Hörnern und vielerlei anderen Instrumenten ein Höllelärm verübt wurde.

Abends war Empfang beim König in einer neuen prachtvoll hergerichteten Halle. Der englische Consul war unhoffentlich genug, den König, welchem er als der älteste unter seinen Collegen zuerst vorgestellt werden sollte, länger als eine Stunde vergeblich warten zu lassen; als er auch dann noch nicht erschien, nahm die Ceremonie ihren Fortgang ohne Herrn John Bull. Der König aber zeigte sich in der Unterhaltung mit den Fremden und überhaupt in

seinem ganzen Vornehmen so intelligent und liebenswürdig, daß er den besten Eindruck machte. Jedenfalls sind die Manieren dieses Mannes und Seiden besser und feiner als jene des christlichen Insulaners aus Albion.

Zum Schluß möge bemerkt werden, daß schon jetzt viele wohlhabende Siamesen Söhne nach England oder nach europäischen Besitzungen im Archipelagus schicken, damit sie europäische Erziehung erhalten.

Aus allen Erdtheilen.

Blüthe des deutschen Handels in Ostafrika.

Hier sowohl wie in der Südsee, in Ostasien, Mexiko und der ganzen Westküste Amerikas sehen die Engländer nicht ohne Eifersucht, daß Großhandel und Schiffsahrt unserer Landsleute eine immer größere Ausdehnung gewinnen, was mit jenem England in solchem Maße keineswegs der Fall ist. Als vor neun funfzehn Jahren Vurten mit Spele den Sanibar aus seiner Entdeckungstour nach dem Tanganika-See antrat, fand er zu seiner Ueberraschung, daß dort der Handel mit Kopal, Elfenbein, Goldstaub, Kauris u. s. w. vorzugsweise in den Händen von Hamburger Häusern bestand, und das verlegte ihn in eine hohle Kaune, welcher er auch Ausdruck gegeben hat. Es steht einmal im Engländers, daß er auf den Handelsbetrieb in fremden Erdtheilen vorzugsweise ein Anrecht zu haben glaubt, und daß andere Handelsvölker ihm gewissermaßen als Eindringlinge erscheinen. Seit Vurten in Ostafrika war, hat der deutsche Handel dort sich noch bedeutend gegeben, und die Bemühungen Richard Brenner's sind auch für die Schwelger und Festerreicher nicht ohne Erfolg geblieben. In der ersten Woche des Januar hat der oft genannte Sir Wastle Grete, ehemals Gouverneur von Bomben, in Glasgow zwei Vorträge über seine bekannte Entbung nach Sanibar gehalten, in welchen er über Livingstonie und die Verhältnisse der Küste im Allgemeinen sprach. Er begann seine Rede mit einer Betrachtung über die deutschen Kaufleute, welche er den Engländern und Schottländern als Muster aufstellte. „Während meiner jüngsten Reise fand ich unter meinen alten Schottischen und englischen Bekannten allgemein die Ueberzeugung, daß die Deutschen im Handel eine eben so formidabile Aktion geworden seien wie sie im Kriege sind. Ich glaube, Sie versichern zu dürfen, daß diese anerkannte und wachsende Macht Deutschlands als einer Handelsmacht mit bedingt wird und in innigster Verbindung steht mit der bewundernswürdigen Schulergiehung, welcher ein großer Theil der Deutschen sich erfreut. Ich möchte Ihnen zu Gemäthe führen, daß selbst in Schottland, wo man sich doch rühmen kann, in Schulbildung weiter zu sein als die übrigen Landestheile der britischen Inseln, wir doch noch weit zurückgefallen hinter dem, was in vielen Gegenden Deutschlands erreicht worden ist. Junge, für die kaufmännische Laufbahn bestimmte Leute, welche in die Welt und nach anderen Erdtheilen gehen, sprechen und schreiben grammatisch wenigstens eine fremde Sprache, verstehen durchschnittlich mehrere derselben und Viele haben Lateinisch, wohl auch Griechisch gelernt. Dazu haben sie Unterricht genossen in Geschichte, Physik, Naturwissenschaften; Viele sind auch musikalisch, überhaupt gebildete Leute und ganz geeignet, sich und ihren Bekannten die Zeit angenehm zu vertreiben. Dazu kommt, daß viele wohlzugen und gut unterrichteten jungen Männer mächtig leben, genau im Geschäft, arbeitsam und durchaus zuverlässig sind.“ Ein solches Lob von einem solchen Manne können sich unsere Kaufleute schon gefallen lassen.

Krieg der Engländer mit den Daksas am Himalaya.

In dem Grenzbezirke von Kham haben die Engländer selten völlige Ruhe; fast in jedem Jahre liegen sie in Fehde mit dem einen oder andern Gebirgsstamme; so z. B. gegenwärtig

www.libtool.com

an der Nordostgrenze mit den Daksas, über welche wir bisher nichts wußten. Diese machen häufig Raubeinfälle auf britisches Gebiet und schleppen Menschen in die Gefangenhaft, also in die Sklaverei. Man drang vergeblich bei diesem wilden Bergvölke auf Herausgabe, und als diese verweigert wurde, mußte die Regierung einschreiten. Anfangs versuchte man die Daksas förmlich zu blutigen, das aber half gar nicht; nun sollen die Truppen in das Waldbergegebiet einrücken und zunächst sind 1000 Sipahis an die Grenze vorgerückt, wo sie bei Gopur im Erdspurenbezirke, etwa 16 Meilen von Sonitis Chol am Brahmaputra ihren Lagerplatz haben. Hier sollen zwei Dampfboote auf Station bleiben und die Soldaten mit allem Nöthigen versehen. Das hat jedoch in einer so dünn bevölkerten, nicht bewaldeten Gegend seine Schwierigkeiten. Aber die Wilden sollen geschädigt werden, damit sie fernere Einfälle nicht wagen unternehmen. Es scheint sich hier um Grenzstreitigkeiten zu handeln; die Daksas glauben sich beeinträchtigt und verfürzt, indem sie die Gegend zwischen Kachgarh und dem Fuße der tibetischen Gebirge als ihr Gebiet von jeher in Anspruch genommen haben. — „eine bewaldete Landstrecke, welche sich zum Anbau des Thees vorzüglich eignet.“ Das Gebirgsland der Daksas bildet einen Theil der Vorberge des Himalaya und zwischen den Wäldern liegen manche gelagerte und bewohnte Streden. Das Volk scheint mit den ihm benachbarten Bhutias (= welche von tibetischer Rasse sind) verwandt zu sein, ist aber schlanker gewachsen und hat hellere Hautfarbe. Die Männer tragen Rits und binden das Haar in einen dicken Knoten auf dem Vorderkopfe zusammen; dazu haben sie eine bunfarbige Kopfschmuck. Die Frauen tätowieren Gesicht und Arme; sie verspinnen die Baumwolle, welche von den Männern gebaut wird. Hauptwaare ist der Vogen mit vergifteten Pfeilen; einige westliche Stämme führen aber auch Musketen, welche sie von englischen Kaufleuten eingehandelt haben. Die Dörfer liegen auf steilen Abhängen und Hügeln, sind von dichtem Wald umgeben und für einen Feind nur schwer zugänglich. Die Dauer des Krieges wird davon abhängen, ob die Daksas von anderen Bergvölkern Unterstützung erhalten.

Von den Fidschi-Inseln.

Allem Ankeln zufolge ist nun endlich dem abscheulichen Menschenraub in der Südsee doch einigermaßen gesteuert worden. Zwar hat man leider die gefangenen und nach Sydney zur Arbeitseilung gebrachten Fidschen, welche das Menschenfleisch handwerksmäßig und mit schußwüthiger Barbarei betreiben, nicht an den Seelen gänzlich, aber britische Kreuzer sind doch thätig und bringen obenbenannte viele in die Sklaverei gefesselte Insulaner in ihre Heimath zurück. Die Befehl der Zuckerplantagen auf den Fidschi-Inseln haben den Menschenraubern großen Vorwurf geliefert. Von uns wurde früher mehrfach nachgewiesen, daß dort sehr viele europäische und australische Abenteurer sich sehr mißrathen betragen, sich gegen die Landesgesetze auflehnen und dem Könige Palombau offen Trotz bieten. Ihr nichtnützliches, rebellisches Vornehmen so zu unterschätzen gemordet, daß der britische Marinecapitan Simmonds vom Königschiffe „Wander“ ein kräftiges Einschreiten für nothwendig hielt. Er erklärte, daß er jeden britischen Unterthan, welcher sich gegen die Gesetze auflehne, einsangen lassen und

gefangen halten werde. Die Dinge waren, wie der *u. Mel-*
bourne erscheinende „Argus“ nachweist, weit genug gediehen.
König Thakombau (oder Kaloebu, wie er auch geschrieben wird)
und dessen Rathgeber erklärten: Wenn Simmons nicht Wandel
schaffe, werde man die Regierung in seine Hände legen, ab-
danken, die Hidschilade Friesen, Soldaten und Polizei ent-
lassen und eine protestirende Deputation an den Kaiser von
Deutschland und an die Vereinigten Staaten von Nord-
amerika schicken, also an zwei Großmächte, von welchen der
Sultan Hidschi anerkannt worden sei.

Ueber die Lage der polynesischen Arbeiter auf diesen
Inseln bringt der „Argus“ einen ausführlichen Bericht, dem
wir einiges entlehnen. Nachdem sie eine Zeitlang auf den
Plantagen gearbeitet haben, verlieren sie Manches von ihrer
Wildheit. Als das Regierungschiff „Malety“ die von dem
Menschenüberlastungszeug „Cari“ nach Hidschi verkauften Infula-
ner nach ihrer Heimath zurückbrachte, waren sie von ihren
dahem gebliebenen Kanakleuten so weit verschieden wie ein
zahmes Thier von einem wilden.“ Durch die Berührung mit
Europäern verlieren die importirten Arbeiter viel von ihrem
Stumpfsinn (sich deshalb, weil sie Mangeteile sehn, wovon
sie früher gar keinen Begriff hatten; sie werden aufgeweckter
und nehmen das eine oder andere Neut an. Nicht wenige sa-
men als Cannibalen der wildesten Art; viele wußten vorher
nicht, was ein Haus war, denn auf den sogenannten Cinie-
(Nequatorial-) Inseln bestehen die Wohnungen lediglich aus
einem Schuppen, der seine Wände hat. Importirte Arbeiter
sind mehr als einmal über Hidschilade hinweg und haben
sie angestrichen. Manche zeigten sich ganz intelligent und be-
griffen recht gut, nachdem sie mit weißen Leuten in Berührung
gekommen sind. So hat das Handelshaus Brauer und Joske
in Suva-Harbour einen ihrer Kluner durchaus mit Schwarz-
en von den Salomoninseln bemannt und sie haben kein Ver-
trauen niemals gefaßt. Herr Brauer hat einen zehnjährigen
Salomoninsulaner nach Albany in Australien zugleich mit sei-
nem eigenen Sohne in die Schule geschickt und der schwarze
Knabe konnte nach Verlauf eines halben Jahres einen kleinen
Brief schreiben. (— Schwarze Kinder begreifen schnell, aber nach-
dem die Pubertät eingetreten ist, bleiben sie so ziemlich Stehen;
die Weiterentwicklung geht nur bis zu einer gewissen Grenze.)
Manche haben nie zuvor eine Hode oder einen Spaten gesehen,
denn Ackerbau war ihnen völlig unbekannt. Als Kade sind sie
insgemein sehr ansehnlich, lernen bald europäische Speisen kochen,
und auf Kewala werden viele als Hausdiener und Aufwärter
verwandt. Ein Wilder, der sich an Ochertorden gewöhnt hat
und rechtzeitig die Zeder zu wechseln versteht, hat offenbar Fort-
schritte gemacht, und steht sich besser als in seiner Heimath, wo
in jedem Augenblicke der Hängling ihn seiner Hode berauben
kann. Wenn sie gut behandelt werden, bleiben sie gern, für
schlechte Behandlung nehmen sie Rache. So schlugen sie J. B.
den Pfleger Underwood todt, weil derselbe sie über die auser-
dungenen Zeit schickten wollte; man schaffte sie dann nach ihrer
Heimath, den Neuen Oebiden, zurück. Alle ohne Ausnahme
bessagen sich, daß man ihnen auf den Plantagen zu viel auf-
bürde und daß die Aufseher den ganzen Tag fusa, fusa, d. h.
rath, rath! rufen.

* * *

— Aus dem Lande der Aschantis. Das Raschende
entlehnen wir einem Briefe, welchen ein englischer Offizier an
seinen Bruder in London geschrieben hat. — Ich erhielt, sagt
er, mitten in der Nacht Befehl, sofort auf Recognoscierung zu
gehen, sprang von meinem Lager auf und fort ging es. Ich

lieh mich von vier wilden Wilden (wild savages) in einer
Hängematte tragen, bei Mondenschein, auf engem Pfade, durch
dichtes Waldgekrüpp, durch Sumpfe, fließt Abhänge hinunter;
zwei andere Wilden trugen mein Gepäc. Dann und wann hatte
ich einen lässlichen Ausblick, das helle Mondlicht fiel in einzel-
nen Lichtungen auf Bananen und schlanke Kokospalmen; bald
nachher aber erschien der Wald so dicht, daß Alles ganz finster war.
Dann erhoben die Leute ein entsetzliches Geschrei, theils um
einander Muth zu machen, theils um die wilden Thiere zu
erschrecken, welche aus allen Seiten heulten und brüllten.
— Aber sage mir nur ja kein Mensch ein Wort zu Gunsten dieser
Regierungspolitik; ich hoffe nie wieder das Mißgeschick
zu erleben, mit so durch und durch nichtsahnenden und verächt-
lichen Creaturen zu thun zu haben. Allgemein hört man hier
die Klage, daß wir wegen solcher Schwärme in einen Krieg ver-
wickelt worden sind. Wir hausen in Bambusgärten, in welchen
die Luft freien Zugang hat; sie sind recht nett und kühl, nur
darf es nicht regnen und es regnet zuweilen ganz schrecklich.
Alles, was von Stahl oder Eisen ist, wird in einer Woche un-
brauchbar, wenn man es nicht gut einölt, der Tabak verfault.
Ich fange an etwas Fant zu sprechen und lann mich mit mei-
nen Trägern verständigen; der eine führt den Namen „Sein
Wagen“, der andere wird „Tschagag Dohn“ genannt. Viele
von uns haben durch Krankheit gelitten, ich meines theils bin
gesund. Ich möchte diesen Krieg nicht missen, will aber trotz
hin, wenn er wüthet ist. Wir hoffen sicher im April (an der
Küste) zurück zu sein.

— Consul Kirk in Sansibar, dessen Name bei Gelegenheit
der Expedition Livingstone's so häufig genannt wurde, und der
sein schwieriges Amt mit Eifer und Umsicht versehen hat, ist
abgetreten: sein Nachfolger ist Fribourg. — Die Anglicaner
in Indien finden es abentheuerlich, daß ein Engländer, oben-
dem ein Regierungsbeamter Namens Melville, Mohammedaner
geworden ist; — die Hindus ihrerseits sind in hohem Grade
empört, daß eine Brahminenehe, die seit elf Jahren Wittwe
ist, in den Zeitungen bekannt macht, daß sie den Wunsch habe,
sich wieder zu verheirathen. — Es unterliegt keinem Zweifel
mehr, daß es mit den Pantbags in Yunnan das auf Wei-
teres vorbei ist. Tschacene, der nach dem Tode Sultans So-
liman's ihr Oberhaupt war, hatte sich nach einem Vorle nord-
westlich von Romein geflüchtet, wo er mit dem Reste seiner
Krieger im November von den chinesischen Truppen eingeschlossen
war. — Der Biebling von Indien hielt im November einen
großen Verbar in Audd, auf welchem der Beherrscher von
Ripal, Tscheng (Jung) Bahadur, nicht erschien, weil man
ihm Lund gekon halte, daß sein zahlreiches Gefolge, in An-
betracht der knappen Getreidevorräthe und der drohenden Hun-
gersnoth, zu viel an Lebensmitteln verzehren würde. Der
Kadscha erklärte darauf, daß er dennoch erscheinen, aber nur
ein ganz kleines Gefolge mitbringen werde. Als jedoch seine
nicht weniger als dreihundert jählichen Frauen da-
von erfuhr, entsand ungeheure Bewegung unter ihnen; sie
erschieneu, es zumal vor ihrem Gemahl, Herrn und Heileter
und erklärten ihm, daß er nicht gehen dürfe, falls er sie nicht
alle mitnehme. Also blieb Tscheng Bahadur in seiner Haupt-
stadt Katmanbu; den Krieg gegen seine dreihundert Frauen
aufzunehmen wagte er, so unumfänglich er auch ist, doch nicht.

— Toronto, die Hauptstadt von Obercanada, ist nun
durch eine Eisenbahn mit dem Quorone verbunden; diese
hat ihren Endpunkt in Owen Sound, einer neuangelegten
Stadt an der Georgian Bay.

Inhalt: Unter den Laodäern am oberen Melong. I. (Mit vier Abbildungen.) — Die wilde Rache in den russischen
Wäldern. (Mit fünf Abbildungen.) — Weltgang der Cholera im Jahre 1873. — Sprachwissenschaftliches. Von Georg von
der Gabelenz. II. — Reformen im Königreich Siam. — Aus allen Erdtheilen: Plüthe des deutschen Handels in Chatsira. —
Krieg der Engländer mit den Tassas. — Von den Hidschi-Inseln. — Verzeichniss. — (Schluß der Abtheilung 20. Januar.)

Herausgegeben von Karl Antker in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: G. Vieweg in Braunschweig.
Trud und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



N^o 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Sachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.

Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Unter den Laosvölkern am obern Mekong.

II.

Krieg der Siamesen gegen den König von Vien schau. — Zerstörung der Hauptstadt. — Königspalast und Tempelruinen. — Im Wat Si Satei.

Die Ueberreste der Königsstadt Vien schau liegen in einem dichten Walde und man kann auf verschiedenen Pfaden zu denselben gelangen; der breiteste derselben führt auf den Palast zu, dessen Dimensionen noch jetzt sehr wohl zu erkennen sind. Dauerhafte Baustoffe waren zu demselben nicht verwendet worden, sondern nur Ziegelsteine und Holz; die Höfe haben ein Pflaster von Cement, mit welchem auch die Wände und Treppen bedeckt sind. Der Gesamtmeindrud ist gut, der Charakter des Baues zierlich und mit Ornamenten ist man nicht sparsam gewesen; die hölzernen Säulen hatten Schnitzwerk und man sieht noch Spuren von Vergoldung.

Seit Zerstörung dieser Stadt durch die Siamesen ist noch kein halbes Jahrhundert verlossen und schon heute ist sie unbewohnbar. Nach dem Siege wurde ein großer Theil eingekerkert und viele Einwohner schleppte man als Sklaven fort. Vien schau hatte Mauern und Bastionen, war auch mit einem sehr breiten Graben umzogen und konnte den Strom als Verteidigungslinie benutzen, aber es unterlag trotzdem rasch, weil König Anu nicht auf einen ernstlichen Kampf vorbereitet war. Im das Jahr 1825 war er nach Bangkok gegangen, um als Vasall dem Könige von Siam seine Huldigung darzubringen; man hatte ihn am Hofe sehr zuvorkommend behandelt. Als er dann nach Vien schau

zurückgekehrt war, gerieth er in Irrungen und Zwist mit den siamesischen Mandarinen, welche die Grenze zu beaufsichtigen hatten. Dieselben erhoben von den Laoslaufleuten übermäßig hohe Zölle und drückten den Handel. Darüber beschwerte sich König Anu in Bangkok; als er dort kein Gehör fand, griff er zu den Waffen um jene Mandarinen zu Paaren zu treiben. Das wurde dann als Ausbruch einer seit langer Zeit insgeheim vorbereiteten Rebellion hingestellt, ganz Siam gerieth in Bewegung, gegen das letzte noch übrig gebliebene laotische Königreich wurden zahlreiche Heerschaaren ins Feld geführt und man nahm die Sache so ernst, daß alle fünf siamesischen Grenzbezirke, die zusammen kaum 150,000 Bewohner zählten, 19,000 Krieger zu stellen hatten. Der Vorsteher des Bezirks Kieng Mai, wurde vom König Anu aufgefordert, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen und dem Laosvolke die alte Unabhängigkeit wieder zu erringen, aber der Siäa, d. h. der Rath der Mandarinen, von Kieng Mai widerrieth einen so klühen Schritt und Anu blieb auf seine eigenen Hülfsmittel beschränkt.

Der Praya Witop oder „siamesische Feldherr“, welcher gegen denselben heranzog, war ein ausgezeichnete Krieger aber ein grausamer und gewalthätiger Mann, von welchem noch jetzt die Leute mit Schreden reden; er trieb die Besiegten unter Schuppen, welche er dann in Brand stecken

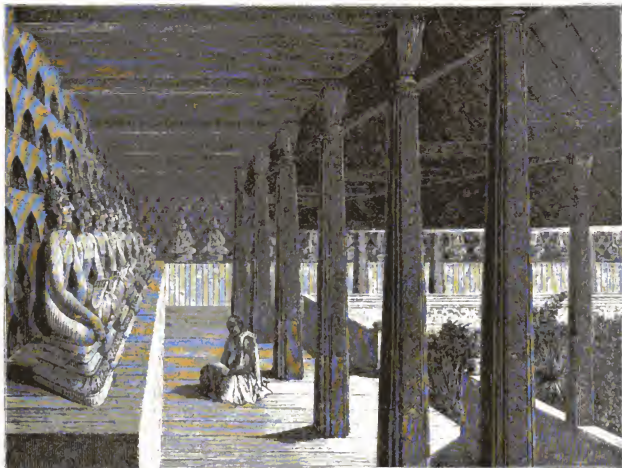


Gegeben im Jahre von Wien 1840.

ließ; viele andere wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt; von denen, welche er außer Land schleppen ließ, starben viele unterwegs; die übrig gebliebenen wurden als Sklaven an siamesische Edelleute vertheilt. Der deutsche Missionär Gützlaff, welcher im Jahre 1830 in Bangkok solche dort internirten Laosköpflinge besuchte, die sich gleich zu Anfang des Krieges unterworfen hatten und denen deshalb das Leben geschenkt worden war, fand diese Fäustken in einer Pagode am Menam; Ann jedoch, den besiegten König von Sien schen, hatte man in einen Käfig gesperrt, in welchem er dann auch bald sein Leben beschloffen hat. Seinem Sohne war die Flucht gelungen; er wurde verfolgt und in einer Pagode aufgefunden. Voll Verzweiflung hatte er sich dann vom Dache derselben herabgestürzt und auf diese Art seinen Tod

gefunden. Um ein- für allemal jedem Aufstande vorzubeugen, wurde die Bevölkerung des Königreichs Sien schon planmäßig zerstreut und man holte andere Laos vom rechten Ufer des Stromes herüber, welche sich in den verlassenen Ortschaften ansiedeln mußten.

Der Königspalast hat zwar viel gelitten, die Dächer sind eingebrochen, die meisten Säulen angekohlt, aber er ist doch das einzige Gebäude, von dem man sich noch eine deutliche Vorstellung machen kann, weil die biden Mauerwände noch stehen und die mit Mörstel gepflasterten Höfe und Treppen ein Ueberwuchern der Pflanzen nicht gestatten. Sonst überall sieht man nur Trümmerhaufen, die mit Gestrüpp und Bäumen bewachsen sind. Die Pagoden stehen noch, aber sie sind von den Priestern verlassen; sie wurden also den



Am Wat Si Saket.

selben Baustoffen aufgeführt wie der Palast und so hat die Ungunst der Witterung auch an ihnen schon Vieles zerstört. Die tropische Vegetation, welche sich ja überall so reich und übermächtig entfaltet, verleiht diesen geweihten Stätten den trügerischen Schein eines gewissen Altershums; überall bedecken hohe Gräser und Sträucher den Boden, Kletterpflanzen ranken sich an den Säulen empor und manche Bäume überragen die Pagoden. Unsere Illustration giebt davon eine getreue Vorstellung.

Der Wat Pha Keo war des Königs Pagode. Der hölzerne Giebel zeigt feines, prächtiges Schnitzwerk und ist ausgelegt mit funkelnden Glasplatten, welche Siamesen und Laos so gern anbringen, um den Vergoldungen einen höheren Glanz zu geben. Dieser Tempel ist schon ganz und gar

von Grün umwuchert, an den Säulen, welche das halbeingefallene Dach stützen, war Gold in verschwenderischer Menge angebracht und alle Theile des Denkmals haben byzantinische Ornamentation. Die vielen Pagoden in Sien schen haben ohne Zweifel einst einen großartigen Anblick gewährt; das Königreich Van Sang war in ganz Hinterindien berühmt. Um sie alle Herrlichkeit dahin. Früher stand im Wat Pha Keo eine hochberühmte Buddhasstatue, deren Alter bis ins Jahr 43 vor Christus hinaufgereicht haben soll, aber auch andere hatten oder haben noch Buddhasstatuen, die weit und breit im Rufe standen.

Etwas nördlich von Wat Pha Keo liegt mitten im Walde eine kleinere Pagode, die noch fast gänzlich unverändert geblieben ist, der Wat Si Saket. Beim Eintreten

erblickt man sofort eine Menge kleiner Buddhabilder in vergoldeten Nischen, welche in den Wänden von oben bis unten angebracht sind. Diese seltsame Ornamentierung erinnert an die Terrassen am Boro Bodor, diesem berühmten bud-

dhistischen Monument auf Java. Vor dem Altar steht ein hölzerner Leuchter von origineller Gestalt. Die Schnitzereien an demselben sind ganz außerordentlich fein. Einige Schritte von der Pagode steht das Gebäude der Bibliothek,



⦿ Holzener Leuchter im Wat Si Saket.

die bei keinem Tempel in Laos fehlen darf; dasselbe war schon theilweise verfallen. Die Mitglieder der Expedition kletterten an den wurmfressigen Säulen empor, auf welche der Boden dieses wissenschaftlichen Tabernakels gelegt war;

sie fanden, daß manche der heiligen Bücher ungerlagen, jeder nahm einige derselben an sich, verbarg sie aber wohl, damit die Eingeborenen keinen Anstoß an dieser Entfremdung nehmen sollten.

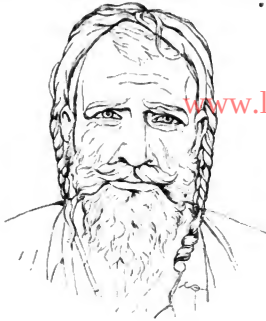
Die heutigen Bewohner Palästinas.

Ueber das gelobte Land sind viele Völkerräume dahingebraust; aber so oft auch Nationen in der Herrschaft desselben wechselten, so blieb doch die Grundlage der Bevölkerung überwiegend stets eine semitische und die nichtsemitischen Stämme, die vorübergehend hier herrschten, sind von den Semiten ausgeschliffen worden, so daß von ihnen heute in Canaan nur geringe Spuren gefunden werden. Semitisch waren die Amoriter, die vor den Juden einen großen Theil des Landes inne hatten; semitisch waren die Assyrier, welche das Reich Israel vernichteten. Perser, Macedonier, Römer geboten wohl hier, waren aber nicht in so großer Anzahl vorhanden um der Bevölkerung ein arisches Gepräge aufzudrücken, und wurde auch das Judenthum unter der fast 600 Jahre währenden römischen Herrschaft durch das fremde Heiden-

thum verdrängt und später durch das Christenthum ersetzt, so blieb doch die semitische Grundlage, die durch das erobernde Vordringen der Araber unter dem Chalifen Omar nur aufgeschüttet werden konnte. Die Kreuzzüge mit ihrem Gefolge abendländischer Menschen blieben Episode und der Einfluß, den die Glaubensritter auf die Constatuirung der Bevölkerung ausübten, war gleich Null. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß man heute in Palästina, abgesehen von den vielfach gemischten Städten, eine rein semitische Bevölkerung antrifft, die in ihrem Aeußern kaum von jener abweichen mag, welche im 15. Jahrh. v. Chr. unter Josua das gelobte Land eroberte.

Wir werden zu diesen Bemerkungen veranlaßt durch einen Anlaß von Dr. Paul Langerhans im „Archiv für An-

thropologie" (Vd. VI, S. 39 u. 201), welcher die heutigen Bewohner des heiligen Landes nach ihrer anthropologischen Seite hin schildert; sie ist von interessanten Typenabbildungen begleitet, deren einige wir hier wieder geben wollen. Man



Haza, Aduan-Beduine.



Haza, Aduan-Beduine.



Ibn Raschud von Abudis.



Fellah aus Liffa.

erkennt aus diesen sorgfamen Zeichnungen, die nach Photographien von Dr. Vangerhans angefertigt sind, den Semiten auf den ersten Blick und es möchte schwer sein viele dieser Beduinen oder Bauern Palästinas von den lastenbelacketen,

langlödigen Söhnen Israels zu unterscheiden, die im Osten unseres Erdtheils so eminente Belege für das Beständige in den Menschentrassen sind.

Herr Dr. Vangerhans bereiste Palästina, namentlich auch die Länder im Osten des Jordan, im Gefolge Prof. Heinrich Riepert's und brachte außer seinen Photographien — deren Aufnahme dem Korangelage zuwider keinerlei Schwierigkeiten verursachte — auch eine Anzahl Schädel aus Massengravern mit heim. Die Schädel, als zu sehr gemischt, ließ er außer Acht, dagegen befaßte er sich eingehend mit den nomadistrenden Beduinen und den ansässigen Fellahs (Bauern). Beide sind jedoch eines Stammes, sprachen eine und dieselbe Sprache, die arabische, und stimmen anatomisch untereinander überein. Nur ihre Lebensweise ist eine verschiedenartige. Ihre Zusammengehörigkeit mit den anderen Gliedern des semitischen Stammes findet auch darin eine Illustration, daß man vielen der gegebenen Abbildungen sehr gut in unseren Heiligenbildern einen Platz wird anweisen können,

deren Figuren kaum noch anseuropäpischen Semiten gezeichnet sein dürften.“

Die Reisenden standen unter dem Schutze des mächtigen Stammes der Beni Abuan, die von der Nordspitze des Toten Meeres bis zum Babi Jerfa reichen. Alle diese Beduinen zeigten in den wesentlichen Charakteren der Hautfärbung, der Farbe des Haars und der Iris vollkommene Uebereinstimmung. Das dunkelschwarze Haar trugen sie ausnahmslos lang, oft in Flechten. Die Iris war stets braun, die Haut zeigte die bekannte gelbe Färbung der Araber. Die Körpergröße erreicht im Allgemeinen die unsrige nicht. Die Abbildung auf S. 117 zeigt den Typus dieser Beduinen sehr gut; sie stellt den Führer Riepert's, Schach Haza el Nimr, vor, der im Ruße eines sehr kühnen Straßenräubers stand, ein Ruß, der unter den Beduinen und Arabern von heute vollkommen den vornehm ritterlichen Klang hat, dessen er sich bei den Vorfahren unseres Abels im Mittelalter erfreute. Man sieht, daß Haza mit diesem ritterlichen Namen die



Traße vom Libanon.



Traße vom Libanon.

Anhänglichkeit an die uralte Haartracht verbindet, die sich von den Helden der Bibel bis zum palästischen Juden unserer Tage erhalten hat. Indessen bebaute Dr. Vangerhans diese unmißverständliche Haartracht, welche ihn an der Bestimmung der Schädelmaße hinderte.

Daß übrigens unter den Beduinen Palästinas heute noch Exemplare vorkommen, welche an das typisch gewordene Christusgesicht erinnern, beweist die dritte Abbildung (S. 117). Es ist ein Beduine vom Stamme der Beni Abbas mit Namen Ibn Mahmud, dem wir aus diesem Grunde hier ein Plätzchen gönnen wollen.

Die Nachrichten über die Fellahs oder Bauern, die Dr. Vangerhans sammelte, sind weit sparsamer als jene über die Beduinenstämme. Denn während die eigenthümliche und in so vielen Beziehungen reizvolle Lebensweise, sowie die zeitweise große politische Bedeutung der freien Nomadenstämme von jeher die Aufmerksamkeit der Reisenden auf diese Leute, boten die armen und elenden Dorfbewohner nur in den Gegenden etwas Interesse, in welchen uralte Traditionen, wie bei den Ghaldinen Mesopotamiens, oder lebhafter, in die

europäische Politik hinüberspielende Concessionsstreitigkeiten, wie bei den Bewohnern des Libanon, Veranlassung gaben, ihre momentane Lage etwas eingehender zu studiren. Alles dies trifft bei der Landbevölkerung Palästinas nicht zu und so sind wir denn bei diesen auf die harmlosen Schilderungen jener Reisenden angewiesen, die in reinem Glaubensdieser das „heilige Land“ durchstreifen. Aus ihnen geht nun allerdings zur Genüge hervor, daß die Lage und Lebensweise jener Bevölkerung eine überaus elende ist. Nacht- und rechtslos sind sie ein Spielball in der Hand der Beamten, deren Thätigkeit sich auf Steuerintreiben beschränkt, und der Trud derselben ist um so fühlbarer, als die Abgaben vom Schach des Dorfes — der etwa dem Gutsheeren bei uns entspricht — nach Willkür vertheilt werden. Dazu werden die Dorfbewohner eben wegen ihrer Untermüßigkeit der Regierung gegenüber von den Nomaden aufs Heuerste gehaßt und bei jeder Gelegenheit in Besitz und Leben bedroht. Am schlimmsten ist die Lage der Bewohner jener Dörfer, die an der Grenze des Nachbargebiets der türkischen Behörden liegen, wie im Hauran, einer Landschaft, über die wir durch Seegen sehr eingehende

Nachrichten besitzen. Doch selbst in den ganz unterworfenen beduinischen Gegenden Syriens, wie in dem Theile zwischen Jerusalem und der Mittelmeerküste, ist der Wohlstand der Fellachen, Dank dem Regierungssystem, kein besserer. Sie bewohnen elende kleine Lehmbauten, am liebsten Ueberreste alter Bauten, und theilen in diesen den beschränkten Raum mit dem gesammten, meist sehr kleinen Viehstande des Haushaltes. Die Sprache ist überall die arabische, ihre Confession meist der Islam. Stellenweise finden sich vereinzelte Christen, nirgends Juden. Bei den mannigfachen Invasionen, denen dieser Theil des Landes im Laufe der Zeit ausgesetzt gewesen, läßt sich eine gleiche Reinheit des Blutes, wie sie sich die Nomaden der Wüste bewahrt haben, kaum voraussetzen. Indessen ist im Großen und Ganzen kein wesentlicher Unterschied im Aeußern wahrzunehmen, nur daß die härter arbeitenden Bauern in der Regel etwas muskulöser sind und, ihrer stets gedrückten Lage entsprechend, im Venehen durch Schweiß und Furchtlosigkeit von den sicher auftretenden und stolzeren Beduinen sich unterscheiden. Die Fellachen, welche Dr. Vangerhans photographirt, stammten aus dem Dorfe Sifta bei Jerusalem und hatten sämtlich gefärbene Köpfe. Einen derselben theilen wir mit (S. 117).

Endlich hatte der Reisende noch Gelegenheit die Druzen des Libanon kennen zu lernen und einen derselben, der aus einem Dorfe bei Halebega stammte, zu photographiren. Auch Vangerhans bestätigt die häufig gemachten Angaben, daß dieser interessante Stamm auffallend von allen anderen arabisch sprechenden Bewohnern Syriens abweicht. Blaue Augen und rötlich blonde Haare kommen sehr häufig unter ihnen vor und wenn auch bei dem hier abgebildeten Individuum die Farbe der Iris braun war, so zeigt doch der ganze Schnitt des Gesichtes wie die braune Farbe der Haare eine fundamentale Verschiedenheit von den anderen, semitischen, Ethern. Die oben erwähnten Färbungen der Iris und Haare haben bekanntlich schon seit Laugem die Hypothese entstehen lassen, die Druzen ständen in einer gewissen Verbindung mit den germanischen Elementen der Kreuzfahrerheere. Dem sei wie ihm wolle, jedenfalls sind die Druzen wieder das Beispiel eines Volkes, bei dem die anatomischen Charaktere mit der Sprache in Widerspruch stehen. Bei uns in Deutschland sind immer die Juden das beste Beispiel der Incongruenz zwischen Körperform und Sprache; sie sind und bleiben Semiten, die eine indogermanische Sprache reden.

Die Tungusen in Sibirien.

Von Albin Kohn.

I.

In dem innersteichlichen Landstriche zwischen dem Jenissei und der Yena, der im Süden von der Ugarka begrenzt wird, lebt ein nomadischer Volksstamm, den die Natur auch schon auf ihren Ausßerbeetat gesetzt hat, weil er wohl fähig war, sich der Thiere der „Taiga“, des schlummersnden Urwaldes, zu erwehren, jedoch sich nicht genug Mittel zu verschaffen vermochte, um sie vollständig zu unterjochen und zu verdrängen, noch weniger aber, um sich gegen den von Westen her andringenden Arier zu behaupten, oder gar diesen den Besitz seines Erbes streitig zu machen.

Die folgenden Zeilen dürften ein Nekrolog im Voraus des tungusischen Volksstammes sein.

Auf einer ungeheuren Fläche, die an Umfang bei Weitem das deutsche Reich überragt, lebt, in Gemeinschaft mit Wären, Wölken, Nischen, Elenthiern, Renthiern, Hirschen und Rehen unter dem Schatten riesiger Färsen und Kiefer, auf deren Aesten Herden von Auerhühnern (*Tetrao urogalus*) und Wiedehühnern (*Tetrao tetrix*), neben schwarzen und silbergrauen Eichhörnchen, Bobeln u. A. wohnen, der Tunguse, den man vergeblich nach seinem Ursprung, nach seiner ersten Heimath, nach seinen Urahnen fragt. Er hat keine Geschichte, keine mündliche Ueberlieferung, welche die lebenden Geschlechter mit den vergangenen verbindet, welche das geistige Band der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist. Wenn man Tungusen kennen gelernt, wenn man mit ihnen verkehrt hat, dann begreift man erst den wahren Werth, das wahre Wesen der Geschichte und lernt sie als die Bewahrerin der geistigen Eroberungen der Völker auffassen, selbst dann, wenn sie uns durch Ströme vergossenen Bruderblutes anelien, abstoßen sollte. Man bemüht sich dann, man vergißt sogar der Ströme vergossenen Blutes, ja man

kommt unvermeidlich zu dem Schlusse, daß auch dieses vergossene Blut notwendig gewesen ist, um eine neue menschliche Culturstufe zu erklimmen. Die Cultur des Menschen wird, wie er selbst, unter Schmerzen und Unterbegehren geboren.

Wenn ich die Geschichte Europas, selbst die Geschichte des Volkes, welches das meiste Blut vergossen hat, mit der Traditionslöslichkeit der Tungusen vergleiche, so wünsche ich mir noch Glück, als Europäer geboren zu sein, der sich hoch empor geschwungen hat über die Stämme, die in der schlummernden Taiga Sibiriens haufen, und an denen man die Wahrheit der Descendenztheorie Varnard's studiren kann. Sie haben sich nicht zu weit von ihren Urahnen entfernt.

Ich sah die ersten Tungusen in der Gegend von Bjercholenel an der Yena, und glaubte glatt barbitte Thorax zu sehen, auf deren Schädel sich eine rötlichwarze, schlichte Daarmasse mächtig entwickelt, und deren Gesichtsfarbe einen gelben, nur auf den Wangen ein wenig gerötheten Teint angenommen hat. Der getrunzene, sehr kräftige Körperbau des Tungusen bewies mir aus dem ersten Blick, daß er ganz dazu geschaffen ist, mit den wilden Thieren des Urwaldes den Kampf um Dasein zu führen, dieselben jedoch nicht im Laufe zu erreichen; er muß den Wären oder Wölken im Lager aussuchen, das Elenthier oder den Hirsch auf der Weide überraschen, um mit ihnen zu kämpfen. Das Gesicht, der Schnitt des Auges, das faumlose, nach vorn gerichtete Ohr, die niedere Stirn, der hervorsteckende Nackenhaut, der weit aufgeschlagene Mund und seine viele Unterlippe zeigen die nahe Verwandtschaft des Tungusen mit dem Mongolen, besonders aber mit dem in der buriatischen Steppe bei Dajost hausenden Buriaten, von dem er sich nicht so

wesentlich unterscheidet, daß ihn das ungeliebte Auge nicht mit Feindschaft untergehen könnte.

Ich habe in einem andern Artikel gesagt, daß die halb-wilden Stämme, welchen man von dem Gouvernement Wlaja an bis an die Lena begegnet, schwer von einander zu unterscheiden sind, sobald man die beiden zunächst an einander wohnenden mit einander vergleicht, daß dagegen der Unterschied sehr augenfällig ist, sobald man z. B. den Wotja (im Gouvernement Wlaja) mit dem Dschaten (im Gouvernement Tobolsk), den Permal (im Gouvernement Perm) mit dem nigurischen Dschaten (im Gouvernement Krasnojarsk) vergleicht. Ebenso geht es mit den Tungusen, der in der Gegend von Wierchlenoi haus-, und dem 40 bis 50 Werst von ihm in der Steppe hausenden Burjaten, von dem jedoch der nördlicheren, bei Ilkuta, Kirensk oder Olenokinsk wohnende Tunguse sehr leicht zu unterscheiden ist.

Ich werde mit denjenigen, welche behaupten, daß der Tunguse von den Wandjuren, welche am linken Ufer des Amur hausen, abstammen, nicht streiten, denn auch der Wandjur ist — Mongole. So viel ich Gelegenheit hatte, der Abstammung nachzuforschen, habe ich gefunden, daß die Verwandtschaft der Tungusen, welche westlich von der Lena hausen, mit den Burjaten in der nahen Steppe eine sehr nahe ist, denn ihre Idiome sind nahe verwandt, und wenn ja zwischen den letzteren ein Unterschied ist, so ist es ein quantitativer, nicht aber ein qualitativer. Der Tunguse hat weniger Wörter, als der Burjat, ganz einfach deshalb, weil er weniger Bedürfnisse hat, weil er auf einer weit niedrigeren Culturstufe steht, als der Burjat, der überdies auch schon viel längerer Zeit mit Völkern, welche auf einer relativ hohen Stufe der Bildung stehen — ich erinnere hier an China —, Verbindungen hat, während der Tunguse noch heute so viel wie möglich jegliches Annähern an höherstehende Völker vermeidet. Wir wollen hiermit durchaus nicht die Culturstufe der an der Lena wohnenden Russen als sehr hoch hingestellt haben; jedenfalls ist sie eine bedeutend höhere, als die des Tungusen.

Wir wollen, um den Lesern das Verständnis der Lebensweise des Tungusen zu erleichtern, eine kurze Schilderung der Gegend geben, welche er bewohnt.

Zwischen dem Jenisej und der Lena einerseits und zwischen der Angara und dem nördlichen Eismeer andererseits erstreckt sich das von wenigen Tungusen bevölkerte Land. Man kann die Größe dieses Landstriches, selbst nach Abzug dessen, was auf die Polarzone fällt, noch immer auf vierzigtausend Quadratmeilen schätzen, auf denen kaum mehr als 35,000 bis 40,000 halb wilde Bewohner leben. Diese große Fläche ist in verschiedenen Richtungen von mehr oder minder bedeutenden, bewaldeten Gebirgsketten durchschnitten, welche die Wasserläufe sowohl zwischen den Hauptströmen als auch zwischen den einzelnen Flüssen und Flüsschen bilden, deren Zahl nach neueren Forschungen sehr bedeutend sein soll. Ein riesiger Wald bedeckt die ganze Fläche und nur hin und wieder ist er von größeren oder kleineren baumlosen Flächen unterbrochen, welche entweder noch mit Wasser bedeckt sind und Seebeden bilden, oder durch Erhebungen vom stehenden Wasser entleert worden sind und nun mit Torf oder Morast gefüllte Flächen, „Tundern“ bilden, welche selbst im Sommer nicht mehr als eine Elce tief aufthauen und einen schädlichen Einfluß auf das Klima des ganzen Landes ausüben.

Eine eingehendere Betrachtung über die Zeit, in welcher die Erdböden flutgefunden haben muß, in welcher also die Moräste des nördlichen Sibiriens entstanden sind, würde, so

interessant sie auch wohl an sich wäre, zu weit von dem heute von uns behandelten Gegenstande abführen. Wir konnten die flutgehebe Katastrophe *) nur andeuten und mußten es thun, weil dieses eine und eine, wo anders nicht flutgebende Erscheinung erklärt, die nämlich, daß das Gold in Sibirien bis jetzt nicht in Bergen und Höhenzügen, sondern nur in verlassenen Flußthälern und Seebeden, welche alle von Torfmassen angefüllt sind, gefunden wird.

Die inneren wilden Wälder sind reich an Thieren, welche theils Fleisch und Felle, theils geschätztes Pelzwerk liefern; in ihnen hausen unter Andern der schwarze Fuchs, der schwarze Bär und der Robel, deren Felle einen so hohen Werth haben. Die Flüsse und stehenden Gewässer wimmeln von Fischen; im Sommer bedecken den Wasserspiegel unzählbare Schaaren wilder Gänse der verschiedensten Gattungen, und zwischen ihnen tummeln sich, ebenfalls im bunten Gemische, verschiedene Arten Wasserschühner und wilder Gänse.

Durch die eben geschilderte Beschaffenheit des Landes ist schon die Lebensweise seiner Bewohner gegeben. Der Tunguse konnte unter den vorhandenen Lebensbedingungen sich nicht anders entwickeln, als er sich eben entwickelt hat, zumal er auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur gestanden hat, als er durch irgend eine, uns und ihm selbst unbekante historische Katastrophe in die wilde, wenn auch von der Natur überreich ausgestattete Gegend geschleudert worden ist. Es wäre eher zu verwundern, wenn er sich hoch emporgeschwungen hätte auf der Leiter der geistigen Entwicklung, als das, daß er so roh geblieben ist, wie wir ihn heute noch in dem unwirthlichen Lande treffen. Sein ganzes Streben war bis jetzt nur auf die Erhaltung des physischen Daseins gerichtet, um das er mit Raubthieren sehr gefährlicher Natur zu kämpfen hatte.

Vor allen Dingen hatte er wohl mit dem Wolfe und dem Bär zu kämpfen. So lange der Tunguse nur Felle, Vogen und Panze führte, muß es ihm sehr schwer geworden sein, und deshalb ist es auch leicht begreiflich, weshalb der tungusische Volkstamm sich selbst damals nicht vermehrt und zu einem respectablen Volke herangebildet hat, als er noch nicht mit dem Russen in Verührung gekommen und von ihm abhängig geworden ist. Jetzt ist es zu spät! Zwar ist nun dem Tungusen der Kampf mit den wilden Thieren erleichtert; der Russe verkauft ihm die schlechte Wäsche, deren Zeichnung ich bei der Beschreibung der Karagaiken mitgetheilt habe, und welche wir allgemein in Sibirien verbreitet finden, aber er hat auch gleichzeitig mit

*) Wir müssen, trotzdem sich eine so gewichtige Autorität, wie Haidel, gegen die Katastrophentheorie ausspricht, dennoch an eine Erhebung Nord Sibiriens durch eine Katastrophe glauben. Die Traditionen sprechen für tiefe und diese Tradition mit durch geologische Denkmäler unterstützt.

Unter den Burjaten am Bajkalsee herrscht die Ueberlieferung, daß dort, wo heute die Laren, frosthellen Gewässer des „heiligen Sees“ (siehe Beschreibung des See zusammenhangs: Bogen „Bajkalsee“) fließen, vor 900 Jahren ein fruchtbarer Thel mit vielen Aulen, ja selbst mit einer großen Stadt gewesen ist. Dieser Thel ist plötzlich versunken und seine Stelle nimmt heute der ungetrübte See, in Sibirien gewöhnlich das „Meer“ genannt. Wir wollen die von den Burjaten angegebene Zahl ignorieren, da sie nur auf mündlichen Ueberlieferungen basiert, und die geologischen Denkmäler betrachten. Diese sind: Vasa und gebannte Lehm-schiefer, sowie andere vulcanische Gebilde, welche sich in großen Massen am Bajkalsee finden und die beweisen, daß er ein eisgefundener Krater ist, dessen Vertheilung aber tausend Quadratmeilen betragen hat. Wenn eine solche Aulenmasse plötzlich versinkt, so kann sie wohl eine Erhebung niedrig gelegener Flächen, selbst in weiterer Entfernung, bewirken, und wir glauben wenigstens nicht Unwahrscheinliches zu behaupten, wenn wir die tellurische Hebungslage Nord Sibiriens dem Sinken des Bajkalsees zuschreiben.

dem ihn von allen Seiten überflügelnden Russen einen wenn auch unblutigen Kampf zu führen, in welchem er unbedingt unterliegen wird.

Der seit der Ankunft der Russen in sein Gebiet menschenscheu geworbene Tunguse lebt in seinen Wäldern in einsamen, aus Birkenrinde, Fels und Fellen gemachten, zeltartigen Hütten, welche ihn kaum vor dem Unwetter, wenigstens nicht gegen die Kälte schützen können, die in der Gegend zwischen Wiercholenosk und Kiranost oft so groß ist, daß das Quecksilber im Thermometer gefriert. Gegen die Kälte schützen ihn einfach seine Pelze. Den Sommer und Winter verbringen die Männer mit Jagen und Fischen, die Weiber mit dem Zubereiten der Felle der erlegten Thiere. Selten wohl geht ein Tunguse allein auf die Jagd, sondern meistens familien- oder stammweise, und ebenso liegen sie auch dem Fischfang ob. Der solch einen Tungusen in seinem leichten Kähne, den der Russe „Seelenvererber“ nennt, auf den oft sehr reizenden Küsten dahinfahren sieht, muß wirklich erschauern über die Geschwindigkeit, mit der er dahinschießt (Fig. 1 u. 2). Der ganze Kahn ist so leicht, daß ihn ein Mann ohne große Beschwerlichkeit tragen kann; denn er ist ganz aus Birkenrinde, welche an einem aus Birkenholz gefertigten Gerippe befestigt ist. Rippen, Kiel und Vordübel sind höchstens einen Zoll dick. Ein einfaches, wenige Zoll breites und auf den Vordübel ruhendes Brettchen dient zum Sitze, das es gefährlich wäre, in dem leichten Fahrzeug zu stehen. Das Ruder wird in der Mitte mit beiden Händen erfaßt und der Kahn wird vorwärts bewegt, indem man

mit dem Ruder mit großer Schnelligkeit wechselweise rechts und links ins Wasser schlägt. Als ich das erste Mal einen solchen Kahn und in ihm einen Menschen erblickte, schauerte ich unwillkürlich zusammen. Später lernte ich selbst mich seiner bedienen und überzeuge mich, daß das Fahrzeug, wenn es mit Vorsicht benutzt wird, gar nicht so gefährdend ist als es den Anschein hat. Ich muß gestehen, daß ich in

seinem solchen Kahn einen Tropfen Wasser gefunden habe, ein Zeichen, daß er wasserdicht ist. Der an der Lena wohnende Russe hat dieses Fahrzeug vom Tungusen angenommen und selbst Weiber und Kinder setzen in ihm während des Sturmes über den riesigen Fluß. Daß Rippen, Kiel und Vordübel nur mit Birken- und Weidenzweigen mit ein-



Fig. 1. Tungusscher Kahn.

a Vordübel. b Rippen. c Röhre der Umkleidung.



Fig. 2. Tungussches Ruder.

ander verbunden sind, daß die Umkleidung mit eben solchen Materialien am Gerippe befestigt ist, hätte ich beinahe zu bemerken vergessen. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß der Tunguse mit Eisen nicht verschwenderisch ist; er hat außer seiner Wäpse, seinem Messer, Pfeile, Spieße und seiner Harpune nichts, das aus Eisen gefertigt ist, und diese wenigen Gegenstände reichen ihm vollkommen aus. Hauptbeschäftigung des Tungusen ist die Jagd. Das Fleisch, das ihm vom eigenen Consum übrig bleibt, räuchert er, gewöhnlich über Birkenrinde, in Folge dessen es einen unangenehmen, birkenherartigen Geruch annimmt, sich aber lange gut conservirt. Mit dem Räuchern und Trocknen der Fische befaßt sich die Weiber, welche außerdem auch die Felle zuschneiden und ihrer so viel als zu einem Pelze notwendig zusammenzufügen.

Kämpfe mit den Kaffern in der Colonie Natal.

Die britischen Besitzungen sind über alle fünf Erdtheile zerstreut und bilden eine so imponirende Erscheinung, wie die Welt sie nie zuvor gesehen. Aber in mehr als einer derselben haben die Engländer ihre liebe Noth und gerathen in mancherlei Verwickelungen. Nachdem sie jüngst dem Sultan von Sansibar von wegen des Sklavenhandels den Damm auf's Auge gesetzt haben, ohne doch dem schändlichen Menschenhandel im Binnenlande steuern zu können, sind sie an der Guineaküste mit dem Alkanthis in einen Krieg gerathen, an dem sie selber schuld sind und welcher, der Ausgang möge sein wie er wolle, ihnen nicht Ehre, Ruhm oder Vortheil bringen wird, während die Opfer an Menschen und Geld unberechenbar sind und jedenfalls sehr beträchtlich sein werden. In Hindien drohet für etwa vierzig Millionen Menschen eine Hungersnoth, die mau trotz aller Fürsorge nicht abwenden kann; in der südafrikanischen Colonie Natal ist man, nach langer Pause, mit einigen Kafferkämmen in blutige Händel gerathen.

Dieses Natal ist eines der geeignetsten Länder in

Afrika. Dasselbe erstreckt sich an der Ostseite dieses Continents von 29° 16' bis 31½° südlicher Breite, nimmt nahe an 1000 deutsche Quadratmeilen Flächeninhalt ein, hat mildes, gesundes Klima, steigt in vier Terrassen an, hat fruchtbaren Boden, sendet Niederschlag in allen Monaten des Jahres, leidet also nicht an Dürre. Je nach der Lage gedeihen alle Getreidearten, Baumwolle, Zucker, Obst; gute Häfen fehlen nicht. Dieses in der That geeignete Land, in welchem weite Strecken sich zur Viehzucht eignen und in welchem vorzugsweise indische Kulis die Acker bestellen, wurde von den Portugiesen am Weihnachtstage 1498 entdeckt und deshalb Natal genannt. Die Bewohner sind Kaffern, welche 1842 von den Engländern unterworfen wurden; diese erklärten das Land 1843 zur Colonie, mit welcher sie 1865 das sogenannte No-mans-Land vereinigten; dieses war von Wäpflingen, Griquaos, sogenannten Basters aus holländischem und hottentottischem Blute, bewohnt und bildet nun den Bezirk Alfrebia.

Zeit dreißig Jahren haben die Kaffern in Natal sich ruhig verhalten. Ihre Zahl beträgt mindestens 350,000 Seelen, während jene der weißen Anwohner auf nur ungefähr 18,000 Köpfe veranschlagt werden kann. Nach langer Ruhe sind nun Irrungen entstanden, zu welchen die vielbesprochenen Diamantensfelder wenigstens mittelbar Anlaß gegeben haben. Wir stellen aus den vorliegenden Berichten das Nachfolgende zusammen, um unseren Lesern einen Einblick in sehr eigenthümliche Verhältnisse zu geben.

In der Capocolonie sowohl wie in Natal und auch in der Transjerepublik der holländischen Bauern gelten strenge Gesetze, welche den Verkauf von Schießgewehren an die Kaffern verbieten; Eingeborene dürfen solche Waffen nicht tragen, es sei denn daß dem einen oder andern ausdrückliche Erlaubniß dazu gegeben wäre. Seitdem aber die Diamantfelder entdeckt worden sind, wurde das Verbot vielfach mißachtet und Eingeborene kamen von weit und breit lediglich zu dem Zwecke dorthin, um Schießgewehre zu kaufen.

Das geschah auch von Seiten zweier Kafferstämme in Natal, deren Häuptlinge Yagabelalla's und Putili heißen. Viele ihrer Angehörigen arbeiteten in den Diamantfeldern, kauften Gewehre und kamen damit nach Natal zurück. Einmal in Besitz einer solchen Waffe, hielten sie sich nun für gleichgestellt mit den weißen Männern. Die Obrigkeit berief sich auf das Gesetz und forderte theils die Auslieferung der Waffen, theils daß die Besitzer von solchen als Waffeneinhaber registrirt werden sollten. Die Kaffern verweigerten Beides und erklärten, daß sie die Waffen ja von Engländern gekauft hätten. Drei Colonisten waren von ihnen hinterrücks erschossen worden.

Die Regierung glaubte annehmen zu dürfen, daß unter jenen beiden Stämmen, seitdem sie Schießgewehre besaßen, ein meuterischer Geist um sich gegriffen habe, und sie hielt es für angemessen, sofort mit Nachdruck zu verfahren, um den bis dahin friedlichen Stämmen zu zeigen, daß jede Schildeckung zum Nachtheile der Eingeborenen ausschlagen müsse und daß diese wohl thäten, sich unter dem Schutze gerechter Gesetze und bei ihrer in keiner Weise beeinträchtigten Freiheit nach wie vor ruhig zu verhalten. Das ist denn auch geschehen.

Yagabelalla's Stamm entloß sofort aus der Colonie als Truppen gegen ihn anrückten. Die Männer trieben alle ihre Herden mit fort, ließen aber etwa 400 Frauen und Kinder zurück, die nun der Colonie zur Last gefallen sind. Putili's Stamm ist mit jenem durch Zwischenheirathen eng verbunden; er unterthielt mit denselben Einverständnisse, beherbergte Rebellen und deren Herden und deshalb

wurde auch gegen ihn eingeschritten. Man entwarfnete ihn, nahm ihm 9000 Stüd Rindvieh ab, brachte den jungen Häuptling ins Gefängniß und hält seine Leute unter strenger Ueberwachung. Zwei Spione Yagabelalla's waren eingekerkert worden; von ihnen erfuhr man, daß er außerhalb der Colonie am Transjessite sei und dort in einer Höhle wohne. Außer den drei freiwilligen Carabinieren, die während einer Patrouille in einem Pafse der Drakenberge erschossen wurden, hat kein Weißer das Leben eingebüßt. Im October hielten sich noch manche Rebellen zerstreut und vereinigt in Höhlen und anderen Verstecken verborgen, schossen oftmals aus ihrem Hinterhalt und mußten nothwendig von dort vertrieben werden. Das war eine schwierige und gefährliche Aufgabe, aber sie ist gelungen.

Bei den Kaffern drehet sich bekanntlich das ganze Leben um die Viehherden; so lange sie im Besitze derselben bleiben, halten sie sich nicht für besetzt. Die Colonisten durften auf keinen Fall sie im Besitze derselben lassen, sie würden sonst weder gelassen sein noch sich gestift haben. Beiläufig gesagt, ist es jetzt seit nun dreißig Jahren zum ersten Male vorgekommen, daß die Waffen angewandt worden sind, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, und ohne die Diamantfelder wäre auch jetzt keine Störung eingetreten. Die Regierung hat aus jenen Vorgängen eine Augenwandlung gezogen und besetzt nun in Bezug auf die Kafferstämme ein neues, gewiß praktisches System. Bisher hat man die Stämme vereinzelt in ihren respectiven Marken gewähren lassen und die Häuptlinge hatten freien Spielraum. Dieser Isolirung soll nach und nach ein Ende gemacht werden; man will die Gewalt der Häuptlinge brechen und die Kaffern sollen als Unterthanen der Königin Victoria betrachtet und behandelt werden.

In anderen Gegenden Natal's ist während jener Vorgänge die Ruhe ungestört geblieben und die Schwarzen haben sich im Allgemeinen gut benommen. Weiße Landwirthe in unmittelbarer Nähe von Yagabelalla's Gemarkung blieben unbehelligt in ihren Wohnungen; der Handelsverkehr hatte seinen ungehörteten Fortgang; die Frauen waren unbeschäftigt zu Hause, während die Männer, Wilder und Jäger ins Feld rückten. Auch manche lokale Kaffern leisteten gute Dienste.

Nicht ohne einen gewissen Stolz hebt ein Mitglied des legislativen Rathes von Natal hervor, daß diese Colonie dem Mutterlande niemals Kosten verursacht habe und daß sie sich selber verteidigen könne. England unterhält in derselben nur eine ganz kleine Garnison zum Haisenschutze.

Sprachwissenschaftliches.

Von Georg von der Gabelenz.

III.

2. Wie lernt man Sprachen?

Die Frage ist keine müßige; sie liegt auch nicht so weit abseits von unserm Wege, wie es scheinen könnte. Wir wollen eben den Sprachforscher in seinem Schaffen und Streben beobachten. Also: wie erwirbt er, wenn verdankt er seine Kenntnisse?

Vor Allem die Bemerkung: jede Sprache muß erlernt werden, keine ist uns angeboren. Nur die Fähigkeit und Sprachen anzuweihen bringen wir ins Leben mit; welche Sprache wir zuerst erlernen, hängt von äußeren Umständen ab. Ich könnte zwei Kinder deutscher Eltern nennen, die in China geboren, vier bezüglich sechs Jahre alt waren, als sie nach Deutschland gebracht wurden. Damals sprachen

se noch kein Wort Deutsch, sondern nur Chinesisch im Dialecte ihres Geburtsortes und Pisschen-Englisch, d. i. ein verderbtes Englisch mit chinesischem Sogebau. Beides verlernen sie nach und nach; in dem Deutsch, das sie dann sprachen, aber war noch jahrelang die Nachwirkung des Chinesischen wahrzunehmen, als längst das letzte chinesische Wort ihrem Gedächtnisse entschwunden war. Das Chinesische war nicht ihre Muttersprache, denn es war nicht die Sprache der Eltern; aber es war ihnen eigen, es war ihre Sprache geworden, ganz auf denselben Wege, auf welchem wir Anderen unsere Muttersprache erlernt haben.

1. Durch Umgang. Das ist die Aneignung einer Sprache durch Umgang, die wir wohl auch eine Angewöhnung nennen könnten. Unbewußt eignet man das, was man immer und immer wieder an Andern wahrnimmt, sich selbst an. Und diese Erscheinung beschränkt sich nicht etwa auf das Kindesalter, wenn sie auch da am allgemeinsten ist. Unsere Auswanderer, von denen die Wenigsten eine sprachliche Vorbildung besitzen, lernen das Englische, Portugiesische oder was sonst die Sprache ihrer neuen Heimath ist, sie wissen selber nicht wie. Und so hat während des letzten Krieges wohl jeder unserer Soldaten seine französischen Vorden auflesen und mit heimgebracht. Welches ist dabei der Porgang, welches sind die mitwirkenden Kräfte? Der Mensch hat das Verhüßniß des Verheeres; diesen vermittelt die Sprache. Er hat weiter die körperlichen und geistigen Erfordernisse zum Sprechen. Damit ist aber unsere Frage noch nicht erschöpfend beantwortet; noch fehlt das Mittelglied, noch bleibt es räthselhaft, wodurch man erfährt, daß dieses Wort, diese Form gerade die oder jene Bedeutung hat, wenn Einem sein Lehrer zur Seite steht. Die Antwort lautet: durch die Gabe der Beobachtung; man nimmt wahr, daß gewisse Ausdrücke bei gewissen Anlässen immer wiederkehren und schließt von dem Gesehenen auf die Bedeutung des Gehörten. Die Fähigkeit und der Trieb der Nachahmung lassen uns das so Erlernete selbst üben, wir werden verstanden, immer besser verstanden und so wachsen unsere Sprachkenntnisse in geometrischer Progression. Dem Lehrer, der dies ausproben will, kann ich aus eigener Erfahrung den Rath geben: nur nicht blöde! nur flott darauf los radebrechen, unbesümmert um ein Tugend Fehler uchr oder weniger, — aber dabei sorgsam Alles beachten und nachmachen, was man aus dem Munde der Eingeborenen hört, nie sich einbilden, man könnte es besser als sie! Und dann noch eine Regel: so lange man eine Sprache hören und reden will, vermeide man allen Verkehr mit Andersredenden. Es gilt, sich sprachlich zu erpatriren; man verbringe also die Schiffe hinter sich und das Mitwärters, Heimwärtschauen zu verlassen, um sich recht rasch und recht vollkommen in das Neue einzuleben, das uns umgibt. Das klingt gemüthlos und unpatriotisch, und ist es unter Umständen wohl auch. Aber probat ist es darum doch, und ein Reisender, der Leben und Lebensart der von ihm besuchten Völker schnell und gründlich kennen lernen will, darf nicht überall hin sein Vaterland mit sich schleppen wollen.

2. Durch Lehrer. Man sieht, die Arbeit ist nicht kinderleicht, wenn sie auch von jedem Kinde bewältigt werden muß. Die Schwierigkeit besteht zunächst darin, den Sinn des Gehörten zu enträtseln. Dieser Mühe bin ich überhoben, wenn mir Jemand zur Verfügung steht, der außer der fremden noch eine mir bekannte Sprache beherrscht. Ich habe die Wahl, wie ich einen solchen nutzen will: er kann mir die Erlernung der fremden Sprache ersparen, — dann nenne ich ihn meinen Dolmetscher; oder er kann mir diese Erlernung erleichtern, — dann ist er mein Lehrer. Man begreift, wie dehnbar der Begriff eines Lehrers ist. Anders

ist der Knabe daran, dem ein geprellter Informator die Regeln des Lateinischen Ethik für Eud methodisch geordnet beibringt, andere der Reisende, der in Innerasien den Keger, der ihm als Tragoman dient, anfragt, um Vorden noch unbekannter Sprachen zu sammeln. Beide haben Lehrer, aber in beiden Fällen ist es der einsichtsvollere, der die Äußer des Unterrichtes in Händen hält, und das kann auch der Schüler, der Verneinde sein. Ist er es, dann besteht seine Aufgabe vor Allem darin, richtig zu fragen. Vocabularen, wie man sie am Schluß von Reiseberichten trifft, nehmen sich oft recht stattlich aus, — aber was bürgt für ihre Richtigkeit? Der Sprachforscher hat solche Sammlungen sehr dankbar anzunehmen, denn sie sind bahnbrechend, aber auch sehr vorsichtig, denn die Bahn, die sie eröffnen, war eine schlüpfrige.

3. Durch Lehrbücher. Nicht immer ist der Sprachforscher so gut daran bei der Arbeit der Sprachlernung Lehrer zur Hand zu haben. Wer an einem Zusammenkunftspunkte der Völker wie London und St. Petersburg wohnt, wenn wie Regozanti die kunte Masse der Schüler der Propaganda zur Verfügung steht, der mag freilich den Unterricht der lebendigen Rede, den förderlichsten von allen, mit vollen Zügen genießen. Nicht so wir Uebrigen, und wir bilden die Mehrzahl. Wir haben uns Glück zu wolnischen, wenn uns ein allensfalls brauchbares Lehrbuch den Eintritt in die neue Welt einer neuen Sprache erleichtert. Was ein durch gute Lehrmittel geleiteter Selbstunterricht zu leisten vermag, davon rühmen uns jahraus jahrein die Abonementen der Toussaint-Vangenscheidtschen Vertrie. Es würde zu weit führen, wollte ich die verschiedenen Richtungen und Methoden der hierher gehörigen Hülfsmittel schildern; ich müßte dabei der tief wissenschaftlichen grammatischen Systeme gedenken und dürfte doch auch der Genüßlichen Conversionsbücher und der Torußer Wörterbücher unserer Krieger von 1870 nicht vergessen.

4. Aus Texten. Eins aber mag Manchem ein Räthsel sein. Ein christlicher Sendling hat eine noch völlig unbekannte Sprache in ihrer Heimath erlernt und zu Nag und Frommen seiner Gemeinde ein Ethik der Bibel übersezt; die Uebersetzung fällt einem europäischen Sprachforscher in die Hände, der studirt sie und was er daraus gelernt, das hat er nach kurzer Zeit in der sauberen Form einer Grammatik zum Eigenthum seiner Wissenschaft gemacht. Wie hat er das angefangen? mer oder was hat ihm dabei geholfen? Wer? Nun gewiß kein Anderer als er selbst, denn wie sollte er den Uebersetzer zu Rathe ziehen, den einzigen Europäer, der vor ihm die Sprache erlernt hatte. Und was? sein Lehrbuch, sein Vocabular? — vergleichen sollte ja erst geschaffen werden. Meist also der Gelehrte allein übrigt und der Text, der vor ihm liegt. Aber zur Vnten hat er überdies die Bibel in einer europäischen Sprache aufgeschlagen, und zur Rechten liegt ein Stöß loser Papierblätter, in die er von Zeit zu Zeit etwas hinein schreibt, so daß sie immer schwärzer und schwärzer werden: — das sind seine Collectaneen. Diese müssen wir etwas näher betrachten um die Technik des Forschers zu begreifen. Sie zerfallen in zwei Theile. Der eine sieht einem Wörterbuche ähnlich, denn in ihm werden alle im Texte vorkommenden Wörter nach alphabetischer Ordnung eingetragen; dabei ist die Stelle verzeichnet, wo sie sich gefunden haben. Nicht lange währt es, so leitet so ein Wort wieder; also wird eine neue Stelle notirt. Nun vergleicht man beide Fundstellen und prüft: was ist ihnen gemeinsam? Das ergibt sich auf dem europäischen Vocabular, und somit ergibt sich die Bedeutung des Wortes, in dem auch wir aufgeschrieben wird. Der zweite Theil der Collectaneen ist in grammatische Capitel, z. B.

Artikel, Zahlwort, Pronomen u. s. w., eingetheilt. Bald nämlich entbehrt man gewisse wiederkehrende Formen, Hülfsörter, Conjunctionen. Auch diese notirt man um bei nächster Gelegenheit ihren Sinn und Werth zu ermitteln. — Alles das setzt viel Geduld und manchmal auch viel Nachdenken voraus; wor aber dies Verdröb hat, für den ist das Mittel probat, nur muß der vorliegende Text nicht gar zu dürftig und mit richtigem Verständniß der fremden Sprache geschrieben sein. Tausbarer ist vielleicht seine Methode als diese, die von Anfang an die Praxis mit der Theorie vereinigt und den Lernenden selbst recht eigentlich zum Erwerb seines Wissens macht. Aber auch keine Methode kann müheloser sein, denn Alles, was hängt dabei von der Beharrlichkeit und dem Scharfsinn des Forschers ab.

Collectanten zu führen darf Niemand unterlassen, der selbständig tiefer in eine Sprache eindringen will, auch wenn die vorhandenen Hülfsmittel noch so gut sind. Schon das Sammeln ist belohnend und bereichernd, weil es die Aufmerksamkeit für die Spracherscheinungen wach erhält, das Gedächtniß unterstüzt und das Verständniß schärft und vertieft. Freilich, gute Collectanten führen ist an sich schon eine Kunst, wenn anders Wahhalten Sache der Kunst ist. Wer zuviel aufschreiben will, kommt nicht vorwärts, und wer nicht genug aufschreibt, dem bleiben böse Yden. Und doch ist mit diesem Sammeln nur die Vorbereitung zur grammatischen Arbeit gethan; die Anordnung und Darstellung des Stoffes ist das Wichtigste: hier erst zeigt es sich, was die Sammlung taugt und was der Sammler!

Ein Ausflug von Cochabamba in die bolivianischen Jungas.

Von Eugen von Voelck.

I.

Reise nach den Jungas von Truna. — Vocacultur.

Wir haben schon aus vielen entfernten Gegenden Mittheilungen für den „Globus“ erhalten, aus Bolivia aber waren vergleichen und noch nicht zugekommen. Es war eine angenehme Ueberraschung als ein Manuscript aus Cochabamba an uns gelangte. Aber wo wären denn, um nur auf Südamerika einen Blick zu werfen — von den vielen Kaufleuten ganz abgesehen —, deutsche Gelehrte, Ingenieure, Lehrer und wissenschaftliche Reisende nicht? Sie richten in Peru höhere wissenschaftliche Lehranstalten ein, sie sind Elementarlehrer in Neugranada, Vergleute überall, Ingenieure in fast allen Ländern, Professoren an den Universitäten in Santiago de Chile, soann in argentinischen Cordoba ze.

Herr Eugen von Voelck verweilt seit einer Reihe von Jahren in Cochabamba, einer der wichtigsten Städte der Republik Bolivia. Sie liegt ungefähr unter 17° f. Br. im warmen Klima und zählt etwa 36,000 Einwohner. Von ihrem Markt aus werden die Vergleute in Truro und Potosi mit Lebensmitteln versorgt, namentlich mit Weizen, Mais, Gerste und Mehl; viele Waaren gehen auch von dort in die Jungas, und für die Fierbrinde, welche zumeist aus der Region der Yuracaré-Indianer kommt, ist hier der Sammelplatz, von welchem aus die Waare weiter versandt wird.

Die Region im Osten der inneren bolivianischen Cordilleren bezeichnet man als die Jungas, welche von den oberen Zuflüssen der den Madaira bildenden Arme durchströmt werden und die an nördlichen Reichthümern die meisten Gegenden Südamerica überreffen. Sobald die Eisenbahn um die Stromschnellen des Madaira vollendet ist, wird in diese Regionen ein lebhafter Verkehr gebracht werden, weil sie dann vom Amazonenstrom her zugänglich werden und einen bequemen Abfluge zum Atlantischen Ocean haben.

Herr E. von Voelck ging im Jahre 1872 mit einigen jungen Männern, die er wissenschaftlich auszubilden wollte, von seinem Wohnort Cochabamba aus zunächst bis Totora und in das Thal von Poyo, dann nach Arepuyo, dem Flusse Chimoré und nach der Hacienda Santa Catalina,

einem Landgute, zu welchem mehr als 20 deutsche Quadraten Grund und Boden gehören. Dort war die Heimath eines seiner Jöglinge. Wir können den Reisenden aus seiner überaus beschwerlichen Wanderung dorthin nicht begleiten; er hat dieselbe sehr ausführlich beschrieben und wir geben vielleicht späterhin einige Auszüge. Aber er möge seine Kildreise schildern, in welche er Mandes eingeschaltet hat, das für Agriculturen, Handel und Sprachwissenschaft nicht ohne Belang ist.

Am folgenden Tage traten wir unsere Kildreise an, aber nicht auf dem Wege, den wir gekommen, und dessen schauerhafter Zustand noch zu frisch in unserm Gedächtnisse lebte, sondern auf einem nach der andern Seite der Amazona führenden Nighwege, der uns nach den 3 bis 4 Tages entfernten Jungas von Truna bringen sollte, von wo aus wir einen nach Umständen bequemen Reiteweg bis Totora vorfinden würden.

Von einem gewandten des Weges vollständig funkbigen Waldarbeiter (Monteador) geleitet, begannen wir im rechten nach Osten abliegenden Winkel die Erstigung eines zeitweise ziemlich steilen und langen Berganges, dessen Gipfel wir nach 3 1/2 Stunden nicht ganz unbeschwerlichen Marsche erreichten. Während desselben mußte unser Führer stellenweise steiligen Gebrauch von seinem Waldmesser (Machete) machen und an einem Plage, wo der frühere Weg sich in einer sumpfigen Lagune verlor, sogar einen neuen Pfad anbahnen, der uns das Umgehen dieses Sumpfes möglich machte, eine Operation, die er mit vieler Geschicklichkeit in ziemlich kurzer Zeit ausführte. Der wegen seiner eine süßmachende wollartige Substanz enthaltenden Früchte so sehr geschätzte Pacay (Prosopis silquastrum) in ziemlich dichten Gruppen, die Palmeria regia oder Mauritia vinifera, und eine eigenthümliche Kletterpalme (Carludovicia funifera Kunth) mit ihren mehr als 48 Fuß langen, stridartigen Kulturzeln waren nicht selten an den Seiten des Weges; sehr häufig aber war die Chontilla.

palme, eine Art *Bactris*, nicht zu verwechseln mit der eigentlichen *Chonta* (*Bactris ciliata*), obgleich sie wie diese einen mit langen und sehr spitzigen Dornen besetzten Stamm hat, wozu ich mich mehrmals schmerzhaft verlorste. Von thierischen Leben war mit Ausnahme einiger *Cassidulacae*-arten und schreiender grauer Vögelarten gar nichts zu sehen.

Vom Gipfel der Vergheße senkt sich der Fußpfad ungemächlich und steil über einen schmalen Felsengrat auf der Westseite hinab, so daß wir an Baumwurzeln oder Zweigen uns festhalten mußten, um nicht in der Luft baumelnden Felsen nach einem Haltepunkte suchen zu müssen, den unser Führer manchmal erst mit seinem Machete in die Erde oder losliegenden Stein einzuhamern gezwungen war.

Bei einer dieser nicht ganz ungefährlichen Kletterpassagen mußten wir über einen messerartig gekrümmten Steingrat hinweg, der so schmal war, daß wir gezwungen waren, einen Fuß vorsichtig hinter den andern zu setzen und uns fest an den Wurzeln anzuhaken, um nicht zur Rechten oder zur Linken ins steil abfallende Abgründe ein sicheres Grab zu finden. Diese offenerartige Art zu reifen wiederholte sich 6 bis 8 mal, ehe wir auf einen etwas gebahnerten Weg gelangten. Nach beinahe sechshundert Schritte, während dessen wir etwa $2\frac{1}{2}$ Leguas zurückgelegt hatten, kamen wir an ein abgeholtes zur Anpflanzung von Coca bestimmtes Stück Land, auf welchem bloß die Palmen, welche dem Jungas zu vielen Dingen unentbehrlich sind, stehen geblieben waren.

Ueber hochaufgetürmte gefällte Bäume und durch ein Gestrüpp von brennendgelben großblättrigen Geirändern gelangten wir in ein neu angepflanztes Cocafeld, wo die Sonne mächtig auf uns niederzubrennen begann. Meine Kräfte waren in Folge der ungewohnten Anstrengung bereits ziemlich erschöpft und ich war deshalb nicht wenig erfreut, als wir die Hacienda von San Pedro erreichten, eine Cocaplantage, welche der Mutter meines Jaglings gehörte und wo wir von den dort anwesenden Arbeitern alsbald mit Cocahee und Essen versorgt wurden, auch außerdem zwei Mithiere zur Disposition bekamen, auf welchen wir den Rest des Weges bis nach dem eine Legua entfernten Etablissement von Santa Catalina mit Bequemlichkeit zurücklegen konnten.

Diese wenn auch kurze aber doch sehr beschwerliche Ausfahrt, während welcher ich mir die Schenkel und Hände häufig zerschunden, gab mir die nicht sehr erfreuliche Lehre, daß im 49. Lebensjahre die Kraft und Elasticität des Körpers nicht mehr dieselbe ist wie im 29. und daß die sitzende Lebensweise und die Gewohnheit alle Reizen zu Werke zu machen, die Einnemeln ihrer Abgibt und Widerstandskraft beanst, so daß ich fast über die Klüßheit meines Vorhabens erschauerte, im Fußwandern aus den muskellösen und matten Waldläusen gleichsam zu wühlen, die ich vor wenigen Tagen mit ihren 50 Pfund schweren Bündeln von Arepacho im raschen Trabe hätte abreißen sehen. Außerdem ist das von uns getragene Schußzeug bei solchen Reisen sehr wenig zweckmäßig, und ich hatte von einem neuen Paar Gamaschen glücklicherweise die Abfälle losgetrennt, sonst wäre ich wohl kaum im Stande gewesen, diese Wege ohne Unfall zurückzulegen.

San Pedro ist einer der hochgelegenen Punkte der Jungas von Tuma und befindet sich am Gelände eines ziemlich hohen Berges zwischen dem von Westen nach Osten fließenden Gebirgsbache gleichen Namens, dem Anamama, einem ziemlich tiefen klüßlichen Fluß, der seinen Lauf von Süden nach Norden hat. Hier hatte ich Gelegenheit, den in den Wäldern sehr häufigen *Ambaybo* mit seinen vielklappigen Blättern und fingerartigen Früchten in der

Nähe zu sehen. Derselbe scheint zur Familie der *Artocarpaeen* zu gehören, wenn ich auch nicht zu behaupten vermag, ob es wirklich *Cecropia peltata* ist, wie Kild in seiner „*Guia de Bolivia*“ ihn bestimmt. In diesem Falle könnte aus seinem milchigen Saft eine Art Kautschuk gewonnen werden, und es wäre dann derselbe Baum, der in anderen Theilen Amerikas unter dem Namen *Guaruma* bekannt ist. Die fleischigen Früchte sollen sehr wohlnehmend sein. Häufig ist auch in diesen Gegenden der *Copalbaum* (*Rhus copallinum*), mit dessen leicht zu gewinnendem Harz die Waldbewohner ihre Stützen erleuchten, und es käme nur auf einen nicht sehr kostspieligen Versuch an zu erfahren, ob dieses Harz zur richtigen Zeit gesammelt und gehörig gereinigt nicht einen lohnenden Exportartikel abgeben könnte. Eine Art Weizenfrucht, von einem der Reine in Arepacho aufgefunden, gab ganz den Geruch des im Handel vorkommenden ordinären Weizenkorns, der aus einer *Bombesia* gewonnen wird.

Auf nicht besonders guten zum Theil noch von Gestrüpp überwucherten Wegen traten wir bis zum Fluße von Santa Catalina, dessen breites und fliegender Bett vermuthen läßt, daß er zur Regenzeit eine beträchtliche Wassermasse von den Bergen herab dem Anamama zuführt. Nach Erklimmung eines ziemlich steilen ausliegenden Hügels von nicht unbeträchtlicher Höhe erreichten wir das Etablissement von Santa Catalina, wo man bereits von unserer Ankunft benachrichtigt war.

Diese dem Dr. Eugenio Soriano gehörende Hacienda, eines der ältesten daselbst gegründeten Etablissements, hat mit allen dazugehörigen Ländereien eine Ausdehnung von nahe an 40 Leguas. Ein beträchtlicher, wenn auch bei weitem der kleinere Theil des dazu gehörigen Terrains ist bis jetzt in Kultur genommen. Vom Hause der Hacienda, das wie alle betriebsreichen Gebäude sehr geräumig aber keineswegs luxuriös aus Palmen angefüllt ist, gewies man gegen Norden und Nordosten eine ziemlich freie Aussicht auf die sanft gegen den Imaga zu ansteigenden cocapbeplanten Höhen, deren dunkeln Hintergrund die Wälder des erwachsenen Gebirgszugs bilden; gegen Osten erstreckt sich der Horizont über eine Niederung, Uraucuna, wo sich eine große Menge Cocapplantagen befinden, und wird hier durch den Höhenzug der Jungas von Machamarca begrenzt. Im Süden erheben sich die beiden Berge *Tatun mozo* und *Chup mozo* und zwischen den Gipfeln derselben zeigen sich zuweilen die felsigen Gipfel der Cordillera de la Apacheta, im Westen bilden die Bergreihen von Arepacho die Grenzen.

Das einzige rentable Product dieses riesigen Pflanzengrundes ist bis jetzt die Cocapflanze (*Erythroxylon coca*), die ausschließlich dem tropischen America eigen ist und eine Familie mit wenigen Varietäten bildet. Die Pflanze erreicht eine Höhe von 1 bis 2 Meter, ihre Blätter sind oval, variiren jedoch bei einigen Varietäten in der Größe; die Blume ist weiß und giebt kleine runde, lebhaft roth gefärbte, harte Früchte. Zu ihrem Gedeihen verlangt die Pflanze ein heißes und feuchtes Klima und jedenfalls eine begrenzte Erhebung über dem Meeresspiegel. Nach Ausröschung des Waldes wird das Terrain von Wurzeln gereinigt und in sogenannte *Catos* von 40 Varas Länge und eben so viel Breite eingetheilt, worauf man die sogenannte *Jonjada* anlegt, d. h. regelmäßige Furchen (Umadre) gezogen werden, in welchen man die Stedlinge pflanzt und kultivirt. Bereits im zweiten Jahre bieten sie eine Ernte und wenn sie angewachsen sind liefern sie pro *Cato* etwa 250 Pfund Blätter. Um das Gedeihen der Pflanze zu fördern muß das Land häufig von Unkraut gesäubert und von Zeit zu Zeit angelockert werden, wozu man sich eigenthümlicher Instrumente, *Chonta*,

Atmocafe und Tocti genannt, bedient. Die Pflanze giebt drei Ernten im Jahre, d. h. der Baum kann ohne Schaden zu leben von 4 zu 4 Monaten seiner Blätter beraubt werden; diese Ernten oder Nitas finden statt im März, Juni und November.

So waren wir denn gerade zur Erntezeit eingetroffen und fanden bereits eine Menge Arbeiter und Arbeiterinnen mit der Apalla oder dem Ablesen der Blätter beschäftigt, zu welchem Zwecke sie sich am Morgen mit einem großen Sack auf dem Rücken ausgießen und gegen Abend das Ergebniß ihrer Arbeit auf dem hierzu bestimmten gedeckten Boden des Hauses auf Haufen schüttelt, welche dann vom Verwalter gewogen werden und wofür man ihnen den entsprechenden Lohn in Geld oder trockener Coca gutschreibt. Je 12 Pfund frisch gesammelter Blätter bilden eine Tarea und dafür werden 2 Real in Geld oder 1 Pfund getrockneter Coca bezahlt. Ein fleißiger und gewandter Arbeiter kann täglich gegen 3 Tareas oder 36 Pfund pflücken.

Au der Nordseite des Hauses befindet sich ein 37 Schritt langer und 30 Schritt breiter sorgfältig gebaueter und zur Hälfte sehr gut gepflasterter freier Platz, das sogenannte Tenda, auf welchem die frisch eingebrachten Blätter, Ma to genannt, zum Trocknen an der Sonne ausgebreitet werden; über den nicht gepflasterten Theil werden große im Lande selbst gewobene Trilinder, Fergones, gestreut und darauf die Blätter geschüttelt, die von Zeit zu Zeit durch die Tendakeros mit Palmfächern umgewendet werden. Um gute Coca zu erhalten muß das Trocknen derselben an der Sonne rasch von statten gehen; wird dieser Trocknungsproceß unterbrochen oder werden die Blätter gar vom Regen durchschlägt, so giebt es eine sehr schlechte Sorte, Chocita genannt, die nur ganz geringe Preise holt.

Auf die Qualität der Coca hat nicht nur das Alter des Baumes, sondern auch das Volumen des Blattes großen Einfluß. Die kleinblättrige Varietät führt den Namen Coca 14 und wird auch sehr häufig als Ibero consumirt.

Ist der Trocknungsproceß glücklich vollendet, so werden die Blätter in massigen Haufstößen festgetreten und aufbewahrt, bis sie later einer sehr rot gearbeiteten Art von Spindel-Preße in Paden von 2 Ceflos oder 50 Pfund gepreßt und in dieser Verpackung exportirt werden. Jeder solcher Paden heißt ein Tambo und repräsentirt bei den augenblicklich hohen Preisen einen Werth von 24 Dollars nach den Verkaufsplätzen geliefert; in normalen Zeiten kostet er 16 Thlr. und etwa 10 bis 12 Thlr. am Produktions-Platz. Der Marktpreis von den Jungas bis nach Totoro variiert je nach der mehr oder minder trockenen Jahreszeit von 2 bis 5 Thlr. per Centner.

Die Blätter der Coca werden bis jetzt fast nur zum Rauchen benutzt, aber von der Indianerbevölkerung in Peru und Bolivia und zum Theil von den Gaudos der argentinischen Republik in ungläublicher Menge consumirt. Der Gebrauch dieser Pflanze als Baumaterial vermischt mit einer aus Kalk und Asche, oder auch aus Kartoffel und Asche vermischten Paste, Ylicta genannt, verliert sich in das ganze Alterthum des Incareiches, wo in allen Festhäusern und Militärlagern für die Chacano oder Festboten und für die Truppen stets eine hinreichende Menge Coca vorrätig gehalten werden mußte. Anderseits gute Coca (Zupalcoca) wurde an den Hof zum Gebrauche des Inca und der Prinzen von Gebüll abgeliefert.

Die Wirkungen der Coca, in mäßigen Dosen genossen, sind keineswegs so schrecklich, wie dieselben von Köppig in seinem Reiseverle geschildert werden. Die Chemie und Therapeutik in Europa hat in letzterer Zeit sich mit dem Studium der Eigenschaften dieser höchst interessanten Pflanze beschäftigt.

Nach dem motivirten Gutachten des Dr. Reis in Paris und nach der Erfahrung hiesiger Aerzte ist das Cocain und das Elisir ein spezifisches Mittel gegen die Fieber. — In Dosen von 30 bis 40 Gramm hat sie allerdings toxische Wirkungen erzeugt, Fieber, Hallucinationen und Delirium; und in Dosen von 15 bis 20 Gramm vernichtet sie den Herzschlag. Um sich in Coca zu berauschen und jene Ersehnung hervorzubringen, von welcher Köppig spricht, muß man dieselbe in absoluter Ruhe und Unthätigkeit und in sehr bedeutenden Dosen genießen. — Eine andere interessante, unlegbare, auch von Dr. Reis angeführte und hier zu Lande allbekannte Thatsache ist, daß der Gebrauch der Coca, selbst in ziemlich beträchtlicher Dosis, das Leben nicht verkürzt, denn in den Hochlanden von Peru und Bolivia giebt es eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl von Greisen von 70 bis 80 Jahren, die von frühester Jugend an Cocaosener gewesen.

Die Wirkung der Coca besonders auf die Respirationsorgane in bedeutend verbläuter Luft ist eine durch die Praxis bestätigte, unlegbare Thatsache. Eine die geringsten Athmungsebschwerden tragt der indianische Pötkill zu Fuß über Höhen von 15,000 bis 16,000 Fuß, gekräftigt durch sein Cocaprimden, das ihm eben so wenig fehlt wie dem Matorfen am Steiner See Tabadaprimden. Ob der Saft der Coca conservirt auf die Zähne wirkt, wie hier zu Lande allgemein geglaubt wird, wage ich weder zu behaupten noch zu bestreiten; Thatsache ist, daß die hiesigen Indianer fast ohne Ausnahme schöne weiße und gesunde Zähne haben, und selbst in den aus alten Grabdenkmälern ausgegrabenen Schädeln sind nur selten Zahnlücken bemerkbar. —

Aus allen Erdtheilen.

Erinnerung an Agassiz.

Am 14. December 1873 hat Franz Agassiz in Boston sein Leben beschloffen, das ganz der Wissenschaft geweiht war. In ihm ist einer der ausgezeichnetsten Naturforscher unseres Jahrhunderts dahin geschieden und ewiger Nachruhm ist ihm sicher; auch unter den Lebenden hat ihm die Anerkennung nicht gefehlt, welche in vollem Maße ihm gebührt. Nachdem er von seiner letzten wissenschaftlichen Reise auf dem Schiffe „Hastler“ nach Massachussets heimgekommen war, hielt er in dem von ihm gegründeten Museum für vergleichende Zoologie in Cam-

bridge zwölf Vorträge über die Methode der Schöpfung, in welchem er die Gndergebnisse seiner umfassenden Studien zusammenfaßte und übersichtlich schilderte; insbesondere trat er scharf gegen manche Hypothesen Darwins auf. Eine wissenschaftliche Würdigung seiner großen Verdienste ist Sache der Naturforscher, wir aber wollen es uns nicht verlagern, unseren Lesern einen Nachruf mitzutheilen, welcher in Californien ihm von denkwürdiger Seite gewidmet worden ist. Wir finden denselben in der „California Staatszeitung“ vom 18. December 1873.

„Im Jahre 1846 nahm Agassiz einen Ruf nach den Vereinigten Staaten an und wurde Professor der Zoologie und

Geologie an der „Lawrence Scientific School“ in Cambridge bei Boston. Von 1852 bis 1854 lehrte er in gleicher Eigenschaft in Carolina. Das jüdische Alter sagte ihm nicht zu, und er lehrte nach dem Norden zurück, erwarb die Materialien, welche er über die Geologie der Küsten Georgias und Nord-Carolinas gesammelt hatte, machte dann Reisen durch die Union, hielt öffentliche Vorlesungen und beschäftigte sich mit Untersuchungen über die nordamerikanische Thierwelt. Seine auf diese Studien bezüglichen Werke erschienen theils in Newyork, theils in Boston. Er lebte einen Ruf nach Weinburg sowie einen andern nach Paris (1857) ab und machte 1865 bis 1866 eine Forschungsreise nach Brasilien, wobei er von der brasilianischen Regierung in liberaler Weise unterstützt wurde. Das Resultat dieser Reise legte er in einem 1868 erschienenen Buche: „A Journey in Brazil“, nieder.

Im Jahre 1871 trat Agassiz seine letzte große Reise mit dem Dampfer „Hessler“ an. Er umschiffte Cap Horn, hauptsächlich um die westamerikanischen Küstengemässer und ihre Fische zu studiren. Wie er auf dieser Reise im Jahre 1872 nach San Francisco kam und hier Vorlesungen hielt, ist allen unsern Lesern noch in Erinnerung. Seit seiner Rückkehr hat er in Cambridge gelebt.

Während Agassiz sich als wissenschaftlicher Forscher die Anerkennung der ganzen civilisirten Welt erworben hat, muß ihm in noch viel höherem Grade die Anerkennung der Amerikaner zu Theil worden. Denn während andre Länder nur durch die neuen Aufschlüsse seiner Werke profitirten, trat er hier als Lehrer in directen Verkehr mit der heranwachsenden Jugend, und der wohlthätige Einfluß, den er als solcher in 26 Jahren auf amerikanische Geistesbildung ausgeübt hat, ist in allen Theilen der Union deutlich erkennbar. Während wir heute fast nichts von einer Förderung philologischer Studien in America bemerken, während gründliche amerikanische Geschichtsforscher eine Seltenheit sind, sehen wir andererseits auf allen Gebieten der Naturwissenschaften in den Vereinigten Staaten ein heftiges und lebendiges Reges und Treiben, und die Namen zahlreicher amerikanischer Naturforscher liegen sich ausbilden, die auch unter den besten Gelehrten Europas einen ehrenvollen Namen genießen würden. Dieser unverkennbare Aufschwung amerikanischer Naturforschung aber ist in erster Linie das Verdienst des Professor Agassiz. Er verstand es, eine wunderbare Anziehungskraft seinen Schülern gegenüber in Wirkung treten zu lassen, und die zahlreichen jüngeren Gelehrten, welche aus seiner Schule hervorgegangen sind, besitzen fast alle jenen heiligen Geist unermüdlicher Forschung, jenes lebendige vorurtheilsfreie Verhältniß für das Leben der Natur, welche ihren großen Meister auszeichneten. Der Tod des Professor Agassiz ist ein schwerer Verlust für America, aber der Nutzen, den der Verstorbenen unserm Lande geschaffen hat, wird nachhallig sein, und wir hoffen, daß auf der Grundlage der von ihm ausgegangenen Anregung das Studium der Naturwissenschaften in den Vereinigten Staaten fröhlich fortdauern wird.“

Vortrager des Sklavenhandels in Buchara.

Die Russen haben in den mit China und Buchara abgeschlossenen Verträgen auch die Abschaffung des Sklavenhandels durchgesetzt und man hat ihnen bildlich versprochen, daß es mit derselben ernst genommen werden solle. Woher ist das jedoch nicht der Fall gewesen. Denn es hat sich jetzt herausgestellt, daß derselbe trotzdem im Schwange geht, sogar in unmittelbarer Nähe der russischen Grenze. Die Sache war nicht mehr abzuliegen, seitdem Herr Schupler, Secretär bei der nordamerikanischen Gesandtschaft in St. Petersburg, während seines Auftrages in Gentlemen auf dem Bazar in Buchara einige Tugend Menschen, hauptsächlich Knaben und alte Männer, zum Verkauf ausgestellt fand. Schupler that, als ob er ein paar Sklaven kaufen wolle, und fing zu handeln an, namentlich um einen Knaben, der erst vor ein paar Monaten in der Gegend von Herabad (= in Persien an der Südostküste des Kaspi-

schen Meeres —) von Turcomanen geraubt worden war. Der Knabe wurde ihm für 225 Rubel zugeschlagen und er sollte einen Theil dieser Summe im Voraus anzahlen. Nun kamen die Mirzas, welche von Seiten der Regierung ihm als Begleiter beigegeben worden waren und die sich auf einige Zeit von ihm entfernt hatten, wieder auf den Bazar zu ihm und waren sehr erschrocken als sie sahen was vorging. Sie fingen Jant und Treit über den Preis an, nur um den Handel vor den Bazar-auscher zu bringen; es lag ihnen daran, daß aus demselben nichts werden sollte. Der Ausrufers jedoch erklärte rundweg, daß der Knabe dem Käufer zu verabfolgen sei, falls dieser die bezugungen Summe zöble. Nun wurde aber der Knabe nicht abgethan, es hieß, er sei entlaufen! Die Mirzas versicherten hoch und theuer, daß der Sklavenhandel nicht mehr betrieben werde, nur dann und wann könne man wohl noch einen Menschen für Geld laufen; sie wollten die Sache beschändigen. Schupler aber ermittelte gerade damals, daß eben eine Karawane mit 60 Sklaven in der Stadt Buchara angekommen sei; man hatte ihr aber die Weisung gegeben, außerhalb der Stadtmauern zu bleiben, damit der Amerikaner nichts davon erfahre und den russischen Behörden in Samarkand keine Anzeige mache. Doch Schupler wollte den Mirzas (Beamten) zeigen, daß sie ihm nicht hinter Licht führen konnten; er ging mit seinem Tschigis, d. h. einheimischem Diener, auf den Bazar und kaufte einen andern, sieben Jahre alten persischen Knaben, welchen die Turcomanen vor etwa drei Jahren geraubt hatten. Er zöble die verlangten 175 Rubel, nahm den Knaben in aller Eile mit in seine Wohnung und gab erst in dem Augenblicke, da er Buchara verließ, dem Bazar-auscher Kunde von Allem, was geschehen war. Nun verfuhr dieser ihm den Knaben mit Gewalt zu entreißen, aber der Diener erries sich treu, und so gelang es dem Amerikaner, mit dem Knaben nach Samarkand zu kommen. Dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, daß General Kaufmann den Artikel über Abschaffung der Sklaverei in den neuen Vertrag mit Buchara legte. — Die Russen, das versteht sich von selbst, meinen es durchaus ernstlich mit der Sache, aber sie werden ein schweres Stück Arbeit haben, weil die ganzen gesellschaftlichen Einrichtungen in diesen mohammedanischen Ländern auf Sklaverei beruhen, weil die Bevölkerung sich ein Lein und ein Staatswesen ohne dieselbe gar nicht denken kann; Sklaven besorgen von ältester als Arbeit. Die abendländischen und die morgenländischen Ansehungen über Sklaven und Sklavenhandel stehen einander diametral gegenüber und es fragt sich sehr, ob eine Ausgleichung überhaupt möglich ist, so lange es eine mohammedanische gibt.

* * *

— Der „Newport Herald“ zählt 44 große transatlantische Dampfer auf, die zwischen 1811 und 1873 (31 Jahre) strandeten, untergingen und verbrannten. Das Register beginnt mit dem am 11. März 1841 von Newport abgegangenen und heidtem verschollenen „President“, zählt Johann der Reize nach auf die Schiffe: Columbia, Great-Britain, Delene Elman, St. George, Humboldt, City of Glasgow, Franklin, Maria, City of Philadelphia, Pacific, Le Yvonnais, Tempest, Newport, Austria, Argo, Indian, Hungarian, Connaught, Canadian, North-Briton, Norwegien, Anglo Saxon, Georgia, Bohemian, City of Newport, Jura, Iowa, Glasgow, Scotland, Hibernia, United Kingdom, Germania, Kleopatra, City of Boston, Cambria, Dacian, Tripoli, Britannia, Atlantic, City of Washington, Jamaica und Missouri, und schließt mit der Ville du Havre. Nahe an 5000 Menschen kamen dabei ums Leben. Es verlor der Dampfer City of Glasgow, der im Frühjahr von Glasgow ausfuhr und von dem nie wieder etwas gehört wurde, 480, der „Arcie“, der am 27. September 1854 nahe Neufundland mit dem französischen Dampfer „Vesta“ collidierte, 800, der „Pacific“, am 28. Januar 1856 von Liverpool abgegangen und heidtem verschollenen, 200, „Le Yvonnais“, der am 2. November 1856 bei Antanadi mit dem „Adriatic“ collidierte, 120, „Austria“, am 13. Septem-

ber 1859 auf offener See verbrannt, 470, „Hungarian“, bei Koro-Scelio gestrandet, 200, „Angle-Torjon“, am 27. April 1863 bei Cape Koro gestrandet, 207, „City of Boston“, am 25. Januar von Newoor abgegangen und selbtem verholten, 160, „Cambie“, am 19. October 1870 an der irischen Küste gestrandet, 190, „Atlantic“, am 1. April 1873 an der Küste von Koro-Scelio gestrandet, 562, „Rile du Havre“, 226 Menschenleben u. i. w.

— Theehandel. Für denselben bleibt London noch immer der bedeutendste Markt, auch nachdem eine sehr beträchtliche Menge Thee direct aus China nach San Francisco verschifft wird, von wo er dann auf der Pacificbahn nach Chicago und den großen Plätzen in den östlichen Staaten geht. Nach New York führt zur See große Quantitäten ein; St. Petersburg erhielt 1873 etwa $6\frac{1}{2}$ Millionen Pfund direct aus China. London hatte zu Ende des Jahres einen Vorrath von 97,000,000 Pfund aus Lager. Der indische Thee wird mehr und mehr beliebt; er steigt im Preise, weil die Qualität immer besser wird. — Die gesammte Einfuhr von Thee in Großbritannien betrug 1873 betragen 164,000,000 Pfund, gegen 182,250,000 Pfund im Jahre 1872; davon fielen im Inlande verbrucht worden respective 131 $\frac{1}{2}$ Millionen und 127 $\frac{1}{2}$ Millionen Pfund; der Verbrauch ist also 1873 um 4 Millionen Pfund geringer. Die Ausfuhr betrug sich 1872 auf 39 $\frac{1}{2}$ und 1873 auf 84 Millionen Pfund.

— Die Jagd auf Klopferichlangen in Kentucky läßt nichts zu wünschen übrig; sie ist in der jüngsten Zeit ungemein ergiebig ausgefallen, namentlich in der Umgegend der Stadt Bremen. Da lebt in der Nähe im Dorfe Hopkins ein Bauer, Jacob Ruumbacher genannt, welcher den letzten Kriechthieren eifrig nachstellt. In der ersten Woche des Novembers fand er unweit von seinem Hause im Gehölz eine alte Klopferichlange mit sieben Zungen; sie verborgen sich unter einem Holzhaufen, der dann in Brand geschickt wurde. Ein paar Tage später traf er wieder acht Stück, die er alleammt todtzuschlug. Bei weitem Nachschuß erbeutete er dann die Hühne, welche die Schlangen sich zu ihrem Winterquartier auswählten hatten, sie lag an einem Hügelabhänge und war etwa 15 Zoll tief. Am 28. November umhüllte er sie gemeinschaftlich mit einigen Nachbarn und die Jagd begann. Nicht weniger als 99 Klopferichlangen und 19 Schlangen anderer Art wurden getödtet; von jenen war die größte 5 Fuß lang; die durchschnittliche Länge betrug 2 bis 3 Fuß. Diese Hühne ist etwa eine halbe Wegemeile von einer Stelle entfernt, wo ein Herr Goldbrock eine Colonie von 106 Klopferichlangen aufzucht. Der Instinct dieser Thiere ist bewundernswürdig. Im Sommer halten sie sich in einem großen Walde in der Nähe eines Flusses, des Mond River, auf, aber im Spätherbst, wo derselbe ohne seine Ufer tritt, beginnen sie eine Wanderung in das Hügelland und wohnen sich Höhlen, um in trockenem Erdboden zu überwintern.

— Im Territorium Colorado stellt man andernorts Wild als den Klopferichlangen nach und die Jäger erklären jedes Gebiet für „Rimrod's Paradies“. Sie finden dort Büffel, Elenn, Hirsche mit schwarzem und weißem Schwanz, Bergschaf, Antelope, den braunen, schwarzen und grauen Bär, wilde Fäls, Fels- und Waldhühner, Schneehühner (sogenannte Berggackeln) im Hochgebirge, Enten und Gänse verschiedener Arten, Schwäne und Schnepfen. Man hat auch die colossale Wachtel eingebüßt. Noch immer sind Velschiere in Menge vorhanden: Biber, Otter, Mink, Marder, Wiesel; rothe, graue,

schwarze und silbergraue Füchse und außerdem verschiedene Vorkisten, welche, wie man meint, durch Kreuzung entstehen. Ferner hat man den großen grauen und weißen Waldwolf, den weißen und den grauen Prairiehund (Coyote), den schwarzen Prairiewolf, den Pantfer oder sogenannten californischen Löwen, den Luchs, den Fuchs (Wolveren), Wildenten, Taube, Stintthiere (Stunfs) und das Erdhörnchen. Die Jäger mühen die verschiedenen Reviere genou kennen, weil bei der Bodenhaltung des Territoriums des Wild nicht etwa gleichmäßig vertheilt ist, sondern manche Reviere nur auf gewissen Stellen zu finden sind. Es ist aber keineswegs selten, daß zwei gute erlschlagende Jäger in ein paar Tagen einen großen Fruchtsack voll Büffel, Hirsche und Antilopen heimbringen. Taus bis sechs Tausend Hühner an einem Tage auf jeden Kauf sind gleichfalls nicht selten. Im Laufe des Jahres 1872 sind in Colorado ungefähr zweihunderttausend Büffel bloß der Haut wegen erlegt worden, und diese schändliche Verwüsthung wird dauern, so lange der Preis der Haut „das Geschäft“ einträglich macht und überhaupt noch Büffeln vorhanden sind. Die Schneehühner findet man nur in der Nähe der Schneegrenze im Hochgebirge und ihr Fleisch wird sehr geschätzt. Weißschwänzige Hirsche sind nicht häufig; man findet sie nur im niedrigen Hügellande in der Nähe der Westküste; die mit schwarzem Schwanz kommen im hohen Gebirge vor; bei ohngethem Sturmweiler gehen sie in die Hügelregion herab und werden dann in Menge geschossen. Die Bären sind über das ganze Gebirgsland verbreitet.

— Ueber den Vogel Dodo, der angeblich von den Somaaten lebendig nach Honolulu gebracht worden ist, geben wir S. 80 mit aller Vorsicht eine Notiz. Wir sind nun überzeugt, daß jene Angabe auf einer Verwechslung beruht. Höchst wahrscheinlich ist mit jenem Vogel die Samootube gemeint (Duculus strigirostris), von welcher sich ein lebendiges Exemplar im Zoologischen Garten zu Hamburg befindet. Dieser Vogel geht seinem Aussehen entgegen, ist aber nicht weniger als ein Dodo, welcher, wie wir unfehlreich auch angeben hatten, nur auf den Maskarenen im Indischen Ocean gelebt hat.

— Eine Muttergottesproceßion in Indien ist von dem deutschen Jesuiten Vater Couper am 7. December 1873 veranstaltet worden und zwar von Bombay aus nach dem Berge Voerlur in Cossile. Etwa 500 Gläubige des Christenthums von St. Peter in Wandern mußten drei Tage vor Eintritt der Wallfahrt von sehr heißem Gebete hergehen; dann fuhrten sie auf der Eisenbahn und zogen mit Fahnen u. i. in eine Gasse, die einst eine indische Pagode war. In derselben ist ein großes Marienbild aufgestellt, vor welchem der Jesuit Couper eine Predigt in englischer Sprache hielt; er führte aus, weshalb grobe in dieser schlimmen Zeit eine Wiederbelebung der alten Wallfahrten stattfinden. Er schloß den Gläubigen ein, je recht fleißig für den schwer heimgekehrten Pöbel und für Verwundung der „Sünder“ zu beten. Diese Predigt wurde dann von einem eingebornen Priester ins Malabarische übersetzt.

— In Buenos Aires war in früheren Jahren ein Beizunkener eine Seltenheit; seit der außerordentlich beträchtlichen Einwanderung von Europäern hat sich das geändert, denn im Vorigen Jahre werden jetzt im Durchschnitt täglich 12 bis 15 Frankenbälle eingebracht. Im Jahre 1872 haben, laut amtlichen Berichten, 5779 Verhaftungen wegen Trunkenheit stattgefunden; 675 waren Frauen, so daß eine betrunkene Frau auf 8 bis 9 Männer kommt!

Inhalt: Unter den Laubbäumen am oberen Rheing. II. (Mit drei Abbildungen.) — Die heutigen Bewohner Poloniens. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Tugenden in Sibirien. Von Adm. Robn. I. (Mit zwei Abbildungen.) — Kämpfe mit den Koffen in der Gegend Astel. — Sprossschiffen. Von Georg von der Völsing. III. (Schluß.) — Ein Ausflug von Gochsheim in die holsteinischen Jungfer. Von Eugen von Berd. I. — Aus allen Erdtheilen: Erinnerung an Kossig. — Fortdauer des Elfenhandels in Rußland. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaktion 23. Januar 1874.)

Herzgegeben von Carl Antree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: G. Viemeg in Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Viemeg und Sohn in Braunschweig.



Dieser Nummer liegt ein Prospect der soeben erscheinenden dritten Auflage des Meyer'schen Conversations-Lexikons bei.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



N^o 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3ⁿ

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 1 Nummer.

Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Unter den Laosvölkern am obern Mekong.

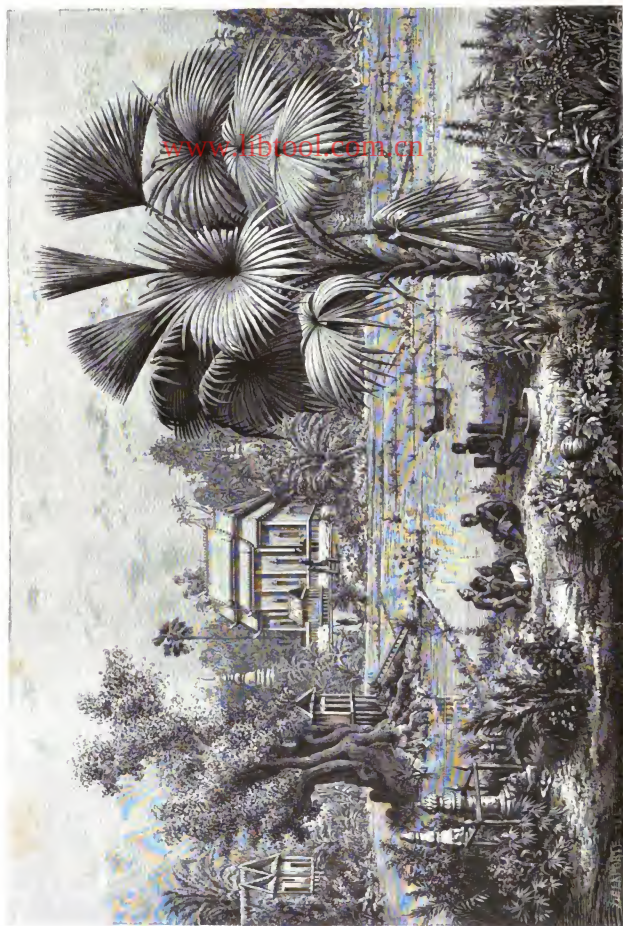
III.

Die gefährlichsten Stromschnellen des Mekong. — In Kuong Wei. — Birmanische Handelssteute. — Der Holländer Tagshart als Geograph des Königs von Siam. — Wat Lan. — Alte Karawanenstraße der Chinesen. — Vang tschay. — Der wilde Stamm der Chmus. — Fischeichthum.

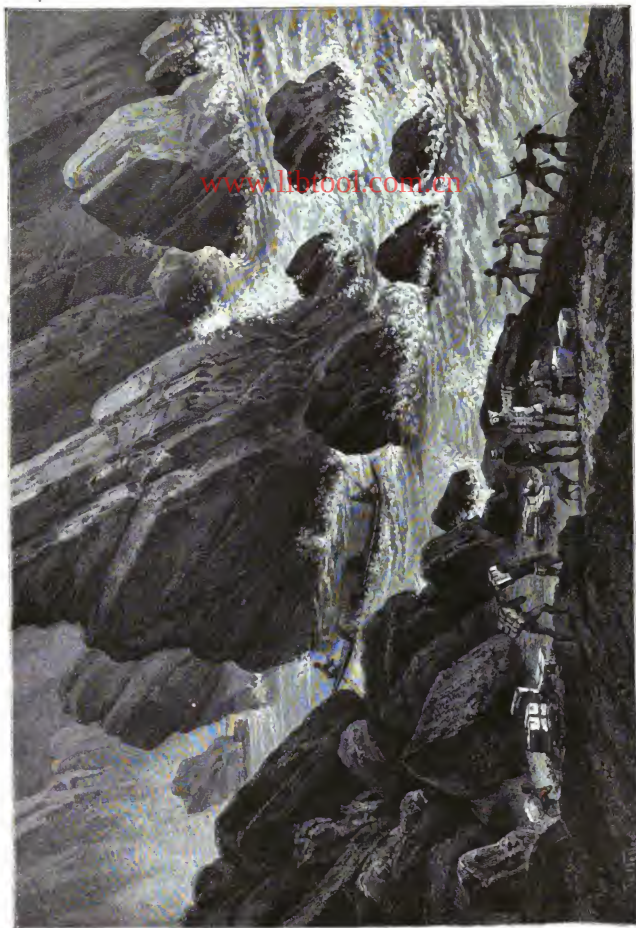
Von Vien schon ab beginnt die gefährlichste Strecke, welche der Mekong überhaupt für die Stromfahrt darbietet. Er ist dort zwischen Uferhöhen förmlich zusammengedrängt. Vieher floß er ruhig, majestätisch und mit häufigen Windungen durch die weite Hochebene des centralen Laos; nicht selten nahm seine Breite mehrere Kilometer ein; nun aber betrug dieselbe kaum 500 bis 600 Meter; bei niedrigem Wasserstande nimmt er überdies nur einen Theil dieses Raumes ein und das ganze Bett ist mit Steinmassen und Felsen in wirrer Art förmlich überfüet. Dieses Steinlabyrinth bildet eine colossale Mosaik aus Mustern aller metamorphischen Gesteine: Marmor, Schiefer, Serpentin, selbst Jadesstein u. und alle sind so glatt als wären sie polirt. In der Mitte ist man kaum wohl sagen ein Spalt, eine Künne von oft nur 40 Meter Breite als Fahrwasser, das nicht selten eine Tiefe von über 100 Meter hat. In ihr drängt sich das Wasser des Stromes zusammen, der wie rasend zwischen steil emporragenden Felsenmassen hindurch stürzt. So ist der Mekong, vereinzelte Stellen abgerechnet, so weit Lagréc's Expedition ihn verfolgte und vielleicht behält er diesen Charakter bis nach Tibet hinein. „Kein anderer Strom auf Erden bietet auf einer so weiten Strecke eine so eigenthümliche und merkwürdige Physiognomie dar.“

Zwölf Miles oberhalb Vien schon beginnt diese Region der Stromschnellen; bis dahin sind die Ufer noch angebaut und man sieht viele Dörfer. Da wo dann die Felsen zuerst dicht an den Strom treten, verengt dieser sich sofort bis auf 200 Meter, hat aber noch ruhiges Wasser und ist hart am Ufer 48 Meter tief. Bald war der Fluß nur noch kaum 100 Meter breit, aber 60 Meter tief; nirgends eine Spur von Menschen und Wohnungen! Noch waren die Anhöhen bewaldet, aber bald nachher wurden sie von da an, wo die eigentlichen Stromschnellen beginnen, nackt und kahl. Die Bootleute erklärten, daß sie außer Stände seien die Fahrzeuge durch dieses Labyrinth von Klippen zu schaffen; man mußte daher Männer aus einem oberhalb der Katarakten liegenden Dorfe holen, welche dann auch hülfreiche Hand leisteten um die Boote, so leicht diese auch waren, bis zum nächsten Wuong (Ortschaft) zu bringen, das Kiang Kang heißt.

Der Strom hat in diesem Gewirr während der trocknen Zeit eine Fahrtrinne; jetzt, da eben die Regenzeit begonnen hatte, war er an mehreren Stellen über dieselbe ausgetreten und bildete eine Reihenfolge kleiner Seen, von denen manche einen Abzug hatten; viele standen mit einander derart in Verbindung, daß der Abfluß keine Kata-



Bogote, Wärscher, Geseppelchen in Ruong Noi.



Radet durch eine Seilbrücke des Mekong.

raffen bildete. Indeß auch in der Fahrbahn selbst war der Strom so heftig, daß man, wie unsere Illustration (S. 131) veranschaulicht, treideln und an den allerschwierigsten Stellen auch abladen, das Gepäc durch Träger fortzuschaffen und an einem günstigen Plage wieder einladen mußte. Vögreiflicher Weise kam man nur langsam vorwärts und ge-

langte nach großen Mühen und Veschwerden bis an den Kiang (d. h. in Laos Stromschnelle) schon Dort aber wollten die Bootleute, welche man in Kiang Kai bekommen hatte, um seinen Preis weiter; man mußte aus einem reichlich eine deutsche Meile weiter aufwärts liegenden Dorfe neue Barken und Bootleute founnen lassen.



Vietnamesische Handelsleute in Muong Mai.

An eine weitere Schilderung der vielen Schwierigkeiten, welche bei der Stromfahrt überwunden werden mußten, brauchen wir nicht einzugehen; das eben Bemerkte genügt voll auf. Die Expedition erreichte Xieng Kiang. Vor der Zerstörung der Hauptstadt (Vien Chan) lag dieser Muong auf dem linken Ufer des Stromes, aber die Siamesen

befolgen die Politik, die Hauptortschaften der laotischen Provinzen von diesem Ufer auf das rechte zu verlegen, damit im Fall einer Rebellion der Strom nicht als Verteidigungslinie dienen könne. Auch Xieng Kiang mußte deshalb verlegt werden und heißt seitdem Muong Mai, während die frühere Benennung daneben noch immer gebraucht wird.

Dieser Ort hat eine anmuthige Lage; der Abhang der Berge ist nicht gerade schroff, sie sind auch von bewaldeten Thälern durchschnitten, in deren jedem ein florer Bach fließt. Das Dorf ist recht hübsch gebaut, die Häuser sind nicht niedrig und die Leute verspinnen Baumwolle, welche nach eingehender Reisernte in der trockenen Regenzeit gebaut wird. Die Hauptpagode liegt dort, wo die Reisfelder beginnen und wo prächtige Coryphae palmen stehen; sie ist im Innern reich ausgeschmückt.

Als die Expedition in Kuong Mai Kast hielt und sich die Pagode betrachtete, war sie überrascht auf dem Vorhofe derselben birmanische Hausfächer anzutreffen, welche allerlei Siebensachen zum Verkauf ausgelegt hatten, insbesondere englische Baumwollensetze und Quincailleries. Kuong Mai ist nur etwa 60 deutsche Meilen von Maulmian entfernt, das am Gölse von Martaban liegt, im Mündungsgebiete des Saluenstromes, und einen wichtigen Absatzmarkt und Stapelplatz bildet. Von dort aus ziehen Handelsleute aus dem britischen Birma (Begu) mit allerlei Waaren durch die inneren Landschaften der Laos, deren Bedarf sie sehr wohl kennen; dieser Handel wirft ihnen beträchtlichen Nutzen ab.

Auch der Gouverneur von Kiang Kang war nach Bangkok gereist, aber die Europäer fanden doch von Seiten der Rathversammlung (Sena) eine sehr freundliche und gastliche Aufnahme. Man sagte ihnen, daß zwischen dem Staate Kiang Mai und den Engländern Streit herrsche über die Ausbeutung der Teichholzwälder. Die Eingeborenen waren mit dem von Seiten der siamesischen Regierung in dieser Angelegenheit abgegebenen Urtheile nicht zufrieden, weil dasselbe zu Gunsten der Engländer lautete; das Volk war mißvergnügt und die Mandarinen von Kiang Kang hofften, daß sie im Fall eines Krieges von dem Könige Yuang Prabangs Unterstützung erhalten würden. Es wurde hinzugefügt, daß die Engländer Offiziere mit Mannschaften ins Land geschickt hätten; diese kämen eben jetzt Stromab und die Franzosen würden ihnen wohl unterwegs begegnen.

Garnier sagt: „Diese letztere Nachricht wirkte auf uns wie ein Keulenschlag! So waren denn Andere und zuvor-gekommen in einer Gegend, welche wir erforschen wollten, und nun waren wissenschaftliche Nebenbuhler dort!“ Da die Engländer im nördlichen Hinterindien sich überhaupt

viel zu schaffen machen, so hatten die Franzosen keinen Grund die Richtigkeit jener Nachricht zu bezweifeln. Sie ihrerseits waren von dem Gouverneur zu Saigong mit nur armenlichen Mitteln für eine in jeder Beziehung hochwichtige Forschungsreise ausgerüstet und Garnier hat vollkommenes Recht, wenn er sich in seinen Schilderungen über eine so erbärmliche Knauferei bitter beschwert. Nun sagte man, daß nicht weniger als vierzig Engländer in Laos umherzögen! Von Pal Lay bis Yuang Prabang war der Lauf des Stromes durch Moubot bekannt geworden, was aber von Pal Lay südlich liegt, jetzt durch Lagrée's Expedition. Hier beglückte ihn anbeskriften die Priorität. Sie tröstete sich damit, daß sie weiter im Norden an den Engländern „Rèvanche“ nehmen und möglicher Weise in Tibet bis an die Quellen des Mekong vordringen werde. Dorthin ist sie freilich nicht gekommen.

Bei Kiang Kang begegnete den Europäern ein großes aus Bambusschlämmen zusammengefügtes Floß; es bildete eine geräumige schwimmende Wohnung. Auf solchen Fahrzeugen, die in Menge vorkommen, befindet man Reisende und Waaren in beträchtlicher Menge stromab. Jenes Floß war gedrängt voll von Leuten und anderen Eingeborenen aus Yuang Prabang, welche nach dem berühmten Heilthume von Vénom wallfahrten.

Als die Expedition stromaufwärts fuhr und nur noch einige Meilen von Pal Lay entfernt war, erfuhr sie, daß die Engländer sehr bald kommen würden, und in der That ließ sich gegen Mittag ein Floß blicken. Ein Weiser bestand sich nicht auf demselben, man erfuhr jedoch, daß ein zweites Floß bald mit drei Europäern nachkomme. Demnach waren die vierzig Engländer auf drei Personen zusammen geschmolzen, die zur Ueberwachung einen siamesischen Mandarinen bei sich hatten. Diese Angabe erregte Zweifel über die Beschaffenheit der englischen Expedition. Bald erschien das zweite Floß und in Lagrée's Auftrage begab Garnier sich an Bord desselben. Statt englischer uniformierter Leute fand er einen einfach gekleideten Europäer, welcher ihn auf französisch einen guten Tag sagte. Der Mann hatte ein französisches Cochinchina ein Amt bekleidet, war von Geburt ein Holländer, Namens Duyghart, und dann in die Dienste des Königs von Siam getreten, der



Wider vom Stamme der Chmus bei Van Kofay.

ist es schwer, sich eine richtige Vorstellung zu machen. Während der letzten zwanzig Jahre hat sich Saigon von einem kleinen Dorf zu einer der größten Städte Indochina's entwickelt. Es ist eine Stadt von 100,000 Einwohnern, die in der Mitte des Landes liegt, am Ufer des Mekong, der hier in den Golf von Tonkin mündet. Die Stadt ist eine der schönsten und modernsten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung.

Zugewandert sind auch viele andere Leute, die hier eine gute Zukunft gefunden haben.

Es ist ein sehr interessantes Stück. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung.

Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung.



Ein Haus in Saigon.

Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung.

Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung.

Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung.

Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung.

Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung. Die Stadt ist eine der größten Städte Indochina's. Sie hat eine gute Regierung, eine gute Polizei und eine gute Verwaltung.

schäumenden Wogen bespült. Ein großer Theil des Strombettes lag trocken, und auf den Sandbänken standen in großer Anzahl leichte Bambusblüthen, welche aber jetzt eben von den Fischen verlassen waren, weil das Aufschwellen des Stromes jeden Tag erwartet wurde. Dann ward während dreier Tage kein Ort am Stromufer bemerkt; das Wetter wurde schlecht und es hagelte mehrfach, gewöhnlich etwa eine halbe Stunde lang.

Auf der Fahrt nach Pang kotsay waren wieder „ganz entsetzliche und äußerst abschreckende“ Stromschnellen zu überwinden. Dort mußten die Reisenden noch einmal ihre Pforten wechseln. Die Einwohner sind zumeist Laoleute, zu denen häufig und in beträchtlicher Anzahl „Wilde“ aus dem Gebirge der Umgegend kommen, um Tauschhandel zu treiben. Sehr zahlreich ist namentlich der Stamm der Ghunso (Ghunso). Der Gesichtsausdruck derselben zeugt nicht von Besessenheit und Furchtsamkeit, wie das im Süden bei de-

nen der Fall ist, welche mit den Stadtbewohnern in Verührung kommen, sie gehen vielmehr mit letzteren auf dem Fuße der Gleichheit ein. Ihr ganzes Ausrufen zeigt etwas Männliches; sie wissen auch, daß man ihrer bedarf um die Gebirgspässe gegen etwaige Eindringlinge zu vertheidigen.

Pang kotsay kann als ein Fischort bezeichnet werden. Die Reute waren eben zum letzten Mal in der Jahreszeit die Nege aus und konnten mit dem Fange vollast anreisen. Die Fremden waren Zeugen, daß fünf bis sechs Mann erforderlich waren, um einen mächtigen Fisch auf das Ufer zu ziehen. Alle großen Ströme Elb- und Südostasiens sind überaus fischreich. Die vielen ruhigen und tiefen Stellen im Wasser machen ein ungefährtet Fischen möglich. Garnier tauchte einen Fisch, der über 60 Kilogramm wog, für 25 Sous nach französischem Gelde.

Zu Ende des April 1867 erreichte die Expedition Luang Prabang, die heutige Hauptstadt von Laos.

Eine Wanderung von Cape Coast zum Flusse Prah.

Die Besitzungen der Engländer an der Goldküste von Guinea liegen zwischen der sogenannten Zahnküste im Westen und der Sklavensküste im Osten, nehmen also das ganze Gestade ein von Apollonia bis über den Rio Volta, Cape St. Paul und die ehemals dänische Factori Cuitait hinaus. Im Westen reichen sie bis nahe an den Rio Tendo, der in eine nach ihm benannte große Straublagune mündet. Zwischen dem Tendo und dem Prah (zwischen 5 und 6° N.) wohnen an der Küste die Amanaha und die Aphantae; nördlich von diesen die Denkira. Der Fluß Prah oder Possem Prah kommt aus Nordosten und nimmt von 6° N. an eine südliche Richtung; bis dahin bildet er die Südgrenze des Aschantilandes. Weiter abwärts vereinigt sich mit ihm am rechten westlichen Ufer der Tsim und von dort ab heißt er Tschama (englisch Ghana), und an seiner Mündung liegt die früher holländische Stadt gleiches Namens, unter 5° N.

Das Küstengebiet am linken Ufer des Prah bis nach Osten hin wird von den gegenwärtig so oft genannten Stämmen des Volkes der Fanti bewohnt; nördlich von ihnen finden wir die Assin und nördlich von diesen bis zur Aschantigrenze die Akin. Dann folgen, östlich vom Tselomflusse, nördlich von Aktra, die Aquapiu, östlich von diesen die Abangme, bis an das rechte Ufer des unteren Rio Volta reichend; auf dem linken Ufer finden wir an der Küste die Anglo und nördlich von ihnen die Krepri. Alle diese Völkerschaften zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen, deren jeder seinen Häuptling hat. Seitdem 1850 die Dänen und 1872 die Holländer ihre Besitzungen abgetreten haben, betrachten die Engländer sich als Herren der gesammten Küste und das ganze etwa 70 deutsche Meilen lange Gestadeband nebst allen Factorien und Forts, an denselben als ihnen unterworfen. Ueber die eingeborenen Stämme haben sie ein „Protectorat“; dieselben sind von ihnen abhängig und sollen gegen die Aschantis geschützt werden. Diese will man vom freien, directen Verkehr mit der See abschließen; sie sind insbesondere von den durch englischen Schutz übermüthig gewordenen Fanti häufig gereizt worden, und die Engländer haben mehr als einmal die blüthig abgeschlossenen Verträge in unverantwortlicher Weise verletzt. Nun ist wieder Krieg, welchen die Engländer sich selber zu-

gezogen haben. Man hat colossale Küstungen getroffen und es darauf abgesehen, die Aschantis ganz und gar zu Booren zu treiben. Am Schluß des alten Jahres waren alle Vorbereitungen getroffen, um über die Grenze zu gehen, und in der Mitte des Januar überschritt General Wolseley den Prah, diesen „africanischen Rubico“, wie ein Berichtserstatter der „Times“ ihn bezeichnet. Dieser hat im December 1873 eine Wanderung von Cape Coast Castle aus nach jenem Grenzstrom unternommen und wir wollen seiner Schilderung Einiges entlehnen.

Von der Küste bis zum Punkte, wo der Prah überschritten werden sollte, beträgt die Entfernung 80 englische, fagen wir gegen 20 deutsche Meilen, welche der Berichtserstatter, der ein gutes Boot hatte, in seiner Dünematte hin und zurück in neun Tagen zurücklegte. Die Soldaten haben für den Vorrath acht Tage nöthig und es sind für sie unterwegs acht Lagerplätze vorbereitet worden. Der weiteste Tagmarsch beträgt nur 12 Meilen, doch wird man am ersten Tage deren nur 7 zurücklegen können, weil er der beschwerlichsten ist. An der Küste sind alle großen Bäume umgehauen worden und dort fehlt jeder Schatten, während zu beiden Seiten des Flusses unburchdringliches Gestrüpp sich befindet, welches der freien Luft den Gang absperrt. Weiterhin tritt an die Stelle desselben wüthiger Rodwald; dem Pfad entlang erheben sich Niesendbüsche, deren Gezweig denselben überschattet; hier ist man, einzelne zerstreut liegende Fichtungen abgerechnet, gegen Sonnenbrand geschützt. Von Manfa ab bis zum Prah und von diesem bis Kumassi hat man fast immer Schatten solcher Art; diese Stadt ist von Wald umgeben und auch die Adenihügel sind mit Bäumen besanden. Vier Tagereisen über Kumassi hinaus gelangt man schon in eine Gegend, welche dem Stromgebiete des Niger angehört, auf eine angedehnte wellenförmige Ebene, auf welcher Mohammedaner in Städten wohnen, die mit Erbmauern umzogen sind. Diese Mohammedaner haben Völkerei, pflanzen und weben Baumwolle; sie stehen mit den Aschantis in Verkehr, diese haben ihnen jedoch den Durchzug nach der Küste, den man ihnen selbst verweigert hat, nicht gestattet.

In einem großen Theile des inneren Sudan sind bekanntlich viele Völker zum Mohammedanismus bekehrt worden.

Es erscheint in Peking auf die Verbreitung desselben bemerkenswerth, daß die Hulbe, die Mandingos und andere zum Ischem sich bekennende Völker nur in solchen Gegenden ihre Herrschaft zu begründen vermochten, wo sie im Kriege ihre Feinderei zu verwerten im Stande sind. Die mit Wald bestandenen Länder in der Gobiabergregion blieben bis heute dem Mohammedanismus unzugänglich und verharrten bei ihrem alten Fehlbienste. In einzelnen Gruppen und Niederlassungen findet man jene allerdings unter diesen angesiedelt, so z. B. bei Scherbro, in Sierra Leone, in Kogos selbst in Kumbosi, als Handelsleute und als Hirten-Lehrrer oder Handwerker, aber auf der ganzen Strecke von Cap Palmas bis Groß-Passam, also an der Bahnlinie, findet man sie nur selten, und die Bewohner der Goldküste sind ihrem Einfluß gänzlich fremd geblieben.

In den Wäldern der Goldküste tritt das Thierleben nur spärlich auf. Elephanten kommen hier nicht, wie in anderen Gegenden, in ganzen Herden vor, sondern nur in kleinen Familien; auch Antilopen und andere grasfressende Vierfüßler sind keineswegs häufig und dasselbe gilt auch von Affen und Vögeln; man kann tagelang wandern, ohne etwas anderes als Insekten zu finden. Es fehlt in diesen dichten Wäldern an Sonnenlicht, also auch an derjenigen Vegetation, welche eines solchen bedarf. In den Lichtungen, wo die Eingeborenen Felder urbar gemacht haben, tritt dann ein Pflanzenwuchs und ein Thierleben auf, wie man es nur in der Nähe menschlicher Wohnungen findet.

Durch den Wald zieht sich in Bindungen ein brauner oder gelber Fußspatz, so eng, daß die Hängematte des Reisenden sehr oft von den Baumzweigen gestreift wird. Dann und wann begegnet man Frauen, welche Brennholz aus dem Kopfe tragen, oder Körbe voll Bananen, Kalebassen voll Palmöl oder Kürbisschalen, die mit Palmwein gefüllt sind. Man trifft auch wohl einen Jäger, der sein Gewehr über die Schulter geworfen hat; das Feuersteinschloß hat er, um dasselbe gegen die Feuchtigkeit zu schützen, mit einem Stilk Affenhaut umwickelt. Man hört einen Hahn krähen und weiß nun, daß ein Dorf in der Nähe liegt, gewöhnlich an einem Bach. Dort wohnen Frauen und Mädchen ihre Kleider oder auch ihre schwarze Haut und bedienen sich dabei einer Seife, welche sie selber bereiten. Sobald sie des weißen Mannes ansichtig werden, laufen sie lachend und freischend davon und thun so als ob darüber einiger Schreden in sie gefahren wäre.

Das Dorf ist sauber gehalten, die Wände sind mit rothem Thon überstrichen, die Fensteröffnungen haben Holzverlätze, die Thüren sind recht hübsch gemacht und im Innern findet man das eine oder andere europäische Gerath. Bei den Wohnungen stehen Bananen und in einem kleinen Garten Citronen- und Orangenbäume, Papaw und auch Kokospalmen, die von über See her kommen. In der Mitte des Dorfes sitzen die alten Männer unter einem großen Baume;

sie begrüßen den Fremden höflich, weisen ihm eine Hütte an und er bekommt ein Huhn, ein Schaf oder eine Ziege nebst allerlei Früchten, wofür er ihnen am nächsten Tage etwas Tabak und einige Ellen Zeug giebt.

Im Frühling 1873 kamen die Afchantis über den Prach, zerstörten weit und breit die Wohnungen der Menschen, hieben die Kokospalmen nieder und verschonten selbst die Fische nicht, sogar den großen und weit berühmten Fetschbaum zu Tanta haben sie gefällt. Man trifft auf manche von ihnen erbaute Dörfer, in welchen der Reisende im December schon Gras gewachsen fand, das ihm bis an den Gürtel reichte.

Die Engländer haben nun einen Weg zum Prach gebahnt, und damit „eine breite, geräumige Straße“ gewonnen; die Sumpfe sind zu begehen, weil man Hallen (das ist der deutsche Ausdruck für das Fremdwort *hassinen*) gelegt hat; über die Flüsse sind Brücken geschlagen worden. Neben den Dörfern hat man Lagerplätze für die Truppen hergerichtet und Bambusschütten gebaut, in denen die Leute auf erhöhten Gerüsten schlafen, nicht auf der platten Erde; die Offiziere haben besondere Hütten, auch für Küchen und Waschküchen hat man gesorgt, eben so für zweckmäßig angelegte Latrinen, und gutes Wasser wird demselbst großen Zitter beschafft, an Fäulnis ist also kein Mangel. Depos befinden sich in Wansu, das auf halbem Wege zwischen der Küste und dem Prach liegt, und in Prachu am Flusse selbst; auch an diesen beiden Punkten sind geräumige Spitäler eingerichtet worden. Der Reisende fand auf der Straße unzählige Träger, welche Häser mit Reis und Schweinefleisch, präservirtem Fleisch und Patronen fortzuschaffen.

Der Reisende bemerkt, daß er den Prach über seine Erwartung breit gefunden habe; die Gegend ist sehr malerisch. Die Streckbreite wechselt von 70 bis zu 90 Yards; da wo der Uebergang der Truppen stattfinden sollte, haben Capitain Butler's Vorermittelungen 300 Fuß Meereshöhe ergeben. (— Butler ist derselbe, von welchem wir anziehende Schilderungen über die große nordamerikanische Waldbeinde mitgeteilt haben; er nimmt nun am Feldzuge Theil und war im December bei den Regten im westlichen Asien —). Das Wasser ist schlammig, sein Lauf beträgt 5 Knoten in der Stunde. Prachu (d. h. am Prach) war ein kleines Dorf der Assin; es ist von den Afchantis völlig zerstört worden. Dort ist das südliche Ufer hoch und die Lage scheint nicht ungesund zu sein, weil in der Nähe keine Sumpfe liegen; auf dem Nordufer, also im Afchantigebiete, liegt in jener Gegend kein Dorf; die Engländer wollten dort eine Brücke schlagen, zwei große Lagerplätze einrichten, Spitäler, Magazine, ein Verlangen und ein Postamt mit Telegraphenlinie nach Cape Coast.

Auf dem Rückwege erkrankte der Reisende an Typhenterie und wurde sehr bejocht um sein Leben, aber die *Specacuanha* erwies sich als heilkräftig.

Die Tungusen in Sibirien.

Von Albin Kohn.

II.

Im December kommen die Tungusen in die ihnen zunächstgelegene Gemeindeverwaltung (Woloski), wo sie den russischen Beamten den „Jassal“ (Zeribut) in Fellen ab-

liefern und sich mit Mehl, Korntheer, Pulver, Flei, Hintenfeinen, Salz, Luch, Baumwollenzug und dergleichen versehen. Alle diese Sachen bezahlen die Tungusen mit Fellen,

welche sie auf ihren langen sehr leichten mit Renthiereu bespannten „Karten“ (Schlitten) herbeischaffen. Eine solche „Marta“ ist nicht breiter, als ein Mensch, und wie der Kahn aus Birkenholz gearbeitet. Die einzelnen Theile sind eben auch nur mit Weiden oder Birkenruthen mit einander verbunden.

Daß der Tunguse keinen Begriff vom Handelswerthe seiner Waaren hat, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Russe verbient an ihm mindestens 200 Proc. Ebenso scheint es mir überflüssig zu erzählen wie der russische Beamte, welchem der arme, halbwitze Tunguse den Cassak abliefern, sich auf seine Kosten beredert. Ich verweise den Leser in dieser Beziehung auf das, was ich in meiner Schilderung der Karagassen gesagt habe. („Globus“ XXIV, S. 56.)

Es giebt Schriftsteller, welche die Tungusen in Pferde-tungusen, Renthiertungusen, Hundetungusen und Steppentungusen theilen. Es sollte ihnen wohl schwer werden diese Einteilung zu rechtfertigen. Diejenigen Tungusen, welche noch an der Buriatensteppe wohnen, sind so lange Pferde- und Steppentungusen, als sie eben ihren Wohnsitz nicht verlassen und sich tiefer in den Wald begeben, wo sie mehr Wild und Fische finden, als am Saume der Steppe, deren eigentliche und rechtliche Besitzer die Buriaten sind. Sie werden dann Renthiere- und Hundetungusen, d. h. sie spannen an ihre Karten Renthiere oder Hunde, um den Russen Lebensmittel und Possenbungen in die Goldwüchereien, welche sich ja in ihrer Wildnis befinden, und die sie bis jetzt nicht ausbeuten gelernt haben, zu bringen. Es giebt wohl keine Tungusenfamilie, welche nicht Renthiere und auch Anspannen abgerichtete Hunde hätte. Man findet diese schon in der Gegend von Wjrdolensk, also ganz nahe an der Buriatensteppe. Das Pferd ist nicht geeignet zum Zuge im dichten Walde, durch den nur schmale, dem Tungusen bekannte Fußsteige führen, und würde übrigens in dem Walde aus Nahrungsmangel untergehen. Das Renthier findet seine Nahrung, die bekanntlich hauptsächlich in dem an Stacheln reichen Moos besteht, und der tungusische Hund verschmäht Fischgräten, ja halbsaure Fische nicht, denen der Tunguse ja immer ansehnliche Massen für ihn vorrätig hat. Es will mir scheinen, daß obige Einteilung einfach auf einem Irrthum beruhe, und aus Unkenntnis der russischen Sprache irgend eines slawisch die Gegend bereisenden Europäers resultire. Ebenso gut könnte man ja auch z. B. die Bauern in Polen, ja selbst im Posenischen in „Pferdepolen“ und „Hirschenpolen“ unterscheiden, weil die einen Pferde, die anderen Hirschengasse haben, was gewiß keinem Vernünftigen einfallen wird. Der Tunguse Sibiriens, der sich übrigens selbst „Woje“ oder „Dwjenli“, das heißt Mensch par excellence nennt, gerührt wohl zu den friedfertigen Geschöpfen auf der Welt. Ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie einer von ihnen schändlich von einem Russen betrogen wurde, und der gute Mann ging friedlich, selbst ohne zu murren, davon, trotzdem der Betrug so frech und unverschämmt ausgeübt worden, daß er selbst für einen Tungusen klar gewesen ist.

Seiner Religion nach gehört der Tunguse zu den Verehrern des Yamacultus, zu welchem er wahrscheinlich von den Buriaten, denen er einst tributpflichtig gewesen, belehrt worden ist. Ich zweifle jedoch, ob er überhaupt eine Idee von einem abstracten, außerhalb der Materie und des Raumes befindlichen unpersönlichen und doch körperlich wirkenden Wesen habe und ob er nicht so recht eigentlich das ist, was man gewöhnlich „Geist“ nennt, d. h. ob er sich seinen Gott nicht selbst, je nach Bedürfnis oder Laune, fabricirt, woran ihm gewiß die Schamanen, welche Priester, Propheten, Lehrer, Aerzte und Richter in einer Person sind

und alle diese Würden, eben so gut wie die Priester aller sogenannten großartigen Religionen, direct von ihrem Gott erhalten haben, durchaus nicht hindern, wenn er eben nur durch ihre Hände dem unsichtbaren Wesen ein genügendes Opfer spendet.

Die russische Regierung suchte zur Zeit Nikolaus' I. das Christenthum in der Form des orthodoxen Kiths unter den Tungusen zu verbreiten. Die Popen, welche in den russischen Dörfern an der Lena, Olenok u. s. w. wohnen, besuchten die Aule der Tungusen, berebten sie, zum „wahren, allein-seligmachenden Glauben“ überzutreten, den sie ihnen durch diverse kleine Geschenke, durch ein Bild Hymthor (circa zwei Fuhd), ein weißes baumwollenes Hemde, ein unge-schichtetes Messingkreuzchen an rothem Bändchen, erläuterten. Durch solche Beweise der Richtigkeit der sogenannten Heil-wahrheiten ließen sich viele Tungusen, die ja überhaupt gegen die Religion indifferent sind, bewegen, sich taufen zu lassen, was dann immer in Masse geschah. Hundert, ja oft mehr Personen gingen ganz ruhig in die Bistse, wo der Pope sie auf einmal taufte und ihnen auch einen allen gemeinsamen Namen gab. In Folge dessen fand man später Aule, in denen lauter „Iwanos“ oder lauter „Michajils“ wohnten, während alle Weiber „Irenas“, „Marias“ und dergleichen hießen.

Da die Regierung überdies auch den Popen für Ver-lehrungen von Heiden Gratificationen ertheilte, so handelte es sich ihnen nicht um die Qualität des den Tungusen ertheilten Unterrichtes, um die Intensität des Glaubens, sondern um das Quantum der Verlehten. Treuherz auch dürfte es sich leicht herausstellen, daß die Zahl der in den Verlehtungslisten verzeichneten Tungusen drei oder vier Mal größer ist, als die wirklich in Sibirien lebende Anzahl dieses Volksstammes.

Die jetzige Regierung hat es ausgegeben, auf Kosten ihres Volkes dem Himmel Seelen zu erwerben; sie überläßt dieses ganz dem privaten Eifer der Popen, welche höchstens als Lohn für ihre Mäheverwaltung eine Medaille oder ein Anerkennungs-schreiben erhalten. Seitdem die Regierung in dieser Weise verfährt, haben auch die Verlehtungen unter den Tungusen aufgehört und selbst die früher getauften leben ihres früheren Glaubens, da das Wasser allein nicht genügt, um ihnen die Dogmen beizubringen und sie zum Glauben an dieselben zu bewegen.

Wenn irgendwo, so wird es dem aufmerksamen Beobachter in Sibirien klar, daß nicht das Christenthum die Völker civilisirt hat, daß nicht die Taufe und der Glaube an unverständliche und unverständene Dogmen die Menschheit aus dem Zustande der Barbarei erhebt, sondern daß die Völker, welche sich hoch emporgeschungen zu geistiger Höhe, es einzig ihrer eigenen geistigen Arbeit verdanken. Der Grieche zu Pericles' Zeiten stand, trogdem er nicht getauft war und Christum nicht kannte, höher als der jetzige getaufte Grieche. Ich habe vergebens nach einem Unterschiede in der Civilisation getaufter und ungetaufter Tungusen gesucht!

An eine Industrie ist beim Tungusen nicht zu denken. Er, der nach dem Thauer Volksstamme von den reichen Goldlagern der Gegend zwischen dem Jenissei und der Lena Besitz nahm, hat ruhig die Goldförner im Sande der ausgetrockneten Flüsse liegen lassen, bis der unternehmende Russe kam, dem er nun theilweise behülllich ist sie in klingende Handel und Wandel belebende Münze zu verwandeln. Während der Tunguse nicht ein Körnchen Gold aus den Lagern herausgeholt hat, schaffte der Russe jetzt Hunderte von Centnern jährlich an die Oberfläche. Das System der Lena gab allein im Jahre 1872 630 Fuhd — 210 Centner Gold. Der eine Kreis Olenok gab im Jahre 1857, als noch mit

Sträffungen gearbeitet wurde, 133½ Pud (à 40 russische Pfund) Gelb.

Wie mit dem Golde mußte auch der Tunguse nicht, was er mit dem Mammutth beginnen sollte, das herdenweise in seinem Lande begraben liegt. Er mußte nur die Fabel zu erfinden, daß das ungeheure Thier unter der Erde herumwandle, etwa wie der Maulwurf, und sogleich sterbe, wenn es an die Luft komme. Der Russe schafft alljährlich Hunderte von Centnern Mammutthähne in den Handel und nur der gänzliche Mangel an Regen hindert ihn ganz Europa mit diesem Artikel so zu versorgen, daß alle Weierhede aus diesem edlen Material angefertigt werden könnten.

Nach der Schilderung, welche ich oben vom Tungusen gegeben habe, ist es leicht erklärlich, daß auch die Tungusen nicht schön ist. Das mag jedoch nicht der Grund ihrer Unfruchtbarkeit sein, um so mehr, als sich ja selbst die Tungusen für schöner als uns halten. Der Grund liegt weit tiefer, und ist wohl einetheils ein psychologischer und andererseits ein rein physischer.

Der geistig nicht entwickelte Tunguse muß sich unendlich niedergedrückt fühlen durch die geistige Ueberlegenheit des Europäers, selbst wenn dieser noch, wie der jetzige russische Bewohner der Lena- und Angaragegend, auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung steht. Das aber, daß Seelenzustände Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Männer wie der Frauen ausüben, dürfte ich nicht erst zu beweisen brauchen.

Als physischen Grund muß ich das Schließen von Eheblindnissen in zu nahem Verwandtschaftsgrade betrachten. Die Erfahrung lehrt, daß die Incesttendenz zur Unfruchtbarkeit führt. Es mag hierzu bei einer Classe von Thieren ein stärkerer, bei einer andern ein längerer Zeitraum notwendig sein; jedenfalls haben dieselben physischen Ursachen bei allen Geschöpfen die gleichen Folgen. Da nun auf der ungeheuren Fläche zwischen Jenisej und Lena nur so viel Tungusen leben, daß kaum einer auf die Quadersteile kommt; da sie ferner Stammweise leben und deshalb die Ehen in sehr nahesten Verwandtschaftsgrade geschlossen werden, so ist es kein Wunder, daß die Jurtten der Tungusen selten von Kindergeckerei wiederhallen. Eher noch eine höhere Cultur zwischen den beiden des Westens in dieser Arbeit genannten Niesenströmen, dem Jenisej und der Lena, die dort von der Natur aufgehäuftes Schiefer, Salz, Koolin, Alaun, Eisen und wahrscheinlich auch Steintohlen, zum Segen der Menschheit zu

Trage fördern wird, wird der Tunguse verschwunden sein, und man wird von ihm sagen können: *ne locus ubi Troja fuit*.

Der jetzt an den Ufern der drei Hauptflüsse des Landes wohnende Russe trägt, ohne es zu wollen und zu ahnen, viel zum Aussterben der Tungusen bei.

Es ist nämlich Sitte bei Beginn des Frühjahres das trockene Gras auf den Wiesen und Sümpfen anzuzünden, um hierdurch einen kräftigeren Graswuchs zu erzielen, und es versteht sich von selbst, daß man dieses thut, wenn der Wind vom Dorfe gegen den Wald weht. Der Wind treibt die Flamme Hunderte von Wersten, vielleicht Hunderte von Meilen in den Wald hinein und die Flamme und der erstickende Rauch vernichten nicht allein das für die Reithiere des Tungusen nöthige Futter, sondern eine Menge von Thieren, von denen er seinen Unterhalt hat. Vielleicht ist auch mancher Tunguse, manche Tungusenfamilie ein Raub der Flamme geworden, wenn diese, während der Nacht vom Winde über das trockene Gras gejagt, sich wie ein Feuermeer in die schlammernde Taja ergoß. Ich hatte häufig Gelegenheit, an der Angara solche Brände (Pally) zu beobachten. Sie sahen brillant aus, wenn man sie in dunkler Nacht, durch den breiten Strom gegen sie geschickt, beobachtete; aber der Gedanke, daß einige Tausend Men, welche der Russe in Folge dieser Brände mehr ernten will, Tausenden von Thieren, welche halbwild, aber ruhigen Volkstümlichen, deren Tage ohnedies gequält sind, zum Unterhalte dienen, den Untergang bringen, versetzte mich immer in eine trübe Stimmung. Auch diese Brände sind noch ein Zeichen von Barbarei, welche dem Russen anliebt, und die er höchst wahrscheinlich vom Mongolen, der ja einst seinen Nacken getreten, geerbt hat.

Sollte dieses theilweise Vernichten einzelner Ueberbleibsel der Mongolen durch das Verfahren der Russen, das auch den Wäldern und ihren Bewohnern Vernichtung bringt, nicht als das Wollen der Nemesis betrachtet werden können? Ja dann dürften alle Völker, welche andere unterjochen und bedrücken, sich die „Pally“ der Russen in Sibirien merken, welche jetzt mit einer von den Mongolen angenommenen Luste einzelne Stämme der letzteren theilweise vernichten.

In Rußland ist ein Gesetz, welches das Anzünden des trockenen Grases verbietet. Es wird dort wenig, — in Sibirien gar nicht beachtet.

Wir werden auf diesen Gegenstand nochmals zurückkommen.

Ein Ausflug von Cochabamba in die bolivianischen Jungas.

Von Eugen von Voek.

II.

Pflanzenwuchs. — Thierwelt. — Reliquiasprache. — Rildseher.

Aus wiederholt gemachter persönlicher Erfahrung kann ich erklären, daß nach anstrengenden Ritten, oder sonstigen körperlichen Strapazen, der Thee von Coca den Muskeln alsbald wieder die nöthige Kraft giebt und eine befriedigende Umschimmung des Gesamtorganismus hervorbringt. Als ich vor mehreren Jahren auf einer meiner Reisen in den Cordilleren von Peru auf der Höhe von 15,000 Fuß in

Folge des sogenannten Soroche, einer bis jetzt noch nicht vollständig erklärten Vergiftung, einen plötzlichen Anfall von Ohnmacht erlitt, war es der Genuß von Cocath, dem ich meine rasche Wiederherstellung zu verdanken hatte. Aus allen diesen Thatfachen geht bei mir der Wunsch hervor, daß die Aerzte, Physiologen und Philantropen in Europa dieser Pflanze in jeder Beziehung eine ernste Aufmerksamkeit

widmen müßten, um der arbeitenden Classe ihre wohlthuernden Wirkungen zugänglich zu machen *).

Der lebensfähigste Cocaaner verbraucht in der Woche etwa 1 Pfund trockener Blätter, wozu nur ein kleiner Theil der sehr billig herzustellenden Pflanze erforderlich ist. Da mit der Preis und die wöchentliche Verbrauchsquantität des Kocabades nicht bekannt ist, so muß ich es Anderen überlassen über den Kostenpunkt zum Vortheile oder Nachtheile der Coca zu entscheiden, wobei aber außerdem in Berücksichtigung genommen werden muß, daß die Coca nicht wie der Tabak ein schädliches Gift enthält und daß es der Industrie Europas sehr leicht sein wird, diesem Artikel eine gefällige und bequeme Form zu geben.

Bei einem Spaziergange nach einer der benachbarten Plantagen fand ich die Ränder der Cocafelder theils mit natürlichem Buschwerk, theils mit Futterkräutern, besonders mit *Jacacacha* und einer ihnen dem europäischen Kirschengras ähnlichen Pflanze überwachsen. Sehr üppig wächst fast überall die Banane (*Musa paradisica*), und es giebt verschiedene Arten, deren jede durch besondere Eigenthümlichkeiten sich unterscheidende Früchte trägt. Der *Platano ordinario* ist weiß, wenig mit wenig Zuckergehalt und wird roh statt des Brotes gegessen oder im Nationalgericht, dem *Chupe*, an der Stelle der Kartoffel gekocht; der *Platano guineo* ist kleiner aber auch viel zuckerhaltiger, und wird theils roh gegessen, theils in Butter gebraten oder mit Maniokmehl gegessen. Die größte und beste Art ist *Platano Isala*, theils gelb, theils violett von Farbe, welche letztere *Isa morada* genannt wird, außerdem giebt es noch *Platano negro* und *Platano belloco*, die ich aber nicht gesehen habe. Die Tragfähigkeit der Banane ist eine unglaubliche, und Pflanzen, welche von 80 bis 120 Pfund Früchte tragen, gehören nicht zu den Seltenheiten.

Aus den Wurzeln wachsen jedes Jahr neue Schößlinge empor. Der breite Pfast der Rinde dient als Verpackung für die Coca, und in entsprechenden Bündeln als Kopfstücken; in schmalen Streifen ausgezogen und zusammengezwirnt giebt derselbe einen festen haltbaren Bindfaden. Weniger trefflich gedeiht daselbst der *Paltabau* (*Persea gratissima Gaert.*), der zwar reichliche aber viel kleinere und bedeutend weniger schmackhafte Früchte giebt, als in den heißen Küstenthälern von Peru, die ein trockeneres Klima und eine niedrigere Lage haben; obgleich der cultivirte *Chirimoya*baum (*Annona Chirimolia Willdenow*) hier keine Früchte bringt, findet sich doch im Obstgarten von Santa Catalina ein daselbst wild wachsender Baum dieser Familie, der in der *Yuracare*-sprache den Namen *Chirini* führt und statt der schwarzen Fruchtstücker des gewöhnlichen *Chirimoya* hellgelbe Samen in seinem weißen, süßen Fruchtmark enthält.

Wenn auch bis jetzt in diesen Gegenden nur der Coca, als einzig rentabler Culturpflanze, alle industrielle Thätigkeit ausschließlich zugewendet wird, so ist damit nicht gesagt, daß dieses Terrain für den Anbau anderer tropischer Nupplflan-

zen nicht gleich günstig wäre. Die bis jetzt in geringen Quantitäten angepflanzten Kaffeebäume liefern eine verhältnißmäßig reiche Menge und treffliche Qualität großer, schön gefärbter Bohnen; Reis ist sehr ergiebig, die *Manana*-Pflanzen (*Bromelia ananana*) gedeihen vortreflich, dergleichen *Zudero* ihr und *Cacao*.

Bei meinem Zöglinge, dem später ein Theil dieser Besitzungen zufallen wird, habe ich die Idee angeregt, *Maubere*-bäume zu pflanzen und so der Seidenkultur in diesen Gegenden vorzuarbeiten, welche in den Zwischenzeiten der *Manana*, vielleicht vorzüglich von Juli bis October, einer warmen und respective ziemlich trockenen Periode, daselbst ohne alle Kosten und mit großem Vortheile betrieben werden könnte.

Die Temperatur dieses Landstriches, obgleich ziemlich warm, wird durch häufige Regen zur Erträglichkeit abgemildert und soll in den Monaten Mai bis Juli sogar ziemlich kühl sein. Die Ueppigkeit der Waldvegetation und die große Masse des an der Sonnenwärme täglich verdunstenden Wassers lassen leicht glauben, weshalb ein reiner wolkenfreier Himmel daselbst zu den Seltenheiten gehört und die Höhen und Waldgebirge fast immer von dichten Nebeln umhüllt sind. Verwundachtet kennt man dort weder Wechselfieber noch sonstige epidemische Krankheiten, und wenn die Körperconstitution bei einem längeren Aufenthalte, in Folge einer eigenthümlichen Zerkörung der Unterleibsorgane, erschöpft und entkräftet wird, so ist die Ursache hiervon in der mangelhaften Ernährung zu suchen, welche eigenthümliche Symptome hervorbringt. Frisches Fleisch wird fast nie gegessen, und doch drängte sich mir angeichts der Mangel wildwachsender Futterkräuter der Gedanke auf, daß es nicht schwer sein würde, bei jeder Pflanzung eine entsprechende Menge Schafe zu ernähren, die gewiß vortreflich gedeihen und bei gehöriger Dohnt leicht von den Cocafeldern abgekalten werden könnten.

Die gewöhnliche Kost des Arbeiters und der ärmeren Pächter besteht ausschließlich aus an der Sonne getrocknetem zähen Fleische (*Charqui*), und aus gekochtem und geröstetem Weisse (*Piru*), welches letzteres in Schmalz gebräunt *Piri* genannt wird; außerdem werden dem *Chupe* Kartoffeln und *Yauanen* beigegeben. Fett ist in vielen Häusern selten und Brot hält sich nur für kurze Zeit. In den Ernteperioden, wenn die Cocafelder von außen kommen, ist zuweilen frisches Rind- oder Hammelfleisch zu bekommen. Geistliche Getränke jeder Art, besonders aber *Chicha*, ist ein in den Jungas von Juana verpönter Artikel. Zuweilen bietet der Anfall einige Abwechslung in der sonst so gleichförmigen Speisefarte, wenn es gelingt, einen Affen, ein Waldbüchse, ein sogenanntes *Kaninchen* (*Capibara*) oder eine eßbare Schlange zu erlegen; jedoch bin ich der Ansicht, daß in diesen Gegenden alle diese Arten jagdbarer Thiere zu den Seltenheiten gehören und habe meine Meinung bestätigt in der Thatfache, daß während meines Aufenthaltes daselbst jeden Morgen zwei als tüchtige Waldbäuer und gute Schützen bekannte Arbeiter zur Jagd ausgeschiedt nach zehn- bis zwölffünftägigen Ununterbrechen in den Gegenden, die ihnen vollkommen bekannt sein mußten, jedesmal nur eine magere, fäulende Aeffen aus dem Geschiele der rothbraunen Atles auf Hause brachten. Dem fremden Jäger bieten die schlechten Wege, die gänzliche Unbekantheit mit der Lebensweise und dem Aufenthalt des Wildes, und die Ungeheuerlichkeit des Auges im Laubbedeckte natürlich sehr bedeutende Schwierigkeiten.

Das erste von den Jägern erbeutete Thier war ein 2 Fuß hohes Affenweibchen und wurde schnell verwundet aber noch lebend nach Hause gebracht, während ihr Junges unverletzt aus dem Rücken der Mutter festgeklammert geblieben war. Der weibliche Theil der Hausbewohner interessirte

*) Wenn auch nicht Kaufmann wage ich es doch, eine vielleicht irrthümliche Calculation des Preises, wie sich etwa dieser Artikel nach England geliefert stellen könnte, zu geben.

Einlaufspreis in Cochabamba im Großen und	
mit Verfracht pr. Centner	24 D. — G.
Fracht nach der Küste pr. Centner	10 — —
Verpackung in Blechtünnen und Commisfion	
20 Proc.	10 — —
Fracht nach Europa, à 40 D. pr. Tonelada	2 — —
Agentur, Logiergeld und Commisfion, à 7 Proc.	3 — 50

49 D. 50 G.

Versicherungsgeld- und anderweitige Kosten, 20

Proc. 10 — 50

60 D. — G.

sich natürlich lebhaft für die kleine dickköpfige Waise und eine gutmüthige junge Arbeiterfrau reichte ihr sogar die Brust, welche der schreiende Affensproßling unmittelbar gierig annahm. Da der Transport dieses jungen Säuglings über die Cordillera und hätte mancherlei Unbequemlichkeiten verursachen und demselben wohl gar lebensgefährlich werden können, so entlassen wir uns hier bei seiner Anne zu lassen, welche gegen entsprechende Remuneration den entwunden und reisefähigen Säugling nach Totota abzuliefern sich verpflichtete salvo caso fortuito y fuerza mayor.

Aus den Erzählungen der Jäger ergab sich, daß sie an diesem Tage noch ein zweites Affenweibchen angeschossen, das aber sein Junges in einem Baume und sich selbst in dichtem Rohrgebüsch verborgen; da sie nun des nächstfolgenden Tages wirklich nebst einem armenigen Domituchchen wieder ein Affenweibchen brachten, so entstand bei mir der Argwohn, daß dieses das am vorigen Tage angeschossene Thier sei, welches sie verendet gefunden, worin mich besonders der Umstand bestätigte, daß der Cadaver vollkommen kalt, und nicht mehr tobenstark war, und beim Abjehen der Haut kein Blut mehr floß.

Die einzige Plage für die Menschen sind daselbst die Noqueitos und Zancabos, letztere eine langbeinige, unfer in Süddeutschland "Schnaden" genannte, ähnliche Mückenart, deren Stiche bei manchen Personen heftiges Jucken und Anschwellungen der verwundeten Stellen verursachen. Obwohl vielfach gestochen, fühlte ich keinen Schmerz während meines Aufenthaltes in diesen Gegenden, wohl aber machte sich wenige Tage nachher im kalten Klima ein unangenehmes Jucken der verwundeten Stellen fühlbar.

Den Dauschthieren, Eseln, Pferden und Mulas gefährlich ist eine dampfartige Hebermaus, die in einzelnen Fällen auch erwachsene Personen und Kinder anfassen und das einmal außerordentlich Opfer mit ungewöhnlicher Ausdauer und Hartnäckigkeit verfolgen soll; leider konnte ich keines dieser Blutsauger habhaft werden, fand jedoch am Tage unserer Abreise mein Mantelthier am Widerrist gebissen und mit Blut bedeckt. Eine Art großer Stiefkrieger, Zadenos, fallen die Thiere zuweilen in großer Menge an und verwunden sie schwer. Giftschlangen sind, wie fast allenthalben, sehr selten und große Raubthiere, z. B. der amerikanische Löwe (*Felis Onca*) oder der sogenannte gestreifte Tiger (*Felis Onca*), werden nur höchst selten in diesen Gegenden gesehen; auf letzteren wird jedoch ein allgemainer Jeldzug eröffnet. Der kleine gefährliche südamerikanische Bär (*Ursus ornatus*) ist häufig in den Cordilleren und der *Caja de la montana*.

Aus dem Geschiebe der Vogel sah ich bloß einen unserm Milan ähnlichen aber viel kleineren Raubvogel, der wegen seines schmalenartigen Schwanzes den Vulturnamen *Ejje-arta* führt (kleine Schere), wenige Kolibris, zwei Cassinuarillen, ein großes Walbuhn, *Pavo del monte* (Penelope), mehrere Arten Papageien und erhielt von einem der dortigen Cocapflauer den peruanischen Felsenhahn (*Rupicola peruanus*), der hier wegen seines dem Grunzen des Schweines ähnlichen Rufes *Chancho* (Schweinchen) genannt wird; obgleich derselbe besonders an der Brille über den *Akamamau* sehr häufig sein soll, ist er mir doch nicht zu Gesicht gekommen.

Kriechen, Insekten und Fische giebt es in großer Menge, es soll sogar eine ziemlich große lauschartige Art Gideischen existiren, die ich jedoch weder gesehen noch gehört habe. Leuchtfliegen (*Lampyrus*) sind sehr häufig; wir sahen ein ziemlich großes Exemplar, bei dessen phosphorescirenden, wie es schien an beiden Seiten des Kopfes befindlichen Lichtpunkten wir die Stunde am dem Zifferblatte der Uhr und Zeitungsbild zu lesen vermöchten; leider ging das schöne Thier verloren, ehe ich es näher untersuchen konnte.

Mit Vergnügen werde ich stets des letzten Abends in St. Catalina gedenken. Es war eine prachtvolle warme Nacht, kein Wind regte sich und der beinahe volle Mond schwamm glänzend am dunkelblauen Nachthimmel, den Schimmer der zahllosen Sterne verdeckend; hier und da jagten leichte dünne Wolken spielend darüber hin, sein Licht eher dämpfend als verschüllend. Wir lagen auf weichen Federn hingestreckt in Mitte des Terzals und fast aller Anwesenden schien sich eine Art poetischer Stimmung bemächtigt zu haben; denn einer der Arbeiter begann mit vieler Fertigkeit den volksthümlichen Charango zu spielen, während sich ihm bald ein Anderer als Begleiter auf der indianischen Rohrflöte oder *Xena* beigesellte; schließlich sangen sie kleine spanische Volkslieder und schwermüthige *Paravis* oder indianische Gesänge in Keetschua Sprache und in ihrer eigenthümlichen melancholischen Melodiant.

Wie alle Binnen- und Gebirgsländer dem nivellirenden Schiffe der Civilisation weniger zugänglich sind, liegen von den Vorfahren vererbten Sitten und Gebräuchen länger treu und anhänglich bleiben, als die dem Weltverkehr geöffneten Küstenstriche; so zeigt sich auch in Bolivia und besonders in diesen Gegenden die eigenthümliche Erscheinung, daß die niederen Volksklassen und in kleineren Städten selbst bessere Familien das alte Incadom, die Keetschua Sprache, im Geschäftsverkehr und im vertraulichen Umgang der spanischen Sprache vorziehen. Diese amerikanische Ursprache, deren systematische Ausbildung einen unbestrittenen Beweis liefert, daß das Volk zur Incazeit sich auf einer ziemlich vorgeschrittenen Stufe der Bildung befanden, lebt hier noch wenigstens nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit im Munde der Bevölkerung. Der ausgezeichnete Reisende und Naturforscher Tschudi hat bekanntlich eine Grammatik und ein Wörterbuch derselben veröffentlicht, das vor sämmtlichen alten und neueren in spanischer Sprache geschriebenen Lehrbüchern den großen Vorzug hat, daß es durch eine eigene dazu erfundene originale Orthographie die marirten Rekl- und Aspirationslaute verschiedener Consonanten richtig und genau wiedergiebt und bildlich darstellt.

Die Jesuiten haben ihrer Zeit aus leicht begreiflichen Gründen sich genau mit dem Studium dieser Sprache beschäftigt, mehrere Lehr- und Erbauungsgebilde darin durch den Druck veröffentlicht und sogar ein heroisches Drama „*Quanta*“ geschrieben, das von Tschudi noch einer allerdings sehr uncorrecen und theilweise unverständlichen Handschrift veröffentlicht worden ist. In neuerer Zeit aber ist in diesem Lande nicht nur nichts für die Erhaltung und Ausbildung dieser Sprache geschehen, sondern das gänzliche Aussterben derselben wird von dem aufgellärten Theile der Bevölkerung schnellst gewünscht; denn so interessant für den Cultur- und Literaturforscher die Erhaltung dieses alten Idioms Amerikas auch sein mag, hegt es doch der Verbreitung der Bildung im größern Theile der niederen Bevölkerung große Schwierigkeiten entgegen, indem die Kinder derselben erst Spanisch lernen müssen, ehe sie in den Elementarwissenschaften des Lesens, Schreibens und Rechnens unterrichtet werden können. — Für gewisse Berufs- und Erwerbszweige, die mit den niederen Volksklassen in unmittelbare Verührung bringen, ist die Kenntniß dieser Sprache nicht nur sehr nützlich, sondern fast unumgänglich notwendig. Der Viehhändler, der Krämer, der Beamte auf dem Lande und der ackerbau treibende Delonem können derselben nicht entbehren. Die marirte Culturtath der Reklante, Folge wie überall der gebräuglichen Formation des Volks, bietet wohl dem an die weiche spanische Sprache gewohnten Küstenbewohner, der sogar in seiner eigenen Sprache das gutturale „j“ durch den weichen „g“ laut ersetzt, viele Schwierigkeiten, unter allen

Nationen aber am wenigsten dem Deutschen, dessen Sprache an Rehlauten und markirten Puppenlauten keinen Mangel hat. Schwieriger sind schon für europäische Nationen die Wortflexionen und syntaktischen Constructionen, da die Sprache sowohl der relativen als indirecten Nebenweise entbehrt, während die Participialbildungen sehr häufig und in eigenthümlicher Weise in Anwendung kommen. Die sogenannten Transpositionen oder Uebergänge der Handlung des Verbums von einer Person zur andern und die demselben entsprechenden Conjugationsarten hat die Ketschuasprache mit der araukaischen und Guarausprache gemein. So wird z. B. die Conjugation des Verbums *manachi* (ich liebe) eine andere, wenn das Object die zweite Person ist, *manazaki* (ich liebe dich), oder von der dritten zur ersten *manahuan* (er liebt dich). — Die Eigenthümlichkeit der alten Sprache, durch Anhängung von Nachsilben die Bedeutung der Zeitwörter zu modificiren und zu vervielfältigen, wodurch dieselbe eine reiche Quelle der Wortbildung hatte, ist in diesen Gegenden in der Praxis fast ganz verloren gegangen, sowie von ihrem sehr beträchtlichen Vortrage kaum der dritte Theil in praktische Anwendung kommt, während die Ketschua ihnen fehlenden oder unbekannten Wörter ohne Weiteres durch spanische mit Ketschuaendungen versetzte ersetzt werden.

Besonders reich ist die Sprache an Wörtern, welche Naturlaute nachahmen (Onomatopöen), z. B. *cunucunum*, Erdbeben, *sallalla*, Gewitter mit Hagel, *chihui-huichi*, Säuseln des Windes, *jieunjiun hunka*, schluchzend weinen u. s. w.

Die im Volksmunde noch fortlebenden Lieder, oft sehr zarten aber meist erweichlichen Inhalts, sind reich an aus der umgebenden Natur genommenen Gleichnissen und meist sehr gefühlvoll; zum Beweise folgen folgende Strophen mit freier deutscher Uebersetzung dienen:

Intec' llopi rupaynimpis
Taylla ynachin rittita
Raarac son'oylli yancallon
Canket' chiri soncoykita.
„Des Sonnenstrahles schwächste Gluth
Schmelzt rasch den harten Schnee,
Doch meiner Liebe glühend Feuer
Wärmt nicht dein eiskalt Herz.“

Leidenschaftlicher ist folgende Strophe:

Umaykita camuyenchu
Chuchaykipi sipic'usak
Chuchaykipi sipic'uspa
Soncoykipi pampacusa.
„Dein Halses Haupt herunterwendend
Wacht ich an deinem Haare mich erwählend,
Und so an deinen Haaren sterbend
An deinem Herzen mich begraben.“

Nach dieser etwas langen, philologischen Abschweifung, vergesslich bei einem deutschen Philologen, der seit Jahren sich dem theoretischen Studium der Ketschua gewidmet und demselben viele genussreiche Stunden verbaut, kehre ich wieder zu den erwählten Affen zurück, deren Praten, seit acht Tagen das erste frische Fleisch, mir bedeutend besser schmeckte, als das halbgetrocknete Fleisch einer Schlange, das ich in Arepacho gegessen hatte. Dem Herz der Affen werden von diesen Hirsigen spezielle Heilkräfte gegen alle Verkränkungen zugeschrieben, analog dem Volksglauben in Chile, welche dieselbe Wirksamkeit dem Vögelpfaff zu schreibt, der sich zuweilen im Magen des *Buinao* (Auchenanuco) findet.

Unser Rückweg, den wir am 14. November antraten, führte uns wieder über San Pedro, aber von dort in süd-

östlicher Richtung über den Fluß von Anamayu, der sich hier durch eine tiefe, malerische Gebirgsschlucht über riesige Felsenblöcke hinweg ein tiefes Bett ausgehöhlt, das von einer äußerst solid gebauten und auf beiden Seiten in Felsen eingearbeiteten 12 Fuß breiten Brücke überspannt wird. Dieser Fluß bildet sich aus dem Zusammenflusse der vom Nabhange der Berge von Arepacho herabfließenden Quellen, nimmt auf seinem Wege von Süden nach Norden den San Pedro, St. Catalina und viele andere Gebirgsbäche auf und bildet einen der ausnehmendsten Reissflüsse des Chimeró. Nach Ueberschreitung der Brücke führt der Weg anfangs in ziemlich sanfter aber nach und nach in sehr jäher Ansteigung nach dem Gipfel des sogenannten Valcon. Dieser Bergpfad ist in hinreichender Breite angelegt, um den sich begegnenden Reisenden und Lastthieren das Ausweichen bequem zu machen, ist fast überall solid gepflastert und von Stecke zu Stecke mit den ständigen Abguckenden versehen. An beiden Seiten derselben befinden sich an geeigneten Plätzen und in passenden Distanzen gut gebaute Logishäuser (Tambo), welche den Reisenden, wenn auch keine Art Bequemlichkeit, so doch ein trodenes Obdach gewähren. Drei und eine halbe Stunde dauerte die Reise bergan; jedoch nur an sehr steilen und wenigen Plätzen hielten wir es für passend zu Fuß zu gehen, besonders um unseren Thieren Erleichterung und unseren Reinen eine abwechselnde Muskelbewegung zu verschaffen. Auf der Spitze des Berges angekommen, fanden wir bereits die Vegetation der *Caja de la montaña*; die Pflanze waren weniger hoch, das Laub weniger groblättrig und dicht, die Karren schrumpten zu niedrigen Büschen ein, kleinblättriges Buschwerk trat an die Stelle des lianenbewachsenen Hochwaldes und die Palmen waren gänzlich verschwunden. Ueber einen stellenweise sehr schmalen und manchmal jähensteigenden Vergglatz (Voma) sogen wir mehrere *Veguas* entlang, ohne uns der sonst hier so prächtvollen Aussicht über das tief unten gelegene Waldland, die sich bis zu den Felsen des Chimeró erstrecken soll, erfreuen zu können, da ein dichtes Vollenner das ganze Thal mit undurchdringlichem Schleier bedeckte. Mit jedem Schritte vorwärts wurde die Vegetation zwerghafter und spärlicher, bis schließlich nur noch das harte, schneidende Vergglatz (*Stipa ichu*) zeigte, die Lieblingsnahrung der *Vicuñas*, *Alpacas* und *Vicachas*.

Der Gipfel der Cordillären besteht hier aus wild durcheinandergeworfenen, theils in der ewig feuchten Luft verwitterten, theils vom Regen ausgewaschenen Felschichten, die hier zu Tage gehend die Vegetation unmöglich machen.

Mit Sonnenuntergang trafen wir wieder im bekannten Zollhause am Fuerte ein, nachdem wir in neun Stunden etwa 7 bis 8 *Veguas* zurückgelegt hatten, ein Beweis, wie langsam selbst auf wegsamen Paden und mit guten Thieren in diesen Gegenden geritten werden muß. Gienlich früh am Morgen aufbrechend, überstiegen wir bei gutem Wetter die Cordillären des Escalon, erlegten mit einer alten *Novoraner* Muskete „brown Bess“, ein schönes Männchen von *Bernicla melanoptera*, eine unter dem Vögelnamen *Anallita* bekannte, auf den Punas von Peru und Bolivia nicht seltene, aber seltene und schwer zu erlegende Wildgans, und trafen gegen 2 Uhr Nachmittags wieder in den wüsten und bergigen Straßen von Totoro ein, wo wir der theils durch schlechtes Wetter, theils durch andere nicht zu beseitigende Hindernisse verursachte Aufenthalt Mühe genug gewährte, die Erlebnisse dieser kleinen Ferientour eines deutschen Schmalzeigers, der weder Gelehrter noch Naturforscher zu sein beansprucht, sondern bloß die empfundenen Eindrücke einfach und wahr wiedergeben sich bemühte, zu Papier zu bringen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Gletscher auf dem Nordostlande Spitzbergens.

In dem jüngsten Berichte des Bremer Vereins für die Polarfahrten finden wir von Professor Nordenskjöld einen sehr anziehenden Bericht über die schwedische Polarexpedition (24. April bis 15. Juni) 1873. Wir haben über dieselbe durch unsern Stadthalmer Correspondenten ausführliche Mittheilungen gebracht; hier wollen wir unseren Lesern die nachfolgende sehr interessante Schilderung des Nordostlandes einverleiben.

— Das Nordostland, über dessen Inlandeis wir also vorzubringen beschloßen, ist die nördlichste der vier größeren Inseln, in welche Spitzbergen zerfällt. Die Ausdehnung desselben ist von Nord nach Süd 12, von Ost nach West ungefähr 11 schwedische Meilen. Das ganze Innere dieser großen Insel wird von einem 2000 bis 3000 Fuß dicken Eisgewand bedeckt, welches durch den atmosphärischen Niederschlag im Sommer wie im Winter beständig wachsen würde, wenn nicht, wie überhaupt bei Gletschern, die Eismassen langsam oder ununterbrochen abfließen, und zwar hier zum Meere. Die Haupttrichtung des Eisstromes geht auf dem Nordostlande östlich und diese ganze Kluft ist daher an den meisten Stellen von einer unzugänglichen Eismauer umgeben, die, nirgends von Landbungen oder Bergkuppen unterbrochen, den breitesten Gletscher bildet, den man kennt. Er ist zum Beispiel bedeutend breiter als der von Rom mit so lebhaften Farben geschilderte Humboldtsgletscher auf Grönland. Nördlich schließt sich das Inlandeis des Nordostlandes an den meisten Stellen mit einer sanft zum Meere sich neigenden Fläche ab, aber hier findet man auch öfters schmale eisfreie Landstrecken längs der Küste. Von dieser Seite her kann man also in das Innere vordringen. Nachdem wir uns mit geographischen Ortsbestimmungen und kleineren Ausflügen nach einem Tag aufgehalten hatten, brachen wir am 1. Juni wieder auf. Wir nahmen jetzt die Richtung nicht mehr östlich, sondern südlich, dahin, wo das Landeis gegen das Meer sich abflusste, wo aber die Eisdooffnung nach hinlänglich hoch war, um uns zu gelassen, unsere schweren Schlitzen herauszubolen. Das war weniger schwierig als wir glaubten. Allein kaum hatten wir einige hundert Ellen zurückgelegt, als ein schimmernder Zwischenfall uns zeigte, wie gefährlich diese unser Wanderung war.

Wie die Gletscher in der Schweiz, in Grönland und in Scandinavien, so werden auch die spitzbergischen Gletscher von weiten Rissen und Klüften durchzogen, die sich öfter senkrecht durch die mehrere tausend Fuß dicke Eismasse hinab erstrecken. Die Entstehung dieser Risse hängt in gewissem Zusammenhange mit der Bewegung der Eismassen und man trifft sie darum in geringerer Zahl da, wo die Gletscher ohne eine Unterbrechung durch Bergkuppen auf weitgestrecktem ebenen Terrain ausgebreitet sind. In Rücksicht hierauf war Grund zu der Annahme, daß die Risse und Sprünge nicht eben in großer Zahl auf dem von uns gewählten Wege sich finden würden, und ich hoffte, daß die Schneestürme des Winters die vorhandenen mit Schnee ausgefüllt haben würden.

Die Voraussetzung erwies sich insofern als richtig, als die Klüfte hier in der That nicht in so großer Zahl und von so großen Dimensionen existirten, als auf dem von Dr. Berggren und mir im Jahre 1870 besuchten Theile von Grönland; aber tief, beinahe bodenlos Klüfte fanden doch auch hier in bedeutender Zahl vor, groß genug, um uns und unsere Schlitzen zu verhängen und insofern noch gefährlicher, als sie meist aufkommen durch ein zerbrochenes Schneegewölbe verdeckt waren, welches von Rand zu Rand der Kluft liegt, zu schwach, um uns zu tragen, und zu schwer, um leicht durchbohrt zu werden.

Wie benutzten einen eisbeschlagenen Stod als Stabe, um uns von der Richtung und Weite der Klüfte zu überzeugen. Nachdem wir unsere Schlitzen einige hundert Fuß hinaus geschleppt hatten, kamen wir an eine breite, aber nicht sehr tiefe Kluft, die an verschiedenen Stellen schiefser war. Doch fanden wir noch eine hinlänglich feste Schneedecke, auf der wir mit unseren Schlitzen hindüber gelangten. Für den Augenblick fanden wir keine andere ähnliche Oeffnung sehen, und ich fand darin eine Bestätigung meiner Vermuthung, daß das Inlandeis des Nordostlandes frei von diesen gefährlichen Schrunden sei. Raum aber waren wir 1000 Ellen weiter gewandert, als einer von der Mannschaft plötzlich unter dem Eise verschwand. Das geschah so schnell, daß er kaum Zeit hatte, einen Ruf auszusprechen. Er war durch eine dünne Schneefschicht gebracht, aber glücklicher Weise mit dem Zugriemen an dem Schlitzen hängen geblieben. Wäre ihm der Zugriemen über den Arm gestülpt, so wäre er für immer verloren gewesen. Vermittelst eines starken Taues hatten wir ihn unbeschädigt wieder heraus.

Die Luft war während der ersten Tag unserer Wanderung auf dem Inlandeis ziemlich klar, so daß wir sehr schöne Fernsichten hatten. Der Strichen offenen Wassers östlich und nördlich hatte sich erweitert; Land in dieser Richtung konnten wir von hier aus nicht entdecken. Das eigentliche Inlandeis streckte sich südlich und westlich ohne Unterbrechung durch Höhen oder sogenannte Gletscherhöfen, eine glatte, gleichmäßige Fläche, auf der jeder Windhauch den feindlichen Schnee wie Wollen vor sich hertrieb. Dieser Schneekaut war für uns eben so beschwerlich, wie der Wüstenhaub für den Reisenden in der Sahara, denn er drang überall ein. Er polirte die Außenseite der Gletscher, welche hier nicht, wie in Grönland, aus Eis, sondern aus dichtgedecktem Schnee besteht, zu einem feineren und festeren Parquet von Marmor. Nach unten reicht der Schnee 2 bis 3 Ellen tief bis an das Eis. Er bildet zunächst eine Schicht von großer für das Auge des Kristallographen wundernswürdig anzuschauenden Eiskristallen, weiter unten aber eine lörmige Masse.

Während unserer zweiten Wanderung auf dem Inlandeise vom 1. bis 15. Juni war oft Schneegestöber, das uns bei hellem Wind in unser dünnes Zell aus Baumwollenzug bannte. Häufig war auch Schneenebel, so daß wir kaum einige Ellen weit sehen konnten. Da indeß das Eis, von den ermüdeten Rissen abgesehen, ziemlich egal war, führte der Nebel unser Vordringen nicht. Die Richtung wurde durch den Compas bestimmt. Nur dann, wenn breite, hauchwunde Rissen das Eis durchsetzten, die zu tief waren, um mit unseren Schlitzen durch zu gehen, wurde der Eiseisel recht beschwerlich. Nicht nur hinderte er uns, das geeignetste Terrain zu wählen, sondern er erzeugte auch ein so eigenthümliches Licht, daß man unmöglich mit dem Auge unterscheiden konnte, ob man vor einem Abgrund oder vor einer nur eine Elle tiefen Kluft stand. Darum mußten wir an solchen unsicheren Stellen zur Ermittlung der Tiefe einen Mann an einer Leine herablassen. Dieser fand mitunter eine bodenlose Tiefe, mitunter traf er den Grund schon auf 2 bis 3 Fuß, nachdem wir darum mehrere Stunden Aufenthalt gehabt oder einen weiten Umweg gemacht hatten. Ein andermal erging es sich, daß ein mächtiger Felsblock auf uns zusankommen schien. Alles rüllte sich zur Jagd, die Einen suchten hinter dem Schlitzen Schutz, die anderen traten ins Zell, und hebe, es katterte eine Wölfe auf, die der Eiseisel auf einen Bären umgestallt hatte.

So zogen wir denn eine ganze Woche 1500 bis 2000 Fuß hoch über dem Meere, in äußerst schwieriger und beschwerlicher Marsch dahin. Am 16. Juni gaben wir die weitere Reise in der beabsichtigten Richtung auf. Ihre Gefahren waren uns

eben wieder offenbar geworden, denn eine breite Schneedecke über eine Kluft führte in dem Augenblicke, wo wir sie betreten wollten, zusammen. Wir wollten nach Gap Moho und dann längs der Küste bis nach Gap Tarell, weiter über die Hinterecke bis zum Thumb Point und über das westliche Kanale von Spitzbergen am Eismeerüberg vorüber zur Westküste.

Indessen war der Weg bis Gap Moho und Gap Tarell durch ein unzugängliches Gletschergewirr gesperrt, so daß wir, gewarnt durch die überflüssigen Schreie, uns darüber nicht wagen wollten. Statt dessen nahmen wir unsern Weg über die Wahlenbergspitze nach dem nördlichen Theile der Hinterecke. Am 15. Juni kamen wir am Ende dieser Bai an. Hier fanden wir die ersten Blumen, die im hohen nördlichen Esilande. Zugleich trafen wir in dieser nach dem berühmten Botaniker und Gletscherkenner genannten Bai die größten für die Kenntniß von Socialbildungen sehrreichen Waranen, die ich überhaupt auf Spitzbergen gesehen habe. Späht Point erreichten wir gerade in der Mittsommernacht (der 24. Juni) in dem ganzenandinavischen Norden ein hoher Festtag.

Die Ausbeute von Edelmetallen in Nordwestamerika.

Dieselbe hat in den Staaten und Gebieten westlich vom Missouri im Jahre 1873 einen ganz cataclysmal Ertrag geliefert, 72,258,639 Dollars.

Das sind ungefähr 10 Millionen Dollars mehr als 1872; Arizona, Californien, Britisch-Columbia, Oregon, Washington, Idaho und Montana hatten gegen das Vorjahr eine geringere Ausbeute, dagegen Nevada, Utah und Colorado eine stärkerere. Von Nevada allein hat etwa 10 Millionen mehr betragen und die Gesamtsumme dieses einen Staates ist allein fast eben so beträchtlich wie der aller übrigen zusammengekommen. Die Angaben über Arizona und Mexico sind nur annähernd. Es lieferten an Gold, Silber und Erz:

Californien . . .	für 18,025,722 Dollars
Nevada	35,254,507 „
Oregon	1,876,389 „
Washington . . .	209,395 „
Idaho	2,243,654 „
Montana	3,892,810 „
Utah	4,906,387 „
Arizona	47,778 „
Colorado	4,093,268 „
Mexico	868,793 „
Britisch-Columbia .	1,250,086 „

Auf Nevada entfielen von der oben angegebenen Summe allein aus Silberbullion 30,183,921 Dollars und 4,807,617 auf Silber; und andere zur Ausfuhr gelangten Erz; Californien lieferte an Gold an die Erzwerkcompagnie für 15,709,956 und andere Verarbeitungscompagnien 1,570,995 Dollars. Auf Idaho kommen auf Silber 938,297 Dollars, das übrige entfällt auf Gold. Die Silberausbeute von Montana hat nur 3325 Dollars betragen; Britisch-Columbia hat gar kein Silber geliefert.

Zur Kennzeichnung der öffentlichen Zustände in Pennsylvanien.

In diesem Staate hat man sich schon eine neue Verfassung gegeben; dieselbe enthält manche Bestimmungen, welche, wie man hofft, der bisherigen „Gauner- und Räuberwirthschaft“ mächtig steuern sollen. Die erbautliche Wirthschaft wird vom deutschen „Reich. Journ.“ folgendermaßen geschildert:

Seit vielen Jahren ist die Verwaltung des Staates Pennsylvanien schwächer und corrupter gewesen als die irgend eines andern Gemeinwesens der Union. Sie war schwächer, weil an ihrer Spitze Männer mit geringeren Fähigkeiten und geringerer Bildung als irgend wo anders fanden, und corrupter, weil, obwohl äußerliche öffentliche Decore im ganzen Lande zu finden sind, diese doch nirgends so

billig zu haben waren wie in Harrisburg, es folglich im Bereiche der Mittel den Leuten lag, Geleggeber zu kaufen, die nie gewagt haben würden, nach Albany, Boston oder Columbus zu gehen mit ihren spärlich gefüllten Portemonais. Man erzählt sich da ganz allerlei Geschichten. So kamen zu einem Senator der Gesetzgebung Pennsylvaniens, der ein für seine Constituenten sehr wichtiges Gesetz durchsetzen wollte, zwei Mitglieder des untern Hauses, stellten sich als Vertreter von dreißig anderen Kammermitgliedern vor und fragten den Senator ganz lässig, wie viel er Jedem von den 32 für seine Stimme geben wolle, dabei insinuirend, daß 100 Dollars per Stimme der reguläre Preis sei. Als ihnen der Senator darauf erwiderte, er habe keine Stimmen, bemerke einer der Unterhändler, in Anbetracht der Umstände, daß sich gegen die Will nicht einwenden lasse und daß dieselbe im Interesse des öffentlichen Wohls angenommen werden müßte, würden sie mit 50 Dollars per Stimme zufrieden sein. Also auch dieses Angebot sehr bestimmt und in durchaus nicht höflicher Weise zurückgewiesen wurde, und die beiden Ehrenmänner eben im Begriff waren, sich zu empfehlen, um ihren dreißig Kollegen Bericht zu erstatten, drehte sich der Eine noch einmal in der Thür um, näherte sich dem Senator und flüsterte ihm zu: „Können Sie nicht wenigstens fünf Dollars per Stimme geben?“

Eine so zusammengelegte Legislatur war natürlich ein wahres Paradies für Schurken, die wertvollste Gerechtigkeit oder Verwilligungen aus dem Staatskassette für sich zu erlangen wünschten. Um ein Mitglied der Lobby in Harrisburg zu werden, war nicht mehr Capital nöthig als ein Hühnerweib braucht, um einen Wespstich zu etabliren oder ein bagirender Schuppjunge, um sich mit Wörtern und Wägen zur Ausübung seines Berufs auszuhalten. Die Hauptstadt des „Reynolds“-Staates war jeden Winter gefüllt mit Lumpen haben oder niederen Grades, die darauf ausgingen, für sich und ihren kleinen „Ring“ etwas von dem zu erlangen, was reichmächtiger Weise dem Volke gehörte, indem sie des letzten meinige die Regter kauften.

Diese Volksvertreter waren in der Regel Leute, die sich zu dem einzigen Zwecke, ihre Stimmen zu verkaufen, um Sitze in der Legislatur besorgen hatten und in diese nun gelangten durch Bestechung und andere verwerfliche Mittel, die ein ehrlicher Mann nimmermehr anwenden, und zu denen überhaupt Niemand seine Zuflucht nehmen würde, der nicht entschlossen ist, sich als Geleggeber durch Handlungen schuldig zu halten, die der Spitzbübereien, denen er seinen Sitz in der Legislatur verdankt, völlig würdig sind. Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß ein solches neues Mitglied, dessen Taschen leer waren nach den Ausgaben, die es für seine Wahl hatte machen müssen und dessen Habgier keine Vorsticht aus dem Felde schlug, gleich nach der Ankunft in Harrisburg sich in den Hotels erkundigte, wie viel eine Stimme für einen Bankarier werth sei, wie die Eisenbahncompagnien zahlten, als Abscheidungen etwas einbrächten, und sich auf diese Weise binnen Kurzem in der commercieellen Statistik der Corruption die erforderliche Information verschaffte, um sich dann, ähnlich wie Kleiderhändler ihre Waaren, zur Bequemlichkeit der Käufer mit Preismarken versehen ein Mann mit festen Preisen“ darzustellen. Solche Vorkommnisse, deren es Duzende gab, warteten nicht etwa schüchtern bis sie der Lobby hantuirten wurden, sie waren vielmehr auf jeder Tag nach einem Käufer und thaten es natürlich immer billig. Auf diese Weise wurden die Preise sehr gedrückt, zum großen Aerger der Spitzbuben größern Zuschnitts, die es schwer fanden, die Würde des Reichthums unter Gefallen, dessen Geiz zu fünf Dollars sei waren, aufrecht zu erhalten.

Seit vielen Jahren hing der Erfolg jedes legislativen Projects in Pennsylvanien einzig und allein ab von der Höhe des Geldbetrags, der für dasselbe aufgewendet wurde. Die Eisenbahncompagnien mit ihren großen Mitteln waren stets des Erfolges sicher. Banken, die neue Quartiere und die Erlaubnis zur Vergrößerung ihres Capitals wünschten, und Geld

wechsler, die sich in Banten umgafamt zu hohen Beträgen trugen, hatten es nur ihrer unangebrachten Sparfamkeit zuschreiben, wenn sie nicht reiften. Ehemänner, die ihrer besseren Hälften überdrüssig waren; Frauen, die ihre Männer abschülten wollten, waren dieser gerechten und ehrenwerthen Abperschüttel gegenüber ganz in derselben Lage. Beide konnten haben was ihr Herz begehrte, wenn sie dafür bezahlten. Kam aber ein Weib, das nach göttlichen und menschlichem Recht zu einer Schädigung von einem Lebensgefährten, der sie mißhandelte und an dessen Seite sie untergehen mußte, berechtigt war, mit leeren Händen, so war die Sprengrung der ehelichen Fesseln eine Unmöglichkeit. Tagelang konnte jeder Gatte, der etwas vorausgehen ließ, auf Grund der windigen Vorurtheile in dieser Zeit mit dem Scheidungsbeetel in der Tasche die Hauptstadt verlassen.

Schon vor zwanzig Jahren war die Harrisburger Legislatur ja verüßigt — und es ist seitdem stetig schlimmer geworden — daß dem Herrmannen einer Wahl eines Bundesnotars ein Cuckstalter in Philadelphia, der durch den Verkauf von Patentmedicinen sich ein großes Vermögen erworben hatte, es sich in den Raps setzte, dieses Amt zu laufen. Er hatte gehöh, daß es zum Verkauf ausgeben sei und da er genug Geld hatte, so folgte er sehr richtig, daß er am Ende ebenso gute Chancen, den hohen Vollen zu erhalten, haben müsse als irgend ein betriebriger anderer Bewerber. Er sandte also einen Agenten nach Harrisburg mit dem Auftrage, um jeden Preis zu laufen. Dieser fiel aber in die Hände einiger Betrüger, die sich ihm als Vertreter bei der Legislatur anboten und das Geld, welches sie ihm zur Vertheilung an die Stützgeber abnahmen, dahin placierten, wo es, ihrer Ansicht zufolge, den meisten Nutzen stiften würde, nämlich in ihre eigenen Taschen. Wären die Betrüger nicht auf diese Weise ihrem Zwecke entfremdet worden, so würde der alte Willendrehler ohne Zweifel seinen Sitz im Bundeskollegium eingenommen haben, wo er — die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen — ein viel anständigeres und ehrenwertheres Mitglied abgegeben hätte, als mancher seiner Collegen, die schon vor ihm da waren und die in ihrem Leben nie eine so ehrliche Beschäftigung als die des Willendrehens eine ist getrieben hatten.

* * *

— Die heillosen Folgen der Waldverwüstung in Indien treten in bedenklicher Weise mehr und mehr zu Tage. Während in Europa eine Wiederanpflanzung von Bäumen im Allgemeinen durch das Klima begünstigt wird, findet das Gegentheil in Indien statt. Nach vor dreihundert Jahren war die Ostbinfel mit Wäldern gleichsam bedeckt; in diesen befanden sich viele Seen und Moore, das Regenwasser drang langsam in den Boden, die Verdunstung fand langsam statt, der Wasserstand der Flüsse war ein regelmäßiger, Bäume, Gräser und andere Pflanzen gediehen. Das ist nun längst Alles anders. In einem großen Theile Indiens sind Moore, Seen, überhaupt Feuchtigkeit verschwunden, das Regenwasser läuft rasch ab und wo die Wäldungen verschwunden sind, herrscht Dürre; das tropische Klima ist anders und schlechter geworden. Allerdings kann man während der Regenzeit, die vier Monate dauert, Bäume pflanzen und sie gediehen auch ja lange, aber in den acht trockenen Monaten ist der Boden steinhart, jede Feuchtigkeit verschwindet. Wenn nun der junge Baum auch im Anfange der trockenen Jahreszeit sich noch hält, wenn er den Herbstbränden widersteht, die im März so oft vorkommen, wenn die Ziegen ihn verschonen, ja bekommt er doch durch die furchtbare

Dürre im April und Mai den Abendstich. So erklärt sich, daß manche Versuche einer Wiederbewaldung gescheitert sind und daß sie in der Regel auch dann nicht gelangen, wenn man die neubepflanzten Streden bewässert. Seit einer Reihe von Jahren widmet übrigens die indische Regierung den Wäldungen ihre Fürsorge und die Beschäftigung ist einem deutschen Forstmann übertragen, der wenigstens weiteres Unheil abwendet.

— Die Anpflanzung von Bäumen auf der Prairie Nordamerikas. Um zu unterfragen, wie auf den baumlosen Ebenen, welche den Atlanstasch umgeben, Baumpflanzungen gebräuchlich wären, hat die Atlantic, Texas- und Santa Fe-Bahn einen erfahrenen Forstmann, S. T. Kelsey, engagiert. Nach in verfloffenen Jahre in verschiedenen Gegenden und zwar auf recht sandigem Boden Versuche angestellt hat. Die Eisenbahngesellschaft hat Anspruch auf eine Kautschukpflanzung, bestehend aus den mit ungleichen Nummern bezifferten Sectionen auf beiden Seiten der Bahn bis zu 20 Meilen Entfernung, also in einem Gürtel von 40 Meilen im Durchmesser. Die Versuche, welche Herr Kelsey anstellte, ergaben theils mit einjährigen Bäumchen, welche er im vorigen Jahre aus Samen gezogen hatte, theils mit Samen. Unter den gepflanzten Bäumchen kamen am besten fast Majas, Catalpas, Weibulme, Cagoe, Paz Eder, Alantopas, weniger gar der Silberbarn. Die schottische Fichte und die Pinie wuchsen, im März verpflanzt, nicht gediehen, um ja besser gediehen die im Mai gepflanzten. Aus Samen wurden Eichen und Schwarzwallnussbäume gezogen, die eben so wie die auf dieselbe Weise gepflanzten Kiefer- und Firsichbäume lustig heranzuwuchsen. Auch giebt es auf Anpflanzungen schon fruchtbare Firsich- und Apfelbäume. Weniger wollte auf dem sandigen Boden die gelbe Weide gediehen. Der „Wilde Chinabaum“ wächst üppig überall südlich von Kansas und trägt eine gelbe, fast durchscheinende Beere. In den Hügel wächst eine wohlriechende wilde Bläume. Ein Correspondent des „State Journal“ in Jefferson City, welchem wir obige Angaben entnehmen, meint, die Ursache, warum die Vegetation auf jenem sandigen Boden so üppig gediehe, sei, weil nicht das tiefe Eindringen der Wurzeln in den Boden hemme und diese in der Tiefe Feuchtigkeit genug finden.

— Im christlichen Birmingham bildet bekanntlich die Fabrication von Eichenbildern für die Hindus und die südasiatischen Buddhisten einen nicht unbedeutenden Gewerbezweig. Man hat die Muster kommen lassen und weiß die Nachbildungen ja gut herzustellen, das den Originalen hübsch gleichen; an Abkak fehlt es nicht. Jetzt befaßt sich in der „Times Mail“ ein Mann bitter darüber, daß es vorzugsweise Fabricanten in Birmingham seien, von welchen die Asiaten Waffen und Kriegsbedarf beziehen. Er schreibt: „Mein Bruder, welcher auf dem Kriegsschiffe „Adine“ vor der Ostküste dient, schreibt mir unterm 7. December 1873: „Sehen Siegen wir einen englischen Kaufmann ab, der direct von Liverpool gekommen ist; er hatte 2000 Musketen, Schießbedarf u. s. für die Asiaten an Bord. Ich es nicht hübsch, daß die Leute in England dergleichen für unsere Feinde liefern! Es unterliegt keinem Zweifel, daß Vieles gelandet worden ist, ehe wir die Küste bladierten. Alle Waffen, welche in unsere Hände fielen, sind englischer Fabricat und mit Birmingham bezichnet.“

— Die Bevölkerung des Staates Minnesota hat vom 1. Januar bis 30. September 1875 um 45,000 Raps zugenommen. Darunter sind viele Deutsche und Scandinavier.

Inhalt: Unter den Vögelkollern am abern Melang. III. (Mit fünf Abbildungen.) — Eine Wanderung von Cape Coast zum Fluße Pra. — Die Tangulen in Sibirien. Von Albin Kohn. II. (Schluß.) — Ein Ausflug den Gochabamba in die bolivianischen Jungas. Von Eugen von Vord. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Die Wälder auf dem Nordwalde Epigebirgen. — Die Ausbeute von Eisenerzen in Nordwestamerika. — Zur Kennzeichnung der östlichen Zustände in Pennsylvanien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaktion 1. Februar 1874.)

Herausgegeben von Karl Antree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: F. Vieweg in Braunschw. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschw.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



N^o 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3ⁿ

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.

Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Unter den Laosvölkern am obern Mekong.

IV.

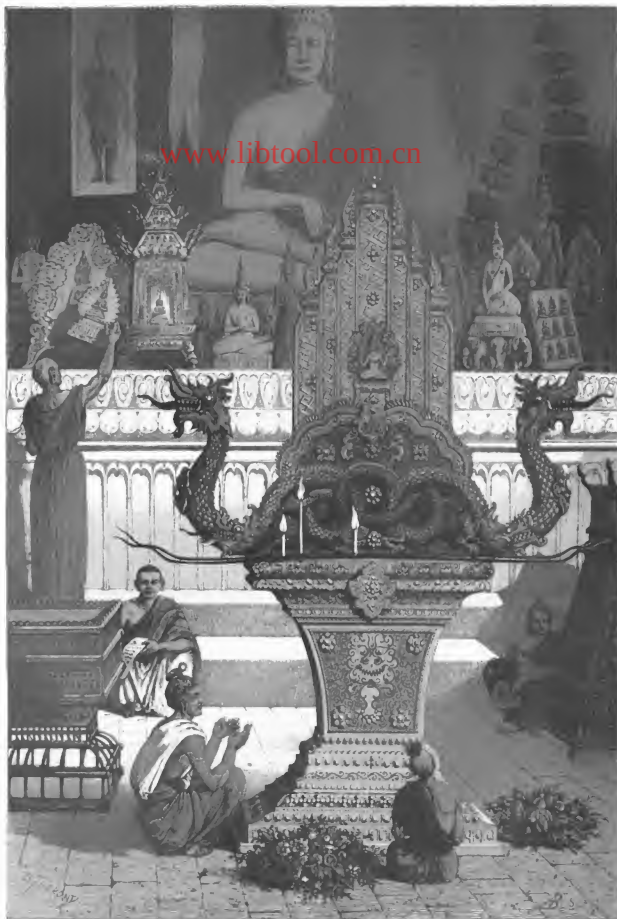
Kalter Empfang in Luang Prabang. — Toß reger Marktleben. — Geschichte der Stadt. — Politik der Herrscher. — Französische Klagen über Darniederliegen des Handels. — Audienz. — Pagoden und Bibliothek. — Ein Grabdenkmal des Kaisers Mouhot.

Die Expedition Lagrèze's traf die nöthigen Anstalten um einen ihrer würdigen Einzug in die Königsstadt Luang Prabang zu halten. Die Europäer legten ihre Galasseidung an und die Tagalen und Annamiten putzten die Waffen blank. Nachdem ihre Boote um eine Landzunge herumgesteuert waren, kam die Stadt in Sicht und sie machte einen überraschenden Eindruck. Seit ihrer Abreise aus Cochinchina hatten die Reisenden keinen so belebten Anblick mehr gehabt und so viele Häuser beisammen gesehen. Dieselben stehen dem Fluß entlang und die geistig laufenden Straßen ziehen sich um einen Hügel herum, der wie ein grüner Dom die grauen Dächer überragt; auf demselben erhebt sich eine Pagode, mehrere andere solcher Tempel stehen an den Abhängen und ihre rothgefärbten Dächer heben sich gegen das dunkle Grün des Pflanzenwuchses lebhaft ab. Unten an dem etwa 50 Fuß hohen Stromufer liegen große Bambusflöße fest, die mit Hütten bedeckt sind und eine Wasserstadt bilden. An dieser schwimmenden Vorstadt gleiten Hunderte von Barken hin und her, während aus dem Ueberlande schwere Höflichkeit langsam herabschwimmen und auf einer geeigneten Stelle anland, um bequem ihre Ladung löschen zu können. Der Strand wird auch belebt von Ruderfrauen und Kasträgern. Auf dem jenseitigen Ufer ist Alles still; dort liegen

verzelte Häuser in Gärten und einige Pagoden; am Ufer trocknen Fischer ihre Netze auf hohen Bambusstangen.

Ein Mandarin stand am Landungsplatze bereit, um die Fremden zu empfangen; die Annamiten gingen aus Ufer, um eine Feste für ihren Commandanten zu bilden, und die Europäer zogen in die Stadt ein, in welcher sie sehr breite, regelmäßige Straßen fanden, die einander rechtwinklig durchschneiden. Zum Aufenthalte war ihnen vorläufig der Wat Vanko angewiesen, eine hübsche Pagode. Der Palast des Königs liegt im südlichen Theile von Luang Prabang und besteht aus einem Nebeneinander unzähliger Häuser, die von hohem, sehr starkem Pfahlwerk umzogen sind; sie bilden ein Rechteck, dessen eine Seite sich an den erwähnten Hügel lehnt, der hier fast steil abfällt. Eine in das Gesein eingebaute Treppe von einigen hundert Stufen führt geraden Wegs zu der Pagode.

Da wo der Nam Kan sich mit dem Mekong vereinigt, wird unter großen Schuppen täglich ein sehr belebter Markt abgehalten; aber nicht alle Kaufleute finden dort Platz, sondern viele haben besondere Läden, welche wohl beinahe eine halbe Stunde weit an der mit dem Strome parallel laufenden Hauptstraße sich hinziehen. Hier fanden die Reisenden seit Phnom penh zum ersten Male wieder einen Markt, den



In einer Pagode zu Luang Prabang im oberen Laos.

man in europäischem Sinne als einen solchen bezeichnen kann. Hier war rege Thätigkeit und ein beträchtlicher Handelsverkehr; man sah Leute aus allen Völkern Hinterindiens und selbst manche aus Vorderindien. Auch im südlichen Laos war der Handel sehr blühend bevor das Land seine Unabhängigkeit verlor und den Druck empfand, welchen das siamesische Monopol übte. Dort oben in Vuang Prabang muß die siamesische Regierung zu Bangfot sich damit begnügen, geringe Bälle zu erheben.

Diese nun ziemlich vortheilhafte Stadt ist erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gegründet worden und sie kam empor, weil sie weit abwärts von jenen Gegenden liegt, welche im vorigen Säculum so häufig durch Kriege verheert wurden. Die Regierung war so klug sich unter den nominellen Schutz des Kaisers von China zu stellen; in jedem achten Jahre schickte sie als Zeichen der Huldigung zwei Elephanten nach Peking. Auch zahlte sie alle drei Jahre einen Tribut an den Kaiser von Annam, an dessen Gebiet ihr Land grenzt. Dasselbe ist zieml. gegenüber in einer verhältnißmäßig günstigen Stellung, und die Klugheit gebietet, es zu schonen. Vuang Prabang ist der Gebirge halber schwer zugänglich; das Volk verdankt die Wüchsigkeit mit den kräftigen Wilden jener Gegend zwischen Tonkin und Laos eine gewisse Energie. Als 1828 die Siamesen in allen anderen Laosprovinzen Krieger ausboten, um den König von Vienthan zu befehdern, stellte man keinerlei Zustimmung an Vuang Prabang, das während des Krieges neutral blieb; nach dem Ausgange desselben gewährte es den Flüchtlingen ein Asyl, ohne daß der Hof von Bangfot etwas dagegen eingewandt hätte.

Im Jahre 1838 erhielt General MacLeod in Xieng Mai eine amtliche Mittheilung, der zufolge Vuang Prabang 700 Häuser zählte und zwischen 5000 und 6000 Einwohner. Die Provinz hatte im Ganzen ungefähr 50,000 Seelen, doch ist seit jener Zeit die Volksmenge beträchtlich angewachsen, weil die Regierung sich von allen auswärtigen Mächten fern zu halten mußte. Sie ist nicht in den Krieg verwickelt worden, welchen Siam im Jahre 1857 mit denjenigen Laosfürstenthümern führte, die unter birmanischer Oberherrschaft standen, und das Land ist auch unberührt geblieben von dem Kampfe der mohammedanischen Pathans in Yunnan gegen die Mandarinenarmee des chinesischen Kaisers. Die Stadt Vuang Prabang hat gewiß nicht 80,000 Einwohner, wie Bischof Pallago ir willien wollte, aber sicherlich viel mehr als jene 8000; sie zählt reichlich doppelt so viel und die Bevölkerung der Provinz kann man auf 150,000 Seelen annehmen.

Vuang Prabang hat, gleich Siam, einen ersten und einen zweiten König. Der letztere war nach Bangfot gereist, der erste aber am Plage und die Europäer wandten sich deshalb an die Minister, um eine Audienz zu erhalten. Sehr bezeichnend für die Absichten der Franzosen sind die folgenden Worte Garniers: „Es kam hier viel darauf an, den Einfluß Frankreichs gleich von vornherein betonen festzustellen wie er in den Augen der Eingeborenen erscheinen sollte und der Regierung klar zu machen, welche vorwaltende Rolle derselbe in jenem Theile Hinterindiens zu spielen berufen sei. Das Königreich Vuang Prabang bildet heute das wichtigste Centrum der Laosstaaten im gesammten Indochina; dort finden Alle, welche dem Despotismus der Siamesen oder der Birmanen sich entziehen wollen, Zuflucht und auch einen Stützpunkt. Dieser Despotismus hat jetzt kein Gegengewicht, weil die chinesische Oberherrschaft, die wohlwollend und verständig geübt wurde, nicht mehr wirksam erscheint (— wegen der damaligen Unruhen in Yunnan —) und außer Stand ist eine Rolle zu spielen, welche nun den europäischen Mächten vorbehalten bleibt.

Im nördlichen Indochina ist England berufen, Siamas Nachfolger zu sein; diese Region hat oftmals unruhige Tage gehabt, ist nur allzuhäufig Schauplatz verheerender Kriege gewesen und deshalb scheint sich die Bevölkerung nach gesicherten und geordneten Zuständen. Sie wird sich gern eine Einmischung der Fremden gefallen lassen und hat ja auch schon mehr als einmal um eine solche nachgehrt.“

Aber von Vuang Prabang muß der Einfluß Englands fern gehalten werden, wenn wir Franzosen ihm das Gleichgewicht halten und diejenige Stellung einnehmen wollen, welche wir in Interesse unserer Politik und unseres Handels behaupten müssen: Frankreich darf sich der moralischen und die Civilisation fördernden Aufgabe nicht entschlagen, welche es in Bezug auf die allmähliche Emancipation der so interessanten Bevölkerung des inneren Indochina zu erfüllen hat; es darf nicht außer Acht lassen, daß eine solche Emancipation unbedingt erforderlich ist für freien, ungehinderten Handelsbetrieb und für den Abzug seiner Industriearbeiter. Die Oberherrschaft einer asiatischen Regierung bedeutet allemal Monopol, Trud, Stillstand, während europäische Einwirkung im neunzehnten Jahrhundert Handelsfreiheit bedeuten soll, Fortschritt und Wohlstand.“

Wir wollen hier unsererseits beiläufig als Thatsache hervorheben, daß die großen Erwartungen, welche die Franzosen von ihrer „Colonie“ Cochinchina hegten, sich theilweise erfüllt haben; in ihrer Hauptstadt Saigon stehen sie selber in Bezug auf Handel und Schifffahrt erst in vierter Reihe, hinter Chinesen, Deutschen und Nordamerikanern weit zurück.

Es kam darauf an, den König von Vuang Prabang zu überzeugen, daß wir eines Tages an die Stelle des Kaisers von Annam treten würden, der nun unser Vasall ist, und daß wir die Rechte ausüben würden, welche ihm selber in Vuang Prabang zustehen. Dem Könige mußte begreiflich gemacht werden, daß er sich fortan an den französischen Einfluß zu stützen habe, wenn er sich der Nachbarmächte erwehren wolle; ferner, daß von unserer Seite seine Unabhängigkeit nicht bedroht werde, wohl aber seine politische Stellung an Bedeutung gewinne. Wir würden ihn in keiner Weise bedrängen und ihm doch einen wirksamen Schutz gewähren, nichts verlangen, als daß er dem Handelsverkehr mit dem Süden sich förderlich erwiese und nach dieser Richtung hin die Strafen verheere.“

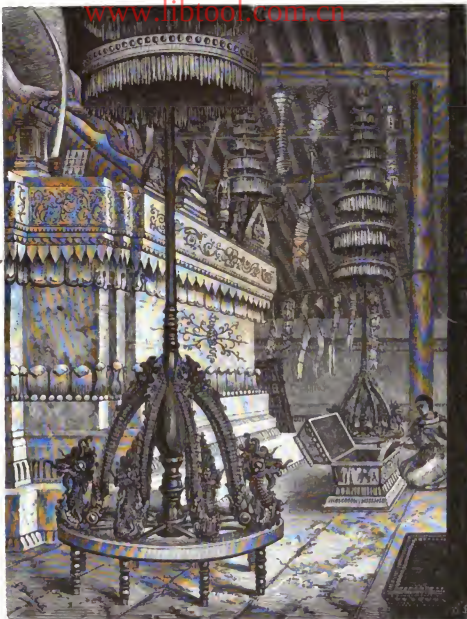
Diese Ansichten entwickelte Garnier; der Commandeur Lagrée erwiderte im Wesentlichen folgendes: „Eine solche moralische Erprobung verlangt, daß man praktisch entworfene Pläne beharrlich ausführe, daß man mit Folgerichtigkeit zu Werke gehe, was (— früher —) die britische Colonialverwaltung zu thun verstanden hat. Die französische Seemacht hat unter der Republik und während des ersten Kaiserreiches schwer gelitten und die Folge war, daß unsere Handelsverbindungen mit überseeischen Gegenden arg gelähmt wurden. Dazu kommt die liberale Centralisation, durch welche alle freie Initiative der Privatleute todgeschlagen wird. Unsere Diplomatie hat sich unfähig gezeigt an die alten Ueberlieferungen, welche einen Prudenz erfahren hatten, wieder anzuknüpfen; sie hat es nicht verstanden einen Kern wohlunterrichteter Männer heranzubilden. Seit einem halben Jahrhundert verstehen unsere Consuls, Geschäftsträger und Colonialgouverneure rein nichts von dem was die Politik Frankreichs erfordern und was sie vermeiden soll. Ueberall leben diese Leute in den Tag hinein; sie haben keine planmäßigen Vorlesse, können demnach auch solche nicht mit jener zähen Ausdauer und mühevollen Ruhe verfolgen, durch welche die Engländer sich kennzeichnen. Die Agenten dieser letzteren haben allwärts großen Ein-

fluß, vielfach üben sie sogar eine Suprematie aus; die französischen dagegen fladern hin und her, nehmen die Dinge auf die leichte Achsel, und werfen heute über den Haufen, was sie gestern gebaut haben. Nur durch gewaltige, ganz unverhältnismäßige Anstrengungen werden wir auch nur geringe Ergebnisse und kleine materielle Vortheile erreichen können."

"Wir werden auf alle Vortheile zu verzichten haben, welche uns das Vortwalten unserer Flagge an den östlichen

Geladen Hinterindiens gewähren könnte, wenn unser Colonialsystem nicht unjassender und vor allen Dingen stetiger wird; wenn wir nicht in dem heillosen Irrthume verharrten, einen Gouverneur oder Diplomaten allemal dann abzuberufen, wenn er sich in die Zustände und Verhältnisse des fremden Landes und Volkes eingelebt hat und nun erst nützlich wirken könnte."

Diesen Betrachtungen haben wir in Hinblick auf die großartige Bedeutung, welche der deutsche Handels- und



Kragenshirm und das Innere einer Pagode bei den Laos.

Schiffahrtverkehr in Ostasien bereits gewonnen hat, hier eine Stelle einräumen wollen. Pagré und Garnier treffen mit den allerdings bitteren Wahrheiten, welche sie ihren Vandalen sagen, das Richtige.

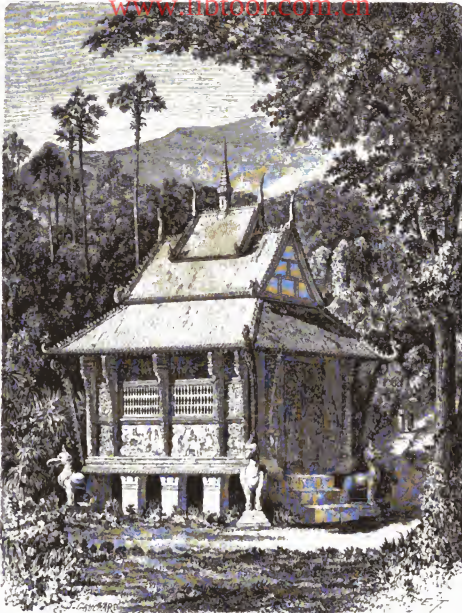
Eine freundliche und zuvorkommende Aufnahme fand die Expedition in Luang Prabang nicht; die Behörden verhielten sich kalt und zurückhaltend. Garnier erklärt sich dieses Mißtrauen aus dem schon früher erwähnten Umstande, daß die Engländer darauf ausgingen, die Wälder am oberen Menam

zu ihrem alleinigen Vortheile auszunutzen. Eben deshalb waren sie, was wir gleichfalls schon früher anführten, mit dem Fürsten von Xieng Mai in Streitigkeit gerathen. In Luang Prabang nun mußte man nicht, welchem Volke die weißen Männer angehörten. Die wissenschaftlichen Zwecke der Expedition begriff man ja nicht und Alles in Allem genommen war einiges Mißtrauen gegen die Fremden wohl gerechtfertigt. Die Regierung wollte zeigen, daß sie doch einigermaßen unabhängig vom französischen Hofe sei und schien

die Papiere, welche die Europäer von dem Letztern als Beglaubigungs- und Geleitbriefe mitgebracht hatten, mit Geringschätzung zu betrachten. Ragée jedoch wagte durch sein würdiges Auftreten und umsichtiges Benehmen allen Argwohn aus dem Wege zu räumen; der König bewilligte Audienz und das bei derselben zu befolgende Ceremoniel wurde dahin vereinbart, daß der König beim Eintreten der Fremden sich erheben sollte; das Gefolge derselben solle bewaffnet im Palast erscheinen dürfen; während der Audienz

sollten die Mitglieder der Expedition auf ihren Stühlen sitzen bleiben.

So geschah es auch, aber der König beobachtete die äußerste Zurückhaltung. Auf alle Complimente, welche Ragée ihm sagte und auf die Fragen nach dem Naturforscher Mouhot, welcher vor sechs Jahren in denselben Räumen Audienz gehabt hatte, antwortete er nur mit elischen einsilbigen Worten, welche dann ein Mandarin des Breitesten mit fast sinnlosen Phrasen verdolmetschte. Die ganze Sache dauerte



Bibliothek einer Pagode in Luang Prabang.

nur kurze Zeit und es blieb nichts übrig als das Weitere ruhig abzuwarten.

Am 2. Mai 1867 ließen sich die Europäer am Südabhange des früher erwähnten Hügel zwischen einigen Pagoden und unter hohen Bäumen drei geräumige Hütten bauen, welche von Arbeitern, die der König lieferte, schon nach zwei Tagen vollkommen hergerichtet waren und einen bequemen Aufenthalt boten. Hinter denselben dehnte sich eine Ebene aus, auf welcher viel Pagoden standen; einige derselben wa-

ren aus abergläubischer Furcht vollständig verlassen worden. Auf dem weiten Ranne standen Grabmäler und Pyramiden zerstreut zwischen hohem Gras, in welchem Kühe und Büffel weideten.

Die meisten Pagoden hatten reiche Verzerrungen und erinnerten an jene von Bien Chan, welche in einem frühern Aufsatze beschrieben worden sind. Eine derselben bot einen eigenthümlichen Anblick dar durch ihre ausgebaute Gestalt, die sich ausnahm wie jene eines Sarges. Die Holzschnitte

reien an den Wänden waren auch hier von bewundernswürdiger Reinheit. Im Innern fand man als Dankopfergabe für erfüllte Gelübde vielerlei zum Theil kostbare Gegenstände: Fächer, gestickte Fahnen, kleine Bronzestatuen, zwei Elefantenzähne von ganz ungewöhnlicher Größe, die von unten bis oben mit originellen Schnitzereien und mit großer Geschicklichkeit vergolbet waren; der größte hatte eine Länge von 1 Meter 85 Centimeter, der kleinere 1 Meter 65 Centimeter.

Außerdem fehlte in diesen Pagoden nichts was der Buddhismus erfordert: Kandel, Bänke für die Priester, Leuchter, Räuchergefäße u. Sehr hübsch nahm sich bei einem dieser Tempel das Bibliothekgebäude aus, von welchem wir (S. 149) eine Illustration geben.

Die Mitglieder der Expedition erfüllten noch eine Ehrenpflicht gegen ihren verstorbenen Landemann Mouhot, welcher unter den Eingeborenen ein gutes Andenken zurückge-



www.libtool.com.cn

Landschaft am oberen Mekong.

lassen hatte. Noch lebte der Hund, welcher als treuer Gefährte ihn auf seinen gefährvollen Wanderungen begleitet hatte. Er wurde von einer Vaoefamilie sorgfältig gepflegt und zeigte den weißen Männern die Jagd; also waren sechs Jahr hinreichend gewesen, alle Erinnerung an die Race verschwinden zu lassen, welcher sein früherer Herr angehörte. Mouhot war am Ufer des Nam Kan begraben worden neben dem Dorfe Van Naphao, das etwa eine deutsche Meile östlich von der Stadt entfernt ist. Vogère wollte diesen verdienten Naturforscher ein Grabdenkmal setzen und dazu bot der König gern seine Hand, denn in

Hinterindien ehrt und achtet man die Todten. Am 10. Mai 1867 wurde das bescheidene Monument eingeweiht.

Allmählig war die Stimmung des Königs und der Behörden eine freundliche geworden und Vogère erhielt Basse, welche ihm auf seiner weiteren Reise im ganzen Gebiete von Kuang Prabang erheblichen Vorjub leisteten *).

*) Mouhot's Reisen von Bangkok durch Siam und die Laosländer bis nach Kuang Prabang sind in Band V und VI des „Ombus“ geschildert worden. — Ueber Vogère's Aufenthalt in Kuang Prabang und seine Wanderung von dort bis Kuang Lim siehe „Ombus“ XXII, S. 305 ff.

Das Volk der Kiffamas in Angola.

Die portugiesische Festung Angola im sogenannten Nieder- oder Unterquinea hat zur Südgrenze den Fluß Coanza; der Quellbezug desselben liegt in etwa 13¹/₂° S. östlich vom Matambogebirge; der Strom läuft anfangs von Süden nach Norden und nimmt dann eine westliche Richtung. An seinen Ufern haben die Portugiesen seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts einige Niederlassungen gegründet und im Innern zur Befähigung des Handels besetzte Stationen, sogenannte Presidios, gebaut. Nach diesen kommen aus den Landschaften Kiffama, Kibolo und Bailando Eisenstein, Wachs, Gummi, Rhinoceroshörner und auch Salz, das in Kiffama das Umlaufmittel ist. Außerdem werden Häute und Perle angeführt.

Kiffama ist ein Bezirk im Innern, jenseits Kibolo Alto, weit nach Osten hin. Von den Portugiesen haben wir nur geringe Kunde über die Bewohner, welche ihres Cannibalismus wegen sehr von ihnen gesücht werden. Um so dankenswerther ist ein Bericht des Schotten Ch. Hamilton, der sie im Jahre 1870 besuchte und genau beobachtet hat.

Als Hamilton in der Nähe von Tondo sich aufhielt, das am rechten Ufer des Coanza liegt (— 9°40' S., 14°15' W. —), erfuhr er, daß zwei mächtige Säuptlinge der Kiffamas am andern Ufer eingetroffen seien. Sie waren weit hergekommen, um bei einem schwarzen Mann in Tondo, der für sehr klug und gerecht galt, sich Rathe zu erholen. Derselbe sollte Schiedsrichter in einer Streitsache sein,

welche sie friedlich auszugleichen wünschten. Während der Nacht, welche sie im Walde blieben, war ihr Lager von Trägern umstellt, die bis zum Morgen wohlriechende Fackeln brannten; der Wind trieb den angenehmen Geruch bis auf die andere Seite des Stromes. Am andern Tag in der Frühe führen die Könige in großen Kaden über den Strom und dabei sang ihre aus stämmigen Kriegern bestehende Begleitung einen wohlklingenden Chor. Beim Vanden zeigten Alle eine sehr würdige Haltung; jeder trug einen Speer. Gegenüber im Walde hielt sich, wie Hamilton ermittelte, eine Kriegergahar verborgen, wohl um nöthigenfalls Hilfe zu bringen.

Der schwarze Mann in Dondo gab nach zwei Tagen sein Gutachten; inzwischen verhandelten die Kijamas Essen, Wein und andere Erzeugnisse ihres Landes, und gaben am dritten Tage dem Schiedsrichter und dessen Freunden ein Festmahl, zu welchem auch Hamilton mit einer Einladung beehrt wurde; ein anderer weißer Mann war nicht zugegen. Sie luden den Schotten ein, sie bei ihrer Heimkehr zu begleiten und dazu gab er gern seine Einwilligung. Die Portugiesen erklärten über diese Zusage und äußerten, sie würden ihn nun wohl niemals wieder zu sehen bekommen. Hamilton jedoch ließ sich nicht irre machen und fand in den Kijamas einen sehr hübschen Menschenstamm. Die meisten haben eine kupferfarbige Haut; die Männer eine durchschnittliche Größe von 5 Fuß 8 Zoll, die Frauen von 5 Fuß. Viele Männer hatten einen argwöhnischen Ausdruck im Gesicht und waren gegen die Fremden auf der Hut. Das erklärt sich, weil die Portugiesen mehrfach Menschenraub getrieben und viele Kijamas fortgeschleppt hatten.

Die meisten Männer haben einen wohlgeformten Kopf mit schmaler aber hoher Stirn; das Haar ist lang und grob, mehr gekräuselt als wollig; aber es giebt manche Ausnahmen von dieser Regel. Wie man bei den Malgachen und auch sonst noch bei anderen Völkern, bei denen schwarzbraune Haut vorwaltet, bemerkt, so kommen auch hier einige Leute vor, deren Haut tiefschwarz ist, das Haar wollig, die Nase breit; dadurch und wegen der dicken Lippen gleichen sie dem typischen Neger. So ist es auch bei den Kijamas. Hamilton bemerkt ausdrücklich, daß er in Farbe und in der ganzen Erscheinung vieleache Verschiedenheit fand. Viele hatten große, römische Adernasen, aber die meisten breite Nasen und dicke Lippen; großes Kinn mit spärlichem Kinn- und Schnauzbart; nur bei wenigen sah er etwas Vadenbart; aber Haar auf der Brust hatten die meisten und die glatte penis war von enormer Stärke.

Die Kijamas halten auf Keinschickheit und reiben die Haut mit Palmöl ein, welchem sie manchmal rothen Oer zusetzen: sie sehen dann glatt und glänzend aus und erinnern an die Kassara. Die Weine sind wohl gebildet, der Brustelbau ist kräftig, der Gang leicht und behende. Viele bringen es zu einem hohen Alter.

Unter diesem Volke giebt es noch Cannibalen, weiter nach dem Innern hin; bei benachbarten Kijamas, welche am Goanza und in dessen Nähe wohnen, kommt das Menschenfressen nur selten vor. Die wenigen Anthropophagen, mit welchen Hamilton in Verührung kam, sahen hübsch und ungesund aus und hatten auch nicht den behenden Gang wie die übrigen. (—Weßhalb das, wird von Hamilton nicht gesagt und die Angabe scheint sehr zweifelhaft; bei anderen Cannibalen in Afrika ist dergleichen nicht beobachtet worden, und auf keinen Fall ist Menschenfleisch ungesund. —)

Wer unter den Cannibalen seine Schanden nicht bezahlen kann oder wer ein Verbrechen begangen hat, wird ohne Weiteres getödtet und verzehrt. In neuerer Zeit kommt es aber vor, daß „die Angestrichenen“ dem Verbrecher die

Wahl lassen, ob er sterben oder als Sklav an die Portugiesen verkauft werden wolle; in der Regel zieht er den Tod vor, denn die Portugiesen sind außerordentlich veracht.

Das Verfehren mit einem Verbrecher, der nicht gestraft werden soll, ist sehr einfach; man giebt ihm Gift, das seinem Leben rasch ein Ende macht. Andere werden in einen am Baumrinde verfertigten Sad gesteckt und in den Strom geworfen, zum Strafe für die zahlriden Mlligatoren. Wer ankerloren wird um das Fleisch zu einem ledern Mahle zu liefern, ist in der Regel ein wohlhabender Mann, der eine kaiserliche Familie hat; er gilt dann für einen Feind und Habe und Familie werden confiscirt.

Die Kijamas haben große Anhänglichkeit an ihr Land, sie sind sehr tapfer und furchtlos und deshalb ist es den Portugiesen nie gelungen sie zu unterwerfen. Livingstone, der allerdings nicht in ihr Gebiet kam, weiß jedoch Folgendes. Als die Portugiesen bis in ihre Wälder eindringen, zapfen die Kijamas alle Basserwurzeln ab, welche sie im Innern der riesigen Paobabäume haben; diese dienen ihnen als Giftern; der Feind mußte dann aus Mangel an Wasser sich zurückziehen.

Vor Hamilton war noch kein weißer Mann im Land gewesen; viele Eingeborene kannten ihn an und besonders fiel ihnen der Goldbart an, welchem sie herumzapfen um zu sehen ob derselbe wirklich aus der Haut herausgewachsen sei. Der weiße Mann wurde von ihnen als „Bruder des Allmächtigen“ bezeichnet.

Das Volk erzählt von Seiten der Hänglinge keinen Trud. Bei Krieg scharen sich Alle um, den Hängling und am Gesichte, so sagt man, nehmen auch die Frauen Theil. Diese sind sehr edelmüthig gestaltet und viele sehen recht hübsch aus. Das Haar hängt bis an die Ohren herab, und ist am Ende mit Bäumen und kleinen Thonkugeln verziert; manche tragen auch Schind um ihre Kopf und Antlitz sind runder wie bei den Männern, die schwarzen, stehenden Augen haben einen wunderbaren Glanz; bei jungen Mädchen sind die noch nicht durchbohrten Ohren außerordentlich klein. Die Kleidung besteht aus Streifen von Baumrinde und ist ein nur kurzer Umhang, der noch nicht bis zur Hälfte des Dickbeins reicht. Die Kijamas mögen aus daß gegen die Portugiesen kein baumwollenes Zeug tragen; auch die Sandalen werden aus Baumrinde verfertigt; wohlhabende Frauen hängen Goldbänder um.

Beim Herannahen der Geburt verläßt die Frau ihre Wohnung und geht in den Wald; dort bleibt sie ganz allein, entbindet sich selber und kehrt dann zurück; das Kind aber bleibt noch eine Weile verstreut und Niemand erzählt, wo sich dasselbe befindet, auch fragt danach Keiner. Hat sie eine Neßgeburt gehabt oder ist das Kind todt zur Welt gekommen, dann entsetzt sie, denn wenn man ihrer habhaft würde, müßte sie Gift nehmen.

Hamilton will Einweiber bei ihnen gefunden haben, was bei einem schwarzen afrikanischen Volk eine bemerkenswerthe Ausnahme von der Regel bilden würde. Sie heirathen im zwanzigsten Jahr und haben viele Kinder. Verheirathete Leute sind äußerst selten.

Die großen aus Gras geflochtenen Körbe werden von den Frauen auf dem Rücken getragen an einem Streifen, der über die Stirn geht; dieser ist mit Bäumen von Leoparden, Hyänen und anderen Thieren geschmückt. Mit den Kindern wird in eigenthümlicher Weise verfahren. — Man bringt sie Morgens aus den verschiedenen zerstreut liegenden Hütten an einen bestimmten Platz, wo sie bis zum Abend unter der Aufsicht und Pflege einer alten Frau bleiben; wir finden also dort eine eigentliche Kleinkinderbewahranstalt. Die Alte stützt die Kleinen mit Palmöl und Bier

genmüth. Die Mütter haben bei ihren Arbeiten auf dem Felde das Knie, welches noch nicht gehen kann, in einer Art von Beutel auf dem Rücken. Die Anzahl der Frauen im Vergleich zu jener der Männer nur gering; dies erklärt sich wohl aus der Thatsache, daß früher gleich nach der Geburt Mädchen getödtet wurden, wie ja das auch bei Völkern in Indien und Australien geschieht.

Die Mütter gleichen jenen der Kaffern; der Boden wird mit Matten aus geflochtenem Gras belegt; bei manchen Wohnungen verwendet man auch Flechtwerk, das mit Rehm beworfen wird. Die Frauen klettern sehr behende an den Palmen hinauf, um dieselben auszusapfen und den Saft zu gewinnen, der fast wie Mielch schmeckt.

Der Boden ist fruchtbar und liefert Maniol, Erdnüsse u. Palmöl ist Handelswaare. Die Portugiesen schickten ihre Verbrechen an den Goaza, wo dieselben dann allerlei Schandtthaten verübten, und die Schwarzen aus deren eigenen Mitten stehlen, um sie als Sklaven zu verkaufen; deshalb sind dort so unsichere Zustände, während die Kiffamas durch solche Völkerverkehr nicht heimgesucht werden. Sie gewinnen Wachs in Menge, das in den Factorien Donbo und Waslangano gern gekauft wird; der Honig aber enthält giftige Bestandtheile und verursacht Durchfall, dem sehr schwer zu steuern ist. Auch Salz, das in Krystallklumpen nach Angola kommt, ist ein wichtiger Handelsartikel.

Der Kiffama liebt Tanz und Gesang; er ist stolz und blickt hochmüthig auf andere Völker herab; einen Ambonda z. B. würdigt er seines Wortes, weil dieser unter portugiesischer Vormüßigkeit steht; nicht einmal Handel treiben mag er mit ihm.

Hamilton durfte bei einem nächtlichen Feste zugegen sein, das bei Vollmond stattfand. Der Platz war durch Fackeln beleuchtet, und der weiße Mann saß zwischen dem Häuptling und dem ersten Wüthenträger; vor ihnen standen Gefolge mit Palmwein. Sofort trat eine Anzahl kräftig gebauter Männer vor; sie trugen weiter nichts als ein Thierfell, das über die Schultern herabhängt; einige hatten alte Schiefgewehre, oder Bogen oder Speere; an den letzteren war der Schaft mit Schnitzereien versehen, welche Menschen und Thiere darstellten. Nun ging ein Mann in die Mitte der Tänzer; auf Haupt und Schultern trug er den Kopf eines jungen Elephanten. Das will ungefähr so viel besagen wie in Europa ein Orden, gilt als Auszeichnung und bedeutet, daß der Mann ein tüchtiger Elephantenjäger sei, welcher dem Häuptling Elfenbein abgeliefert hatte. Andere Männer trugen in ähnlicher Weise Köpfe von Löwen, Hyänen und anderen Thieren.

Die Frauen waren im buchstäblichen Sinne des Wortes Splitternackt, die weissen hatten eine Art von Züher, auf welcher sie zum Tanze spielten; je zu viereu saßen sie in Gruppen da. Hamilton sah hier gar keine Kinder, hörte aber dann und wann Schreien. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung fand er dann, daß sämtliche Kinder, groß und klein, in langen Reichen an Balken hingen, genau so befestigt,

als ob sie auf dem Rücken der Mutter getragen würden. Ein halb erwachsenes Mädchen trug eine Kalebasse mit Futter; dieses bestand aus Palmöl, Maniol und Mielch, die einen Brei bildeten; von diesem wurde jedem der hängenden Pflanzennis ein Köfel voll in den Mund gestopft. Vier Sklaven standen als Wächter da, um wilde Thiere zu verschrecken.

Die Kiffamas nehmen den Schnupstab, welchen sie sehr lieben, vermittelt eines kleinen Köfels von Holz oder Elfenbein, rauchen auch sehr gern. Aber einem Fremden bezeugt, nimmt ihm ohne Weiteres die Pfeife aus dem Munde, langt sie so lange das Gespräch dauert und nach Beendigung desselben stopft er sie seinerseits und giebt sie dem Andern zurück.

Die Fetischdoctoren stehen in großem Ansehen, werden aber bei Weitem nicht so gefürchtet, wie bei den Kaffern. Sie geben sich Mühe recht weit auszusuchen, tragen allerlei Fetischsam am Hals; auf der Brust hängt eine Kutsche, deren Deckel aus einem in Holz geschnittenen Menschentopfe besteht. In derselben werden Arzneien aufbewahrt. Wenn der Kranke Medicin genommen hat, speiet ihm der Doctor noch Speichel in den Mund; dann ist die Wirkung sicherer. Hier ist also dieselbe Praxis, welche auch die Kafferndoctoren befolgen.

Der Neger glaubt, daß er vermittelt seines Fetichs das höhere Wesen, die „Gottheit“, controliren und zwingen könne. Hamilton behauptet, daß die Kiffamas an ein „höchstes Wesen“ glauben.

Drei junge Mädchen bildeten sich ein, daß sie zu viel Blut hätten und wandten sich an einen Doctor, damit dieser sie erleichtere. Dieser nahm einen Arm, stellte sich lange als ob er gar keine richtige Ader ansiehend machen könne, entdeckte aber endlich eine solche und ließ viel Blut ab. Darüber waren die Mädchen hoch erfreut, denn nun hatten sie ja ihrem Fetisch Genüge gethan! Es ist allgemein bräunlich, daß die Frauen gleich nach der Ummarmung mit Männern sich Blut ablassen; sie bilden sich ein, daß sie dadurch fruchtbar werden.

Die Angehörigen und Freunde eines Verstorbenen versammeln sich, um auf dem Grabe zu tanzen, zu trinken und zu wehklagen. Es ist das eine Art Widwid, denn Jeder bringt das was er trinkt mit. Dieses Todtenfest dauert acht Tage lang und es geht dabei sehr wild und lärmend zu.

Es kommt ein Fremder, ein Reisender ins Land, wenn die Felder einen guten Ertrag versprechen und auch sonst Alles nach Wunsch geht und steht. Dann wird er als Fetisch angesehen und demgemäß mit Auszeichnung behandelt. Sollten aber die Ernten schlecht ausfallen und Mangel eintreten, — dann wehe ihm, wenn er sich nicht in aller Eile fortbeigt, denn an dem Wüßelgefiel ist ja dann er schuld!

Die Mittheilungen Hamilton's sind eigentlich nur Notizen und geben kein Bild von dem Volke der Kiffamas, sie haben aber doch einigen Werth, weil wir über dasselbe bisher nur dürftige Kunde hatten.

Eine Pilgerfahrt nach der Gypsgrotte Amarnath in Kaschmir.

Die Wallfahrten bei den Hindos haben vielfache Ähnlichkeit mit denen, welche in Europa von den Untergeordneten der vaticanischen Priesterkirche z. B. in Frankreich, namentlich in der jüngsten Zeit, so häufig veranstaltet worden sind.

Gegenstand und Form sind in mancher Hinsicht verschieden, aber die Superstition ist im Allgemeinen dieselbe. Das Christenthum der Urzeit weiß nichts von Wallfahrten; diese kamen erst in Schwang als die Priesterschaft sich eine Herr-

schaft anmaße, an die Stelle des Evangeliums eine Theologie mit Dogmen aller Art trat, und eine geistliche Hierarchie sich gebildet hatte. Durch sie ist dann der Feindschaft ins Leben gerufen worden, an welchem so viele Millionen Menschen hängen, deren Denkfähigkeit durch Einprägen von zum Theil geradezu ungeschwerlichen Superstitionen brach gelegt worden ist.

Die Wallfahrten der Hindu bieten dem Europäer ein buntes, ihm fremdartiges Schauspiel dar und viele der sogenannten heiligen Schweine oder Stätten liegen an schwer zugänglichen Punkten, zu welchen die Pilger nur mit Mühe und Anstrengung gelangen; auch die Grotte von Amarnath ist schwer zugänglich. Sie liegt in Kaschmir, an der Südseite des Himalaya. Wer von der Hauptstadt Srinagar aus sie besuchen will, fährt zu Wasser die Jhelam ab und wandert von dort zu Fuß durch mehrere Thäler, die in den unteren Gegenden grün bewachsen und leicht gangbar sind, aber je höher aufwärts eine wilden, rauhen Anblick gewähren und in welchen die pfablosen, oft sehr steilen Höhen sehr beschwerlich werden.

Ein Hindu, mit welchem unser europäischer Berichterstatter reiste, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, wo möglich alle heiligen Pilgerstätten in ganz Indien vom Himalaya im Norden bis zum Cap Komorin im Süden zu besuchen, insbesondere aber die neun, welche mit Nath, d. h. Herr, bezeichnet werden. Dahin gehören Dabrinath, Rebarnath, Schagaganath, Dwarsikanath u. und dann auch das Heiligtum Sima's Amarnath. Dieses steht in großem Ansehen, denn unser Europäer (welcher in Calcutta Christian Intelligencer's seine Wanderung geschildert hat) fand in den Pilgerabtheilungen, mit welchen er in Berührung kam, Leute die aus weit entfernten Gegenden kamen, z. B. aus Bombay und Sind, von Calcutta, Venares, Allahabad, Mattra, Soro am Ganges und aus dem Persischab. Unter ihnen befanden sich nicht viele Leute von Stand oder Vermögen; nur etwa ein Dutzend solcher hatten die Mittel, auf den letzten drei Stationen, welche sehr schwierig zu erklimmen sind, sich von Kulis in einem Dschonpon, einer Art Sänfte, tragen zu lassen. Das hat auch der Sohn des Maharadscha von Kaschmir, für welchen im Voraus einige der schwierigsten Stellen geordnet worden waren; für ihn hatte man auch Lebensmittel bereit und war so freundlich, den Europäern für Geld und gute Worte davon einiges zu lassen. Damit die Pilger sich sättigen und erwidern konnten, brachten Kulis aus dem Unterlande Holz, Milch, süßliche Butter (Ghi) und Wehl. Auch auf den grabbewachsenen Abhängen, welche bis an die nackten Felsmassen und bis an die Gletscher hinaufreichen, roaten keine Thiere zu sehen, außer dann und wann ein Murmeltier oder ein Vogel, und einmal ließ sich ein Steinbock blicken.

Der Prinz von Kaschmir eröffnete den Zug, aber nicht vor ihm gingen heilige Männer: Sabhas, Yogis, Sanjasi und andere religiöse, mißgünstigerse Fanatiker. „Selten habe ich eine so elendeste widerwärtige Classe beisammen gesehen.“

Der Darshan oder das Angesicht der Gottheit, nach welcher der Pilger sich beugt, ist sinnlich und lächerlich, Mißleid erregend aber der Anblick alter Männer und Frauen, welche unter Lebensgefahr mit wankenden Knien und schlotternden Füßen an den jähen Abhängen hinaufklettern und häufig matt und erschöpft zu Boden fallen und liegen bleiben. „Ich fragte einen Alten, der lauchend auf einem Steine saß, weshalb er sich so sehr anstrengt, er könne ja seinen Gott, welchen er ja wohl im Herzen trage, auch in seiner Heimath im Unterlande haben. Das, so lautete seine Antwort, könne er allerdings, aber durch die beschwerliche All-

seine Kräfte anstrengende Wanderung werde sein Verdienst um so größer und seine Anbetung dem Gotte viel lieber, als wenn er denselben im Unterlande besähe.“

Von den Gletschern stürzte ein schneidender kalter Wind herab; im Sonnenschein glitzerten die gewaltigen Eismassen; die letzte Wegstunde mußte über ein Schneefeld zurückgelegt werden und endlich war die heilige Höhle erreicht. Sie ist ein offenes Loch im Gypsgefelle. „Das Sehen“, der Darshan, besteht aus drei Gegenständen; erstens einem verformten schwarzen Stier Sima's; zweitens einem großen, kristallklaren Eisebloß von etwa 7 Fuß Länge und 2 Fuß Breite und 2 Fuß Dicke; über denselben ist ein Teppich gebreitet und auf diesen legen die Pilger ihre Diengaben, denn umsonst hat man, wie überall, so auch hier an dieser heiligen Stätte nichts; die Andacht kostet Geld. Insgemein streichen die Geistlichen dasfelbe ein, hier aber theilen sich der Maharadscha, die Panditen und die Yogis in dem, was der Bahn spendet; auch werden davon noch insbesondere die Yogis gestillt, welche das Heiligtum bewachen. Alle diese in gelbe Lumpen geküllten, mit Stride beschmierten frommen Taugenichtse setzen sich zum Essen in einen Kreis; die Andächtigen sehen zu. Drittens sieht man im Gyps eine Anzahl von Löchern. Jede Pilgerpartie, welche aus der Höhle hinausgeht, schreit laut: Amarnath Dschis! Was! Man nimmt an, daß alsdann eine Taube aus einem der Löcher herausfliege und das gilt dann für den Gipfelpunkt des Darshan, als eine Offenbarung der Gottheit. Aber sogar unter der Menge der Frommen gab es einige Zweifler an der unschätzbaren Rechtsmäßigkeit, Kaper; denn als der Reisende fragte, worin denn nun eigentlich der Darshan bestehe, sagten sie: „Derfelbe hat eine Gestalt, von welcher nur unsere Seele einen Eindruck gewinnt, den aber Andere nicht verstehen und begreifen.“ Also der schwarze Stier, der Eisebloß und die Taubenlöcher waren nicht das eigentliche Gottesangezicht.

Gegen Mittag zog der Sohn des Maharadscha heran und ihm folgten ganze Schaaren von Pilgern, die man von der Höhe herab übersehen konnte. Es waren ihrer nicht weniger als siebentaufend, zumeist aus Kaschmir und dem Persischab. Sie schlugen ihre Zelte auf und am Abend loberten unzählige Feuer vor den Zelten. Die Leute aus dem indischen Tieflande litten sehr durch die Kälte; mehrere, schon durch die Wanderung arg mitgenommenen, ließen Leib und Knochen bei der heiligen Stätte.

Mit der Sonne brach der große Tag des Darshan an, an welchem strenge Vorschriften befolgt werden müssen, wozu der Pilger nicht alles Punga, Verdienst, verloren geben soll. Er muß einen steilen Abhang hinauf und einen andern hinab klettern, und auf der Rückwanderung zunächst auf einem bestimmten Wege gehen, der äußerst beschwerlich ist. Der Reisende, welcher einen indischen Art und einen Vornath von Brilmitteln mitgenommen hatte, konnte unterwegs vielen der heimziehenden Wallfahrer Hülfe leisten. Es hatte stark zu regnen angefangen und die Wege waren schlüpfrig; die ohnehin abgematteten Menschen mußten durch tiefen Schlamm waten. Manche fragten, was die Europäer vom Antik dächten, d. h. von der sogenannten Erlösung. Ein Pandit, welcher das Abgehen der Sima's trug, hatte ein Buch des Wifionand's Pädger gelesen und bat um ein Exemplar der Evangelien und der Psalmen. Der Reisende überließ ihm ein persisches Exemplar der Evangelien und ließ sich dafür einen Schilling bezahlen. Weiter obwärts, wo Wallnagel und Distelbäume standen, lagerten sich die Pilger und der Reisende bemühte sich, ihnen christliche Ansichten beizubringen. Die meisten schienen den Brahminen anzugehören und Sima'serfrer zu sein; manche waren sehr wohl unterrichtet

Panditen; die Sannyas und Jogis dagegen waren nichtsnutzige Gesindel, großmüthige Gefellen, die sich unablässig ihrer Armuth und Keuschheit rühmten, fortwährend berauscht waren, weil sie Bhanga (Hans) tranken; ihr ganzes Leben, so riefen sie, sei ein stetes Bhanga, d. h. Gebet und Lob der Gottheit. Keum einer dieser Jogis konnte lesen. Um mit Paulus zu reden, sie waren faule Bäume, wie die Kreier. Sie treiben sich stets im Lande als Bettler der jubringlichen Art umher.

Es giebt jedoch als Ausnahmen unter den Jogis einige untermüthige Leute. Der europäische Reisende, welcher sich mit dem Bekehrungsgeschäft befaßte, wurde vor Bahren eines Tages von einem solchen frommen Bogabunden besucht, der soß nach ging; er hatte sich Leib und Gesicht mit Oler und Zinnoberr beschmiert und das Haar hing in schlangenartigen Zotten auf seine Schultern herab, aber dieser Mann war wohl belesen und stand in gutem Rufe. Er verlangte Tractätklein, mit denen er dann bis weit in das Maharattenland hausiren ging und aus welchen er den Leuten etwas vorlas. Unter den Amarnathpilgern war auch einer, der unterwegs in den Tractätklein las, welche der Reisende und dessen weiße Gefährten ihm gegeben hatten.

Eine auffallende Erscheinung unter den Wallfahrern bildete eine Sannyasin, eine schon ältliche Frau, welche in ganz bewundernswürdiger Weise in den heiligen Büchern ihres Volkes, in den Schriften des Stifter's Ranet und im Granth belesen war; dieses letztere kann man als eine Art Bibel des Ranetismus ansehen. Sie war höhern Standes, benahm sich mit würdevollem Anstand, wurde von Allen mit Ehrerbietung behandelt, und ciirte an passenden Stellen Ansprüche aus den heiligen Schriften. Gleich den übrigen Pilgern ging sie zu Fuß und ließ sich einige Evangelien geben. Auch mit Sonnenverehrern kam der Europäer in Berührung; er hielt denselben eine Predigt über den neunzehnten Psalm, als gerade die Sonne hinter einem Gewölbe herabtrat; er ciirte dann auch Stellen aus Ranet's Schriften. Als Ranet in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts seine Lehre verkündete, spielten in der religiösen Bewegung die Frauen eine wichtige Rolle und ein Gleiches ist auch heute der Fall im Ruti, der gegenwärtigen Reformbewegung im Sannyasismus.

Als der Europäer von Selamabad nach Erinagar zurückging, besuchte er unterwegs bei Achmalam ein Biharet, d. h. einen mohammedanischen Wallfahrtsort. Dort

befindet sich das Grab eines Bihri, d. h. Heiligen, am Eingang einer weit in das Gestein reichenden Höhle. Auf dem Hügel über derselben steht eine Anzahl hübscher Gebäude und man hat von dort einen Ausblick auf das liebliche Thal. Die Heiligenverehrung geht in jenem Theile Kaschmirs, in Sinbh und in Wulstan nicht minder stark im Schwange wie in dem vaticanischen Frankreich und der Wunderglaube ist dort fast eben so dick. Da waren Hunderte von Leuten, deren jeder einen Dahn als Opfergabe trug. Sie wollten durch Dargischenkunft des todtten Heiligen, der ihnen für einen „Mittler“ galt, irgend eine Gnade oder Gemüthe vom Himmel ersuchen lassen. Aber bei Reibeten war der Bihri auch ein Heiliger, der mit allen Heiligen des semitischen Vorderasiens und auch derer, die bei vielen Europäern etwas gelten, dreist die Concurrenz bestehen konnte. Hat er doch in vollen zwölf Jahren gar keine Episke zu sich genommen; nur ein einziges Mal hat er einige Baumblätter und wie König Nebuladnegar ein wenig Gras gefressen; die Grabwächter wissen aber solche Wunder eindringliche Reden zu halten. Zwölf alte Mulajim sind Grabwächter; sie saßen unbeweglich wie Bildsäulen. Der Bekehrungsagent, unser Europäer, erzählt uns, daß er sie von der „Wahrheit“ habe überzeugen wollen. Anfangs hätten sie ihn ruhig predigen lassen so viel er nur wollte, als ihnen aber die Sache zu langweilig erschien, wurden sie ärgerlich und ließen ihn allein; er hatte die biederen Mulajim sehr unbefugter und jubringlicher Weise um ihre träge Ruhe gebracht.

Die letzten Ceremonien der Pilgerfahrt finden in Mattan statt, einer großen, von Brahminen und Panditen bewohnten Ortschaft in reizender Lage. Die Panditen haben etwa ein halbes Duzend Häuser inne und unterhalten einige große Schulen. Das Wort Mattan ist verberbt aus Maratand, einer Sanstrirbezeichnung für Sonne. Dieser ist ein großer, vormalig sehr glänzender Tempel geweiht; derselbe liegt eine kleine Stunde Wegs vom Orte entfernt und war ursprünglich buddhistisch. Er gleicht in seiner Bauart genau auberen nun in Verfall gerathenen Tempeln, z. B. dem zu Antipur, dieser alten vormaligen Hauptstadt Kaschmirs. Die griechische Götterlehre hat unter den baltrisch-griechischen Königen auf die Verbreitung des Buddhismus bis ins Dethan hinein Einfluß geübt. Da aber derselbe seit nun schon so langer Zeit aus Indien verdrängt worden ist, kennen die Hindus in jenen nördlichen Gegenden kaum noch den Namen Buddha oder Gautama.

Schilderungen aus der brasilianischen Provinz San Paulo.

Von Dr. Karl Rath *).

1. Ein Regenschall und Erkarrung auf der Serra do Mar.

Am linken Ufer eines kleinen reizenden jedoch schnell durch Nebenwälder breiter werdenden Baches, der aber bei 2000 Fuß Länge schon zum Fluße angewachsen war, zogen

*) Im Jahr 1844 oder 1845 besuchte mich in Köln ein Mann aus Schwaben, der die Abicht hatte, zu geologischen Zwecken nach Brasilien zu reisen, unter, wenn ich mich recht erinnere, speciell die vorliegenden Mattanzen im Interesse der Christlichen Beseitigung zu untersuchen. Wir unterhielten uns lebhaft über die Verhältnisse des südamerikanischen Kaiserreichs, und als Herr Karl Rath Abschied nahm,

wir auf dem Rücken der Anhöhe unserer Pilze, als plötzlich ein so starker und kalter Regen fiel, der uns alle, ohne Ausnahme, erscharrte! — Wir standen zitternd, feiß, zähneklappernd, wo wir eben eine kleine Anhöhe herausgemessen wollten, mit den Werkzeugen in der Hand, wie verzaubert. Glücklicherweise hatte ich schon von diesem, hier an der

sagte er: „Ich schreibe Ihnen ganz bestimmt; Sie werden schon von mir hören.“

Selbst ist mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen, aber Herr Rath hat doch sein Wort gehalten. Da war angenehm überrascht als ich vor einiger Zeit schriftliche Mittheilungen von ihm aus der Stadt San Paulo erhielt. Dort, wo die Deutschen einen

Serra do Mar vorkommenden Phänomenen gehört, und zwar, daß, wenn der Zustand anbauert, alle erstarren und sterben und daß nur ein starker Wille oder Hilfe von Außen durch einen Niederstürzen, der den Erstarrenen vorwärts bewegt, ihn zum Leben bringt u., noch Rettung möglich sei. (Ich glaubte dieser Erzählung aber nur zur Falsche, nun sollte ich es ganz erfahren, was wahr daran sei.)

Ein Herr einer Truppe von Maulthieren, die beladen die Serra do Mar bei dem Zollhause bei Cunha passirt war, gerieth in diesen Zustand der Erstarrung (Erstieren auf nassem Wege, hier ontanguido genannt). Sein Knecht, der eine Truppe Maulthiere nachtrieb, sah seinen Herrn in diesem Zustande, ergriß sogleich seine Peitsche, um dieselbe als unfehlbares Remedio zu appliciren, wie dies hier als einziges Rettungsmittel nebst Brannntwein angewendet zu werden pflegt. Der Herr, durch die kräftigen Peitschenhiebe seines einzigen Sklaven erweckt und ermuntert, konnte seine Peitsche fortsetzen, sprach aber kein Wort des Dankes u. gegen seinen Sklaven aus. Wenige Tage nach seiner Nachhausekunft sah sich der getreue Sklave an einem andern Herrn verkauft; da jener Herr es unerträglich fand, daß einer seiner Sklaven sagen konnte: Ich habe den Herrn ausgehauen!

Die einzigen ungehörten Functionen in diesem gefährlichen Zustande sind das Fendvermögen, das Gesicht und Gehör, allein auch diese blühen nicht gar zu lange anhalten, es kommt eine Schlafsucht. Nach langen vergeblichen Anstrengungen, mich vom Wägel zu bewegen und sich selbst überlassen Menschen ohne Energie und Willenskraft beizubringen (d. h. beizutreiben), gelang es mir, mich einem, mir auf 10 Schritte gegenüberstehenden Cameraden, der das Brannntweinhorn um die Schultern hängen hatte, zu nähern; es erfolgte ein Akt mit Pantomimengeleitung, da nicht gesprochen werden konnte, der unter anderen Umständen den Vordreiz auf das Höchste hätte steigern können. Mit unsäglich Mühe erhob ich steif das Horn des steifern Trägers, zog den Pfropfen mit den Nägeln aus, erhob das Mundstück zum Munde des Erstarrenen, der nur Leben durch die Augen zeigte; jedoch nur mit Mühe trant er einen Schluck daraus, als er rückwärts taumelte und mich fast zu Boden riß, sowie ein Theil des Zuckersbrannntweins sich verschüttete. Allein ich wurde wärmer, gelenkiger, zog ihm das Horn ab, trant etwas daraus, während aller Uebrigen Augen mit Sehnsucht und heissem Verlangen dem Horne der Rettung entgegenzusehen. — Es war mir möglich, langsam diese Sehnsucht zu befriedigen und in kurzer Zeit meine Leute wieder in Bewegung zu setzen.

Nun trieb ich mit aller Hast zum Weitermarsch, zur Bewegung, um warm zu werden, denn auf den eisigen folgte

Berein „Germania“ gegründet haben, lebt er als Staatsgeolog und Ingenieur der Provinz, hält als Professor naturwissenschaftliche Vorträge, hat die ganze Provinz sorgfältig bereist, Höhenmessungen vorgenommen, Straßen gebaut und überhaupt eine sehr erprießliche Wissenschaft auch als Fachschriftsteller beübt. Noch jetzt, obwohl ein harter Eisenknecht, ist er wehmuth und jugendlich, und es sei mir erlaubt, ihm auf diesem Wege einen Glückwunsch zu sagen über ein so blühendes Alter.

Die Mittheilungen für den „Globus“ beziehen zunächst in einem Tagebuche über eine Reise in der Serra do Mar, der Küstenteile von San Paulo; das Manuscript ist zu unregelmäßig und von zu speciellem Inhalt, als daß wir dasselbe unkorrigirt geben könnten; wir müssen uns mit einigen Bruststücken begnügen. Das zweite Manuscript enthält eine Abhandlung über die in hohem Grade merkwürdigen Ruchschängel, die Sambaracura, an der Küste der Provinz San Paulo; dieselben sind von Herrn Rath sorgfältig untersucht worden; er hat dem Text über diese Wesen, welche mit hohem Stillsitzen überdeckt sind, auf dem ein hoher Umriss steht, vorertheide, ungemien sorgfältig gezeichnete Zeichnungen beigegeben, die wir seiner Zeit benutzen werden.

ein ganz warmer Regen. Natürlich hatten wir längst keinen trocknen Faden mehr am Leibe.

Gegen Mittag hatten wir das gleiche unglückliche Schicksal zu erfahren, denn ich aber schon bei Zeiten so viel als möglich mit dem probaten Mittel abzuheilen suchte und auch, Gott sei Dank, abhalf.

2. Zusammentreffen mit einer Unge. Ueber-schwemmung und Noth.

Als wir schweigend einen Graßhügel am Rio de Villos, d. h. Fluß der Stampfmühle, erstiegen, und sein hinteres Ende erreichten, sahen wir am Abhange vor uns, ganz ruhig, eine sehr schöne Unge lang ausgekrocht, mit den Resten einiger Knochen zwischen den Vorderbeinen spielend.

Hier erlebte ich ein Schauspiel, was mir bis heute unerklärlich geblieben. — Wir alle standen fast in einer Reihe, langsam ankommend, haltend, das Gewehr zu Fuß nehmend, ruhig dieser Unge zusehend, ohne daß es einem von uns einfiel, reden oder schreien zu wollen, aber auch eben so wenig Gefahr ahnend und an Vertheigung denkend. Wir sahen zu, als ob die Unge ein jähmer Dauschhund wäre, denn sie lag nur 15 bis 20 Schritte von uns; mit einem Sprunge konnte sie uns erreichen und einen oder den andern zu Boden reißen.

Wir waren meist mit Doppelgewehr, Messer, Pistolen, Walbhippen und Äxten bewaffnet. Keine Hand griff zur Vertheigungswaffe, kein Mund öffnete sich.

Die Unge ihrerseits schien eben so wenig uns zu scheuen, sie knurrte leicht hin, ließ, mit scheeltem Blick auf uns, langsam die Knochen fallen, stand auf, schüttelte sich und betrachtend, und entfernte sich langsam über den Wallgraben in das Dickicht.

Erst jetzt wurde der Ruf gehört: „Warum schießt ihr nicht?“ Ein allgemeines Gelächter war die Antwort, und jetzt erklärte jeder von uns: „Mein Gewehr geht doch nicht los! Meins auch nicht!“ Hier war kein Muth und keine Furcht, sondern eine Apatie zu beobachten.

Bei näherer Beschäftigung sahen wir, daß die Unge unsere Hände ganz in unserer Nähe verzehrt hatte. Die eiserne Koppel lag am Boden, die Knochen waren von den Hunden.

Endlich erreichten wir die Pflanzungen und um Mittag die Fazenda, Cubatao de cima, selbst.

Der dortige Aufseher, als Capataz wird ein solcher bezeichnet, ein Mulatte von guten Manieren, kam uns schon von fern entgegen und fragte nach mir, da ich in nichts von den andern zu unterscheiden war. Wir waren alle so ziemlich gleich gerissen, zerklümpert, naht und voller Male und Wunden im Gesicht und an den nackten Armen und Beinen; denn die Aermel sowie die Händelriemen waren abgerissen, letztere bis auf die Fäuste der Schenkel; ja, Einige wären ganz nackt angekommen, hätten nicht ich und mein Diener Franzisco Ferreira unsere mitgenommenen Kleider alle unter sie vertheilt. Alles war durch die ewige Kasse, Tag und Nacht, verkauft und durch Dornen, Gesträuch und Weiden gerissen. Die Feuerwaffen waren gänzlich unbrauchbar und dicht verrostet, nur mein unter der Jagdtasche eingewickelt gewesenes Pistol hatte sich conservirt und war wie die Erfahrung lehrte wider mein Erwartungsfähig geblieben.

Während der ganzen Reise hatten wir nur eine Unge, einen Tapir und eine schwarze Schlange zu Gesicht bekommen; Vögel waren während dieser Zeit weder zu sehen noch zu hören gewesen.

Ueberrall mußten wir hören, daß wir für todt ausgegeben seien (in St. Paulo glaubte man nicht mehr an unser Rückkehr), denn das Wetter, die Vollenbrüche und Stürme hatten solche Zerstörungen angerichtet, daß die alte-

ßen Leute hier in St. Cubatao sich nicht erinnerten, Aehnliches gesehen zu haben. Das Wasser des Cubatao-Flusses war über die feste von einem Schweißer Zimmermann Müller sehr gut construirte bedeckte Brücke gestürzt, so daß die Verschaltungen herausgeschlagen werden mußten; der Strom ging über die Straße von Santos, und selbst im Dorfe hatte das Wasser in vielen Häusern gestanden, die es sonst nie erreichte.

Große Bergflüsse waren sichtbar und mein Bote hatte die Nachricht gebracht, daß die Straße aus der Serra an vielen Stellen verschlachtet und schwer zu passieren sei.

Wenn vorher unser Körper, d. h. die Haut, weiß, aufgebunsen und voll Künzeln war wie die Hände der Wäscherinnen, so schwellt die Haut nun an und röthete sich bei der trockenen Temperatur und den Sonnenstrahlen, so daß des Nachts Jechen und Wehklagen hörbar war, wenn die Bewegung verursachte Schmerzen.

Temperungsräthe bestieg ich mein Maulthier, mit dem Nöthigen versehen, um bei Santos Punte, die ich gemessen hatte, zu suchen und einiges Weiteres an der begangenen Serra zu messen und zu constatiren, um die Karte für den Präsidenten vollständiger ausarbeiten zu können, da mir Einiges fehlte.

3. Resultate der Reise.

Von meinen damaligen Begleitern lebte 1855 keiner mehr, als ich und der Schlosser Georg Ribeiro, der 1869 im August sich mir wieder vorstellte.

Als Hauptmomente sind herauszubringen:

Daß man in Brasilien in der heißesten Zeit, Monat Januar, erfrischen kann;

daß man in den gepriesenen Urwäldern von Brasilien mit Pulver, Blei und den besten Waffen verhungern kann, und kein Wild zu sehen bekommt;

daß der Mensch 10 Tage, ohne zu essen, leben kann bei täglichen Mäheleistungen und dem denkbar schlechtesten Wetter; daß die besten Kleider unter gewissen Umständen und Umwetter in einigen Wochen am Leibe verfaulen können.

Im Jahre 1857 im Wintermonat Juli ging ich in Camoas mit acht Personen den Cubatao aufwärts, um den Fluß Vilões und die Itatinga nebst dem für mich so merkwürdigen, ganzen Wasserfall des Vilões zu untersuchen und zwar diesmal bei sehr gutem, haltbarem Wetter und mit Allem ausgerüstet, was nöthig war. Morgens 6 Uhr waren wir in Obercubatao, um 11 Uhr waren wir schon eine gute Strecke zu Fuße gegangen, an der Vacca des Vilões, wo wir hielten, Feuer machten, speisten und Kaffee tranken. Die Flüsse waren auf ein Minimum von Wasser zusammengekommen, so daß wir bei trockenem Fuße bis zum obersten Falle des Vilões um 3 Uhr ankamen. Oberhalb schossen wir zwei Anten (Tapire), wovon wir leider nur eine bekamen, da uns gute Hunde fehlten. Wir kehrten in Eile zurück, ließen die Meger die geschnittenen Anten herabtragen und schossen noch zwei. Nachts um 10 Uhr waren wir wieder wohlbehalten in Cubatao in meiner Verhauung.

Also wurde in einem Tage bei gutem Wetter und frühlichem Mähe mehr gethan, als in 10 Tagen mit Mühe und Gefahr des Lebens.

Dies sind brasilianische Anomalien, denen wir hier so häufig begegnen.

4. Unannehmlichkeiten im Tropenlande. Das Schicksal der Indianerstämme.

Die so sehr bewunderten Schönheiten der tropischen Natur, das bewunderungswürdige, höchst mannigfaltig gestaltete Panorama des Pitorals, das sich von der Seeferse her dem

entzückten Auge entfaltet, wird alsobald in der ersten Nacht am Lande, im Freien, ja selbst in den Häusern bedeutend herabgestimmt. Unentrüglige, blendend heiße Luft, selbst bei Regen, das Erscheinen einer Art von kleinen Stechfliegen und blutsaugender Insekten macht Alles dergleichen, und wir wünschen uns sogleich wieder nach Europa. Allein Alles gewöhnt sich, oder es giebt Auswege, z. B. das nahe Hochland hat weniger solcher Plagegeister, weniger epidemische und epidemische Krankheiten, keine solche drückende, schwere und heiße, jedoch feuchte Luft. Ja in den trockenen Monaten ist es oft so kalt, daß selbst der Ausländer mehr sich über die Kälte auf der Hochebene beklagt, als der einheimische arme Mann, dessen Kinder wir fast nackt vor den Häusern spielen sehen, wenn die brasilianischen jungen Männer, Studenten x., ganz in Paletots, Capas und Cachenez eingewickelt sind, da hat mancher deutsche Einwanderer schwer daran, warme Kleidung, Mantel x., nicht hierher gebracht zu haben. Es ist oft so kalt, daß Bäume erfrieren bei 1 Grad über Null; 1870 fiel aber der Thermometer 2 bis 4 Grad unter Null und verursachte sehr großen Schaden. Die Kälte hier ist weit empfindlicher, als ich mich erinnere bei 18 bis 20 Grad in Deutschland empfunden zu haben, und dies bestätigen alle Deutsche.

Wenn es also so kalt ist hier oben, so ist sehr natürlich, daß der Indio hinab in das wärmere Unterland zog, wo es auch mehr zu essen gab, in Meer und Land, denn auch die Jagdhierse ziehen dort hinab. Die Evroopner des Hochlandes lassen sich zu dieser Zeit Fische, Austern, Camarões x. durch die Eisenbahn heraufbringen.

In der Stadt St. Paulo ist der höchste Thermometerstand im Schatten 32 bis 34 Grad, der niedrigste in der Regel 0. Hin und wieder giebt es Eis, auf den Campos Graes giebt es Schnee. In der Nähe steter Erbgänge, in der Serra do Mar ist es aber selbst in den heißen Monaten Januar x. bei Regen oft so kalt, daß Menschen und Thiere erfrören; deshalb sind auch diese offenen Gegenden jenseits den Urwäldern unbewohnt, trotz der Nähe des Meeres.

Dahin, wo kein Indianer, kein Portugiese, kein Brasilianer wohnen konnte, will man europäische Ansiedler bringen! — Das nackte Volk richtete sich nach den klimatischen Verhältnissen ein. Auch die jetzt noch lebenden Waldmenschchen, welche am Itajoby auf den Hochebenen wohnen und den Tapuyas, also den Menschenfressern, angehören, haben ihre Fischgründe an den Klüffen des nächsten Pitorals, auch sie waren in dem ungestörten Besitze bis zu dem Jahre 1850; dann wurden dort Colonien von Franzosen und Deutschen angelegt. Die Tapuyas verbrannten ihre Hütten und ermor deten einige Männer, Weiber und Kinder, und so geht es jedes Jahr fort. Viele Potocuten haben fünf Dröser, die ich zur selben Zeit besuchte als die Männer die Berge herabgezogen waren, um zu fischen x., nur Weiber, Kinder und alte Männer waren dort; ich sah Kleider, Fenden, Fransstüde schon durchbohrt am Halfe der alten Weiber x. Die Alten waren erlöset auf die Eindringlinge ihres Fischgrundes und schwerten Rache.

So lange diese Stämme dort existiren wird kein Friede sein, denn sie haben den Eindringlingen in ihr Gebiet, seien es Weiße, Indio oder Negro, den Tod geschworen. Es ist ja Brauch und Gesetz unter allen Männern dieser Naturmenschen, ihr angestrebtes Land zu vertreiben.

Wenn sie ohne Ausnahme gegen alle anderen Menschenstämme feindlich auftreten, so haben sie das ja mit allen Menschen, selbst denjenigen, die sich civilisirte, gebildete, christliche, moralisch gestittete nennen, nur in höherem Grade gemein. Ist bequemen sich die eigenen Rassen, oder Stämme,

Nationen u., weist wegen eines Stüdes Land, worin sie gewohnt sind zu jagen, fischen, pflanzen u., das sie Vaterland nennen, und vertheiligen dieses Stüd Land so hartnäckig, daß man meinen sollte, außer diesem Vaterlande gäbe es keine Erde mehr für sie, während doch die ganze Erde dazu bestimmt zu sein scheint, ihnen Nahrung zu geben, denn der Mensch ist doch ein Kosmopolit und ist nicht an eine Scholle gebunden!

Dies gilt für den gestifteten Menschen, aber nicht für Wilde, welche an ihr Klima, ihre Wälder, Flüsse, Jagd- und Fischrevier gewohnt sind. Wo sie Wild, Fische, Früchte, Wälder zu ihrem Schutze finden, gehen sie nackt und bleiben Jäger und Wilde im freiesten Zustande, was sich so viele schlecht unterrichtete Freiheitseufusiasien wünschen, und in ihrem Vaterlande nicht haben können; das aber können sie unter diesen Menschen finden und zwar ohne Steuern irgend einer Art.

Gewohnheiten, die man Sitte, Mode u. s. w. heißt, welche die sogenannten Civilisirten während Tausenden von Jahren nach und nach angenommen haben, sollen nun für einen solchen Naturmenschen passen, er soll dieselben Ideen haben, dasselbe Recht für gut und das bei ihnen Schlechte für Unrecht halten? —

Nur der grenzenlose Eigensinn unserer Selbstsucht und Einnüchtheit in eigenen Angewohnheiten, unsere Dabstucht, bringt uns zu Schlüssen über diese Racen sogenannter wilder Menschen, wie sie im Allgemeinen gehört werden und wie sie selbst einige Naturforscher ausgesprochen, welche nur ihre vor-gefassten Ideen bei ihren Dampfriesen weiter ausmalten; denn es ist unmöglich ein Volk bei einigen Tagen Beobachtungen kennen zu lernen, in einem Jahre war es kaum möglich. Ich selbst lebte fast zwei Jahre unter den Aramaquis und habe sie lieb gewonnen.

Dies man alle alten Uebertreibungen von Jesuiten und anderen Männern, die unter ihnen gelebt haben und sie ohne Vorurtheile beobachteten, ebenso diejenigen Beobachtungen von neueren Reisenden, welche längere Zeit unter oder mit ihnen lebten und ihre Sprache oder eine verwandte redeten, so haben wir immer ein viel günstigeres Urtheil zu hören.

Erst nachdem die Spanier und Portugiesen die Rechtsbegriffe dieser Völker verlegten, erst dann traten sie als Feinde auf, so daß es heut zu Tage schwer ist, das nun für immer verlegte Vertrauen wieder zu gewinnen, und dies geschieht sehr selten oder nie durch die portugiesische Nachkommenschaft Brasiliens, immer nur von Kuhländern, die weniger christlichen Fanatismus, dafür aber mehr Geduld, Humanität und Weltkenntnis besitzen. Die sogenannten Presidios, militairische Bädposten, und brasilianischen Missionen sind mehr zum Schaden, zur Demoralisation als zum wahren Guten dieser Leute errichtet. Es wird nur darauf hingearbeitet, Kriegerkräfte, Soldaten und wüßige Diener aus diesen Stämmen zu machen, welche ihre unbeschränkte Freiheit für einige Eisenwerkzeuge, Glasperlen und wohlfeile Baumwoll- und Schafwollkleider verkaufen. Ihr zukünftiger, erbärmlicher und hilfloser Zustand ist weit mehr zu beauern, als der des Naturzustandes. Freilich sind die Christenfabrikan-

ten damit nicht einverstanden; sie sind immer dabei, diese freien Menschen austrotzen zu lassen, wenn sie nicht „Christen“ werden wollen!

Ich erwähne hier einer Thatsache, durch welche das Obengesagte und die Hypothese der geistlichen Regierung dieses Landes sich kennzeichnen, und welche den Beweis liefert, daß alles auf Schein hinausgeht. Es giebt in dem Innern des Landes viele Tausende von Brasilianern beiderlei Geschlechts, welche im Alter von 18 bis 20 Jahren zu einem Dorf oder in eine Stadt kommen, und heute gekauft, in einigen Tagen zur Communion gehen und Tags darauf sich trauen lassen, während man italienische Capmjner zu den Indios in die Wälder schickt, um sie zu einem friedlichen Verhalten zu vermögen und die Jugend zum Christenthum zu erziehen, was auch der einzig richtige Weg ist um zukünftige freie Sklaven zu haben, denn Handwert oder andern Brudermord lernen sie nicht, Alles ist Schein und Egoismus.

Eine sogenannte Aldea (Dorf) der Indios ist selbst eine Staatspeculation. Es wird ein Director der Indier ernannt mit dem Titel Brigadeiro, welcher in der Hauptstadt wohnt, und ein politischer Pfleger ist. Die Aldeas der Indier sind aber 60 bis 100 Leguas entfernt und der Brigadeiro hat in seinem Leben keine Indios gesehen und sieht auch keine, wenn diese nicht wegen Klagen oder Unterstützungsbeforderungen in der Residenz des Brigadeiro erscheinen und gelegentlich (wie schon vorher verlangt wurde) ihre Gesandten mitbringen an Waffen, Felle, Schmuck und Geräthen für den Saal des Commandanten. Nach längeren Verhandlungen mit dem Präsidenten erhalten die Leute, welche die Stadt bereits durchbestellen, ein Pferd, Hosen und Gut, Messer, Peile und Walbhippe (Faça); dieweile waren sie bei den Soldaten einquartiert, betranken sich regelmäßig und lernten, was sie noch nicht wußten. Da aber das Leben auf diese Art ihnen gefäßt, so bleiben sie so lange, bis sie dem Brigadeiro zur Last fallen mit immer neuen Bitten u. Der läßt sie am Ende nach ihrer Aldea transportieren.

Außer dem Brigadeiro giebt es auch alle niederen Graduationen wie bei dem Militair, Major, Capitao, Tenente, Alfeires u., welche aber eben so wenig ihre Aldea, für welche sie hier ernannt sind, gesehen haben. Die meisten Aldeas existieren auch nur noch dem Namen nach; reine Indios giebt es keine mehr dort, aber andere schlaue Brasilianer haben sich in das Land der den Indianern angewiesenen Ländereien getheilt. Hier und da lebt noch ein Nachkomme oder eine Familie der Indier nicht viel besser als Sklaven derjenigen, welche ihre Ländereien raubten, mit der Bezeichnung Agregados.

Dies ist vollkommene Wahrheit. Hundertjährige Weiber der alten Indios dieser Dörfer giebt es sehr häufig, vor einigen Wochen, Januar 1873, starb eine solche mit 130 Jahren, deren Alter verbürgt ist. Von 100 bis 120 Jahren werden sehr viele sogenannte zahme Indios in den Tagblättern aufgeführt. Man muß wissen, daß Tausende von Indios als Sklaven sich in der Provinz befanden, ehe sie auch befreit wurden, so wie die Brasilianer von der portugiesischen Regierung.

Aus allen Erdtheilen.

Furcht der Yankees vor dem deutschen Element in Nordamerika.

Die sogenannten *Natives* in den Vereinigten Staaten, welche Englisch reden, haben längst aufgehört, zum größten Theil angelsächsisch, d. h. germanisch zu sein, sie sind zumiehl eine Mischlingmasse, in welcher die irisch-irische Volkszahl reichlich 50 Procent einnimmt. Sie sind *Murpatoren*, indem sie sich für angelsächsisch ausgeben. Und als *Natives*, d. h. Eingeborene, müssen denn doch die Indianer betrachtet werden. Die *Yankees* sind auch *Murpatoren*, indem sie sich für *Natives* ausgeben. Die Deutschen und Holländer sind ja alt im Lande wie sie. Woher hätten sie denn ein alleiniges Anrecht auf Amerika, wohn sie, wie alle Anderen, als Eindringlinge und Aufwümlinge gegangen sind? Nun sind jetzt zwischen 9 bis 10 Millionen Deutsche im Lande, Bürger, die in öffentlichen Angelegenheiten doch auch ein Wort reden und sich das elende Sobabmudertum der *Yankees* ja wenig gefallen lassen wollen wie das politische Gauner- und Betrugsystem, das ein Monopol der weißen *Natives* ist. Es lange die Deutschen ihre Macht und Kraft nicht geltend machten, ließ man sich die „*Indians*“ gern oder ungern gefallen; daß sie aber nun den ihnen gebührenden Einfluß geltend machen und ihre Interessen fördern, daß sie als Gleichberechtigte auftreten, das kann sich ein Yankee nicht vertragen. Bezeichnend für Annäherung und Stupidität dieser sich selbst zu Herrschern privilegierten Pseudo-Angelsachsen ist eine Ausstellung im „*Newport Journal*“, welche wir hier folgen lassen:

Die *Anglo-Amerikaner*, das heißt die, welche man bis dato die *Kolonisten* nannte, haben eingesehen zu haben, daß sie gegen die Deutschen in vieler Beziehung nicht Stand halten können. Sie sehen, daß die Vereinigten Staaten ein gut Etwas germanisirt werden, wenn die Entwicklung so weiter geht. Was ist dagegen zu machen? Es müssen mehr Engländer oder Angelsachsen nach den Vereinigten Staaten einwandern, um den Deutschen die Macht zu nehmen.

In London giebt es ein Blatt, welches die Vermittlerrolle zwischen England und den Vereinigten Staaten übernommen hat. Es ist die „*Anglo American Times*“. Sie scheint durch den Sieg der Deutschen in Chicago über die Temperenzmänner förmlich mit Entsetzen erfüllt zu sein. Die aberne Darstellung der „*Chicago Tribune*“, welche das Ausziehen der deutschen Flagge auf dem Gebäude der „*Minas Staatszeitung*“ als eine Art Proclamation des deutschen Reiches ausposaunt hatte, scheint Veranlassung zu dem Artikel jener „*Times*“ gegeben zu haben, der also lautet:

„Die Vereinigten Staaten sind angelsächsisch in Sprache und in ihren Institutionen; es ist durchaus zu wünschen, daß dieser angelsächsisch Charakter in Amerika aufrecht erhalten wird. In den letzten Jahren hat aber die deutsche Einwanderung die Zahl der amerikanischen Bürger teutonischen Ursprungs bedeutend vermehrt, so daß das teutonische Element in manchen Staaten sogar die Oberhand hat und ein Element der politischen, sozialen Zwietracht geworden ist. Da, wo die Deutschen vorherrschen, bringen sie Reizungen in britisch-amerikanischen Sitten und Gebräuchen hervor, sie treten überall in Antagonismus gegen das Nationalelement der Amerikaner, so daß die Gefahr eines politischen Racenkomples immer offenkbarer wird. Es muß daher die amerikanische Regierung mit Freuden die Maßregeln der deutschen Regierung gegen die deutsche Einwanderung nach Nordamerika begrüßen. Die Regierung der Vereinigten Staaten sollte unter allen Umständen, um den Einfluß des deutschen Elements in Amerika zu schwächen und wenigstens zu balanciren, die britische Einwanderung von gleich-

artiger angelsächsischer Abkunft nach Kräften befördern. Welchen nachtheiligen Einfluß eine ungleichartige Einwanderung auf die Zustände in Amerika hat, dies zeigt unter Anderem das irische Element, welches das in der ganzen Welt berühmte Stadthausvernehmen in Newyork wählte und seit Jahren trotz aller Betrug- und Raubes aufrecht hielt. Die irische Einwanderung gleicht indessen einer vorübergehenden Explosion, die Kraft der Auswanderung in Irland ist erschöpft und die Kinder und Kindeskinder sind gleich den *Nativamerikanern*.

Doch ganz anders verhält es sich mit den Deutschen, deren Kinder und Kindeskinder Deutsch in Sprache und Sitten bleiben, sich zusammengruppiren und ganze Staaten colonisiren. Ein steter neuer Zufluß von Deutschen giebt diesem Germanismus neues Blut und neue Kraft. Wie weit dieser Einfluß deutschen Elementes schon ausgeartet ist, zeigt der einzelne Fall, daß der Herausgeber der „*Chicago Staatszeitung*“ den deutschen Wahlsieg in Chicago durch das Ausziehen der deutschen Nationalflagge feierte und darüber einen förmlichen Feiertag in der Presse hervorrief. Die Deutschen suchen sich zwar damit zu rechtfertigen, daß die Irländer bei ihren Processen die grüne Flagge neben der amerikanischen tragen. Allein dies hat einen ganz verchiedenen Sinn, denn die Irländer wollen dadurch ihren Haß gegen England und ihre Feindschaft für America ausdrücken. Die Deutschen feiern aber durch das Ausziehen der deutschen Nationalflagge den Sieg der Deutschen über das *Amerikanenthum*; es soll ein Triumph der deutschen Nationalität sein, welche mit der amerikanischen rivalisirt.

Wie die Deutschen in neuerer Zeit sich in das moskowsische Herrschergebiet hineinsetzten, um bei dem nahesten Zusammenstoß mit Rußland das deutsche Element destoher zur Herrschaft zu bringen, so gefährlich ist für America der fortwährende Zufluß der deutschen Einwanderung (!). Schon ist in allen amerikanischen Städten der Kampf zwischen Deutschen und Amerikanern wegen der strengen Sonntagsgeetze und wegen der politischen Entweichung aber Religion durch Ehrenhaltung von Lagerbiergärten, durch Musik etc. entbrannt. Diese beiden Elemente können sich unmöglich einig und vertragen, sie passen ja wenig zusammen wie Feuer und Wasser; der Conflict muß und wird sich vergrößern, die Deutschen werden sich nach und nach durch die ganze Union organisiren, und wenn sie durch diese Organisationen sich ihrer politischen Macht bewußt geworden, ja werden sie endlich America germanisiren.

Wohin standen die Deutschen nur einzeln und individuell in der politischen Arena, darum verschwandem sie, einflußlos unter den ausschließlich herrschenden Amerikanern; allein deutsche Organisationen werden bald in einer solchen politischen Macht sich erheben, welche die amerikanischen Institutionen untergraben wird. Wir müssen daher den Amerikanern diesen dringenden Rath ertheilen, das Beispiel der Deutschen nachzuahmen, nämlich zu ihrem Mutterlande, England, mit dem sie durch Abstammung, Sprache, Religion und Sitten eng verwandt sind, in inniger Beziehung zu beharren und die Einwanderung von England zu befördern.“

Der Artikel ist ganz im Sinne der englisch-amerikanischen *Kolonisten* geschrieben und wird diese entzünden. Was jedoch den Kampf gegen den Germanismus betrifft, so ist derselbe schon deswegen vergebens, weil Alles, was sich im *Anglo-Amerikanismus* Gutes findet, schon an und für sich Germanisch ist im Gegensatz zum Celtischen und Romanischen.

Die hohen Berggipfel im Territorium Colorado.

Dieses Gebiet ist umschlossen von Sanjos, Rebasts, Wyoming, Utah und Neumexico und liegt zwischen 37° bis 41° N.

102° bis 109° W. Es wird in der Richtung von Nord nach Süd von den Rocky Mountains, Felsengebirgen, durchzogen und zerfällt in drei große natürliche Regionen. Jene im Westen der Felsengebirge gehört dem Stromgebiete des westlichen Colorado an und war bis in die jüngste Zeit hinein noch nicht näher erschöpft worden. Die centrale Region erstreckt sich in einer Breite von 100 bis 150 Meilen durch das Territorium von Norden nach Süden und wird von mehreren fast parallel laufenden Ketten durchsetzt, die von 8000 Fuß bis über die Schneegrenze sich erheben. Auf der Westseite, welche sich gleichsam schlingend durch das Territorium zieht, liegen zwischen den Ketten ausgedehnte Tafelländer, die sogenannten Parks; der von San Luis ist unter denselben der südlichste und größte. Der Edwards Park liegt auf der Ostseite der Wasserscheide; in ihm haben der Arkanzas und der Südpfote ihre Quellen. Aus dem nach Norden gelegenen Mittelpark, der auf der Westseite liegt, strömen die Gewässer dem Colorado zu, während in dem auf der Ostseite liegenden Nordpark der nördliche Plattefluß entspringt. Die dritte Region wird von den sogenannten Plains gebildet, dem Hochlande bis nach Kansas hin.

Es gereicht den Nordamerikanern zu Ruhm und Ehre, daß sie weder Feld noch Ausrüstungen scheuen, um ihre westlichen Staaten und Gebiete in Bezug auf Geologie und Oryctognose gründlich zu erschöpfen; sie leisten durch ihre gründlichen und umfassenden Untersuchungen sowohl der Wissenschaft wie den praktischen Interessen erhebliche Dienste.

Der wissenschaftliche Stolz, welcher unter Hayden's Leitung steht, hat im Jahre 1873 seine Arbeiten in Colorado fortgesetzt, und durch ein Mitglied der Expedition, J. T. Gardner, erhalten wir nun zum ersten Mal ein Gesamtbild der Gebirgswelt von Colorado, und Höhenbestimmungen, die übersehend sind. Veringelte Angaben, aber nur solche, konnten wir im „Globus“ geben, insofern wir Notizen in den amerikanischen Blättern fanden; jetzt liegt uns eine Uebersicht vor und eine Namenbezeichnung der höchsten Gipfel.

Vom Berge Lincoln aus hatte die Expedition einen Ausblick auf etwa zweihundert Berge, deren jeder mindestens 13,000 englische Fuß hoch ist. Von den drei großen Gebirgsketten zwischen 38°30' und 40°30' N. wurde die am weitesten nach Ck liegende Front Range benannt. Zu ihr gehören Long's Peak, Mount Torre, Groes Peak, Mount Rosa, Mount Evans, Pikes Peak; diese alle haben 14,000 bis 14,200 Fuß Höhe über dem Meere.

Westlich von der Frontkette liegen die Großen Parks, welche durch verhältnißmäßig niedrige oder durchbrochene Ketten von einander geschieden sind. Parallel mit der Frontkette und etwa 40 Meilen weiter nach Westen zieht eine große Gebirgskette, welche die Westgrenze des Südr-, Mittel- und Nordparks bildet. Sie wurde als Parkkette bezeichnet. Die höchsten Punkte derselben liegen in der Nähe der Cuvertette, welche den Südpark vom Mittelpark scheidet. Diese bilden die Mount-Lincoln-Gruppe, in welcher man 20 Gipfel zählt, die mehr als 13,000 Fuß Höhe aufweisen; ihr beiden höchsten Punkte: Mount-Lincoln und Cuandab, Gipfel höher als 14,000 Fuß.

Zwanzig Meilen weiter nach Norden bildet die Kette ein Gebirge mit sehr scharfem Kamm, mit vielen Peaks von 13,000 Fuß; die höchsten Gipfel haben hier 13,500 Fuß. Dies ist die Blue-River-Gruppe. Ihr nördlichster höchster Gipfel ist der Mount Powell, so genannt nach dem Manne, der ihn zuerst (im Jahre 1868) erklimmt hat. Vom Mount Powell an findet man hohe Peaks erst dem Nordpark gegenüber, wo die Kette wieder 12,000 Fuß und mehr hoch wird.

Westlich vom südlichen Theile der Parkkette liegt das Stromthal des Arkanzas; jenseit desselben steigt abermals eine lange Linie von Bergen empor, die bisher nicht benannt worden war; sie wurde als National Range bezeichnet. Die höchste Strecke derselben beginnt, etwa 20 Meilen südlich vom Holy Crossberge, mit dem Grand Mountain, welcher der im Arkanzasthale liegenden Stadt Oro gegenüber sich erhebt; er hat etwa 14,200

Fuß Höhe. Von ihm ab, 50 Meilen weiter nach Süden hin, hat die gesammte Kette bis zu 13,000 Fuß Höhe, aber nicht weniger als zehn Berge messen über 14,000, einige ganz der Summit 14,400 Fuß. Diese höchsten Gipfel erheben sich in Zwischendämmen von 5 bis 8 Meilen auf dem Gebirgsflamme. Einer derselben, welcher dem Grand Mountain zunächst nach Süden hin liegt, ist der Mount Elbert, denn folgt der La Plata Mountain; dann folgen Peaks, welche Professor J. D. Whitney im Jahre 1869 benannt hat, nämlich Mount Harvard und Mount Yale u. Diese Nationalkette ist eine der großartigen auf dem amerikanischen Festlande; sie bildet fast in ihrer ganzen Länge die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Großen Weltmeere.

Westlich von der Nationalkette und an dieselbe anschließend finden wir eine große Gebirgsgruppe in einem Dreieck zwischen dem Grand River im Norden und dem Gannionfluße im Süden; das sind die Elk Mountains. Die höchsten Berge dieser Gruppe bilden eine etwa 30 Meilen lange Reihe, welche mit der Nationalkette parallel läuft, etwa 30 Meilen westlich von derselben. Am nördlichen Ende dieser Reihe, in 38°15' N., erhebt sich der langgestreckte, kuppelförmige Sapris; er hat etwa 13,000 Fuß. Zehn Meilen südlich von demselben ragt ein scharfer Berg über alle anderen bis zu 14,000 Fuß empor, der Capitol benannt worden ist. Drei Meilen weiter nach Süden liegt ein anderer hoher Berg, der nur etwa 50 Fuß niedriger ist; er wurde White House genannt, wegen eines Schneesfeldes, das etwa eine Meile in horizontaler Breite sich erstreckt und die ganze Kette bedeckt. Diese Schneemasse war die weitaus mächtigste, welche die Expedition in den Gebirgen von Colorado antraf; sie kennzeichnet den Berg sehr genau, auch wenn man diesen von der 80 Meilen entfernt liegenden Front Range sieht.

Weiter nach Süden hin, respective 5 und 10 Meilen entfernt, erheben sich zwei andere, 14,000 Fuß hohe Peaks von dunkelm, rothem Sandstein, der Maroon und der Castle Peak. —

Die Expedition wird ein Panorama dieser großartigen Gebirgswelt veröffentlichen, das alle vier Ketten darstellt. Nur ein solches kann, in Verbindung mit Photographien, eine klare Vorstellung von diesen mächtigen Gebirgen und der in hohem Grade merkwürdigen Structur geben. Es erscheint eigenthümlich, daß in einer Region, wo so viele hohe Berge emporragen, die höchsten Gipfel allesemt zwischen 14,000 und 14,500 Fuß messen. Gardner hat zwanzig und zwanzig bezeichnet, welche in diese Klasse gehören.

Ein Arbeitshaus für Bettler in Japan.

In der großen und schönen Stadt Osaka stimmten Regierung und städtische Behörden darin überein, daß es zweckmäßig sei, den Bettlern das Handwerk zu legen und müßige Menschen aus ihnen zu machen. Sie gingen rasch ans Werk; man sah in J. V. In Dresden Jäger gebräut hätte, das wurde in einigen Monaten gelöst. An einem kalten Tage zu Ende November ging ein Europäer, welcher seine Wahrnehmungen den „Osaka News“ mitgetheilt hat, in die östliche Vorstadt und gelangte dann in die Rakuso-joji-matshi-Gasse. Dort fand er ein unansehnliches Gebäude hinter einer hohen Zäunplanke; dasselbe wird Gin in bezeichnet, d. h. Armenhaus. Innerhalb des Haupteinganges gab er sein Beglaubigungsschreiben bei einem Beamten ab und trat dann in einen eingestauten Raum, der mit Schnittmatten vom Mauerwerkraum bepflanzt war.

Von dort aus kam er in die Bettlerstadt. Man dachte sich etwa ein halbes Duzend enger Straßen mit einhöflichen höhlenartigen Häusern, deren Wände groß mit Lehm beworfen und mit unbedenklichen Thüren und Fenstern. Solcher Wohnungen zählte der Europäer zweihundertundvierzig. Außerdem gab es Speisküchen, Schuppen zum Wachen und für andere Arbeiten. Hier mußten die ehemaligen Bettler thätig sein. Als die Behörde von Osaka Alles hatte vorrichten lassen,

Schritt sie gegen die „Corporation“ der Bettler nachdrücklich und soch ein. Sie ließ alle aufgreifen und schickte jene, die nicht der Noth angehörten, in ihre Heimath. Solche, die in Cholo selbst vermögende Angehörige hatten, wurden diesen überantwortet, um zu Hülfe angehalten und von ihnen ernährt zu werden; alle übrigen wurden im Hin in untergebracht.

Wie nun verfährt man mit ihnen? Die gesunden Männer werden unter Aufsicht in öffentlichen Arbeiten angehalten und kommen Abends heim; je fünf derselben haben ein Haus inne, und das letztere ist auch in Bezug auf die weiblichen Zustände der Fall. Letztere und die jungen Weiber werden in Handarbeiten unterrichtet, z. B. im Weben und im Verfertigen von allerlei Gegenständen aus Papier.

Von den 180 Anstößen, welche der Europäer im Hin in fand, waren 88 erwachsene Männer. Es steht Jedem frei, das Haus zu verlassen, sobald er den Nachweis beibringt, daß er auswärts eine Beschäftigung gefunden, die ihn ethlich nährt; die Kinder erhalten Schulunterricht und Anweisung zu nützlichen Beschäftigungen. Alle Wohnungen sind durchaus sauber und der Subboden ist mit Matten belegt. In den drei Werkstätten für Weberei geben Weber aus Aiala als Lehrende die erforderlichen Anweisungen; ein Knabe, der erst vor etwa einem Monat ins Haus gebracht worden war, konnte schon ein Stück geades buntwollenes Zeug weben; Andere wickelten Seiden-coccons ab. Alle diese thätigen Bettler waren gesund, sahen sehr wohl aus und schienen sehr zufrieden.

Einige alte Bettler, welche mit einer Handvoll Reis zufrieden sind, wenn sie nur im Freien sich herumtreiben können, dürfen kaufen; ein alter blinder Mann, z. B. verkauft Speerlinge und findet guten Absatz. Viele Japaner glauben, daß sie ein den Gakate, buddhistischen Göttern, wohlgefälliges Gutes thun und daß es ihnen im sogenannten Himmel zu Gute geschrieben werde, wenn sie gelangenen Thieren die Freiheit wiedergeben. An den Bräuen jener Leute, welche kleine Kote, Äuflern und junge Schildkröten selbstlos, die dann von gläubigen frommen Leuten ins Wasser geworfen werden.

* * *

— Seidenwürmer auf der Reise nach Europa. Aus dem Oualan-Rinder-Eisenbahnhofs in Neuport sind im Januar 329 Rissen mit Seidenwürmern angelangt. Derselben kamen direct von Yokohama in Japan und gehen nach Mailand in Italien. Die Eier haben einen Werth von circa 200,000 Dollars und sind in Mätle verpackt, welche in luftdichten Zinnhülsen liegen, die ihrerseits wieder mit Matten umwickelt sind. Sie haben die Reife von Yokohama nach San Francisco mit dem Pacificcomplett „Alasco“ in 26 Tagen gemacht, sind am 20. November dort angekommen, drei Tage liegen geblieben und dann in einem hermetisch verschlossenen Wagon der Central-Pacific-Wohn binnen sieben Tagen befruchtet worden. Es ist dies das erste Mal, daß der Versuch, solche Eier über Amerika zu transportieren, geglückt ist. Die Haupt Schwierigkeit bestand in der übergroßen Empfindlichkeit derselben gegen Temperatureinflüsse, da Schwankungen von 7 Grad schon hinreichen, die Reime zu tödten. Bisher gingen diese Eier durch den Suezanal, litten aber häufig durch die große Hitze, welche dort 105 bis 120 Grad F. erreicht. Man machte daher noch Vollenbung der Pacificbahn 1869 einen Versuch mit der Ueberlandbraute, doch fiel dieser wegen des Wustenthalls, der durch den mangelhaften Zustand der Bahn verurtheilt wurde, unglücklich aus. Nach dem jetzigen Erfolg wird man wohl bei

diesem Wege bleiben, der außer besseren klimatischen Verhältnissen noch den großen Vorzug bietet, daß der Transport nach Japan bis zum Bestimmungsorte in Europa nicht mehr als 50 Tage in Anspruch nimmt.

— Die Christen im Orient. Ueber diese hat der bekannte Reisende Palgrave, dem wir so manne neue Kunde über Arabien, namentlich über die Wäbabis, verdanken, eine Abhandlung geschrieben. Man kann nicht in Abrede stellen, daß er mit jenen Leuten gewöhnlich befreundet ist. Das Genus orientalis Christen, sagt er, zerfällt in nicht weniger als vierzehn verschiedene Species, und jede einzelne dieser Species ist allen anderen antagonistisch gegenüber und mag mit ihnen nichts zu schaffen haben. Der Unterschied in Dogma und kirchlichen Gebräuchen ist an und für sich sehr unbedeutend und ohne eigentlichen Belang, aber sie bilden in den Augen jener Leute eine tiefe Kluft, welche auch eine Zeit von Jahrhunderten nicht wird ausfüllen können. Wenn die griechischen Christen von den europäischen Christen unter sich reden, so belegen sie diese nicht anders als mit dem Ehrennamen Frankensünde (xerloggusmus). Palgrave schildert die griechischen Christen der Levante als tiefstverehrnde Atheisten, dergleichen wir je auch im Abendlande viele Millionen haben. Von den Mönchen kann er platterdings nichts Gutes sagen, aber die verehrtheiligen Priester sind rechtliche Männer, die schwere Arbeit verrichten; sie sind eine höhere Art von Bauern. Die Bilderverehrung geht so sehr im Schwange, daß man sie, wenn die Leute nicht Christen wären, als Bildervergötterung, Bildergötzenbild bezeichnen müßte.“ Der im Auftrage des Lombard Missionarsgesellschaft reisende Sendbote T. B. Walters giebt sich alle Mühe, diese levantinischen Christen andern Sinnes zu machen, richtet aber nichtig blutwenig aus.

— In Newhaven im Staate Connecticut wird aus Kosten der Stadt eine Indenstriekule für Mädchen unterhalten. Um den Girls eine angemessene Unterbreitung zu verschaffen, veranstaltete sie zur Neujahrsfeier die Ceremonie einer Gesehlichung, weil es nützlich ist, daß die jungen Mädchen wüßten, wie es bei einer solchen hergehe. Als Decouleur figurirten der Schuldirector und dessen Frau, das Amt des die Trauung verrichtenden Pastors verlor eine junge Lehrerin. Die Schöterinnen, so lautet ein Bericht in den Zeitungen, thatigsten die größte Antheilnahme, sie waren gespannt als je in irgend einer Lehrstunde und die Feierlichkeit erfüllte sie mit ungemeinem Vergnügen.

— Im Illinoiser Suchthaus. Nordamerikanische Blätter schreiben: „In dem Suchthause zu Joliet, in Illinois, scheint es ebenso brutal zuzugehen, wie es in dem von Wisconsin zugegangen ist, und wenn es den Värgern gelingen sollte, dem jetzigen menschenfreundlichen Director Severe die Contrale über die Aufseher zu entreißen, wohl wieder zugehen würde. In Joliet ist nämlich kürzlich ein Stöckling, Namens Corry Williams, unter der Taube durchsichtig ertränkt worden. Es werden bei dieser Gelegenheit wohlsofort gräßliche Angaben über die in jener Anstalt üblichen Strolmichaden gemacht. Um nur eine anzuführen, wird den Gefangenen ein 75 Pfund schwerer Sandhof auf den Rücken gebunden und werden sie dann in einer finstern Zelle in solcher Stellung an einen Ring gefesselt, daß sie sich nicht rühren und regen können. — Selbst einer unter dieser Behandlung, so regnet es Knüppelschläge und Fußtritte und dem unglücklichen Opfer wird ein eiserner Ankel, der an einem dem ganzen Rast zusammenpressenden Ring befestigt ist, in den Mund gesteckt.“

Inhalt: Unter den Loosbildern am oberen Melang. IV. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — Das Volk der Rissamas in Angola. — Eine Silberfahrt nach der Gupprote Amornath in Koshmit. — Schilderungen aus der brasilianischen Provinz San Paulo. — Von Carl Roth. — Aus allen Erdtheilen: Durch der Hosen von dem deutschen Element in Arabien. — Die hohen Berggipfel im Territorium Colorado. — Ein Arbeitshaus für Bettler in Japan. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 8. Februar 1874.)

Gedruckte von Carl Antee in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



№ 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

37

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.

Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Neue Reisen auf Neuguinea.

I.

Die Italiener Gerruti, Peccari und Albertis. — Der Russe Macloy. — Der Engländer Moresby. — Der Deutsche Adolf Bernhard Meyer. — Sein Aufenthalt im Hafenorte Doreh. — Die Vapuas jener Gegend. — Die Geelvinkbay. — Die große Insel Nyllore; Pfahlbauten. — Die Insel Jobi und ihre Kannibalen; das Kopfsagen; Ahnenbilder von Holz. — Wohnungen der Bergbewohner. — Wanderung über die Landenge von der Geelvinkbay bis zum Mac-Cluer-Golf. — In Jalaki. — Das Arfakgebirge und dessen Bewohner. — Ergebnisse der Reise.

Unter den Reisen, welche zur Erforschung Neuguineas gemacht worden sind, nimmt die Adolf Bernhard Meyer's wohl den ersten Rang ein. Sie ist von hohem Interesse, hat wichtige Ergebnisse gebracht und wir erweisen unseren Lesern gewiß einen willkommenen Dienst, wenn wir die Wanderungen unseres deutschen Landsmannes in Umrissen schildern *).

Es ist allgemein bekannt, daß die Holländer auch die westliche Halbe der großen Insel für sich in Anspruch nehmen, und Otto Kinsky hat in seiner fleißigen Arbeit über Neuguinea (Bremen 1865): „Die äußerste Grenze der holländischen Besitzungen“ (— besser Ausprüche —) auf der Karte 141° O. eingetragen. Nominell gehört dieser westliche Theil auch den Niederländern, obwohl sie auch nicht eine einzige feste Niederlassung auf dem Eilande haben.

Dr. Meyer spricht sich, ganz verständig, gegen

die ans, welche meinen, daß es angemessen sein werde, auf Neuguinea eine Station für die deutsche Flotte zu gründen, und erwähnt dann der Reisen, welche in den letztverflossenen Jahren unternommen worden sind. Im Jahre 1870 bildete sich in Australien eine Actiengesellschaft, welche den Plan hatte, Neuguinea von Süden aus zu colonisiren und Gold zu suchen. Die Holländer schickten dann sogleich 1871 ein Kriegsschiff hin, um zu sehen, welche Verwandlung es mit dieser Angelegenheit habe. Das von den Australiern ausgesandte Fahrzeug strandete in der wegen ihrer Korallenriffe so höchst gefährlichen Torresstraße; von 80 Mann an Bord retteten 15 ihr Leben; alle übrigen wurden von den Vapuas aufgefreissen oder ertranken.

Im Jahre 1871 war ein Italiener, Herr Gerruti, nach der Südküste gefahren, um zu ermitteln, ob sich ein Punkt an derselben zur Anlage einer Strafkolonie eigne. Dieser Expedition folgten dann 1872 die Herren Peccari und Albertis („Globus“ XXIV, S. 382); sie besuchten gleichfalls die Westküste. Zu erwähnen ist auch des russischen Naturforschers Wassilich Macloy, dem es gleichfalls nicht gelang, ins Innere vorzudringen. („Globus“ XXIV, S. 29.)

*) Bericht über eine Reise nach Neuguinea. Vortrag gehalten am 25. November 1873 in der I. L. geographischen Gesellschaft zu Wien, von Dr. Adolf Bernhard Meyer, in den „Mittheilungen der I. L. geographischen Gesellschaft zu Wien“, Nr. XVI, Nr. 11 u. 12, 30, November und 31. December. — Dr. Meyer's Travels in New Guinea, in „Ocean Highways“, December 1873, S. 387.



Gefangene von Neuguinea. (Nach Temminck.)

Derfelbe hatte den klugen Plan, von der in Nordosten liegenden Akrababebay nach Westen oder Süden hin das ganze Land zu durchwandern. Er mußte schon seiner angegriffenen Gesundheit wegen auf denselben verzichten. „Es versteht sich für Neuguinea von selbst, daß dort kein Leben eine Zeitlang sehr bedroht gewesen sein muß, denn auf welchem Theile der Insel, auf dem man bis jetzt gelandet ist, wäre das Leben der Reisenden nicht bedroht gewesen?“

Die Holländer, welche doch ohnehin im Archipelagus genug zu schaffen haben, möchten womöglich andere Handelsvölker von Neuguinea fern halten und für Besitzer der ganzen Insel gelten. Sie sandten 1871 eine Expedition aus, welche alle Küsten derselben umfahren und an geeigneten Punkten Feste mit Infanterie errichten sollte (— also ähnlich, wie einst die Portugiesen im Zeitalter der Entdeckung Fadraos, steinerne Wappensteinen, errichteten, um ihre Besitznahme zu veranschaulichen —); damit wollten sie Vorschlag auf die bis dahin herrenlose östliche Hälfte legen. Ihr Dampfer fuhr von Westen her der Nordküste entlang, kam aber nur bis zur Humboldt-bay, 141° D., von welcher aus sie schon vorher ihre imaginäre Grenzlinie nach Osten hin bis zur Torresstraße gezogen haben. Jetzt errichteten sie dort einen Posten, aber weiter nach Osten hin kamen sie nicht. Eine zweite Expedition (1872) hatte gleichfalls keinen Erfolg; sie folgte an der Südküste den Spuren der Italiener und kam an der Nordküste nicht einmal über die tief ins Land eingebuchtete Geelvink-bay hinaus. Dr. Meyer erwähnt, daß nun die niederländische Regierung beschloffen habe, im Februar 1874 ein großes Kriegsschiff mit einer wissenschaftlichen Commission auszusenden; dasselbe soll von Ternate aus zunächst der Südküste entlang und dann um die Südspitze herum von Osten nach Westen an der Nordküste hin fahren.

Inzwischen sind den Holländern die Engländer zuvor gekommen. Die Fregate des Capitäns Molesby mit dem Dampfer Basilisk im Südosten haben wir erst vor Kurzem ausführlich besprochen. (Globus“ XXIV, S. 254 und 312.)

Dr. Meyer hatte in den Jahren 1870 bis 1872 Celebes und die Philippinen bereist. Nun mietete er sich in Ternate einen Stamer von etwa 60 Tonnen Last, nahm,

anßer dem Schiffsvolk, 20 Eingeborene aus dem östlichen Theile des Archipelagus als Begleiter mit und landete zu Anfang März 1873 in Doreh an der Nordwestspitze der Geelvink-bay. Von dort aus wollte er den nordwestlichen Theil Neuguineas bereisen; der Schwierigsten, welche ihm entgegen treten würden, war er sich wohl bewußt in einem solchen Lande, wo es weder Städte noch Wege gibt,

wo Kaskadieren fehlen, die Bevölkerung ungemein dünn ist und die verschiedenen Stämme häufig mit einander in Fehden verwickelt sind. Tage und wochenlang kann man im Innern und an der Küste umherziehen, ohne auf eine Wohnung zu treffen; an Nahrungsmittel darf man nicht rechnen, höchstens findet man einige Früchte, und Vorräthe haben die Bewohner nicht. Der Reisende muß seinen ganzen Bedarf mitnehmen und eine zahlreiche Begleitung haben, über welche er unbedingt verfügen kann. „Ich erinnere mich, daß auf einem Zuge bei meinem Uebergange von der Geelvink-bay nach dem Mac-Cluer-Golf, auf welchem etwa 15 Papuas und sechs meiner Leute mich begleiteten, es mir eines Morgens ungeheure Mühe kostete, Jemanden zu bewegen, daß er eine ganz kleine, aufgerollte blaue Matratze trage, welche ich für mich mitgenommen hatte. Schließlich setzte ich eine Entlohnung, ein Messer, für den aus, welcher sich zum Tragen erbiete, und es fand sich dann komischer Weise ein Papua dazu, welcher in anderen Dingen der angeheuschelte inneren Geflossen zu sein präbendirte und den Namen eines Korano, das will sagen König, trug. Derartige Unterwerfungen sind übrigens nur durch äußere Einflüsse entstanden, denn den Papuas fehlt jede Gemein-

und Staatseinrichtung; jeder ist absolut sein eigener Herr.

Die Papuas in Doreh und der Umgegend sind vor nicht gar langer Zeit dorthin eingewandert; sie kamen von der östlich in der Geelvink-bay liegenden Insel Marfor und haben den westlichen Theil der Bay inne. Dr. Meyer fuhr von diesem kleinen Eiland nach der großen Insel Wollsey, die auch Willem-Schoutens-Insel genannt wird; bei den Eingeborenen und den Malaien heißt sie nach dem Hauptort Kordo; sie besteht nicht, wie bisher geglaubt wurde, aus drei verschiedenen Eilanden, sondern bildet eine große, langgestreckte Insel. Auf ihr wohnen reine, un-



Eingeborner von Doreh.

vermischte Papuas. In Kordo stehen die Häuser gänzlich auf dem Wasser; selbst zur Ebbezeit kann man sie nicht trodden Fußes erreichen; sie sind Muster von Pfahlbauten. Häusergruppen stehen auf Pfahlwäldern dicht gedrängt beisammen. Besonders auffallend sind die Tächer; von den Papuas selber werden sie mit der Schale einer Schildkröte verglichen. Mynore wird zuweilen von malaiischen Handelsleuten besucht; sobald ein Schiff ankommt, klettern Eingeborene in Menge auf dasselbe; auch Meyer mußte sich einen derartigen Besuch gefallen lassen und vermied mit Mühe einen Conflict; man wollte ihn anfangs nicht aus Vand gehen lassen. Eine Wanderung ins Innere war nicht möglich, weil Gefahr von Seiten der Bergbewohner droht hätte. Wegen diese schlugen sich die Küstenbewohner dadurch, daß sie kleine, zugespitzte Bambusstäbe in den Boden versenkten; diese sind meistens um die Aufstellungen herum verstreut und verursachen gefährliche Fußwunden. Gleichfalls in der Geelviutobay liegt, südöstlich von Mynore, die große Insel Jobi, welche von allen Seefahrern gefürchtet wird, weil sie eine sehr wilde und kriegerische Be-

völkerung hat. Bei den Papuas kann man auch denen nicht trauen, welche aufrichtige Freunde zu sein scheinen, denn unter Umständen verrät sich Freundschaft in das Gegenteil. Jobi heißt bei den Eingeborenen Jappen. Die bis zu 3000 Fuß hohen Bergzüge, welche sich von Osten nach Westen durch die Insel ziehen, sind von Menschenressen bewohnt und diese befinden sich in steter Fehde mit den Küstenbewohnern.

Nicht Schlachten oder große Kämpfe werden ausgefochten, sondern nur plötzliche Ueberfälle ausgeführt, Kopfe abgeschlagen — das papuanische Ideal! — und Sklaven gemacht. Sklaverei herrscht hier überall. Ueber Leben und Tod der Sklaven hat der Herr volles Recht, und während unter den Stammesangehörigen Menschheit Sitte ist und man Gehbruch sogar mit dem Tode bestraft, werden die gefangenen Frauen und Mädchen als Sklavinnen mißbraucht. Sklaven dürfen auch das Haar nicht in den bekannten großen Ähren tragen, sondern müssen es kurz scheeren. In Dorch begab es sich kurz vor meiner Ankunft, daß ein Papua eine Sklavin im nahen Walde tötete, ohne daß ihm von einer



Das Innere des Dorfes Dorch.

seiner Genossen das Geringste geschah. Die Begriffe über Moral sind von den unsrigen sehr verschieden. Gleichfalls in Dorch ermordete ein Sohn seinen Vater; diese That machte zwar etwas Einbruch auf den Stamm, aber doch keinen andern, als daß dem Vaterwörder freundschaftlich bedeutet wurde, fortzugehen und sich einen andern Wohnort zu suchen. Ich bin nicht in der Lage, die Handlungen von den Papuas zu erzählen.

Auf Jobi wurde Dr. Meyer im Walde überfallen und einer seiner Jäger verwundet. Dafür verlangte er Genugthuung und es erschien in der That eine Gesandtschaft um zwei Paradiesvögel als Sühne zu bringen. Da Niemand getödtet sondern nur einer verwundet worden sei, betrage die Ausgleichung nur zwei Vögel, wenn aber Jemand getödtet worden sei, stelle das Sühneld sich auf sechs Vögel. Der Reisende stellte sich sehr ungedulden und scheinbar drohend; er hatte 5 Kanonen, 30 Gewehre und ein viertel Hundert Mann Leute an Bord; so konnte er den Papuas wohl einen heilsamen Schrecken einflößen.

Die Papuas sind „geschworene Kopffäger“. Sie haben, ähnlich wie die Tajaks auf Bornoeo und wie die Eingeborenen von Celebes, in ihren Wohnungen einen Vorrath von Schädeln aufgespeichert. Meyer fand zwar bei ihnen nicht, wie in Central-Celebes, Häuser, welche dazu bestimmt sind als Kopfmuseen zu dienen, in denen zugleich Feste gefeiert werden und welche zum Theil religiöse Bedeutung haben, aber jeder bewohnt die Trophäen bei sich zu Haus auf. Sie liegen in Matten gewickelt in einer Ecke des Hauses oder werden an Querhölzern aufgehängt. Aber der Papua trennt sich sehr leicht davon, er giebt sie für etwas Tabak und buntes Zeug her. Meyer erwarb mit Leichtigkeit viele Schädel, welche untermischten Papuas angehörten. Man verkaufte ihm sogar die Schädel und zum Theil Skelette von begrabenen Andernwanthen. Die Leute beraubten alle Gräber der Umgegend; jeder nahm die Schädel zu seiner Familie, auf welche er ja ein Anrecht hatte. Man wird darin Mangel an Pietät finden, aber mit Unrecht. Viele Papuaschämme (aber nicht die im Arfakgebirge) verfertigten ein etwa fußhohes Bildniß des Verstorbenen. Während der Trauer-

zeit fährt, so glauben sie, der Geist desselben in das Holzbild; von der Zeit an vertheilen sie dasselbe, bitten es um Erfüllung ihrer Wünsche, nehmen es mit auf Reisen und prägen es auch, wenn es sich nicht willfährig zeigt. So thun ja auch die Fischhändler in Europa, z. B. in Neapel, mit den Puppen ihrer Heiligen. Dr. Meyer erhielt in Doreh sehr einen hölzernen Geist. Als derselbe neben ihm stand, kam ein Papua und nahm ihn fort, denn derselbe sei sein Vater; wenn er ihn hergebe, werde er, der Sohn, krank werden; er wolle einen andern bringen. Dr. Meyer hat eine ganze Sammlung solcher Holzgeister erworben.

Von Jobi aus fuhr er der Ostküste der Geelvinkbay entlang. Auch dort haufen Menschenfresser und die Stämme befinden sich auf einer überaus niedrigen Stufe der Entwicklung. Meyer sah ihre Lagerstätten, erfuhr daß sie ganz und gar nackt gehen ohne jede, auch die geringste Kleidung; sie haben keine Häuser, ziehen in kleinen Vorden umher, verschleimen das Fleisch ihrer eigenen Todten und greifen Jedem an, der ihre Kiste betritt. Sie werden als Tarungarets bezeichnet. An der Südküste von Neuguinea sind man Wildde ähnlichen Schlags; daß so rohe Stämme auch an der Nordküste und an der Geelvinkbay leben, wußte man bisher nicht.

„Es ist überhaupt bemerkenswerth, auf wie verschiedenen Entwicklungsstufen stehend man auf Neuguinea die Papuas antrifft, und es wirft sich die interessante und wichtige Frage auf: ob sie sich zum Theil von einem reinen Naturzustande aus durch eigene Initiative oder durch äußere Beeinflussung auf eine höhere Stufe, z. B. mit ausgebildetem Schamgefühl und vielen andern Vermuthungen, welche sie mehr uns nähern, erhoben haben, oder ob sie in diesem Naturzustand zurückgefallen sind.“ (— was wir unersetzlich nicht annehmen möchten —). „Es schließt diese Frage überhaupt Vieles ein, was bis heute höchstens Sache der Vermuthung und des Glaubens für uns ist und was vielleicht nie sich unseren Blicken entschleiern wird.“

Es war Dr. Meyers Absicht, von der Geelvinkbay, also von Norden her, nach Süden bis ans Meer vorzudringen, also die Insel in dieser Richtung zu durchschneiden; er gedachte die Südküste westlich von Ulanate, östlich von der Einabag zu erreichen, ungefähr den Kratzen gegenüber. Aber sein Vorhaben mißlang, weil er nicht Gefahr laufen wollte zu verhungern; sein Vorrath war aufgebraucht und er mußte schleunig umkehren als er schon das Südmeer aus weiter Ferne erblickt hatte.

Die Häuser der Bergbewohner im Nordwesten sind ebenso bemerkenswerth wie die ganz im Wasser stehenden der Küstenbewohner; sie wurden dem Gebirge angepaßt; immer befinden sie sich auf einer Höhe, welche einen freien Ueberblick gestattet. Auch sie stehen auf einem wahren Walde von dünnen, unbeschälten Baummstämmen, welche durch ihre große Zahl ergeben, was den einzelnen an Tragfähigkeit abgeht. Sie liegen meist an einem Abhange, so daß sie vorn auf 30 bis 40 und mehr Fuß hohen Felsen und zum Theil auf Büden, abgehauenen, aber noch in der Erde wurzelnden Baummstämmen ruhen, hinten aber auf nur etwa 10 bis 15 Fuß hohen. Die Dachform ist dieselbe überhängende und vorn am Hause befindet sich die große Plattform, welche einen weiten Ueberblick in die Ferne gestattet und derjenigen der Küstenbewohnungen entspricht, welche ihrerseits hauptsächlich dazu dient, die Fahrzeugen zu bergen, damit diese nicht immer im Wasser liegen. In jedem Hause wohnen auch hier viele Familien, aber an einem Orte stehen selten mehr als drei oder vier Häuser und zwar in solcher Entfernung

von einander, daß der laute Ruf aus dem einen bis zum andern dringen kann.

Dr. Meyer ist der erste Reisende, welchem es gelungen ist, Neuguinea von einer Küste bis zur andern zu durchwandern; er ging von der Geelvinkbay bis an den Mac-Cluer-Golf, welche beide nicht, wie man früher wohl angenommen hat, durch eine Wasserbindung mit einander zusammenhängen; es ziehen vielmehr als Ausläufer des Kratzengebirges mehrere parallel von Nordost nach Südwest laufende Gebirgszüge von bis zu 3000 Fuß Höhe über diese Landeuge und erschweren den Uebergang. Sie sind zum Theil äußerst steil und krassen in der Lage, deutlich die Spuren früherer vulkanischer Thätigkeit an sich. Eigentümlich ist die Schmalheit der Berggründen, welche sich geradlinig oder großen Kraterändern gleich weithin erstrecken. Die Seitenwände derselben fallen meist so steil ab, daß man nur auf diesen Klüften die Höhen ersteigen kann und dies wird erleichtert durch den Umsland, daß die Wildschweine ihren Weg regelmäßig auf diesen Berggründen nehmen und eine Art von Pfad gebahnt haben.

An der Geelvinkbay nahm der Reisende als Führer solche Papuas, die zum Theil schon jenseits der Berge gewesen waren, in Jakati; so bezeichnet man ein Dorf und einen Fluß, welcher in den Mac-Cluer-Golf mündet. Dieser liegt zwischen 2 und 30° S. und wird von 133° O. durchschnitten. Das Land jenseits wird mit dem Namen Nim bezeichnet. Die Bewohner des kleinen Dorfes Jakati waren höchst erstaunt, als sie plötzlich einen weichen Mann dort antommen sahen; noch nicht einmal ein Malage war in jenem Orte gewesen, denn weiter als bis ans Ende des Mac-Cluer-Golfs ist noch Niemand von der Westküste aus gekommen; das war am Ende des vorigen Jahrhunderts, und von der Seite der Geelvinkbay aus hatte sicher auch Niemand diese Strecke gemacht. Jakati lag noch über eine Tagereise weit vom Meere entfernt, Meyer konnte indessen mit seinen Begleitern in Booten den Strom hinabfahren; zu Fuß wäre es vielleicht des jumpfigen Bodens wegen kaum oder gar nicht möglich gewesen, an die See zu gelangen.

Die Fahrt war sehr interessant, aber nicht ohne Gefahr, denn am Fluße lebt eine dichte Bevölkerung und die Anwohner des Golfs gelten für verrätherisch. Die Papuas dort hatten Waaren, welche sie indirect durch Handelsleute aus Ceram oder Malakka erhalten haben mußten, denn solche besaßen jene Westküste. Die 10 Papuas, welche Dr. Meyer von der Geelvinkbay mitgenommen hatte, wurden freundlich behandelt, er hatte jedoch Mühe, sie zusammenzuhalten. Ein Fest zu veranstalten ist der Papua sehr geneigt; ein solches besteht aus Tansen, Singen, Palmwein trinken, möglichst viel essen und dauern oft tagelang. Auch die Nächte hindurch bleibt man auf der Plattform des Hauses, man schläft auf dem platten Boden und hat unter dem Kopfe ein kleines hölzernes, kunstvoll geschnitztes Nackenkissen, damit der Haartup nicht beschädigt werde.

Am Ausflusse des Jakati in den Mac-Cluer-Golf liegt eine ziemlich stark bevölkerte Insel, deren Bewohner mit den Leuten am Fluße fast immer in Freundschaft sind. Als Dr. Meyer an jenem Ufer vorbeifuhr, tief er aus Vorlicht, sobald ein Mensch in Sicht kam, Schüsse abfeuern und nahm erst ein Nachtlager, als er sich im offenen Golf befand. Morgens 2 und auch wieder um 4 Uhr wurden er und seine sechs Malagen durch ein Geräusch aufgeweckt; sie meinten Schüsse zu hören, es rührte jedoch von zusammenbrechenden Bäumen her und gleich dem Geräusche eines Gewehrfeuers. Späterhin stellte sich heraus, daß ein starkes Erdbeben stattgefunden hatte, da aber das Boot, in welchem Dr. Meyer übernachtete, in jumpfigem Boden lag, so hatte er die Schwanlungen

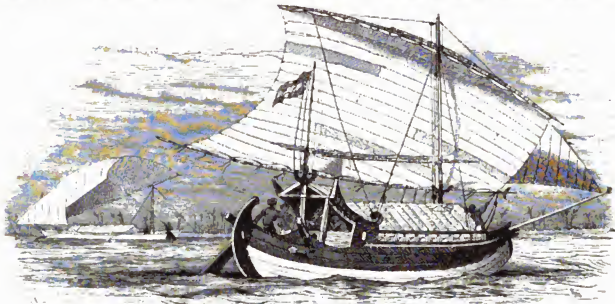
nicht gespürt. Dasselbe hatte sich über dem ganzen Nordwesten bemerkbar gemacht und viele Verwüstungen angerichtet. Erdbeden sind in jener Region nicht selten; sie haben meist ihr Centrum im Arfakgebirge.

Nachdem der Reisende seinen Zweck, die Landenge von einer Küste bis zur andern zu überschreiten, erreicht hatte, mußte er, gleichfalls wieder über Land, nach der Geelvinkbay zurückwandern, denn in dieser lag sein Schiff. Er wollte dasselbe nicht von dort um die nordwestliche Spitze der Insel herum nach der Mac-Cluer-Bay kommen lassen, da sein malayischer Capitain sich nicht auf Observationen verstand und also leicht das Ziel verfehlen könnte.

Von Süden aus konnte Dr. Meyer das Arfakgebirge nicht ersteigen, weil er dort keine Niederlassungen gefunden hätte. Einige Stunden von Doreh entfernt liegt im Norden des Gebirges das Dorf Audai; dort lebt ein holländischer Missionar mit den Eingeborenen im besten Einvernehmen, hat jedoch gar keinen Einfluß auf sie. Von dort aus gelang es ihm das Arfakgebirge bis zu einer Höhe von mehr als 6000 Fuß Höhe zu ersteigen; es war noch von

Niemand besucht worden, bevor Albertis zu Ende des Jahres 1872 bis etwa 3000 Fuß Höhe gekommen war. Meyer nimmt den höchsten Punkt auf nicht mehr als etwa 7000 Fuß an. Die Bevölkerung ist überaus dünn und lebt in Schmutz und Verkommenheit; in den Bergen ist es dort, so nahe dem Aequator, kalt und feucht; in den dichten Urwäldern wird es erst um 7 Uhr hell, um 10 Uhr ist man in Nebel gehüllt und tropischer Regen strömt herab, selbst in der sogenannten trocknen Jahreszeit. Die Arfakis sind bagrigen abgehärtet, aber für Europäer und Malayen — jene des Dr. Meyer wurden alle krank — ist es unmöglich, länger zu verweilen.

Einschieden von Belang sind die folgenden Bemerkungen eines so ruhigen und scharfen Beobachters, der mit offenem Blick und ohne irgend welche vorgefaßte Meinung geforscht hat. Man sieht, so sagt er, von straffhaarigen Menschen, von malayischen Niederlassungen, von Stämmen mit hellerer Hautfarbe und dergleichen mehr. Allein alles dieses ist nicht stichhaltig. Nirgends auf Neuquinea sind Spuren von malayischen Niederlassungen nachgewiesen worden und



Eine Booten von Makassar im Hafen Doreh.

es ist kein zureichender Grund da, solche anzunehmen. Man stellt sich überhaupt den Verkehr zwischen Malayen und Papuas als einen zu lebhaften vor; nachhaltige Einflüsse wurden bis jetzt auf Neuquinea nirgends von Malayanen ausgeht. Menschen mit hellerer Hautfarbe existiren hier (im Arfakgebirge) so wenig wie an dem Südofer; wenigstens lassen die Angaben des Reisenden von dort her sich nicht so verstehen, wenn man die Farbenmalen der Papuas überhaupt an Ort und Stelle studirt hat, und dann erkennen berücksichtigt, daß sie in der That nicht schwarz sind, wie man sich irrigerweise meist vorstellt, sondern nur braun oder höchstens schwärzlich braun, und wenn man zweitens weiß, daß sie, wie alle Volksstämme des indischen Archipels, in Bezug auf Hautfärbung eine große Variationsbreite besigen. Aus eigener Anschauung kann Dr. Meyer mit voller Bestimmtheit sagen, daß die Bewohner des Arfakgebirges ganz denselben Papuastamm angehören, wie die Annaboh der Küste. „Es ist dies ein Punkt, über den nicht der geringste Zweifel obwalten kann und ich würde die Möglichkeit, daß im Innern noch andere Stämme wohnen — welche Behauptung auf-

zustellen nicht der geringste Grund vorliegt —, nicht in Rede stellen wollen, wenn wir nicht jetzt von so vielen Punkten Neuquineas Berichte über die Eingeborenen besitzen und wenn nicht dieselben in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen“ *).

Am Mac-Cluer-Golf hatte Dr. Meyer sich ein Cumpfsieber zugezogen; die Zeit, für welche er sein Schiff gemiethet hatte, war um und er verließ Doreh; nach 85 Tagen war er in Wien. Als seine geographischen Hauptergebnisse bezeichnet er: die Umschiffung der ganzen Geelvinkbay;

*) Es ist zu hoffen, daß Moreau's spezielle Nachrichten geben wird über die Leute, welche er östlich von der Nechkarben in einer hügeligen, sehr fruchtbaren und gut angebauten Gegend fand. Er schildert sie als friedlich, umgänglich, ruhig; sie hatten, sagt er, nie zuvor einen weißen Menschen gesehen und kannten das Eisen nicht; ihre Haut ist hellbraunfarbig. Moreau meint, sie seien „malayischer Abkunft“ (?) und sehen die Hautfarbe allein beweise, daß sie keine Papuas sein können. („Mémoires“ XXIV, S. 254.) Da die Australier von dort her kommen wollen, so erfahren wir wohl gelegentlich Näheres über diesen, angeblich nicht zu den Papuas gehörenden Stamm.

die Kreuzung Neuguineas von einer Küste zur andern; die Besteigung des Atlasgebirges bis zu 6000 Fuß Höhe. „Es schließen diese Resultate nur einige Ansätze unserer geographischen Kenntnisse dieses großen Landes in sich und lassen um so greller zu Tage treten, welche Aufgaben der Forscher hier noch zu lösen hat. Es sind ihrer so viele, daß

eine rein geographische Expedition dorthin sehr wohl angezeigt wäre.“

Dhne Zweifel wird Dr. Meyer eine umfassende Schilderung seiner Reise geben und wir lesen mit Freuden, daß er binnen Kurzem seinen Zug über die Landenge in Petermann's Mittheilungen eingehend beschreiben werde.

Die Territorialveränderungen in Mittelasien nach dem Frieden zwischen Rußland und Chiwa.

R. A. In dem am 12. August 1873 im Garten Gendenian bei Chiwa abgeschlossenen und einerseits vom Generalgouverneur von Kaufmann, andererseits vom Chan Seid-Rohammed-Radjim-Bahadur unterzeichneten Frieden befinden sich folgende Paragraphen.

1. Seid-Rohammed-Radjim-Bahadur-Chan erklärt sich für einen ergebenen Diener des Kaisers von Rußland. Er entsagt allen unmittelbaren und freundschaftlichen Beziehungen zu den benachbarten Herrschern und Chanen und dem Abschluß irgend welcher Handels- oder anderer Tractate mit denselben und wird ohne Wissen und Genehmigung der höhern russischen Autorität in Mittelasien keinerlei Kriegsoperationen gegen dieselben unternehmen.

2. Die Grenze zwischen dem russischen und dem chiwaschen Gebiete bildet der Amu-Darja von Rußkerti den Fluß abwärts bis zum Austritt des westlichen Armes des Amu-Darja aus demselben, und von diesem Orte ab dieser Arm bis zur Mündung desselben in den Kaspij. Weiter führt die Grenze längs dem Ufer des Sees bis zum Vorgebirge Urga und von dort am Fuße des Abhanges des Ust-Urt längs dem sogenannten alten Bette des Amu-Darja.

3. Das ganze rechte Ufer des Amu-Darja und das an demselben belegene Land, welches bisher für chiwasches galt, gehen vom Chan in den Besitz Rußlands über, sammt allen daselbst ansässigen und nomadisirenden Völkern. — —

4. Im Falle, daß gemäß allerhöchster Willensbestimmung Sr. Majestät des Kaisers ein Theil dieses rechten Ufers dem Emir von Buchara zum Besitz gegeben wird, erkennt der Chan von Chiwa diesen letztern als den rechtmäßigen Besitzer dieses Theils seiner früheren Besitzungen an und entsagt allen Absichten auf die Verstellung seiner Macht daselbst.

Folgen Paragraphen, nach denen den russischen Dampfern und Fahrzeugen das ausschließliche Recht der Schifffahrt auf dem untern Amu vorbehalten wird, ferner Bestimmungen über die Anlage von Factorien, sowie Maßregeln, welche die Freieigebung und Erleichterung des russischen Handels in Chiwa betreffen. Endlich Bestimmungen über die Freieigebung der Sklaven im Chanat und über die Zahlung der Kriegenschädigung *).

Als Ergänzung zu diesem Friedenstractate dient der vom 28. September 1873 datirte neue Vertrag zwischen Rußland und dem Emir von Buchara. Er enthält folgende Paragraphen, die hier berücksichtigt werden müssen.

1. Die Grenzen zwischen den Besitzungen Sr. kaiserl. Majestät dem Zaren aller Reußen und Sr. Gnaden dem Emir von Buchara bleiben unverändert. Nachdem das chiwasche

Territorium am rechten Ufer des Amu mit dem russischen Reiche vereinigt worden ist, wird die ehemalige Grenze zwischen Chiwa und Buchara, von der Oase von Chalat bis Rußkerti, in der nachstehenden Weise abgeändert: Die Besitzungen des Emir von Buchara werden vermehrt durch die Hinzufügung des Landes zwischen der früheren Chiwa-Buchara-Grenze am rechten Amuufer von Rußkerti bis Reßkelli, und von Reßkelli bis zu dem Punkte, wo die ehemalige Chiwa-Buchara-Grenze an die Grenze des russischen Reichs stieß.

2. Nachdem das rechte Amuufer von Chiwa losgelöst ist, durchziehen die Karawanenstraßen, die von Buchara nach Norden führen, ausschließlich bucharisches und russisches Gebiet. Die russischen und bucharifischen Regierungen werden, jede innerhalb ihres Gebietes, über die Sicherheit der Karawanenstraßen und den Handel an denselben wachen.

3. Russische Dampfer und andere Fahrzeuge, entweder der Regierung oder Privatpersonen gehörig, sollen das Recht haben, ohne irgend ein Hinderniß den bucharifischen Theil des Amu zu beschiffen, gerade so wie bucharifische Schiffe.

In den nachfolgenden Paragraphen wird den Russen das Recht zugesprochen, Vorrätheln und Vorrathshäuser am Amu zu errichten und werden eine Menge Bestimmungen getroffen, welche sich auf die Erleichterung und Sicherung des russischen Handels auf dem Gebiete Bucharas beziehen.

Die officielle „St. Petersburger Zeitung“ begleitete die Veröffentlichung des Friedensschlusses mit folgenden Worten: „Rußland hat keinen dringenderen Wunsch, als die Unabhängigkeit von Chiwa und Buchara zu erhalten. General von Kaufmann würde Chiwa geräuchert haben, hätte nicht der Chan seine völlige Unfähigkeit eingestanden, die Friedensbedingungen aufrecht zu erhalten, falls die russischen Truppen zurückgezogen würden. In der That waren der Chan und die seßhafte Bevölkerung der Gnade der nomadischen Turkomanen anheimgegeben, welche die friedliebenden Einwohner plünderten und ihnen ihre Willkür als Gesetz aufdrängten.“

„Um die Wohnortstränder davon abzuhalten den Chan zu unterjochen, waren die Russen genöthigt, eine Festung im Lande zu bauen, und da die Gelände des Kaspijsee unglücklicherweise zu sumptig waren, als daß Europäer dort hätten aufhalten können, so mußte zu diesem Zwecke ein weiter oberhalb am Fluße gelegener Punkt ausgewählt werden. Die Garison dieser Festung mußte auch in sicherer Verbindung mit der Provinz Russisch-Turkestan stehen. Nun ist es aber bekannt, daß die Schifffahrt auf dem Amu absehbare mehrere Monate unterbrochen ist, so daß, sollte die Besatzung nicht während des Winters absolut isolirt bleiben, nichts anderes übrig blieb, als das ganze Land zwischen der neuen Festung und der Syr-Darja“

*) Der Friedenstractat ist in extenso abgedruckt in Alex. Fegold's instructiver Broschüre „Turkestan“ (Leipzig 1874).

Linie zu annectiren. Der südliche Theil des annectirten Landes, welches das ganze chinesische Gebiet zwischen dem Amu und Syr-Darja umfaßt, wurde später an Buchara abgetreten, in der Absicht, den Chan dieses Fürstenthums für die Sicherheit der durch die dazwischen liegende Steppe reisenden russischen Karawanen verantwortlich zu machen. Wenn das Recht, den Amu zu befahren, ausschließlich Rußland vorbehalten wurde, so war dies nothwendig um die Nomaden zu verhindern Piraten zu werden.“

Von welcher gewaltiger politischer Tragweite diese beiden Verträge sind, erhellt auf den ersten Blick; China ist völlig zum Vasallen Rußlands geworden, und Buchara, das bereits seit dem Falle Samarkands im Jahre 1868 in diesen Verhältnissen steht, wurde in noch strengere Fesseln gelegt. Chosland war bereits früher gebrochen. Der Vertrag mit Buchara giebt den Russen das Recht ihre Kanonenboote den ganzen Amu aufwärts bis Kundusch und Badakshan in das Netz Innerasiens zu schicken und erlaubt ihnen sich allenthalben an den Ufern dieses Stromes festzusetzen. Der

russische Handel erhält Privilegien über Privilegien. Außerdem wird aber Buchara von der übrigen Welt ganz isolirt. Ohne russische Erlaubniß darf Niemand von Norden her das Chanat betreten, so daß dasselbe nur von Afghanistan aus von Nichtsrussen erreicht werden kann. Dafür erhält der Chan von Buchara einen festen Land am rechten Amuufer, der nur geringen Werth hat und vielleicht 6000 nomadisirende Einwohner zählt. Die gute Oasenlandschaft unterhalb Meshelli am Amuufer (namentlich die Schir-Djeli-Berge) ist an Rußland gefallen. Nach allem kann man erwarten, daß eines schönen Tags die Flottenflotte auf dem Amu aufwärts bis tief ins Innere nach Kundusch und weiter darüber hinaus fährt und zeigt, wie Rußland der Gebieter in Innerasien ist.

Eine weit größere Ausdehnung, als das am rechten Amuufer abgetretene Gebiet, hat jenes zwischen Aralsee und Kaspischem Meer, welches nun unbestritten in russischen Besitz übergeht. Bis zum vorigen Jahre verlegte man gewöhnlich die russische Grenze an den Nordabfall des Wu-



fenplateaus Ust-Irt, etwa auf eine Linie, die vom Wertwi-Knüt-Usken des Kaspischen Meeres nach Osten zum Aralsee lief. Die ganze Küste des Kaspischen Meeres war natürlich in den Händen der Russen, dafür sorgten die dort angelegten Forts: Alexandrowsk auf der Halbinsel Mangischlak, Kasanowdsk an der Balkanbucht, Tschischlak an der Ärmelmündung (der persischen Grenze gegenüber) und die Insel Aschura de an der persischen Küste, die als Flottenstation dient. Die Bevölkerung im Innern, also im Chen, welche in der Ust-Irt nomadisirte, erkannte Rußlands Oberhoheit nicht an; es waren Kirgisen im Norden, Tschoboren in der Mitte, Komut-Turkomanen im Süden. Sie sind nun auch durch Waffengewalt gezwungen, wenn auch nicht ganz bezwungen. China hat durch den Friedensvertrag aber allen Rechten und Ansprüchen auf das Land zwischen Aral- und Kaspisee entsagt, denn die Grenze verläuft nun vom Vorgebirge Urga am Aralsee dem Bette des alten Amu (Oxus) entlang bis zur Balkanbucht.

Der oben angeführte Artikel der amtlichen „Petersburger Zeitung“ befaßt sich eines Commentars. Er sucht die Annexion des rechten Amuufers dadurch zu beschönigen, daß jener Landstrich gleichsam als Stappenfrage für die neue russische Asienpolitik am rechten Amu dienen müsse. Diese Festung, Petro-Alexandrowsk, wurde bei Schmachan angelegt, hat aber nur wenige Monate bestanden und ist jetzt aufgegeben worden. Dagegen wurde Rufus im Delta des Amu zur Hauptfestung erklärt. Man beachte, daß in dem oben mitgetheilten officiellen Commentar zum Friedensschlusse die „Unmöglichkeit“ der Anlage einer Festung im Amu-Delta betont und damit auch die Annexion des weiter stromaufwärts gelegenen Landstrichs begründet worden war.

Die Schiffbarkeit des Amu betreffend, so geben wir noch folgende Data. Der bisher zu China gehörige Theil des Amu ist nur im Januar gefroren, während nach anderen Quellen er überhaupt nicht zufriert. Der Hauptarm des Delta, der Ustun, wurde von den Chinesen durch

Dämme abgesperrt, um das Einlaufen der Kaskade zu verhindern; diese Hindernisse sind aber von den Russen bereits wieder beseitigt worden. Der unermüdbare Forscher Baron Kaulbars hat gezeigt, daß auch wenige kleinere Arme des Delta für Barken fahrbar sind.

Im Frühjahr wird eine wissenschaftliche Expedition von den Russen den Nil aufwärts gesandt werden, an der auf Wunsch der russischen Regierung auch ein deutscher Geologe Theil nimmt.

Die deutsche Expedition in der libyschen Wüste.

Ein Brief von Gerhard Rohlfs.

Gaza in Dagest, 11. Januar 1874.

Sogut wie Ihr „Globus“ mich hier in der libyschen Wüste zu finden weiß, so gut, hoffe ich, wird zu Ihnen dieser Brief kommen, nicht nur der Brief, sondern auch ein Bild von der am wenigsten besuchten Gasse der ganzen Sahara.

Die Europäer, welche in Kaur oder Fesau waren, zählten nach Tugenden; die westlichen Däsen waren vor mir zwar auch zum Theil nur von einigen wenigen Europäern besucht, aber wer ist je nach Farafrah gekommen? Meines Wissens außer Gailaud und seinem Begleiter Niemand. Es ist wahr, daß in früheren Zeiten vielleicht irgend ein Bischof, der sich den Landesherren nicht fügen wollte, vom Verbannungsort Gharih aus einen Absteher nach dieser kleinsten westlichen Gasse Aegyptens machte. Vielleicht hatte der heilige Athanasius, als er die Däsis von Thebae mit seiner Gegenwart beglückte, in Trinitatis einen pied à terre, wie man in Frankreich zu sagen pflegt; — aber seit der Zeit, wie viele Jahre sind da verstrichen! Da im Mittelalter bis fast in die Neuzeit hinein gingen alle diese Däsen und namentlich Farafrah (Trinitatis) ganz für uns verloren, man wußte nichts mehr von ihrer Existenz.

Die Einwohner dieser Däsen, unzweifelhaft Abkömmlinge der alten Aegyptier, haben natürlich keine Ueberlieferungen dieser biblischen Zeiten, so die von Farafrah haben gar keine Ahnung von einer andern Welt, als die der Däsen. Gharih im Norden, Dagest und Ghargh im Süden sind für sie das non plus ultra ihrer geographischen Kenntniß. Dunkel haben sie auch vielleicht vom Nilthal gehört, sie ahnen, daß dort in einer Stadt (was denken sie sich dabei?) Namens Ma'ar Jemand wohnt, welcher durch den Mädr von Gharih ihre Steuern eintreiben läßt. Aber was das Nilthal ist, wer der Biscônig, davon haben die Einwohner von Farafrah nur eine unklare Idee. In neuester Zeit, seit etwa sechs Jahren, hat sich allerdings ihr geographischer Horizont erweitert. Eidi Snuffi hat von Sarabab aus eine Filiale in Farafrah errichtet, die Filiale einer Saupa.

Wie ich Ihnen früher mitgetheilt habe, ist der religiöse Orden der Snuffi ein ganz neuer, erst in den letzten dreißig Jahren von Eidi Wokhammad ben Snuffi gegründeter. Die Hauptbestrebung desselben ist den Islam zu befestigen und ihn namentlich gegen die Einwirkung der Civilisation zu schützen. Daher der wüthende Haß gegen alles was mit dem Christenthum zusammenhängt. Um das zu erreichen sammeln sie, wie alle geistlichen Orden aller Religionen, Geld an und dies wird das Mittel ihrer Macht. Sie ist es ihnen denn auch innerhalb weniger Jahre vollkommen gelungen sich zu Derscheren in Farafrah aufzuwerfen. Der Ghebid ist zwar nominell Herrscher und erhält auch regelmäßig aus Farafrah seine Steuern, aber die eigent-

lich Regierenden und die welche die meisten Einkünfte aus dieser kleinen Gasse beziehen sind die Snuffi.

Man kann sich denken, daß wir in einer solchen Vertheilung keine zu willkommenen Gäste waren. Zwar wagte man nichts gegen uns zu unternehmen, aber wohl nur aus dem einfachen Grunde, weil die Nacht fehlte.

Der Ort Farafrah zählt nämlich höchstens 400 Seelen. Die Einwohner selbst behaupten, daß die Zahl der erwachsenen Männer nie 80 übersteige, aber ich glaube das Zählen ist nicht die stärkste Seite der Farafraenser.

Es war am 30. December als wir und der Däse näherten. Da die Einwohner eine Benachrichtigung unserer Ankunft noch nicht erhalten hatten, so können Sie sich denken, welch panischen Schreden das Herannahen einer so großen Karawane wie die unsrige war verursachte. Wie die Murmelthiere hielten sie ängstlich vor ihrem Dorfe, bis endlich sich einer das Herz sogte und uns entgegen kam. Einer unserer Araber hatte übrigens schon seit Langem, zum Zeichen, daß wir in friedfertiger Absicht kämen, sein schmutzig weißes Hemd über den Kopf hinaus zu einer Friedensfahne verlängert. Nun glaubten sie noch schnell ein Empfangscomité bilden zu müssen. Und wie überall, mag der Ort noch so klein sein, zwei Parteien sind, hatte sich die fortschrittliche (darf ich sie so nennen?), d. h. die, welche noch zum Banner ihres ehemaligen geistlichen Oberhauptes schmur, die Partei vom Schich Marfut, um eine grüne Fahne gesammelt, um uns zu bewillkommen. Die Partei der Snuffi hielt sich natürlich fern.

Wir schlugen unser Lager zwischen dem Orte und den nächsten üppigen Gärten auf, welche letzteren von einer reichlichen aus der Erde sprudelnden Quelle getränkt werden. Vom Orte selbst läßt sich wenig sagen. Wie Sie aus der Abbildung ersieht besteht derselbe aus einem Conglomerat von Thonhäusern, welche sich um ein burgartiges Gebäude herumgruppieren. Die Wohnungen sind äußerst elend und würden beim Regen zusammenstürzen, denn das Material besteht aus an der Sonne erhärteten Thonlumpen. Aber das Schmelzen ihrer Wohnungen brauchen die Farafraenser nicht zu fürchten, denn es regnet alle zehn Jahre ein Mal und dann fallen höchstens einige Tropfen.

Natürlich blieben wir nur die nöthigste Zeit in Farafrah. Die Aermlichkeit der Bewohner und die wenigen Nahrungsmittel, welche wir fanden, erlaubten auch keinen längeren Aufenthalt. Dazu kam, daß wir merkten, unser Verbleiben wäre ihnen sehr unangenehm gewesen.

Die Farafraenser sind häßlich und von gelblicher Hautfarbe; sie zeigen im Allgemeinen den Typus der Nilthalbewohner, nur sind sie häßlicher. Die Männer tragen eine einst weiß gewesene Hose und ein Hemd aus demselben Stoffe, darüber ein blaues Tuch, in welches sie sich bei Kälte

einwickeln. Auf dem Kopfe haben sie eine weiße Mütze von der Form eines Turbans. Die Frauen umwickeln sich mit dem dunkeln fast schwärzlichen Tuche, wie es die Niltthal-Frauen thun. Das Paar fällt in ziemlich geschlossenen aber nicht sehr schmutzigen Fächern vom Haupt herab. Um den Hals, um die Handgelenke, Knöchel haben sie Ringe und Glasperlen. Auch die Finger sind mit Ringen verziert. Auch die Frauen sind keineswegs hübsch zu nennen, nur haben sie in der Jugend eine gewisse Fülle der Formen *) —

Die Mitglieder der sorgfältig ausgestatteten Expedition waren zu Ende des Novembers in Kairo versammelt: Gerhard Rohlfs als Leiter; der Botaniker Dr. Acherson aus Berlin; der Geodät Dr. Jordan, der Geolog Dr. Zittel, beide aus Karlsruhe, und der Photograph Remmele. Schon in der zweiten Woche des Decembers konnten sie sich in Bewegung setzen; sie hatten der eifrigen Fürsorge des trefflichen deutschen Generalconsuls, Herrn von Jasomund, sich zu erfreuen und wurden vom Gehilfen, welcher die Kosten im Interesse der Wissenschaft bestreitet, sehr freundlich empfangen. Derselbe hatte in Eint, dem Ausgangspunkte der Expedition, alle Vorkehrungen für Verpflegung und Beförderung getroffen. Dr. Zittel entwirft folgende Schilderung:

„Der letzte Gruß beim Scheiden aus dem Niltthal wurde uns in herzlichster Weise von koptischen Christen dargebracht. Wir mußten unserer arabischen Begleitung zuliebe schon ziemlich früh den zweiten Tagmarisch schließen und schlugen unsere Zelte neben einem großen, castellähnlichen, von vielleicht 10 Meter hohen Mauern umschlossenen Dorf auf. Noch waren wir mit dem Abpulen unserer Kisten, mit dem Einrichten unserer Zelte beschäftigt, als sich eiligen Schrittes eine große Schaar Männer in schwarzen Gewändern und schwarzen Turbanen näherte. Voran schritten einige zerlumpte Burche mit fliegenden Fahnen, auf welchen ein griechisches Kreuz mit Silber geschildert war. Ein wohlbeleibter würdig aussehender Mann an der Spitze des Zuges kam auf uns zu, schüttelte einem jeden von uns die Hand, und hielt eine kurze Begrüßungsrede; es war, wie wir jetzt hörten, der „Reis“ (Bischof) des vor uns liegenden koptischen Klosters Der Maragh, angeblich des größten und reichsten in ganz Aegypten. Sämmtliche Mönche folgten dem Beispiel ihres Oberrn und berührten unsere Hände mit der innern und der äußern Fläche der Ohren, indem sie zugleich das Zeichen des Kreuzes machten. Wir sollten im Kloster wohnen, als wir indeß ihre Gastfreundschaft ablehnten, bestanden sie darauf und in fierlichem Zug unter dem Klang der einzigen Glocke zum Besuch dahin zu führen. Durch ein Thor gelangten wir zunächst in prächtige Palmengärten, dann geleitete man uns durch enge Gassen, in welchen verdingelte antike Granitsäulen und Hieroglyphensteine als Thorsschwellen

oder Ecksteine verwendet waren, nach der Kirche, einem ziemlich schmucklosen Gebäude in byzantinischem Stil mit 5 Nebenschiffen. Zum Refectorium stieg man die enge Treppe des Nachbarhauses hinauf, und hier nahmen der Reis und wir auf einem langen Divan Platz, die Mönche lawerten sich in dachtem Kreis auf dem Boden nieder. Man bot uns Limonade, Tschibuts und Kaffee an, die Getränke wurden unter einem silbergeplatteten Tuche aufgetragen, ein Klosterbruder blieb so lange vor uns stehen bis die Tasse geleert war, und reichte darauf eine goldgestickte, offenbar schon vielfach gebrauchte Staatserviette zum Abwischen des Mundes dar.

Wir betrachteten mittlerweile eine Anzahl koptischer Bilder, darunter eine wundervoll geschriebene mit Initialen reich geschmückte Bibel von hohem Alter, durchwanderten darauf das ganze Kloster, ließen uns die Mühle, Bäckerei, Vorrathskammern zeigen, und bestiegen zum Schluß einen hohen zur Vertheidigung gegen feindlichen Angriff bestimmten festen Thurm, auf dessen zinnenbekrönter Plattform man weithin das Niltthal und die Wüste überblickte. Als Rohlfs dem Reis eine starke Handvoll blauer Thersienblätter als Geschenk für das Kloster überreichte, erboben die guten Väter ein lautes Gebet, indem sie Gottes Segen über uns und unser Vorhaben antriefen. Durch Zufindung eines Schweines, eines Schafes nebst ganzer Herde voll Dorn suchten sie ihrer Erntemöglichkeit und ihrer Freude über unsern Besuch Ausdruck zu geben. Den folgenden Morgen sollten wir das Abendmahl mit ihnen theilen. Schon um 5 Uhr holten uns drei mit einer rissigen Lederne verheute Klosterbrüder zur Kirche ab; als jedoch nach zweifündigen Ceremonien, Gebeten, Klappern mit Blechschalen, Anstehen und Niederknien und Einsegnen der verschiedenen Geräthe, erst Brot und Kelch enthielt waren, und bereits der zweite Sendboten uns zur Abreise aufforderte, mußten wir Maragh verlassen ohne das koptische Liebesmahl getheilt zu haben. Der Besuch bei diesen gastfreien auf ihr armeliges Kloster und ihren bescheidenen Reichtum aber doch sehr stolzen Mönche schloß unsern Aufenthalt im Niltthal. Wir ergriffen den niedrigen Paß, ritten wohl eine Stunde weit zwischen Kalkhügeln gegen Westen, warfen von einer Anhöhe einen letzten Blick nach dem Fluß zurück, und besaßen uns nun vollständig in der libyschen Wüste.“

Zwischen Der Maragh im Niltthal und der Oase Farafra traf die Karawane der Expedition keinen einzigen Menschen und keine einzige Ansiedlung und auch kein gesundes Trinkwasser. Vollkommen wasserlose Strecken von sieben Tagemärschen, wie die zwischen Mer und dem Bitterquell Bir Kerai liegende, sind selbst in Africa äußerst selten und darin liegt auch die Erklärung, daß die Oase Farafra fast gar keine directe Verbindung mit Aegypten besitzt. Für große Karawanen ist diese Strecke nur unter außerordentlichen Vorkehrungsmaßregeln zu passieren und die hier und da am Wege bleichenden Kameelgrippe beweisen, daß auch die mit wenigen Thieren reisenden Eingeborenen nicht ohne Opfer das Wagniß einer solchen Wüstenreise bestehen. Aber es hat doch zwischen Farafra und dem Niltthal eine uralte Straße gegeben, die in früheren Jahrhunderten stärker benutzt worden ist und deren Spuren die Expedition deutlich erkannte. Erstliche Gesahnen besorgte dieselbe nicht und bis Kaer Dachel, von wo aus Dr. Zittel unterm 10. Jannar seinen vierten Bericht an die „Allgemeine Zeitung“ geschickt hat, war Alles im besten Zustande.

*) Die zwei Väter stellen das eine Paracraus vor und das andere die Cuelle, auf welcher man im Hintergrunde das Gebäude der Synagoge sieht. Die Photographien sind von Herrn Remmele angefertigt, der, obgleich mit vielen Schwierigkeiten kämpfend, schon eine große Anzahl sehr gelungenen Bilder zur späteren Illustration der libyschen Expedition hergestellt hat. Der Europäer auf dem Bild von Paracraus ist Professor Zittel, eine vorchristliche Töpferscherbe betrachtest. — Die Wiedergabe der Bilder wies die Mittheilung des Textes verzeihen, wir müssen uns dieselbe auf eine spätere Gelegenheit aufheben. —

Hermann Vambergh's Jugendwanderungen *).

I.

Im Jahre 1860 war ich vielleicht der einzige Europäer, der in allen türkischen Kreisen Konstantinopels ungemindert ein- und ausging, und vom eigentlichen Stambuler Leben soviel zu sehen bekam, wie Wenige vor mir. Und zwar, Niemand wird es mir verargen, wenn ich heute inmitten meines europäischen Lebens mit ungeheurer Freude mich an die schöne Gastfreundschaft erinnere, die mir in den Häusern der vornehmsten Türken zu Theil wurde. Die Keuschheit der hochgestellten Männer eines Staates, der absolute Mangel an Stolz und Hoffart ist in der That eine Tugend, die wir in unsern civilisierten Abendlande häufig vergebens suchen. Die dumme Aufgeblasenheit, lächerliche Arroganz und die klägliche Unwissenheit gewisser Aristokratien giebt ein jämmerliches Bild gegenüber dem Benehmen der in Europa so oft verpönten asiatischen Großen. Manche hohe Herrschaften scheinen die Länge ihrer Nase nach der Länge ihres Stammbaumes abzumessen. Der Orientale kümmert sich um den Adel des Blutes nur bei den Pferden und Jagdthieren, während bei uns mit solch „hütherischem Vorzug“ nur die Auserwählten sich brüsten. Ich bin in der That neugierig, in welchem Lande Europas es wohl einem unbekannten Fremdlinge gelingen könnte, mittelst Wissendbucht sich so schnell in den vornehmen Kreisen Eingang, Wohlgefallen und Schutz zu verschaffen? Bei uns giebt es wohl Protectoren, hohe Gönner, die dem Manne des Buches und der Kunst unter die Arme greifen, doch ist dies nie jene Vertraulichkeit, nie jene innige Freundschaft, die im Morgenlande dem geistigen Streben zu Theil wird. Bei uns ist vielfach der Stammbaum mit der manchmal wüthigen Wurzel und rüddigen Kinde tonangebend, im mohammedanischen Asien erstirbt dieser nicht; und wenn sich gleich die Araber mit der Waffenthat und Großmuth ihrer Ahnen brüsten, so wollen sie damit noch lange nicht die persönlichen Vorzüge ihres eignen Ich's hervorheben, wie bei uns in vielen Völkern Europas.

Um zum literarischen Wirken während meines Stambuler Aufenthaltes zurückzukehren, will ich nur in Kürze erwähnen, daß ich 1858 ein deutsch-türkisches Wörterbuch veröffentlichte, ein Büchlein, dessen Fehler und Gebrechen ich wohl selber nicht verhehlen kann; doch es war das erste, welches geschrieben wurde, und ist bis heute noch immer das einzige, das dem nach Konstantinopel reisenden Deutschen zu Gebote steht. Bei meinen Studien der türkischen Literatur waren es vorzüglich zwei Hauptpunkte, auf die mein Augenmerk gerichtet war. Erstens hatte ich in der Geschichte des ottomanischen Kaiserthums so vieles gefunden, was für die Geschichte meines eignen Vaterlandes von Interesse war, und daher übersetzt wurde. Durch diese Uebersetzungen trat ich schon früh mit der ungarischen Akademie in Verbindung.

*) Wir geben hier Mittheilungen aus der Selbstbiographie des ausgezeichneten Reisenden. Die Ereignisse seines frühen Jugend, die für ihn an Wanderungen so reich war, hat er höchst angenehm im „Dubium“ (25. December) geschildert. Das vor uns liegende Manuscript behandelt zunächst seinen Aufenthalt in Konstantinopel und diesen Abschnitt werden wir späterhin veröffentlicht. In den Capiteln, welche wir hier zum Abdruck bringen, giebt Herr Vambergh uns ein Bild der Geschichte seines innern Lebens und erzählt, wie er seine Vorbereitungen zur Abreise von Stambul getroffen hat. Wir werden ihn von dort bis nach Leoben begleiten, den wo er bekanntlich seine gefahrvolle Wanderung nach dem von nun zehn Jahren noch so wenig genau erforschten Inneren antrat. Red.

Den ottomanischen Historikern fehlt es durchgehends an kritischer Beleuchtung, doch die reichhaltigste Ausführlichkeit ihrer Berichte kommt uns bisweilen zugute; denn es mag wohl eine minder bekannte Thatsache sein, daß jene türkischen Sultane, die mit ihren verbündeten Armeen den südöstlichen Theil Europas beherrschten, gegen welche bei uns so viele Kreuzzüge gepredigt wurden, auf jedem Schritt und Tritt sich von Reichshistoriographen begleiten ließen, und für Ruß Olio viel mehr geleistet haben, als so manche unserer christlich-höflichen Fürsten der damaligen Zeit.

Zweitens fand ich auf dem Gebiete der linguistischen Forschungen im Studium des Osttürkischen ein damals noch so ziemlich unbebautes Feld und widmete diesem meine volle Aufmerksamkeit. Abgesehen davon, daß ich in den verschiedenen Bibliotheken Handchriften fand, die meinem Studium von Nutzen waren, hatte ich die vom Vordarioten bewohnten Tettes (Kister) frequentirt, und zum vollen Verständnisse dieser Werke mir noch obendrein einen Mittelasianen von Geburt zum Lehrer genommen. Nolla Chal-murad, wie mein Lehrer hieß, hatte mich nebenbei auch mit den Sitten und mit der Teilungsweise der Mittelasianen im Vorhinein vertraut gemacht. Ich hing mit wahrer Leidenschaft an seinen Lippen, wenn er mir von Vordara, Samarland, vom Tyms und Jaxartes erzählte; denn der Mann war auch in seiner Frimath viel gereift. Er hatte schon zweimal die Pilgerfahrt nach den heiligen Städten Arabiens unternommen und zeichnete sich besonders durch jene Schamlosigkeit und jenen Scharfbild aus, die dem Asiaten im Allgemeinen, dem vielgeirren Asiaten aber besonders eigen sind. In dieser Scharfbild machte mich während meiner Periwisch-wanderungen oft um meine Grillen ättern.

Das Studium der osttürkischen Sprache hatte außer dem wissenschaftlichen auch noch ein bedeutendes nationales Interesse für mich, und zwar in Folge des sehr bedeutenden türkischen Sprachschages, den die magyarische Sprache enthält. In meinen früheren darauf bezüglichen Beobachtungen hatte ich die Rhythmung ausgesprochen, daß dieser fremde Wortschatz möglicherweise aus dem neuesten Zusammenfließen der Domanen und Magyaren in Ungarn herrühre. In Konstantinopel und namentlich in meinem Umgange mit Anatoliern merkte ich jedoch, daß je tiefer d. h. je östlicher die Heimath eines Türken, desto reiner und unverfälschter auch der nationale Charakter seiner Sprache sei, und selbstverständlich desto häufiger und auffallender schien mir die Analogie mit dem Magyarischen. In meinem Vandaliengebilde schwebte mir wohl nie die Hoffnung vor, daß ich in Folge einer solchen Verwandtschaftsbestimmung schließlich in einem der Magyaren ganz nahe stehenden turanischen Volke gelangen werde. Eine solche Erwartung, die mir verschiedentlichst fälschlich zugeschrieben wird, wäre erstens bei der noch so oberflächlichen Bekanntschaft mit der vergleichenden Philologie unmöglich gewesen; zweitens hätte ich mir damit ein gar arge geistiges Armuththümeln ausgestellt, wenn ich der Voraussetzung Raum gegeben hätte, daß es in dem damals freilich noch nicht ganz erforschten Inneren aus so total unbekannte Völker geben könne. Ich wiederhole daher: die Behauptung, ich hätte mir die Aufindung des Urstammes der Magyaren als Ziel meiner Reise ausgesetzt, ist grundfalsch. Was ich wollte und was ich suchte war einzig und allein die Ältere von fremden Elementen minder beeinflusste

Mundart der türkischen Sprache; und weil eben diese Mundart aus Büchern damals noch nicht zu erlernen war, so blieb mir wohl nichts anderes übrig, als jene fernern Regionen zu bereisen, um durch Praxis das zu erwerben, was die Theorie mir nicht bieten konnte.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß nebst dem Studium des Persisch-türkischen auch die mir angeborene Wanderlust, die unerfüllte Neugierde und die Jagd nach Abenteuern Hauptbeweggründe eines solchen Entschlusses geworden sind. Das Stambuler Leben mit all seinen Reizen und interessanten Wahrnehmungen mußte im Laufe der Zeit doch abspannend auf mich wirken. Mein häufiger Aufenthalt in Pera, wo ich nach Verlauf von kaum einer halben Stunde aus dem tiefsten Innern des asiatischen Lebens in den Strudel des europäischen Treibens mich versetzt sah, hätte wohl zum vergleichenden Studium der beiden Culturen für mich noch länger Anziehungskraft genug besessen. Doch kam ich in diesem Vabel der europäischen Nationen auch mit solchen Männern zusammen, die bei mir das Feuer anzündeten und mich, der ich trotz meines neehjährigen Orientalisirens noch immer ein Stoderröspäppler blieb, zu den kühnsten Thaten anreizten. Und waren denn etwa Aspirationen mir nöthig? Mir, der beim Namen Beshara, Samatand und Drus fast zu erzittern pflegte! O'nein, das Jureden schien mir nur ein Beweis für die Ausführbarkeit meines Vorhabens. Mir war nämlich die damalige Reiseliteratur so ziemlich bekannt, und der Zweifel der sich in mir regte war nur durch die Gefährlichkeit des Unternehmens gewedt.

Das Vorhaben einer Reise in Mittelasien leimte eben in meinem Innern, als ich ganz unverhofft von der ungarischen Akademie zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt wurde. Es sollte dies eine Anerkennung für meine Uebersetzungen türkischer Geschichtsquellen sein, wurde aber nun ein um so mächtigerer Sporn meines zukünftigen Planes. Es waren damals in Ungarn auch im politischen Leben bedeutende Veränderungen eingetreten; und als ich nun im Frühjahr 1861 zum mehrtägigen Abschiede nach Pest reiste, um meinen akademischen Vortrag zu halten, da befuhrte es bloß einigen Anmerkungen bei dem damaligen Präsidenten, Grafen D., um mir ein Reisestipendium von 1000 Gulden in Bannoten (600 Gulden in Silber) zu verschaffen. In der Heimath hatte natürlich das Gelingen meines Vorhabens viele Zweifler gefunden. Man sagte, wie ich mit wenig Geld, mit gebrechlichem Körper so weit reisen könne. Die guten Herren hatten natürlich keinen Begriff davon, daß man in Asien weder mit Geld noch mit den Füßen, sondern nur mit der Zunge reisen müsse. Doch stimmten mich derartige Ausgebungen gar wenig. Ich erhielt ein akademisches Gelehrtenbrevet, welches, zum allgemeinen Verständnisse der Tataren in lateinischer Sprache abgefaßt, an alle Sultane, Ghane und Bege der Tatarei gerichtet war! Jedemfalls ein fertiger Galgen oder ein Hengstehäuer! falls ich es in der Steppe oder am Druß vorgezeigt hätte. Auch die damalige Regierung, die Statthalterei nämlich, war großmüthig genug, mir einen Paß zur Reise nach Beshara zu geben. Ich ließ die guten Absichten alle vor sich gehen und reiste nach einem dreimonatlichen Aufenthalt von Pest zum zweiten Male nach Konstantinopel, um dort den nächsten Frühling meine Wanderungen ins weite innere Asien anzutreten.

Die Vorbereitungen, welche noch sechs Monate in Anspruch nahmen, hatten beinahe die Hälfte der sechshundert Silbergulden verzehrt, und bestanden zumeist aus häufigen Besuchen jener Orte, wo Reisende und Pilger aus Mittel-asien anzutreten waren. Diese der Mehrzahl nach ganz unheimlichen Leute besuchte ich nach Möglichkeit für jede

Auskunft, für jede Stunde Conversation; denn ich mußte schon im Vorhinein bemerken, daß die türkische Umgangssprache der Dnialänder noch vor meiner Abreise mit so ziemlich bekannt war; ja ich hatte von den Hauptstädten Centralasiens schon so viel reden gehört, daß einzelne Stadttheile und einzelne Regionen des fernern mohammedanischen Ostens mir aus theoretischer Anschauung schon so weit, ja vielleicht noch mehr bekannt waren, als irgend welchem Europäer, der aus einer jahrelangen Lectüre französischer Romane sich mit der Hauptstadt an der Seine bekannt gemacht.

Sehr merkwürdig, mitunter auch höchst komisch benahmten sich meine werthen Stambuler Freunde gegenüber meinen Vorbereitungen nach dem weiten Turtlesan. Bei der großen Mehrzahl der heutigen Mohammedaner ist eine vom Turke der Wissenschaft angeregte Wanderung ein Thun, das immer als excentrisch bezeichnet wird; denn die Zeiten des Mesjudi, Nasut, Ibn Fozlan und Vatut sind schon längst vorüber. — Ein solches Vorhaben natürlich wird geradezu als Wahnsinn erklärt, wenn diese Reise in unwirthbare, verwilderte und gefährliche Länder unternommen wird. Ich kann mich noch ganz gut erinnern, mit welchem Schauer, mit welcher tiefen Mitleide die verwichlichten Esenbis mich ansahen, als ich mit inniger Zufriedenheit von meinem künftigen Aufenthalt unter Turkomanen und von meinem Zuge durch Steppen sprach. „Allah Mollar“ (Gott gebe ihm Verstand) war der fromme Wunsch, den alle leise murrten. Ein Mensch, der diesen reizenden Protoporus, das bequeme Leben im Hause eines türkischen Großes und die süße Ruhe freiwillig verläßt, der kann und muß nach ihren Begriffen nur wahnsinnig sein. Vom Wahnsinn kann niemand helfen, es müßte sich daher Allah seiner erbarmen, sagten die Esenbis und sahen mich lange mit furchtsam stierenden Blicken an.

Und dennoch lag es diesen guten Menschen am Herzen, mein Voss so weit als möglich zu mildern und meinen sichern Untergrund so weit als thunlich zu vergrößern. Persien nämlich sollte das erste Land meiner Reise sein, und da in Teheran schon seit Jahren ein türkischer Gesandter sammt Gefolge sich aufhielt und dort zufälliger Weise eben der damalige Bevollmächtigte des Sultans, Haider-Esenbi, ein Hausfreund meines Vonnens war, so erhielt ich außer der öffentlichen Empfehlung Ali Paschas noch einen Collocutivbrief von sämmtlichen Anverwandten und Bekannten K... Bey's, in welchem man mich, den Unglücklichen, in den wärmsten Worten seinem Schutze empfahl. Auch an die Behörden auf meinem Wege durch das türkische Gebiet erhielt ich Hermone, in welchen ich überall als der Reisende Reschid Esenbi vorgestellt wurde. Von meinem europäischen Ursprunge, vom Ziel und Zweck meiner Wanderungen wurde kein Wort geschrieben und ich brauchte nur in getreuer Uebersetzung mit dem Sinne und Inhalte meiner Einführungsschreiben zu handeln; ja ich durfte auch nicht anders thun, um überall für einen Stadtküken, für einen Esenbi aus Konstantinopel gehalten zu werden.

So viel von dem praktischen Theile meiner Vorbereitung. Was den geistigen betrifft, brauche ich wohl nicht zu sagen daß je mehr der Augenblick der Abfahrt näher rückte, desto stärker meine Sehnsucht, desto bewegter mein Inneres geworden war. Von was ich als Kind träumte, als Jüngling schwärmte, was auf meinen Wanderungen durch die Literatur des Arabes und des Morgenlandes gleich einer Kata Morgana vor meinen Augen umherschwabte, das sollte ich nun erreichen und an dessen lebhaftem Anblicke mein Auge entzünden. Wo die Leidenschaft in solch mächtigen Wegen sich regt wie in meinem Innern, dort wird die Stimme der Vernunft und der Klugheit gar häufig überhört. Was mich

zurückschrecken konnte, waren im Grunde genommen nur die materiellen Entbehrungen, der Kampf mit den Elementen und die Gefährdung der Gesundheit; denn an ein Zerschlagen meines Planes, nämlich an Tod, habe ich damals noch nicht gedacht. Nun frage ich wohl den gezeigten Leser, was hätte mir denn zustoßen können, welches wären die Entbehrungen gewesen, welche das harte Schicksal meiner Jugend mir vorenthalten hätte? Wohnung hat bei mir zu meinem 18. Jahre, ungenügende Bekleidung war bei mir in frühesten Jugend an der Tagesordnung. Der Menschheit Frauen und Schwächen habe ich selbst kennen gelernt und wie die Erfahrung mir gezeigt, fand ich den Menschen ob im rauhen Kleide des Afiaten, oder im verfeinerten Anzuge des Abendländers so ziemlich gleich; ja Mitleid und Güte hatte ich beim erstern noch mehr angetroffen, so daß das erschreckende Sittengemälde, welches unsere Literatur von unsern sogenannten Barbaren aufzeigt, alles nur nicht entmuthigend wirken konnte. Nur eines ist es, das bei der Ausführung meines Vorhabens einermäßen in Anbetracht gezogen werden konnte und dies ist, daß ich die Schule des Glendes und des Kampfes nun, nachdem ich einmal Wohlleben und Ruhe schon genossen hatte, aufs Neue

zu betreten unternahm. In Konstantinopel ging es mir nämlich in den letzten Jahren gut, ja sehr gut. Ich hatte eine bequeme Wohnung, üppige Kost, ja sogar ein Reitzpferd zu meiner Verfügung, und daß ich nun dies alles freiwillig mit dem Bettelstabe vertauschte, das wäre auch das Einzige was mir zum Lobe angerechnet werden kann.

Doch mein Gott, zu was Allem kann denn der mächtige Stachel, Ehrgeiz genannt, nicht verleiten? Und was ist denn unsere ganze Existenz, wo dieser Trieb nicht bekannt, nicht erlirrt oder stumpf geworden ist? Materieller Wohlstand, Auszeichnungen und Würden sind buntsfarbige Kinderspiele, die uns nur auf kurze Zeit fesseln können und deren der gesunde Menschenverstand gar bald überdrüssig werden mag. Schön, erhaben schön ist nur das Bewußtsein, der Menschheit im Allgemeinen wenn auch nur den kleinsten Dienst geleistet zu haben; und was in der Welt ist wohl herrlicher, als die Hofsung; das vor uns offen liegende Buch des geistigen Lebens auch nur mit einem einzigen Buchstaben bereichern zu können! So dachte und so fühlte ich und fand Stärke genug, um noch tausendfach größeren Versuchungen, als die ich mitgemacht, mich zu unterwerfen.

Die Eingeborenen am Lake Hope in der Colonie Südaustralien.

(Mitgetheilt von einem Australier.)

H. G. Im sogenannten Far North der Colonie Südaustralien liegt östlich vom Lake Eyre, unter 28° 23' S. und 139° 14' O. E., der See Hope (Yanbo). In dieser im Allgemeinen unwirthbaren und auf alle Fälle, wegen der oft wiederkehrenden Dürre, unzuverlässigen Gegend haben Equator's einzelne relativ brauchbare Streifen mit ihren Herden bejagt, und die südaustralische Regierung hat am Lake Hope selbst eine Polizei- und Poststation eingerichtet. Die Entfernung von hier bis Adelaide, der Hauptstadt der Colonie, beträgt 625 Miles, und die alle vierzehn Tage abgehende Post gebraucht für diese Tour neun Tage.

Vom Jahre 1865 bis September 1873 war dort der Polizeiergent Samuel Gason als Vorstand stationirt. Seine Pflichten brachten ihn in häufigen Verkehr mit den Eingeborenen, so daß er sich in dieser langen Zeit eine sehr genaue Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der ihn umgebenden Stämme erwerben konnte. Um sich nun für die Monotonie seines isolirten Aufenthalts zu entschädigen und, für die vielen, ihm übrig bleibenden Mußestunden eine angenehme Beschäftigung zu gewinnen, beschloß er, seine reichen Beobachtungen sorgfältig niederzuschreiben.

Es ist uns gestattet, aus dem Manuscript einen kurzen Auszug zur Mittheilung zu bringen, welcher schon so viel Interessantes liefert, daß wir nur wünschen können, Gason werde bald in der Lage sein, seine mühsame Arbeit im Druck erscheinen zu lassen.

Gason behandelt vorzugsweise die Diebries und die ihnen verwandten Stämme, welche zusammen den zahlreichen Stamm unter den Eingeborenen Südaustraliens, so weit die Colonie bisher erforscht ist, bilden. Die Diebries zählen 230 und die vier benachbarten Geschlechter der Yandamonthas, Yarramawntas, Anninies und Wong-saooos, welche mit den ersten gleichen Ursprung haben wollen, ungefähr 800 Köpfe, also zusammen 1030. Ihr

Land, 630 Miles nördlich von Adelaide, ist im Süden durch Mount Freeling, im Norden durch den Pirigundijer, im Osten durch Lake Hope und im Westen durch einen Punkt begrenzt, welcher ungefähr 80 Miles vom Hopesee entfernt liegt. Der Cooper's Creek durchzieht ihr Gebiet, aber, ohne ein bestimmtes Flußbett, nur eine Kette von Erlen.

Diese fünf Stämme verstehen ihre gegenseitige Sprache, heirathen unter einander, und unterhalten, dem äußern Anscheine nach, einen leidlich freundlichen Verkehr, während sie doch einander innerlich tödlich hassen. Ein treuloses Volk giebt es wohl schwerlich auf dem ganzen Rund der Erde. Verrath saugen sie mit der Muttermilch ein und Verrath üben sie Zeit ihres Lebens, ohne daß sie sich dabei eines Unrechts bewußt wären. Dankbarkeit ist ihnen eine unbekannte Tugend. Wie gütig und wohlwollend man auch gegen sie auftreten mag, — niemals wird man sich ihre Zuneigung erwerben. Unter sich selbst würden sie, einer bloßen Bagatelle wegen, ihrem besten Freunde das Leben nehmen, so daß sie, diesen ihren allgemeinen Charakterzug wohl kennend, in beständiger Furcht vor einander leben. Ihre Feindschaft gegen die Weißen wird nur durch die härtesten Strafen, welche sie treffen wollen, in Schach gehalten. Sie lächeln Einem in diesem Augenblicke gar freundlich zu und schon im nächsten, wenn die Gelegenheit dazu geeignet ist, sind sie bereit, Einen grausam zu ermorden. Güte gegen sie legen sie als Freigabe aus. Hätten die ersten Ansiedler nicht von vornherein die größte Bestimmtheit und Entschlossenheit an den Tag gelegt, so würde eine Ansiedelung nimmer gelungen sein. Ja, hätten die Eingeborenen den zerstreut lebenden Weißen gegenüber nur ein Bewußtsein ihrer numerischen Kraft, so würden letztere sich sehr bald aus ihren Besitztungen zurückziehen müssen.

Einen — sei er ein Weißer oder Einer der ihrigen — zu belügen, ist ein besonderes Vergnügen für sie, zumal

wenn sie glauben, daß einem gerade mit der Pflge gebietet sei. Nichtet man eine Frage an sie, so darf man sicher sein, daß man belogen wird.

Bei dieser Verschiebung erscheint es wie Widerspruch, wenn sich die drei Tugenden der Gastfreundschaft, der Verehrung des hohen Alters und der Liebe zu ihren Kindern und Eltern, sogar in einem eminenten Grade, unter ihnen vorfinden. Trifft irgend ein Fremder in ihrem Lager ein, dann wird ihm sofort Speise gereicht. Die Kinder werden nie bestraft, und magte das je eine Mutter, so würde sie sich der Blüthigkeit ihres Mannes ansehn. Und dennoch — welcher Widerspruch! — ist der Kindermord unter ihnen gänzlich unbekannt.

Tauschhandel geht ihnen über Alles, und ihr ganzes Leben wird damit verbracht. Selten behalten sie ein Ding lange an sich. Was sie heute eintauschen, wird gewöhnlich schon morgen wieder verschachelt, sei es mit Gewinn oder Verlust, und fast alle ihre Streitsigkeiten sind Folgen dieser ihrer Sucht zum Handeln.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Vegetabilien, da sich nur selten Thiere in ihrem Gebiete blicken lassen, wenn man mit Kasten und deren Species, sowie mit Schlangen und anderen Reptilien, an denen es freilich nicht mangelt, Ausnahmen macht. Rängerhühner kommen gar nicht vor und Emus, welche freilich ein Vorrath für sie sind und die sie mitunter im heißen Sommer niederrennen, nur spärlich. Im Jahre, wo der Winterregen reichlich gefallen ist, giebt es vielerlei Samen, welche sie sammeln und zermalmen, um daraus flache Kuchen in der Asche zu backen. Auch Pflanzen, Kräuter und Wurzeln, die sie als Nahrung verwenden, kommen dann in Menge vor. In dürrer Jahren dagegen sind sie hauptsächlich auf Nardu angewiesen.

Für Hunde zeigen sie eine außerordentliche Liebe und in jedem Lager befinden sich deren bis zu zwanzig, die aber meistens räuberisch sind. Will man einen Eingeborenen tödtlich beleidigen, so braucht man nur seinen Hund zu schlagen, und wird dieser von einer giftigen Schlange gebissen, so beweinen sie ihn, als handelte es sich um ihr eigenes Kind.

Folgende Sagen sind unter ihnen verbreitet. Im Anfang — so behaupten die Diener — schuf Nooramooora, der gute Geist, eine Anzahl kleiner schwarzer Eidechsen, wie man deren noch heute unter trocken gewordenen Baumrinde vorfindet, und da der Wott mit seiner Schöpfung zufrieden war, versprach er ihnen die Herrschaft über alles was da kriecht. Nooramooora theilte nun ihre Hüfte in Behen und Finger ab, vertheilte mit seinem Reigefinger die Mitte ihres Gesichts und schuf ihnen eine Nase und dann in gleicher Weise Augen, Mund und Ohren. Hierauf stellte er eine der Eidechsen aufrecht, allein sie konnte sich in dieser Haltung nicht behaupten, und erst, als er ihr den Schwanz abgeschnitten, war sie im Stande aufrecht zu gehen. Um dies Geschlecht zu erhalten, wurde ein Männlein und ein Weiblein geschaffen und so ein Stamm herangewachsen, dessen Ahnen den Affen des Darwin den Rang freitig machen.

Das Wort Narduoo heißt in der Sprache dieser Eingeborenen „Geschmack“, aber in seinem ursprünglichen und weiteren Sinne bedeutet es „Familie“, die folgender Tradition gemäß gegründet wurde. Nach der Schöpfung heiratheten Väter, Mütter, Schweftern, Brüder und Andere der nächsten Verwandtschaft bunt durch einander, bis die üblen Folgen solcher Verbindungen offenbar wurden. Da versammelte sich ein Rath der Säuglinge um zu erwägen, wie diesem Uebel abguthue sei. Man beschloß, sich an den Nooramooora zu wenden und dieser ordnete nun an, daß der Stamm in Zweige getheilt werde, welche einzeln mit Namen von belebten und unbelebten Gegenständen (Hunden, Wäusen,

Emus, Reptilien, Regen u. s. w.) belegt werden sollten. Mitglieder eines und desselben Zweiges durften sich jetzt nicht mehr heirathen, sondern nur die Zweige unter einander. Diese Regel wird noch heute streng beobachtet und die erste Frage, welche an einen Fremden gerichtet wird, ist immer die: zu welchem Narduoo, d. i. zu welcher Familie gehörst Du?

Nach einer andern ihnen geläufigen Sage schuf der Mond, auf Witten des Nooramooora, den Menschen und alle übrigen Wesen. Da fanden die ersten den Vogel Emu besonders schön und meinten, er müsse nicht minder gut schmecken. Allein wegen seiner großen Schwundigkeit war man nicht im Stande, denselben bei kaltem Wetter einzujagen, und deshalb hat man den Nooramooora, Hüte auf der Erde auszubreiten, damit man den Emu niederrennen könne. Die Wille ward unter der Bedingung, daß man gewisse Ceremonien beobachte, welche unter diesen Eingeborenen noch heute bestehen, gewährt und die Sonne eingeschaffen.

Bei den häufigen Ceremonien wird immer rother Echer, mit dem sie sich bemalen, verwendet. Die Eingeborenen legen daher sehr hohen Werth auf diese Erde und unterziehen sich großen Mühen und Strapazen, um sich dieselbe zu verschaffen. Wir wollen also noch eine Beschreibung der interessanten Vootatooreise geben, welche alljährlich unternommen wird, um Echer zu holen.

Im Winter, d. i. im Juli oder August, halten die älteren Männer Rath, wann die Reise nach dem Vootatunnna Creek vor sich gehen soll; derselbe liegt etwas westlich von dem Städtchen Blinman, wo sich eine große Schermine befindet. Sie ernennen die einzelnen Theilnehmer sowie den Führer der Expedition. Alles dies wird aber vor den Weibern geheim gehalten, aus Furcht, daß diese die Männer überreden könnten, nicht zu gehen.

Am Tage der Abreise erheben sich zunächst die alten Männer vor Sonnenaufgang, ergreifen ihre Waffen und entfernen sich unter Gesang, ohne ihren Weibern und Kindern Lebenswohl zu sagen. Diese errathen jetzt, was im Werke ist, und beginnen zu freischen, zu schreien, zu heulen, zu zischen und überhaupt alle Arten wunderlicher und gräßlicher Laute von sich zu geben, um ihre Gatten, Söhne, Brüder und Freunde zu vermögen, zurückzubleiben und sich nicht in ein fern gelegenes, fremdes Land zu begeben, dessen Bewohner ihnen feindlich sind. Neue stehen sich aber nicht daran, sondern gehen ungefähr fünfhundert Yards vorwärts, um dann Halt zu machen und mit den alten Männern, welche dabeim bleiben, zu beraten, das letztere in der Zwischenzeit Lagerplätze, Burleys (für diesen besonders zweck Vootato Vorrath genannt), für den feierlichen Empfang der Wiltgehenden einrichten. Der Ort dazu wird bestimmt und Befehle werden ertheilt die Zelte ja fest und sicher anzulegen. Damit wird dann Abschied genommen. Die Reisenden stimmen ein Trauertand an und sprechen den jungen Vurfsen, welche an die dreihundert Meilen lange und beschwerliche Reise sowie an die schwere Bürde denken, welche sie zurückzuschleppen haben, Muth ein.

Die Gesellschaft legt den Tag über ungefähr zwanzig Meilen zurück. An Ort und Stelle gräbt sich ein Jeder seinen Echer, mischt diesen mit Wasser und formt aus dem getrockneten Erdboden ein Gewicht von zwanzig Pfund, die dann vertrieben werden. Nach Vollendung dieser Arbeit ruft man sich alle Haare, welche sich nicht abheben oder abrennen lassen, aus dem Gesicht. Nun geht's an die Kisterei. Jedermann hat eine Kiste von durchschnittlich sechzig Pfund und zwar auf seinem Kopfe zu tragen und dazu noch seine Lebensmittel mit sich zu führen. Die Kisterei, auf welcher selten ein Tag gerausht wird, damit man aus Feindes Land

komme, nimmt sechs bis acht Wochen in Anspruch, bis man eine Tagereise weit von dem nach Vorschrift eingerichteten Lager — dem Boofatoo Dorannie — eingetroffen ist.

Witterweile hatten die zurückgebliebenen alten Männer einen Platz von hundert Yards im Linsange von Allem, was darauf stand, frei gemacht und sorgfältig rein gekehrt. Die Frauen wurden während dieser Arbeit an jedem Morgen fortgeschickt und durften vor Sonnenuntergang nicht zurückkehren. Ihnen war die Aufgabe gestellt, den Tag über Samen einzusammeln, um für die Heimkommenden aufgespeichert zu werden. So lange sich die Männer im angegebenen Lager befinden, fingen sie unaufhörlich, und wenn sie aus dem einheimischen Baumwollstrauche Säckchen in Form eines Zuderhutes anfertigen, achtzehn Zoll lang und gerade weit genug, um auf den Kopf eines Mannes zu passen, wird dabei das folgende Lied angestimmt:

Mulka — a — a — a wora — a — a
 Yoong — arra — a — a Oondeo — o — o — o
 Ta — Pillie — e — e — o Mulka — a — a angionin
 Kooriekirra — a — a — ya — a — a — ya.
 „Thu' Farben in den Saad,
 Vinde dich! ichn ju,
 Und gib dem weissen Saad
 Des Regenbogens volle Farben.“

Dieser Gesang ist den Frauen völlig unbekannt und es fällt letzteren auch nie ein, die Männer dabei zu belauschen, weil sie wohl wissen, daß ihrer Neugierde die Todesstrafe folgen würde.

Wir wenden uns jetzt wieder zu den sehnlichst erwarteten Heimkehrenden, welche sich nunmehr dem Lager bis auf eine Entfernung von hundert Yards genähert haben. Sie wollen die Injassen überraschen, haben sich auf die Hände und Knie geworfen und schleichen sich auf diese Weise hinan. Plötzlich springen sie auf, erheben ein Jubelgeschrei, klatschen in die Hände und tanzen zwei- oder dreimal um das Boofatoo Dorannie herum, worauf sie sich wieder eine kurze Strecke zurückziehen. Die alten Männer stürzen jetzt aus dem Lager heraus, um sich zu überzeugen, ob auch alle zurückgekehrt seien, die Weiber schreien, die Kinder kreischen, die Hunde bellten u. s. w. —, kurz es erfolgt eine wilde Szene, welche sich schwer beschreiben läßt. Die zuderhutgeformtenbeutel werden dann den Angekommenen aufgesetzt, die Weiber bereiten Speisen und der Tanz beginnt, um bis Sonnenanfang anzuhalten. Damit endigt das Fest, und nun erst dürfen die Frauen, denen bis dahin tiefes Schweigen geboten war, zu ihren Männern und Verwandten sprechen. Die nächsten Tage werden aber noch mit Erzählen der Reiseerlebnisse verbracht.

Aus allen Erdtheilen.

Die „Große Wüste“ in Nordamerika.

Auf älteren Karten wird die Gegend, welche heute das westliche Kansas und das östliche Colorado bildet, bis an den Fuß der Steilengebirge als die große Wüste bezeichnet. Heute ist dieselbe weit und breit besiedelt und von einem Ende zum andern von Eisenbahnen durchzogen. Das zu Denver erscheinende deutsche „Colorado Journal“ schreibt: „Die große amerikanische Wüste!“ Unfina. Man kann sich kaum die Verachtung denken, die ein echter Frontiersmann für jene Wadepuppen aus dem Osten empfindet, die, selbst heute noch von der Romantik eines Cooper, Colfax und Irving überlistet, nach Denver kommen und sich hier ängstlich umschauend nach der „großen Wüste“ und den „blutdürstigen Wilden“ erkundigen. Ein Blick auf die in diesem Jahre erfolgten Ausstellungen von Produkten des fernen Westens, von den Erzeugnissen der „großen amerikanischen Wüste“ muß sie wohl eines Besseren belehrt haben. Neben den Gold- und Silbererz Colorado's, die einen Reinertrag von Tausenden von Dollars per Tonne liefern, neben den in nie gekannter Größe vorhandenen Gartengewächsen, neben dem an Qualität unerrüchlich dahastenden Weizen dieses Territoriums erblickt der aufmerksame Beobachter das in jener Wüste gegogene Weizenkorn, an Größe und Qualität unübertroffen, und daneben die in den Wärdern des westlichen Kansas in eben derselben Wüste gegogenen Trauben, Gemüse und Röhren der verschiedensten Arten. Ueber 500 Meilen aus dieser Wüste heraus war auf das Kansasausstellungslais zu finden, 10 bis 15 Fuß hoch, und dazu noch auf sanftigen Wäben und ohne jedwede Bewässerung gezogen. Gaster 11 Fuß hoch und Hans 15 Fuß hoch, alles aus der großen amerikanischen Wüste kommend, waren auf jener Ausstellung zu sehen. Wo 45 Fuß hohe Sommerweizen vom Ader gerettet werden, kann von einer Wüste doch unmöglich die Rede sein. Das aber haben wir hier in Colorado.

Seitdem die Kansas Pacific und ihre Zweigbahnen diesen früher unter dem Namen der „amerikanischen Wüste“ bekannten oder vielmehr unbekannten Landstrich der Kultur zugänglich

gemacht haben, ist von Jahr zu Jahr das Problem der Kultursähigkeit dieses großen Landstrichs mehr und mehr gelöst worden und es wird nicht einmal mehr eines Menschenalters bedürfen, ehe der größere Theil desselben unter Kultur steht. Aus dieser Wüste wird mit der Zeit ein einziges großes Kornfeld, unterbrochen von Weidestüben für die zahllosen Viehherden, entstehen, und vergebens wird dann die kommende Generation sich nach dieser Wüste umsehen, bei deren Anblick ihre Vorfahren juridschreiden und schon vor dem einfachen Gedanken, sie durchzuziehen zu müssen, erbeben. Auch das ist ein Werk der Civilisation und sicherlich nicht das kleinste.

In der chinesischen Provinz Schan tung.

Dieselbe ist unter den nördlichen Provinzen die fruchtbarste; sie liefert Tabak, Getreide, Leinwand, Erbsen und Bohnen; aus den letzteren werden in großen Fabriken Bohnentuchen bereit, die einen wichtigen Handelsartikel bilden und im ganzen Reiche wüthigen Absatz finden, gleich den Rudeln, welche ebenfalls einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden. Das Gebirge ist reich an Kohlen, Blei und auch Gold.

Im verfloffenen Herbst hat ein Dr. Williams von einer Wanderung in dieser Provinz gemacht und namentlich auf die Gegend besucht, in welcher die weißen Männer Goncius und Menius lebten; er lehrte nach der Hafenstadt Tchi fu zurück, welche dem auswärtigen Handel eröffnet ist. Er hebt hervor, daß er überall vom Volke sehr artig, höflich und manchmal sehr zuvorkommend behandelt wurde; kaum einige Mal hörte er das Schellwort: fremder Feind. In Tsi nan fu besuchte er die katholische Kirche und die Moschee und die Quellen in einer Vorstadt. Viele Chinesen folgten ihm und waren sehr gesprächig. In dieser Stadt des Goncius sandte ihm der „Herrzog“ einen Mandarin, welcher ihn und seine Frau zum Grabmale des Weizen geleitete. Der letztere gab man reich Frauen zur Aufmerksamkeit und sie wurde von vielen im Tempel herumgeführt. In der Halle, welche auf der Stelle sich befin-

del, wo Confucius seinen Jüngern Weisheit predigte, wurde Ihre gerichtet und nachher schied der obere Randacin den Fremden ein Heilthum in ihre Herberge.

Dr. Williamson bemerkt, daß im vorigen Jahre auch andere Europäer in der Provinz Schantung Reisen gemacht und alle ohne Ausnahme sich der besten Behandlung zu erfreuen gehabt haben. Aber er bringt auch Beweise für die Unfreundlichkeit der Behörden bei: Ein Chinese, auf dessen Grund und Boden sich ein sehr ergiebiges Kohlenlager befindet, ließ eine Dampfmaschine aus Tschifu kommen, um das Wasser auszupumpen; sofort erfolgte von Seiten der Mandarinen ein Verbot; die Gruben wurden gesperrt, die Arbeiter fortgeschickt. Die chinesische Regierung zahlt für die Tonne englischer Kohlen, welche sie auf ihren Dampfern verbraucht, 16 bis 32 Thaler, während sie eben so gute Kohlen aus den Gruben des Landes für 2 bis 4 Thaler haben könnte.

Dirle und Sorghe liefern in dieser Provinz einen geradezu colossalen Ertrag. Ru tse (Stettaria italica) giebt aus einem Samen Korn 9000 bis 11,000 hochwachsende reife Dirle, Raulang, eine Art Sorghe, von 4000 bis 5000 Körnern; Schutse (Panicum miliaceum) 1800 bis 2200, und Eudweizen (Fagopyrum esculentum), von den Chinesen Kalan mai genannt, von 350 bis 400. Rulle giebt wohlgeruchtem unter allen Getreidearten den höchsten Ertrag und bildet das Hauptnahrungsmittel der fröhlichen Leute in Schantung und überhaupt im Norden; mit einem Zuflusse von Milch und Zuckermundel er auch dem Europäer. — Sejam liefert einen außerordentlich hohen Ertrag, 3000: bis 5000fältig.

Den Mohn fand Williamson auf seinen früheren Reisen nur in einzelnen Gärten reicher Leute, gegenwärtig wird er sehr viel gebaut. Das ferne Opium ist schlecht, das in China bereitet noch schlechter. Aber das eine wie das andere untergräbt die Gesundheit und den Wohlstand von mindestens zehn Millionen Menschen, und die Einfuhr dieser Waare ist nicht bloß eine Sünde, sondern auch, commercieell betrachtet, ein arger Mangel. Wir halten die nachstehenden Ansichten Williamson's für richtig:

„Die chinesische Regierung soll noch immer der Opiumverteilung im Lande selbst Steuern zu können; sie möchte auch die Einfuhr beschränken, und die besten unter den Ausländern wählen, daß ihr das gelingen möchte. Sie fächelt die weitere Verbreitung des Opiums, und darin liegt ein geheim gehaltener Grund, weshalb sie keine Eisenbahnen und keinen vollkommen freien Verkehr der Europäer im Innern will. Die Kaufleute selbst sind es, welche sich den größten Schaden zufügen. Hätte man China nicht die Opiumeinfuhr aufgedrungen, so würde längst das ganze Reich von einem Ende bis zum andern dem Verkehr der Fremden offen sein. Es ist die kurzfristige Gabel der früheren englischen Kaufleute gewesen, welche ihren Nachfolgern einen verdoppelten Handel und den Fluß eines zahlreichen Volkes eingetragen hat.“

Uebrigens fand Williamson auch in kleinen Städten Schirring und allerlei Waaren aus Manchester und Bradford. Merkwürdig ist die nun allgemein gewordene Liebhaberei für Kanarienvögel. An und für sich haben die Chinesen gar keine Aneignung, fremde Waaren zu kaufen; sie nehmen gern, was wohlfeil und nützlich ist. Gegenwärtig ist der Handelsverkehr schwer belästet, weil die Straßen so abhorrlich, also die Transportkosten ungemein hoch sind.

* * *

— Pascha Samuel Vaters in England viel gepriesene Expedition muß, wie wir vor länger als drei Jahren mit

voller Bestimmtheit vorauslagten, entschieden als ein Heilschlag betraachtet werden. Man sucht das in London theils durch Schwierigkeiten, theils durch pseudophantastische Redensarten zu bemänteln, kann aber an den Thatlagen und den Ergebnissen nichts ändern. Dem Ghebie in Kairi, dem man hunderttausend Ballen Baumwolle u. in Aussicht gestellt hat, sind über den ganzen Dumbag längst die Augen aufgegangen und Vater wird sich hüten, an den oben „Strom des Gehirges“ zurückzugehen. Bevor die deutsche Expedition nach der libyschen Wüste sich in Bewegung setzte, hatte sie Rubing dem Ghebie und wurde sehr freundlich empfangen. Ein Mitglied derselben, Dr. Karl Zittel, schreibt an die „Allgemeine Zeitung“: Wir hatten alle Ursache, über den Empfang dieses vortheilhaftesten Besuchs schon deshalb besonders erfreut zu sein, weil die Missimmung über die verunglückte Vaters'sche Expedition noch in allseitiger Erinnerung lebt. Wenn man erwägt, daß der Kriegszug Sir S. Vaters's, nach Mittheilungen aus zuverlässiger Quelle, nicht weniger als 600,000 Pf. St. (= fast gegen viertelhalb Millionen Thaler) gekostet hat, — daß das Scheitern dieser Expedition in der unnützen Ausplünderung von 800 ägyptischen Soldaten, in Zerstörung einer Anzahl von Niederlassungen der jüdischen Sklavenhändler und in der Zerstörung aller bisheriger Beziehungen zu Aegypten besteht, — dann begreift es sich leicht, daß man nicht sonderlich über die philanthropischen Vorforderungen der Engländer erfreut ist. Hätte Vater die enormen Mittel, welche der Ghebie ihm zur Verfügung gestellt, zur Erforschung unbekannter Länderströme, zur Anknüpfung commerceller Verbindungen, zur Herstellung neuer Handelswege oder zur Gründung beschäftigter Stationen verwendet, so wäre damit sicherlich dem Ghebie ein größerer Dienst erwiesen worden als durch sein sonderliches Vorgehen gegen die Sklavenhändler und durch die Niedermetzelung von Hunderten schuldloser Regter. Die Unschicklichkeit, mit welcher der Ghebie seinem Unwissen über die Folgen des Vaters'schen finanziellen Abfalls Ausdruck verlieh, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

— Professor Nordenfjöld bemerkt in seinem Berichte über die schwedische Polarpedition: „Es ist merkwürdig, daß man noch nie eine trüchtige Eisbarin geschaffen hat.“ Aus der Parry'schen Zeitgenossen zeigten die vielen Spuren von Kentschiren, daß diese behändig bis zu 81° N. hinauf kaulen. Eine Menge Kentschiripuren ließ erkennen, daß denselben auch hier der Vorkaufwerk. Dieser nähert sich im Mai u. vorzugsweise von Serhunden, vielleicht auch im Rathfall den Noos.

— Wir erheben aus der „La-Plata Monatschrift“, daß Dr. Burmeister's Werk über die argentinische Republik, welches zwanzig starke Bände umfassen wird, rasch vorsschreitet. Der erste soll bald erscheinen. Die argentinische Regierung hat für denselben 2000 Tollar's Beitrag zu den Druckkosten bewilligt.

— Der Hafen von San Juan de Nicaragua ist bis her fast seit Jahren mehr und mehr verfallen und unbrauchbar geworden. Nun hat ein Deutscher, Herr Sonnenberg, Civilingenieur des Staates, einen Plan zur Wiederherstellung des Hafens entworfen.

— Reise Berberens waren zu Weihnachten in San Francisco auf dem Marke; sie kamen aus der Gegend von Coland und der Vertrag ist reichlich abgeschlossen. Die Umgänzung der Felder, die sogenannten Fenzon, in Californien haben ungefähr 20,000,000 Tallaes gekostet; für Anlagen neuer und das Ausbeuten der alten sind jährlich einige Millionen Tollar's erforderlich.

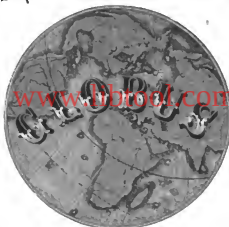
Inhalt: Neue Reisen auf Neuguinea. I. (Mit vier Abbildungen). — Die Territorialveränderungen in Mittelafrika nach dem Frieden zwischen Rußland und China. (Mit einer Karte). — Die deutsche Expedition in der libyschen Wüste. Ein Brief von Gerhard Koblitz. — Hermann Samberg's Jugendwanderungen. I. — Die Eingeborenen am Lake Kope in der Kolonie Südaustralien. Mitgetheilt von einem Auswanderer. — Aus allen Erdtheilen: Die „große Wüste“ in Nordamerika. — In der chinesischen Provinz Schantung. — Beschiedenes. — (Schluß der Relation: 16. Februar 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: B. Wiegand in Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Wiegand und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.

N^o 12.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3ⁿ

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.

Preis pro Band 4 Tht. Einzelne Nummern 5 Sgt.

1874.

Neue Reisen auf Neuguinea.

II.

Frühere Reisen nach der Küste von Neuguinea. — Portugiesen und Spanier. — Die Holländer: Schouten, Roggeween. — Der Engländer Dampier. — Das Schiff „Geelvink“. — Die Franzosen Bougainville, d'Entrecasteaux, Duperrey, Dumont d'Urville. — Des letztern Besuch bei den Arfakis im Gebirge. — Mannichseitigkeit der Typen bei den Papuas; die Mischlinge. — Kunstgeschmack bei den Wilden. — Ungefundes Klima. — Erfolgreiche Bemühungen der Missionäre. — An der Humboldtbaai.

Neuguinea bildet im Osten den Abschluß des hinterindischen Archipelagus; es erstreckt sich in der Richtung von Nordwest nach Südost von etwa 131 bis 149° D. und reicht beinahe vom Äquator bis (an der Südspitze) über 10° südlicher Breite hinaus. Im Norden und Osten wird es vom Großen Weltmeere bepflügt, im Westen von der Bombajer und im Süden hat es die Sarafurajer mit der Torresstraße, durch welche es von Australien getrennt wird.

Ohne Zweifel ist diese größte Insel, welche an Flächenraum Borneo und Madagaskar übertrifft, von Handelsleuten der westlich liegenden Inseln schon lange vor Anfuhr der Europäer in den südlichen Gewässern besucht worden. Jene holten Tripang, Schildpat, Perlen, Paradiesvögel, wilde Muskatnüsse und Mafiorinde, welche letztere als Heilmittel gegen mancherlei Krankheiten angewandt wird. Aus diesem Verkehr erklärt sich auch, daß die Portugiesen, welche schon im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts von den Molukken her auf die Nordwestküste kamen, bei den Papuas, diesen „Kraushaarigen“, eiserne Geräthe fanden. Gewöhnlich nimmt man an, daß Antonio d'Abreu und Francisco de Serrano die Entdecker seien; Menezes kam 1526 die in die Gegend, wo Doreh liegt. Nur zwei Jahr später erschienen die Spanier; ihr General, Alvar de Saavedra, blieb zwei Monate bei den

Papuas; er suchte, wie damals alle sein Volksteile in fremden Erdtheilen, nach Gold, und kam drei Jahre später noch einmal zu diesen Iles del Oro, wie er sie nannte. Zwei Schiffe Grijalvas's besuchten 1537 einige unter dem Äquator liegende Inseln, welche sie Mensum und Bupu nannten. Ihr Bericht lautet unter andern: „Die Eingeborenen sind Schwarze mit krauem Haar; sie essen Menschenfleisch, sind arge Schurken und verüben so viele Schandthaten, daß alle Teufel sie als Cumpone betrachten können.“ Hier wird zum ersten Male der Anthropophagie erwähnt, dann aber auch des Casuar. „Dort lebt ein Vogel so groß wie ein Kranich, der aber nicht fliegen will, hingegen ungemein schnell läuft. Mit seinen Federn schmücken die Eingeborenen die Köpfe ihrer Götzenbilder.“

Die Benennung Neuguinea rührt vom Spanier Ortiz de Rates her, welcher 1545 einen Theil der Nordküste besah und an einigen Stellen derselben landete; die schwarzen Papuas erinnerten ihn einigermaßen an die Reger der afrikanischen Guineaküste.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien die Flagge der Holländer im Archipelagus; sie drangen immer weiter nach Osten vor und im Jahre 1616 war Schouten an der Nordküste, wo er auf der Insel Vulcan einen feuer-



Ein Papua an der Brinch-Mariannenstraße. (Nach Temmin.)

spezienden Berg fand und im Norden der heutigen Geelvinkbay die nach ihm benannte Inselgruppe entdeckte. Wir wissen nun durch Dr. Meyer's Forschungen, daß dieselben in der That nur ein großes Eiland bilden. Der Seefahrer schildert die Papuas, mit denen er in Berührung kam, ganz genau; sie trugen Ringe in Nase und Ohren, Federknauf auf dem Kopf und an den Armen, im Nasenknorpel hatten sie einen Strang von Schwimzähnen und auf der Brust hing allerlei Zierrath. Sie taueten Betel (was sie von den Malagen

welchen die Geschichte kennt, der Engländer Dampier, kam auf seinen Zügen nach der Westküste bis vor den Mac-Cluer-Voss, fuhr durch die nach ihm benannte Straße an die Nordküste und sah die Schouteninsel. Nach ihm, 1705, erforschte das kleine holländische Fährzeug Geelvink an der Nordküste die große Bucht, welche nun diesen Namen trägt; über die näheren Umstände dieser Reise haben wir weiter keine Nachrichten.

Dann tritt wieder eine lange Pause ein, bis 1768; damals kam Bougainville an der Nordküste bis zu der Bucht, welche späterhin d'Urville-Humboldt-Bay benannt hat; Cook fuhr 1770 an der Südküste bis zum Falschen Cap (— welches von den Engländern irrig als Cape Wallis bezeichnet wird —); dasselbe bildet den westlichen Vorprung der Prinz-Frederik-Hendricks-Insel. Er wäre gern gelangt um Lebensmittel einzukaufen, aber die im Walde versteckten Papuas verhinderten ihn daran. — Forrest kam 1774 von den Molukken, um an der Westküste Pflanzen des wilden Muskatnussbaumes zu holen, und landete bei Doreh; Mac Cluer war 1790 und 1791 an der Westküste thätig, wo er den nach ihm benannten, von uns oftmals erwähnten Voss entdeckte, der tief, zwischen 2° und 3° S., ins Land einschneidet. D'Entrecasteaux fuhr im Südosten etwa 40 Meilen weit an der Küste hin, kam aber mit den Eingeborenen in keinerlei Berührung.

Man sieht, daß im Verlaufe von etwa drei Jahrhunderten Neuguinea ein kaum angeobrochtes Land geblieben war, und auch heute ist es noch ein solches. Nur über den Nordwesten haben wir einige immerhin sehr dürftige Kunde, und nach den neuesten Erforschungen wissen wir über das Innere noch immer so viel wie gar nichts. Im Jahre 1823

befuchte Duperrey die Schouteninsel mit dem Schiffe "Coquille" (Majore), ankerte im folgenden Jahre ein paar Wochen bei Doreh und vermaßaltete dort eine Aufnahme der Küstenstrecke. Als Dumont d'Urville, damals noch Schiffslieutenant, einen Versuch machte, eine Strecke weit ins Innere vorzudringen, legten die Papuas der Küste ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg; aber ein Kompan, d. h. ein Silberpfister, und ein Messer waren doch lothend genug, einen jungen Manu zu bewegen, ihm als Begleiter zu dienen. Es war darauf abgesehen, den Bergbewohnern,



Der Papua Ulema in Doreh (Nach Dumont d'Urville.)

an Bord. Diese Papuas waren höher gewachsen und dunkelfarbiger als jene, mit welchen die Holländer bisher zusammengetroffen waren; auf Glasperlen und Eisen zeigten sie sich äußerst erpicht.

Sehn Jahre später, 1622, erschien Roggeveen in denselben Gewässern bei den Arimoa- und den Verrätherinseln; 1643 erkannte Abel Tasman die Vulcaninsel mit ihrem damals noch thätigen, feuerpeinenden Berge. Dann aber vergeht mehr als ein halbes Jahrhundert, ohne daß wir über Neuguinea etwas erfahren. Einer der kühnsten Seefahrer,

Arafatis, einen Versuch abzuflattern, aber der junge Papua erhob auch unterwegs immer neue Bedenken und Einwendungen, über welche d'Urville bald ins Klare kam. Er fand nämlich, daß landeinwärts in einem Versteck eine Menge von Frauen und Kindern geborgen waren. Als die Männer in Dorch das französische Fahrzeug heran kommen sahen, flüchteten sie ihre Angehörigen in ein großes im Walde verborgenes Haus, und nun wurde es dem Wanderer klar, wes-

halb die Fremden in jenem Orte gar keine Frauen bemerkten. D'Urville ging weiter; der junge Papua sprach verständlich von den Arafatis, die nur Vieh seien und nicht „Mataio“ sprechen oder verstehen können. Als aber der Europäer zu diesen „wilden Thieren“ kam, wurde er freundlich aufgenommen und konnte ungehindert ihr großes Haus betreten, das auf einem Hügel stand, natürlich auch auf Pfählen. Ein angelegelter, eingefesteter Baumstamm diente



Geräthe und Waffen der Papuas.

als Treppe, das Gebäude selbst war ein breiter, etwa 100 Fuß langer Schuppen, der auf 20 Fuß hohen Pfählen stand. Im Innern befindet sich der ganze Länge nach ein Gang mit vielen kleinen Gemächern auf jeder Seite und an jedem Ende eine Plattform. Diese Wohnungen der Arafatis gleichen also genau jenen der Papuas am Wasser. Frauen und Kinder hatte man auch hier fortgeschafft, aber gern gab man den Europäern Sago- und anderes; die Arafatis waren viel gastlicher als die Papuas. Weiter aufwärts fand er noch eine ähnliche Wohnung, die gleichfalls eine Einstiebigung hatte; innerhalb derselben liefen kleine

Schweine umher, gelbborstig mit längeren Schwänzen als die unsrigen.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1827 fuhr Dumont d'Urville mit dem Schiffe „Astrolabe“ durch die Dampierstraße, nördlich der Nordküste auf einer etwa 350 Meilen langen Strecke auf und entdeckte die Humboldt Bay. Zu Ende des Jahres lag die „Astrolabe“ vor Dorch. Auch dann, wie schon vor vier Jahren, sagten die Papuas den Arafatis alles Böse nach; sie seien sehr dumm, würden aber dem weißen Manne den Kopf abhauen; d'Urville bemerkt ganz richtig: „Es ließ sich nicht verkennen, daß die Papuas ihr Handels-

monopol behalten wollten; die Arfakis sollten keinen Theil an dem Austausch mit den Fremden haben.*

Kurz vor der Abfahrt der „Astrolabe“ wurde ein Matrose beim Wasserholen von einem Fische getroffen, den ein Wilder aus einem Versteck im Walde heraus ihn in den Rücken schoß. Als der Matrose mit seinen beiden Gefährten entfloß, stürzten sich zwei Papuas über die Unbewachten her, um ihnen den Wasserreimer wegzunehmen, auf welchen sie es offenbar abgesehen hatten. Für diese verrätherische Handlung sollte Strafe erfolgen, falls keine Genugthuung gegeben wurde; man wollte Dorch in Brand stecken. Ein Häuptling, Ufema, kam an Bord; er wollte den Capitain d'Urville überreden, daß die Mißthat von den Arfakis verübt worden sei; dieser Mann sprach geläufig malayisch und bahnte eine Ausgleichung an; d'Urville beschenkte ihn mit

einer Bronzemedaille, die er sofort umhing, und noch zwei Taschentüchern, welche er turbanartig um seinen Kopf schlang.

Dumont d'Urville hebt hervor, daß der Typus dieser Eingeborenen ein sehr mannichfaltiger sei, und unterscheidet, natürlich soweit er Gelegenheit zu beobachten hatte, drei derselben: die eigentlichen Papuas; die „Harfurus“), Leute im Innern, zu welchen er die Arfakis rechnet, und die Mischlinge mit malayischem Blute. Die Papuas schildert er als im Allgemeinen von mittelgroßem Wuchse, schlant, mit schwachen Gliedmaßen; das Gesicht hat regelmäßigen Schnitt, die Backennochen stehen nicht weit vor, die Lippen sind dünn, der Mund klein und wohlgeformt, die weiche, glatte Haut ist sehr dunkelbraun, ohne gänzlich schwarz zu sein. Sie haben wenig Bart, das Haar ist kraus und sie verwenden viel Sorgfalt darauf, dasselbe zu einem mächtigen



Geräthe der Papuas.

Wulste zu gestalten. In Dorch sind diese Papuas nicht kriegerisch. Die „Harfurus-Arfakis“ sind kleiner aber kräftiger; als Tätowirung schneiden sie sich Narben in die Haut; ihre Weichthäute haben einen wilden Ausdruck. Die Hautfarbe ist mehr rufsfarbig, die Haut weniger glatt; zumeist sind sie mager und sie erinnern an die melanesischen Stämme (— Negritos? —). Sie gehen ganz nackt oder haben doch nur einen schmalen Gürtel und tragen das Haar nur in kleinen Köpfen. Vielleicht sind sie die eigentlichen Urvölker dieser Inseln. — Die Mischlinge sind klein, unterlegt, mit knochigem, viereckigem Gesicht, edigen Augen, vorsehenden Backennochen, großem Munde, dicken Lippen, platter oft aber auch vorsehender Nase. Sie haben sich mit den Papuas vermengt; ihre Hautfarbe ist weniger dunkel, das Haar nicht so kraus und ihr turbanartiger Kopfschmuck deutet auf

Malayisches hin; d'Urville hält sie für Mischlinge von Papuas und Malaien. Alle Koranos, Capitans, Rabshas, überhaupt diejenigen, welche irgend welche Gewalt über diese Leute haben, gehören zu dieser Classe, welche durchgängig mehr oder weniger geläufig Malayisch reden.

Wie verschieden der Typus zwischen den Bewohnern der nördlichen Westküste und jenen an der Südküste ist, wird klar,

*) Die Bewohner der Bezüge werden von den Malaien übrißall Alfura oder Alfura genannt und in Folge dessen auch von manchen Küstenbewohnern so bezeichnet. Allein dieser Name ist in keiner Weise zu adoptiren und, wenn man ihn weiter gebraucht bei der Betrachtung der Bewohner des Indischen Archipelagus, geiznet noch mehr Verwirrung hervorzuheben als er bis jetzt hervorgerufen hat und noch täglich hervorruft. — Diese Aeußerung Meyer's ist vollkommen zurecht und am Plage; gab es doch eine Zeit, wo man von „einer afrikanischen Sprache“ wissen wollte.

wenn man die Figur Ulema's in Torch vergleicht mit jener eines Papua von der Prinzess-Mariannen-Straße an der Südflüße. Dieser selber als Durgastraße bezeichnete Sund schneidet etwa unter 139° D., 7° und 8° S. die Prinz-Frederick-Hendricksinsel vom festen Lande. (S. 179 u. 180.)

Die Bewohner Neuquineas haben keine allgemeine Benennung für ihr Land; die Bezeichnung Papua bedeutet kraushaarig und ist ihnen von den Malaien beigelegt worden. Ueber ihre Abstammung läßt sich jetzt noch kein Urtheil fällen. Eine wissenschaftliche Lösung der Frage ist noch nicht möglich. „Man legt,“ sagt Dr. Meyer, „von einer Seite einen besondern Werth auf die Schädelformen, von einer andern auf die Beschaffenheit der Haare oder auf die Färbung und dergleichen mehr, während doch ein Kriterium

allein nie genügend sein kann, um als Leitstern in so verwickelten Verhältnissen zu dienen. Uns sind ja noch gänzlich unbekannt die Grenzen, innerhalb welcher Zeit eine Menschenrace abzuwandern ist.“ Dr. Meyer verspricht, auf diese Probleme ausführlich einzugehen; es werde sich, sagt er, vielleicht die Frage aufwerfen, ob dieselben überhaupt zu lösen seien, da sich die von einander getrennten Zweige desselben Stammes so selbständig weiter entwickelt oder verändert haben könnten, daß man nicht mehr vermag auf ihren Ursprung zurückzuschließen.

Wir fügen noch einige Bemerkungen über die Papuas von Torch hinzu. Wallace war höchlich überrascht, bei einem man kann sagen in vieler Beziehung wilden, auf einer so niedrigen Stufe befindlichen Volk einen gewissen Kunstsin-



Röhre der Papuas am Ulanata an der Westflüße.

und feinen Geschmack zu finden. Er bezeichnet die Leute in Torch als ausgezeichnete Holzschneider und Moler. An den Außenseiten der Wohnungen ist jedes Brett mit charakteristischen Figuren verziert. Die hochgeschmückten Vordertheile ihrer Boote haben als Ornamente Massen von offenem Füllgrauwerk, das aus einem massiven Holz gearbeitet ist und nicht selten sehr geschmackvolle Zeichnungen aufweist, und als Galleion oder Knapf einen Menschenkopf mit Casuarfedern, welche letzteren sie zu einem Haarwulst gestalten, wie sie selber ihn tragen. Die Schwimmhölzer an ihren Hirschkeinen, die hölzernen Schlägel, mit welchen sie ihren Töpferthon kneten, ihre Tabaksblüthen und andere Geräthschaften sind mit geschmackvollen, nicht selten ungemein zierlichen Schnitzereien versehen.

Vergleichen Geschmack und Geschicklichkeit ist, wie bekannt,

keineswegs unverträglich mit arger Barbarei; aber bemerkenswerth bleibt doch, daß wir vergleichen bei solchen Völkern antreffen, denen im Uebrigen jeder Sinn für Ordnung, Behäbigkeit und Anstand abgeht. Sie wohnen in armeligen, banfälligen, schmutzigen Hütten, in welchen nicht mehr als Alles fehlt, was wir als notwendig betrachten; sie kennen keinen Stuhl, keine Bank und haben als Hamörsch nicht einmal ein Brett; Würfeln kennen sie nicht; ihre spärliche Bekleidung besteht aus Baumrinde, Kumpen oder einem feinen Segeltuch. Auf den engen Pfaden, welche sie täglich betreten, da dieselben zu ihren Feldern führen, schneiden sie nicht einmal die überhängenden Zweige weg und räumen eben so wenig die stacheligen Schlingpflanzen und die ungeschmackvollen Bäume fort; sie waten durch schlammige Sümpfe und Flüsse,

die nicht austrocknen, weil den Sonnenstrahlen jeder Zugang verwehrt ist. Sie nähren sich vorzugsweise von Wurzeln, Gemüsen und Früchten; Fische und Wildpret werden nur gelegentlich genossen, und es darf nicht Wunder nehmen, daß Hautkrankheiten verschiedener Art so häufig vorkommen, insbesondere auch bei Kindern, die nicht selten über und über mit Ausschlag bedeckt sind und einen bejammernswürthen Anblick darbieten.

Das sind ohne allen Zweifel „wilde“ Leute, und doch haben sie eine entschiedene Vorliebe für Kunst; sie liefern Arbeiten von solchem Geschmack und solcher Zierlichkeit, daß dieselben in unseren Zeichenschulen als Muster gelten könnten. —

Das Klima in Doreh, wo Wallace viertelhalb Monate verweilte (Sommer 1858), schildert dieser Naturforscher als sehr ungesund. Im Juli litt er schwer an Fieber; dabei waren Mund, Zunge und Zahnfleisch so schmerzhaft geworden, daß er nur Suppen und Brei genießen konnte. Auch seine Begleiter aus dem Archipelagus bekamen Fieber und Typhenterie; einer derselben starb. Auch die beiden deutschen Missionäre Otto und von Gröbler empfanden die übeln Einwirkungen; der letztere litt schon seit einem halben Jahre an einem Fußgeschwür und konnte sein Haus nicht verlassen; zur Pflgeerin hatte er seine junge Frau, welche man ihm aus Europa geschickt hatte.

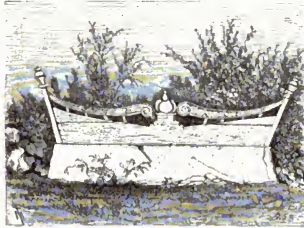
Beide Missionäre verstanden sich auf Hauswerte, und berartige Leute, sagt Wallace, können unter Wilden ersprießlicher wirken als lediglich dogmatisch abgerichtete. Sie waren bereits zwei Jahre dort; Otto sprach das Papua schon fließend und hatte angefangen, einige Stücke aus der Bibel zu übersetzen. Die Sprache ist indessen so arm, daß dabei viele malayische Wörter benutzt werden mußten und es bleibt überhaupt sehr fraglich, ob es möglich ist, Menschen, die auf einer so niedrigen Stufe sich befinden, auch nur einen Begriff von solch einem Buche beizubringen. Mit dem Befehlen sah es, wie leicht erklärlich, sehr möglich aus; denn inell waren einige wenige Frauen „belehrt“ worden und etliche Kinder wurden im Lesen unterrichtet, machten aber keine Fortschritte. Die armen Missionäre erhielten von Europa so wenig Geld für ihre Arbeit, daß sie Handel treiben mußten, um überhaupt leben zu können. Sie mußten, wie sich von selber versteht und was auch gar nicht zu tabeln ist, wohlfeil einkaufen und theuer verkaufen. Die Eingeborenen tragen keine Sorge für die Zukunft; sobald sie Reis gerettet haben, bringen sie einen großen Theil davon zu den Missionären und handeln dafür Messer, Glasperlen, Tabak &c. ein. Schon nach einigen Monaten, in der heißen Jahreszeit, haben sie Mangel, und kommen dann zu den Missionären, um Reis zu kaufen; sie bezahlen denselben mit Schildpatt, Tripang, wilden Muskatnüssen und anderen Landesproducten, müssen aber natürlich mehr zahlen, als sie früher beim Verkauf erhielten. Die Eingeborenen begreifen schwerlich, daß dem gar nicht anders sein könne. Der Einfluß auf die Wilden läßt sich, muß ihnen durch Handlungen klar machen, daß er schließlich gekommen sei, um ihnen in unheimlicher Art Wohlthaten zu erweisen, und daß er es für sich

selber auf keinerlei Nutzen oder Vortheil abgesehen habe. Missionen, auch unter den Papuas, müssen selbstverständlich schlagend, und wir können die Leute, welche den so undankbaren Betschränkungsvorlesungen Zeit, Gesundheit und nicht selten auch das Leben zum Opfer bringen, lebendig bewahren. Von Seiten der Missionsvereine ist es unerantwortlich, Sendboten in die ungesundesten Gegenden zu schicken; der gesunde Menschenverstand müßte ihnen schon von vornherein sagen, daß sie Menschenopfer bringen. Wir lesen in Moreby's Bericht, daß die Londoner Missionsgesellschaft an der Nebecarbay, etwa 147° O., eine Mission gegründet hat (im Jahr 1858) sehr abel gewählten Lage, wo die unglücklichen Lehrer sehr rasch hinwegsterben.“

Tropdem wird immer weiter experimentirt. Wir lesen, daß in der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 24. November 1873 ein Pastor, S. Macfarlane, die Mittheilung machte, daß ein Kräutler Baxter in Dumbie ihm einen Dampfer zur Fahrt nach Neuguinea zur Verfügung gestellt habe. Er wolle beide Küsten der Inseln erschließen und eine angemessene Ertlichkeit aufsuchen, um eine Missionsstation auszufinden! Uebrigens werde er auch die Geographie im Auge behalten und hoffe eine geeignete Region in den Gebirgen des Inlandes zu finden. Das Hochland ist gewiß nicht so ungesund wie die Küsten, aber es steht zu bezweifeln, daß er dort mit den Cannibalen zu rechnen haben werde.

Fernhard Meyer, der mit Stille eines der oben erwähnten deutschen Missionäre eine Grammatik der Sprache in Doreh verfaßte, bemerkt: „Durch die Wörter lehren und predigen darf man sich nicht verleiten lassen zu glauben, die Missionäre hätten dort irgend welchen Einfluß auf das Volk gewonnen. Sie predigen eben tauben Ohren, und unter ihren Augen werden noch fortwährend dieselben wüsten Gelage gefeiert, gegen welche sie seit Jahren eifern. Es wird trotz ihrer Vermuthungen nach wie vor denselben Aberglauben und Götzendienst, oder besser Ahnencultus, gehuldigt, den sie so gern verbannt möchten.“

Am Vorstehenden ist mehrfach der Humboldt bay erwähnt worden, welche an der Nordküste unter etwa 141° O. liegt. Sie gewährt einen nach schöneren Anblick als die Bucht von Doreh und der Hafen ist noch besser; dann und wann wird er von Walfischfahrenden angelaufen. Die Anwohner gehen völlig unbekleidet; ihre entweder auf dem Wasser oder auf diesem Boden errichteten Wohnungen werden reinlich gehalten, die Häuser gut besetzt, und die in gutem Stande befindlichen Fische bilden einen erfreulichen Gegenstand gegen jene bei Doreh, die man kaum als solche bezeichnen kann. Die Papuas dort waren anfangs gegen den Capitän des Dampfers, welcher von Doreh, wo er dann Herrn Wallace abholte, dorthin gefahren war, recht mißtraulich und schienen gegen die Mannschaft der Boote, welche er an Land schickte, feindselig gesinnt; er war aber so verständig, einen kleinen Handel mit ihnen zu eröffnen, indem er einige Geschenke am Strande niederlegte. Nachdem er das einige Mal gethan, erlaubten sie ihm zu landen und Früchte zu



Grab eines Häuptlings auf Neuguinea.

laufen. Ein Papua von Doreh, welchen er mitgenommen hatte, verstand nichts von der Sprache dieser Papuas an der Humboldt-Bay und man mußte sich mit der Zeichensprache begnügen. Man sieht, daß man die Bewohner Neuguineas nicht über einen Reissen schlagen darf; auch ihre Wohnungen

sind sehr verschieden; nicht überall finden wir Pfahlbauten, sondern auch harte, auf dem platten Boden stehende Hütten, z. B. bei den Stämmen von Manana an der Westküste, etwa 136° östlicher Länge. (S. 182.)

Die Vegetationsgebiete der Erde *).

www.libtool.com.cn

Von Dr. Thomé.

Mit einer Karte.

Der Bau der Pflanzen ist das Ergebnis ihrer physikalischen Lebensbedingungen: verschiedene Klimate müssen verschiedene Pflanzenformen erzeugen, und ähnliche Formen, welche dann selbstvererbende oder vicariierende Arten genannt werden, können sich an weit entfernten, oder ähnlichem Klima ausgelegten Orten wiederholen. Als sich die Erde mit Pflanzen bedeckte, sproßte sie aber nicht überall alle Pflanzen hervor, welche sie an jedem einzelnen Orte zu erhalten fähig ist, sonst könnten keine Einwanderungen fremder Pflanzen noch jetzt vor unseren Augen stattfinden; es besäße vielmehr jede Art an dem Orte ihrer ursprünglichen Heimath, wo sie endemisch ist, ein Vegetationscentrum. Die Grenzen dieser Centren sind oft verwischt, weil die Pflanzen auch außerhalb derselben die Bedingungen ihrer Existenz vorfinden und sich dann durch Wanderung mehr und mehr Terrain gleichsam erobereten. Nicht alle Pflanzen sind indessen gleich wanderungsfähig, sonst würden die kräftigsten alle übrigen verdrängen und den ganzen der Vegetation dargebotenen Raum einnehmen haben; auch setzen Meere, Wüsten, Gebirge, klimatische Veränderungen der ungehinderten Ausbreitung der Pflanzenarten Schranken entgegen. Oft entstehen an den Grenzen der Gebiete mit dem Wechsel der Lebensbedingungen klimatische Varietäten, welche man nicht selten für besondere Arten gehalten hat. Uebergänge zwischen weiter auseinander stehenden Formen finden sich nicht; wo Gattungen und Familien durch Mittelstufen mit einander verbunden sind, stehen letztere in keiner Beziehung zu den räumlichen Verhältnissen; auch da wo klimatischer Wechsel allmählig eintritt, hören Organisationen von bestimmtem Gepräge plötzlich auf, oder erlöschen doch in ihren klimatischen Abänderungen, um anderen Formen unermittelt Raum zu geben. Dadurch, daß nun eine Anzahl benachbarter Vegetationscentren ihre Schöpfungen unter einander austauschen und zu einem abgegrenzten Gesamtbilde von Landschaften verwachsen, entsteht eine natürliche Flora oder ein Vegetationsgebiet. Die Grenzen desselben liegen da, wo das Klima, ein weites Meer oder sonstige Hindernisse weiterer Ausbreitung der Mehrzahl der einheimischen Arten entgegen treten; und die Floren sind um so natürlicher, um so schärfer bestimmt, je weniger ihre Ureinwohner mit eingewanderten Arten untermischt sind.

Nach Grisebach's Vorgang unterscheiden wir nun 24

Vegetationsgebiete, deren Grenzen aus der beigegebenen Karte ersichtlich sind.

1. Die **arktische Flora** umfaßt das Gebiet des hohen Nordens, welches jenseits der Polargrenze der Wälder liegt. Ihre Pflanzen müssen einen wenigstens neunmonatlichen Winterschlaf aushalten können, und sich für die kurze Dauer ihrer Vegetationsperiode mit verhältnißmäßig geringer Wärme begnügen. Culturpflanzen fehlen.

2. Der allgemeine Charakter des **europäisch-sibirischen Waldgebietes** beruht in der gleichmäßigen Mittelwärme der gesammten Vegetationszeit und darin, daß nicht regenlose Perioden das Leben der Bäume schädigen; damit verbindet sich drittens, als besondere Bedingung des Baumlebens, eine bestimmte, drei Monate überschreitende Dauer der Vegetationsperiode. Das letzte Moment treant das Waldgebiet von der arktischen Flora; die dauernde Verpöpfung des Lebens durch atmosphärische Niederschläge schadet es von den südwärts liegenden Steppen sowie von den Ländern am Mittelmeere.

An seinen Seegrenzen, namentlich nach den atlantischen Küsten hin, wirkt die See ändernd auf das Klima ein, indem sie sowohl die Kälte der Winter als auch die Hitze der Sommer mäßigt und so ein mildes Seeklima, im Gegensatz zu dem sich in weiteren Grenzen bewegenden Continentaliklima, schafft; auch macht sich gegen Süden hin die größere Dauer der Vegetationsperiode sowie die größere Wärme des Sommers bemerkbar. Auf sehr große Strecken, in denen die Wälder der Cultur haben weichen müssen, paßt der allgemeine Name nur mehr ungenügend; auch hat das Licht der Wälder das Klima Europas continental gemacht.

In Folge aller dieser Verhältnisse lassen sich in dem Gebiete sieben Zonen unterscheiden: die französische Zone der Kastanie, die deutsche der Eibetanne, die ungarische der Cerriseide, die der mittelrussischen Laubwälder, der nordischen Nadelbölzer, der Amurische und der samtschadalischen Birke.

Von den Culturpflanzen sind die Cerealien, die Kartoffel, Obstbäume und Weinstock besonders bemerkenswerth. Die Gerste, begleitet von der Kartoffel, geht am weitesten nach Norden; im Süden herrscht Weizen vor; dazwischen Roggen. Obstbäume und Weinstock hängen — wenigstens an ihren Nordgrenzen — sehr viel von der unmittelbaren Einwirkung des Sonnenlichtes ab, und finden sich demgemäß zuletzt fast ausschließlich an besonders sonnigen Orten vor.

Besondere Erwähnung verdienen noch die rassenbildenden Gräser und die durch sie erzeugten Wiesen, welche sich in seinem der Nachgrabgebiete in gleicher Weise vorfinden; auch verleiht Hasen, Moore und Erlebrüche der Landschaft vielfach ein besonderes Gepräge.

*) Nach Grisebach: Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. Leipzig 1872. Zwei Bände. — Diese Karte ist herbeigekommen aus Thomé, "Lehrbuch der Botanik". Mit 900 in den Text eingedrungenen Holzschnitten. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. Braunschweig 1874. Wenn i. d. Zeit, als ich mich auf eine etwas ausführlichere Darstellung der Vegetationsgebiete.

parakter der
in Ceylon,
, Brotbaum
rbaum auf
zu überall

lose Gebiet
darf man
er Sahara
lud die stei-
rnigen, oft
bestanden;
e, mitunter
ischen tiefe
) Zwiebel-

erstreckt sich
wenn die
idet, wäh-
lassatwinde
periodische
Savannen-
'azien und
der Affen-
Sylomotte,
ic. Süd-
gezeichnet.
Mittelband
ne Oasen
nden Ko-
sch Dorn-
ung heu-

en, ebenso
r Wärme,
s der Luft
on. Die
veld, ist
p bedekt.
insförmige
Grün und
'ercesfäste
schland,
adies der
stblumen,

nat, und
heil Au-
suet hat.
mäßigkeit
ou nahe
Eheil auf

hat ein
liche; ja
spätschen
'den von
edwärme
gen jene

regentlose Striche. Die wichtigste Kulturpflanze ist der Reis, ihm schließen sich Baumwolle, Mohr, Ingwer, Sesam und Indigo an. Auf ihre in den Herbst fallende Ernte folgt oft noch die Anzucht von Winterfrüchten: Weizen, Hafer, Bohnen, Flachs und anderen Gewächsen, welche der Landschaft ein europäisches Gepräge verleihen. In feuchteren

dieser Unterschied nach Süden hin mehr und mehr aus, während er nach Norden zu noch wächst. Dazu hat Europa vermöge seiner tief einschneidenden Binnenmeere vor Nordamerika den Vorzug eines weniger geänderten Seeklimas. Newyork hat z. B. den Sommer Roms und den Winter Kopenhagens, und in Quebec findet man die Sommerwärme

3. Regenlosigkeit des Sommers und Milde des Winters sind die klimatischen Eigentümlichkeiten, durch welche die Vegetation in dem **Mittelmeergebiete** bedingt wird. Hier entwickeln sich die Pflanzen während des Frühlings, verkümmern während der trockenen Periode im Stillstande und beleben sich unter dem Einflusse der Herbstregen von Neuem. Dieser aus der geringigen Umwalzung des Gebietes und aus der Nähe der Sahara entspringende Charakter ist indessen nur an den Küsten rein ausgebildet; Hochebenen und Gebirge zeigen bald eine Annäherung an die Steppen, bald an das Waldgebiet, bald an alpine und arktische Formen.

Der Delbaum ist ein besonders charakteristischer Repräsentant des Gebietes. — Je weiter man nach Süden vorschreitet, um so größer wird die Zahl der Nahrungs- und Nutzpflanzen; dann gesellen sich zu den Cerealien, dem Weinstock und dem Delbaume noch Maulbeerbäume, Mais, Hirse, Reis, Wassermelonen, Orangen, Feigen, die Baumwollpflanze, selbst Dattelpalme, Zuckerrohr, Pfirsche und Palate. Freilich sind manche dieser Gewächse, ebenso wie die westindischen Spanien, die Agave und die Aloe nur durch die Kultur in diesem Gebiete verbreitet. Eigentümlich ist noch der große Reichtum an immergrünen Holzgewächsen: Lorbeer, Myrte, Oleander, Olive, Eichen, sowie an Dornsträuchern. Vegetere bedeuten oft, mit Ausschluß fast jeder andern Vegetation, die weitesten Räume, die sogenannten Maquis.

4. In dem ungeheuren **Steppengebiete** herrscht ein einformiger Wechsel dreier Jahreszeiten: auf den strengen, langdauernden Winter folgt ein kurzer Frühling, diesem ein regenloser, glühender Sommer, an welchen sich fast unmittelbar die Schneefälle des Winters anschließen. Nur der Frühling gestaltet das Wachsthum der Pflanzen. Daher bedürfen die eigentlichen Steppenpflanzen theils einer längeren Vegetationszeit, theils besonderer Hilfsmittel um der Sommerhitze zu begegnen: erlernt ist der Fall bei den zahlreichen Zwiebelgewächsen; letztere finden sich in salzreichen Organen und in Wüsten von Haaren, Dornen und ätherischen Oelen. Gras-, Salz- und Sandsteppen bieten jede eigenthümliche aber arme Vegetationsformen; nur wo Wasserreichthum oder künstliche Bewässerung dem Pflanzleben entgegen kommt, finden sich Bäume und häufigere Sträucher. Von Kulturpflanzen gedeihen selbst Reis und Baumwolle, dagegen müssen die Viehtüme gegen die Winterrisse geschützt werden.

5. Das **chinesisch-japanische Gebiet** hat im Frühlinge eine wahre Regenperiode, welche im Verein mit dem äußerst regelmäßigen Verlaufe der Jahreszeiten einen sorglosen, gartenähnlichen Ackerbau begünstigt. Weizen, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr und Orangen, vor allen aber Reis, Maulbeerbäum und Theestrauch sind die Hauptkulturgewächse. Weizen und Futterrüben fehlen. Die ursprüngliche Vegetation, für welche zahlreiche Bäume und Sträucher (z. B. Camellien) charakteristisch sind, ward auf die Höhen zurückgebrängt.

6. In dem **indischen Konsumgebiete** walteten nur die klimatischen Eigentümlichkeiten der Tropen überhaupt: die Wachsthumperiode ist ausschließlich an die Regenzeit gebunden. Leppige Tropenwälder, Grasheiden (Savannen), unburchbringliche Dickichte (Jungle, Dschungeln) sind Hauptvegetationsformen; dazwischen Kulturbaulandchaften und öde, regenlose Striche. Die wichtigste Kulturpflanze ist der Reis, ihm schließen sich Baumwolle, Mohr, Ingwer, Sesam und Indigo an. Auf ihre in den Herbst fallende Ernte folgt oft noch die Anzucht von Winterfrüchten: Weizen, Hafer, Bohnen, Flachs und anderen Gewächsen, welche der Landtschaft ein europäisches Gepräge verleihen. In feuchteren

Gegenden bestimmen Baumpflanzungen den Charakter der Culturgegenstände; so Kaffee auf Java, Rinnut in Ceylon, Muskatnuss und Gewürznelken auf den Molukken, Brotbaum und Kolospalme auf den Südseeinseln, Kampferbaum auf Borneo, Pfeffer in Malabar und Siam, dazu überall Pfirsche, Orangen und andere süße Früchte.

7. Das **Wüstengebiet** ist das fast regenlose Gebiet der ungenutzt herrschenden Palastwüste. Doch darf man nicht glauben, daß es in ihm namentlich in der Sahara unermessliche vegetationslose Räume gäbe. Hier sind die steinigten Flächen der Hamnaba mit spärlichen bornigen, oft blattofen Sträuchern, zuweilen auch Salzpflanzen besetzt; dort finden sich wellenförmige, mit Flugland bedeckte, mitunter Gräser hervorprägende Wüsten, der Areg; dazwischen tiefe Thalschluchten oder Wadis mit Fettpflanzen und Zwiebelgewächsen, und Oasen mit ihren Dattelpalmen.

8. Das **sudanische Vegetationsgebiet** erstreckt sich im Allgemeinen nur dann belebender Regengleichheit, wenn die Sonne senkrecht ihre Strahlen zur Erde herabsendet, während es sonst unter der Herrschaft trockener Palastwinde steht. Dadurch ist dem Pflanzenleben nur eine periodische Entwicklung gestattet und ein vorherrschender Savannencharakter bedingt. Allgemein verbreitet sind Akazien und Dornsträucher. Hervorragende Bedeutung besitzen der Affenbrotbaum, die Pfirsche, Palmen, Tamarinden, Euphorbie, sowie die fleischigen und giftigen Wolfsmilchgewächse. Eudarabien ist durch seine Balsamgewächse besonders ausgezeichnet.

9. Das wasserlose **Kalabarische Gebiet**, ein Mittelglied zwischen Wüste, Savanne und Gesträuchsteppe, ohne Oasen mit sehr spärlicher Bevölkerung, nur von herumstreifenden Nomaden bewohnt, ist namentlich ausgezeichnet durch Dornsträucher und Akazien, welche fast jede freie Bewegung hemmen, durch Gräser, Zwiebel- und Knollengewächse.

10. In dem Gebiete des **Caplandes** bedingen, ebenso wie in Spanien, die ungleichmäßige Verteilung der Wärme, der jährlichen Niederschläge und des Dampfgehaltes der Luft außerordentliche Verschiedenheiten der Vegetation. Die höchste Terrasse dieses Stufenlandes, das Roggefeld, ist völlig kahl oder nur von kleinem Compositengesträuch bedeckt. Die mittlere Stufe, die Karoo-Ebene, eine einformige Steppe, kleidet sich nur im August in freundliches Grün und entfällt alsdann kahle Blößen. An der Meereseüste bestimmt immergrüne Gebüschvegetation, das Buschland, die Physiognomie der Landschaft. Hier ist das Paradies der Blumen, der Heidekräuter, Wolfsmilchgewächse, Akebiumen, Lilien, Schwertlilien, Anemellen.

11. Waldsavannen, die man Grassand nennt, und Gesträuchdickichte, Scrubs, bedecken den größten Theil **Australiens**, soweit es sich der Colonisation geöffnet hat. Wälder begleiten nur die Flußbetten. Die Unregelmäßigkeit des Wasserzustusses macht auf weiten Strecken Ackerbau nahezu unmöglich und weist das Land zum großen Theil auf Viehzucht an.

12. Das **nordamerikanische Waldgebiet** hat ein bedeutend kälteres Klima, als das europäisch-sibirische; ja man kann den Wärmeunterschied zwischen der europäischen West- und der nordamerikanischen Hälfte wohl auf den von 10 Breitengraden aufschlagen. So beträgt die Jahreswärme in Newport unter 41° nördl. Br. 10,5°, dagegen jene von Brüssel unter 51° nördl. Br. 10,4°, doch gleicht sich dieser Unterschied nach Süden hin mehr und mehr aus, während er nach Norden zu noch wächst. Dagegen hat Europa vermöge seiner tief einschneidenden Binnenmeere vor Nordamerika den Vorzug eines weniger geänderten Seeklimas. Newport hat 3. Mai den Sommer Roms und den Winter Kopenhagens, und in Quebec findet man die Sommerwärme

von Paris und die Winterkälte von Petersburg. — Diese wechselnden Sommer- und Wintertemperaturen bestimmen den pflanzlichen Charakter.

Den Nordgürtel umfaßt die Zone der weichen Tanne, welche in America die Fichte der östlichen Hemisphäre vertritt. Nadelwälder untermischt mit wenig Laubbölgern vertritt, als Zone der Dregonannen, den Uebergang zur Zone der Laubbölgern mit vorwiegend Belsaubung. Von den entsprechenden Eichen- und Buchenregionen Europas unterscheiden sich diese Wälder durch die größere Mannichfaltigkeit ihrer Eichen, durch Ulmen, Eichen und Ahorne. Die Waldzone der südlichen Staaten wird, wie in Edeuropa, charakterisiert durch immergrüne Laubbölgern. Durch ihren feuchten Sommer erinnern die Südstaaten aber an China, und übertreffen so an Productionsfähigkeit, durch Baummoos, Reis und Zuderrohr, Europa beträchtlich. Doch gehen diese Vorzüge theilweise wieder verloren durch die hohe Beschaffenheit des sandigen und jumpfignen Bodens von Louisiana bis Virginien und durch die fast unzugänglichen morastigen Niederungen an der atlantischen Küste. — Die meisten europäischen Culturgewächse gedeihen in Nordamerica eben so gut wie bei uns; doch ist der Temperaturwechsel tropischen Gewächsen, z. B. der Drange, oft nachtheilig. Interessant ist, daß der Mais bis zu höheren Breiten angebaut wird als in Europa, während der Weinstock nirgend mit Erfolg cultivirt werden konnte.

13. Die Prairien sind baumlose Ebenen, in denen auf die strenge Winterkälte eine sehr kurze, von vorübergehenden Regen eingeleitete Vegetationsperiode und ein blutiger, regenloser Sommer folgen. Ursache dieser Dürre ist die Trockenheit der vorherrschend westlichen Winde, welche an den californischen Küstengebirgen und den Rocky Mountains ihre Wassermaffen verloren. Dazu kommt, daß die gewaltigen Flüsse sich so tief in das Land eingeschnitten haben, daß in den Schluchten kein urbarer Thalboden, nicht einmal Raum für Baumwuchs übrig blieb. Den nordwestlichen Theil bedeckt eine unwirthbare Salzfläche, deren Boden völlig nackt ist oder nur gestreut stehende Gänsefußgewächse und gefällige Reiskarten trägt. Von den Tafen scheint die der Mormonen, von Utah, die bedeutendste zu sein. Der nordöstliche Theil des Gebietes ist eine reine Grassteppe, die Heimath des Bison, während im Süden Agaven und Pflanzbäume prangen und die Cactaceenpflanzen den höchsten Reichtum ihrer Bildung entfalten.

14. Gleichmäßigkeit der Temperatur (Sommer und Winter differiren oft nur um wenige Grad) und regelmäßiger Wechsel einer feuchten, kalten und einer regenlosen, sommerlichen Zeit bedingen den Charakter des vom reinen Seeklima beherrschten californischen Küstengebietes. Hier hat der europäische Weinbau Wurzel geschlagen, Feige, Pfirsich und andere Früchte gedeihen zu seltener Vollkommenheit, Cerealien und Futtergewächse liefern oft außerordentliche Erträge. *Vorläufig erscheinen die Waldungen.

15. Das mericanische Gebiet zerfällt nach seiner Erhebung über den Meeresspiegel in drei Zonen: die Goltzone, die Hochlandzone und die pacifische Zone. Die Goltzone, ein schmales Küstengebiet, erhebt sich über dem bürren Küstenraume in sanft geneigten Grasabannen, welche zuweilen von Waldungen, selbst reinen Palmenbeständen unterbrochen sind; reiche tropische Vegetation füllt die feuchteren Schluchten, welche in die Vulkane von allen Seiten einschneiden. Kaffee, Bananen und Zuderrohr werden hier cultivirt. Den schneidendsten Gegensatz zu dieser Fülle bietet Yucatan, eine flache, steinige Savanne, welche nur durch ihre Campesneuwälder einige Bedeutung besitzt. — Feuchte Gebirgswälder mit immergrüner Belsaubung führen hinüber

zum Hochlande mit seinen Eichen- und Nadelholzwäldern, mit seiner Cultur des Tabakbaums, der Maulbeere, der Kete und der die weinartige Pulque liefernden Agave. Große Strecken sind aber auch mit bornigen Mimosen und Cactuspflanzen erfüllt und erinnern an die Prairien. In der pacifischen Zone unterscheidet bereits Humboldt vier große, terrassenförmig geordnete Längentäler. Der Reichthum ihrer Flora steht gegen den der Goltzone zurück, doch wird das Meeressufer unmittelbar von einem Tropenwalde umsäumt, welcher Nussholz liefert und Kokospalmen in sich birgt.

16. **Indien**, durch Meeressströmungen vom Continente getrennt, bildet ein eigenes Gebiet. Dem zweimaligen Zenithstande der Sonne folgen jedesmalige Regenzeiten, welche sich zu einem bis zu den Bergespitzen bewaldeten Aequator gestalten. In Folge der Cultur wurde erst Zuder das Haupterzeugniß der unteren Region und im Gebirge entfalteten die Kaffeeplantagen. Seit Freilassung der Naben trat aber viel Weideland an Stelle jener Kulturen.

17. Dichte Wälder bedecken die Küsten des **dieffests vom Aequator** gelegenen Südamerica, während sich im Innern des Continents, wo Wälder und Gebirgsketten den Seewinden ihre Feuchtigkeit entzogen haben, die großen Savannen von Guiana und von der reichsten Thierwelt belebten Pianos Venezuelas erstrecken, entsprechend einem scharfen Gegensatz trockener und nasser Jahreszeiten.

18. Die **Polaa**, das Gebiet des äquatorialen Südamerica, ist ein Waldgebiet. Dem Amazonas zunächst liegt der Agapo, Wälder, deren Bäume zur Zeit des Hochwassers Monate lang drei bis dreizehn Meter tief in dem Wasser stehen, und in denen Mimosen, Vorberggewächse und Feigenbäume untermischt und überagt von zahlreichen, prächtigen Palmen die vorzüglichsten Pflanzengruppen sind. Außerhalb des Ueberschwemmungsgebietes findet sich der Eie- oder Onaguwald. In ihm herrschen bürre Vorbercormen und starke Pfanen. Unermeßlich sind die Erzeugnisse dieser Wälder: Paranisse, Kautschuk, Cacao, Vanille, Sarsaparille, dazu kostbare Holz, Pflanzensaften und Arzneigewächse mannichfacher Art.

19. Längs der ganzen Südostküste des **brasilianischen Pflanzengebietes** erstreckt sich eine bis über 2000 Meter gehobene granitische Gebirgskette, welche ihre Abhänge dem Passatwinde entgegenstreckt und so bedeutende Feuchtigkeit ansammelt. Unwälder bedecken diese Striche. Das innere, weite, Thonschiefer stehende Tafelland ist wasserarm, und daher überall, wo nicht stehendes Wasser oder Sümpfe den Boden tränken, bedeckt mit Savannen, welche hier *Campa* genannt werden. Im Westen, an den Zuflüssen des Paraguay und Mabeira, finden sich wieder tropische Uewälder, welche, gleich den Wäldern der Polaa, stiehendem Wasser ihre Ueppigkeit verdanken.

20. Die pacifische Küste des ganzen Gebietes der **tropischen Anden** ist eine völlig regenlose Zone, welche nur im Winter durch leichte Nebelbildungen, Garuas, besencht wird, weil die antarktische, die Küste streichende Humboldtströmung unaufhörlich kalte Wassermaffen herbeiführt, an welchen sich der Wasserdampf der Seewinde verdrückt. Trockenheit herrscht daher hier nicht nur auf dem Lande, sondern auch auf dem Meere, wie die Guanologer der Chinajnseln beweisen. Nur an den Ufern der kurzen Flüsse und in Folge künstlicher Bewässerungen ist die wüste Landschaft gelegentlich zur Culturoase umgestaltet. Selbst die höheren Striche der Küstencordillere und die zwischen den beiden Cordillere (Gebirgsketten) liegende Hochebene, die Puna-region, sind baumlos, doch mit alpiner Strauch- und Krautvegetation bedekt. Dagegen sind lange Sublimat-Regenzeiten an den Abhängen der östlichen Cordillere und in den

tiefen Thälern, welche die Bunaregion durchfurchen, die Quelle unerlöschlicher Fruchtbarkeit: Kaffee, Pflanz, Zuderrohr und Coca sind Culturgewächse, und der obere Waldgürtel enthält vor allen die Nahrungsbäume.

21. In dem **Pampasgebiete** erfolgen die meisten Niederschläge in Form von plütschen Gebirgsregnen und reichen nächtlichen Tauwässern, während die Luft sonst ungemein trocken ist; doch giebt es auch lange Perioden der Dürre, da die Gewitter oft jahrelang ausbleiben: daher der gänzliche Mangel oder doch eine spärliche Vertheilung der Holzgewächse. Dennoch steht das Klima allein dem Baumwuchs nicht entgegen wie dies in den Prairien und Steppen der alten Welt der Fall ist: in Uruguay ist überall Baumcultur möglich; in den Pampas von Buenos-Ayres wird der Pflanz gezogen um Holz zu gewinnen; sogar die dürre Landschaft von Mendoza hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts durch Anpflanzung italienischer Pappeln zu einem lichten Walde umgewandelt. Träte derselben in Folge fortgesetzter Anpflanzung allgemeinere Bewaldung ein, dann würde sich das Klima zweifelsohne ändern, und die Bedingungen für den Ackerbau bessern, in einem Lande, welches jetzt fast nur der Viehzucht dient.

Das Gebiet zerfällt in drei Zonen, die nordwestliche Chanarsteppe, die eigentlichen Pampas und die südlichen Ebenen von Patagonien. Die Chanarsteppe ist arm an Graswuchs, voll niedrigen Gebüsches, namentlich dem Chanarstrauch. Am Fuße der Anden umschließt sie salzhaltige Niederungen, die argentinischen Salinas, wo nur wenige Salzpflanzen aufkommen. Die eigentlichen Pampas sind reine Grasbenen, in welchen nur die Blüthe von niedrigem Ufermoos umsäumt sind. Einheimische Stauden und Kräuter fehlen ganz, dagegen haben sich einige aus Südeuropa eingewanderte Pflanzen, Disteln und Fenchel unendlich vermehrt; ja die Kirschenbäume hat auf vielen Quadratmeilen den Graswuchs völlig verdrängt und bildet so undurchdringliche, über mannshöhe Dichtigkeit, daß so lange diese in Vegetation stehen gewisse Landstriche gegen die Raubzüge der Indianer aus dem Gaco geschützt sind. Wo am patagonischen Colorado und Rio Negro die Grassteppe aufhört beginnt sofort, auf Trümmern von Steinen, ein niedriges Torngebüsch, bis schließlich auch dieses selten wird und nur einzelne Büsche eines harten, braunen Grafs sich finden.

22. In dem **chilenischen Ubergangsgebiete** erscheint das Pflanzenleben über ein halbes Jahr lang abgestorben und das Land beinahe wüst. Die Belaubung der Gehäusche ist durch Tornen unterdrückt; erhöht wird der Charakter der Veröden durch die Wildnis der nackten, von Eerwinden unerschütterten Gebirge.

23. Die Flora des **antarktischen Gebietes** hat der Fröhdigkeit nie zu ertragen, und da diese Wasserfülle mit einem milden Winter gepaart ist, so bewahren hier die meisten Bäume ihr Land. Ungedacht der gleichförmigen Temperatur

ist dennoch, schon im südlichen Chile, wo ein Frost oder Schneefall eintritt, ein Stillstand der Vegetation während des Winters unvermeidbar. — Ueberall herrscht der Wald. Dieser ist im Norden noch subtropischer Natur; im südlichen Theile finden sich dagegen fast nur Buchen; aber da die vorherrschende, im Winter sich entlaubende Art von einer immergrünen begleitet wird, ist die Physiognomie des Waldes doch eine ganz andere als die des nördlichen Europa. Erst ganz im Süden, wo mindere Wärme und die im Boden zurückgehaltene Feuchtigkeit Torfbildung veranlassen, weichen die Wälder offenen Moorflächen. Steinbrech und Lili, denen sich Krähenbeeren, Kanuvel und Linse anschließen, bilden diese eigenthümlichen Moore.

24. Die einheimischen Gewächse der **oceanischen Inseln** weichen oft bedeutend von denen der benachbarten Festländer ab, ihre ursprüngliche Anordnung hat sich reiner als sonstwo erhalten, und von solchen Insellosen ist gerade die heute so wichtige Theorie des Endemismus und der Pflanzenwanderung ausgegangen. Wichtige, selbständige oceanische Vegetationselemente sind die Agoren mit Madeira und den Canaren, die Capverden, St. Helena, Madagaskar, die Maskarenen und Seychellen, die Sandwicheinseln, die Fidjiseinseln, Neucalcedonien, die Norfolkinsel, Neuseeland, die Galapagosinseln, Juan Fernandez, die Falklandinseln und Kerguelens-Land.

In den höheren südlichen Breiten wechseln schauerreiche Südwinde mit nördlichen Luftströmungen, welche mit Wasserdampf beladen sind und unaussprechlich weiße Nebel von unschreiblicher Dichtigkeit über die Meeresflächen ausbreiten. Solche Niederschläge bilden sich auf den dieser Zone angehörigen Inseln, entziehen ihnen die Vortheile ihrer oft bedeutenden Entfernung vom Vole und verbannen größtentheils den vom Stande der Sonne abhängigen Temperaturwechsel. Dies die Ursachen weshalb schon die Hälfte des Polarfreies das organische Leben fast völlig aufhört. Dieser auffällige klimatische Unterschied zwischen nördlicher und südlicher Halbkugel beruht einzig auf dem großen Ubergewicht des Wassers in hochsüdlichen Breiten, der dadurch bedingten Limbdrückung des Himmels und dem Treiben der Eiseber. Doch hat in den südlichen Breiten, wo jetzt alles Leben erloschen, einst eine wärmere Periode bestanden, denn gleich den untergegangenen Wäldern Grönlands gab es, wie aus wohl erhaltenen fossilen Stämmen hervorgeht, auch auf Kerguelens-Land einst fruchtbaren Baumwuchs.

Die **Meeresflora** endlich ist zur Zeit noch lange nicht so weit gekannt wie die des Landes. Erwähnenswerth sind die Tangwiesen, große Ansammlungen von Tangen, welche oft freilich nur aus losgerissenen und zusammengeknümmerten Pflanzen bestehen, wie dies bei dem an 800 Meilen langen Sargasso-Meer des Atlantischen Oceans der Fall ist.

Zustände an der afrikanischen Westküste.

Wir glauben es gern, daß die Engländer willig auf den größten Theil ihrer Stationen an der Westküste von Afrila verzichten würden, aber sie können, wie die Dinge einmal liegen, nicht wieder loskommen. Der Handelsverkehr an der Goldküste, also auf der Strecke von Apollonia bis zum Rio Volta, ist vergleichsweise unbedeutend; von eigentlicher

Bedeutung ist für sie die Hafenstadt Lagos, welche sie vor nun zwölf Jahren dem Könige Decomo abnahmen, um von dort aus den Handel mit Palmöl schwunghafter betreiben zu können. Für diese sind auch die Stromarme des Nigerdelta von Erbslichkeit, aber hier wie dort haben sie nicht zu besorgen, in Kriege verwickelt zu werden. Bei etwaigen

Strungen mit den Eingeborenen reichen einige Kanonenboote und Kriegesdampfer vollkommen aus, um dieselben zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Audem sie das Protectorat der vielen verschiedenen und zerstückelten Stämme an der Goldküste übernehmen, begingen sie einen handgreiflichen Fehler, welchen sie nun schwer zu bereuen haben. Statt sich lediglich auf ihre Factoren und Forts zu beschränken, mischten sie sich in die Händel, welche unter den Pflänzlingen kein Ende nehmen, und sie kamen an die Dauer nie zur Ruhe; die Dänen wie die Holländer waren verständlich genug, ihre Forderungen aufzugeben und den Engländern zu überlassen. So stehen diese nun als alleinige Besitzer der Goldküste da und als Protectoren nicht-nütziger Verbündeter den Afrikanis gegenüber, deren Volk und Land eine Einheit bildet. Gewiss sind auch sie nach unseren Begriffen arge Barbaren, aber den Küstenstämmen gegenüber müssen wir ihnen eine respectable Rolle zuerkennen. Sie sind ein mutiges, tapferes Volk und in ihrem ganzen Wesen und Gebaren ist Egoismus. Jeder freie Mann ist ein nach Landesart eingetribelter Krieger; das Heer hat Handwerker in seinem Gefolge, z. B. Zimmerleute, welche die Thronsitzen unserer Könige haben, Schmiede u.; dann auch Markelender und Frauen, welche die Küche besorgen. In der Schlacht bei Abrahama sollen deren nicht weniger als 4000 hinter den Reihen der Männer gekandelt haben, welchen sie Schickselbedarft zutrug und die von ihnen durch Kriegsgefangene zur Tapferkeit ermahnt wurden. Als Traillente werden die Sklaven vorausgeschickt; wer von diesen sich feig demitt, wird getödtet.

Bei den Generalen findet man Ehrgefühl; wenn sie eine schimpfliche Niederlage erleiden, nehmen sie sich das Leben. Die anderen Völker an der Goldküste kennen kein Ehrgefühl und überhaupt kein regelrechtes System. Ethnographisch genommen bilden sie mit den Afrikanis eine und dieselbe ethnographische Gruppe; die Fanti, die Denkras, Asins und Akins sind völlig von ihnen nicht verschieden und sie alle reden dieselbe Sprache. Aber die Afrikanis haben eine absolute Monarchie und strenge militärische Zucht; sie bilden ein Volk in Waffen, der König ist Oberfeldherr. Daß sie den europäischen Waffen nicht widerstehen können, erklärt sich von selbst.

An der Sierra-Leone-Küste, nördlich von der Goldküste, haben die Engländer seit nun neunzig Jahren Fuß gefaßt und Freetown gegründet, wo befreite Sklaven aus einigen Tugend Völkern angesiedelt worden sind. Es wird viel Aufhebens von der dort angeblich vorhandenen christlichen Civilisation dieser Schwarzen gemacht; doch das läuft lediglich auf Humbug hinaus und jeder Kunige durchschaut denselben. In Freetown selbst hat man unter unmittelbarer Aufsicht des Gouverneurs die buntgefärbte Masse auswendig einigermaßen polirt, aber von Civilisation kann, wie wir in einer spätern Nummer nachweisen werden, gar keine Rede sein. John Bull mellt dort, wie an so manchen anderen Punkten, den Kopf und hält ein Sieb unter.

Ueber Kanonenschußweite von Freetown hinaus kümmern sich die Neger in Sierra Leone nicht um die Autorität, welche die Engländer ansprechen; die Wilden lassen sich als „Freunde und Bundesgenossen“ die Geschenke an Geld, Waffen und Waaren, welche man ihnen alljährlich zubilligt, gern gefallen, verfahren aber im Uebrigen ganz wie es ihnen beliebt. Und darüber wundern und beklagen sich dann die Engländer.

In der allerjüngsten Zeit, im December 1873, haben einige Dinge stattgefunden, wodurch die Zustände sich deutlich kennzeichnen. Zu den schwarzen Hülfsgegnossen der Engländer gehören die Kossos, welche vor neulich (Z. 14 ff) eingehend geschildert wurden. Diese

wildesten Barbaren haben sich tapfer benommen und deshalb verlangte General Dolfey so möglich noch einen Nachschub solcher Leute. Die frühere Rekrutierung war von dem Oberhäuptlinge der Kossos, Bansa, besorgt worden und er hatte sie unter seinem Stamme ausgewählt. Man hatte ihn dafür reichlich bezahlt und hielt ihn deshalb für einen guten Freund. Aber trotzdem hat er einen Raubeinfall in Britisch-Scherrero unternommen, hat die unter englischer Schutze stehende Stadt Mannu geplündert, eingekerkert und obendrein eine Anzahl britischer Unterthanen in die Sklaverei abgeführt.

Hier lag wieder eine der obigen Fäden zwischen Häuptlingen zu Grunde. Bansa, der Kossos, hatte einen Nebenbuhler Namens Asumana Folicum überfallen und dieser sich auf britisches Gebiet nach Mannu geflüchtet. Er entkam, als die Kossos ihn aus dortigen verfolgten, und aus Verdruss zerstörte er diese Stadt. Begreiflicherweise sind die Engländer in Verlegenheit was sie thun sollen. Einmal haben sie in Sierra Leone seine Truppen, sohan wollen sie es doch nicht, namentlich während des Krieges mit den Afrikanis, zu einem Bruch kommen lassen. Die gesamte Garnison von Freetown besteht aus 37 Neger Soldaten von einem westindischen Regimente! Sie geben sich nun Mühe, ihre geraubten Unterthanen ohne Geld und ohne Krieg wieder zu erhalten. Frei kaufen geht nicht an, weil dann der Menschenraub, als ein gutes Geschäft, erst recht in Schwang kommen würde; daß aber die Engländer den ihnen zunächst wohnenden Barbaren keinen Respect eingeflößt haben, ist klar genug.

Das geht auch aus einer andern Begebenheit hervor. Der Commandant von Britisch-Scherrero war nach Freetown als *Hajencollector* berufen worden. Am Neujahrstage war er auf einige Tage nach der sogenannten Vallomulfe, welche am andern Ufer des Sierra-Leone-Flusses liegt, hinübergefahren um zu jagen; noch drei Engländer hatten sich ihm angeschlossen. Am der Vallomulfe gehört den Engländern nur eine kleine Uferstrecke von etwa einer Meile. Die Neger dort können jaß alle Englisch sprechen; sie stehen unter einer Anzahl kleiner Häuptlinge, deren jeder von den Engländern ein Jahrgeld bezieht, um deren Unterthanen Schutz angedeihen zu lassen und ihren Interessen förderlich zu sein. Coulson nun landete auf dem Grund und Boden des Häuptlings Bey Scherrero; dieser ist der angesehenste und erhält das beträchtlichste Jahrgeld. Jetzt erklärte er, sein Haus sei voll und er könne die Engländer nicht aufnehmen; dann schickte er sie zum Hause seiner Nichte, die Kesse heißt. Dort fanden sie Unterkommen, gingen zwei Tage auf die Jagd und trafen dann in der folgenden Nacht Vorbereitungen um nach Sierra Leone zurückzukehren. Plötzlich wurde das Haus von etwa zweihundert mit Gewehren und Messern bewaffneten Negern umzingelt; diese feuerten und viele Angeln drangen ein. Die Engländer gingen sofort hinaus um zu sehen wer die Angreifer seien und zu erklären, daß man sie unbefähigt lassen solle, wenn man auch gegen die Haubeführerin feindselig gefinnt sei. Das half nichts und zur Gegenwehr konnten die vier Weissen sich nicht setzen, weil sie Pulver und Blei auf der Jagd verschossen hatten. Die Neger fielen ohne Weiteres über sie her und erlaubten sich die ärgsten Mißhandlungen. Der Kaufman Hird erhielt einen Schlag mit dem Knüttel über das ganze Gesicht, Coulson einen Schußbleib über die Schulter, die beiden anderen, ein Seeoffizier und ein Ingenieur, kamen mit Wunden davon.

Das Haus wurde umgerissen, alles in denselben Befindliche fortgeschleppt, auch die Wunden, Kleider, überhaupt Alles was den Engländern gehörte. Tiefe ließ man haben

längern Aufschub gehen und sie kamen ohne weitere Ansetzung zu Bey Scherboro's Hause. Dieser Häuptling stellte sich, als ob er von allein was vorgegangen war, gar nichts wisse, künerte sich auch weiter nicht um die arg zugerichteten Europäer, ließ sie aber durch einige seiner Leute an ihr Boot bringen. „Das Alles ereignete sich auf brittischem Gebiete, denn das Haus der Keffle ist keine Viertelstunde vom Ufer und keine zwei Stunden von dem Palast entfernt, in welchem der Berggouverneur aller westafrikanischen Niederlassungen residirt!“

In Freetown erregte dieser Vorgang das größte Aufsehen. Es wurde ermittelt, daß die Missethäter Susus waren, Unterthanen eines wohlbekannten Häuptlings Alimammi Madu Tendu Sannusi. Auch dieser bezieht von den Engländern nicht nur ein bedeutendes Jahrgeld von 400 Pfund Sterling, sondern ist ihr verschiefter Agent und hat die Obhut über etwaige Irrungen unter den Eingeborenen auszuüben. Noch mehr; er war eben damals beauftragt worden, als Vermittler in einer Fehde zwischen zwei Häuptlingen in Britisch-Scherbo wirksam zu sein. Ob ihn an dem oben geschilderten Vorfall eine Mißthat trifft, wird sich wohl herausstellen. Vorerst ist Bey Scherboro vom Berggouverneur Berley nach Freetown entboten worden, um vernommen zu werden. Falls er nicht sofort Folge leistet und die geraubten Gegenstände herausgibt, soll ihm

sein Jahrgeld entzogen werden; auch wurden strenge Maßregeln in Aussicht gestellt. In der zweiten Woche Januars waren denn auch wirklich schon fünf Gewehre abgeliefert worden und ein bevollmächtigter Bote Alimammi's hatte sich eingefunden, um zu erklären, daß alle nachweislich Schuldigen ausgeliefert werden sollen. Bey Scherboro ist offenbar am meisten gravirt. Die Frau Keffle, seine Nichte, hatte Mitleid mit dem Eiferstod und mit empörender Grausamkeit eine ihrer zum Zufussamme gebührenden Dienersinnen ermordet. Als nun Bey Scherboro die vier Engländer nach dem Hause der Nacht wies, war ihm wohl bekannt, daß nach Landesbrauch der Stamm der Ermordeten in herkömmlicher Weise Rache nehmen werde, und man darf mit Sicherheit annehmen, daß er wagte der Ueberfall werde in der nächsten Nacht stattfinden. Er hat Krankheit vorgeschützt, die ihn verhindere sich in Freetown zu stellen; man wird ihn absetzen. Die Keffle ist als Mörderin verhaftet worden und es wird ihr der Proceß gemacht.

Wir haben alle diese Vorgänge mitgetheilt, weil sie einen Einblick in das wilde und wirre Treiben der Negersämme an der Westküste geben und darthun, in welche Verwidelungen die Engländer in jener „vermaledeieten Gegend“ unaufrichtig geraten. Ein Ende für derartige Wirren ist gar nicht abzusehen.

Vimmat und Reuß.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde.

I.

J. R. Vom Bodensee bis Basel fließt der Rhein in westlicher Hauptrichtung, und ehe er auf dieser Strecke den Fuß des Schwarzwaldes berührt, nimmt er links die Aare auf, welche ihm mehr Wasser zubringt, als er selber führt. Denn die Aare ist der Sammler fast aller der Gewässer, die am Nordabhang der Schweizeralpen die Tiefe suchen, um zu ihrer Mutter, der See, zurückzukehren. Die beiden größten Aarezuflüsse nun sind Reuß und Vimmat, beide auf der Rechten. Sie entwässern also nur ein kleines Gebiet zusammen (108 Q.-M.) und beide Flußgebiete liegen zudem hart neben einander. Sie sind, so zu sagen, Parallelflüsse oder Zwillingsflüsse, aber trotzdem wie verschieden gestaltet sich das Leben und verläuft die Geschichte an den Ufern beider Flüsse!

Sie sind auch einander überaus ähnlich, wie selten zwei Flüsse. Beide entspringen im Hochgebirge, fließen hinaus ins schweizerische Hügel- und milden im Jura, den die Aare in ihrem untersten Laufe durchdringt. Die Quellen der Reuß sind am Gotthard, die der Vimmat am Tödi, noch nicht 40 Kilometer von einander entfernt; die Mündungen sind noch viel näher, nur um eine Viertelstunde oder 1,2 Kilometer aus einander; die größte Entfernung im ganzen Laufe beträgt 60 Kilometer zwischen Luzern und der Einmündung der Reuß in den Walensee. Die Reußquellen sind an der südlichen Stammseite der Schweizeralpen, hart an den Grenzen des Pögebietes, die der Vimmat an den nördlichen. Die Reuß entspringt mit einem Quellflus im Canton Tessin, der sonst ganz am Südbang der Alpen im Gebiet des Pö, des größten Flusses Italiens, liegt. Wenige Schritte führen von der Reuß an die Quellen des Vaches

im Val Tremola, einer Tefsinquelle. Die Vimmat, als deren oberster Lauf die Linth gilt („Vimmat“ ist entstanden aus Linth-Mag, die Mag war vor der Canalisirung der kurze Abfluß des Walensees), die Linth also entsteht auf deutschem Boden, mittelm Rheingebiet, denn am andern — südlichen — Abhang des Tödi fließt der Boderrhein nach Nordosten. Die Reuß hingegen berührt nicht nur das Pögebiet, sondern mit der Hartquelle auch das der Rhone, die nach Frankreich weilt.

Die beiden Alpenthöcher rollen nun übermächtig und schäumend bergab dem Norden zu; die Reuß hat aber ein gewaltiges Stück Arbeit; sie durchdringt die nördliche Stammseite, um aus dem Längenthal (Ulserenthal) ins Quertal zu gelangen; die Linth hat den Weg offen. Link und rechts wilde Alpenwasser sammelnd durchbrausen beide in nördlichem Lauf ihren obersten Canton, die Reuß geht durch Uri, die Linth durch Glarus, und fließen durch einen Canal in einen See, um sich da zu reinigen von dem Unrat, der sich ihnen auf dem wilden Laufe durch das Hochgebirge angehängt hat; die Reuß thut das im Vierwaldstättersee, die Linth ursprünglich im Zürichsee, seit 70 Jahren im Walensee. Der Zürichsee bildet ein lauges, schmales, einheitliches Becken von der Form eines schwachgeklümmten Kreisbogens, der Vierwaldstättersee besteht aus fünf deutlich geschiedenen, durch Seengen verbundenen Becken, deren vereinigt Ganzes die Figur eines zerbrochenen katholischen Kreuzes nachahmt. Am nordwestlichen Ende verlaufen beide Flüsse ihren See, indem sie eine größere Stadt, eine Cantonshauptstadt, durchfließen; am Ausfluß der Reuß nämlich liegt Luzern, an dem der Vimmat Zürich. Bald nach dem Ausfluß

erhält jeder von der linken Seite den bedeutendsten Zufluß: in die Reuß fließt unterhalb Zugern die kleine Emme, die Vimmat verfließt sich durch die Zihl, die noch näher bei Zürich mündet, als die kleine Emme bei Zugern. Einander sich immer mehr nähernd, gehen beide Flüsse in nordwestlichem Laufe dem Aargau zu und übergeben unterhalb Brugg, dem Prophetenstädtchen, ihre Wasser der Aare, die nach kurzem, dem Aara durchfließendem, nördlichem Laufe den Rhein erreicht, und zwar bei dem Dörichen Koblenz, dessen Name gleichen Ursprung hat wie derjenige der Stadt an der Moselmündung (Confluentia = Zusammenfluß).

Doch damit sind die Rechnungsmomente noch nicht erschöpft. Wie am Ausfluß aus dem See je eine Cantons-hauptstadt liegt, so fließen die beiden Flüsse auch vor dem Einfluß an einem Hauptort vorbei, die Reuß an Altorf, die Zihl an Glarus: in den gleichen Verhältnissen die nämlichen Zustände. Rechts und links erhalten beide Abflüsse von Etern, die Reuß, nach dem Ausfluß aus ihrem See, bestammt die Lörze aus dem Aegeri- und Jägersee, und im See den Abfluß des Sarnersees. Die Vimmat nimmt die Zihl auf aus dem Alnthalersee und bis vor 70 Jahren die Rag aus dem Walensee, in welchem sie seit jener Zeit ihre Gefäßesmaßen abgelagert. Der Zürichsee selber erhält sein Wasser aus anderen Seen.

Im Reußgebiet liegen sechs, in dem der Vimmat fünf Cantone; gemeinsam sind beiden die Cantone Schwyz und Aargau: und wenn man ganz genau sein will, auch Zug und Zürich; denn Zug reicht im Osten bis an die Zihl und Zürich im Südwesten bis an die Reuß. Ganz im Reußgebiete liegen Uri und Unterwalden und fast ganz Zug; ganz im Gebiet der Vimmat nur Glarus. Die Wasser der Reuß bespülen die Ställe Zugern, Bremgarten und Mellingen, die der Vimmat Rapperswil, Zürich und Baden, also je drei. In beiden Flußgebieten zugleich liegen also der namentgebende Canton Schwyz, der Hauptort selber liegt hart an der Scheide beider Flußgebiete, und dann der Aargau, von dem die Reußhaltung des Schweizerbundes vom Jahre 1848 angeht; er hat sich den Zunamen „der Culturstaat“ erworben.

Aber nun das Leben und Treiben, das Dichten und

Trachten an den beiden kurzläufigen Wassern, die so nahe neben einander ihre Straße dahinschieben. Zwar geht der Reuß nach, so weit sie durch die Berge hinunter fließt, eine Welt Handelsstraße, welche den Norden mit dem Süden verbindet, Deutschland mit Wälschland, und von der Nordsee zum Mittelmeere führt, und von den Quellen der Reuß führen zudem nach Osten und Westen zwei Bergstraßen hinaus in die Welt: die Furkastraße im Rhonegebiet, die Oberalpstraße an den Rhein, und eben die Gotthardstraße hinüber zum Tessin und dann an den Po. Der oberer Vimmat, d. h. der Zihl, nach führt keine Handelsstraße, bloß Localwege und von ihren Quellen leitet nicht einmal ein Fußpfad hinaus aus ihrem Gebiet; von der Zihl selber gelangt man über stundenlange Schnee- und Eisfelder (Sabalpaß und Kistenpaß) an den Rhein und von ihrem obersten Zufluß Sarnst führen nur zwei beschwerliche Pässe (Segnes und Paurer) hinüber in den Canton Graubünden. Die Straße, welche der unteren Vimmat nachgeht und dem rechten Zürichseeufer entlang, verläßt eben am Fuß der Alpen das Thal der Vimmat, sie hört am milden Walensee auf und setzt sich erst am östlichen Ende desselben wieder fort, führt dann zum Rhein und erst viel südlicher steigt sie über den Spilgen und den Verrhardin nach dem gelobten Lande Italien. Die Zihl alle dem herrscht an den Ufern der Vimmat und der Reuß ein zehnmal reicheres und regeres Leben als an denen der Reuß. Schon die Zahl der Anwohner der Reuß ist viel geringer, und dann sind diejenigen der Vimmat ein industriell, handeltreibendes Völkchen und vor allen sind die Glarner, im Quellbezir der Vimmat, ein regles, weidurchziehendes Volk. Ueberall wo Schweizer sind im Ausland, und wo fände man sie nicht? da sind auch Glarner. Nach Urtern würde man vergebens fragen, die bleiben daheim bei ihrem Vieh zwischen den Bergen und Gletschern und Bergbüden. Hat ja doch der Canton Uri einen Stierkopf im Wappen selber und Glarus den heiligen Fridolin, der weit her von Irland kam. In den Flüssen der Vimmat spiegeln sich eine große Anzahl Fabriken, die entweder durch ihr Wasser direct oder durch Dampfstraßen in Bewegung gesetzt werden. An der Reuß hat die Industrie kein halbes Duzend Werksstätten.

Aus allen Erdtheilen.

Die Sahara und das Klima Europas.

Professor Sitter ist nicht bloß Geolog, sondern auch Geschichtschreiber der Erdtheile, welche die tibylische Wüste erschafft. Bis Mitte Februar hat er in der „Allgemeinen Zeitung“ bereits vier Briefe mitgetheilt, in welchen er den Fortgang der Reise in ansprender Weise schildert. In der zweiten Woche des Januar war die Reise nach der Wüste erreicht worden. Die trodene Wüstenluft, sagt er, wirkt wenigstens im Winter wahrhaft lebend und nervenstärkend auf den Menschen; ohne Schaden trägt er Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht, welche in Europa unfehlbar Rheumatismus und heftige Gekräftungen hervorruft würden. Wir haben bis jetzt (10. Januar) keinen einzigen Krankheitsfall, so nicht einmal ein andauerndes Unwohlsein kennen gelernt, obwohl die Reiser die Nacht stets unter freiem Himmel, wie unter leichtem Leinwandzelt zu bringen. Dabei nähert sich der Thermometer meist dem Gefrierpunkt, wenn er nicht sogar, wie am 31. December, um nahezu 4° C. unter den Nullpunkt herabsinkt. An wenigen Tagen erhebt sich die Lufttemperatur im Schatten meist bis auf 18° C., allein

daneben üben die directen Sonnenstrahlen eine sehr angenehme Erwärmung aus, welche wir am 5. Januar, dem einzigen vollständig bewölkten Tage seit unserm Aufenthalt in Afrika, lächerlich vermischen. Von Stürmen hatten wir bis jetzt wenig zu leiden; ein einziges Mal wehte von Westen her ein leichter Samum, welcher uns mit großer Gewalt den Wüstenwind ins Gesicht peitschte und ihn überall in Kleider und Rissen hinein-drängte. Nach der Richtung der Dünen dürften Südwind und Nordwind in der tibylischen Wüste vorherrschend. Da übrigens die Köpfe der Dünen fast ausnahmslos gegen Südost sehr steil abfallen, so muß auch der Nordwestwind eine nicht unbedeutende Rolle spielen. — Von Menschen werden die Reiser der bis jetzt von uns besuchten tibylischen Wüste nur im Vorbeigehen getroffen werden können; keine Kunst wird jemals im Stande sein, diese die steinige Hochebene zu bewässern und dadurch feste Ansiedelungen möglich zu machen. Dennoch haben wir Europäer alle Ursache uns über das Dasein der Sahara zu freuen. Schicksal und dieser tiefe von der Sonne durchglühete Gürtel nicht seine heftigen Winde nach Europa, würde er abermals, wie zur Diluvialzeit, vom Meer überfluthet, so gin-

gen wir voransichtlich, wie der treffliche Gher von der Linth nachgemerkt hat, einer zweiten Gegend entgegen, oder die klimatische Voraussetzung Europas wäre nemlich dahin. Man hat mit spissigen Gründen zu beweisen gesucht, daß die heißen Luftströme der Sahara Europa gar nicht treffen können, sondern erst weßlich vom Kapspitz über Athen hinwegströmen; man hat behauptet, der Jßhn, welcher sich als trockener, fast verlesender Sturmwind brausend durch die Engpässe der Alpen stürzt und in wenigen Tagen die überflüssigen Schneemassen unter Hochgebirge hinwegweht, komme keineswegs aus der Sahara, sondern aus dem mexicanischen Golf. Um eine Trodenheit zu erklären, soll er sich während des raschen Durchganges durch die Alpen seiner ganzen Feuchtigkeit in Gestalt von Regengüssen entleiden und dann mit völlig veränderten Charakter als ausbrechender Jßhn über die nördlichen Alpenländer hinwegwehen. Wer, wie ich, im Frühling 1872 zu Palermo, einem wahrhaft glühenden, Alles verlesenden Sirocco erkräft hat, wird sich schwer zu dem Glauben entschließen, daß die Saharawinde sümmtlich nach dem Kapspitz wandern, und daß der südwestliche Nequatorialstrom ganz unverständlich und ganz unangelehnt über die mehrere hundert Meilen lange und breite Sahara streichen soll, während doch bekanntlich die periodische Erhebung von Hochsassen einen so gewaltigen Einfluß auf die Richtung der Passatwinde ausübt. Für den einfachen Menschenverstand hat die geistvolle Idee Gher's von der Wirkung der Sahara aus das europäische Klima etwas so Einleuchtendes und Ueberzeugendes, daß sie alle Aussicht hat, gegen die theilweise seichten Gründe ihrer Gegner das Feld zu behaupten."

Von den Sandwich-Inseln.

In der Mitte des vorigen Jahres verbreitete sich die Nachricht, daß Lunaila, der neue König der Hawaii-Gruppe, dem Tode nahe sei; späterhin wurde, daß er sich erholt habe. Nun lesen wir in einem Bericht aus Honolulu vom 18. December, daß er an unheilbarer Lungenentzündung leide. Das ist auch sehr wahrscheinlich; wir wissen ja, daß seit Einführung der Civilisation und seitdem die Eingeborenen europäische Kleidung tragen, die Schwindsucht, welche man in Polynesien früher nicht kannte, entsetzliche Verheerungen unter den Eingeborenen anrichtet, noch weit mehr als Blattern und Syphilis, welche indessen die Europäer auch zugebracht haben. Genau dasselbe ist auch bei den Indianerstämmen in Nordamerika, von Californien bis nach Britisch Columbia, der Fall. Lunaila sieht langsam dahin, ist aber ruhig heiter und gelächlich, schreibt auch Erlasse an sein aus etwa 40,000 Köpfe zusammengesetztes Volk, dem er väterliche Rathschläge und Ermahnungen giebt. In einem derselben heißt es: "Es gab eine Zeit, in welcher ihr nicht gewagt haben würdet, euer Schatten auf den Körper eures Königs fallen zu lassen; heute dagegen treten wir einander vertrauensvoll näher und tauschen unsere Gedanken aus." Er lobt auch die amerikanischen Missionäre, welche überhaupt großen Einfluß auf ihn haben. Seine Ansichten über Regierung sind durchaus liberal und republikanisch.

Was wird nun nach des Königs Ableben erfolgen? Nach ihm ist im Range der höchste David Kalafana, ein beim Volke sehr beliebter Mann. Dieser hat jüngst ein offenes Schreiben erlassen, offenbar um die Weichen zu beglücken; denn die Nordamerikaner halten es darauf abgesehen, sich den Pearl-Harbor als Flottenstation abtreten zu lassen. Das hawaiische Parlament verwarf den Plan und hatte ganz recht, denn daß die Yankee's darnach trachten, die herrliche Inselgruppe sich anzugewinnen, weiß Jedermann. Wenn nun die Königin Wittwe auf ihre Ansprüche nach Lunaila's Tode verzichtet, was der König wünschte und zu erreichen hoffte, dann will er Kalafana zu seinem Nachfolger ernennen. Falls Emma nicht verzichtet, will er die Wahl dem Volke anheimgeben, welches sich, wie er weiß, für Kalafana entscheiden wird.

In dem offenen Briefe erwähnt er zunächst, daß im Juli 1873, bei den Unterhandlungen über einen neuen Handelsver-

trag, die Vereinigten Staaten die Abtretung des Pearl-Harbor wünschten; die Hawaiianer aber waren, wie bemerkt, gegen eine solche, weil dadurch die Unabhängigkeit der Nation gefährdet würde. Dann sagt Kalafana, scheinbar unbelangend, hinzu: "Das frühere Verhalten der Vereinigten Staaten rechtsergibt allerdings derartige Besorgnisse nicht, denn die amerikanische Regierung hat ja stets gewünscht, daß die hawaiische Nation frei und unabhängig bleibe. Als im Jahre 1852 Kamehameha der Dritte dieses Reich unter den Schutz der Vereinigten Staaten stellte, um uns gegen die Drohungen eines französischen Kriegsschiffes sich zu stellen, gaben sie, nachdem jene Forderungen zurückgewiesen waren, das Land sofort an den rechtmäßigen König zurück. Was ich von der Regierung freier Staaten weiß, oerontacht mich zu der Annahme, daß die Wohlthat und die Unabhängigkeit der Hawaii-Gruppe davon bedingt ist, daß wir ein Volk sind, welches die Gesetze beobachtet und der Verfassung treu ist, welche Jedermanns Rechten Schutz gewährt. Meiner festen Ueberzeugung gemäß wird das Volk niemals erlauben, daß Gesetze und Verfassung verletzt werden. Für die Einführung nothwendiger Verbesserungen ist der geehrteste Weg angezeigt und diesen werden wir allezeit wählen. Wir sagen, gleich unseren Nachbarn der Vereinigten Staaten, daß die Fremden bei uns willkommen geheißen werden. Mögen sie nur kommen und Geld mitbringen und Geschäftlichkeit, um die Hülfquellen des Landes zu entwickeln. Hier werden, ebenso wie in den mächtigsten und freiesten Ländern, die Menschen durch civilisirte Gesetze in allen ihren Rechten geschützt. Aber das Gegenstück behauptet, ich, meiner Ansicht nach, kein Freund Hawaiis und untrüger Unabhängigkeit. Es ist nicht wahr, daß die Eingeborenen Widerwillen gegen die Fremden hegen."

Dieser Brief ist ohne Zweifel von Kalafana selbst verfaßt und macht dem Egoismus und dem Eile dieses Kanada alle Ehre. (N. S. Wir lesen jedoch, daß König Lunaila am 3. Februar gestorben ist.)

Australien.

In der Colonie Südastralien sieht man sich zur Anpflanzung von Wäldern gewöhnen. Ein Bericht, welchen Herr Gwyder über den Schutz der südastralischen Forsten, Anlegen von Walddrehten, Baumschulen und das Anpflanzen von Bäumen veröffentlicht hat, dringt mit großem Nachdruck auf Zucht und Pflege von Waldbäumen in der ganzen Colonie. Ueberall vermindern sich die Waldbäume sehr rasch in bedenklicher Weise. In den südlichen Gegenden forsten die einheimischen Baumarten so rasch und in so beunruhigender Ausdehnung ab, daß zu befürchten steht, die größten Wäldreden in kurzer Zeit von allen Waldbäumen entblößt zu sehen, — falls nicht ein Rettungsmittel entdekt wird. Ganz dasselbe gilt auch vom größten Theile der nördlichen Gegende. Man nimmt verschiedene Ursachen dieses fast allgemeinen Absterbens der Waldbäume an, aber keine reicht aus, um das gleichzeitige Absterben auf so ausgedehnten Wäldreden zu erklären, namentlich der verschiedenen Arten Gumbdume sowohl in Südastralien wie in Victoria." Herr Gwyder hat nun für die südlichen Gegenden neun besondere Regionen bezeichnet, die als Walddrehten dienen sollen; dort will man nun Baumschulen anlegen und große Anpflanzungen geeigneter Baumarten herstellen.

In den südlichen Distrikten Südaustraliens herrscht im vorigen Späthjahre eine große Sterblichkeit unter den Pferden; man hatte noch nicht ermitteln können, was die Ursache derselben ist.

In Bezug auf Entdeckungserzelen ist man in Australien unermüdet. In Adelaide wurde im December eine Expedition ausgerückt, welche die Riffe zwischen Gardwell und dem Cap d'Adourville untersuchen soll. Was dieser Gegend ist die Nachgriffungste, daß sich dieselbe dreizehrenteils Hülsen befänden und Klima und Boden sich trefflich für den Anbau des Zuckerrohrs eignen. Die Zeitung übernimmt ein

Herr Johnstone; ihm schließt sich der Director des botanischen Gartens, Hill, und der Naturforscher Bishop an. — Wir lesen, daß im Nordterritorium, welches bekanntlich zur Colonie Südaustralien gehört, ein neues Goldfeld entdeckt worden sei; dasselbe liegt am Stapleton Creek, 9 Miles nördlich vom Adelaidefluße und 36 Miles von Adelaide. Die Nachricht ist eine amtlige.

Der Ueberlandtelegraph von Adelaide nach Port Darwin, dessen Kosten auf 120,000 P. St. veranschlagt worden waren, hat mehr als dreimal so viel Geld erfordert, nämlich 372,000; nach Herstellung der Seitenstränge wird sich die Summe auf mehr als 400,000 belaufen.

Neuseeland liefert werthvolle Erzeugnisse in beträchtlich steigender Menge. In den drei Monaten April, Mai und Juni 1873 stieg sich die Einfuhr auf den Werth von 1,690,685 P. St., die Ausfuhr auf 1,043,072; von den letzteren entfielen auf Gold 379,563, auf Wolle 424,407; — dazu kommen Felle, Weizen, neuseeländischer Fisch, Kaurihorn, eingekochtes Fleisch (46,601 P. St., also etwa eine dritte Million Thaler). Die Ausfuhr von Walle betrug in den zwölf Monaten von Ende Juni 1871 bis dahin 1872 schon 40,691,245 Pfund, im Geldwerthe von 2,374,304 P. St.

Die Zahl der Einwohner, von den eingeborenen Maoris abgesehen, betrug in der Mitte des vorigen Jahres 206,986; davon entfielen 110,556 auf das weibliche Geschlecht.

Aus Californien.

Ueber die berühmte Crown-Point-Grube und die Consolidated-Virginia-Mine sagt die Californische Staatszeitung, daß sie selbst die Wunder des an Wundern reichen Landes in Schatten stellen. In der ersten hat man eine Erzmasse von colossalem Umfange und Reichthum bloßgelegt. Das Product besteht fast zur Hälfte aus Gold und steigt bis zu 600 Dollars per Tonne (2000 Pfund). Auch in der zweiten sind eben so reiche Lager erschlossen worden. Es sei ferner, daß aus der berühmten Goldgrube im laufenden Jahre doppelt so viel Goldmetall gewonnen wird wie 1873.

In der Nähe des Ozeans sind Curdylberggruben in Betrieb, bei welchen zu Neujahr etwa 5000 Arbeiter beschäftigt waren. Der Wohlstand Californiens hängt an zwei Elementen: einem nassen Winter und dem Ertrage der Minen. — Seit dem 1. Juli 1873 bis 31. December waren in San Francisco 120 mit Weizen beladene Schiffe nach England abgegangen, davon 35 im Monat December.

Die Ausfuhr Californiens im Jahre 1873 betrug: Wehl 2,861,089 Dollars, Weizen 18,476,505 D., Gerste 372,085 D., Hafer 11,092 D., Brot 56,275 D., Fleis 11,946 D., Cuckhiller 462,495 D., Erbsen 114,562 D., Lachs 523,387 D., Kartoffeln 42,845 D., Bohnen 44,894 D., Baulholz 646,970 D., Schindeln 14,117 D., Wein 1,109,308 D., Woll 6,430,352 D., Güter 343,011 D. Im Ganzen über 31,000,000 Dollars.

Für das Jahr 1874 find 25 Procent Ader mehr mit Weizen beßelt worden, der Regenfall ist gut gewesen in diesem Winter und so rechnet man auf eine Ausfuhr von 30,000,000 Bushel Weizen.

Die Staaten und Territorien im Westen der Felsengebirge haben 1873 für etwa 120,000,000 Dollars Producte auf den Weltmarkt geliefert, und ihre Bewohnerzahl betrug noch nicht 900,000 Köpfe.

In Ventura County hat ein Farmer bei Santa Paula nicht weniger als 12,000 australische Gummibäume angepflanzt, die vortrefflich in dem warmen, sandigen Boden gedeihen. —

Inhalt: Neue Reisen auf Neuguinea. II. (Mit sechs Abbildungen). — Die Vegetationsgebiete der Erde. Von Dr. Thame. (Mit einer Karte). — Zustände an der afrikanischen Westküste. — Einmal und Keut. Ein Beitrag zur verglichenen Erdkunde. I. — Aus allen Erdtheilen: Die Sahara und das Klima Europas. — Von den Sandwicheisen. — Australien. — Aus Californien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 24. Februar 1874.)

Bezugsgeldern von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Steweg in Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Steweg und Sohn in Braunschweig.

Ein Farmer in S. Bernhards County hat von 8 Morgen Land 20,050 Pfund Bohnen geerntet.

Die berühmte Filder mine hat im Monat December für etwa 1 Million Dollars Silber geliefert.

In der Californische Zeitung* vom 15. Januar finden wir folgende Marktpreise für San Francisco: Rindfleisch, erste Qualität, 9 bis 10½ Cents pro Pfund, — Hammelfleisch 6 bis 8, Kalbfleisch 7 bis 10.

* * *

Seit längerer Zeit schon wüthet in Colorado ein erbitterter Kampf zwischen den Rindvieh- und Schafzüchtern. Letztere behaupten nämlich, daß das Rindvieh auf Stellen, wo Schafe gehalten worden seien, nicht grasen wolle, und daß die Schafe auch das Gras so knapp abbißen, daß den Wurzeln der genügende Schutz fehle und die Sonne sie zerstöre. Aus diesen Gründen kam es zwischen Rindvieh- und Schafzüchtern zu Streitigkeiten, welche bald in die heftigste Art der Selbsthilfe ausarteten und in denen die letzteren, als die schwächere Partei, unterliegen mußten. Nichts wurden die Hürden der Schafe von den Rindviehherden überfallen, die Thiere erbrannten, niedergeschossen und die Herden vertrieben. Eine Menge Schafe waren auf diese Weise zu Grunde gegangen, ehe die Schärfer nachgaben und nordwärts zogen, den Rindviehzüchtern die alleinige Benutzung der öffentlichen Ländereien (denn um diese handelt es sich, nicht um Privatguthum) im südlichen Colorado überlassend. Seither schien Friede zwischen beiden Parteien zu herrschen, bis vor Kurzem der Krieg in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt Denver wieder ausgebrochen ist. Letzten Herbst hatte sich nämlich am Running Creek, 35 Meilen von Denver, ein heftiger Schafzüchter, J. H. Quaid, mit etwa 4000 Schafen niedergelassen, sich Haus, Stallungen, Gärten errichtet und träumte nicht, daß er auch bierher verlagert werden würde. Aber während einer Nacht in der ersten Hälfte des December wurde er durch Gewehrknatter aus dem Schafe geweckt und fand, daß etwa 20 Mann beschäftigt waren, auf seine in zwei Gärten eingepferchten Schafe zu schießen und diese nach allen Richtungen zu verstreuen. Er feuerte nun selber auf die Angreifer, mußte aber der Uebermacht weichen. Am andern Morgen fand er 180 seiner Schafe todt, die übrigen in der ganzen Umgegend zerstreut. Er sieht sich nun genöthigt, zum zweiten Male seine selbstgegründete Heimath zu verlassen, denn Gerechtigkeit gegen derartige Gewaltthaten giebt es in Colorado, selbst in seinem civilisirten Theile unmittelbar bei Denver, nicht, obgleich die Thäter allgemein bekannt sind. Und bei derartigen Zuständen lauscht Colorado als Staat in die Union aufgenommen zu werden, und General Grant bestirmt es keine Ausnahme.

Die Bürger der Stadt Cincinnati in Ohio hatten zum Neujahrstrage eine von der „Internationalen Schmelzfabrik“ ihnen bereite „angenehme Ueberraschung“. Die Weltbeglückter hatten schon am Silvesterabend roth gedruckte Zettel vertheilt, welche allerlei freundliche Mahnungen enthielten: „Brot der Blut!“ — „Reform oder Revolution.“ — „Tanner, Wig, Grebeben, Krieg, Panik.“ — „Arbeiter, bezogt keine Steuern!“ — Die „Arbeiter“ hatten den Monatslohn von 60 auf 100 und mehr Dollars hinaufgedrängt. Da nun keine Nachfrage nach fabricirten Waaren ist und der „verruhten Capitalbourgeois“ außer Stande ist, solche hohen Löhne zu zahlen, so folgt nach bekannter Logik, daß sich ein Capitalbourgeois, auch in der allerdemokratischsten Allgemeinen Immunitätsrepublik, ein „Leute-schinder“ ist, ein „Blutsauger“. Wer das nicht begreift, hat natürlich keinen Menschenverstand, wohl aber ein „Herz von Stein“.

Musirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



N^o 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3^a

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.

Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Wanderungen an der Westküste von Afrika.

I.

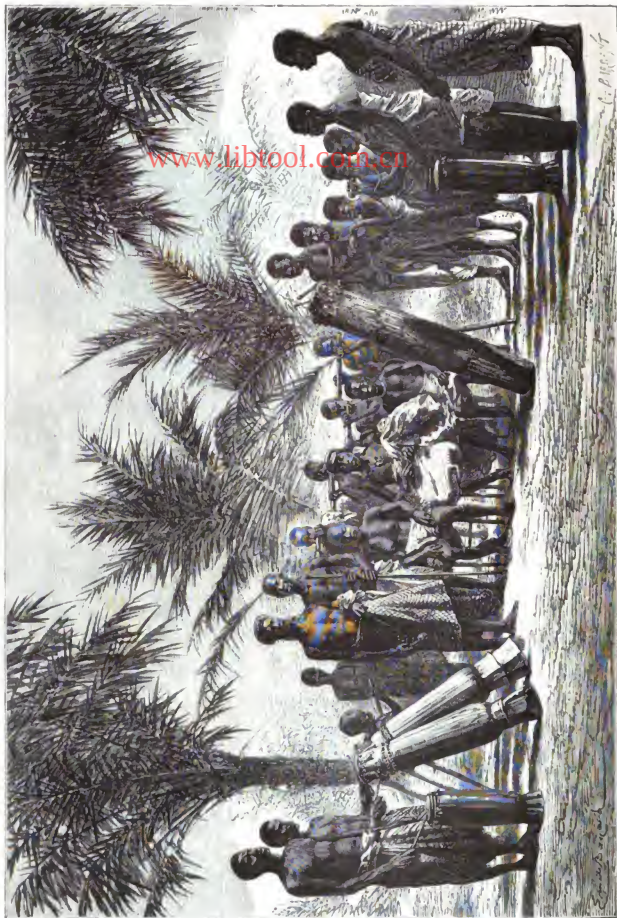
Die Quaqualüste. — Die französischen Handelsposten. — Ein Palaver in Groß-Bassam; die Räuber und Zwischenhändler. — Die Rindungen der Ströme; Barren und Lagunen. — Die Strandvegetation. — Zerklüftung der Südküste; Häuptlinge. — Sitten und Gebräuche. — Fischen. — Anthropophagie. — Cratel, Menschenopfer; Elskerei und lebensmüde Sklaven.

An der Südgrenze der sogenannten Eisenbein- oder Zahnküste, wo eine Anzahl von Strandlagunen tief ins Land einschneiden, bezeichnet man die Region bis in die Nähe von Apollonia wohl als Quaqualüste. Das ist ein Epitheton, welches die Europäer jener Landstrecke gegeben haben, weil die Bewohner das Wort Quaqua, ihr Ja, sehr häufig wiederholen. Vom Cap Vahu an sind dieselben nicht ganz so barbarisch, wie jene, welche nach Westen hin bis Cap Palmas das Land inne haben, und bei ihnen hatten die Franzosen bis 1871 eine Anzahl von Factorien, von der Grenze Liberia bis zum Assinifluffe, also bis hart an die Goldküste, über welche sie nominell auch heute die Souveränität in Anspruch nehmen. Bei der Art und Weise, in welcher sie Colonien wie Handelsposten zu verwalten pflegen, darf es nicht Wunder nehmen, daß jene Factorien ihnen keinen Nutzen abwarfen und es war ganz verständig, daß sie dieselben nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges an ein englisches Handelshaus vermieteten. Dieses macht vortreffliche Geschäfte; es hatte zu Ende des Jahres 1873 nicht weniger als 40 Schiffe, welche auf dem Tando und dem Assini und den zwischen beiden Strömen liegenden Lagunen Palmöl holten; dieses ist das Haupterzeugniß des Landes. Die Fahrzeuge bleiben außerhalb der niedrigen und gefährlichen

Barren liegen; schwarze Räuber kommen an Bord und lassen sich Vorschüsse geben, um mit denselben die verschiedenen Dörfer zu besuchen und das Palmöl aufzukaufen.

Um das Jahr 1840 sagte man in Frankreich den Plan, an dieser Küstenstrecke, auf welcher auch sehr reines Gold in nicht unbeträchtlicher Menge in den Handel gelangte, einige Niederlassungen zu gründen und von diesen aus der Verschiffung von Sklaven, welche damals noch fortbauerte, zu steuern. Zunächst sagte man die Flüsse Bassam und Assini ins Auge und Capitän Fleuriot de Vangle (jetzt Vizeadmiral) wurde beauftragt, Land und Gebräuche näher zu erforschen. Er hat jüngst im „Le Tour du Monde“ Auszüge aus seinen Tagebüchern veröffentlicht, die bis 1871 reichen; dieselben sind eben jetzt, wo die Quakalüste die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, von großem Interesse, und deshalb werden wir ihnen den wesentlichen Inhalt entlehnen.

Fleuriot de Vangle landete bei Groß-Bassam am 19. Februar 1843 und fuhr in Booten auf dem Ströme bis zu dem etwa zwei Seemeilen von der Barre entfernt liegenden Dorfe. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung fand er dort breite, lange Straßen und große öffentliche Plätze, beide mit hohen Bäumen bestanden, deren breitblättriges



Der König von Orok-Sellan, seine Gelfete und Musfanten.

Gezweig erquickenden Schatten gewährte. Die Trifft hatte eine zahlreiche Bevölkerung, die sich anständig benahm; die verschiedenen Hänglinge versammelten sich bei dem, welcher ihr Vorgesetzter oder Herrmann war; er hieß Viter, und bei ihm hatte dann der weiße Seemann das Palaver, d. h. man hielt Beratung, und verhandelte in einem sehr geräumigen Gebäude. Im inneren Hofraum standen Tivans unter einer Anzahl von Verandahs, deren geglättete Wände mit allerlei Zeichnungen versehen waren, z. B. von großen Eidechsen, Kaimans, Fischen und dergleichen mehr.

Der weiße Mann eröffnete das Palaver mit einer kurzen und blühenden Ansprache: „Ich komme von Euch mitzutheilen, daß Frankreich keine andere Absicht hat als die, Euch der Wohlthaten der Civilisation theilhaftig zu machen.

Diese wird euren Wohlstand vermehren; durch sie werdet Ihr euren Nachbarn überlegen werden und über dieselben einen legitimen Einfluß üben, durch welchen Ihr Zuwachs an Macht und Reichtum bekommt.“

Diese wenigen Worte verfehlten den Eindruck nicht auf Leute, die sich gern in weitschweifigen Redensarten ergöhen. Bei einem solchen Palaver sitzen die Hänglinge jeder auf einem besondern Stuhle, die angehefteten dem Vortrager zunächst; dieser hat eine Art von Advocaten neben sich, der für ihn das Wort nimmt. Er selbst ist im Kriege Oberbefehlshaber und führt die Leute ins Gefecht; auf seiner Brust hängt ein aus aufgerichteten Tigerzähnen bestehendes Halsband, auch über den Handgelenken und den Fußknöcheln trägt er aufgerichtete Tigerzähne; während des Palavers steht er aufrecht und hat eine lange Lanze in der Hand. Er hält die Ordnung aufrecht und giebt den einzelnen Rednern das Wort; sein Advocat sagt das, was gesagt worden ist, übersichtlich zusammen und hebt die wichtigsten Punkte besonders hervor. Frauen und Kinder dürfen bei solchen Verhandlungen nicht zugegen sein, wohl aber alle für maßbar erklärten Leute.

Aus dem Palaver konnte der weiße Mann abnehmen, daß die Hänglinge in Groß-Vassam alle Käller und Zwischenhändler waren, und daß sie mit den Producenten des Palmols im Binnenlande sehr vorsichtig umgehen mußten; einen Eindruck von Energie machten sie nicht. Fleuvist de Vangle fand bald für seine Zwecke die Unterstützung eines Mannes, der Wala hieß; er war Häuptling vom nördlichen Theile der Distrikt Groß-Vassam und deshalb den Angriffen der Leute von Fota und Alra am meisten ausgesetzt. Dieser Wala, etwa dreißig Jahr alt, hatte einen Anstrich von Offenheit im Gesicht und hellere Hautfarbe als Viter, dessen Haut so schwarz war wie sein Charakter und der sehr wohl

als Conterfei eines Höllelkönigs hätte gelten können. Ich finde in den Protokollen, daß er einige Zeit später zehn Unzen Goldes als Strafe zahlen mußte, weil er einen Sklaven aufgefressen hatte.“ Aus Wala's Rede ergab sich, daß die Leute in Groß-Vassam ganz isolirt bestanden; daß sie lediglich Händler waren und keineswegs kriegerisch; daß die Männer von Fota und vom Etrich sie nach Veleben in Vlodabegzustand versetzen konnten; ferner daß sie nach Groß-Alpe und Alra nur Handel treiben konnten, wenn Alra, Häuptling von Buma, ihnen dazu Erlaubnis gab. Sie wußten selber, daß sie schwach und machtlos waren und suchten sich gegenwärtig die Oberherrlichkeit Frankreichs gefallen, nachdem ihnen die Zusage gegeben war, daß man sie in Bezug auf ihre innere Verwaltung unbefelligt lassen werde. — Der weiße Mann hatte während des Palavers neben sich sechs Männer vom Senegal, Joloffen aus Guet Mar, getreue, zuverlässige Leute. Sie hielten in der rechten Hand, welche sie unter ihrer Kleidung versteckten, ein geladenes Pistol, um nöthigenfalls sofort jeden niederzuschießen, der sich etwa an ihrem Vorom galang, d. h. Schiffsberrn, vergreifen würde.

Im Juni 1843 verließ ein kleines Geschwader den Hafen von Goree und steuerte nach Groß-Vassam, um dort drei große Vlodhäuser aufzuschlagen; eines der Schiffe unter der Range sollte von Affini Besitz ergreifen.

Die Mündungen der westafrikanischen Ströme sind unabhängig den Einwirkungen der Winde und der aus dem offenen Ozean herandrängenden Wogen ausgesetzt; in der Regenzeit haben sie mächtiges Hochwasser und so kommt es, daß sie sich immerfort verschieben. Auch das Viti erzählt, je nach der Beschaffenheit des Uferreichs, mancherlei Veränderungen. Französische Ingenieure haben in zwei Jahrzehnten nach und nach alle Lagunen und die denselben zu-

fließenden Klugläufe erforscht und aufgenommen. Eine, welche der Vassamagune zusäßen, bilden drei Beden. Unter ihnen gewährt der Komoch oberhalb der Barre einen großartigen Anblick; er hat eine unabsehbare Breite. Beide Ufer sind mit Mangrovebäumen bewachsen und bilden eine gelbe Einfassung, eine dicke, düstere Decke, welche den Wind begrenzt, so daß man von Allem, was hinter ihr liegt, nichts zu erkennen vermag. An den Zweigen hängen sogenannte Mangrove-austern; an den Wurzeln und am Geweige klettert ein an der Brust mit Flossen versehenes Amphibium auf und ab. Die Austern werden von den Eingeborenen gern gegessen, aus den Schalen derselben brennen sie Kalk. Die Schmarogervegetation überzieht rasch alle nicht fließend vom Wasser bedeckten Stellen und besiegelt den Boden, wo nicht ein rasch fließender Wasserlauf sie an Verwüstung hindert.



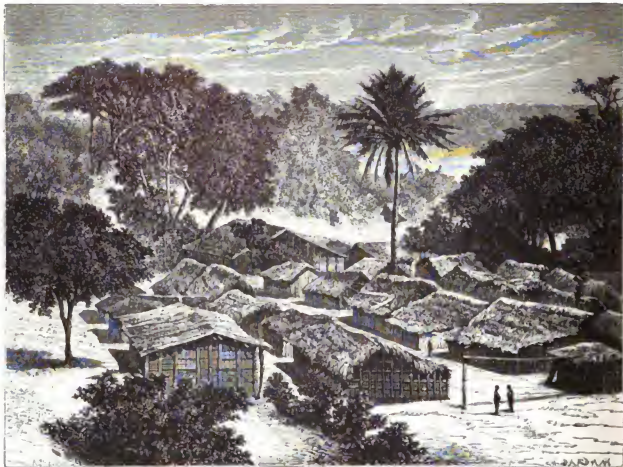
Gin Warabut als Friedenshüter.

Hinter diesem undurchdringlichen Sumpfwalde und wirt durch einander verwachsenen Gestrüppe, welche beide jener westafrikanischen Küstenregion ein so eigenartiges Gepräge verleihen, haben die mehr oder weniger wilden Bushleute ihre Dörfer; diese kann man in der That als Schlupfwinkel für Amphibien bezeichnen, jenen ähnlich, welche die Kähne am Gabon und manche Sklaven auf Madagaskar haben. An der Goldküste dagegen findet man große, ausgedehnte Dörfer; sie liegen auf den Hochflächen oberhalb der Lagunen.

Sobald man aus dem Brakwasser in das süße Wasser gelangt, gewähren die Ufer einen ganz andern Anblick, denn sofort tritt Pandanus mit verflochtenen Wurzeln und weit ausgebreiteten Zweigen auf, so dann Hibiscus mit prachtvollen Blumen. Daneben findet man viele andere Pflanzen, die

troden stehen und doch auch viel Wasser haben wollen. Nun treten landeinwärts auch Bäume auf, namentlich die Delpalmen, welche zwei Ernten im Jahre geben, und mehrere Reihen der Pflanzenwelt, unter denen einige so mächtig sind, daß man aus einem Stamme große Piroguen verfertigt, die mehr als 60 Fuß Länge haben und in denen hundert Männer Platz finden können. Vergleichene Boote werden mit allerlei Schmuckwerk verziert und mit prächtigen Farben bemalt.

Weiter landeinwärts steigt das Gelände allmählich mehr und mehr an und die Dörfer liegen auf hohen Vorsprüngen, welche vom Flusse bespült werden. Der Uferstrand hat nicht selten eine Höhe von 120 bis etwa 150 Fuß; alle auf solchen Höhen angelegten Dörfer sind besetzt, neben einander



Hütten für die Schaffschützen in Groß-Basam.

stehende Pfähle werden tief eingrammt und mit Fianen an einander befestigt; für den Feind ist ein solcher Pfahlzaun undurchdringlich; nur mit Axten könnte man eine Lücke oder Bresche zu Stande bringen. Die Zugänge zu den Dörfern sind dem Feinde verlegt; auf denen, welche zum Ufer hinabführen, hat man gleichfalls Pfahlwerke, welche einige so schmale Öffnungen haben, daß nur kleine Fährbarken hindurchkönnen. Um die Dörfer selbst zieht man einen Fetiischcordon, eine Schür, deren Ueberletzung den Zorn der bösen Geister auf den Frevler herabruft.

Die Stämme, welche vom Rio Freedo bis nach Apollonia hin das Strandgebiet inne haben, zeigen die echt afrikanische Zerklüftung und Zersplitterung und die Fehden nehmen kein Ende. Die Franzosen mußten mit mehr

als vierzig Häuptlingen verhandeln, um ihre Oberherrlichkeit anerkannt zu sehen. So hat Yahu zwei Oberhäuptlinge; im Norden der Lagune gebietet eine sehr gefürchtete Königin, welche unbedingten Gehorsam findet; — der Bezirk von Yahu zerfällt in nicht weniger als vierzehn oder fünfzehn Gemeinwesen, oder sagen wir Centra, die alle einander fremd bleiben und keine Gemeinschaft haben; der Bezirk von Ebrich hatte achtzehn Dörfer, von denen mehrere in und durch einander liegen, ohne daß die einzelnen Bestandtheile auf ihre Autonomie verzichten. So war Potu mit Ebrich vereint, zählte aber acht Dörfer, sämtlich Vasallen des Königs Amabiju, der Statthalter über sie gesetzt hatte. Die ziemlich dichte Bevölkerung, welche für Yeger eine gewisse Intelligenz zeigt und kaum 200,000 Köpfe zählt, steht unter Eligar

den, die keine verbindende Gemeinschaft mit einander haben. Auch in sprachlicher Beziehung findet man ein wirres Nebeneinander und die Franzosen hatten bei ihren Verhandlungen allemal mehrere Dolmetscher nötig. Die Handelsrivalitäten führen zu Kriegen. Die Leute am Komoe und von Pota Agghien hatten als Handelscentrum Groß-Bassam; die von Buma schafften ihre Producte nach Alassam, das am Meere selbst liegt; die Köster der Jads, welche gegenüber Dabu dem Strande entlang liegen, handelten mit denen von Ecrich; die von Dabu handelten aber auch mit den Jads, welche im Jahre durchschnittlich für 12 bis 15 englische Fahrzeuge Palmabblagen lieferten.

So lange die Franzosen mit Geschenken an die Häuptlinge nicht sparjam waren, ging Alles gut; auch die Händler waren zufrieden, da sie ihre Gefährten vom Palmölhandel einstrichen. Als aber Nagazine angelegt und mit allerlei Waaren gefüllt wurden, welche ohne ihre Dazwischenkunft zum Verkaufe kamen, traten sie feindselig auf. Sie stockten das Volk an und nicht weniger als 60 bewaffnete Piroguen

versuchten einen Ueberfall in der Lagune von Bassam gegen ein französisches Avisoßchiff, das ihnen jedoch eine sehr empfindliche Lektion gab. Ähnliches wiederholte sich 1849, als Ada, Häuptling von Buma, den Komoeßfluß für den französischen Verkehr sperrte; Admiral Bouet Williamer bombardirte deshalb Njagou an der Mündung desselben; 1853 zündigte Admiral Paudin die Leute von Ecrich, und man sah sich genöthigt, das Fort Tabu zu errichten, von welchem aus man die Neger überwachen konnte. Trotzdem sind die Leute in der Umgegend des Forts volle zehn Jahre lang feindselig geblieben. Dann hat de Langle ihnen Frieden ausgedrungen, der auch gehalten wurde bis die Franzosen 1870 die Belagerung aus dem Fort zurückzogen und sich weiter nicht um die dortigen Handelsangelegenheiten bekümmerten.

Das Klima von Groß-Bassam wirkt auf die Europäer sehr abgeschwächend; zuweilen tritt auch das gelbe Fieber auf, welches namentlich in den Jahren 1857 und 1862 Viele hinwegraffte.



Hofraum des französischen Postens in Groß-Bassam.

Trotz der äußersten Zersplitterung und Zerküftung haben diese Stämme doch eine Art von Völkerecht, sagen wir ein Herkommen, welches sie sämtlich anerkennen und beobachten. In ihrer Haltung sind sie den Feinden gegenüber hochfahrend und hochmüthig, gehen vorsichtig und mit Bedacht zu Werke, erwarten daß man ihnen den ersten Besuch mache und drängen sich nicht auf. Die alten Männer werden geehrt und man kann sagen, daß eine gewisse Verontscheidung bei ihnen vorkommt. Die Ehrfurcht geht nicht allemal auf die „sichere Seite“, d. h. die Schwester eines verstorbenen Mannes und deren Kinder, aber; die Vielweiberei ist unbegrenzt und unbeschränkt; die Weiber hält man unter strenger Acht; sie müssen sich bei gewissen Perioden in einer zu diesem Zweck errichteten Hütte aufhalten und dürfen sich vor den Feinden nicht sehen lassen. Nachdem die Frau eines Kindes geboren ist, wird ihr drei Monate lang die Haut mit Rocou (Orlean) eingerieben und sie muß über Hand- und Fußgelenken einen sehr dicken Kranz von trocknen Gras tragen. Untreue der Frau eines Häuptlings wird mit dem Tode bestraft, bei anderen mit Geldbuße.

Weiberraub ist dann und wann Veranlassung zu einem

Kriege. Ein Mann aus Tiadba hatte ein Mädchen aus Ndiu entführt. Sofort werden die Kriegespiroguen bemannt und die Kriegeszüge angestimmt, auf jedem Nachen nimmt ein Flintenträger seinen Platz am Vordertheil ein und das Treiben beginnt. Der Tiadba verliert einige Piroguen, einige Krieger aus Ndiu werden erschossen; die Verwirrung ist allgemein und man wendet sich endlich an de Langle, der eben im Fort Tabu sich befand. Er befahl allgemeine Niederlegung der Waffen, begab sich selber an Ort und Stelle und nahm die Bevollmächtigten von Ndiu mit nach Tiadba. Dort palavierten beide Theile hin und her; dann stellte er ihnen eindringlich vor, daß nun des Streites genug sei, und daß es besser wäre, wenn man sich mit Verheirathungen von Palmöl besaßen wolle. Die Menschenverluste auf beiden Seiten glichen sich so ziemlich aus und der Admiral befahl beiden Theilen, in seiner Gegenwart den Fieber des Friedens und der Freundschaft zu leeren.

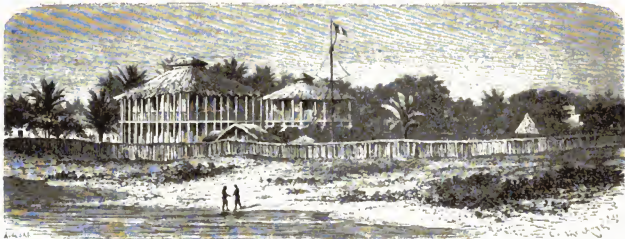
Von Tiadba ging er dann nach Ndiu, wo er den Kriegesamtman schlagend ließ, zum Zeichen, daß die Häuptlinge sich versammeln sollten. Als die Notablen sämtlich erschienen waren, bemerkte er bei ihnen ein allgemeines Lachen.

Als er dann zufällig sich umfah, bemerkte er, daß ein eindringlicher Mann hinter ihm stand; derselbe trug eine Kappe von Baumwolle; seine Haut war mit einem fleberigen Schweiß überzogen. Der Vangelte erfuhr von seinem Tolmetzsch, daß diese schreckliche Gestalt der Koth sei, der sich aber nicht mit der Zubereitung gewöhnlicher Speisen befaßt, sondern nur mit jener von Menschenfleisch, das bei den Leuten von Idju für den größten Vordessert gilt. Es ist die allgemeine Meinung, daß die Idjus am liebsten Kinder, welche sie von der Lagune her erhalten, in den Kessel dieses Koths wandern lassen. Es unterliegt nicht dem allermindesten Zweifel, daß sie ihre Kriegsergaugen verheeren; auch bei den Quaguas herrscht dieser blutdürstige Brauch, eben so landeinwärts bei den Burtburgs. Diese letzteren haben einmal acht in französischen Diensten stehende senegambische Chasseurs aus einem Hinterhalt überfallen und aufgerissen. Als Rächthigung dafür wurden Bobu, Mapoyenn und manche andere ihrer Dörfer in Brand geschossen und zerstört.

Der Fetischcordon spielt im Leben dieser schwarzen Völker eine wichtige Rolle; wo dieses Seil angespannt, wo eine Dertlichkeit damit umzogen ist, findet gleichsam ein Belagerungszustand statt. Die durch ihn geschützte Stelle darf nur

von Kriegern betreten werden, nur solche dürfen ihn überschreiten. Wer das Recht haben will, einer Kriegerversammlung beizumohnen und in derselben das Wort zu nehmen, muß früher bei der Inspektion eines Häuptlings zugegen gewesen sein. Bei einer solchen Gelegenheit fließt allemal viel Blut, denn wer zur Häuptlingwürde erhoben wird, muß seine Kühnheit, Entschlossenheit und Stärke dadurch beethätigen, daß er mit eigener Hand einen Sklaven oder einen Kriegsgefangenen abhoadet. Nachdem er das gethan müssen die jungen, waffenfähigen Männer den abgehagelten Kopf unter sich von Hand zu Hand gehen lassen. Diese so zu sagen Blut-tage oder Blutwoche kann einer, der unter die Krieger aufgenommen werden will, auch dadurch erhalten, wenn er den Kopf eines Sklaven bekommt, der für den Geist eines abgehagelten Häuptlings als Opfer hingemordet worden ist. Das Ganze bedeutet ungefähr soviel wie im alten Rom das Anlegen der toga praetexta. Nachdem der junge schwarze Kriegeraspirant alle diese Bedingungen erfüllt hat, darf er bei den Palavern zugegen sein und das Tringeloh aus Vambus in die linke Hand nehmen. Das zu erreichen ist sein stätigster Ehrgeiz.

Bei den Palavern in Fassam und Tiadba wird allemal



Frankösischer Posten in Groß-Bassam.

sehr viel Musik gemacht; die Trompeten bestehen aus ausgehöhlten Elefantenzähnen und diese sind mit Rinnbächen erschlagener Feinde verziert. Ein Gleiches ist mit den Tamtams der Fall; auch diese müssen unbedingt einen solchen Schmutz haben, wenn große Häuptlinge zugegen sind. Die abgeordneten Bevollmächtigten zweier in Felle mit einander liegender Stämme setzten sich schweigend nieder. Sie sind gewöhnlich hochbetagte Männer, die ein sehr ernstes Gesicht machen und ein eisernes Band um den Hals tragen; an demselben hängt eine Schelle, welche man in Bewegung setzt um zum Stillstehen aufzufordern. Beide Lager sind durch eine angespannte Piane von einander getrennt, denn die Scene spielt in freiem Felde. Als Mitternachts- und Friedensritzer fungirt nicht selten ein Vamborra-Neger, also ein Mohammedaner; er darf die Piane überschreiten und den Leuten der entgegengesetzten Partie die Hand drücken. Diese marschiren dann in einer Reihe hinter einander an ihren Gegnern vorüber und halten dabei die eine Hand am Kopfe, die andere am Halse. Bei dieser Feierlichkeit geht es stets sehr ernst her.

Alles ist mühsenstill, denn das Trakel wird sich kund geben. Eine grüne Schlange mit dreieckigem Kopf und stumpfem Schwanz kriecht langsam aus dem Tisdicht hervor

und betrachtet, den Kopf bald rechts bald links wendend, beide Partien, welche mit gespannter Aufmerksamkeit diese Bewegungen beobachten; bald nachher verschwindet sie wieder im Gebüsch. Findet man günstige Anzeichen dabei, dann drücken Alle ihre Befriedigung aus; das Palaver beginnt, nachdem mit Schlägen auf ein Tamtam das Zeichen gegeben worden ist.

Der erste Redner pflanzt seinen Stab an der Piane auf, ein anderer von der Gegenseite thut dasselbe; beide begrüßen die Versammlung indem sie die Hände auf Kopf und Hals legen. Dann folgen Erörterungen und nach Schluß derselben ziehen die Ältesten sich zurück, um in einer Hütte zu verathschlagern. Nachdem sie zu einem Beschluß gelangt sind, treten sie hinaus vor die Versammlung und zeigen derselben einenbeutel vor, welcher den Fetisch enthält. Dieser ist oft weiter nichts als ein Lumpen oder ein Stück Papier, auf welchen ein Vers aus dem Koran geschrieben ist, und hat nur Werth und Wirkung in dem gegebenen Falle, für welchen er geweiht und geeignet worden ist. Der Fetischpriester, welcher Besitzer der eben erwähnten Schlange ist, tritt aus dem Gebüsch hervor, stellt sich zwischen beiden Theilen auf und begrüßt sie; dann stellt er eine mit Palmwein gefüllte Kalebasse da auf, wo noch eben die Piane gezogen war, und spritzt einen Segen mit großem Pomp. Nachher

suchtest er mit einem Messer um die Kalebasse herum, zieht in der Eust Kreise nach rechts und links, ruft die Geister an, kniet nieder, spricht heilige Worte, macht hinterher cabalistische Zeichen und bittet den Himmel sein Opfer anzunehmen. Nach vollendeter Weihe entfernt er sich langsamen Schrittes, verschwindet im Dickicht und verweilt an einer Stelle, welche das übrige Volk nicht kennt und nicht kennen darf. Aus der eben erwähnten Kalebasse thut der älteste Häuptling den ersten Trunk; sie geht dann an die übrigen und damit ist der Abbruch des Friedens verkündigt. Hiermit de Vangle betont als Augenzeuge ausdrücklich, daß er bei dergleichen Angelegenheiten durchaus vollständig und der Zustand genau beobachtet werde.

In Groß-Passam herrscht Sklaverei. Es kommt wohl vor, daß ein Sklav des Lebens überdrüssig wird und sofort fesselt er seinen Herrn davon in Kunde. Dieser giebt ihm dann eine Kalebasse Rum, die er leert um betrunken zu werden. Dann erscheint der bestallte Heiler und verseht ihn mit einer wundthigen Keule einen gewaltigen Schlag in den Nacken; die Wunde bleibt auf freiem Felde liegen, zum Strafe für die Bögel und wilden Thiere. In Groß-Vnba waltet eine andere Praxis. Der Herr bringt den lebensmüden Sklaven zum Dorfhäuptling, welcher ihm allerlei vergebliche Gegenvorstellungen macht. Er wird dann vor eine Anzahl von Richtern gestellt, die ihn noch einmal zureden, seinen Voratz zu ändern, aber sie predigen allemal tauben Ohren. Man läßt der Häuptling ihn an einen Baum binden und

alle Anwesenden stützen wie wilde Thiere über ihn her, so daß er in wenigen Augenblicken völlig zerrissen ist. Jeder Theilhaber zahlt dem Herrn eine kleine Entschädigung für das Vergnügen und er kann sich für den Erlös einen neuen nicht so melancholischen Sklaven anschaffen.

Die Menschenopfer begeht man, wenn bei Vollmond im October das Gratefest gefeiert wird, d. h. wenn die Ignamen rei sind, doch finden dergleichen auch zu anderen Zeiten statt. In Vabu, an der Wurburubuht, war ein französischer Offizier Augenzeuge. Die Krieger hatten sich Gesicht und Körper mit rothen und weißen Streifen bemalt und schloß die Augen und blind nach allen Richtungen hin. Der zum Opfer auserkorene Mensch war an einen Baum gebunden, nachdem er ein Verhör bestanden und sich freiwillig dargeboten hatte; das letztere ist eine notwendige Verbindung, wenn das Opfer wirksam sein soll. Der Häuptling muß ihm mit einem einzigen Schlage das Lebenslicht anblasen; man reißt ihn in Fäden, die langsam an Ort und Stelle gestreut werden! Dadurch werden die bösen Geister gnädig gestimmt.

Der Mann ist unbedingt Herr über Leben und Tod seiner Frau.

Oberhäuptlinge tragen ein Messer, das in einem unter dem Knie befestigten Bande steckt; es ist das „Blutmesser“; dasselbe wird nicht eher wieder in die Scheide gesteckt als bis damit ein Verurtheilter getödtet worden ist.

Vimmat und Reuß.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde.

II.

Der Canton Uri, das engere Quellgebiet der Reuß, hat auf 19 1/2 Quadratmeilen 16,000 Einwohner, der Canton Glarus, als Quellbezirk der Vimmat, zählt auf 12 1/2 Quadratmeilen 35,000 Einwohner. Im Canton Uri wohnen also auf einer Quadratmeile höchstens 800 Menschen, im Canton Glarus fast 3000. In Glarus sind unter den 35,000 Seelen nur gegen 7000 Katholiken, in Uri unter den 16,000 bloß 80 Protestanten. Die Reuß ist überhaupt von der Quelle bis ein paar Stunden vor der Mündung katholisch, die Vimmat ist größtentheils reformirt, ändert aber gleichfalls vor ihrem Ende den Glauben, um mit Hebel zu reden, und wird mit beiden Ufern katholisch. Die Katholiken an der Reuß sind aber nicht nur schlechthin katholisch, sondern auch fast römisch-katholisch, fast ohne Ausnahme — Bremgarten, vom Ballinger, Zwingli's Nachfolgerin Zürich, wüthte, ist noch kurzer Zeit wieder katholisch geworden —, die katholischen Anwohner der Vimmat gehören meistens zu den freikirchlichen Katholiken; die der Stadt Zürich haben sich auch in unseren Tagen als altkatholische Kirchgemeinde constituirt. Die wichtigsten und auf ihre Umgebung einflussreichen Wohnorte an beiden Flüssen sind Zürich und Zugern. Nun ist Zürich, die Wiege der schweizerischen Reformation, das Arbeitstisch Zwingli's gewesen, dessen Wirksamkeit sich überhaupt nur im Gebiet der Vimmat bewegte. In Wiltshans zwor, an den Thurquellen, geboren, wird er in Wesen, am Westende des Valenfers, erzogen, tritt zuerst in Glarus, dann in Einsiedeln und endlich in Zürich auf und hier erst

als durchgreifender Reformator. Zugern hingegen ist seit Jahrhunderten der Sitz des päpstlichen Nuntius und war das Haupt und die Seele des Sonderbundes in jesuitischen Diensten. In Zürich hat schon Karl der Große eine Schule gestiftet, und seit 1833 hat die Stadt eine Universität und ebenso das eidgenössische Polytechnikum. Zugern hat es nicht weiter gebracht, als zu einem Vceum, dessen Klassen noch die mittelalterlichen Namen tragen (Grammatici, Rhetorici c.).

Freilich liegen die drei sogenannten Urkantone, die Gründer der Schweizerfreiheit, Uri, Unterwalden und Schwyz, im Gebiet der Reuß — das Vimmatgebiet des Cantons Schwyz war nicht gleichberechtigt mit dem „Vande“ Schwyz, sondern in einer Art Unterthanenverhältnis, bis 1798 — und Zugern trat fast zwanzig Jahre vor Zürich dem Eidgenossenbunde bei. Zwar sind das Rättli und die Tellenplatte von den Wassern der Reuß bespült und auch die hohle Gasse gehört dem Reußgebiete an; aber die Stiftung des Schweizerbundes war erstens nicht einmal eine That des Fortschrittes und der Freisinnigkeit, sondern im Gegentheil eine des Festhaltens am Alten (man wollte beim Reiche bleiben, nicht Österreich werden), und zweitens geschah seit jenen Thaten der politischen Befreiung von Oesterreichs Unterjochung an der Reuß soviel als nichts auf dem Wege zur Humanität und zur Freiheit des Menschengeschlechts. In die Söhne, Enkel und Urenkel der Männer im Rättli und der Helden am Nongarten und bei Sempach waren in den eroberten Unterthanenländern ärgere Tyrannen, als nach der Ueberlieferung Kan-

denberg und Oehler gewesen sind, so daß die Grafschaft Baden und die unteren freien Renter 1712 trotz des religiösen Fanatismus es dennoch mit Freuden begrüßten, daß sie von nun keine Landvögte mehr aus den Urkantonen bekommen sollten, sondern bloß noch von den drei freigesetzten Cantonen Bern, Zürich und Glarus. Dingen hat die Vorkette der Gebirge der Reuß im Allor lange Zeit sehr gute Geschäfte gemacht.

Die Reußanwohner sind conservativ wie die Alpenberge, deren Fuß die Reuß bespült. Einst wählten sie sich, besonders Uri, Schwyz und Unterwalden, gegen die Erweiterung des Schweizerbundes, als es sich um Aufnahme der Städte Freiburg und Solothurn handelte (1484), und nach der Bundesunterwerfung gegen die Annexion der Freigrafschaft, und heutzutage sträuben sie sich alle fünf (Vuzern und Zug dabei) gegen die centralisirende Bundesverfassung. Diese fünf Cantone (in der Geschichte kurz die V Orte genannt) haben auch mit Freiburg und Basle 1845 den Sonderbund geschlossen, den reformirte und katbolische Eigenen 1847 mit Waffengewalt auflösen mußten. Die Reußcantone haben überhaupt seit der Reformation eine beständige Opposition gegen die ebene, fortschrittlich gesinnte Schweiz gebildet.

Aber vor allen aus im religiösen Leben ist das Reußgebiet zurückgeblieben, es ist der Pfafferei und der unzulässigen Hierarchie verfallen, die in der Verdumpfung des Volkes, nicht in der Bildung bestellen ihr Heil sieht. Statt der stattlichen Schulhäuser, der Fabriken, der Werkstätten und Handlungshäuser sieht man dort Klöster, Capellen, Bildstöbe und Kreuze. Die Reformation wurde dort mit Gewalt verhindert oder ausgerottet und bis zur neuen Bundesverfassung war sogar den Protestanten die freie Niederlassung verboten. Vuzern hat die Jesuiten berufen und in unseren Tagen nahm es den wegen Widersetzlichkeit gegen die Staatsautorität entsetzten Bischof von Basel anfs Verweiltlichte auf. Es ist wirklich recht auffallend, wie jene fünf Cantone, die so argwöhnisch und ängstlich ihre politische Freiheit und Selbstständigkeit sogar gegenüber dem allgemeinen Bundeswohl bewachen und verteidigen, in religiösen Dingen so knechtisch und unterwürfig gesinnt sind, daß der Statthalter Gottes* jenseits der Berge schwerlich geforsamere Unterthanen finden kann, als eben jene fünf Cantone im Gebiet der Reuß. Sie scheuen sich nicht im Geringsten nach der christlichen Freiheit der angrenzenden reformirten Cantone, die ihre religiösen Angelegenheiten vollkommen unabhängig von jeder fremden ausländischen Autorität nach eigenem Ermessen ordnen.

Soll ich endlich hinweisen auf die große Zahl der Schriftsteller und Gelehrten und Forscher, die an der Vimmat gelebt und gewirkt haben, und von denen viele über des Vaterlandes Grenzen hinaus gewirkt haben, wie Bodmer und Breitinger auf literarischen, Pestalozzi auf pädagogischem Gebiete? Schon der erste Geschichtsforscher, Aegidius Tschudi, war ein Glarner; die Zollinger, Meyer von Knonau u. u. waren Zürcher. In Vuzern ist der kritische Geschichtsforscher Kopp eine Bahn in der Wüste, aber seine Werke sind an der Reuß nicht gelesen und seine Resultate werden nicht geglaubt, weil sie gegen die Uebersieferungen und Vorurtheile ankämpfen, die angenehmer klingen als die strenge Wahrheit. Kurz, wenn Zürich mit Recht das schweizerische Athen, auch Vimmat-Athen, genannt ist, so ist Vuzern das schweizerische Rom, trotzdem der Name eine „Veruchte“ bedeutet. — Nur die Kunst hat einige Jünger in den Reußcantonen gefunden (Zinbold, Schmidwanden).

Und woher nun dieser diametrale Gegensatz? Die beiden Erdräume, Reuß- und Vimmatgebiet, sind klein und berühren einander auf einer langen Linie. Sie haben die nämliche Abbaugung, die nämlichen geologischen, hydrographischen, klimatischen

und ethnographischen Verhältnisse, und auch die orographischen sind im Wesentlichen die gleichen: zuerst Hochgebirgsland, dann Boralpen, dann Hochebene oder Hügelland und die Nordwestküste im Jura. Aber eben nur im Allgemeinen sind die Gebirgsverhältnisse einander ähnlich, im Einzelnen befehlen bedeutende und weitgreifende Unterschiede. Und hier eben liegt die Auflösung des Räthels. Äußere Einwirkung durch einflußreiche Männer oder Völkern reicht nicht aus, indem diese ja auch wieder abhängig sind von den sie umgebenden Naturverhältnissen.

Es kommen hierbei besonders die beiden Quellbezirke, die Cantone Uri und Glarus, in Betracht und die beiden correspondirenden Seen, der Vierwaldstättersee und der Zürichsee, an deren unterem Ende, am Ausflusse, die Städte Vuzern und Zürich, die geistigen Antipoden, liegen. Der Canton Uri ist auf allen vier Seiten von Bergmassen eingeschlossen, nur im Nordwesten macht der süßliche Theil des Vierwaldstättersees, der Urnersee, eine Lücke in der Bergmauer, welche den Canton einschließt wie eine Klosterzelle, und über die nur beschwerliche, selten begangene Pässe hinausführen. Bloß das Urserenthal ist durch Bergstraßen mit der Umgebung verbunden, und das eigentlich nur im Sommerhalbjahr, im Winter sind diese Straßen verschneiet und können nur mit Schlitten befahren werden. Glarus ist auf drei Seiten auch bergummauert, und gar keine Straße führt da hinaus, aber im Norden ist es offen und hat da eine leicht zu überschreitende Wassergrenze, früher die Wag und die Linth, jetzt den Vintth Canal. Auch haben beide Cantone nur im nördlichen Theil eine Thalsohle, sonst steigen die Berge von den Klüften an schon aufwärts; aber in Uri sind die Thäler doch viel enger und geschlossener, der Abhang der Berge ist steiler ansteigend, auch drängen sich die Berggründen viel enger an einander. Das Vintthal aber theilt sich in zwei Thäler, das Grogthal mit der Linth und das Reintthal mit dem Sers, und beide bleiben bis an den Fuß der Stammsette mit fränkischen, belebten Dörfern besetzt. (Vintthal am Fuße des Töbi hat 2119, Andermatt am Urserenthal 744 Einwohner.) Die Seitenthäler Uri weisen keine eigentlichen Dörfer auf, höchstens Weiler und zerstreute Hütten, etwa das Schächenthal ausgenommen, wo Untersächden 464 Seelen zählt. Die Berge sind im Uri nicht viel höher als im Canton Glarus, aber viel finstlicher und graufiger anzuschauen; die ganze Thalbildung ist wider, poetischer, ja graufig-romantisch; die Schöllenen von Göschenen, wo die nördliche Ausmündung des Gotthardtunnels ist, bis zum Urnerloch, sind vielleicht das wildeste, ödste Bergthal im ganzen Alpengebiet, auch jetzt noch trotz der vor fünfzig Jahren erbauten herrlichen Straße. In Glarus mag man staunen ob der großartigen Alpennatur, in Uri schaudert einem fast, wenn man die chaotischen Felsmassen anschauf, die aufsteigen, als wären sie eben erst der Hand des Schöpfers entfallen. Und so ist es rings um Uri, nirgends eine Aussicht in die freie Ebene, auch über den See hin nicht. Noch viel deutlicher aber ist der Gegensatz zwischen den Ufern der beiden Seen. Wie heiter und fröhlich schaut der Zürichsee zum Himmel hinauf, die sanft ansteigenden Uferhöhen tragen fleißig bebauete Weinberge, es reißt sich Dorf an Dorf, z. B. Dorgen mit 5199 Einwohnern, Badenwil mit 6040, Weilen mit 3074, Stäfa mit 3841. Am Vierwaldstättersee fallen die Berge, auch der Rigi, theils ins Wasser ab, da führen keine Straßen an beiden Ufern hin, besonders aber am Urnersee sind die Ufer unzugänglich und so zu sagen unbewohnt, die Krenstraßen am rechten Urnerufer hat an vielen Stellen durch die Felsen gebrochen werden müssen. Bederich hat 1307 Einwohner, Bergiswil 922, Brunnen 1774, Gerbau, der größte, 2274. Der Zürichsee ist ein

lebenvolles Epos, der Vierwaldstättersee eine romantische Tragödie. Fast überall schlüpfen ihn Berge ein, nur die beiden nordwestlichen Büsen (Jugenernbuch und Rühnacherbuch) reichen aus den Bergen hinaus und schauen ins offene Hügelland hinein. Aber noch ganz nahe dem Ausfluß erhebt sich der wilde, zerklüftete Pilatus bis zu fast 8000 Fuß, der entsprechende Neidberg links oder westlich von Zürich hat nur 2687 Fuß Höhe.

Ob diese Dinge sich ändern werden, wenn einmal die Gotthardbahn den Canton Uri durchzieht? Wir glauben es kaum. Der Canton Zugern hat schon lange eine Eisenbahn, die bis an den See reicht und die Hauptstadt nicht allzuweit

sich von Tausenden von Fremden aller Nationen besucht und trotzdem fliehet Eupern im Jahrwasser des Ultramontanismus und der Reaction. Der durchfahrende Dampfwagen mit seinen Personen und Boaren ändert nichts an der Natur des Landes und mindert den Einfluß derselben auf den Charakter der Bewohner nicht, oder auch in sehr langer Zeit gewiß nur in unbedeutendem Maße. Erst wenn, die Volksbildung durch Bundeinfluß so weit vorgeschritten ist, daß der Einzelne sich befreit von den Einflüssen der Naturumgebung, werden auch die Neuchantone in die Reichen der freisinnigen Staaten eintreten. Das wird aber noch lange auf sich warten lassen.

Hermann Wamberg's Jugendwanderungen.

II.

Reise durch Armenien. — Der Etschi unter den persischen Schülen. — Von Tebris nach Teheran. — In der Hauptstadt Persiens. — Reiden unter sonatlichen Karawanenreisenden. — In Isfahan und Schiras. — Wieder in Teheran. — Verkehr mit mittelasiatischen Völkern.

Vor vierzehn Tagen noch Inasse eines von orientalischem Luxus strotzenden Hauses in der Siebenhügelstadt, schaukelte ich mich nun langsam auf einem miserablen Klepper jene Straße entlang, die vom Schwarzen Meer durch das Pontische Gebirge bis nach Erzerum führt. Es ist dies ein reizendes Stück Erde, welches der Reisende hier zum erstenmale auf asiatischem Boden zu Gesichte bekommt. Ein prächtvoll romantisches Gebirgsland, voll steiler Anhöhen, tiefer Schluchten, wolkegekrönter Gipfel und kühn in die Höhe ragender Felswände. Die Scenerie ist ganz danach angethan, um dem Reisenden einen Vorrath Schmad jener Herrlichkeiten zu geben, die er nun im Innern Asiens antreffen wird. Ja, Asiens, — und eben deshalb ist Asien ein Schauspiel, das uns vor den Augen tanzt, denn von hier angefangen bis weit nach China hin gehören dunkle Wälder, fette Wiesen und das herzerquickende Grün zu den großen Seltenheiten. Keinem Großhalse ist zu begegnen, den die Natur ohne Vermäuerung, ohne Arbeit selbst erzeugt hätte. Alles ist ede und dürr, alles wißt und verdorrt, so daß das Pontische Gebirge nicht als Eingangspforte Asiens, sondern als Endpunkt jener Natur, jener Vegetation bezeichnet werden muß, die dem heilbringenden milden und fegenvollen Klima Mitteleuropas eigen ist.

Doch halt, ich will ja hier keine Reisebeschreibungen geben. Ich habe dieser Schuldigkeit, soweit es mir möglich war, in meinen bisherigen Werken mit entbeht; hier sei nur der ersten Eindrücke meiner Reisebeschwerden, nur des Anfanges meiner Prüfungen gedacht. Vom Etschi sich plötzlich in einen Dornisch zu metamorphosiren, wäre weder thöricht noch auch möglich gewesen. Nur fustenweise gelangt man zum Ziele, nur im stufenweisen Gange kann höchstes Elend sowie höchstes Glück erträglich und gedeihlich werden. Von Konstantinopel bis zur Ankunft in Teheran, folglich mehr als drei volle Monate, blieb ich Etschi; doch ein armer Etschi, ein fahrender Schriftstundiger nach dem Ausdruck der Orientalen. Ich besaß an Wäsche und Kleidungsstücken nur so viel, um wechseln zu können, schlief wo die Gastfreundschaft mir Gelegenheit gab, anstatt auf nackter Erde, bisweilen auch auf weichem Divan und genoß anstatt der Dornschloß biwöhlen auch ein gutes Mahl.

Wohl war der Ritt der ersten Tage — ich legte schon im Anfange biwöhlen sechs bis acht deutsche Meilen täglich

zurück — sehr ermüdend. Wenn ich Abends vom Sattel mich herabschwang, schienen mir alle Glieder gebrochen zu sein. Ich hatte kaum Kraft mich zu regen, und dennoch mußte ich zur Bereitung des Nachtmahles mich aufheben, denn ich war Diener, Koch und Herr in einer Person und mußte noch obendrein meinen armen Gaul bewirthen, der mir auf sechs Tage für ein mäßiges Geld geliehen wurde, ihn, den kein Verstehe nach bishagatatischen Sprachstudien, keine Reugierde um die Drußländer, sondern nur die harte Peitsche zum Weitergehen antrieb. Ich hatte die ersten Tage der Kothheit, wie die Asiaten sagen, durchzumachen und man tröstete mich im Allgemeinen, daß die Freuden der Reise später desto größer sein würden, sobald der Körper gedocht und geboden, wie sie sagen, d. h. nach unseren Begriffen abgehärtet ist. Dieser Proceß des Ertracht- oder Erbadens dauerte je nach der Constitution des Reisenden drei bis vier Tage lang; und in der That, als diese Pein vorüber war, fing ich die Reize jener Lebensweise zu fühlen an, und hätte nur mein Gaul sich etwas „fochen“ oder „baden“ lassen, d. h. wenn er begender und tüftiger geworden wäre, so hätte ich gleich im Anfange die Reize zu Pferd entzückend schön gefunden.

Keine Rosen ohne Dornen. Leider war mir das freudige Gefühl meiner ersten Reiseindrücke dadurch verleidet, daß ich schon in den ersten Abenden in solchen Localitäten und auf solchen Lagern übernachten mußte, die früher von den ärmsten türkischen und persischen Kaufleuten, Wauktierreibern und Bettlern besucht waren. Es hatten sich hierdurch schon im Anfange eine Unzahl von Wästen in den Kleidern eingenistet, die an meinem ichen exotisch vorlommenden Blute sich wüthlich sättigten. Im Schlofe, im Ritte, beim Essen und beim Ruhen, beim Phantasiren und Bewundern waren immer sie die einzigen Störenfriede, immer sie die einzigen Reiztanten meines kleinen Hauswesens. Und ach, sie wollten nie von mir weichen! Ich mochte Kleider und Getränke, Länder und Städte wechseln, sie waren immer da; ja es blieb immer von der alten Raze genug zurück, um mit der neuen sich zu vermengen; und hätte Hr. Denmy, der gelehrte Herausgeber eines speciellen Werkes über dieses Ungeziefer, der mich später in Norwich um einige Exemplare tatarischen Ursprungs anging, mich damals kennen gelernt, wie wesentlich hätte er den Kreis seiner unästhetischen aber

böchst interessanten Studien erweitern können! Ich will des gelehrten Herrn Drang, wenn meine Verehrinnen diese Epilobe vergehen werden, noch später erwähen und hier nur so viel sagen, daß, abgesehen von diesen Chicanerinnen, die ersten vierzehn Tage meine Reise, durch Armenien nämlich, mir recht gut anging. Wohl schwand das Fleisch mir von den Beinen, mein Gesicht war in Folge der schmerzlosen Kopfbedeckung voll von Brandwunden und die Epidermis schälte sich förmlich von Nase und Wangen ab. Doch die Kraft nahm zu, und mit ihr auch der Muth und die Beherztheit. Ich wurde auf der ganzen Strecke von den biederer, gutherzigen Türken mit Liebe, von den schlaun und bösen Arabern mit Achtung und Furcht empfangen. Ich brauchte nur den Mund zu öffnen, als alles die Hände kreuzte, den rechtsläufigen Gruß mit Spende und mit einem ehrerbietigen Gensdim, d. h. mein Herr, mir Gastfreundschaft anbot. Dies natürlich mußte den Vorfall einer Incognitofahrt nur betreffen. Es war dies eine glänzende überstandene Prüfung und ein Diplom, mit welchem ich mich ganz getrost in gefährliche Experimente einer mittelasiatischen Tour einlassen konnte.

Und so hatten schon die ersten vier Wochen meiner Inlandreise mir unerschöpfte Reize geboten. Wenn ich nach einem ermüdenden langen Ritt am Abend meinen Teppich ausbreitete und, an irgend eine Mauer gelehnt, an der munter flackernden Flamme meines Abendröthes mich ergötzte; als ich zur Ueberzeugung gelangte, daß ich in der freien Natur als freier Mensch von keinem gefährdet, von den Chicanen eines Dolmetschers oder von der Etiquette eines öffentlichen Empfanges verschont, mich umherbewegen konnte, da hätte ich fürwahr den harten Sattel auf dem Rücken meines Kleppers selbst mit dem Sammelsteige eines Wagners erster Classe nicht vertauscht. Ich wurde, ohne es gewollt zu haben, eine reisende Autorität, und ich war nicht wenig stolz darauf, als einige reiche persische Kaufleute beim Uebergehen des gefährlichen Dagoberges sich meinem Schutze anvertrauten und, wie die Leser meiner „Wanderungen und Erlebnisse in Persien“ wohl wissen werden, dem Kaubanfalle einer Kurdenbande auch glücklich entgingen.

Mein Zusammenreffen mit diesen Persern war auch anderweitig für mich von glücklichen Folgen. Als ich nämlich hinter Bojazid die türkische Grenze verlassen hatte, da ging es mit meiner Verächtlichkeit, mit meinem Ehenittitel und mit meinem Achtung gebietenden Kneusen zu Ende. Das rothe Fes mit der Messingplatte (Tepelisi), früher mein Schutz und Hort, sollte nun die Quelle aller Gefahren und allen Unheils werden. Ich hätte nämlich beinahe vergessen, daß ich mit Ueberschreitung der Grenzen Irans vom Lande der Sunniten ins Land der Schiiten gelangte, und damals jedenfalls außer Acht gelassen, daß die guten aber trägen Demaulis im Perserlande sich selten oder nie zeigen, daß demzufolge meine Benightet hier inmitten einer fanatischen Masse zu den unliebsamen Seitenstücken gehören würde. Nun, da hat man es, ich bin schon wieder der Märtyrer des positiven Glaubens, muß wieder für eine Secte leiden, die mich grundwiegend angeht, und die ich so wie die übrigen aus der tiefsten Erde verdränge.

Doch was war zu thun? Ich wußte wohl, daß nach den schiitischen Dogmen Taki (d. h. die temporäre Verstellung oder Verheimlichung der Secte) gestattet sei. Nach den Lehren des Sunnismus aber ist dies unmöglich; und da der plötzliche Religionswechsel, welcher übrigens bei den Vagabunden, die Persien bereisen, wohl häufig vorkommt, mir nur wenig gethan, für meine ferneren Pläne aber desto mehr geschadet hätte, so mußte ich das Märtyrertum wider Willen mir auf den Rücken laden und für das Recht Abule's, Osman's und Umar's mit vollem Feuer in die Schranken tre-

ten. Und welch unseliges Uebel, welch grenzenloses Ungemach, wie viele trübe Stunden, wie viel Spott und Schimpf, ja mitunter auch Schläge hatte ich wegen dieser drei eitel Chaulen auszuhalten! Ja! es ist schauerlich, wenn ich zurückdenke an die Leiden meines sunnitischen Incognito; höchst tragikomisch, wenn es mir einfällt, mit welcher Verehrsamkeit ich das Recht der ersten Nachfolger Mohammed's so manche hundert Jahre nach ihrem Tode zu verfechten hatte.

Dieses war denn auch der einzige bittere Kelch, den ich auf meinen Wanderungen durch Persien lernen mußte. Sonst bot das Land und Volk in Persien mir, der bis jetzt nur ausschließlich unter Türken sich bewegt hatte, ein höchst interessantes Studien. Die Erscheinung des im Grunde genommen schwerfälligen und unbeholfenen Türken in der Provinz Azerbaidschan, der den eigentlichen Iranien in Schamheit und Sittenlosigkeit copiren will, hat mir viele erregende Momente verursacht; und da der Dialekt, den sie sprachen, meine volle Aufmerksamkeit auf sich zog, und ich ihn nach Verlauf von 14 Tagen mit ziemlicher Fertigkeit sprach, so hatte ich den schiitischen Professoren an manchen Orten erwidert und man suchte auf alle mögliche Weise mich zur Lehre der alleinigen Autorität Ali's hinüberzubringen. Im Uebrigen waren die Eindrücke meiner Reise, je weiter ich nach Osten kam, desto lebhafter, und desto anregender zum Vordringen. Als ich in Tebriz das erstemal wieder Essel und Tisch, diese Embleme europäischen Lebens, zu sehen bekam, da vermochte ich nur schwer meine tiefe Sehnsucht nach dem fernem Abendlande zu unterdrücken.

Ich saß eben auf einer Kofmatte im Kermansere Emir mit einer unliebsamen Dage beschäftigt, als ich von einem vorübergehenden Europäer einige deutsche Worte in schweizerischem Dialekte reden hörte, die er dem auf einige Schritte ihm nachfolgenden Landknechte zu rief. Ich rebete ihn an. Herr W. war ganz erstaunt, einen Europäer in solchem Zustande anzutreffen, bot mir sofort Gastfreundschaft an und obgleich ich in den ersten Tagen dieselbe annehmen mich geweigert hatte, so konnte ich in der Folge nicht widerstehen und schloßte nun auf einige Zeit in vollen Ärgern die Genthe der europäischen Lebensweise. Keine Wäsche, guter Tisch und gutes Bett schmeckten wohl gut, doch erwachte gar bald die mächtige Stimme im Innern. Ich entging mich den süßen Banden des verführerischen Lebens und zog auf Neue meine belebte Dermisfleidung an. Und fort ging es in der frühesten Lebensweise des Glendes und der Entbehrung, noch dazu in der Mitte einer sengenden Julihitze nach Teheran, dem einstweiligen Ziele meiner Reise.

In der persischen Hauptstadt sollte ich ähnlichen Versuchungen unterworfen sein, und es bedurfte in der That einer etwas größern Anstrengung, um mich hier wieder aufzuraffen und dem vorgeschriebenen Ziele entgegenzuweilen. Wie meine Leser sich wohl erinnern werden, sollte ich in Teheran der Gastfreundschaft des türkischen Gesandten theilhaftig werden und dieselbe fiel in der That so reichlich aus, wie ich es kaum erwartet hatte. Haiber-Gendi verjätzte mich förmlich durch seine Zuverlässigkeit, durch seine prachtvolle Wohnung und seinen luxuriösen Tisch. Ähnliches thaten die übrigen europäischen Gesandtschaften; denn es sei nebenbei bemerkt: ich langte hier als Wunderknecht an, da alle Welt über meine geläufige Conversation in dem agerbaidschanisch-türkischen Dialekte höchst erstaunt war und mich in Verdacht hielt, ich hätte mich schon jahrelang in Persien herumgetrieben. Süß schmeckte die Ruhe in den türkischen Sommerpaläse zu Nishier in der Nähe des Demawend, ja tausendfach süß, wenn ich an die verpestete Luft Teherans und an die brennende Sonnenhitze Südpersiens dachte. Und doch erwachte ich eines Morgens gegen Ende August, um

den mogeten Kanzen zur Weiterreise zu schnüren. Vorwärts, nur immer vorwärts, rief mir eine verborgene Stimme aus allen vier Seiten der Windrose entgegen. Ich wollte über Eborasan dem Tyus zufliehen, doch weil der damalige Krieg ein solches Vorhaben vertheilt hatte, so suchte die Reiseflust sich ein anderes Object aus.

Es zog mich nach dem berühmten Jofaban und reizenden Schiras, es zog mich, richtiger so sagen, nur zum Wandern hin, da ich mit Nichts befriedigte, durch Verweildung die schon erlangte Härte zu verlieren, und die Strapazen des Neulands wieder mitmachen zu müssen. Die Mitglieder der türkischen Gesandtschaft und auch viele Europäer, die aus dem milden Schatten der Jeltanwohnungen sich kaum herauswogen, hielten mich rein für einen Verrückten. Ihr Abreden, ihre Schredensbilder prallten mir aber vom Ohre ab und am 1. September sah ich schon in meinem Bagdader Costüme mit dem buntfarbenen Seidentuche (Kerfic), dessen Franzen bis auf die Brust herabwallten, auf meinem leichtbepackten Esel und schloß mich einer kleinen, zumest aus Pilgern bestehenden Karawane an, die auf dem Rückwege vom Grabe Amas Kima's in Mesch durch Teheran der südlischen Heimath zufliehen. Ich hatte vieles, sehr vieles gesehen, und durch die Besorglichkeit, mit welcher ich in dem bis jetzt adoptirten Sunnicharakter verlebte, eine solche Schule des Drangals und der Leiden mitgemacht, die zum besten Prodomus meiner spätern Kämpfe werden mußten.

Stelle Dir, werther Leser, einen Bad sanatischer toller Südländer vor, die erst jüngst am Grabe eines schiitischen Heiligen par excellencio am schäumenden Rische seitlicherer Begeisterung sich vollgetrunken haben, die, rabiat gegen alles Sunnitenthum, gleich Spütkunden nach einem Gegenstande des Aufhohes suchen, um an demselben ihr Wüthgen zu kühlen; und stelle Dir nun mitten in diesem Bad einen mit gegradichem Körper, in armeliche Kleidung geküllten, auf einem beschriebenen Bileamsgaul sitzenden Sunniten vor, der ohne Schutz und Wade, dem einzigen Hohn und Spotte ausgelegt, die Reise mitmacht. — und Du hast einen annähernden Begriff von dem Verhältniße, das zwischen mir und der Schaar der Meschobis bestand. Wäre mir nicht die Freiheit der Perser im Allgemeinen bekannt gewesen und hätte ich nicht die Anrede eines Soldasch (Reisegesährten) zu schätzen gewußt, so wäre ich sicher ohne meine Grillenz besorgt gewesen. Doch ich dachte mir, ohne Schätze ist der Religions-eifer in Persien eben so wie anderswo nur selten blutdürstend, — ich will sehen, wann einmal die guten Leute ernstlich werden, und sah in der That bei einigen lange, ja sehr lange zu.

Während der ersten Tage war ich der Gegenstand allgemeiner Betrachtung und Verachtung. Während des Rittes, beim Ruhen und beim Essen, nirgends wurde ich verschont. Sogar in den kühlen, nächtlichen Stunden, wenn ich ermüdet auf dem langsam hintrabenden Esel in Schlaf versank, selbst dann wurde ich oft unanst aufgeweckt und mit der Bemerkung angefahren: „Was, Du meinst, hier ränige Hund, Dmar genannt, dieses schreckliche Quasthier der Hölle, dieses flinkende Ungeheuer wolle kein Urxupator gewesen? Antworte, he, Gfendi, beim Süwadz ich fühle Lust, Dich zu Deinem schmutzigen Schuppotton in die Hölle zu expediren!“ Dreizehnhundert Jahre sind verfloßen, seitdem Herrschsucht und Eitelkeit, ins Reich der Religion gekült, einen wilden, völlerzerstüßenden Kampf begonnen hatten, einen Kampf, der seit dieser Zeit Meere von Blut, Berge von Ruinen und Trümmern gefloßt, und nun werde ich in meiner unschuldlichen Sucht nach turanischen Wurzelwörtern in diesen Kampf gerissen und werde mit Rippenhöfen aus dem requidenden Schlummer geweckt. Ist das nicht entsetzlich?

Diese Leiden waren genug, um selbst den Zoghaftesten zu einem Kampfe gegen den allbekannten Jolotismus der turkestanischen Mohammedaner zu päßen. Auch die Reise-strapazen und Entbehrungen, die ich auf meiner Vergnügungstour im südlischen Persien erleben mußte, hatten ihr bedeutend zugenommen und waren jedenfalls darnach angehan, um meine ferneren Pläne zu begünstigen. Da ich Teheran nur mit einigen Ducaten verlassen, nach auf den Wohlthätigkeits-sinn der Perser gerechnet hatte, so mußte ich mich auf den Zwischenstationen von Jofaban und Schiras mit einer gar schmalen Kost begnügen. Fleisch war eine große Seltenheit und meine Nahrung bestand zumest aus Thee, Brot und Frühlächten. In der ersten der eben genannten Städte suchte ich und fand auch Gastsfreundschaft im Hause des Amas Tschuma, des höchsten und einflußreichsten schiitischen Palästen, dessen Wacht bisweilen selbst den Königen Furcht einflößt. Aga-Buzurg (großer Herr), wie er genannt wurde, empfing mich recht freundlich in der Hoffnung, in einer Controverse zur Glorification des Schismus den Sieg über den Sunnismus davonzutragen. Er hatte sich geküßelt. Und welch ein Schauder hätte den Frommen ergriffen, wenn er gewußt hätte, daß er tagelang mit einem Ungläubigen, dessen Verführung für jeden Schiiten verurtheilt ist, aus einer Schüssel gegessen, aus einem Becher getrunken hat! Späterhin hat er es natürlich erfahren; doch soll er seinem Zorne nur in der Dreffentlichkeit Ausdruck verliehen haben, denn dieser Oberpriester der Schiiten war, wie ich später erfuhr, alles, nur nicht bigot.

Auf der Weiterreise nach Schiras hatte ich noch buntere Abenteuer und Erlebnis. Ich schweifte mehrere Tage hinter einander ganz allein in den prachtvollen Ruinen von Persepolis herum, suchte am Altare von Raschi-Ruften, der so frisch erhalten anseht, als wären die Reichthümer erst gestern verklungen, meinen Thee; und wenn die Muth überfiel und der Rauch von der schwarzen Steinplatte gen Himmel stieg, da konnte ich stundenlang im Anbilde der steinernen Figuren vom Cultus vergangener Jahrhunderte träumen. Ach wie süß, wie entzündend schon waren doch die Tage, die ich in diesen ehrwürdigen Monumenten der alten Parstwelt verlebte! Gegen Abend schlich ich mich immer in eines der nahegelegenen Dörfer, um meinen täglichen Proviant zu holen. Ich war durch nichts gestört, durch nichts an die Gegenwart erinnert, als durch jene europäischen Schriftzüge, die einzelne Reisende, um ihren Namen zu verewigen, dort eingegraben hatten. Und dieser Himmel, dieser azurblaue, wunderschöne, unvergleichlich erhobene Himmel von Schiras, den ich nirgends in der Welt wieder gefunden, wie tief ergriß ich Anbilde meine Seele und mit welch wonnevollen Blicken konnte ich mein Auge stundenlang an ihm weiden! Ich brachte zwei Tage auf dem Grabe Saadi's, des großen Morasthen und Reisenden, zu. Aus seinem Buche war mir der süßste Honig der Veredelsamkeit geflossen, er hatte mit dem Pilgerhabe zwei Welttheile durchgemessen und mit jedem Blatte seines Buches sich unsterblich gemacht. Auf dem nicht entfernten Grabe des Hafis leerte ich einige Becher des prächtigen Ghullarweines. Dierher hatte mich mein Freund Doctor J. . . begleitet, und als die Becher mit dem rothschäumenden Raß aus jener horizontal liegenden Marmorplatte standen, die Kerim Chou zur Verherrlichung des großen Rinnellängers erheben ließ, da fand ich die Bilder meiner künftigen Träume übertrassen, ich vergaß Kummer und Gend und Schiitenhaß und süßte mich in der That überaus glücklich.

Ich möchte gern bei diesen Tagen süßesten Angedenkens noch länger weilen, ich hätte auch damals dort noch gern länger gewilt. Doch es ist Zeit, doch ich nach Teheran

zurückkehrte und meinen Leser mit jenen Gefühlen vertraut machte, die sich meiner bemächtigten, als ich zum erstenmale jene Schaar von zerlumpten mittelasiatischen Vögern zu Gesicht bekam, mit denen ich in das auf andere Weise damals unerrreichbare Centralasien einzubringen mich entschloß. Da sie saßen schieflich gekrümmt und elend aus! Auf den Hüften ihres dem Feder gleich geröhrten Gesichtes waren die Spuren einer drückenden Armut, einer verwilderten Weltanschauung und eines todbenden Religionsfanatismus beim ersten Anblicke zu erkennen. Daß mir bemüthet aus den kleinfinsternen Augen dieser Tataren Sanftmuth zuschielte, daß ich aus ihren Worten und Manieren Muth und Eifer schöpfe, das mag jedenfalls jenem Schiller zugeschrieben werden, welchen mein eigener Fanatismus mit

über die Augen gewoben hatte. So wie die einzelnen Mitglieder der türkischen Gefandtschaft in Teheran in diesen Leuten nur abgefeimte Schurken und ruchlose Mörder sahen, so hätte dies vielleicht jeder Europäer, heute vielleicht ich selbst, gethan; doch damals lebte ich noch unter dem Einflusse einer stark asiatischen Weltanschauung, mein Aufenthalt in Konstantinopel hatte mich zum Türken, meine Wanderungen im Persien hatten mich zu einem Stojadisten gemacht. Und ich hatte fürwahr keine Ahnung davon, ja ich glaube auch nicht an die Möglichkeit dessen, daß eine Reise in Gesellschaft dieser Leute viel größere Strapazen und Beschwerden bieten könnten, als jene, die ich auf meinen bisherigen Touren zu ertragen hatte. Und hierin habe ich mich wesentlich getäuscht.

Auf einem deutschen Dampfer in der Magellansstraße.

Von Dr. med. Georg Thiele.

5. October 1873.

— Punta Arenas ist das chilienische Sibirien, eine Colonie an der Nordseite der Magellansstraße und hauptsächlich von politischen Verbrechern bevölkert. Der Platz ist sehr glücklich gewählt; es liegt an einer kleinen, recht ruhigen Bucht; — als wir hineinzuhrten, hörten sogleich Wind und Wellenschlag auf. Ein schöner, hochstämmiger Wald umgibt es meilenweit. Kirsche und Schafe sowie europäische Getreidepflanzen gedeihen hier. Kohlen und Petroleum werden in der Nähe gefunden; auch einige Guanofinseln sind dicht dabei. Doch sind vor der Hand wenig andere Leute als Sträflinge in der Niederlassung. Mit den Indianern steht dieselbe auf freundschaftlichem Fuße.

Der Gouverneur kam selbst an Bord, begleitet von einer Bande so verworren ausschender Kette, daß wir unsere Kojen abzuschließen für gut fanden. Wir blieben in Punta Arenas etwa drei Stunden, gingen aber nicht ans Land, da wir die Ansiedelung bequem vom Schiffe aus übersehen konnten und nichts Besonderes darin existirt; es ist vorläufig noch nichts als ein Haufe von ziemlich einfachen Bretterhäusern, mitten auf einer kleinen Lichtung im Walde, dicht am Ufer.

Wir erkundigten uns nach den verschiedenen Dampfern. Der Santiago war 24 Stunden vor und passirt, dagegen weder der Jelsay noch die Independence; der Clotie de Chile war am 2. September durchgegangen; von der Patagonia war gar nichts bekannt. Noch ein anderes Beispiel von den Gefahren der Schifffahrt an dieser Seite Amerikas hatten wir Gelegenheit mit eigenen Augen zu sehen. Wenn man die Karte Amerikas vor sich nimmt, so sieht man die Magellansstraße bei Cap Villar in nordwestlicher Richtung sich in den Ocean öffnen. Da hier von den 365 Tagen des Jahres etwa 330 bis 340 Tage heftige Westwinde herrschen, so hat man eine starke Strömung nach der Straße hinein und gegen das Rand an dieser Stelle, und für Schiffe mit schwachen Maschinen, wie das unfrige, oder wenn im kritischen Moment etwas an der Maschine bricht, ist die große Gefahr vorhanden, gegen die schroffen Felsen der Abelaidsinsel geklendernt zu werden. Das ist wahrscheinlich die Stelle, an der die ngländische Patagonia mit ihren 300 Personen verschwunden ist. Wir erfuhren in Punta Arenas, daß ein außerordentlich stürmischer Wetter in der letzten Zeit ge-

herrscht habe. So wurden dem Cotopazi, einem Schiffe von der doppelten Größe als das unfrige, ein Reservedampfschiff am Bord sowie ihr Kajütenhändchen von den Wellen zer-schmettert.

Um dieser gefährlichen Stelle zu entgehen, sahen nun manche Dampfer durch den sogenannten Smyth's Canal, einen tiefen, aber sehr schmalen Sund zwischen dem Festland und den drei großen Inseln Abelaide, Hannover, Wellington. Seitdem aber den meisten Schiffen der P. St. R. C. Unglücksfälle allerdings nur leichterer Art passirten, kam die Passage in Vergessenheit und wird nur bei sehr stürmischen Wetter vorgezogen. Hier in Punta Arenas lag nun ein chilienischer Kriegsdampfer, der im Smyth's Canal auf den Felsen gerannt war, und dort 14 Tage gefesselt hatte, bis er endlich glücklich losgemacht wurde.

Abends setzten wir unsern Weg weiter fort und passirten früh um 6 Uhr Crooked Reach, die engste Stelle, wo man das Ufer mit einem Steinwurf erreichen kann. Der Charakter der Straße ist vom Cap Fremont an, dem südlichsten Punkte Amerikas, gänzlich verändert. Die Straße ist schmal, so tief, daß Schiffe nicht mehr anlern können, und ohne Sandbänke. Die Ufer sind hoch und felsig, von vollständigem Alpencharakter. Bis zur Höhe von 50 bis 100 Fuß sind sie von verkrüppelten Laubbolzbäumen bedeckt, darüber hinaus in dieser Jahreszeit mit Schnee. Weiter landeinwärts sahen wir auf dem Feuerland größere Berge, ganz dicht in eine Schneemasse eingehüllt, von der der Wind colossale Schneewolken aufwühlte, — ein prächtiger Anblick, dessen wir uns bei der klaren Luft in vollem Maße erfreuen konnten. An einzelnen Stellen sahen wir Gletscher, mitunter fast bis an die Wasserfläche reichend, darunter einen von solcher Regelmäßigkeit der Form und einer Breite, welche ich wenigstens in der Schweiz nicht übertröffen sah. Feuer sahen wir an zwei Stellen am Ufer, oder vielmehr Rauch, obwohl wir die Lagerstelle selbst nicht bemerken konnten und auch keinen Indianer zu Gesicht bekamen. Nach Berichten, die ich im Nautical Magazine gelesen, ist nicht zu zweifeln, daß diese Indianer Schiffbrüchige und kleine Partien einzelner Leute angreifen und erbeuten, obgleich ihnen ihre elende Ausrüstung und physische Schwäche es nicht ermöglicht, ein Dampfboot zu belästigen.

Gegen 2 Uhr kamen wir in den sogenannten Sea Reach.

Das rechte Ufer weicht etwas zurück, und Wind und Wellen schlagen schon etwas lebhafter vom Ocean herein. Kurz vor dem Ausgang links ist eine kleine Bucht Mercy Bay, wo 1869 der Santiago von der P. & N. E. bei dem Versuch, in einem Sturm hier zu ankern, scheiterte. Mannschaft und Passagiere retteten sich auf eine Klippe, wo sie 36 Stunden später von einem andern Schiffe aufgenommen und nach Punta Arenas gebracht wurden.

Um 5½ Uhr etwa passirten wir Cap Pillar, ein schroffes, ursprünglich keilförmiges Vorgebirge, dessen vorspringende Spitze aber durch die Gewalt der Wellen bis auf einige niedrige Stümpfe weggerissen worden ist. Noch glücklicher über diese gefährliche Stelle hinaus begleitete uns unser Wetterglück, und dann Abschied zu nehmen. Es war fast windstill, als wir bei Cap Pillar vorbeifuhren, dabei strömte die See mit solcher Gewalt hinein, daß wir nur drei bis vier Meilen per Stunde machten, und die Wellen gingen so hoch, daß Minuten lang bei jedem Weilen des Schiffes nach rechts oder links der Rand des Verdecks unter Wasser tauchte und die See durch unsere Galerie hereinließ. Wir konnten uns eine Vorstellung machen, wie die See hier haust bei stürmischerem Wetter. Und dies nennt die Geographie den „stillen“ Ocean!

Wir liefen vorerst direct in den Ocean hinein, um von der Küste abzukommen, und als etwa 18 bis 20 Stunden später ein heftiger Nordsturm uns zu schaukeln anfang, hatten wir die Verthigung, das gefährliche Land etwa 160 Meilen entfernt zu wissen. Dieser Sturm war die schlimmste Zeit, die wir auf unserer Reise durchgemacht. Von diesem Värm, der auf dem Schiffe entfiel, wenn Alles durcheinander geworfen wird, kann man sich keine Vorstellung machen, und ich verzichte darauf, ihn zu beschreiben. Dazu nehme man das Heulen des Windes, das Donnern der Wellen an den Wänden des Schiffes, die ab und zu mit lautem Klatschen über das Schiff wegschlagen, das Drohnen und

Zittern des Schiffes, das sich anhört, als würde sofort Alles bersten. Dies zusammen macht auf den, der die Sache nicht gewohnt ist, einen betäubenden Eindruck. Selbst die Seelen können bei diesem Värm nicht schlafen. Ich hatte ebensovienig Lust, mich, als es Nacht wurde, zur Ruhe zu legen, obgleich man nur mit beiden Händen angefaßt gehen, stehen und sitzen konnte. Auch unsere beiden Spanierinnen famen, nachdem sie sich schon zurückgezogen, vollständig angekleidet wieder zum Vorschein und gingen in das kleine Cajütenhäuschen hinauf und sangen an, halblaut aus einem kleinen Buche zu beten. Auch mein Rabinergeselle glaubte, die Zeit des Unterganges sei nun gekommen. Dazu trat bei Einigen wieder Seerkrankheit ein. Gegen 12 Uhr ging ich noch einmal in das Cajütenhäuschen, und da ich Mond und Sterne klar und deutlich schimmern sah, so glaubte ich der Sturm werde nun nachlassen und ging zu Bette; doch dauerte er mit ungeschwächten Kräften bis zum Morgen fort.

Wir haben seitdem beständig hohen Regengang, Regen und Wind gehabt bis zum heutigen Tag, wo endlich der Sommer eingekehrt ist. Somit wir Cap Pillar passirten, wurde die Luft wärmer im Vergleich zu der Eistemperatur in der Straße, blieb aber dann bis heute ziemlich gleich. Auch einen zweiten, noch heftigeren Nordsturm erlebten wir einige Nächte später, doch dauerte er nur 1½ Stunden, und brachte deshalb keine so hohe See. Deswegen und weil wir uns allmählig daran gewöhnt haben, bin ich auch ruhig schlafen gegangen und gemächlich dabei eingeschlafen. Vor drei Tagen sahen wir das erste Land wieder, die patagonische Insel Geraumbia, und dann die hohen waldigen Berge der Insel Chiloe. Heute Abend kommen wir nach Valparaiso, laufen aber erst morgen früh ein, um nicht in der Dunkelheit mit andern Schiffen zu collidieren.

Aus allen Erdtheilen.

Neue fossile Thierespices in Nordamerika.

Die geologische Erforschung in den westlichen Staaten und Territorien liefert mehr und mehr ungemein wichtige Ergebnisse für die Wissenschaft. Es ist nun ermittelt worden, daß in den weiten Ebenen zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen einst eine beträchtliche Anzahl großer Seen vorhanden gewesen sind und daß an den Ufern derselben in tropischer Klima ein reiches Pflanzen- und Thierleben aufgetreten ist. Professor N. B. Hayden hat zu Ende Januar ein Schreiben veröffentlicht über die fossilen Ueberbleibsel, welche in Kansas und Wyoming von Professor Cope im Verlaufe der Sommermonate 1873 entdeckt worden sind. Derselbe hat auf den, in der That unwiderbahren Friedhöfen längst untergegangener Geschlechter“ Knochen von mehr als 100 Species gefunden; manche derselben stimmen mit denen überein, welche an den Flüssen White und RioGrata ausgegraben wurden, die meisten jedoch sind von denselben spezifisch verschieden und mindestens 70 Species sind für die Wissenschaft ganz neu. Cope fand verglichen von der ungefähren Größe eines Maulwurfs bis zu der eines Elefanten; nur 16 Species sind Reptilien. Manche Formen insectenressender Säugethiere sind mit dem Maulwurfs verwandt und sehr klein und dabei so zierlich gebaut, daß man sie nicht ohne Ueberbahrung betrachten kann. Von Nagethieren hat man zahlreiche Ueberreste gefunden

und von den achtzehn Species derselben sind manche nicht größer als unsere gewöhnliche Hausmaus. Manche waren die Vorgänger unserer Kaninchen, andere jene der Eichhörnchen und noch andere jene der Mäuse. Von Vierfüßlern mit gepalmenen Hufen hat Cope sehr viele Species gefunden; einige bilden in ihrem Bau eine Art von Uebergang zwischen dem Hirsch und dem Schweine, hatten aber kein Geweih und die Größe eines Schafes; andere waren so groß wie ein graues Eichhörnchen und sind die kleinsten ihrer Art, welche man überhaupt kennt. — In jener geologischen Epoche lebten dort auch einige Species von Pferden, von denen Knochen und Zähne in sehr großer Menge vorhanden sind. Rhinocerotiden sind in Colorado ungemein häufig gewesen; Cope hat deren nicht weniger als sieben verschiedene Species aufgefunden; von einer derselben ist ein Schädel vollkommen gut erhalten, mit allen Zähnen; diese sind mit Dendriten überzogen. Aber für die „bemerkenswerthen Monstra jener Vergangenheit“ hält Cope eine Reihe gekrümmter Species, welche mit dem Rhinoceros verwandt sind, jedoch einige Gestaltungen aufweisen, durch welche sie dem Giraffen gleichen. Sie hatten hohe Beine und kurze Hüfte und paarweis stehende knochnige Höner an verschiedenen Theilen des Kopfes. Eine der größten Species trug ein mächtiges Horn über jedem Auge, eine andere hatte ein solches an jeder Seite der Nase, das über einen Fuß lang war; eine dritte, noch größer, hatte rubinrothe Höner auf der Nase. Wieder eine andere, etwa von der

Größe eines Elefanten, hatte enorm ausgedehnte Beckenknochen und platte Hörner, — eine Künste hatte dreieckig, nach auswärts gebogene Hörner. — Auch Hirschescher waren in jener Epoche dort keineswegs selten; unter den wirzigen aufgelandenen Species befinden sich Tigerfagen und Dunde von der Größe eines schwarzen Wirs; einige Kagenhiere haben bemerkenswerthe Hundsohren; einige Hirsche haben bemerkenswerthe Hundsohren; bei einer dieser neuen Species, von der Größe eines Panthers, gleichen die Zähne in der Form denen des Quajdes. Auch viele Schilbieten, Gieschen u. wurden gefunden. —

So weit die Mittheilung Oupens'. In einer andern Notiz finden wir die Angabe, daß auch Pferde mit zwei Rebenhufen gefunden worden seien, und kammer, jedoch nicht von China, Indien und Siachtschweinen. Professor Cope glaubt sich in Hinblick auf jene wunderbare Thierwelt zu der Annahme berechtigt, daß dieselbe eine Anzahl von Beweismitteln für die sogenannte Evolutionstheorie liefere; auch sei die Entstehungsgeschichte des Menschengeschlechts durch jene Ueberreste einer wissenschaftlichen Erklärung wohl näher gebracht worden. Auf jeden Fall bietet sich hier den Naturforschern ein weiteres Feld für Untersuchungen und Schlussfolgerungen dar.

Weisse Lehren eines chinesischen „Heiden“.

Das was ein buddhistischer Priester im December 1873 in der chinesischen Zeitung „Schan pau“ veröffentlicht, bildet einen erfreulichen Gegenlag zu den niederrichtigen Fiktionen, welche der römische Papst von seinem Vatican aus in die weite Welt hinaus bläst. Der Chineser hat in der That ein Recht zu sagen: „Sehet, wir Heiden sind doch bessere Leute!“ Jener versucht alle die nicht glauben wie er; dieser giebt der freien Forschung die Ehre und ist budhist.

Wir melden vor einigen Monaten in dieser Zeitschrift, daß in der Provinz Sze schuen ein römischer Missionar, Franzose, und ein eingeborener Prediger aus daß gegen die Chinesen ermordet worden seien, daß man also von Seiten des chinesischen Papstes eine That verübt habe, dergleichen die römische Hierarchie unzählige verübt hat. Als 1572 die Augmenten in der Kaiserlichkeitsgelehrten zu Tausenden ermordet worden waren, ließ zu Ehren und zum Preise dieser „Wohl wohlgeachteten“ Abtödtung von Christen durch Christen der Papst in Rom die Kanonen auf der Engelsburg abfeuern und ein Te Deum singen. Was sagt hingegen der „Heide“ in Bezug auf jene beiden Mordthaten in Sze schuen?

Ein Blick auf die Geschichte Europas zeigt uns die Abtheilung erregende Thatthat, daß fast alle Unruhen und Kriege früherer Zeiten in Folge religiöser Zwietracht entstanden sind. Sowohl Rebellionen im Innern oder Kriege mit dem Auslande sind in sehr vielen Fällen durch solche entstanden. Ferner sind nach dem Grunde dieser Geschehnisse, so finden wir denselben in dem Wahnbegriffe, welchen man in Bezug auf religiöse Freiheit hat. Die Herrscher waren in der Meinung befangen, daß in ihrem Lande nur einerlei Glaube statthalt sei; wer anderer Ansicht war, wurde verfolgt und grausam behandelt. Sie dachten nicht daran, daß andersgläubige Leute sehr andere Unterthanen sein können; vergaßen, daß es Pflicht des Fürsten ist, allen guten Leuten, ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntnis, gleichen Schutz angedeihen zu lassen.

Im Gegentheil dazu liefern die Jahrtausende Chinas den Beweis, daß dieses Reich sich stets frei gehalten hat von jenem Trugwahn des Abendlandes. Unsere Herrscher haben stets den Grundlag befolgt, daß Allen eine unparteiische Regierung zu Theil werden müsse, gleichviel ob die Unterthanen Buddhisten, Mohammedaner oder Taoisten sind, — sie können in voller Freiheit ihrem Glauben folgen und gelten darum doch für gute Unterthanen. Unser Volk weiß längst, daß alle Menschen innerhalb der vier Meere Brüder sind; alle unsere Nachbarn sind von ihm als Freunde behandelt worden, gleichviel welchem religiösen Glauben sie anhängen. Allein die Abendländer haben in Bezug auf dieses große sociale Gesetz lange in Dunkel-

heit getappt; bei ihnen hat schon innerhalb derselben Religion eine kleine Abweichung genügt, um Feindschaften hervorzuufen.

„Müßlicherweise haben die Ausländer in neuerer Zeit die Bande dieses Trugwahn abgebrochen und begreifen doch habe Princip, nach welchem China seit unendlichen Zeiten verfährt. Soll denn nun China den schiefen Weg betreten, welchen die Abendländer jetzt verlassen? Sollen denn auch wir die Gammeln leben, welche von religiösen Zwietracht und Streitigkeiten ungerührt sind? In Hinblick auf die Feindschaft gegen die Religion der Christen, welche hier in China zu Tage tritt, müssen wir diese Frage aufwerfen.“

Die Christen sind mancherlei Religionen verbreitet; der Buddhismus, die Christenlehre und der Mohammedanismus zählen die meisten Anhänger. Die Christen sind in vielerlei Seiten getheilt, welche sämtlich einerlei Grundlage haben. Haben nun etwa die Glaubensgrundsätze der Christen nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit Chinas? Man darf als allgemeine Regel annehmen, daß alle Religionen dasselbe Ziel erstreben: dem Bösen zu steuern und die Tugend zu befördern. Daraus macht das Christenthum keine Ausnahme. Manche seiner Lehren sind goldene Worte, z. B.: „Ehre deine Eltern; liebe Andere wie dich selber“ u. Wenn wir fragen, woher sie stammen, so lautet die Antwort: nicht aus Europa, sondern aus Asien; von diesem aus fanden sie ihren Weg nach Westen und haben sich dort bis heute, 1873, behauptet. Es mag wohl Eurapier geben, die nicht an den göttlichen Ursprung derselben glauben; aber damit können auch sie überein, daß solche Vorschriften und Lehren die richtigen sind und daß alle Gläubigen der christlichen Moralcode für wahr halten; daß man diesem gemäß leben und handeln müsse. Wir wissen aus der Geschichte, daß Tugend zwar in einer Dankschrift an den Thron hervorhob, es befanden sich schon drei oder vier Religionen im Reiche, daß also auf eine mehr oder weniger weiter nicht viel ankomme. Dieser Ausspruch zeugt von richtiger Auffassung der Sachverhältnisse, und ich kann nur wünschen, daß Alle, welche sich feindselig gegen die Religion des Abendlandes gefasst zeigen, diese umfassenden Ansichten beherzigen.“

Den Missionären möchten wir gleichfalls Einiges zu bedenken geben. Wir Chinesen haben Ursache vor den Lehren, welche durch unsere Forscher aus uns gekommen sind. Ihr nun habt volle Freiheit, eure Religion zu loben und zu preisen, aber ihr müßt auch hüten, Animositäten aufzustacheln und euch der Ausfälle enthalten gegen Lehren, die von altersher auf uns gekommen sind. Euer Religion behauptet, sie sei die allein wahre und jeder andere Glaube sei falsch und irrig. Wohl, dem mag so sein. Sagt also ihr jetzt an eure Religion zu glauben; wir unterseits haben aber auch ein Recht, von euch zu verlangen, daß ihr den Religionen, welche von altersher bei uns vorhanden sind, die Achtung nicht verlegt.“

„Die Feinde der Christenreligion ihrerseits mögen sich gegenseitig lassen, daß die nach China kommenden Missionäre ursprünglich die besten Absichten haben. Sie wünschen, daß das Reich der Mitte an den Segnungen jener Religion theilnehme, und wie müssen ihren Eifer und ihre Hingebung anerkennen. Mit ungesäglichen und barbarischen Maßnahmen gegen sie vorzugehen, würde nur zur Folge haben, daß ihre Lehren eine weitere Ausbreitung gewinnen. Das können wir aus der Geschichte lernen, denn Verfolgung erzeugt Märtyrer, diese erregen Mitleid und zuletzt Verehrung. Die Ermordung der beiden Missionäre in Sze schuen war wohl die That eines Menschen, der die Verbreitung jener Religion verhindern wollte, aber wahrscheinlich wird das Gegenteil der Fall sein. Die Religion der Christen hat in China Boden gewonnen und es ist schon zu spät ihren Lauf zu hemmen. Sie zählt unter ihren Anhängern manche gute Leute; sollen wir nun diese nicht für eben so gut halten wie die Buddhisten, Taoisten und Mohammedaner? Wennhalb sollte man sie übel behandeln, was aber denn noch allerlei Verwidelungen nach sich ziehen würde? Allen verständigen Männern liegt die Pflicht ob, die weniger verstan-

digen Leute über diesen Punkt aufzuklären, damit berartige Verbrechen nicht wieder vorkommen."

Very sensible remarks on the general question, bemerkt die "Overland China Mail" (vom 11. December), welcher wir diese Auslassungen eines blinden, vom Baticen ja auch implicite verführten Feinden entlehnen. Gottbold Ephraim Lessing würde sicherlich seine Freude über einen ja duldsamen, intelligenten "Feind" gekostet haben.

Zwei Erdonnungen der japanischen Regierung.

Seit dem Umschwunge der Dinge in diesem Reiche wird von Seiten der Regierung, offenbar in der besten Absicht, eine wahre Fluth von Verordnungen erlassen. Diese sind theils sehr verständlich, theils erinnern sie an den modernen europäischen Polizeistaat, wie wir in Deutschland ihn vor Anno 1848 kennen gelernt haben. Heute führt das kaiserliche Volksthum in Jedda Volksthoran nach deutschem Muster ein und mit Briefmarken versehene Couverts, und morgen erläßt sie eine Preßverordnung, die in mancher Beziehung an die ehemaligen preussischen Censurvorchriften gemahnt. Japan hat eine Zeitungspreß und sehr intelligente, gewandte Publicisten, die wohl manchmal, wie das unter den abwechselnden Verhältnissen erklärlich genug ist, über das Ziel hinausgeschossen, welches die Regierung ihr setzen möchte. Wenn eine verständige, in liberalem Sinne geübte Censur möglich wäre, so könnte eine solche wohl einen Uebergang zur Preßfreiheit bilden; in uneingeschränkter Weise hat bis aus Weiteres die letztere in Japan manche Uebelstände im Gefolge; die Sache selbst ist noch viel zu neu. Nun toßet die Regierung hin und her, wie sich aus der im December 1873 erlassenen Verordnung ergibt, in der wir manche erweiternde Bestimmungen finden.

1. Jedes Zeitungsblatt muß mit einer laufenden Nummer versehen sein.
2. Beiblätter müssen die Nummer des Hauptblattes haben.
3. Kein Beiblatt darf ohne das Hauptblatt herausgegeben werden.
4. Wenn dem Besuch um Herausgabe des Siegel der amtlichen Genehmigung aufgefordert worden ist, braucht nicht jede einzelne Nummer inscript zu werden. Das Gesuch soll in derselben Form entworfen sein wie jenes für die Veröffentlichung eines Buches.
5. Auf jeder Nummer muß Jahr, Monat, Tag und Ort der Herausgabe zu lesen sein, ebenso der Name des Herausgebers und Druckers.
6. Eine Nummer muß an das Erziehungsamt (Ministerium des öffentlichen Unterrichts) und ein anderes an die Localregierung eingeliefert werden.
7. Außerordentliche Notizveröffentlichungen, Feuersbrünste, Krieg, Waarenpreise, Productenhandel, gewerblüche Angelegenheiten, Gerichte, Heirathen, Sterbefälle, amtliche Bekanntmachungen, Literatur, Manuscripturen, Vergewaltigungen, Kleidung, Land und Häuser, Uebersetzungen aus fremden Schriften, vermischte Nachrichten über auswärtige Angelegenheiten und andere unwesentliche öffentliche Angelegenheiten — diese alle sind zulässig — wenn sie keine schlechte Tendenz haben. (— Von meint die Spree von Anno 1838 oder so taußend zu hören! —)
8. Correspondenzen, vermischte Mittheilungen u. sind zulässig, wenn der Name des Verfassers darunter steht. (— Ganz wie bei den Franzosen. —)
9. Ohne amtliche Genehmigung darf keine Zeitung erscheinen. (— Censurhandwesen, wie früher in Europa. —)
10. Es ist verboten, die Verfassung der Regierung anzugreifen, die Gesetze zu kritisiren, der Wirksamkeit der öffentlichen Einrichtungen durch abwaschendes Mißworten fremder Iden Hindernisse in den Weg zu legen.
11. Es ist verboten, unbesetzte Bemerkungen und dergleichen über Gesetze zu machen, welche in den Blättern veröffentlicht werden.
12. Moralische Lehren dürfen nicht in einer solchen Weise

behandelt werden, daß dadurch der Regierung Hindernisse und Schaden bereitet würden.

13. Es ist verboten, die Gemüther des Volkes irre zu leiten und zu demoralisiren.
14. Es ist verboten, Jemand auf unverbürgte Gerichte hin eines Verbrechens zu beschuldigen.
15. Herausgeber dürfen sich nicht unterheben, Bemerkungen über die Beamten im Dienst und deren Verrichtungen zu veröffentlichen; ebensowenig dürfen sie sich dergleichen aus über das Uebrigste erlauben, was unsere Verhältnisse zum Auslande anbelangt. Dieses Verbot bezieht sich indessen nicht auf Documente, die bereits öffentlich bekannt gemacht worden sind oder zu deren Veröffentlichung bereits Befehl gegeben worden ist.
16. Alle als irrthümlich nachgewiesenen irrigen Angaben müssen berichtigt werden.
17. Der Herausgeber muß, als verantwortlich, Erklärungen, welche man von ihm verlangt, über alle Gegenstände geben, um welche er befragt wird.
18. Wer sich gegen diese Verordnungen verfehlt, wird nach dem Gesetze bestraft.

Die japanische Regierung hat den Wunsch, daß diejenigen ihrer Unterthanen, welche aus dem Reiche des Sonnenaufgangs nach dem Blumenreiche der Mitte gehen und sich dort ausfallen, ein Betragen zeigen, welches ihnen nicht zur Uebersicht gereicht. In patriarchalischer Fürsorge glaubte sie Vorschriften erlassen zu müssen, nach welchen jeder Japaner sich in China zu richten hat.

1. Niemand, er sei denn Offizier der Armee oder der Flotte, soll Waffen tragen.
2. Er darf, um Unannehmlichkeiten und Kargerniß zu vermeiden, nicht wie toll und blind schnell reiten oder fahren.
3. Er soll, wenn er betrunken ist, Anderen kein Hinderniß in den Weg legen.
4. Er soll in den Gärten oder auf den Straßen keine Sträucher oder Bäume zerbrechen und keine Blumen abpflücken.
5. Er soll keinerlei Schmutz, Erde oder Stirne in Flüsse und Canäle oder Gräben, dann auch solche nicht auf die Straßen oder Wege werfen.
6. Er soll auf öffentlichen Straße keinerlei Anstoß geben.
7. Er darf auf den Straßen nicht zu erscheinen, daß er unanständig aussieht.
8. Er soll seinen Körper nicht tätowiren.
9. Öffentliche Ringkämpfe zwischen Männern und Frauen und Beschwörung von Schlangen sind verboten.
10. Keine Frau darf ihr Haar kurz abschneiden.
11. Auf der Straße soll Jeder einen Hut oder eine Mütze tragen.
12. Männer und Frauen sollen, wenn sie ausgehen, reinliche Kleider tragen, nicht etwa ein Tschelentuch oder dergleichen um den Kopf binden oder damit das Gesicht bedecken.
13. Keine weibliche Person soll Prostitution treiben.

Sterblichkeit in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Angaben, welche der Census von 1870 darüber bringt, sind auch für deutsche Leser nicht ohne Interesse, denn in allen Staaten der Union sind ja Volksleute von uns angezogen. Um zu zeigen, in welchen Staaten die Sterblichkeit größer oder geringer, also Klima und Gesundheitszustand besser oder schlechter sind, geben wir die Liste der Staaten und Territorien von der geringsten bis zur höchsten Zahl der Todesfälle, so daß man hieraus auf den Gesundheitszustand und das Klima der Staaten schließen kann:

Idaho hat die geringste Zahl der Todesfälle, nämlich 0,33 Procent, sodann kommen Oregon 0,69, Dakota 0,71, Minnesota 0,80, Nebraska, Iowa, Wyoming 0,81, Westvirginia 0,91, Washingtonterritorium 0,93, Colorado, Wisconsin und Michigan 0,94, Nordcarolina 0,98, Utah 1,08, Südcarolina und In-

diana 1,05, Vermont und Alabama 1,08, Kentucky 1,09, Mississippi und Ohio 1,11, Tennessee 1,13, New-York 1,17, Florida 1,21, Maine 1,23, Virginien und Maryland 1,24, Delaware und Kansas 1,25, Georgia 1,15, Arkansas, Connecticut und Rhode Island 1,26, New-Mexico 1,28, Illinois 1,33, New-Hampshire 1,35, Texas 1,37, Nevada 1,45, Pennsylvania 1,49, District Columbia 1,53, Newport 1,58, California 1,61, Wisconsin 1,61, Massachusetts 1,77, Louisiana 2,00 und Arizona 2,61.

Hiernach liefern Missouri, Massachusetts, Louisiana und Arizona die größten Sterblichkeitsberichte, so doch theils nach an 2, theils über 2 Todesfälle auf 100 Einwohner durchschnittlich kommen.

Die Censusliste berichtet andererseits einen großen Jethum; man hat nämlich bisher angenommen, daß die südlichen Staaten die ungesundesten seien; die vorstehende Liste weist diese Annahme als irrthümlich nach, indem nur Louisiana der ungesundeste Staat, die übrigen südlichen Staaten zum größten Theil gesünder sind als die nördlichen New-England-Staaten.

Unter den Hauptkrankheiten, welche dem Tod zur Folge hatten, kommen der Reihenfolge nach zuerst die Magerung, so dann Lungentzündung und ferner die verschiedenen Fieber- und Nervenkrankheiten. Die Staaten, welche die meisten Todesfälle von Magerungen lieferten, sind Massachusetts, New-Hampshire, Maine, Louisiana. Die Fieberkrankheiten erstrecken sich größtentheils auf die südlichen Staaten, mit Einschluß Missouri's.

In Bezug auf das Geschlecht ist bis zum 20. Lebensjahre die Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlechte größer als unter dem weiblichen, während wieder vom 20. bis zum 40. Lebensjahre die Sterblichkeit unter dem weiblichen Geschlechte größer ist als unter dem männlichen; dagegen vom 40. Lebensjahre ab ändert sich das Verhältnis wieder zu Gunsten des weiblichen Geschlechts, dessen Sterblichkeit weit geringer ist als beim männlichen. Die Knaben sterben bis zur erlangten Mannbarkeit bis zum 40. Jahre das Verhältnis sich zu Ungunsten des weiblichen Geschlechts ändert, so mögen unzweifelhaft die Geburten die Ursache sein, denn mit dem 40. Jahre, wo regelmäßig die Fruchtbarkeit endet, tritt wieder ein geringeres Verhältnis der Todesfälle unter dem weiblichen Geschlechte ein.

Auf die gesammte Bevölkerung von 39,559,890 kommen Todesfälle von 290,673 unter dem männlichen und 231,560 unter dem weiblichen Geschlechte, also überhaupt auf 100 Personen 1,28. Die Zahl der Selbstmorde ist verhältnismäßig gering, nämlich 1345, von denen Vergiftung und Erhängen die größte Zahl, Erschießen, Ertränken und Schnittwunden die geringere Zahl liefern. Uebrigens betragen die Todesfälle durch Verunglückung 22,740.

* * *

— Der vielgenannte Geistliche Henry Ward Beecher, dessen Domäne die Plymouthische in Brooklyn ist, wurde einmal von einem deutschamerikanischen Ciste als „Kanzleronomisch“ bezeichnet. Er ist in der That ein Redenhalter über Alles; dieser geistliche Herr hat auch schon für 100 Dollars Honorar einen Vortrag über das Thema zum Besten gegeben, ob es unsittlich oder unchristlich sei, einen Schnauzbart zu tragen! Dieser Mann ist nun von der Londoner Missionsgesellschaft eingeladen worden, in England einen Missionssermon zu halten; er will aber nicht hingehen, „sollt nicht die Stuhl-inhaber der Plymouthische ihn wirklich dazu zwingen.“ Nun

werden bekanntlich die Siege in der Kirche, wie wir sagen, die Stühle (the pews), öffentlich an den Meistbietenen versteigert und dabei überbieten die reichen Leute einander; was Jeder gepöhl hat für das nächste Jahr, steht dann mit Namen und Summe in den Zeitungen. Beecher, dessen Einnahmen auf jährlich 25,000 Dollars geschätzt werden, vertheilt sich auf den Rummel. Am 6. Januar war seine Plymouthische gefüllt. Nachdem er ein Gebet gehalten und den glühenden Segen ergießt sollte, führte er seiner Gemeinde den Auctionator vor, welcher die Versteigerung beorgte. „Rückzahl so und so 100 Dollars; wer bietet mehr?“ Wir lesen nun, daß der Obdient, ein frommer Christ, für einen Sieg 400 Dollars gepöhl habe; im Ganzen erlang die Versteigerung der Stühle in dieser Kirche für das laufende Jahr — 59,490 Dollars, 129 Dollars mehr als für das vorige Jahr. „Als das Ergebnis verhängt wurde, ertheilte Herr Beecher, daß er höchst befriedigt und dafür dankbar sei.“ Das glaubt man diesem Kirchenlichte gern.

— In Rio de Janeiro tritt bei vielen Gelegenheiten der Racenhas zwischen Portugiesen und Brasilianern scharf hervor und führt zu manchen unangenehmen Ausfällen. Nach der jüngsten Zählung beträgt die Bevölkerung dieser Hauptstadt 271,792 Seelen. Davon sind 152,735 eingeborene Brasilianer, 79,310 Ausländer und 48,999 Sklaven. Unter den Ausländern zählt man nicht weniger als 55,933 Portugiesen, als reichlich ein Drittel der portugiesisch redenden freien Brasilianer; alle übrigen Nationalitäten zählten nur 10,288. Davon sind Italiener 1738, Franzosen 2884, Deutsche 1495. — Die Zahl der Soldaten, Matrosen und Küster stellt sich auf 12,233, wovon 1696 Fremde; — der Priester, Mönche, Juristen, Ärzte, Chirurgen, Lehrer, Uebersetzer, öffentlichen Beamten 8860, davon 516 Fremde; — Handwerker sind 4772 Brasilianer, 3920 Fremde; — Arbeiter: Brasilianer 6407, Ausländer 9448; — Arbeiter resp. 4880 und 1094; — Diener und Tagelöhner 5345 und 13,561; — Hausdiener 4118 und 3713; — Capitalisten und Eigenthümer 580 und 404; — Kaufleute, Buchhalter und Handlungsbüro 6007 und 17,139, so daß im Ganzen die Ausländer dreimal zahlreicher sind als die Eingeborenen; doppelt so zahlreich sind sie auch im Fortschritt, denn sie zählten 589 gegen 283. — Die Zahl der in Rio lebenden Engländer finden wir nicht angegeben und eben so wenig die verschiedenen Hausfrauen. Es wäre interessant zu erfahren, wie viele wirklich ungemischte weiße Brasilianer in Rio leben. — Die Provinz Parana hat nach der jüngsten Zählung 128,722 Einwohner, wovon 116,162 freie und 10,560 Sklaven. Die Zahl der ansehnlichen Fremden stellt sich auf 4880, wovon 804 Nichtskatoliken.

— Die Reichthümer Californiens reißt sich mit der raschen Zunahme der Wahlmänner, deren zu Anfang des laufenden Jahres schon 269 im Gange waren; 198 derselben werden durch Dampf getrieben.

— Aus der Stadt am Großen Salzsee sind im Decembermonat 1873 ausgeführt worden: 1,637,791 Pfund Erz, 1,240,000 Pfund Wollwolle, 390,000 Pfund Blei.

— In Großbritannien sind im Jahre 1872 an Blei: 83,968 Tonnen gefördert worden, im Werthe von 1,146,165 Pf. St. Derselben lieferten 60,455 Tonnen und 15 Centner Blei im Werthe von 1,205,115 Pf. St. und 628,920 Unzen Silber, Werth 157,230 Pf. St. Je 100 Tonnen Erz lieferten 72 Tonnen Blei und jede Tonne 10,4 Unzen Silber.

Inhalt: Wanderungen auf der Westküste von Afrika. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Einmal und Keuf. Ein Bericht zur vergleichenden Erdkunde. II. (Schluß.) — Hermann Bamberg's Jugendwanderungen. II. — Auf einem deutschen Dampfer in der Bogiansee. (Von Dr. med. Georg Hietz.) — Aus allen Erdtheilen: Neue soziale Hygiene in Nordamerika. — Welt führen eines chinesischen „Helden“. — Drei Erdnamen der japanischen Regierung. — Sterblichkeit in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 4. März 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: G. Vieweg in Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

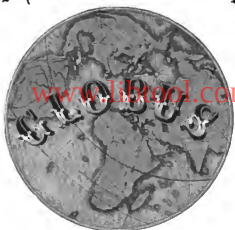
Hierzu eine Beilage:

Prospectus, betreffend den „Amerikanischen Bericht über die Wiener Weltausstellung im Jahre 1873.“

Monatliche Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.

№ 14.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3a

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Egr.

1874.

Wanderungen an der Westküste von Afrika.

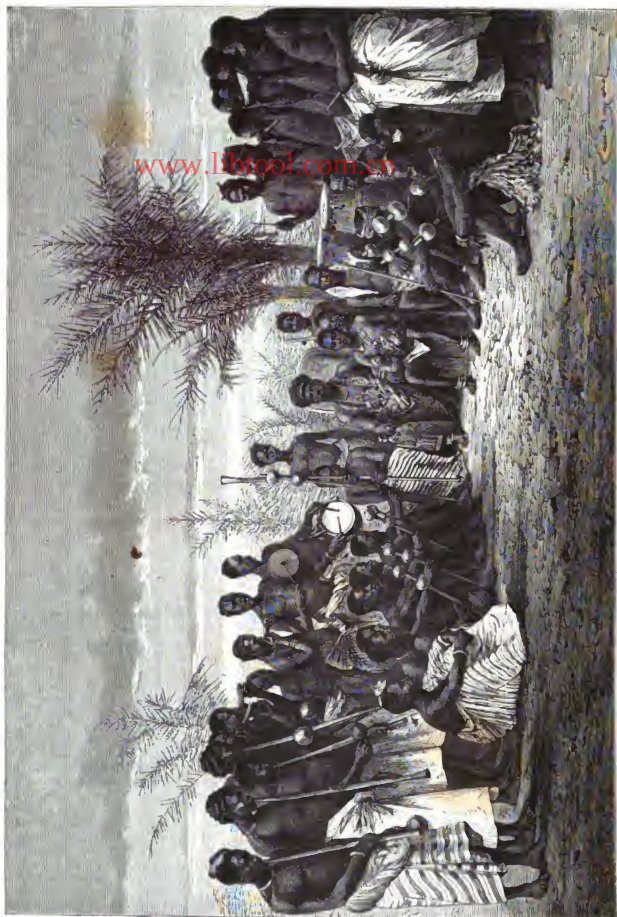
II.

Dorfsitten an den Boshom-Bagunen. — Ein schwarzer Handelsmann in Debrimu. — Schauspiel einer Jagd auf Menschen. — Nitrilanische Lebensläufe. — Das Dorf Tupa und die Gewinnung des Palmöls. — Die Jads-Jads als Handelsmänner an der Küste. — Die Speise Futufutu. — Achtschiffe. — Freischmänner und Freischfrauen. — Nifini und Apollonia. — Palaver mit König Amabifu. — Menschenopfer in Kintjabo. — Regierungsformen. — Haus- und Hofhalt des Königs.

Unter den Dörfern, welche landein liegen, sind manche ganz ansehnlich, z. B. Debrimu, das nur etwa eine deutsche Meile von Dabu entfernt liegt. Auch hier tritt die afrikanische Zerküftung deutlich zu Tage, denn diese Ortschaft zerfällt in nicht weniger als drei Bezirke, deren jeder seinen eigenen Häuptling hat. Der Weg dorthin führt über eine von Kinderherden belebte Weide und wird von Bäumen beschattet. Man sieht Karavane, welche mit Palmöl gefüllte Fässer rollen und dabei singen; dann erscheinen auch Frauen, welche einen Korb oder ein großes, gleichfalls Del enthaltendes irdenes Gefäß auf dem Kopfe tragen. Die Hügel, welche nun aufstehen, sind mit Delpalmen besanden.

De Pangle ging durch die überaus schmutzigen Straßen zu dem schwarzen Handelsmann Debio; derselbe stolzierte mit einem Fischschilde, welcher, der Himmel weiß wie, sich nach Debrimu verirrte hatte. Der Mann war einäugig; aus dem übrig gebliebenen Auge sprach Unverschämtheit. Die Frauen trugen Stühle herbei, der weiße Mann ließ seinen Speiseforb auspacken und nach dem Frühstück machte der Weiße mit dem Schwarzen einen Wandelgang durch das Dorf. Bald hörte man eine wilde Musik; die Spielleute befanden sich unter hohen Bäumen in süßem Schatten, bliesen auf Elefantenzähnen und schlugen wie rasend auf

Trommeln. Als de Pangle näher kam, traf er einen guten Bekannten, Numba, Handelsmann aus Nindjscha, der ein Jads-Jads war. Er trug einen europäischen Klapphut und an den Fingern sehr viele Ringe, um die Hüften hatte er einen buntfarbigem Schurz geschlungen. Etwa sechs oder sieben seiner Frauen saßen neben ihm; sie trugen mächtig schwere Ringe in den herabgezogenen Ohren und um Arme und Knöchel die Keife, deren jeder sicherlich zehn bis zwölf Unzen wiegen mochte; auch um den Hals und auf der Brust hatten sie wuchtigen Goldschmuck mit musivischer Arbeit; die Mosait ist in jener Gegend sehr alt und in ihr tritt der Kapis laqui hervor, der höher geschätzt wird als Gold. Die bevorzugte Frau trug einen Halschmuck von Gold, welcher die Gestalt von Tigerzähnen hatte. Seine Schätze bewahrte Numba in großen Kisten auf, für welche eine besondere Hütte gebaut ist; soeben hatte er viele derselben dem ganzen Volke zur Schau ausgestellt, um diesem zu zeigen, daß man durch Einsammeln und durch Verkauf des Palmöls ein reicher Mann werden könne. In jenem Tage wurde auch Delmarkt gehalten. In Zwischentäumen kamen spärlich und ärmlich bekleidete Neger zu Numba, Aufschmäler, wie man sie nennt, die gegen Paar auf der Stelle verkaufen, d. h. sobald man handeleinig und das Del abgeliefert ist,



König Wurabilla und sein Orchester

erhalten sie die bedingene Quantität von Baumwollenzug, Schießgewehr und Pulverfäßen. Manche belamen auch Credit; für die Vorküßle, welche die Kaufleute aus Brissol ihnen machen, liefern sie später Del ab. Als Maß dient das Kru, welches etwa 28 bis 30 Liter hält, gleich 8 Gallonen, welche letzteren aber nicht immer gleichen Füllungsgehalt haben; daraus entstehen dann mancherlei Irrungen zwischen Verkäufern und Käufern und das Palavern hin und her nimmt gar sein Ende.

Im Fort Tabu veranstalteten die Kreute und die senegambischen Scharfschützen, zu Ehren de Vanglé's eine echt afrikanische Festschlicht.

Zuerst trat ein Vambarra Namens Kunagoi auf und stellte eine Menschenjagd dar. Kein Hindu würde im Stande sein, mit größerer Gewandtheit am Boden hinzukriechen. Die beiden Gegner spühen nach einander; sie heben langsam den Kopf empor, und schauen um sich; dann lauern sie nieder, wie ein Tiger der sich zum Sprunge fertig hält; sie halten den Athem an, liegen regungslos da, plötzlich fällt ein Schuß, — Kunagoi hat den Feind erlegt. Er packt

ihn bei den Haaren und zeigt als Trophäe einen blutigen Kopf vor. So halten es die Vambarraträger am Tscholibä (dem oberen Niger); diesmal stellte eine Kappe den Feind vor. Aber solch eine Großthat mußte im Gefange verherlicht werden und diese Pflicht übernahm Kunagoi's Frau. Sie trug einen weiten Muffelintrod, der bis auf die Kniehübel herabhing. Gleich von vornherein wurden ohne jeden Uebergang ihre Töne so entseßlich schrill, daß man eine Sprengung der Kefle oder Brust hätte besorgen können; dabei bewegte sie die Füße tastmäßig, die übrigen Körperbewegungen waren gemessen und anständig; auch die Arme wurden auf und ab zum Talle nach oben und nach unten geragt.

Eines Tages kam eine schwarze Wittve zu dem weißen Befehlshaber; ihr Mann war ein mächtiger Häuptling gewesen, dann im Kriege erkrankt worden, und die Frau hatte sich mit ihrer Tochter schlachten können; mit einigen Vambarras war sie nach Tabu gekommen. Jetzt froh sie, manchmal auch in gebückter Haltung aufstehend, heran und sang in Ablässen mit gellenden, schrillen Tönen, welche zuweilen das Vogelgeschrei nachahmten. Nur in solcher Weise



Affini, von der Ebene aus gesehen.

darf man sich bei den Vambarras einem Häuptlinge nähern. Die Tochter war mit einem Scharfschützen vom Senegal verheirathet.

Ein andere Frau, Namens Fatma, stammte vom oberen Senegal; sie war von Kaarta, der schon durch Mungo Park näher bekannten Landschaft, bis zur Westküste zwei volle Jahre unterwegs gewesen und hatte während dieser Zeit oftmals den Herrn gewechselt. Der Mann, welchem sie jetzt gehörte, verlangte für sie den Werth von 400 Francs, was im Durchschnitt der vierfache Preis eines Sklaven ist. Diese Summe wurde zusammengebracht und die nun freigelassene bei der nächsten Gelegenheit nach dem Senegal zurückgeschickt, von wo sie dann wohl in ihre Heimath zurückgekehrt sein wird.

Tupa, eine weit und breit von Telpalmen umschlossene Ortschaft, ist ein Mittelpunkt für den Delhandel; sie liegt nicht weit von Tabu entfernt an einer Buche und die Bäume erreichen dort eine Höhe von mehr als 60 Fuß. Die Schwarzen klettern hinauf; jeder trägt eine geklammte Stippe, die sehr scharf ist; er haut die Zweige ab, welche von Trägern zu einem großen Mörtel gebracht werden; in die-

sem zerstampft man die Früchte, sogenannten Kasse, die an Größe verschieden sind, von jener eines Taubeneyes bis zu der eines Gänseies. Man wirft sofort die Frucht, deren Zellengewebe das Del enthält, entweder in ein kupfernes Becken oder in einen großen eisernen Kessel, in welchem sie leicht gelocht wird und aufwallt. Dann wird sie zerstampft und das Fett, welches bald oben schwimmt, wird gleichfalls dem Feuer ausgesetzt; nachher erfolgt ein Pressen durch sehr stark gearbeitete Säde; das Del dringt dabei hindurch, während die Kerne und die holzigen Bestandtheile zurückbleiben. Man thut dasselbe in große Kalebassen oder irdene Gefäße und bringt es so zu den Aufkäufern; bevor es nach Europa verschifft wird, muß es dann noch einmal gereinigt werden. Die Tonne Del, d. h. 1000 Kilogramm, wird in Pissam je nach Zeit und Umständen, mit 200 bis 300 Francs bezahlt und in London oder Marseille mit 1000 bis 1200 Francs.

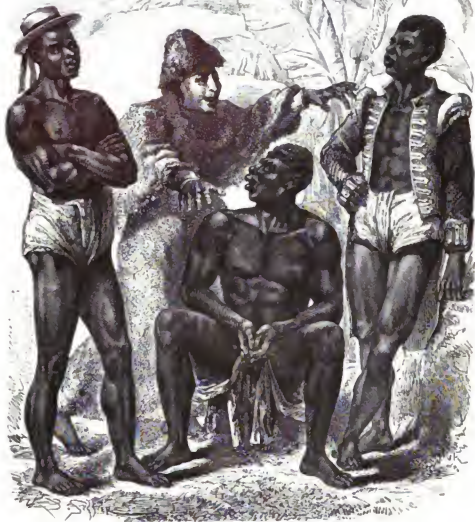
Unter den Küstenwäldern sind die Jacks-Jacks die gewandtesten und sehr gerieben. De Vanglé besuchte ihre Ortschaft Alindschä, welche gewöhnlich als Groß-Jack bezeichnet wird; dieses Dorf zählt etwa 1500 Einwohner. Der

Häuptling Digreh hatte viele El gesammelt und seine Hauptfrau pakte wohl auf, daß die Kräfte nicht litten. Vor etwa zwanzig Jahren wurden die Dörfer der Jads-Jads im Jahre von etwa 32 Schiffen besucht; das englische Haus King schickte deren 13, das Haus Lowden 13, Povel 3 Fahrzeuge. Die Jads verlangen von jedem Handelschiff ein Ankergeld von acht Unzen Gold und wer aus Land gehen will, muß für die Erlaubnis eine Unze zahlen. Die Engländer laden jetzt durchschnittlich im Jahre 5000 Tonnen

El bei den Jads-Jads, deren sieben Dörfer ganz unabhängig von einander sind. Eins derselben, Aure, hat eine regelmäßige Erbsverwaltung; die Bewohner treiben Fischerei; jeder Gang wird an die Erbsbehörde abgeliefert, welche denselben vertheilt.

Auf der ganzen Strecke zwischen Lahu und dem Vorgebirge der drei Spitzen bei den Stämmen Ahowimi, Kas ober Agny bildet Futufutu das Hauptnahrungsmittel. Man stampft Bananen in einem Mörser, geriebt Mais

www.libtool.com.cn



Krulleute.

zwischen zwei Granitplatten und kocht beides mit Palmöl; dazu kommt noch getrockneter oder gesalzener Fisch und als Gewürz Piment und zuweilen genießt man auch ein sehr scharf gepfeffertes Huhn. Hammel- und Rindfleisch werden bei Feierngelegenheiten gegessen.

Der besetzte Posten in Groß-Bassam bestand 1868 in einem großen, mit Wühlwerk umgebenen Viertel mit Bastionen; innerhalb desselben befanden sich die Waarenlager, die Caserne, das Pulverhaus und die Wohnung des Com-

mandanten. Die Dörfer der schwarzen Soldaten (S. 196), der Kooten von der Barre und der Krulleute lagen außerhalb, gleich den Factorien der Delhändler. Die Magazine derselben waren bei Weitem nicht so gut versorgt, wie jene von Alindschah und die Kumba's und Tigre's und doch bringt jedes angelegte Capital im Jahre sich dreifach ein. Seit einer Reihe von Jahren hat man an den Lagunen bei Groß-Bassam, dann auch bei Sella Goffi (Tschella Koffi) beim Cap Palmas, viele Kokospalmen angepflanzt, die ein

seines Del liefern und auch in diesen Gegenden mehr und mehr Bedeutung für den Handel gewinnen.

Vor den Dörfern liegen große freie Plätze, die in gutem Zustande erhalten werden; am Rande derselben findet man die Fetischhäuser, in welchen Speisen und Getränke als Opfer dargebracht werden. Ein Häuptling antwortete auf die Frage, ob er an die Fetische glaube und denselben Wirkungen zuschreibe: „Guter Gott hat Sonne gemacht, hat Regen gemacht.“ Die Fetische sind in den Augen dieser Schwarzen lediglich die Vertreter eines höhern unsichtbaren Wesens, das allesit gegenwärtig und wirksam ist. An der Goldküste glauben sie daß zu Anfang der Welt ein Kind geboren worden sei, das nie stirbt und ewig ein Kind bleibt.

Die Fetischpflege ist streng. Der Sohn eines Ermordeten muß mit eigener Hand den Mörder ums Leben bringen und zum Beweise, daß Strafe dem Vergehen gefolgt sei, den Kopf desselben im Dorf umhertragen. Wer gefoltert hat, wird ins Wasser geworfen; wenn rücksäugig wird er längere Zeit untergetaucht und schließlich er noch einmal dann erkaufst man ihn.

Die Fetischleute sind Dolmetscher des unsichtbaren höchsten Wesens und zugleich Ärzte; sie haben vor der Einweihung mehrere Jahre durchzumachen, in welchen sie zuerst mit dem Giften, dann auch mit den Gengengiften bekannt gemacht werden. Solch ein Fetischdoctor macht viel aus sich; er bemalt Stirn, Wangen und Körper mit gelben und weißen Streifen. Sehr geschätzt sind die Fetischmänner von Potu, sie können, dem Volksglauben zufolge, abgeschlagene Köpfe wieder auf dem Kumpfe besetzen.

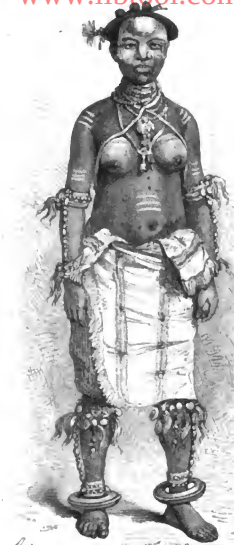
Auch die Fetischfrauen spielen eine wichtige Rolle und man findet namentlich am Ole oder Bauré, welcher sich in den Groß-Bassam-Fluß ergießt, mehrere Klöster derselben. Ihre Abtissin oder Fetischkönigin muß sich an den Beinen durch Gasterisiren ein Pontonell machen und dadurch eine künstliche Elephantiasis erzeugen. Wer nun ein gefährliches Abenteuer befehlen und durch einen Talisman gegen jegliche Gefahr gesichert sein will, wendet sich an diese Königin. Sie nimmt nun mit einem Zahnstocher etwas Materie aus der Geschwulst am Beine, welches dann als Saugral verschlungen werden muß und unschlagbar die gewünschte Wirkung hat. Die Königin ist Oberhaupt eines Klosters, das Bulingbea heißt; dort wohnen je zwei Nonnen, die sich alle zur Keuschheit verpflichtet haben, in einer Hütte. Die ganze Nieder-

lassung ist mit Pflanzwerk umgeben und kein Mann darf sich innerhalb derselben blicken lassen. Nun aber würden diese Nonnenamazonen aussterben, wenn das erwähnte Gelübde streng gehalten würde; deshalb finden heimliche Liebertretungen statt. Im Kloster geborene Mädchen werden zu Nonnen herangebildet, Knaben ohne Weiteres umgebracht.

Fetischbäume sind häufig und werden in hohen Ehren gehalten; sie sind geweiht, durch allerlei Kennzeichen markiert und nur Fetischpriester dürfen das umgebende Weidlich betreten. Die Krutaleute von Cap Palmas, die als Karotten und Arbeiter auf europäischen Fahrzeugen vielfach mit Weisen in Verührung kommen, sind dadurch mehr oder weniger Freigeister geworden, und es gehört zu ihren Belustigungen, daß der eine oder andere von ihnen den Fetischmann spielt und gläubigen Aufsehern durch plötzliches Auftreten in Vermummung Stimmen abnötigt oder sie erschreckt.

In Asini sind die Franzosen schon unter Andwig dem Vizegubten aufgetreten. Der Tanos oder Tando, welcher dort militär, hat einen ausgedehnten Lauf; sein westlicher Arm, der Bara, bespült die Landschaft Gaman, der östliche durchfließt Provinzen, welche dem Könige von Aschanti unterworfen sind. Der Fluß bildet die Westgrenze dieses Reiches; er ist von den Fetischpriestern für geweiht erklärt worden und darf also in feindlicher Absicht nicht überschritten werden.

Apollonia, welches die Engländer jetzt zu ihren Besitzungen rechnen, bildete früher ein für jene Gegenden mächtiges Königreich, das noch 1843 unter dem Herrscher Kwakuala sehr geschätzt war, es ist nun schon seit Jahren zerstückelt; bei den Eingeborenen heißt die Ortschaft Wein. — Zwischen der Landschaft Asini und dem Reich Aschanti liegt das Gebiet eines unabhängigen Häuptlings, dessen Hauptort Assephi nur drei Tage-



Fetischfrau.

reisen von Komasfi entfernt ist, und die Könige von Wein waren stets bemüht, die Aschantis nicht bis an die Küste vordringen zu lassen. Als de Pongle im Jahre 1843 bei Asini erschien, war eben große Feinde mit den Leuten des gegenüberliegenden Massia, wo man den Fetischkordon gezogen hatte. Dort hatte der hochbetagte König Atlatia die Herrschaft an seinen Nefen Amadifu abgetreten. Die Hauptstadt von Asini heißt Krinjabo (5° 18' 22" N., 5° 23' 47" W. v. W.); sie liegt am Fluße Bia, welcher von Norden her in die Abagane fällt. Dort traf de Pongle mit Amadifu zusammen, der mit einer Kahnflotte erschienen

war, die aus etwa 40 Bireguen bestand; diese legten bei Nafsa an.

Die Bewohner hatten am 8. Juli 1843 Festkleidung angelegt; die Kabofirs (hohe Beamten) des Atlatia befanden sich in Amadifu's Gefolge; die Eisenbleitrompeten gaben rauhe Töne, man schlug auf Trommeln und Tamtams. Im Gefolge des Königs befanden sich etwa dreihundert Krieger, lauter große, muskelfräftige Leute mit alten Mützen. Der Kopf war stellenweis geschoren, das Haar in Zinken um Stirne gewickelt oder als spitziger Chignon über den Kopf hervorstehend. Der Saal mit Kegeln hing am Hals und am Gürtel hatten sie eine gefüllte Walddrüse zur Hand; an der linken Seite hing ein großes Waldmesser, an der rechten am Gürtel ein Dolch, das sogenannte Blut-

messer, mit welchem man um Leib und Leben kämpft und womit man dem Feinde den Todesstoß versetzt. Oberkörper und Beine blieben unbedeckt, um die Hüften war ein Schurz geschlungen; am linken Arme trug jeder Ringe, zumeist von Eisenblei, über den Knöcheln; auf dem Gesichte waren Asche- und Kalkstreifen angebracht. In Reihe und Glied standen diese Krieger auf Befehl der Hauptleute stramm und wie angenagelt.

Amadifu nahm auf einem niedrigen Gerüst an der Ostseite Platz; seine Kabofirs trugen neue Gewänder und auf dem Kopfe europäische Hüte. Der Schirm des Königs, das Zeichen der Herrschaft, war mächtig groß; er selbst, ein Mann von etwa vierzig Jahren, trug eine rote Kopfbedeckung; sein Bart erschien sorgfältig gepflegt. De Vangie



Feistbaum.

nahm auf der westlichen Estrade Platz, dem Könige gegenüber; er war von Häuptlingen, von seinen Offizieren und zwanzig Mann Seesoldaten umgeben. Dann begann das Palaver. Vor dem Europäer waren drei Ceremonienmeister aufgestellt, deren jeder einen großen Stab mit silbernem Knopfe trug. Sie reichten dem Fremden mit zwei Fingern etwas Salz; das ist der Gruß; dann gingen sie zum Könige, welchem sie die Complimente überbrachten und kamen mit der Antwort desselben zurück. Das Ganze war recht feierlich.

Nun erhob sich der weiße Mann, ging unter Vorantritt seiner Waffenhörde erst zu den Kabofirs, denen er die Hand gab, und dann zum König, welcher ihm die feinnige entgegengestreckte. Inzwischen waren die Krieger hin und her marschirt. Der König kam dann zum Fremden, der seinen Sitz wieder eingenommen hatte, und begrüßte ihn mit wieder-

holtem Händedruck. Am folgenden Tage fanden wieder Ceremonien statt; und bei diesen erklärte Amadifu, er wolle sein Land nicht verlassen, wohl aber dasselbe an Frankreich schenken. —

Alljährlich wird in Krijabo ein großes Landesfest gefeiert, gewöhnlich im October zur Zeit des Vollmondes. De Vangie zweifelt nicht, daß dabei einige Menschen geopfert werden, um dem Himmel für eine gute Ernte zu danken. In der Herrscherfamilie von Bein veranstaltet man pomp-hafte Trauerfeiern. Der Todte wird mit allen seinen Ringen und anderen Kostbarkeiten bedeckt und auf ein Paradebett gelegt; in manchen Fällen legt man ihm auch eine goldene Maske über sein Gesicht. Die Eitelkeit verlangt, daß er von einer Anzahl Leuten beiderlei Geschlechts in das allerdings mehr als problematische „Jenseits“ und in die

eben so unbekannte „andere Welt“ begleitet werde. Zu diesem Zwecke lockt man Mädchen und Männer an, sich bei einer Mahlzeit recht gütlich zu thun. Während die Mädchen sich die Speisen gut schmecken lassen, tritt in aller Stille der Heuler von hinten heran und drehet ihnen mit geübter Hand den Hals um. Die Mäntel speien in einem andern Gemache und auch sie müssen während des Schmausens ihr Leben lassen. Man schlägt ihnen den Kopf ab, fängt das Blut auf und besprengt mit diesem die Grabstätte. Die Leiche des Häuptlings wird auf die Leiber dieser jungen Männer gelegt, welche im „Jenseits“ die Dienste der Mundschranken zu verrichten haben. In Dahome opfern sich Männer freiwillig um bei dem verstorbenen Könige im „Himmel Kammerherrendienste zu verrichten.“

Die Regierungsform der Regier von Groß-Bassam und Assini kann man als einen Despotismus eigenthümlicher Art bezeichnen, denn neben demselben findet man, daß die Kette des Einflusses über, daß eine gewisse Gerontokratie vorhanden ist. Dazu kommt dann noch eine Art von Aristokratie und eine insgesammt wirkende Theokratie. Letztere beherrscht thatsächlich die ganze Gesellschaft.

Bei der Investitur des Häuptlings muß ein Menschenopfer gebracht werden. Derselbe muß sich nach alten Gebräuchen richten, und dieses alte Herkommen genau beobachten, ein Abweichen von demselben würde ihn das Leben kosten. Wenn ein ehrgeiziger Kaboff ihm gefährlich wird und rebellirt, dann bietet der König seine Krieger auf, deren jeder mit seiner eigenen Waffe nebst Schießbedarf ansieht.

Die Frauen begleiten das Heer als Trägerinnen; sie loden und schlagen das Lager auf.

Haus- und Hofhaltung des Königs sind keineswegs luxuriös. Der Kochherd besteht aus einigen Steinen, zwischen welche man die Töpfe stellt, und in Groß-Bassam besteht das tägliche Gericht des schwarzen Potentaten aus Fisch, der mit Riment gewürzt ist. Angesehene reiche Leute stellen an gewissen Tagen im Jahre ihre Schätze zur öffentlichen Schau aus, und wenn sie ein großes Gastmahl geben, stehen auf den Tischen Gefäße, die mit Goldlampen und Goldhörnern gefüllt sind. Manche Gäste sind demnach mit Goldschmuck überladen, das ihre Arme von Dienern gestützt werden müssen. Manche Häuptlinge schicken zum Goldsuchenden Sklaven aus, die ein gewisses Quantum abliefern müssen. Das Metall ist sehr gut und enthält nur etwa ein Tausendstel Silber. —

Man sieht, bei diesen Regern ist Alles barbarisch und gegen diese Barbarei, die in der Kace steht, ist wenig anzusetzen; sie wird nur dort einigermassen gemildert und der grauenvollsten Keuschheit entleibt, wo der Islam festen Fuß gewinnt. Französische Missionäre kamen, um in Groß-Bassam Schulen zu gründen und zu belehren, aber das Klima hat sie vertrieben; sie konnten nicht die geringste Entwicklung aben. König Amadissu verlangte 1867 Zimmerleute, Maurer und Schmiede, um in einem europäisch gebauerten Hause wohnen zu können; die Franzosen hatten indessen gute Gründe, seinem Wunsche nicht zu willfahren.

Der Jakuter Volksstamm in Sibirien.

Von Albin Kohn.

I.

Noch ein Retrologe, denn Retrologe sind es, die man schreibt, sobald man über irgend einen der im weiten Nordasien heute noch vegetirenden Volksstämme berichtet, Retrologe am Grabe dahinsiehender Volksempirone, welche sich nicht zu mächtigen Völkern entwickelt haben, nicht weil ihnen hierzu die physische Möglichkeit, wohl aber weil ihnen die physische Kraft mangelte. Was die russische Regierung sich auch die größte Mühe geben, die Völker in Sibirien zu erhalten, um sie einst an der „allgemeinen menschlichen Civilisation“ Theil nehmen zu lassen; mag sie dieselben hüteln, wie Schoofinder; mag sie die besten Gesetze erlassen, um sie zu schützen und zu erhalten — sie werden untergehen, weil sie untergehen müssen, weil ihre geistigen Waffen zur Behauptung ihres Daseins seit ihrer Berührung mit den wohlangeordneten Kriern nicht ausreichen; weil sie vielleicht schon zum größten Theile den Zweck ihres Daseins erfüllt, die übergroße Anzahl von Nahrungstieren in den unermesslichen Urdwäldern eingeschränkt haben.

Eine Thäne über den Untergang der wilden oder halb-wilden Stämme Sibiriens zu vergießen wäre eine bittere Ironie, wäre fast eine Verfluchung wider die gesunde Vernunft; sie sind ihrer nicht werth, weil sie kaum etwas Menschliches gewirkt, nichts „Menschendürftiges“ gethan haben. Sie haben, so lange sie auf Erden wandelten, nur das Thierische, das im und am Menschen ist, gepflegt; sie haben gezüchtet und zeugen lassen, wilde Thiere erlegt, um Zeugungskraft zu haben; nur den Kreislauf des Stoffes in den von

ihnen bewohnten Regionen gefördert — und weiter Nichts. Ist aber dieses allein Aufgabe des Menschen und der „Menschheit“?

Wer beweist heute die ausgestorbenen Geschlechter der Urbewohner Belgiens, deren Ueberreste wir in den Höhlen des Landes finden; wer sprengt den fossilen Menschenadern im Neanderthale und in der Engishöhle eine Thäne; welcher fromme Vater liest eine bezahlte Seelenmesse für die verstorbenen Ueberreste aus Natchez am Mississippi, und welche gläubige Seele betet ein andächtiges „Ave Maria“ für die ohne Taufe in auf Pfählen erbauten Hütten der Kaskadenbewohner dahingeschiedenen Seelen? Wer auch, außer den Naturforschern und Gelehrten, bedauert den Untergang der gewiß unzählbaren Mittelglieder, welche zwischen Gorilla und australischem Neger liegen sollen.

Der Leser wird es mir wohl verzeihen, wenn ich von den halb-wilden Bewohnern Sibiriens wie von paläontologischen Ueberresten spreche, welche man irgenbwo entdeckt. Alle Bewohner des Landes von mongolischem Ursprunge sind eigentlich nur noch paläontologische Ueberreste eines Volkes auf einem Territorium, auf dem dieses Volk Jahrhunderte hindurch geherrscht hat, ohne irgend eine andere Spur seines Daseins zu hinterlassen als ungenutzte Steppen, die es dort schuf, wo ein edleres Volk vor ihm Ackerbau getrieben, und die Kunst in ihren Anfängen gepflegt hat.

Ohne also zu weinen, erheben wir uns mit dem sibirischen Adler in den blauen Reiter, schwingen wir uns empor

über den Landstrich östlich der riesigen Fels und über schauen wir von hier aus das grüne Meer, welches sich unter uns in unermeßlichen Dimensionen ausbreitet, und das, als eben in furchbarer Sturm dieselbe zu riesigen Wellen aufschlürmt, — versieinerte, erstarrte. Ein Blick auf eine Karte Nordasiens dürfte den Leser überzeugen, daß meine Ideen in einigen Worten ausgedrückte Schilderung des Landes richtig ist, da sich Berge an Berge reihen, mit einander freuzen, und ein Durcheinander bilden, dessen Entwirren einß dem Geologen Mühe machen wird. Heute sind die meisten dieser namenlosen Erhöhen noch unbekannt, und so manche, welche in der Natur existirt, mag auf den Karten noch fehlen, während viele dort verzeichnet sein mögen, wo ein Thal, vielleicht gar ein mächtiger Sumpf oder See vorhanden ist. Der Mensch, welcher jetzt jene Gegend durchstreift, um mit dem Viren zu kämpfen, oder einen Hirsch, ein Stild Tamo-wild, ein Glemthier zu erjagen, hat wohl noch nie daran gedacht, seine Heimath kennen zu lernen, sich ein Bild von ihr zu schaffen; er vegetirt in ihr, wie andere wilde Thiere, von denen er sich nur dadurch unterscheidet, daß er eine dem Mongolischen verwandte Sprache redet, sich in Helle anderer Thiere kleidet und stets an zwei Füßen geht, während die Mitbewohner dieser seiner Heimath auf vier Füßen gehen, ihre angeborene Bedeckung haben und sich nicht in der mongolischen Cutturalsprache ausdrücken vermögen.

Die Gegend, in welche ich die Leser heute versetze, heißt das „Jakuterland“, oder einfach „Jakutsk“, wie auch das von den Russen an der Lena erbaute Hauptstädtchen des ungeheuern Landstriches heißt. Betrachten Sie sich auf irgend einer Karte die „Provinz“ Jakutsk, aus der wahrlich einige ansehnliche Kaiserthümer, geschnitten werden könnten, und vergleichen Sie ihre Oberfläche mit der winzigen Zahl, mit ihren etwa 80,000 Bewohnern, welche zerstreut in den ungeheuern Urwäldern haufen, und sich in Korjaken, Jakuten und Zukagiren theilen, auch wohl häufig mit den von mir schon geschilderten Tungusen vermischen, denen sie übrigens so nahe verwandt sind, wie etwa der Sachse dem Thüringer, oder der Pommer dem Westfalenburger, und Sie werden selbst erstaunt die Frage aufwerfen, woher es denn komme, daß ein Volksstamm, der einen Mann einnimmt, welcher hinreichen würde, um hundert Millionen Menschen zu ernähren, sich im Laufe von Jahrhunderten nicht nur nicht vermehrt, sondern sogar vermindert hat?

Der physische Theil des Menschen ist ein Theil des Landes, in welchem er erzeugt und geboren worden, in welchem er aufgewachsen ist. Er unterscheidet sich in dieser Beziehung gemäß durchaus nicht von anderen organischen Wesen, nicht einmal vom Pflanze und Strauche. Seine Vermehrung ist aber, da seine Hauptwaffe der Geist ist, der seinen Körper bewegt, hauptsächlich von dem Grade seiner geistigen Entwicklung abhängig, da selbst der bloß physisch kräftigste Mensch mit seinem Raubthiere den Kampf aufnehmen kann und die schnelflüchtigen wilden Wiederflüchter sich ihm durch die Flucht entziehen können.

In diesen wenigen Worten sind schon die Gründe skizziert, weshalb sich der Jakuterstamm Jahrhunderte hindurch nicht vermehrt hat. Seine von ihm in die Wildniß mitgebrachte Waffe war nicht hinreichend, ihm reichliche Nahrung in einem solchen Ueberflusse zu verschaffen, daß er, vor häufig wiederkehrendem Mangel geschützt, sich den Freuden des Lebens und der Liebe hätte hingeben, an die Vermehrung seiner Geisteskräfte und seiner Nachkommenschaft hätte denken können. Der Jakut suchte das Vexiere durch Polygamie zu erreichen, welche ihm sein „Schaman“, sein Prophet, Priester, Richter, Arzt und Lehrer in einer Person, erlaubt, und er hat durch dieses Mittel nur noch mehr dazu beigetragen,

seine Zeugungskraft zu zerplittern, seine Ehen unfruchtbar, seine Hete kinderlos zu machen.

Sehr spät, denn es sind wohl kaum zweihundert Jahre her, brachte der eindringende Russe dem Jakuten zwar die schlechte, aus von früher her bekannte Kugelbüchse, welche vielleicht hinreichend wäre, für seine kleine Familie eine große Menge Nahrungsvorräthe anzusammeln, und so einen Grund der Unfruchtbarkeit zu beseitigen; aber der Russe brachte zugleich Unmoralität und die eigenthümlichen (Geschlechtskrankheiten, brachte Pöden und Brantwein mit und legte dem bis jetzt freien, nur von dem ihm von Schaman geschaffenen (Voll abhängigen Jakuten das Joch des „weißen Zaren“ an, dem hinfort ein „Jassat“, ein Tribut an Hellen, gegeben werden mußte und der den Jakuten, welcher ein ihm unbegreifliches und unverständliches russisches Geleg übertritt, in eine Laufende von Weilen weit von der Heimath entlegene europäisch-russische Pflanzung einsperren läßt. Es ist die Zeit gekommen, in welcher:

„Iamque nocens ferrum, ferroque nocentius aurum
„Prodierant . . .“

Auch das Klima hat Einfluß auf die Vermehrung der Volkszahl eines Landes. Nim kann sich zwar das Jakuterland nicht rühmen, ein angenehmes Klima zu haben; seine Winter dauern acht Monate, seine Sommer nur vier. Während des Winters gefriert das Quecksilber im Thermometer und die Russen und Polen in Jakutsk behaupten, daß das Weingeistthermometer im Winter häufig — 50 und mehr (Grade unter 0 R.) zeigt, während im Sommer eine Wärme von 36° gar nicht zu den Seltenheiten gehören soll, in Folge dessen die Erde in jenen Gegenden so erwärmt wird, daß selbst die halbwilden Eingeborenen es nicht aus halten barfuß auszugehen**). Aber das Gouvernament Petersburg, die Provinzen Stockholm, Upsala, Wexleras (in Schweden), Christianstam, Odernarten (in Norwegen) liegen unter denselben Breitengraden, unter denen Jakutsk (das Land) liegt, und doch hat der Mensch sich dort vermehrt, und physisch und geistig entwickelt, ja sogar das von Natur rauhe Klima durch eine intensive Bodencultur umgewandelt, sanfter gemacht, aus dem an sich unwirthbaren Lande eine menschenwürdige Wohnstätte geschaffen. Ich bin mir der geographischen Unterschiede der genannten europäischen Landstriche und Jakutsk sehr wohl bewußt; ich kenne sehr gut den Einfluß, den das nahe Meer und seine warme Strömung auf die von ihm umspülten Länder ausübt, und bin gern bereit, den Mangel einer Meerestüste, die binnenländische Lage ihres Heimalteslandes den Bewohnern von Jakutsk zu Gute zu schreiben. Das wird jedoch nur ihre

*) Die mittlere Jahrestemperatur von Jakutsk beträgt — 8,25° R., dagegen beträgt die mittlere Julitemperatur + 16,35° R. Das Klima soll sich übrigens seit circa 15 Jahren bedeutend gekühlt haben. Theilich sinkt auch während dieser Zeit von den Russen ziemlich bedeutende Klümpchen Wasser angereicht und dem Abflusse übergeben werden.

**) Die Wärme ist in Jakutsk während des Sommers so groß, daß sie Pantherbitter verlorst, aus Ghima bis nahe an die Lena bei Jakutsk zu bringen. Ein solcher Fall ereignete sich im Anfang der letzten Jahre. Es erschien in jener Zeit in der Nähe einer Jakutenjurte ein Thier, das ihrem Bewohner durchaus unbekannt war, das man aber doch für eine große Raubthier hielt. Man bemerkt ihn aber der Panther, da meinte er sich auch schon sprungbereit und ebe es sich der Jakute verlorst, packte er ihn und geschmeißte ihm mit seinem scharfen Schwanz den Arm. Auf das Geschrei des mit dem unbekannten Thiere Ringenden eilten vier Nachbarn herbei, der Kampf wurde einige Zeit mit dieser Hant geführt, bis endlich einige nach ihrem Schwarmen eilten und mit einigen Augen die große Raubthier erkannten. Viele Männer des Stammes waren versammelt, einige erlagen den Wunden. Das Thier wurde später nach Jakutsk gesendet, wo es Europäer für das Fell eines Panthers erkannten.

Schuld wider die Menschheit, wider sich selbst, verringern, nicht aber gänzlich tilgen. Ein Milderungsumstand hebt ein Verbrechen nicht auf, und dieses haben die Jakuten begangen (?), weil sie Nichts gethan haben, um ein nützliches Glied in der Kette der Menschheit zu werden. Sie haben keinen Wald ausgerodet und die von ihm eingenommene Fläche mit nahrhaftem Getreide besät; sie haben keinen Sumpf abgetrocknet, um aus ihm eine fruchtbare Wiege zu schaffen, und doch hätte gerade dieses eine Verbesserung des Klimas, eine Vermehrung und Sicherung der Nahrungsmittel, also auch eine Vermehrung des Volksstammes zur Folge haben müssen.

Das Typische der mongolischen Race habe ich schon früher mitgeteilt; es ist in der Physiognomie des Jakutenstammes bis zur Caricatur ausgeprägt. Die entsetzlich entwidelten Raumerzeugnisse, deren unterer Theil, der Unterkiefer, so bedeutend hervorragt, daß zwischen den unteren Schneidezähnen und den oberen ein bedeutender leerer Raum bleibt, erschweren, frapieren wenigstens den Europäer beim ersten Anblick; man glaubt eine englische Dogge vor sich zu haben, bereit, und mit ihren Zähnen zu packen und zu zerstückeln. Die Mundöffnung ist fast so weit wie der Unterkiefer lang ist, und nicht weit von den Mundwinkeln befinden sich Ohrmuscheln von einer für uns ungewöhnlichen Größe, vom Kopfe abstechend, bereit, jeden Laut aus dem nahen Walde aufzufangen und dem wenig entwidelten, in einer niedrigen Stirn eingepreßten Gehirne mitzutheilen. Ein mächtiger Haarwuchs, dessen einzelne Fäden aus Ebenholz geschulpet, oder einem mauretanischen Klappen aus dem Schwanze gezogen zu sein scheinen, bedeckt den fast flachen Hirnschädel, kleine fließende schwarze Augen glänzen über hervorragende Wadenknochen hervor und eine gelbliche, pergamentartige, nur auf den hervorstechenden Points etwas geröthete Haut bedeckt den baren, muskulösen Körper, der wohl stark, aber nicht gelenkig ist.

Wenn man sich einen Jakuten in seiner Winterkleidung sieht, welche aus einem mit den Haaren nach innen und einem mit den Haaren nach außen geflochtenen Pelze (Dacha), mit seinen „Untys“ aus Reithierfell, mit den Haaren ebenfalls nach außen und seiner Pelzmütze, so findet man wohl im ersten Augenblicke keinen großen Unterschied zwischen ihm und dem Väten, mit dem er im Sommer kämpft, um ihn seines Felles zu berauben und sich seines Fleisches zu bemächtigen. Ich selbst hatte ein Paar Jakuter „Untys“, welche mir während der Reise von Ustutta nach Irkutsk (December 1866) wichtige Dienste leisteten. Ich trug diese Fußbekleidung ganz wie der Jakute, d. h. ich hatte ein Paar Strümpfe aus Elenhaut unmittelbar auf den Füßen, dann widelte ich um jeden Fuß gegen 1½ Ellen sehr groben, dicken Luchses, während ich in die eigentliche Fußbekleidung, in die Untys, drei Felle, so viel ich mit beiden Händen umspannen konnte. Es dürfte sich wohl von selbst verstehen, daß an meiner Fußkapsle Niemand unterscheiden konnte, ob ich vorwärts oder rückwärts gegangen war. In solcher Fußbekleidung kann man schon getroßt einer Kälte entgegen sehen, bei der das Quecksilber gefriert, wenn man mit einem leichten Pelze aus weichen Hosen, einer Dacha aus Hirsch- oder Reithierfell und einer Krümmerröhre bescheidet ist. Was heißt dann 45 oder gar 50 Grad Kälte, besonders wenn nebenbei alle 2 bis 3 Stunden ein gehöriges Stück fetten Fleisches und ein Glas heißen Thees genossen wird?

Im Sommer ist die Bekleidung des Jakuten eine weit leichtere. Er trägt dann ein blaues oder rothes Hemd aus Baumwollenstoff, blaue Hunderthosen aus eben solchem Stoffe,

leichte Unty aus Elenhaut, die Haare nach innen geflochten, einen langen Kasten aus sehr grobem weissen Luche, und eine Mütze aus Elenhaut, mit dem ganzen Federbusch nach außen geflochten. Baumwollenstoff und Luch erhandelt er von den Russen, welche diese und viele andere Sachen im Mai in großen Rohladungen aus Irkutsk nach Jakutsk bringen und sie gegen Pelzwert eintauschen. Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß bei diesem Handel nicht der Russe, sondern der halb wilde Jakute betrogen wird.

Wie bei allen mongolischen Stämmen, sind auch bei den Jakuten dem Weib nach die Männer von den Männern kaum zu unterscheiden, kann dieses höchstens der Jakute selbst oder derjenige, der sehr lange unter ihnen gelebt hat. Es findet sich übrigens sehr selten eine Jakutin, welche echt weibliche Züge hat; das gleiche Leben, die gleiche Beschäftigung drückt auch ihren Physiognomien den männlichen Stempel auf.

Der Jakute laßt, wie alle mongolischen Stämme, seine Frau oder seine Frauen von ihren Eltern und giebt für sie einen „Kalyum“, der in Reithierfellen, Pelzwerten oder russischen Tande besteht. Der „Kalyum“ wird nach den Vermögensumständen des Vaters der Auserwählten bemessen. Die gekaufte Frau siedet mit ihrem Mann in sein Zelt über, und ist durchaus nicht erkaufte, wenn sie dort noch eine oder gar zwei Colleginnen findet, welche eben solche rechtliche Ansprüche an ihren Gespons machen können, wie sie selbst. Auch die Zuerstgekommenen sind gar nicht eifersüchtig gegen die Nachzüglerin, und Frauen wie die Baronin von Gleichen (im Aufsatze Volksmärchen der Deutschen) sind im Jakuterlande so wenig selten, daß auch kein Mißbrauch ihres Wahns verewigt. Gingeen sollen eifersüchtige Jakuterinnen so selten sein, daß selbst ein Diogenes mit der Katrine sie nicht finden würde. Sollen wir die Töchter des Jakuterlandes unseren europäischen Tanten als Beispiel aufstellen? Vielleicht ja; denn neben allem Mangel an Eiferdurst herrscht im Herzen der Jakuterinnen eine große Zuneigung zu ihrem Manne, dessen Sklavinnen sie, trotzdem er sie gekauft hat, durchaus nicht sind.

Wie ich oben angedeutet, hat sich die Polygamie nur deshalb zur Sitte des Jakuter Volksstammes ausgebildet, weil sich das Bedürfnis fühlbar machte den Stamm zum Volke zu entwickeln. Da man irrtümlich das Weib allein für die Trägerin der Fruchtbarkeit ansah, so mußte man nothwendig zu dem falschen Schlusse gelangen, daß man, je mehr Frauen man habe, auch desto mehr Kinder erzeugen könne. Höchst wahrscheinlich hat irgend ein Schaman von seinem Gotte diesen Gedanken eingegeben erhalten, denn er verkehrt so, wie es dem leicht zu beherrschenden Volke eingegeben wird, unmittelbar mit dem ihm ganz ähnlich gestalteten unsichtbaren Wirbelstiere, und theilt dessen Sentenzen der gläubigen Menge eben so gut ex cathedra mit, wie dieses der Unfehlbare in Rom thut. Ein Unterschied zwischen einem Hohenpriester der Jakuter und einem Schaman in Rom existirt in Wirklichkeit nicht, es wäre denn der, daß der erstere seinen Gottesdienst ohne theuern Pomp, für einige Felle verrichtet, während der letztere jährlich Millionen brandet.

Die Wohnung des Jakuten ist ein einfaches Zelt aus grobem Filz oder aus Fellen, geräumig genug, um die nicht große Familie mit ihrem geringen Hausgeräthe gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Das Lager der Familie besteht aus Moos, über das eine geerbte Elenhaut ausgebreitet wird; Pelze dienen als Kissen und Decke. Große Fächerbäume schützen übrigens das leichte Gebäude, vor dessen Eingange beständig Feuer unterhalten wird.

Hermann Bamberg's Jugendwanderungen.

III.

Unter allerlei Bögen. — Roth und Elend des Vollerlebens. — Der Heilige aus Rum; seine Ruhmthat und seine ausweichenden Phantasien. — Todesfurcht und Gefahr erkannt zu werden. — Abschied von den Reisegefährten.

Wir war der immense Unterschied, durch welchen das sociale und ethnische Leben Centralasiens von dem der übrigen Mohammedaner Asiens sich unterscheidet, trotz aller vorherigen Studien doch noch ziemlich unbekannt, und nur dieser Unkenntniß muß denn auch meine Täuschung zugeschrieben werden. In erster Reihe hatte mich der ungewöhnlich große Schmutz, welcher nicht nur an den Kleidern meiner Reisegefährten, sondern an ihrer ganzen Lebensweise haftete, angefaßt, so mich zu eckeln drohte. Wer von Trapezunt bis nach Schiras, und dann wieder bis an das südliche Ufer des Kaspijischen Meeres mit den spärlichsten Geldmitteln gewandert ist, wer, wie ich schon erzählte, gleich auf den ersten Stationen seiner Reise mit den ungerechneten Begleitern aller Orientale, so wie ich, Bekanntschaft gemacht, und wer schließlich mit wild und schmutzig aussehenden Türken, Kurden, Arabern und Persern der untersten Volksschicht aus den primitivsten Gefäßen mit den Händen ein gemeinsames Mahl verzehrt hat, wie ich es oft thun mußte und es auch ohne jeden Ausfluß that; der mag wohl von jenen Unannehmlichkeiten des Lebens, deren kleinster Theil einen Europäer zum Entsetzen bringen würde, nicht besonders überrascht worden sein. Und doch hat die erste Verührung, haben die ersten Tage des intimen Verkehres mit den tatarischen Bettlern mich höchst peinlich, ja unentröstlich berührt. Unter 24 Köpfen der Gesellschaft waren nur vier oder sechs, denen es die Mittel erlaubten, Unterkleider zu wechseln, obwohl auch diese, um ihren so dionant Reichtum zu verbergen, sich äußerlich in zottige, aus bunten Fäden bestehende Kleider gehüllt hatten. Die Wehrtrahel war so beschaffen, daß sie gefesselt oder gezwungen mehrere Theile des nackten Körpers zur Schau trugen; hierbei hatten mehr als die Hälfte von ihnen ein flügeliges und stiches Aussehen, viele waren durch Frost und Sonnenwunden entstellt, und der süßliche Geruch, welcher von dieser faubern Gesellschaft, wenn sie in ein enges Local eingepfercht war, sich verbreitete, war so tödend, so schrecklich, wie ihn selbst Dante in seiner Hölle kaum schrecklicher hätte malen können.

Nun stelle man sich die Lage eines Europäers vor, der Leib an Leib ganze Nächte mit diesen Leuten zubringen muß, der mit ihnen gemeinschaftlich aus einer Schüssel zu essen gezwungen ist, der die handgreiflichen Beweise der Freundschaft ertragen mußte, ohne die leiseste Ahnung von Abscheu, eine Tohlnähe bei den Mohammedanern, zu verrathen. Im Freien, wenn ich in kleineren Gruppen mit meinen Gefährten durch Berge und Thäler wallte, da war das Elend wohl zu ertragen; doch grauenvoll schrecklich waren die ersten Abende, und der Einbruch, den sie bei mir zurückgelassen, wird mit ewig unergänglich bleiben.

Auch in der Nahrung mußte ich natürlich eine plötzliche Aenderung vornehmen. Die türkische und persische Kost auf dem Lande, die jeder Europäer unaussprechlich finden würde, schien mir jetzt ein Meisterstück der kulinarischen Kunst. Wie anders nun! Die tatarischen Feinschmecker konnten sich nur an einer solchen Reisespeise deliciaen, die mit Schasch-fett bereitet wird, und da dies in Persien nicht üblich ist, so kaufte man auf den Stationen in Wasendebrau die aus

Schaschfett bereiteten Unschlitzkerzen, bröckelte dieselben in eine Pfanne, und schmeckte damit das Reisgericht, dort wo frische Butter eben in Ueberfluß zu haben war.

Mein Verlangen, von letzterer Gebrauch zu machen und mir ein separates Mahl zu bereiten, wäre im Grunde genommen nicht so anstößig gewesen, doch ich wollte dem Principe der ungetheilten Freundschaft treu bleiben und dachte mir: immer besser, wenn ich im Experimente meiner vollen Tatarisirung unterliege, als dem Mißtrauen und der Tyrannei der centralasiatischen Völker als Opfer zu fallen. Dies war jedenfalls die gesundeste Politik, da ich nicht mit Unrecht mich der Förmung hingab, nur durch volle Abspottung der turkistanischen Sitten in Turkestan selbst Wollauf geschäft zu sein.

Ob Furcht wegen meiner Zukunft und ob Reue wegen des unternommenen Wagesstückes mich in den ersten Tagen nicht beunruhigt hätten, ist Vielen schon fraglich gewesen. Man hat mich darüber schon zur Rede gestellt; doch kann ich es nun unverhüllt heraus sagen, daß derartige Gefühle und Empfindungen anfangs mir durchaus fern blieben. Erstens schien die Zuneigung meiner Reisegefährten mir eine feste Stütze gegen alle Gefahren. Zweitens war die Würde, ja der harte Kampf der ersten Tage meiner Bettlerexistenz theilweise durch die Vorhülle meines Elends gemildert; denn große Armut hatte ich schon in meiner Jugend gekannt; andererseits hatte der Reiz der Neuheit, welchen ich im bizarren Leben der Wüstenasien fand und später noch mehr zu finden hoffte, mich die Tragale der Gegenwart gänzlich vergessen lassen. Drittens war das Verwusesein, mich auf einem jungfräulichen Boden des geographischen und ethnographischen Studiums zu befinden, für meine Eitelkeit und Ruhmsucht von solch mächtiger Anziehungskraft, daß ich mich nicht allein Unannehmlichkeiten, sondern ohne jegliches Bedenken auch den größten Gefahren ausgesetzt haben würde. Dieses Verwusesein ging so weit, daß ich namentlich während meines Aufenthaltes unter Turkomanen bei jedem Schritte, den ich machte, mir leise zurief: „Hier war noch kein Europäer, hier bist du ein Columbus, ein Pizarro.“ Bei jedem neuen Zuge des geselligen Lebens, den ich bei diesen schrecklichen Räubern beobachtete, saß ich mit schauerlichen Blicken um mich herum, ob etwa nicht außer mir auch ein anderer Europäer Augenzeuge sei. Ja mein Entzücken, meine Wonne hatte keine Grenze, und der Fester wird wohl begreifen, daß wer von einer solchen maßlosen Ruhmsucht befeuert wird, wie ich es war, an Reue, an Furcht oder Tod am allerwenigsten denkt.

Ich muß es hier ganz unannümen heraus sagen, daß bei mir eben ganz und gar das Gegenwärtige der Fall war. Der Aufenthalt unter den Turkomanen, deren Erfolg, mit welchem ich meine Incognitorolle unter diesen wilden, im Grunde genommen schlichten Kindern der Natur spielen, hatte meine Phantasie bisweilen bis zum Siebelpunkte gebracht, und da ich eben im Laufe der Bekanntniß bin, so will ich einer Episode erwähnen, deren Ausflüßbarkeit mir damals gar nicht so übernatürlich schien, heute aber wohl jedermann sogar mir selber komisch klingen muß. Ich stand am Zenith meines Ansehens, meiner Würde als Heiliger aus dem frem-

den Rum (Westen); Jung und Alt strömte zu mir, um einen Segen, meinen geheiligten Hauch zu erhalten, als eines Tages ein Graubart, der in der That im Menschenraub und Mord ergraut war, beschleunigten Schrittes zu mir herantrat und in vollem Ernste mir folgende Vorstellung machte: „Schichim (mein Schichim)“ sagte er mir, „wie wäre es, wenn Du an der Spitze einer größeren Armada (Kaubzug) Dich stelltest, damit unter Deiner gegenwärtigen Leitung ein Einfall in größtem Maßstabe ins Land der persischen Schützen unternommen werde? Für tausendtausend Vangen stehe ich Dir gut. Eisenne Helmen und feurige Pferde könnten mit Gottes Hilfe gar vieles anrichten.“ — Und nun mein Wohl der Feste, ich hätte diesen Vorschlag nur mit dem Scherze hingenommen, welcher ihm gebührt? Nein, die Worte des grauen turkomanischen Wolfes machten mir einige Bedenken. Ich zog nämlich die beispiellose Anarchie des persischen Heerwesens in Erwägung, erzog ferner die Feigheit der persischen Soldaten und ihre unbändige Furcht vor jedem Schatten eines Urturkomanen. Und da ich andererseits den tollen Ungestüm, die Raublust und den Fanatismus der Turkomanen nur zu gut kannte, so durchdrachte mein Gehirn gar bald folgender Gedanke. Galt, wie wäre es, wenn du einen so romantischen Zug unternehmen würdest? Von Schah-Rudern her steht die persische Grenze ganz offen, tausendtausend Turkomanen könnten es ganz getrost mit zehntausend Persern aufnehmen. Und wo nimmst der Schah wohl zehntausend Soldaten in der Eile her? In Teheran würde ich einige außerordentlich italienische und französische Offiziere antreffen, die vielleicht sich mir anschließen würden. Jedemfalls könnte ein Streich nach der Hauptstadt glücklich ausgeführt werden, und es ist gar nicht unmöglich, daß ich, wenn gleich nur auf einige Tage, immerhin in den Besitz des persischen Thrones gelangen könnte! Daß tausendtausend Turkomanen ins Land der Disziplin sich nur äußerst schwer zwingen ließen, daran wollte ich nicht denken. Meine erhabte Phantasie schweifte nur auf den Gesilden mittelalterlicher Geschichten umher, wo unter ähnlichen Umständen Ähnliches vollführt wurde. Das Traumgebilde vom persischen Throne und Scepter schwebte mir, dem armen Bettler, mehrere Tage vor den Augen. Wie verschieden sind wohl meine Ansichten heute! Ich wollte nur beweisen, wie erbig, nahezu kramphast meine Phantasie unter dem Einflusse des unerwarteten Erfolges geworden ist.

Doch ist Asien das Land der unglaublichsten Extremitäten und der bizarrsten Gegenätze der Welt. Während einige in demuthvoller Ehrfurcht mich anstaunten, oder gleich einem Halbgothe bewunderten, gab es mitunter Viele, die nicht so sehr von Erfahrung oder von Erkenntnis meiner fremden Gesichtszüge, sondern ganz einfach durch die romantischen Schwärmereien ihres Geistes und aus Liebe zur Geheimthuerei zu den sonderbarsten, mitunter auch höchst gefährlichsten Ansichten über meine Denkwürdigkeit geleitet wurden. Man wollte in mir bald den Zauberer, dem überirdische geheime Kräfte zu Gebote stehen, bald den Gesandten des mächtigen ottomanischen Kaisers, der mit geheimen unsichtbaren Schritten dem am Zagates bedrängten Jemal zu Hülfe eilt, bald aber wieder einen vermuthlichen Königssohn erkennen, und näherte man sich mir ganz ungehalten, um sich durch offene Fragen über etwaige Zweifel aufklären zu lassen. Was konnte ich in solchem Falle anderes thun, als Unbefangenheit und eiskalte Gleichgültigkeit zur Schau tragen? Da die Fragen häufig wurden, so ward ich in diesen falschen äußerlichen Rundgebungen meines Innern so ziemlich eingeengt; und als später ernstliche Verdächtigungen über meinen europäischen Ursprung und den geheimen Charakter meiner Reise laut wurden, da trat man meine Nerven schon

solcherweise geküßelt, daß das äußerliche Verrathen durch Rämpfe des Innern nicht im Mindesten zu bestärken war.

Ich habe nämlich die nicht uninteressante physiologische Bemerkung gemacht, daß ich nach Verlauf von vier Wochen meines gefährlichen Incognito selbst mit dem besten Willen nicht erröthen konnte. Ich konnte wie eine Statue stehen, die höchstens ihre Lippen zum leisen Gebete bewegt, während mir gegenüberstehende folgendes Gespräch flüsternd, „Ich wette, dies ist ein russischer Espion, der mit Pfeilern alle Berge und Thäler, alle Bäche und Quellen aufschreiben wird, damit dann später die Russen ohne Wegweiser ins Land kommen, um uns unsere Herden und unsere Kinder zu rauben. Im Ghima wird, Dank sei der Vorsehung des Ghans, die Folter schon das Ihrige thun und am Feuer des glühenden Eisens wird es sich wohl zeigen, wie vielstüßiges Metall er sei.“ Bei solchem liebenswürdigen Gesprächs keinen Gesichtsmuskel zu bewegen, namentlich aber mit dem Auge, diesem allermüthigsten Spiegel des Innern, ruhen zu können, ist wohl keine kleine Sache. Ein feiner Zeit bekümmter europäischer Herrscher hatte möglicherweise Recht, wenn er sagte: in mir wäre ein hervorragendes Schauspielertalent verloren gegangen; doch ich hatte den praktischen Erfolg der Gewohnheit, der Gewohnheit, die in der That Unglaubliches zu leisten vermag. In ähnlicher Weise läßt sich auch das Gefühl der steten Todesgefahr erklären. Im Anstange blieb dieses Gefühl wohl fern von mir; doch später, als Sandstürme und Qualen des Durstes die Gefahr des Todes nahe brachten, und namentlich als in der immer zunehmenden Verdächtigungen und in dem steten Mißtrauen des centralasiatischen Tyrannen das Bild des Todes in allen schredlichen Formen sich mir vorjagte, da konnte auch die bleiche Gestalt der Todesfurcht nicht lange ausbleiben.

Wenn auf meinem Zuge durch die hypernische Steppe in der glühenden Atmosphäre der Mittagshunden eine Kata Morgana am fernen Horizonte herumtanzte und meine Gefährten im launigen Lustspiegel hier das Bild von lippigen Auen, von reizenden Schlössern und frisch sprudelnden Quellen, dort wieder das Gemälde kampfender Krieger, gefesselter Persersklaven und vollgeproppter Schmuckkästen entdeckten, — da sah mein Auge nur grauenvolle Foltermaschinen, die meiner gewärtig stehen. Ich sah Leute an den Weinen aufgehangen, wie sie lebendig geschnitten werden, sah das Bild der schauerlichsten Torturen; und mitunter in der weiten, weiten Ferne die Umrisse Konstantinopels und die matten Hügel eines europäischen Lebensbildes. Die Furcht vor dem Tode ist jedenfalls eine schreckliche Pest, die fortwährend zähnefletschend uns angriff, doch macht uns die Gewohnheit im Laufe der Zeit auch mit ihr vertraut. Sie behält zwar auch dann noch das Bild eines Ungethüms, blinkt uns aber nicht Fleisch und Blut, sondern gleichsam unschöpflich, wie in Stein gehauen, holt sie sich tieflich auf uns Schreden einzujaun.

So unangenehm verhielt es sich mit mir gegenüber dem monatelangen Schreden vor dem traurigen Ende meines gesaligen Abenteuers. Es hatte mir, wie bekannt, der Tod von zwei Seiten gedroht: von der unwirthbaren, fuchbeladenen Natur und von der Bosheit der Menschen. Daß unter diesen beiden Feinden der erstere minder grimmig, wohl gleichfalls unverstöhnlich, aber dennoch minder schrecklich war, wird der Leser selbst begreifen. Was ich auf meiner Derwischfahrt an Entbehrungen in Roth, Kleidung und Keintlichkeit mitgemacht, muß mir wohl selber jetzt übermenschlich erscheinen. Ich aß wochenlang schwarzes, ungewürztes, in der glühenden Asche des Kameelädlers gedankenes Brod, das selbst mein Kameel verschmäht hatte. Ich trank stinkendes, bitter-süßes, warmes Wasser, dessen Geruch allein genug war um

dem Europäer Uebelzeiten zu verursachen. Ich watete stundenlang unter einer sengenden Sonne im tiefen Sande mit trockener Kehle und gesprungenem Naumen. Ich lief Gefahr, von heissem Sandregen verschlüht zu werden. Ich hatte mir einmal in der Ghol-Ma-Wüste, als ich nahe dem Verdursten war, das Ende meiner Daunen durch den Tod selbst schmerzlos herbeigewünscht, und dennoch war die Furcht vor dem Tode in den genannten aller möglichsten Gestalten nicht imminet und beharrlich wie in jenem Kampfe, in jenem Klingen, das ich mit dem Argwohn und der Bosheit der Menschen zu bestehen hatte.

Die Schrecken der Natur, wenn noch so unbeschönigt, sie verziehen doch bisweilen und gönnen uns Ruhe; die Bosheit der Menschen aber, sie wird nimmer milde, ist rastlos, ruht weder des Tags noch des Nachts, kennt kein Erbarmen, kein Mitleid. Daß ich mit ihr siegreich den Kampf bestanden und ihren ruchlosen Schlingen entgangen bin, das, man verzeihe meine Unbescheidenheit, will ich mir selber als Verdienst anrechnen. Die theoretischen Vorurtheile des Islams, die Erfahrungen in der Literatur, den Sitten und Gebräuchen verschiedener mohamedanischer Völker und schließlich die Uebung in den türkischen Dialecten waren wohl wirksame Hebel zur Beseitigung großer Schwierigkeiten. An was ich nicht gedacht, was meine Nerven aber ausser Aeußerste abgeknüpft hatte, das waren eben die so kleinlich scheinenden Einzelheiten der alltäglichen Lebensweise, deren Beobachtung mir am härtesten fiel. Ich mußte vor allem jeden Mangel meines Gesichtes bemerken, um seine Spur von besonderer Aufmerksamkeit, Aufregung, Negerdeie und Verwunderung zu verhaften. Ich mußte mich hüten, beim Sprechen, beim Essen, beim Gehen jene Oscillationen zu gebrauchen, die den Stodasiaten fremd scheinen konnten; und da ich einmal hörte, ich habe im Schlafe irgend eine ganz fremd klingende Sprache gesprochen, blühte ich mich in der Zukunft in später Abendstunde zu essen, um den Folgen des Alptrübsens oder tiefer Träume zu entgehen.

Wie weit ich mir in diesem Prozesse der Assimilation Gewalt anthat, und wie weit es mir auch gelungen, das verseht mich selber in Stammen. Namentlich tritt mir sehr häufig jener Tag in Erinnerung, an welchem wir das unweit Bodhara gelegene Orab Doh-e-dine, das eigentliche Ziel meiner Reise, erreicht hatten. Ich stand mit meinen Reisegefährten von 8 Uhr Morgens bis spät Abends vor dem Ruhorte dieses turkistanischen Erzheiligen. Man betete, sang, schrie wild auf, schluchzte und weinte bittere Thränen; und daß ich selbst stundenlang mitweinen konnte, und ohne die kleinste Ergreiftheit des Innern einen Strom heißer Thränen bekam, das ist mir silberwag noch heute auffallend. Bei religiösen Discussionen ein langes, frommes Gesicht zu schneiden, bei den Zauberformeln, Rauchspenden u. sich ein möglichsterweife geheimnißvolles Aussehen zu geben, ist im Grunde genommen, wie es die Erfahrung auch bei uns im christlichen Abendlande, wo solche Incognitorollen lebenslang gespielt werden, leicht, nicht besonders schwer. Doch Thränen aus purer Nachahmung und noch dazu stundenlang fließen zu lassen, das kann nur von der geistlichen Nothwendigkeit, nur vom heftigen Kampfe um das Leben vollbracht werden.

Von öthlicher Beschaffenheit war meine Gemüthsbeugung als ich mich gegenüber den Tyrannen Mittelsiens, namentlich dem Chan von China, dem Emir von Bodhara und deren eiserbesessenen Schergen befand. Ich wurde, wie aus meinem Reisebüchern genügend bekannt, an allen diesen Orten mit dem stärksten Mißtrauen empfangen. Man forschte und grübelte, man gab sich Mühe zu errathen und zu entdecken und der Ausweg des Kampfes machte mich natürlich nervös und besorgt. Meine Zunge, meine gewalti-

same Selbstbeherrschung konnte lange jeden feindlichen Stieb des Verdachts mit Geheiß pariren. Ich glaubte schon geborgen zu sein, als mein ethnographischer Bericht, nämlich die unter einer dichten Aufnahmestruße noch immer europäisch gebliebene Physiognomie, schmatz und das glückliche Cubertal tat zweifelhaft machte. In den ersten Momenten meiner Audienzen waren alle meine Sinne dernaheen angeengt, ich war mit der regelrechten Durchführung meiner Rolle so beschäftigt, daß ich an meine ursprüngliche Individualität gar nicht denken konnte, und sah demzufolge nur sehr wenig davon, was um mich herum vorging. Als die ersten Momente des lebensgefährlichen Schauspiels vorüber waren, und ich zur Ueberzeugung gelangte, daß die betreffenden Künstler sammt ihrer Umgebung in den dichten Nebel der Täuschung glücklich eingebüßt waren, da pflegte ich mich auf meinem Kothurn zu erheben, blühte stolz umher und konnte mich nicht des Gedankens erwehren: wie schauerlich und wie schnell mein Ende herannahen würde, falls einer der mich umringenden Kerle nur eine leise Ahnung von meinem eigentlichen Charakter hätte! —

Dieses waren gleichsam die Pausen des höchst gefährlichen Spieles, denn ich mußte bald wieder alle Hebel in Bewegung setzen, um jene Verböde, die zu meiner Entlassung veranstaltet wurden, in einen moßwollenen und hülreichen Empfang umzuwandeln. Am schwersten und häufigsten waren diese Insinuationen in Bodhara, in diesem Stige der abgecinimtesten Schatzkerei; denn weniglich der damals machthabende hohe Beamte des Emirs in seinem prästern Berlekre mit den Küssen zu dem Staatsrathe von Xantenau gesagt hatte, er habe den Tawisch sofort erkannt, und ihn nur seiner reichen Kenntnisse und hohen religiösen Wissenschaft halber verdonkt, so kann ich nicht umhin, dies gradebenwegs als eine Lüge zu bezeichnen. Rathsmagungen konnte er wohl gehabt haben, doch schloß es ihm an einem Halbpunkte, mich zu verdammen und dem Berberben preiszugeben. Hätte ich nur den kleinsten Flecker in der Auslegung des einen oder andern Religionsgesetzes begangen, möchte ich jetzt gewiß nicht der angenehmen Pflicht nachkommen können, den geehrten Lesern des „Globus“ diese Abschnitte meiner Autobiographie mitzutheilen.

Doch es ist Zeit, daß ich, was ich in langen Ausführungen über die Beschwerden und die Kämpfe meiner Incognitorolle mitgetheilt, recapitulire. Daß schließlich die noch so sehr gestählten Nerven sich abspannen, und daß die Gesundheit des Körpers, der im Grunde genommen weder Stein noch Granit, sich erschüttern mußte, wird jedermann einleuchtend sein. Möglich, daß diese Abspannungen mich auf die erlangten Erfahrungen meiner Reise mit Wenigthuung zurückbildeten ließen und daß ich demzufolge deren Werth überschätzte. Doch wagte ich in Samarkand das Spiel nicht weiter fortzusetzen, und den unrichtigen Plan, von hier weiter die nach Peking vorzudringen, aufzugeben, beschloß ich, meine Rückreise nach Persien anzutreten.

Da ich mich hier von meinen Gefährten trennen mußte, so kann ich nicht umhin, ihnen einige Worte der Anerkennung zu widmen. Herr von Chanloff sagte mir einmal, der Spaß wäre mir deshalb gestillt, weil unter den Gefährten sich kein Bodhariote befand. Der gelehrte Russe hat mit dieser Behauptung nicht ganz Unrecht; denn mit Ausnahme eines Tabchitsa und Chohschend, der jahrelang in Bodhara gelebt hatte, und der mir in der That sehr arg an den Leib ging, hatten meine übrigen Reisegefährten, zumist aus Chohland und Kaschgar gebürtig, mir nur Freundschaft, Liebe und echten brüderlichen Schutz angedeihen lassen. Das unter solchen Umständen der Abschied von ihnen mir schwer fiel, ja mir tagelang blütere Stimmung verursachte, ist leicht be-

greiflich. Ich habe seit der Zeit meiner Reise Gelegenheit gefunden, Hafschiz-Bilal, meinem Hauptmentor, einige Worte des Dankes zukommen zu lassen. Der gute Mann befindet sich jetzt in Mekka, wo er seine Lebensstage beschließen will und hat schon einmal mit einigen freundlichen Zeilen sich

meiner erinnert. Als man ihm sagte, er habe an mir, als einem Pseudomostenim, seine Güte verschwendet, lachte der alte Mann auf und meinte, er kenne Reschid Efendi zu gut; er ist eben in Europa, wo er die Rolle eines Pseudochristen spielt; „schließlich wird er doch dem Heile anheimfallen.“

Das vorarische Volk der Brahui in Beludschistan.

R. K. Dr. Vellaw, ein Arzt, welcher sich Augenblicklich als Mitglied der englischen Gesellschaft unter Forsyth im Reiche des Kalat Gasi befindet, hat kurz vor Antritt seiner Reise die Beschreibung einer im Jahre vorher unternommenen Wanderung erscheinen lassen unter dem Titel: „From the Indus to the Tigris. A narrative of a journey through the countries of Belochistan, Afghanistan, Khorassan and Iran in 1872.“ Schon 1857 hatte er an der englischen Mission nach Kandahar Theil genommen und über dieselbe, sowie über die Sprache der Paschtu (Afghanen) geschrieben. Bei der zunehmenden Wichtigkeit der durchstreiften Gebiete *) — ein Land, welches, wie Persien, anfänglich Eisenbahnen zu bauen, thut damit gewissermaßen den ersten Schritt, sich europäischer Cultur zu erschließen — wollen wir einige Schilderungen des Engländers, ergänzt durch Forschungen Anderer, mittheilen und zwar zunächst über die Brahui, einem ringum von indogermanischen Völkern umgebenen Rest vorarischer Bevölkerung im Osten Beludschistans.

Schon sehr früh geschieht der Vorfahren dieses Volkes Erwähnung und zwar in einer der interessantesten und ältesten ethnographischen Urkunden, jener Herodotischen Beschreibung des buntfarbigen Völkergewimmels, welches das Reich des Großkönigs Xerxes im nordern Kleinasien selbst und den entferntesten Provinzen des Reiches zusammengebracht hatte, und über welches derselbe im Frühling des Jahres 480 v. Chr. auf der Ebene Doriscus an der Mündung des Hebrus, der heutigen Mariça, Heerschaft hielt, ehe er damit Hellas zu überfluthen und zu erdrücken gedachte. Dort im siebenten Buche Cap. 70 führt Herodot zwei Arten von Kethiopen oder buntfarbigen Menschen auf, asiranische, den Griechen wohl bekannte, und asiatische aus Gebirgen — sagt er — bildeten mit den Andern ein Corps; von den

anderen unterschieden sie sich im Aussehen in Nichts, als in Sprache und Haarwuchs. Denn diese orientalischen Kethiopen haben glatte, schlichte Haare, die asiranischen dagegen das transeise Wollhaar unter allen Menschen. Sie waren ganz wie die Aöner bewaffnet, nur trugen sie auf dem Kopfe Stürzhüte von Pferden, welche mit Öhren und Nähnien abgezogen worden waren. Die Nähnien dienten als Helmblüthe und die Pferdeohren standen gerade in die Höhe, und ihre Schilde waren mit Kranichfüßlen überzogen.*

Unzweifelte Nachkommen dieser Kethiopen sind nun die heutigen Brahui, welche bis jetzt, wenn auch nicht ihren sonderbaren Kopfschmuck, so doch ihren körperlichen Typus bewahrt haben.

Sie sind von mittlerer Größe oder darunter und von schwarzbrauner Farbe, von breitem Gesicht und hohen Backenknochen. Schon dadurch unterscheiden sie sich von ihren Nachbarn, den arischen Beludschien, welche fast alle schlank, hochgewachsen und von herculischem Körperbau sind und lange Gesichter haben. Rinn- und Schnurrbart ist zwar und spärlich, dafür aber der Schädel mit einem Busche langer, geflochtenen, meist pechschwarzer Haare bedeckt; die Augen sind schwarz und blühend. Der Körper ist unterseits, die Knochen sind kurz und dick. Im Kandahar sind sie fleißig und arbeitsam, auch sonst abgehärtet; nur den schneidenden Nordwinen, welche im Winter über ihr Land hinstürmen, suchen sie auszuweichen, und öfter als ein Mal mußte der Engländer ihre Verwunderung darüber mit anhören, daß er gerade im Januar reife und sich aller dann herrschenden Unbill des Wetters aussetze. Vortreflich ertragen sie dagegen die Hitze, welche namentlich auf der Ebene Katscha Chandava gegen das Industhal hin einen hohen Grad erreicht. In unzählige Stämme oder Chel getheilt, ziehen sie mit Weib und Kind, mit Zelten und Viehherden herum und wechseln ihren Aufenthaltsort je nach der Jahreszeit; nur wenige sind dauernd ansässig und Ackerbauer. Namentlich Fleisch lieben sie über Alles und verschlingen es halb roh und ungeschlagen; die Rälte auf den Gebirgen, sagen sie, erfordert die Nahrung. Ihre Kleidung besteht Jahr aus Jahr ein in einem weiten, weißen Hemde und ebensolchen Beinleidern aus dickem Camelot, und das Haupt wird von einer kleinen Zenglappe bedeckt. Abgesehen von ihrer Gefräßigkeit ist ihr Charakter ein vortreflicher; die Fehler der Beludschien, Graufamkeit, Geiz und Rachsucht, haben sie nicht; sie sind gastfrei, treu und dankbar.

Von letzterer Eigenschaft erfuhr Dr. Vellaw ein hübsches Beispiel. Draußen vor dem Zelte hörte er wie Jemand darß und heftig nach dem fränkischen Arzte fragte, und sogleich trat er hinaus und stellte sich als solchen einem wild aussehenden Brahui vor, über dessen Nase und halbes Gesicht sich die Narbe eines Adelsiebes hingog. „Dich suche ich nicht!“ war seine rasche Antwort; „wo ist der Doctor von Chosdar?“ (ein kleiner Ort, wo der Reisende mit einem Dr. Bowman zusammengetroffen war). „Der ist

*) Persien und seine Grenzländer im Osten, Afghanistan und Beludschistan, gewinnen seit Auszug eine größere Wichtigkeit in der Völkergeschichte, und dieser Umstand zeigt sich sofort auch in der vermehrten geographischen Literatur. Die Beschreibung der Reisen kurz im „Globus“ (Bd. XXIII, S. 96 und 220) erwähnten Reisen englischer Offiziere im Osten Persiens und namentlich in Sistan soll als officieller Bericht bei Macmillan in London erscheinen. Der Geolog Blanford wird darin seine geologischen Untersuchungen über die Grenzen zwischen Schistan und der Grenze von Beludschistan und über das Gangesgebiet geben, sowie die Ruinen bezeichnen, welche insofern von Wichtigkeit ist, als dort die Grenze zwischen europäischen und indischen Formen sich knüpft. Major St. John wird über seine geographischen Aufnahmen berichten und Major Robert über die Grenzen von Sistan die Mittheilung. Originalkarten und Abbildungen werden nicht fehlen. Für den Norden steht ein Werk des Colonel Walter und Lieutenant Gill in Aussicht, welche im Norden Khorassan reisen und von Dergah aus das Mittelmeer erforschen. Und damit auch der Westen nicht leer ausgehe, so nähern sich die umfangreichen, fleißigen Aufnahmen Professor Hausknecht's in Turkestan, Kaschgan, Baktrien u. s. w., welche mit Hilfe der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gravirt werden, ihrer Vervollendung im Druck.

nicht hier, er blieb in Chosbar.“ — „Gut, Dich brauche ich nicht; nur ihn wollte ich sehen!“ Sprach's und drehte sich um zum Vergehen. „Halt doch, vielleicht kann ich Dir helfen.“ — „Nein, ich wollte ihn nur für seine Güte danken, weil er meine Wunde im Gesicht curirt hat.“ Und ehe der Engländer noch weiter fragen konnte, war der Brahui eben so rasch, wie er gekommen, wieder davon geritt.

Später stellte es sich heraus, daß dieser Brahui im Dienste des Chans von Kelat vor einigen Monaten im Kampfe gegen Rebellen jenen Hieb bekommen hatte, welcher Nase und Oberlippe dergestalt lockerte, daß beide nur durch einen dünnen Hautstreifen mit dem Gesichte zusammenhängen und über den Mund herunterklappen. Er drückte alsbald die Hautlappen wieder an, band das Ende seines Turbans um das Gesicht und ritt nach Chosbar zu, 70 englische Meilen weit, wo er Dr. Bowman traf und von diesem glücklich geheilt wurde. Jetzt hatte er von einem vorbereitenden englischen Arzt gehört und war eine weite Strecke geritten, um seinem Wohltäter zu danken, — und als er ihn nicht fand, kehrte er sofort heim, um noch vor Abend sein Dorf wieder zu erreichen. —

Von ganz besonderm Interesse sind die Steinbauten, welche dieses Volk bis auf den heutigen Tag zum Andenken an Familienergebnisse errichtet, und welche Dr. Vellou auf dem ganzen Wege, den er durch ihr Land nahm, bemerkte. Sie zerfallen in zwei Hauptgattungen und feiern sehr verschiedenartige Begebenheiten: die einen, Tschap genannt, erinnern an Hochzeiten dieser Nomaden; die anderen, die Tscheda, sind Denkmäler für diejenigen, welche ohne Nachkommenschaft sterben.

Der Tschap ist ein Kreis aus flachen, neben einander gelegten Steinen, in dessen Mittelpunkt ein 1 bis 2 Fuß hoher Stein aufrecht steht und dessen Durchmesser von 10 bis 30 Fuß wechselt. Hunderte solcher Steinkreise bedecken jedes Stück ebenen Bodens auf den Wegen, welchen die Brahui alljährlich beim Wechsel ihres Aufenthaltes entlang ziehen. Bei manchen ist die ganze Fläche mit platten, dicht neben einander gelegten Steinen bedeckt, gleichsam gepflastert, und bei noch anderen läuft von der Peripherie aus ein etwa 30 Fuß langer, 2 Fuß breiter ebenso gepflasteter Weg aus, an dessen Ende wiederum sich ein aufrecht stehender Pfeiler erhebt.



Diese Denkmäler werden — so erzählte man dem Engländer — genau an demselben Platz errichtet, wo die Tänze aufgeführt wurden, die einen Hauptbestandtheil der Hochzeitsfeierlichkeiten ausmachen. Der aufrecht stehende Steinpfeiler bezeichnet die Stelle des Musikanten, die Platten der Peripherie den Kreis der Tänzer, welche bald einzeln hüpfen, bald innsammt in gemessenem Schritt sich nach der Musik drehen, deren Rhythmus sie mit Händeklatschen begleiten. Letzteres heißt in ihrer Sprache Tschap, und daher der Name der Ringe. Mitunter wird auch dafür der Schwertertanz aufgeführt, wobei man anstatt die Hände zusammenzuschlagen blanke Säbel schwingt.

Der Tscheda ist ein Pfeiler von 8,12 oder mehr Fuß Höhe und einem Durchmesser von 3,4 Fuß oder darüber, von cylindrischer Form und sorgfältig aus einzelnen Steinen dicht gefügt. Oben endet er in eine Kuppel, aus deren Spitze ein einzelner Stein gerade aufsteigt. Die Basis ist eine kleine, quadratische Plattform, die sich wenig über den Boden erhebt. Diese Bauten stehen meist auf einem vorspringenden Felsen, welcher die Straße beherrscht, oder auf der kleinen Answelung einer Ebene. Nur ein- oder zweimal fand Vellou 4 bis 5 nahe bei einander; meistens sieht man sie nur einzeln und in bestimmten Zwischenräumen. Sie gleichen kleinen Töpen, wie sie sich im Thale von Peshawar und Jussufi (Landchaft nordöstlich von Peshawar) finden. Sie werden solchen Stammesgenossen, die ohne Nachkommen sterben, zu Ehren errichtet; die Verwandten derselben pflegen den Jahrestag des traurigen Ereignisses durch Schenkungen an den Familienpriester und durch ein Fest für den Stamm zu feiern, und beißes findet, wenn irgend möglich, bei dem Denmal selbst statt. Oft werden diese Ceremonien auch bis zu der Zeit aufgeschoben, wann

der Stamm auf seiner jährlichen Wanderung in die Nähe des Denmals gekommen ist.

Ja, selbst seine Tempel machte sich dies Volk aus den von der Natur ihm dargebotenen Steinen; dieselben werden in einer Weise neben einander gelegt, daß sie fast wie das angefangene Fundament einer Basilica aussehen. Das Halbmond bezeichnet die Richtung nach Mekka hin — denn die Brahui sind alle Sunniten.



Einst hatte dies Volk weit größere Gebiete inne als jetzt. Als Alexander der Große von seinem indischen Kriegszuge heimkehrte, durchzog er im Westen der Indusmündung zuerst das Gebiet der Arabii und Drita, die noch indisch sprachen und in den heutigen Kandachstan Kus und Arzu zu suchen sind, deren eine den alten Namen bis heute bewahrt zu haben scheint. Dann aber folgten Methiopien, die hauptsächlich vom Fischfang lebten und sich Flüssen aus den Kippen gestrandeter Gelacien errichteten, wie Strabo erzählt, und Gedrosien, den Bewohnern des Indusdals wie Karmaniens fremd, die Vorfahren der Brahui. So weit heute Beludschistan gegen Westen reicht, so weit hausten damals ihre Vorfahren. Erst um das Jahr 1600 rief der einheimische Herrscher von Kelat die arischen Beludsch zu Hülfe gegen die Afghanen, und von da an datirt das Vordringen der Beludsch und das Zurückweichen der Brahui gegen Osten.

Aus allen Erdtheilen.

Ueber Handels- und Verkehrssprachen in Nordamerika.

San Francisco, 3. Februar 1874.

Im „Globe“ Bond XXIV. finde ich einige Artikel von Dr. Hermann Brunnhofer in Narau „über die Cultursprachen und die Sprachherrschaft“. Beim Durchlesen fielen mir verschiedene Stellen, welche sich besonders auf die westliche Hälfte von Nordamerika beziehen, als nicht ganz richtig auf. So wird z. B. S. 88 gesagt: „Im nördlichen Mexiko, in Arizona und Sonora, zwischen dem Golf von Californien und dem abern Kaufe des Rio Grande del Norte, hat sich die Sprache der Pimas zur Geltung einer dort allgemeinen Verkehrs- und Handelsprache erhoben. In einzelnen Theilen Südamerikas, namentlich in Peru, bildet die Sprache der Mayas eine Verkehrssprache.“ Hierauf möchte ich entgegen: erstens, daß die Pimasprache nicht bis an den Rio Grande del Norte gesprochen wird; doch zweitens dieselbe ausschließlich nur von den Pimas selbst und den ihnen verwandten Papagos und ein paar anderen kleinen Stämmen gesprochen wird, und daß drittens sie weder als Handels- noch als Verkehrssprache benutzt wird, da fast sämtliche Eingeborenen jener Gegenden das Spanische verstehen und sprechen, und daß daher gerade die letztere die eigentliche Verkehrs- und Handelsprache ist.

Was die Mayasprache betrifft, so ist sie, wie bekannt, die Ursprache der Bewohner Yucalans und erscheint in mannichfaltigen Verzweigungen durch fast ganz Guatemala, San Salvador, Chiapas, Tabasco und selbst in Vera Cruz, jedoch meistens so verkommen und verändert, daß die Indianer der verschiedenen Länder sich nicht unter einander verstehen. Von der Mayas als einer Handels- oder Verkehrssprache kann gar keine Rede sein. — Unter den Wilschprachen, die angeführt werden, hat Herr Brunnhofer den Slave-Jargon, welcher in Alaska gesprochen wird, ausgelassen. Derselbe ist wirklich in der dortigen Gegend eine Handels- und Verkehrssprache und besteht aus einem Gemisch des Estimo-Idioms mit denen der Kuskis, deren Kachibaren und dem Kuskischen. Zu derselben Kategorie gehört auch das Reger-Glisch der Befindlichen Inseln.

Auf Seite 185 wird gesagt: „Auch die aztekischen Priester bedienten sich einer nur ihnen verständlichen Sprache.“ Wo Herr Brunnhofer dieses gelesen hat, weiß ich nicht, möchte aber gern etwas Näheres darüber wissen. Keine der besten und ältesten Aztekischen, welche mir kämmtlich zu Gebote stehen und die ich in den letzten drei Jahren sehr studirt habe, enthalten eine derartige Auslage. Weder Sahagun, Acosta, Ovando, Torquemada, Herrera und andere erwähnen davon etwas. Die Priester führten wohl ihre eigene Kunzzeichenrechnung, im Gegesatz zu der temporären Solarrechnung, doch das ist Alles. Die paar Worte „Tuloniön Huiuloloz“, die Alexander v. Humboldt in seinen Vues des Cordilleres, nach Pedro de los Rios, erwähnt, als in Gholalo beim Götterdienst gebraucht, und welche von Niemandem verstanden wurden, beweisen noch keine separate Rindensprache, denn Humboldt selbst nennt sie nur Ueberrreste einer verlorenen antiken Sprache. Obgleich ich auch in manchen anderen Punkten von den Ideen des Herrn Brunnhofer abweiche, so habe ich doch hier nur obige Facta berichtigen wollen, und samme wohl gelegentlich noch einmal auf denselben Artikel zurück. Albert Goldschmidt.

Aus Brasilien.

In der Provinz Goyaz hat ein in Brasilien eingebürgerter Franzose, Dr. Des Genettes, eine geognostische Reise gemacht. Als höchster Punkt stellte sich der Pyrenäenpit her-

aus; derselbe hat 2932 Meter Höhe und liegt unter 15° 48' S., 79° 16' O. von Rio de Janeiro. Auf ihm liegen die Quellen zweier Hauptflüsse der Provinz; der Sorumbá fließt nach Süden zum Paranaíba, der Almas gen Norden zum Tocantins, also zum Amazonasstrom.

Unweit von Rio Clara, in der Provinz San Paula steht ein mächtiger Felsblock aus, dessen Stamm 8 Meter im Durchmesser hat, 25 Meter im Umfange. In dem durch Feuer und Alter höhl gewordenen Stämme können 20 Paar Länger sich bewegen und es bleibt noch Platz für die Spielleute und zwei mit Gerischnungen besetzte Tische.

Für die Stadt Morcia ergab die jüngste Zählung 28,703 Einwohner. Davon waren 4278 Sklaven und 1116 „Ausländer“, nämlich 805 „Afrikaner“, 214 Portugiesen, 17 Spanier, 13 Deutsche, 11 Franzosen u. Unter 4651 qualifisirten Kindern von 6 bis 15 Jahren besaßen nur 1296 die Schulen.

Die Provinz Ceará ist längere Zeit durch Mörder und Räuber schwer heimgesucht worden, bis der Administrator Dr. Oliveira Noriel ins Amt kam und mit so preiswürdigem Nachdruck zu Werke ging, daß er binnen wenigen Monaten mehr als 300 Verbrecher einsperren lassen konnte. Sie wurden verurtheilt, abgeurtheilt und nach dem Willkür des Gesetzes bestraft. Manche sind dabei um einen Kopf kürzer geworden, aber die rechtschaffenen Leute in Ceará sind nun vor Mord und Raub sicher. Werden die „Gegner der Todesstrafe“ nicht etwa ein Gesetzt über die Hinrichtungen erheben? Oder lag ihnen doch einmal der gesunde Menschenverstand, daß man Mörder von Handwert, die auf der weiten Welt doch zu gar nichts nütze sein können, im Interesse der Gesellschaft tödten soll?

Ostindien.

Die ganze Bahnstrecke von Madras bis Bombay ist ohne Unterbrechung soeben bei Vollendung der colossalen Roadways über den Fluß Rikna, dessen Bau in 33 Monaten vollendet wurde. Er ist etwa 1200 Meter lang, hat 36 Jochspannungen und bildet ein würdiges Nebenflüßchen zum Ebadur über den Tapli bei Hojhal. Mehr als 4000 Tannen Eisen sind zu dem Bau verwandt worden.

Ueber die Sterblichkeit unter den europäischen Soldaten in Indien hat ein Capitän Galtan bemerkenswerthe Angaben veröffentlicht. In früherer Zeit kamen auf 1000 Mann im Jahre 69 Sterbefälle. Die englischen Truppen zählten 1854 nur etwa 30,000 Mann, 1873 etwa 62,000. Wenn nun davon ein tausend würden, so würde das jährlich einen Abgang von 4278 Mann ergeben, und man könnte etwa eben so viele Krone annehmen, die als dienstunfähig nach Europa zurückgeschickt und von dort durch eine gleiche Anzahl ersetzt werden müßten. Glücklich der Heile hat sich das Verhältniß sehr zum Besten geändert. Im Jahre 1859 wurde eine Commission niedergesetzt, welche die Ursachen einer so beunruhigenden Sterblichkeit erforschen sollte. Aus ihren Berichten geht unter anderem Folgendes hervor. Im Jahre 1871 hatten in der Armee von Bengalen nur 17,8 von 1000, und zwar 8,8 an jymatischen, 8 an Brustkrankheiten und 6 aus verschiedenen Ursachen. Derselben Zahlen ergeben also gegen früher eine Verbesserung von 51 auf 1000, sage von 3182 Mann im Jahre für eine Armee von 62,000. Von diesen 17,8 Sterbefällen könnten manche bei gehörigen Vorbeugungsmitteln noch vermieden werden. Aber schon jetzt haben Abmagerungen, Keimlichkeit in den Crisikassen, gute Einrichtung in den Casernen namentlich in Bezug der Aborte und gutes Trinkwasser sehr günstig eingewirkt. Bezeichnendwerth erscheint, daß gerade solche Soldaten der eng-

lich-indischen Armee am gesundesten sind, welche man beim Strohhau verwendet. Die Gesundheitscommissionen haben ein sehr beschwerliches Amt; jene von Bengalen z. B. bildet die Sanitätsbehörde für 70,000,000 Menschen, jene der Präsidentschaft Bombay für etwa 60,000 Christen.

Die Volksmenge in Assam nimmt zusehends ab, weil in manchen Gegenden der Brauch allgemein ist, die Mädchen nach der Geburt zu tödlen. Dieser abscheuliche Brauch ist bekanntlich auch in den Nordwestprovinzen vielfach vorhanden, hier aber nimmt der Kindersterblichkeit sehr ab und die britische Regierung tritt streng gegen denselben auf.

In Britisch-Indien, mit Einschluß von Britisch-Birma, sind im Jahre 1873 an Zeitungen und Zeitungsblätter 315 erschienen, davon 68 englische, 36 mit englischem und zugleich einheimischem Text, 211 in verschiedenen Sprachen der Eingeborenen.

* * *

— Der bekannte russische Reisende Pjelowski, welcher China, Tibet und die Mongolei drei Jahre lang bereist, ist unlängst nach Petersburg zurückgekehrt und beschäftigt sich jetzt mit der Herausgabe seines interessanten Reiseberichtes. Aus der in Jersutsk erscheinenden Zeitung „Eröbr“ erfahren wir, daß Pjelowski auf seiner Rückreise eine Zeilung in Jersutsk verweilt und dort mehrere Vorlesungen über China hielt, welche allgemeines Interesse erregten. Der erste Theil dieser Reise, betitelt: „Die Mongolei und das Land der Tanguten“, soll noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

— Die Länge des gesamten Sibirienneiges in Rußland betrug zu Anfang vorigen Jahres 13,217 Werst. Im Laufe des Jahres 1873 wurden neue Vizen in der Länge von 1784 Werst eröffnet, worunter jedoch 600 Werst nicht eingestrichelt sind, welche zwar fertig, aber bis Ende des Jahres der öffentlichen Benutzung noch nicht übergeben wurden. Mit 1. Januar laufenden Jahres beträgt schon die Gesamtlänge der Eisenbahnen in Rußland 15,001 Werst.

— Die ergiebigen Petroleumquellen in Galizien befinden sich im Südwesten am Nordabhang der Karpathen in der Umgebung der Städte Rosno, Gorlice und Lissa. Mit Gewinnung des Petroleums beschäftigen sich circa 600 Unternehmer, von denen manche sehr bedeutende Capitalien in diesen Industriezweig hineingekastet haben. Diese Unternehmer beschäftigen in den Petroleumgruben und Refinirfabriken 6000 Arbeiter und 160 Beamte und technische Leiter. Die jährliche Production beträgt 16 Millionen Carree Petroleum, was ein Capital von circa 5 Millionen Gulden repräsentirt. Diese Ziffer beweist hinlänglich, welche Stille von Petroleum Galizien besitzt und in anderen Verhältnissen würde man leicht diesen Reichtum veranschaulichen können. Leider fehlt es aber an entsprechendem Capital zur Hebung dieses wichtigen Industriezweiges, ferner an nöthigen Maschinen und Geräthen, sowie tüchtigen Ingenieuren und Technikern, welche die Gewinnung des Petroleums energisch und in großem Maßstabe betreiben möchten.

— Die in Sibirien erscheinenden Blätter beschäftigen sich jetzt sehr mit der Frage der Gründung einer Universität in Sibirien selbst (waron es noch bis heute fehlt), indem sie von dem Standpunkte ausgehen, daß die dortigen Einwohner behufs höherer Ausbildung sich nach Moskau begeben müssen. Da aber die Reise dahin sehr weit und der Aufenthalt in diesen Städten sehr kostspielig ist, so können selbstverständlich doch Wohlhabende die dortigen Universitäten benutzen.

— Samuel Vaser wird nach seiner mißlungenen Expedition nicht wieder an den oberen Nil und in die Aequatorial-

seen zurückkehren. Von Unternehmung der Regier in jenen Regionen kann keine Rede sein; aber der Vicekönig von Aegypten will den Schin retten und die Welt soll glauben, daß er tief im Süden Herr und Schlichter ist. Aber der Spieß wird nun umgedreht. Vaser jagt als Herrfürst ins Land der nackten und halbnackten Völker, um ihnen einen Baumwollencultivir abzuwingen; jetzt will man frische Eroberungen machen. Am vorigen Jahrestag landete in China ein Oberst Gordon auf, welcher eine Anzahl europäischer Abenteuerer anwand und dem Kaiser des Blumentreiches beim Veginnen der Taipingrebellien half. Dieser Condottiere ist nun in Aegypten aufgelaufen und ist mit dem Ghebie einig geworden. Er wollte im Laufe des Monats März nach dem oberen Nil aufbrechen und eine Bedienung von nur 200 Mann Soldaten mitnehmen; auf Eroberung sei es bei dieser Expedition nicht abgesehen. Er wird nur dem Vicekönig selbst verantwortlich sein; der Gouverneur von Chartum hat Befehl, ihn auf sein Verlangen zu unterstützen. Kanonen nimmt er nicht mit, nur, des bequemeren Transportes halber, eine Mitrailleuse. Von Chartum wollte er am 18. März seinen Zug antreten; zwei junge Engländer, Kufel und Ansan, haben sich ihm angeschlossen. Ueber den eigentlichen Zweck des Unternehmens haben wir noch keinen Aufschluß gefunden.

— Ueber die Auswanderung französischer Canadianer nach den Vereinigten Staaten, die sehr beträchtlich war, haben wir dann und wann eine Notiz gegeben. Jetzt lesen wir, daß eine Rückströmung stattfindet. In Folge der Gewerks- und Handelskrisen in Newyork, Massachussetts und überhaupt in Rußland sind viele tausend Canadianer beschäftigungslos geworden, und bis Ende 1873 waren mehr als 40,000 in die alte Heimath zurückgekehrt. Die Regierung von Quebec will einen Theil derselben in den ständigen Regimen Untercanadas annehmen; es ist ihnen auch freigestellt worden, nach dem Meiderer und an den Winnipeg zu gehen, also nach Manitoba, und dort Anpflanzungen zu gründen. Da aber die meisten dieser einst verlorenen Söhne“ Fabrikarbeiter waren, ja begreift es sich, daß viele in den canadischen Manufakturen, Häfen, z. B. Sherbro und Hull, oder in Quebec, Montreal und Ottawa, ein Unterkommen suchen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß Canada in der neuen Zeit aus Frankreich eine größere Anzahl von Einwanderern erhält als in früheren Jahren; 1873 hat die Ziffer gegen früher sich verdoppelt; in Jahre schiffen sich 2083 Personen nach Quebec oder Halifax ein. Davon waren 1 Engländer, 8 Polen, 19 Deutsche, 57 Schweizer, 85 Niederländer, 132 Italiener, 211 aus Elß und Kärthringen, 1570 Franzosen, wovon 1422 aus der Bretagne, der Normandie, den Ardennen, Savoyen u. s. Von jenen 2083 sind etwa 200 als Arbeiter in den Kohlengruben in New-Hampshire geblieben, die anderen gingen nach Untercanada.

— Die Junglerninseln (Westindien), unter welchen Tortola die größte ist, haben nach der Zählung von 1871 eine Bevölkerung von 6651 Köpfen. Binnen zehn Jahren waren 751 mehr geboren als gestorben. Auch dort zeigt sich, daß die Antillen mehr und mehr den schwarzen Leuten verfallen und daß die Weißen weichen. Seit der Zählung von 1861 haben die letzteren sich um 368 Köpfe vermindert und gegenwärtig leben auf dieser Glandgruppe nur noch 123 Weiße. — Dominica, eine andere Antillensinsel, zählte 27,178 Bewohner im Jahre 1871; sie haben sich binnen zehn Jahren um 2113 Köpfe vermehrt. Mehr als 24,000 sind katholisch, denn das Island war früher französisch und die dortigen Regier sprechen das sogenannte französische Creolisch. Der amtliche Bericht klagt über mangelhaften Schulbesuch, da die 17 Unterrichtsanstalten von nur 654 Schülern besucht werden.

Inhalt: Wanderungen an der Westküste von Afrika. II. (Mit fünf Abbildungen). — Der Jafuter Volkskampf in Sibirien. Von Albin Kohn. I. — Hermann Samberg's Jugendwanderungen. III. (Schluß). — Das vorjährige Wall der Propheten in Bewaldhien. — Aus allen Erdtheilen: Ueber Handels- und Verkehrssprachen in Nordamerika. — Aus Brasilien. — Chindien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction: 10. März 1874.)

Herzabgegeben von Karl Antner in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bierweg in Braunschw. Druck und Verlag von Friedrich Bierweg und Sohn in Braunschw.

Musirle Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.

N^o 15.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3ⁿ

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Wanderungen an der Westküste von Afrika.

III.

Elmina und die anderen Factorien an der Goldküste. — Zur Geschichte der Krieger. — Feindselige Haltung der Engländer; ihre Begünstigung der Fanti. — Verschiedene Arten von Eid. — Das gefährliche Klima; Sterblichkeit. — Cape Coast. — Die Schworenengerichte. — Leichenbestattung. — Kleidung und Haarputz; Kasse. — Krankheiten. — Reichtum an Gold. — Aeltere Sitten und Gebräuche. — Geister.

Wir wenden uns von Groß-Bassam nach Osten, wo beim Cap der drei Spigen die eigentliche Goldküste beginnt, welche bis zum Cap St. Paul reicht. Der Schiffer erblickt schon aus weiter Ferne die hohen Mauern des Forts St. Georg, welches auf einem Berge steht und die Stadt Elmina beherrscht; flüßlich von demselben mündet der Fluß, welcher die Stadt bespült. Diese Factorie war, als sie noch den Holländern gehörte, für den Handel die wichtigste an der Guineaküste, bis sie dann von Lagos überflügelt worden ist. Zum Fort hinauf hat man einen auf unserer Illustration angezeigten Weg in den Felsen gebauet; an der Seite desselben liegt noch der Stein, an welchem die Portugiesen einst den siegreichen Niederländern den Flag übergeben; die Inschrift auf demselben ist kaum noch lesbar. Innerhalb der festen Burg befinden sich die Wohnungen der weißen Beamten, jene der Officiere und die Casernen; von der Höhe, auf welcher man das Branden der Wogen hört, hat das Auge einen prächtigen Blick auf das Meer; die Häuser, welche den europäischen übrigens sehr kleinen Stadttheil bilden, liegen am linken Ufer des Flußes. Die Eingeborenen gehören zum Stamme der Fanti; die Frauen gelten für puschlig und verwenden die äußerste Sorgfalt auf ihren Haarschmuck. Wir geben die Abbildungen zu Fuß und Strommen

unserer europäischen Närrinnen, welche vielleicht die Moden ihrer dunkelfarbigten Schwestern nachahmen. Es sei bemerkt, daß dieselben getreu einem Aquarelle des Schiffslieutenants Leonard nachgeahlet sind. (S. 230.)

Richard Burton hat in seinen „Wanderings in West Africa“ (London 1863) die Zustände in den Küstenplätzen sehr lebendig geschildert. Während die Goldküste nur wenige Factorien hat, finden wir die Goldküste, von Dixcove an, mit Factorien und zumest verfallenen Burgen gleichsam besetzt. Da ist Bouterie mit den Ruinen von Fort Barstenstein, dann folgen Pompenby und an der Asorady-Spize, ein von den Holländern gebauetes Fort an der Küste der Achantas. Diese überfielen im Jahre 1834 dasselbe und ermordeten den Commandanten nebst der Besatzung. Der gleichen Vorfälle sind an der Küste, an welcher eigentlich niemals Ruhe herrscht, keineswegs selten; man war in der Lage für die Wissethat Vergeltung zu üben und 1838 wurde dann Bonju, Häuptling der Achantas, von den Holländern geschlachtet; er hatte seinen Frevl mit dem Leben zu büßen.

Ähnlich ist es im Jahre 1873 mit den Völkern von Tschama (Tschamah) gehalten worden; sie hatten mit den Achantas gemeinschaftliche Sache gemacht und ihre Stadt wurde von den Engländern zerstört. Der richtige Name

ist Ichama; das Fort, nun in Trümmern, wurde von den Holländern erbaut. Hier mündet der in unseren Tagen so oft genannte Praß, welchem die Eingeborenen das Wort Poffum (Poffam) vorlegen; dasselbe bedeutet Fetisch oder geheiligt. Er ist der größte Strom jener Gegend, ist jedoch für die Schifffahrt unbrauchbar, da seine Barre nur ein paar Fuß Tiefe hat. Der holländische Oberst Stahrenberg ist in einem kleinen Boote stromauf gefahren, fand dann aber einen Wasserfall und seine Leute wollten nicht weiter. Der Strom bildet die Grenze zwischen den Fantis und den Aschantis, welche übrigens beide derselben ethnischen Gruppe angehören. Wer bewaffnet den Praß übersteigt wird von den letzteren nach altem Brauch als Feind betrachtet.

Die Geschichte der Aschantikriege beginnt im Jahre

1807 und sie ist kennzeichnend für die ganze Guineaküste. Für die Völker in dieser Region sind zwei politische Maximen maßgebend. Der ersten zufolge bieten sie Alles auf, um Fremde vom Handelsverkehre mit dem Innern fernzuhalten, denn die Stämme an der Küste wollen denselben für sich als Monopol behalten und auf Kosten derer im Innern, der „Pusch- oder Waldleute“, ein trüges Leben führen. Für die Aufrechterhaltung eines solchen Monopols scheuen sie den Krieg nicht. Die Stämme im Innern aber wollen ihrerseits einen festen Fuß am Meere gewinnen, um nicht vom Belieben der Zwischenhändler und Wälder abzuhängen um aus dieser Stadt zu kaufen und laufen zu können. Die Küstestämme werden demoralisiert durch Trägheit und die Verachtung mit den Weißen; sie sind auch nicht so waffenfähig



Umina.

wie die im Binnenlande und das böse Klima übt auch auf diese Schwärzen Einfluß. Livingstone hat einmal behauptet, „kein afrikanischer Stamm ist jemals untergegangen.“ Aber das ist durchaus unwahr. Burton sagt: „Ich meinerseits behaupte, gerade im Gegenteil, daß auf der weiten Küstenstrecke von dem Lande der Krus (also vom Cap Palmas) bis zum Gabon auch nicht ein einziges Volk von Alters her an der Küste ligt. Die vorhandenen haben die früher dort wohnhaften Stämme verdrängt, und ich zweifle gar nicht, daß viele, z. B. die Mpongue und die am Alt-Kalabar, vor Ausgang des nächsten Jahrhunderts verschwunden sein werden. Es ergeht dem Rande des afrikanischen Continentes wie anderen festen Körpern, an demselben findet fortwährend eine Abreibung statt.“

Die Aschantis drängten 1807 nach Süden hin und dran-

gen bis nach Annamabu an die Küste vor; im Jahre 1811 brachten sie den Fantis abermals eine Niederlage bei und trugen die Glode, welche im dänischen Fort bei Abдах hing, als Siegeszeichen nach Kumassi. 1816 mußten die Fantis sich für unterworfen erklären und einen Tribut zahlen. Von Seiten Englands schloß dann 1817 Bonnich einen Friedensvertrag mit ihnen ab, der sechs Jahre gültig sein sollte; aber 1820 zeigten die von den Briten begünstigten Fantis sich so herausfordernd, daß die Aschantis sie von Neuem mit Krieg überzogen. Der englische Gouverneur Sir Charles Mac Carthy benahm sich in seinem Unverstande so feindselig, daß er die Fantis veranlaßte, den Aschantis nicht jerner den Tribut zu zahlen. Das kam einer Kriegserklärung gleich und der König zog im Januar 1824 an der Spitze von 15,000 Mann aus, welchen Mac Carthy



Feldzeimeister in Nijini. (Eingeborner von Apollonia.)

Der Dolmetscher Gaffor. (Aus dem Binnenlande.)

Nach einer Photographie.

etwa 1000 weiße Soldaten und eine bunte Menge schwarzer Hülfsgenossen entgegenstellte. Er wurde am 21. Januar bei Asiamatau unweit vom Brag geschlagen und die Niederlage war vollständig. Er selbst verlor das Leben; sein Herz wurde unter die vornehmsten Händlinge vertheilt und von denselben gegessen; sie wählten, damit sich den Geist und die Tapferkeit des weißen Mannes aneignen zu können. Sein getrocknetes Fleisch und seine Knochen wurden südweis an die Kaboris abgegeben, welche dann diese Reliquien als Fetische an sich trugen. Der Kopf des Gouverneurs, welchem man die Brille von den Augen gelassen hatte, wurde auf einer Stange im Triumph umhergetragen.

Nach diesem Siege bei Asiamatau verdröhnten die Aschantis das Küstengebiet und fast ein Jahr lang dauerte der Krieg mit wechselndem Glück auf beiden Seiten. Erst dann jogen sie sich über den Brag zurück, als sie Mangel an Schießbedarf hatten und Blattern und Dysenterie unter ihnen ausbrachen. Aber schon 1826 waren sie wieder an der Küste, erlitten jedoch am 7. August bei Debauah, nordöstlich von Akro, eine schwere Niederlage. Unter den Trophäen, welche man ihnen abnahm, befand sich auch der Schädel Mac Carthy's, der dann nach England geschickt wurde. Der König hatte denselben als Talisman bei sich getragen, ihn vor der Schlacht mit Rum begossen und dabei ihn, den Schädel, aufgeföhrt, er möge veranstalten, daß alle Köpfe der Weißen neben ihn zu liegen kämen. Jener war mit Papier umwickelt, auf welchem arabische Schriftzeichen standen; sodann war er umwunden mit einem seidnen Tuche und mit einem Tigerfell, diesem Symbole kaiserlicher Macht-vollkommenheit. Andere behaupten, wohl ohne Grund, der Schädel sei jener des Königs Tutu Namiam gewesen, der ja aber erst in dieser Schlacht gefallen war. Gewiß ist, daß noch heute die Bewohner von Cape Coast bei Karte Uluda, d. h. Mac Carthy's Wittoth, schwören und das ist ein feierlicher Eid, dessen Bruch schwere Strafen im Gefolge hat. Wir wollen hier bemerken, daß die verschiedenen Stämme auch einen verschiedenen Eid haben. Die Aschantis schwören bei Meminda Kormanti, d. h. Kormanti Sonnabend, weil an einem solchen ihr großer König Tsai Tutu von den Afims erschlagen wurde. Der Hauptling von Abrah schwört, beim Feld im Meere, der bei Annanabü liegt; dort hatte er 1807 eine Zuflucht während des Krieges mit den Aschantis gefunden. Der Hauptling von Annanabü schwört bei Iguch (Igwoi), d. h. Cape Coast Castle, das ihm Schutz gewährte als er vor den Aschantis geflohen war.

Im April 1831 wurde Frieden geschlossen; der König zahlte eine Summe Geldes und gab zwei seiner Söhne als Geiseln. Auf eine lange Dauer war indeß nicht zu rechnen, weil die ganzen Verhältnisse gespannt blieben und die Engländer den Fantis bei allerlei Uning wenn nicht Vorhieb leisteten, so doch durch die Finger lassen. Seit 1864 ist die Stimmung der Aschantis eine sehr gereizte geblieben und sie hatte ihren guten Grund.

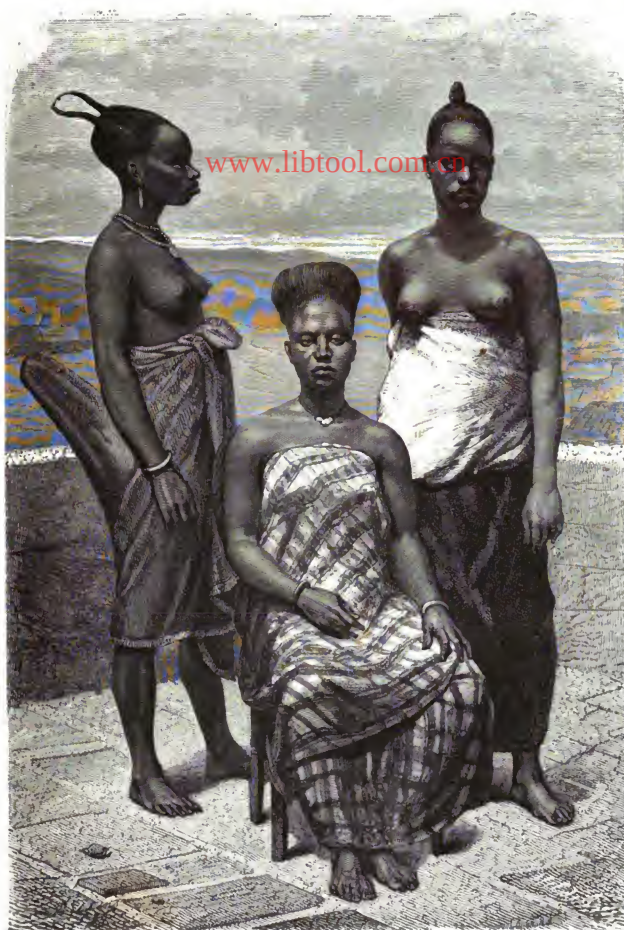
Mehrere Fantis hatten in Aschanti Volkstumpen gestohlen und waren damit in das Protectorat geflohen. Solch ein Diebstahl gilt aber für Hochverrath. Nun verlangte der König die Auslieferung der Diebe, und er hatte dazu, nach dem Inhalte des Vertrages von 1831, das volle Recht. Der englische Gouverneur verletzte diesen Vertrag, indem er jenes Verlangen abwies. Dann trafen Holland und England das Uebereinkommen, den Sweetwater, der unweit von Cape Coast fließt, als Grenze für die beiderseitigen Besitzungen anzunehmen; und bald nachher verkaufte die Holländer Alles was sie bisher inne gehabt hatten. Sie befanden sich eben damals im Kriege mit den Fantis in der Umgegend

von Elmina und ihre treuen Bundesgenossen, die Aschantis, waren ihnen zu Hülf gekommen. Nun wurde über die Schwarzen in dem holländischen Gebiete ohne Weiteres verfügt, sie mußten ihren Herrn oder Protector wechseln ohne befragt zu sein und jene im bisher niederländischen Gebiete waren den Engländern nichts weniger als gewogen. Das trat offen zu Tage als der Krieg mit den Aschantis begann und diese im Juni 1873 das Protectorat auf der Strecke von Apollonia bis Cape Coast überzogen, und bis vor Elmina rückten. Die Leute aus Apollonia, welche allein zu den Engländern hielten, wurden aus Haupt geschlagen; die von Elmina schiften im August auf britische Fahrzeuge und als Züchtigung dafür wurde, wie schon erwähnt, ihre Stadt bombardirt. Mit großem Aufwand an Kriegsmitteln sind dann bekanntlich die Engländer über den Brag gezogen, sie haben Kumassi eingeäschert und sind unmittelbar nachher wieder an die Küste zurückgegangen. Die nächste Zeit wird lehren ob sie so verständig sind, aber feige und nichtsnutzige Barbaren ein Protectorat aufzugeben, das ihnen stets nur Verlegenheiten gebracht und jetzt auch große Opfer an Blut und Geld gekostet hat. So lange sie den Aschantis freien Zugang an die Küste verweigern wird von einem guten Einvernehmen nicht die Rede sein können.

Um noch einmal Elminas zu erwähnen, so ist das Land dort (und bei der ehemals holländischen Factori Apian) nicht so gefährlich wie an allen anderen Punkten der Küste, und der Brag hat, was für einen großen Vorzug gelten muß, gutes Trinkwasser. Aber das Klima ist auch hier höchst ungesund und einer amtlichen Angabe zufolge sind in den acht Jahren von 1851 bis 1860 von 17 Offizieren der aus 60 Mann bestehenden Garnison nicht weniger als zwölf dem Tod erlegen. Westlich von Elmina fließt der Sweetwater, welcher das holländische Protectorat, wie wir schon oben sagten, von dem holländischen abgrenzt. Auch hier ist die Küste sehr ungesund und der dänische Reisende Monrad hebt hervor, daß er an dieser vermalebrierten Küste keinen Europäer gefunden, der das sunstige Jahr überlebt habe.

Cape Coast ist durch seine verschiedenen Festungswerke gegen Angriffe afrikanischer Krieger hinlänglich gedeckt. Das Land ist beschwerlich und gefährlich wegen der Brandung, der sogenannten „Kollers“, welche vom offenen Ocean her sich an die Küste wälzen; die Schiffe legen in einer kleinen Bucht unter der Nordostbastei an und werden sofort von Rähnen umschwärmt, welche die Fahrgäste aufnehmen und von Fantis gerubert werden, „die sehr unterschätzt geworden sind“. Die Zeit in welcher der Mornat an weht, also in den Monaten December, Januar und Februar, ist die See am wenigsten unruhig und das Klima nicht ganz so ungesund wie im übrigen Theile des Jahres. Die Engländer haben deshalb jene drei Monate für den Krieg gegen die Aschantis gewählt. Von Mai bis August ist dagegen die Brandung überaus heftig, die Kollers stürmen aus Süden und Westen mächtig heran und dann vergehen manchmal viele Tage, ohne daß ein Kahn sich hinauswagen könnte.

Richard Burton sand die Zustände in Cape Coast (— eine Verballhornung aus dem portugiesischen Cabo Corso —) höchst unerquicklich; der von einem Schwarzen dort redigirten „West African Mail“ entlehnt er die folgenden Bemerkungen über die Geschworenen gerichte, welche England bekanntlich in allen seinen Besitzungen eingeführt hat. „Es ist ein Mißgriff, daß wir hier die Jury haben; respectable Leute mögen nicht und wenn sie es irgend umgehen können wollen sie auch nicht als Geschworene sitzen. Häufig beruft man zu solchen notorischen Unthun (ragamuffins), und diese entziehen sich der Geschworenenbank nicht. Ihren Wahrspruch kann man für ein Glas Bier und



Frauen in Emina. Nach einem Aquarell von Leonard.

für etwas Tabak kaufen. Zweckmäßig wäre es, wenn der Berichtsführer eine Anzahl Hausbesitzer bezeichnen und mit Namen beschriebene Zettel in die Urne legen wollte, aus welchen die sechs Geschworenen gezogen würden (die Jury besteht dort aus nur sechs Männern). Vor wenigen Tagen sah ein Mensch als Geschworener, den Jedermann als einen Gauner und Schwindler kennt. Klingst kam es vor, daß der Beklagte alle sechs auswählte und — das Gericht erhob dagegen keine Einsprache. Leider haben wir sehr viele Richter und alle sind schlecht bezahlt.“

In keiner andern Gegend der Welt sind Schwarze und Weiße einander so auffällig wie an der Goldküste. Es mögen, so schreibt unser Gewährsmann, etwa einhundert Europäer in Lande sein und unter ihnen manche brave Leute, aber ich muß, so schwer mir das auch fällt, doch zugestehen, daß die übrigen weniger werth sind als die Neger und die Mulatten, sowohl moralisch wie auch intellectuell. Bis dahin hätte ich dergleichen kaum für möglich gehalten.

Ich speiste mit den Artillerieoffizieren. Hier in dieser Gegend fängt Schmalz als ein Küchenmeister zu werden und das ist er an der ganzen Westküste noch Sitten hin bis São Paulo de Loando. Die Speisen sind nicht nahrhaft,

die Küche schlecht, und von Abwechslung ist kaum die Rede. Man ist vorzugsweise auf das Fleisch magerer Hühner angewiesen oder auch auf schmackloses Ziegenfleisch; Kindfleisch ist nicht zu haben, nur dann und wann kommen einige Fäule aus Ouitah. Fische freilich hat man in Hülle und Fülle und auf sie ist man vorzugsweise angewiesen. Manche Gerichte der Eingeborenen sind gut und gesund, aber für einen europäischen Mund zu hart gewürzt. An Rheinwein und Moselwein ist kein Mangel. —

Die Schwärzen begraben die Todten in seinem Hause, nachdem sie ihn mit Goldstaub überstreut haben, und geben ihm Perlen, Schmucksachen und seine beste Kleidung mit ins Grab, das für die Nachkommen im Nothfall eine Art von Schatzkammer bildet. Holz wird beim Bau der Hütte, die aus gestampfter Erde aufgeführt wird, nicht verwandt; Aborte giebt es nicht und allen Abfall wirft man ohne Weiteres vor die Thüre.

Die Kleidung der Männer wird durch unsere Illustration des Polizeimeisters in Assini und des Dolmetschers Castro veranschaulicht. Viele tragen eine Fendenschürze unter dem Übergewande, das an eine römische Toga erinnert; wer einen Hohenstiechen oder einen Vorgelegten an-



Kopfschmuck der Negerinnen in Otimina. Nach einem Aquarell von Leonard.

redet, entblößt die eine Schulter. Diese Leute haben einen kräftigen Wuchs und sehen recht gut aus, wenn sie nicht mit Hautkrankheiten behaftet sind. Die Hautfarbe ist dunkelchokoladenbrann, die Nase an der Wurzel ziemlich hoch und die Nothbeine stehen nicht so weit vor, wie bei manchen anderen Negern. Die Frauen kleiden sich ziemlich eben so wie die Männer; sie tragen den Busen entblößt, nicht verhüllt, wie es dort der Fall ist, wo der Nohamuedanismus seinen Fuß gefaßt hat. Unter dem Übergewande haben sie einen „Schim“, einen Panguti, welchen sie über den Hüften mit einem Stränge befestigen; bei Wohlhabenden sind auf denselben Goldringe, bei Armeren Glasperlen oder auch nur Thonringeln gereiht. Man sieht dergleichen Schmuck an den meisten Hüften zur Schau aufgehängt. Ringe tragen sie in den Ohren, am Halse, an Hand- und Fußknöcheln, an den Fingern und an den Zehen. Ueber den Paarzug der Frauen in Otimina gaben wir schon weiter oben eine Notiz; er ist bei denen in Cape Coast so ziemlich derselbe. Für die größte Zier am Gewande gilt ein Ranten, ein mächtiges, längliches Kissen von Baumwolle, das nach aufwärts steht und sich wie ein Auswuchs des Körpers anseht. Dieses Kissen bildet einen Sattel, auf welchem der Säugling sitzt. Burton meint, die Sade sei nicht schlimmer und nicht geschmackloser, wie

die Crinolinen und die Aufbauschungen an den Kleidern unserer europäischen Franzosinnen.

Gefährliche und widernatürliche Krautheiten treten in Menge auf. Häufig ist Kra kra, eine Räube, die anstrebend ist und von welcher auch Ziegen und andere Thiere ergriffen werden, die gewöhnlich bald daran sterben; andere Plagen sind Strofeln, Geschwülste, Stricheln, Syphilis, Anker, und diese bilden eher die Regel als die Ausnahme“. Dazu kommen Dysenterie, Scharbock, Elephantiasis, gelbes Fieber, Landfahrbod; viele Leute sind angestockt und Taube nicht selten. —

Die Goldküste führt ihren Namen mit vollem Rechte. Hier ist in der That ein Paph, ein Californien, jeder Fluß ein Pactolus, jeder Hügel ein Goldberg. Aber wird man es glauben, daß man dort keinen Quarzstampfer, die Pulvermahlmaschine, keine sogenannte Wiege kennt, und eben so wenig das Quecksilber? Daß, weil dieses letztere fehlt, die Hälfte des nur von den Frauen gesammelten Goldes verloren geht!

Man schätzt die Volksmenge an der Goldküste auf etwa 400,000 Köpfe; sie hat aber abgenommen in Folge häufiger Kriege, durch Unsauberkeit, Trunksucht, Mangel an Vorkehrung für die Gesundheit und unzumessener Behandlung der Kinder. Die Wohlhabenden treiben Handel und sind sehr ge-

lieben; andere beschäftigen sich mit Anbau von „Felsfrüchten“, namentlich Jams, treiben in ihrer Weise Handwerke und viele sind Fischer. Man webt Baumwolle und Matten, flicht Körbe und versteht sich auf das Bearbeiten der Metalle; was die Goldschmiede liefern ist sehr einfach gearbeitet und hat eigentlich nur Metalldewert. Sie verstehen Salz zu bereiten, Backfeine zu fertigen und einige sind Maurer, Zimmerleute und Tischler. Die große Masse besteht aus „pestentialischen Heiden“ um, in Hinblick auf den langjährigen Verkehr mit Europäern, sprechen verhältnismäßig nur wenige Englisch. Frauen dürfen nicht gemeinschaftlich mit den Männern speisen, aber die einen wie die anderen sind auf Tabak äußerst erpicht. Jeder, welchem die Mittel es erlauben, hat mehrere Weiber, die dann für ihn arbeiten müssen; die erste Frau hat Oberaufsicht über die anderen, aber der Mann kann unbedingt über alle verfügen, sie sind sein Eigentum; er ist indgemein sehr ehrsüchtig und daraus entsteht viel Jant und Streit. An den Knaben wird die Circumcision vor Eintritt der Mannbarkeit vorgenommen, aber sie ist nur auf gewisse Familien beschränkt und es finden bei denselben allerlei Feindschaften statt. Viel Afrika muß sie auf einem Felsen im Meere stattfinden. Nicht der Sohn eines Mannes ist Erbe seines Vaters, sondern der Sohn seiner Schwäger. Wenn eine Frau in gelegenen Umständen sich befindet, bleibt sie ohne Gemeinschaft mit dem Manne; stirbt sie im Kindbett, dann wird die Leiche in den Busch geworfen.

Zum Zeichen der Trauer über einen Verstorbenen scheert der Mann das Haupthaar ab, auf das Grab wird das

Schulterbein eines beim Leichenschmause verzehrten Hammels gelegt. Wer Schulden hinterlassen hat, bleibt über der Erde stehen bis diese bezahlt sind. Reisende haben unendlich auf Gerüsten eine Leiche liegen sehen, die mit einem Tuche bedeckt war. Wer etwas gutmüthig genug wäre, sie herabzunehmen und beizuscharren, würde zwar rechtmäßiger Erbe des solcher-gestalt Begrabenen sein, wäre aber auch verpflichtet, seine Schulden zu bezahlen. Glaube an Zauberei und Beherung ist allgemein verbreitet und man nimmt an, daß alle gefährlichen Krankheiten durch bergischen verursacht werden. Jeder hat seinen besondern Geist, einen sogenannten Samana, der ein Dufu, ein Yumun, ein Wäschel Gras, eine Glas-scherbe oder dergleichen sein kann, und welchem er große Verehrung bezeugt. Die Wosoms sind imaginäre Wesen, „Geister“, wie sie von den Missionären genannt werden; Abonsam, ein böser Geist, wohnt in den oberen Regionen; Sababonsam, Schutzgeist der Heren und Zauberer, haßt die Missionäre und Priester; er hat seinen Wohnsitz auf hohen Cottonbäumen im dichtesten Walde. Dieses Ungeheuer hat menschliche Gestalt und ist feuerroth. Maianupon oder Maiani ist das höchste göttliche Wesen, der Name bedeutet aber auch das Hirnarmut; es wird also das Ideale vom Materiellen nicht getrennt. Dasselbe wohnt in Maianuponsi oder Maianuponsu so weit von der Erde entfernt, daß es sich mit irdischen Dingen gar nicht befaßt; das ist Sache der Wosoms. — Die Fantis haben gewisse Ruhetage, die Fischer den Dienstag, die Puschleute den Freitag.

Man sieht, an der Goldküste waltet völlige Barbarei ob.

Eine Erinnerung an Heinrich von Malgán.

Durch die Nachricht, daß Baron Malgán zu Pisa am 22. Februar aus dem Leben geschieden sei, werden Viele, die ihn aus seinen Werken kannten, schmerzlich berührt worden sein; auf Alle, welche ihm näher gestanden und die ausgezeichneten Eigenschaften, die er als Mensch und Gelehrter besaß, zu kennen und zu würdigen Gelegenheit fanden, muß sie erschütternd gewirkt haben.

Malgán war in der That ein Edelmann im besten Sinne des Wortes und wohin er auch gekommen, überall hat er dem deutschen Namen Ehre gemacht; er war stolz auf sein großes Vaterland und während er in Folge seiner langjährigen Reisen und im Verkehr mit so verschiedenen Völkern aller Culturstufen eine Art Kosmopolit geworden war, dem kleineren Einseitigkeit anhaftete, hielt er stets seine Nationalität hoch und zeigte sich als stolzer Deutscher.

Seine ganze Natur war reich angelegt, sein Wissensdrang mächtig, sein Forschungsgeist unermüdblich, und seine wissenschaftlichen Bestrebungen kennzeichneten sich durch tiefen Ernst. Er war überhaupt von einem solchen durchdrungen, ihm lag Alles daran, das Richtige, die Wahrheit zu ermitteln. Deshalb hielt er jedes Vorurtheil, gleichviel welcher Art, von sich fern und bannte sich nicht in ein festes System; er war eben ein Forscher, der seinen eigenen Weg ging. Er hatte ein strammes, festes Wesen und scharfen, kritischen Verstand, der durch die Oberfläche ins Innere drang, aber dabei zeigte er oft in anmutender Weise eine ich möchte sagen kindliche Unbefangenheit, und für einen Mann von so reicher Welterschauung hatte er das, was man als Menschenverachtung bezeichnen kann, in einem ziemlich geringen Grade. In seinen Urtheilen wie in seinem Wesen war er mild gegen

Schwächen, über alles Schlechte dagegen sprach er sich mit Schärfe aus; gegen erlogenen Egoismus und Prunk lernte er seinen mit spitzen Feilen der Satire reich gefüllten Köcher; blenden ließ er sich nicht. Die Plebocivilisation namentlich, von welcher in unseren Tagen der vordere Orient angegriffen wird, gab ihm in seinen Schriften und insbesondere auch im mündlichen Verkehr sehr oft Veranlassung zu Spott und Ironie. Er erkannte die Nichtigkeit des französischen Wesens, welches den Orientalen, den Mohammedaner, um sein Gleichgewicht bringt und ihn so häufig zu einem Zerrbilde macht. Malgán aber rieb die Linsen, den glatten, glänzenden Firnis unbarbarisch ab und legte bloß, was unter demselben steckt. Seine letzte Arbeit, die „Reisen in Arabien“, liefert wieder manden Beleg dafür in seinen Schilderungen der Zustände des heutigen Aegyptens; seine Bemerkungen über „die Extreme der Cultur“ sind ganz vortrefflich.

Die Domäne, welche Heinrich von Malgán sich zur Erforschung auserkorente und die er als seine zweite Heimath sich völlig aneignete, war der weite Raum von den Säulen des Hercules bis über die Meerenge von Aden hinaus nach Sibirien, dem Hadramaut. In der Gesteckregion Nordafrikas und in den Oasen der nördlichen Sahara, in Aegypten und Arabien, an beiden Ufern des Rothen Meeres war er wie zu Hause und hatte sich dort völlig eingelebt. Auch Kleinasien kannte er, ebenso Syrien und Persien, und Sardinien betrachtete er als ein Außenwerk, das zu seiner nordafrikanischen Domäne gehöre. Dieß hat er in Verlaufe von etwa zwanzig Jahren nach allen Richtungen durchwandert, nicht als Tourist, sondern als Forschungsfreisender,

als scharfer Beobachter, und durch linguistische und ethnographische Studien gründlich vorbereitet; auch seine archäologischen Kenntnisse waren, wie seine Schriften bezeugen, weit umfassend und für die antike Kunst hatte er seines Verstandniß.

Was aber hier ganz besonders hervorgehoben werden soll, das war sein ich kann wohl sagen eminentes Verstandniß für die Eigenart und die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Völker, mit welchen er in Berührung gekommen. Auch dafür geben seine Bücher die Beweise, und im persönlich Besehr wurde mir erst recht klar, daß ich in ihm einen Ethnographen ersten Ranges vor mir hatte. Seine Schilderungen ethnischer Charakterzüge waren dann zugleich anatomisch und verfolgten das ganze vielversochene Geäder eines Volkes oder Stammes, und physisch indem er die ge-

stigen Lebensäußerungen darstellte. Er kannte ja so genau wie je einer sämtliche Classen der bunten Gesellschaft und der verschiedenen Volksbestandtheile in der Levante und Nordafrika; Malzan bewegte sich in allen Kreisen, verkehrte an den Höfen und mit den Arabern, mit Pilgern, Kaufleuten, Kräutern, Schiffen und Handwerkern, mit dem Nomaden auf dem Karavanzenzuge durch die Wüste und im Zelte, mit aufständigen Adelsleuten in den Dörfern, mit den Juden in ihrer Messias (Ghetto), mit den Christen europäischer Abkunft, die er nicht loben konnte, mit Mauren, Berbern und Franzosen, mit ägyptischen Fellahs und mit Arabern, wie in Afrika so auch in Persien, in Yemen und im Hadramaut; die Somaliis und die Abyssinier sind ihm gleichfalls nicht fremd geblieben und auch in Bombay ist er gewesen.

Sein Besuch in Marokko, wo er erst als Jude, dann



Heinrich Freiherr von Malzan.

als Christ auftrat, und die Wanderung nach Mekka, wo er als verkappter Mohammedaner erschien und die Rolle eines solchen meisterhaft durchführte, würden hinreichen es erkennen zu lassen, daß Jucht vor Gefahren ihm völlig fremd war. Seine Liebe zur Wissenschaft und sein Drang zum Forschen ließen ihn alle Schwierigkeiten gering achten. Er wußte sehr wohl wie viele derselben ihm entgegen treten würden und daß sein Kopf an einem seidenen Faden hing. In Fällen, wo eine Berechnung möglich war, legte er sich die Dinge im Voraus zurecht, etwa genau wie er die Gefahren vermeiden oder ihnen gegenüber treten könne; im Uebrigen vertraute er auf sein gutes Glück, das sich ihm denn auch auf seinen Wanderungen nicht versagt hat.

An dieser Stelle soll keine Würdigung der Verdienste versucht werden, welche Heinrich von Malzan sich um Geo-

graphie, Völkerkunde, Archäologie und Sprachwissenschaft erworben hat. Wir glauben es aber ihm, welchem der „Globe“ so viele werthvolle Beiträge verdankte, schuldig zu sein, eine solche in unserer Zeitschrift nicht zu unterlassen und unseren Lesern demnachst durch Mittheilungen aus seinen Büchern wiederholt zu zeigen wie belehrend und ansprechend er zu schildern wußte.

Im persönlichen Umgange war Malzan ungemein anregend. Er hielt sich im Jahre 1870 während der Herbst- und Wintermonate in Dresden auf und es war mir vergönnt, häufig mit ihm zu verkehren. Ich überzeuge mich bald, daß auch er nicht ungefroht so oft und so lange unter Palmen gewandelt ist. Seine Gesundheit war offenbar nicht fest; es schien als leide er an der Leber und sein Nervensystem war stark aufgereggt; bei ihm zeigte sich eine gewisse

Rufelosigkeit, welche ihn für gewöhnlich nicht zum Vergnügen kommen ließ. Dann und wann sprach er am Tage zwei oder wohl drei Mal bei mir vor, rauchte Cigaretten und künftige sofort eine wissenschaftliche Unterhaltung an, z. B. über physische oder himmlische Anzeichen, mit denen er sich eifrig beschäftigte, sprach dann auf Karthago oder Berenice über, schickte Erlebe, deutete seine Pläne für die Zukunft an, alles in geradezu fesselter Art. Dann empfahl er sich plötzlich, und nach Verlauf einiger Tage erhielt ich, manchmal schon um sieben Uhr Morgens, eine Briefe, die offenbar während einer rufelosen Nacht geschrieben waren. Dann wieder verging eine Zeit, oft länger als eine Woche, in welcher ich von ihm nichts sah oder hörte, ein Zeichen, daß seine Psyche unwohl war; er hielt sich in trüber Zeit völlig abgeschloffen.

Diese Krankheitszustände ließen ihn nicht zu einer harmonischen Ruhe kommen, mir gegenüber hat er jedoch nie auch nur ein einziges Wort der Klage über Schmerzen oder peinliche Bellemungen und starker Aufregungen geäußert. Aber sobald er sich wohlfühlte, war er ganz und gar liebenswürdig, heitersteit und erfreute sich ruhiger Eymnungen. Für solches Wohlbeinden hatte ich ein untrügliche Kennzeichen: ein Gesicht zu einem „Symposium unter vier Augen“; in dem Einladungsschreiben gab er dann wohl die Minute an, wann der Tisch gedeckt sei.

Diese für mich überaus anregenden und belehrenden Symposien drängten sich mir in die Erinnerung, als ich die Kunde seines tragischen Todes las. Ich sah ihn wieder mit gegenüber an seiner Tafel sitzen und heiter ein Glas Wein trinken, und wie er von den Kabinen erkästet und von seinen Freunden bei Abd el Kader, den er zum ersten Male im Anfang der fünfziger Jahre zu Brussa in Bithynien gesehen, „wo Sie wissen es ja wohl aus Hallerager's Fragmenten, Beilichnisse wehen, aber auch die Agonien lang sind.“ Der einst den Franzosen so fürchtbare Emir hatte sich anfangs gegen den ihm fremden Reisenden sehr zurückhaltend benommen, jedoch bald, wenn ausgeprochen, als er fand, daß ein Deutscher bei ihm war. Später sah Walzart ihn in Damaskus, wo Abd el Kader ein ruhiges Dasein fristete, nachdem Napoleon der Dritte ihm ein Abzugsgefecht ausgesetzt. Nun hatte er sich in den Kanton ein fürstlichen Kaufmanns geleistet, war stark beliebt geworden und hätte recht gut für einen Kaufmann auf dem Bazar gelten können. Auf die Franzosen war der Emir sehr schlecht zu sprechen; sie alle seien Ungeheuer (Kellib); nur Sultan Abulion sei ein Mann. Dieses Urtheil war wohl dadurch eingeebnet, daß Abulion, der Sultan der Franzisi, ihm die Freiheit wieder gegeben hatte.

In höchst ergieblicher Weise schilderte Makhan die schwache Leibwache der marokkanischen Kaiser und die Feindschaften, welche ihm im Magreb ul Afsch nicht erspart blieben. „Auf der Flucht habe ich immer Glück gehabt, sowohl auf der von Marokko nach Regador als auf jener von Mekka nach Tschidda. In der Stadt des Propheten war mein Kopf seinen Hellen mehr werth; als ich ihn aber nach Tschidda getreitet, hätte ich der langen Mutter Eva einen Kuß der Dankbarkeit geben mögen.“

Tschibba oder Tschedba gehört bekanntlich zu den heiligen Städten der Mohammedaner, weil sich dort das Grab der „Ältermutter des Menschengeschlechtes“ befindet. Sobald die Pilger sich demselben nähern rufen sie: Sei gegrüßt, Mutter Eva! — Diese Frau am Schlaf den ewigen Schlaf in einem großen von Wauern umzogenen Plaze unter freiem Himmel, und ihr Leib hat allerdings viel Raum nöthig, denn er ist — die Mohammedaner wissen es ganz genau —

hundert Jahr lang, wovon zwei Fünftel auf den Oberkörper entfielen. Ueber der Stelle des Nabels, dem Sphincter ein niedriger Stein, der von einer niedrigen Kuppel überhöhet wird und eines eingemeißelte Verzierung und Inschriften hat. Von diesen ist aber nur wenig zu erkennen, weil dieser Nabelstein durch die Millionen Kisse, welche Millionen Vögel ihm ausgedrückt haben, überaus schmutzig geworden ist. Auch Malpas mußte den widerwärtigen Brauch befolgen und bei der Mutter Eva nach dargebrachten Kisse ein Gebet sprechen.

„Eine Mittagspause war es in der heiligen Kanne, trant aber keinen Wein, sondern nur Wasser.“ Heute sind Sie ja ein strenger Mohammedaner. Aber, nicht wahr, das Wasser hier schmeckt Ihnen doch wohl besser, als das was Sie aus dem heiligen Brunnen Semien in der Kaaba zu Mecca getrunken haben?“ — „Ja wohl; ich denke noch jetzt mit Schauern daran, daß ich jenes abförmliche, widerwärtige, bittere Näßchen, das sich abfühlen mußte; und unter weichen Umständen mußte ich es!“ Dann erzählte er so, wie er es in seiner „Wallfahrt nach Mecca“ geschildert, daß er unter fürchterlichem Gedränge, inmitten schäumiger, überdrückender Pilger sich zum Semien habe bringen müssen. So warf dann in Worte hin, daß man das Höchste nicht bequem und im Schlaf erlangen könne; vor das Wunderwasser in der Kaaba getrunken, sei ja das Paradies gewiß und um solchen Pilger könne man sich eine vorübergehende Unberücksichtigung gefallen lassen.

„Von da an drehte sich das Gespräch nur noch um Wella. Seitdem ich (im Jahre 1861) Richard Burton's Reise nach Mekina und Wella in deutscher Bearbeitung herausgegeben, hatte ich ein lebhaftes Interesse an Allem was diese heiligen Städte betrifft, und bewegte mich also auf einem mir einigermaßen bekannten Boden. Es war ein billiger Wintertag, die Schneefloeden fielen dicht und gegen Kälte war Malagan sehr empfindlich. Er meinte: „Wenn doch das Klima hier nur milder wäre; namentlich sind die scharfen Dreederer Schwindel mir unangenehm.“

„Ganz recht, auch mir, wie jedem. Aber Sie sehnen sich doch wohl nicht nach Arabiens Gluthitze und Ihr Pelz ist Ihnen doch bequemer als der Ihr a n, den Sie ja in Ihrem Bucho gründlich schlecht gemacht haben. Burton hat Ab- bildungen von Leuten in der Pilgertracht gegeben.“

„Ich bitte Sie, einige Minuten allein zu bleiben, ich komme bald wieder.“ Mit diesen Worten ging er in sein Schlafzimmer.

Das Pilgergewand, der Ithram, ist eigentlich die Tracht des gemeinen Arabers in der Zeit Mohammeds. Der Prophet wollte, daß der Walfahrer vor Allah in gleichem heiligem Hause einträte und ohne jeden Prunk erscheinen sollte. Walgan beschrieb dieses „schöne Gewand“ in folgender Weise: „Dasselbe besteht aus zwei vieredigen Tüchern meist von Baumwollenstoff, manchmal mit feinen rothen Streifen, wie bei den in Europa jetzt bekannt gewordenen türkischen Handtüchern. Jedes dieser Tücher ist etwa 5 1/2 Fuß lang und 3 1/2 Fuß breit; keines der beiden darf genäht, noch zu einem Kleidungsstücke verfertigt, noch selbst in die Form irgend eines Kleidungsstückes zusammengefaßt werden. Das eine Tuch wird um die Fenden geschlagen und reicht gewöhnlich bis an die Knie hinab; das andere dient als Toga, bedeckt die linke Schulter und Rücken und läßt den rechten Arm völlig frei. An den Äußen darf man bei dieser Tracht nur eine Art von hölzernen Sandalen, gleich den antiken Solen, tragen, die jedoch bei jeder Gelegenheit, zum Gebet, beim Eintritt in eine Moschee oder in Häuser, wieder abgelegt werden müssen; das Haupt muß bei der Pilgertracht völlig entblößt und selbst feines malkidisches

Schutzmittels, der Haare, beraubt getragen werden. Auch ich hatte mich desselben entledigt und jetzt stand ich mit den zwei rüchlich weißen Lüchern bekleidet oder vielmehr behängt, mit völlig tauglichem Schteitel, mit nackten Füßen als ein vollkommener Pilger da, inmitten etwa zweihundert Anderer, welche alle wie ich den Ihram angelegt hatten. Jetzt erhoben sie alle ihre Stimme und zum ersten Mal auf unserer Pilgerfahrt brach aus allen diesen Klängen laut und donnernd der *Vilgeruf* *Vab!l* hervor.“

Dieser fromme Ausruf hat eine glückselige Bedeutung. Von dem Momente, wo die *ans Land* steigenden Pilger den Ihram auflegte, wird das *Vab!l* täglich mit heiligem Eifer wiederholt, bald mit lautem Geschrei und in sanatischem Eifer, bald mit Andraust bedachtam gelispelt. Die wenigsten Araber wissen, was dies Wort bedeutet; und das verschligt ihnen nichts, weil das Verdienstliche in dem Worte selbst liegt, nicht etwa in dessen Bedeutung. Diese ist nach Malzan: „Du bist (zu Allah) bin ich aus tödlicher Noth geschützt und folge dir.“ Er bemerkt weiter: „So verstanden drückt dieser Ruf die ganze Sehnsucht eines elenden Sterblichen nach Gott und, das eifrige Streben, aus dem irdischen Jammerthale zu ihm zu flüchten und bei ihm zu bleiben und die volle Einsicht in unsern unglücklichen irdischen Zustand, von dem nur Gott aus erretten kann. So verstanden liegt in dem Worte *Vab!l* der Kern zu einer geistigen Auffassung der Religion, welche sonst dem Islam so sehr abgeht, der vornehmlich eine Verherrlichung des Fleisches ist; nur dieser einzige Ruf ist geistig.“

Die Thür des Nebenzimmers wurde geöffnet und ich hörte wiederholt bald sehr laut, bald leise den Ruf: *Vab!l*, *Labbaik!* Hier bin ich, Allah, zu dir flüchtete ich, du bist meine Zuflucht! Da stand der Pilger leibhaftig vor mir, angethan mit dem Ihram und sprach erst arabisch, dann deutsch das Gebet: „Ich weise dieses Pilgergewand Allah dem Allmächtigen. Möge er mir Kraft verleihen die Pilgerfahrt zurückzulegen.“

Die Erinnerung war geradezu padeu. Da sah ich einen wirklichen Messapilger vor mir, einen Araber, von dessen Rippen Gebete und ganze Suren des Koran in rascher Wiederholung flossen. Ich fühlte mich werkwürdig aufgeregt; unwillkürlich murmelte ich abgebrochen nach was ich vom Pilger hörte. Nachdem er etwa fünf Minuten oder auch länger im Zimmer auf- und abgegangen war, setzte er sich.

Auf meine Ausrufung, daß das unablässig wiederholte Herplappern von Worten ihm doch zu einer wahren Qual geworden sein müßte, warf er die Worte hin: „Dem Himmel sei gedankt, daß ich mich nicht mehr damit zu befaßen brauche, außer mit Ihnen hier; gut daß Alles schließlich überstanden wurde. Und nun der Kiflat, der ein wildes Durcheinander von allerlei ist! Passen Sie auf!“ Jetzt sprach er vielerlei Gebete her, bald in gebieter Stellung, bald stehend, dann wieder kniend, machte eine Prostration, indem er das Gesicht niederklegte und dabei ein Gebet sprach und am Ende rief: Allah Akbar! Gott ist groß!

Wir schwindelte es förmlich, es war mir, als sei ich wirklich unter Pilgern.

„Es giebt kein regelmäßiges Gebet ohne Kiflat oder vielmehr mehreren Kiflats, die übrigens unter einander gar keinen Zusammenhang haben. Ein Kiflat besteht aus Anrufungen, Sünden aus Palmen, Cypern, Evangelien und eigentlichen Gebeten; er ist ein Gemisch von Volksrufen, Anrufungen, Bruchstücken des Glaubensbekenntnisses, Viten, Suren des Korans und anderen Gebetheilen, zu deren jedem eine eigene Stellung des Körpers und Haltung des Kopfes und der Hände gehört.“

Nach einer Weile fragte Malzan: „Wenn Sie noch

nicht ermüdet sind und wenn es Ihnen recht ist, so will ich Sie auch zu dem schwarzen Steine führen und Ihnen zeigen, wie man den Umzug um die Kaaba macht, den *Tauf*.“ Und das that denn auch der Pilger im Ihram; er machte aufschaulich, wie er den Schwarzen Stein, den er in seinem Buche als ein elastisches, schwarzes Konstrum bezeichnet, mit den Fingern berührt habe, in welcher Weise er bei dem *Tauf*, dem Umlaufe, gehalten wird, und wie er dann vor Abraham's Fußstapfen gehend, einem Todh im Gestein, das mit einem Dedeel und einem rothbraunen Teppich belegt ist, damit die Pilger keinen Einbild bekommen. Abraham's Fußstapfen muß größer gewesen sein als das eines Hippopotams, denn es ist 6 Fuß lang und 3 Fuß breit. Aber ein Patriarch, der auf jener Stelle seinen eigenen Sohn dem Molooh opfern wollte, kann schon ein Privilegium für sich in Anspruch nehmen. —

Der Ihram wurde abgelegt. Inzwischen waren die Kerzen angezündet worden und Malzan erging sich in Betrachtungen über den Einfluß, welchen der Islam auf die verschiedenen Völker ausübt, die ihm angehängen sind. Und wer hätte ein gebiegender Urtheil über einen so wichtigen Gegenstand fällen können als er, der grünlische Kenner, der seine Beobachter mit dem scharfen Blicke, welcher in zwei Erdtheilen so lange Zeit unter Mosammedanern gelebt hatte.

Einige Monate nach jenem mir unvergeßlichen Tage verließ er Trebden, er ging spärlich nach Wiesbaden, wo es doch wärmer sei. Es waren immer die helle Sonne und das blaue Mittelmeer, die ihn anzogen und die Sehnsucht „nach einem Stück Wüste“ verließ ihn nicht. Seit etwa sechs Monaten hat er mir nicht mehr geschrieben; ich mußte mir, daß er nach Italien gereist sei.

In Pisa hat er seinen bewegten, ganz der Wissenschaft gewidmeten Leben ein Ende gemacht. Auf kirchlichem Boden haben sie ihn nicht mit dem Ihram begraben, sondern in ein Leichentuch gehüllt und nun findet er im Tode die Ruhe, welche sein Körperzustand ihm so oftmals geraubt. Sein Grab wird nicht von einer Palme beschattet, aber neben demselben steht der Lorbeer und er, lauro donandus, ist des Kranzes in der That würdig!).

Semper honos laudesque manebunt.

Karl Andree.

*) Heinrich Freidert von Malzan hatte noch nicht das achtundvierzigste Jahr vollendet. Er war geboren am 6. September 1826 auf einer Villa seiner Eltern bei Trebden, wurde schon im dritten Jahre nach England zu Lord Stendenham, seiner Mutter Bruder, gebracht, kam als Knabe nach Medlenburg, nach Wien und wochelte, da sein Vater aus Steien, seine Mutter gebürtig war, vielst den Aufenthalt. Nachdem er die Universität verlassen hatte und in bayerischen Staatsdienst getreten war, suchte eine Brustkrankheit ihn heim und die Ärzte schickten ihn nach dem Orient. Damals schon hatte er Bekanntschaft mit Arabisch gelernt. Nachdem 1851 sein Vater gestorben war, besand er sich im Besitz von reichlich gelungenen Geldmitteln, er war ganz unabhängig und konnte seinem Trange nach Reisen Folge geben.

Ueber seine letzten Tage berichtet die „Kölnische Zeitung“ aus Pisa von Seiten des Herrn August Teufelberg eingehende Nachrichten. Dieser sand Herrn von Malzan sehr auferregt, aber nicht gerade krank; doch schien in den folgenden Tagen seine Stimmung geküßter zu sein. Am 21. Februar machte er eine Fahrt nach Trebden, um von seinem Vater's Oel zu holen. Nach der Rückfahrt von dort nach Pisa überreichte er Herrn Teufelberg, nach Florenz zu gehen, da dieser doch die Kaufschiffe dort gefahren haben mußte, aber er nach Trebden zurückkehrte. Herr v. Malzan starb am 22. Februar um 10 Uhr des Abends; um 12 Uhr fand die Beerdigung in der Villa von Malzan nach in seinem Zimmer; sie hat ihn von seinen Vätern aus die Grabschachtel mit ansehen zu dürfen. Als sie um 4 Uhr zu tiefem Bese beaufam, fand sie Malzan tot und ganz friedlich auf dem Bette liegen; dem Munde war Blut entströmt und man konnte vermuten, er sei an einem Blutstrome gestorben, weil sich sonst weiter keine Äußerungen verstanden, die auf eine andere Todesart schließen ließen. Als ich um 10 Uhr Abends zurückkehrte, war das Gerücht be-

Der Jakuter Volksstamm in Sibirien.

Von Albin Kohn.

II.

Die Jakuten leben stammweise mit einander und heirathen auch gewöhnlich aus dem Stamme, was gewiß viel zur Abnahme der Fruchtbarkeit sowohl der Frauen als der Männer beigetragen hat.

Im Sommer bricht der Stamm seine Zelte ab, packt sie auf seine Renthiere, welche gleichzeitig die Stelle der Kühe und Packerde vertreten, und begibt sich in mehr offene Gegenden, wo die Wiederläufer der Taiga ihre Weideplätze haben. Wenn nun die Thiere aus dem Dickicht herauskommen, werden sie von den auf sie lauernden Schützen niedergeschossen, und in die nahe gelegene Behausung gebracht. Es ist dann Aufgabe der Weiber die Felle abzuziehen und zuzurichten und das Fleisch zu räuchern, um es für den Winter aufbewahren zu können, da die Jagd während des Winters aus sehr natürlichen Gründen ruht. Der Frost ist nämlich zu groß und der Schnee liegt zu hoch, als daß der Jakute in seiner Kleidung mit Bequemlichkeit über ihn hinweg schreiten und ein Elenthier, einen Hirsch u. s. w. verfolgen könne.

Im Frühlinge stellen die Jakuten häufig eine eigenthümliche Art Treibjagd an, bei der viel Wild zu Grunde geht, ohne den Jägern den geringsten Nutzen zu bringen. Die Männer des Stammes begeben sich an irgend einen der bedeutendsten Flüsse des Landes und theilen sich hier in zwei Theile. Der eine Theil setzt über den Fluß und hält sich hier versteckt, während der andere am jenseitigen Ufer zurückgeblieben sich tief in den Wald zurückzieht, nachher eine Treiberfelle bildet und unter Eichen und Schiefern das Wild aus dem Dickicht den Fluß zutreibt.

Neben von einigen hundert Stüd verschiedenen Hochwildes versammeln sich auf diese Weise am Ufer des Flusses, bis der immer näher kommende Sturm sie in denselben hineintribt. Kaum sind die Thiere in der Mitte des Flusses — und man wählt immer einen breiten, wie die Yena, Anabara, Kolyma u. A. — angelangt, dann springen die am andern Ufer verborgenen Jakuten aus ihrem Versteck hervor, erheben einen Heidenlärm, schießen auf die Thiere und scheuen sie zurück. Kühn, wie wir sie aus der Beschreibung der Tungusen kennen, liegen bereit, die Schützen springen hinein und bemächtigen sich der erschossenen Thiere, welche sie ans Land bringen, um nachher wieder umzukehren und neue Opfer zu holen. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Gelegenheit viele Thiere ertrinken und vom Strome weggetrieben werden, wie auch, daß nicht jedes von der sichern Regel des Jakuten getroffenem Stüd geboren werden kann,

reiss eingeschritten und es fand demzufolge am andern Morgen eine gerichtliche Aufnahme statt, nach welcher sich herausstellte, daß er eine Schußwunde an der Stelle des Herzens hatte. Auf dem Tische fanden sich Briefe: einer an seinen Schwager und einer an mich vor; der letztere enthielt nur die wenigen Zeilen: „Verzeihe mir, was ich that. Die Aufregung tödtet mich.“ Die gelebte Welt verlor in ihm nicht allein den viel genannten Reisenden, sondern auch einen der bedeutendsten orientalistischen Eingeweihten, die Journalistik einer ihrer annäherndsten Stützen und Verwickelter. Heinrich von Melan litt seit Jahren an einer heftigen Neuralgie, die sich bei ihm vorzugsweise in den ernstlichsten Augenblicken äußerte. Vergangenen Winter waren dieselben oft so groß, daß er mich bat, ihn bei beiden Händen zu fassen und ihn rucklings auszurichten, weil er nur so eine gelinde Erleichterung seiner Schmerzen fand.“

also verloren geht. Man sieht, daß dieser halb wilde Volksstamm der gebildeten englischen Aristokratie im nördlichen Thierverderben nicht nachsteht. Man sagt sich, wenn man diesen Gegenstand überhaupt unwillkürlich: „Die Gegenstände berühren sich.“

Es versteht sich, daß die Jakuten außer auf die Wiederläufer der Taiga auch auf die Renthiere Jagd machen. Sie thun dieses einerseits um sich und ihre Renthiertierden, denen Varen, Wölfe und Füchse nachstellen, zu schützen, andererseits auch, um einen von den russischen Kaufleuten gesuchten Handelsartikel zu erwerben, für den sie dann in Jakutsk, der Residenz des Gouvernements, während der dort im Mai stattfindenden großen Jahrmärkte Pulver, Blei, Bleisägen, Flintensteine, Mehl, Formtöpfe, in Sibirien gebauten rohen Blättertabak, Kallians (chinesische Metallpfeifen), Feuerstahl, Tassen, Theeteller und Theemaschinen, Baumwollentstoffe, Tuch, Weile, Silberwerk und Schnaps eintauschen. Man wird sich einen Begriff von der Einträglichkeit des Handels machen, wenn man bedenkt, daß 3 v. ein Pfund rohen Blättertabaks auf dem Markte (Bazar) in Jakutsk für 4 bis höchstens 10 Kopelen gekostet, dem Jakuten aber für 1 Rubel bis 1 Rub. 25 Kop. berechnet wird. Umgekehrt wieder bezahlt man in Jakutsk für ein buntes Leinwandstück 10 Kop. und nimmt es vom Jakuten im Preise von 1 bis 2 Kop. Wir selbst bot ein Jakute einen gelben Fuchsbalg für einen Rubel an, dessen Werth er in fünf Pfunden schwarzen Brotes annehmen wollte. Da er nur drei einen Fuchsbalg hatte, ließ ich ihn denselben und schenkte ihm das von ihm so sehrnützlich gewünschte Brot, das selbst in jenen brothärmeren Gegenden einen Kaufwerth von nur circa 25 Kop. repräsentirte.

Bis jetzt hat sich kein Jakute zum Ackerbau erhoben; er ist Jäger, wie seine Vorfahren es waren, von denen er nicht weiß, ob sie Urbewohner des Landes waren, oder in dasselbe eingewandert sind. Auch dieser Halb wilde hat keine Vergangenheit, und deshalb hat er auch keine Zukunft. Neben der Jagd beschäftigt er sich mit der Fischerei, deren Ertrag mit zu seinem Lebensunterhalte beiträgt. Da die Fischerei ebenso wie die Jagd in jenen Gegenden sehr ergiebig ist, so wäre eigentlich von einem Mangel an Nahrungsmangel nicht zu reden, und dieses wäre ein Widerspruch gegen meine im Eingange gemachte Behauptung, daß Nahrungsmangel mit ein Grund zur Unfruchtbarkeit des Jakuter Stammes sei. Dennoch ist meine in dieser Beziehung gemachte Behauptung vollkommen begründet. Der Wilde und Halb wilde kennt nicht das ökonomische Gesetz der Sparsamkeit. Gewöhnlich haben die Familien, ja die ganzen Stämme, während der Zeit, in welcher Jagd und Fischfang so zu sagen rentabel sind, einen ungeheuren Ueberfluß an Fleisch und Fischen; sie verstehen es nur nicht die Massen zu bewältigen, richtig einzuhaken und so viel gut aufzubewahren als nöthig ist, um reichlich auszukommen. Während des kurzen warmen Sommers werden zwar Unmassen von Fischen erlegt und in Regen gelassen, aber ihr Fleisch geht auch sehr schnell in Fäulnis über und ist für den spätern Konsum verloren. Während des langen Winters wird dann am Innertische genagt, oder man genießt halbverfaultes Fleisch und eben solche Fische, welche

der Frost vor gänzlichem Verwesen geschützt hat. Die Folge des Genußes solcher verdorbenen Lebensmittel ist gewöhnlich der Tod, welcher überhaupt in Sibirien grassirt, am häufigsten aber gewiß die halbwilden Volksstämme, welche in den unwürdigen des Landes leben, heim sucht und decimirt.

Vom Jakutischen Lande hat man, in Sibirien wenigstens, lange Zeit und fest behauptet, daß in ihm der Ackerbau wegen der ungewöhnlichen Kälte des Klimas unmöglich sei. Wer diese Fabel erkunden hat, ist unbefanzt, aber sie wurde lange Zeit hindurch für ein Dogma gehalten und von der blinden Menge als Axiom wiederholt. Man behauptete lange Zeit hindurch, daß wenn der Getreidebau überhaupt möglich wäre, die dortigen Bewohner ihn schon längst betrieben hätten; da nun das letztere nicht der Fall ist, so sei auch das erstere nicht möglich.

Diesen Syllogismus cornutus wollte jedoch ein denkender und unterscheidender Kopf, mit Namen Johann Sohn Stephan Starasyn, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Jakutsk kam, nicht gelten lassen und das russische Volk wird dem Manne gewiß einst dankbar dafür sein, daß er ihm den Weg zeigte, auf dem Jakutsk zu bebauen sei, denn er wagte es, dem Getreidebau einzuführen. Ihm folgten in den dreißigen und vierzigsten Jahren unseres Jahrhunderts der Titularrath Johann Starasyn, wahrscheinlich ein Nachkomme des Vorigen, ein gewisser Gregor Baal, von dem es nicht bekannt ist, ob er freiwillig nach Jakutsk gekommen, oder dorthin verbannt worden ist, und die Kaufleute Schylow und Leontjew, sowie einige Andere, deren Namen uns leider die Culturgegeschichte Jakutsk nicht aufbewahrt hat. Die Vermählungen der genannten Männer wurden vom besten Erfolge gekrönt. Man baut heut zu Tage in der Umgegend der Hauptstadt des Verwaltungsbezirk nicht nur Getreide und Hafer, sondern sogar Sommererzeugnisse und Sommererzeugnisse, welche auf dem jungfräulichen Boden bei geringer Arbeit sehr reiche Ernten bringen.

Außer den genannten Getreidegattungen baut man auch schon in der Nähe von Jakutsk Kartoffeln, Kopfs Kohl, und auch Gurken; alle diese Culturpflanzen gelangen zur Reife und liefern ganz ansehnlichen Ertrag.

Wer es nicht mit eigenen Augen mit angesehen hat, wie jaquell sich die Vegetation in jenen Gegenden unter dem Einflusse des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme während des kurzen Sommers entwickelt, dem wird es schwer glaublich erscheinen, daß alle oben genannten Getreidearten, zu denen ich übrigens noch die Erbsen hinzufügen muß, während eines Zeitraumes von ungefähr 13 bis 14 Wochen sich vollkommen entwickeln und ihre Körner zur Reife bringen. Wer aber mit eigenen Augen gesehen hat, daß ellenhoher Schnee im Freien während weniger Stunden verschwindet; daß sich ein Fluß wie die Angara ebenfalls in wenigen Stunden vom Eise reinigt, dessen Tiefe über 3 Fuß beträgt; wer da, wie ich, gesehen hat, daß ein bis zwei Tage nachdem der Schnee verschwunden schon die Anemonen und Günselblüthen mit ihren Blüten den Frühling begrüßen, der wird mich glauben, wenn ich ihm sage, daß man in ganz Sibirien und folglich auch in Jakutsk, wenn auch nicht das Gras wachsen hört, so doch es beinahe wachsen sieht. Eine von der Wissenschaft bekräftigte kurze Bemerkung dürfte dieses Wunder erklären.

Es ist festgesetzt, daß eine gegebene landwirtschaftliche Culturpflanze einer gewissen Summe von Wärmebedarf bedarf, um sich zu entwickeln und zur vollkommenen Reife zu gelangen; so bedarf beispielsweise die Gerste gegen 2000°. Da nun in Jakutsk die Summe der mittlern Julitemperatur allein schon 600 Grade Wärme beträgt, der Juni und August nur ein Unmuthliches weniger Wärme bietet, so ist leicht herauszurechnen, daß die Wärme vom Mai ab gerechnet zum Mindesten ausreicht, um Sommergetreide zur vollkommenen Reife zu bringen. Der Leser wird dieses um so begreiflicher finden, wenn ich noch bemerke, daß in den Breiten, unter denen Jakutsk liegt, der Sommertag bedeutend länger ist, als in unseren Breiten; daß dort im Juli, also während der längsten Tage, keine eigentliche Nacht, sondern nur Dämmerung ist, der der man um Mitternacht fast noch ohne Anstrengung gewöhnlichen Trud leben kann, daß also die Tagelänge, d. h. eigentlich das Sonnenlicht, gleichsam die Vegetationsperiode verlängert, da doch wohl die Pflanzen nur unter dem Einflusse dieses Lichtes sich normal entwickeln.

Von der Einführung des Getreidebaues in sein Heimathland hat der Jakute bis jetzt keinen Nutzen gezogen. Er hält sich fern von ihm, als ob er fürchte dadurch aus seiner jetzigen Lage herausgerissen, in eine andere Welt mit selten Wohnsitz geworfen zu werden. Er sieht zwar das Gute ein, das der Getreidebau für den Menschen hat, aber er kann es nicht über sich bringen, seine Vagabundenatur abzulegen und sich selbst an die mit dem Ackerbau verknüpften Arbeiten zu machen.

Zwischen Vorlesung und Fatum ist im Allgemeinen in der Volksauffassung kein großer Unterschied! Deshalb auch, glaube ich, macht sich der Jakute nicht an den Ackerbau, weil er ja fest überzeugt ist, daß Alles, was ihn Gutes oder Böses trifft, entweder direct von seinem Gotte gesendet, oder durch seine Zulassung vom „Hausgeiste“, vom eigentlichen „Wirt“ der Hütte gemacht worden ist. Einer dieser Wirt herrscht unumstößlich, wenn auch für gewöhnlich ganz unsichtbar, im Hute, ein anderer in der Reuthierherde, ein dritter im Walde, ein vierter im Wasser, ja es scheint, daß jede Thiergattung ihren besondern „Wirt“, ihre besondere Vorlesung hat. Wenn es die Jakute Vorlesung zu tag treibt mit ihrem Munde, oder wenn sich der Hausgeist doch zu viel herausnimmt, dann wendet sich der Heplage an den Heiligen des Hirt, an den Priester, und erreicht mit seiner Hilfe eine Aenderung, ein Aufhören irgend eines Uebels, — sei es auch durch den Tod, der ja ebenfalls nur eine gnädige Zulassung der Vorlesung ist.

Wie der Jakute sich bis jetzt nicht an den Ackerbau gemacht hat, so hält er sich auch von der Viehzucht fern, trotzdem auch diese in jenen Gegenden noch nicht unmöglich ist und von den in Jakutsk ange siedelten Russen wenn auch in geringem Maßstabe und unrationell betrieben wird. Wenn sich die Ansiedler so sorgsam mit den Kühen befassen würden, wie sie es mit den Hühnern thun, welche sie im Winter in großen Vogelbauern in warmen Zimmern wie Kanarienvögel pflegen, so würden sie gewiß recht gute Resultate erzielen. Aber auch der Russe verläßt sich auf die Vorlesung, in deren Hand er und seine Kuh steht; auch bei ihm ist das Fatum, wenn auch in christlichem Gewande, die immaculata mater der Faustheit.

Neue Entdeckungsreisen in Australien.

I.

Unsere Antipoden bewähren einen löblichen Eifer, die bis jetzt noch unbekannten Theile ihres großen Festlandes zu erschöpfen, und ihre preiswürdigen Aufstrengungen sind durch große Erfolge belohnt worden. In jedem Jahre wird ein Stück des großen Schleiers gelüftet, der so ausgebreitete Strecken verhüllt. Die kühnen Forscherstreifen, von denen mehr als einer sein Wagniß und seinen Drang, die Wissenschaft zu fördern, mit dem Leben bezahlt hat, lassen sich durch seine Gefahren abschrecken und wenn man das vorgesezte Ziel nicht erreicht, findet man darin nur einen neuen Antrieb mehr, den Plan wieder aufzunehmen und trotz aller Schwierigkeiten dennoch auszuführen *).

Australien wird nie eine Culturentwickelung in der Art ermöglichen, wie die übrigen Erdtheile. Die Küste ist zum meist einförmig und wenig gegliedert und auf weiten Strecken im Süden sind die Gesteine der großen Australischen Vucht absolut unwirtlich, wo Jorress sehr anschaulich nachgewiesen hat. Der ganze Continuit ist in höchst Grade einödig und unharmonisch; er erscheint mit seinen vielen schroffen Gegenlagen wie unersicht. Die Gebirge treten spärlich und zumest zerstreut auf; in den sogenannten Australischen Alpen an der Ostküste erreichen sie die Höhe von nur etwa 7000 Fuß; die Ketten an der Westküste gipfeln bis zu kaum 3000 Fuß. Die verschiedenen Höhenzüge, die „Kanges“, im Binnenlande sind durch weite Ebenen und Sand- oder Steinwüsten von einander getrennt und, den Norden abgesehen, trägt ein großer Theil so völlig den Wüstencharakter, daß die fruchtbaren Gegenden lediglich als Oasen betrachtet werden müssen. Gletscher fehlen; kein Strom wird durch Schmelzwasser gespeist; viele Seen bilden nur große Pochen, weil sie in den heißesten Monaten theilweise oder ganz trocken liegen. Dann behalten auch die größeren Geflässe nur geringen Wasserstand; bei den meisten wird das Zeit durch eine Reichenfolge von Wasserlöchern angedeutet, während die

kleinen, die sogenannten Creeks, trocken liegen wie die arabischen oder nordafrikanischen Wadis. So empfindlich ist der Wassermangel, daß z. B. in Südaustralien kaum ein Fluß gefunden wird, welcher das ganze Jahr hindurch Wasserläufer treiben könnte. Mit Recht hat man gesagt, daß in Australien wie in Arabien oder auch in der Sahara das Wasser gar nicht als nöthiges Attribut eines Flusses zu betrachten sei. Es steht an einer für die Quellenbildung günstigen Nothdurft; nach dem Regen laufen die Wasser rasch ins Flachland ab, wo sie sich entweder zu Sümpfen aufstauen oder im Sande verlieren, während sie vom April bis August gewaltig anschwellen, und, da sie zumest ohne eigentliche Ufer sind, ungeheure Landstrecken überschwemmen, sich auch zeitweilig in weite, flache Seen verwandeln. Im October 1867 z. B. stand bei Edchuca in der Colonie Victoria der Murray 31 Fuß über Null des Pegels; die Dampfer fuhren mitten über Land, denn eine Strombahn war nicht zu ermitteln; über einer Strecke von reichlich 30 deutschen Meilen war nach gar keiner Seite hin Land zu erkennen. Der Hawkesbury in Neuschottland ist schon mehrmals binnen 24 Stunden um 60, einmal sogar um 97 Fuß angeschwollen und die Wassermenge kam nicht in rollenden Wogen herabgebraust, sondern schob sich wie eine gewaltige nasse Mauer vorwärts. In den heißen Monaten dagegen nimmt, nach dem Ausbruch der Eingeborenen, die Sonne das Wasser weg. An der ganzen Südküste erreicht, außer dem Murray, kein Fluß das Meer.

Man begreift, daß die auf einem ungeheuren Raume vorherrschende Armut an Wasser und die ausgebeuteten Sand- und Steinwüsten auf die klimatischen Verhältnisse wesentlichen Einfluß üben. Dem bei weitem größten Theile fehlt eine dem organischen Leben günstige Durchdringung von Land und Wasser; Mangel an Regen und die Pflanzenlosigkeit der Wüste stehen in Wechselwirkung. Und auf vielen Strecken ist der Boden so stark mit Salz gesättigt, daß die stehenden Gewässer, viele Brunnen und selbst Geflässe Brackwasser haben, und in manchen australischen Binnenseen ist der Salzgehalt des Wassers stärker als bei jenem des Mitteländischen Meeres.

Im Allgemeinen sind im Binnenlande die australischen Flächen öde; sie halten gar keinen Vergleich aus mit unseren europäischen Wiesen, mit nordamerikanischen Prairien, venezuelanischen Savannen oder argentinischen Pampas; eigentliche Wälder fehlen; die Gräser wachsen zumest in Gruppen, liegen in zusammenhängender Dede. Von den Baumarten verlieren nur wenige die Blätter, alle aber wechseln die Rinde und Schatten gewöhnen sie nicht; eigentliche Laubbäume und Urdäuser fehlen in der südlichen Hälfte, für welche der Busch und die in Gruppen parthänisch auftretenden Wälder charakteristisch sind; diese erscheinen für die Schafzucht von großer Bedeutung.

Das Klima ist ein extremes; im Weihnacht ist in Adelaide und Melbourne eine Temperatur bis zu 110° F. gar keine Seltenheit. Von Norden her kommen die „Südsouwinde“, und im Innern ist die vernichtend wirkende Dürre manchmal so anhaltend, daß während mehrerer Jahre kein Regentropfen fällt. Im Norden reichen die tropischen Regen bis etwa 19° S., von da ab finden bis an den Wendekreis und etwas

*) Wir wollen hier bringen die herrlichen Karten in Stieler's Handatlas (Weiba, Julius Perthes) empfehlen; sie sind Reisker'sche Dr. August Perthesmann's. Auf Blatt 73 gibt der große Kartograph ein Gesamtbild des Continents und am Rande hat er die Meisten verzeichnet, welche in den letztverfloßenen drei Jahrzehnten einen beträchtlichen Theil Australiens erforscht haben:

Nov 1840 bis 1841.	Oberster Dempster, Clackson
Febr 1841.	und Harper 1861.
Sturt 1845.	Burke und Wills 1861 und
Oberster Gregory und Helpman	1861.
1846.	Neelson 1861.
Remmey 1847.	Walker 1861.
A. G. Gregory 1848.	Landborough 1861 und 1862.
Remmey 1848.	Mac Rindas 1861 und 1862.
Nov 1848 bis 1849.	Landborough 1861 und 1862.
A. G. Gregory 1849.	Somerset 1862.
Murkin 1854.	Stuart 1862.
A. G. Gregory 1855 bis 1856.	Versey 1863.
A. Gregory 1858.	Sturt 1864.
Stuart 1858.	J. und A. Jardine 1865.
Robbage 1858.	Delisser und Hartwick 1865.
Stuart 1860.	Mac Rindas 1865 und 1866.
Versey 1860.	Mac Rindas 1866.
A. Gregory 1861.	Harvey 1869 und 1870.
Stuart 1861.	Strom 1871.

Dazu sind nun Miles, Goffe, Barbuten und Ophione Dalmatien gekommen, über deren Unternehmungen unser Text Nachricht gibt.

nach Süden hin über denselben hinaus Uebergänge statt, so daß in dieser Zwischenstrecke noch Regen fällt, aber unregelmäßig und nie häufig.

So erklärt sich, daß wir in Australien Culturlandschaften in unserem Sinne hauptsächlich nur in den Küstenregionen finden; nur dort ist eine Entwidlung möglich; andernwärts werden die Dafen vorzugsweise der Viehzucht vorbehalten bleiben. Aber die vielen fruchtbaren Strecken sind nutzbar gemacht worden seitdem man in das an eigenen Erzeugnissen des Pflanzenreiches und der Thierwelt wunderbare arme Land unsere Getreidearten, Cereale, Faserpflanzen, Obstbäume, Weinstöcke, das Zuckerrüben, Kindeich, Ziegen, Schafe und Vögel eingeführt hat. Einen nicht geringen Antrieb zur Besiedelung hat auch der Reichtum an Gold und an Kupfer gegeben.

Bei solchen Eigenthümlichkeiten begreift man, daß Männer, welche die Erforschung wagen, auf große Schwierigkeiten stoßen; dann aber auch, daß ihre Reiseberichte im Allgemeinen sehr einformig lauten. Es ist immer das Einzelne von Aufbruch und Creel, von Hitze und Wassermangel, Noth und Entbehrung, und nicht ohne Mühe windet man sich durch die langweilige, einspinnige Darstellung hindurch. Aber sie gewährt allemal einen Einblick in die Verhältnisse und deshalb geben wir weiter unten einige Mittheilungen aus dem Tagebuche der Reisenden Giles und Gosse. Beide wollten von Bahnhaltungen aus etwa in der Mitte des Continents aus in südwestlicher Richtung durch die bisher unerforschten Theile Westaustraliens bis nach Perth, der am Meere liegenden Hauptstadt dieser Colonie, vordringen. Sie scheiterten in ihrem Unternehmen, während Oberst Egerton Warburton glücklicher war und das Ziel erreichte.

Im Süden sind die anbaufähigen Theile der Colonie Südaustralien von denen Westaustraliens durch eine sich über beinahe 200 deutsche Meilen erstreckende Wüsten getrennt, welche landeinwärts von der Großen australischen Bucht sich weit nach Norden hin erstreckt; auf dieser ganzen Strecke fällt, wie schon gesagt, auch nicht einmal ein Bach ins Meer, und in dieser Region ist eine Verbindung zwischen beiden Colonien auf dem Landwege völlig ausgeschlossen. Die genannten Reisenden nahmen daher nördlichere Ausgangspunkte, in der Hoffnung, von dort aus in der Richtung nach Südwesten, welche sie einschlagen wollten, günstigere Boden- und Vegetationsverhältnisse zu finden.

Die Colonie Südaustralien, welche nicht so viele Bewohner zählt wie z. B. die Stadt Dresden, hat aus eigenen Mitteln eines der großartigsten Werke öffentlichen Nutzens hergestellt: den Telegraphen von Port Augusta, im innern Winkel des Spencer'sches, resp. Adelaide im Süden, bis Port Darwin, im Anhangsland im Norden an der Timorsee. Derselbe hat eine Länge von 1800 englischen Meilen, wurde am 21. October 1872 dem Verkehr übergeben und seitdem steht Australien in unmittelbarer Verbindung mit allen Linien des Welttelegraphen. Nach Westen hin konnte man der eben erwähnten Verhältnisse wegen keine Ansiedelungen gründen; wenn man mit solchen vorrücken wollte, müßte man die Richtung nach Norden wählen und in dieser hat man freien Spielraum bis an die Timorsee und die westlichen Gestade des Carpentariageses. Es war gelungen, das ganze Festland von Süden bis an die Gestade des Nordmeeres zu durchwandern und es blieb dann die Aufgabe, eine regelmäßige Verbindung zwischen Adelaide und Port Darwin herzustellen, um hier den australischen transcontinentalen Telegraphen dem submarinen Kabel anzuschließen. Während Ingenieure und Arbeiter das Werk eifrig förderten, bildeten sich der Linie entlang ganz von selbst kleine Niederlassungen bei den Telegraphenstationen und manche derselben werden wohl

bleiben. Sie bilden Punkte, von welchen aus Forschungsreisende ihre Expeditionen unternehmen und auf welche sie, wenn erforderlich, zurückfallen können, wie Giles und Gosse; der letztere z. B. nach Charlotte Waters, einer Station 550 Miles nördlich von Adelaide.

1. Ernst Giles' Forschungsgreise.

H. G. Auf Veranlassung des Regierungsbotanikers Dr. Müller in Melbourne unternahm ein junger, kluger Mann, Ernst Giles, um die Mitte des Jahres 1872 eine Entdeckungsgreise in den großen unbekannten Westen, welcher sich zwischen den Colonien Südaustralien und Westaustralien ausbreitet. Der Plan ging dahin, die Quellen des Murchison zu erreichen und dann von dort in die angestrichelten Districte der Westküste zu gelangen.

Aus dem inhaltsreichen Tagebuche stelle ich Folgendes zusammen. Giles, von seinem Freunde Carmichael und einem Alexander Robinson begleitet, begab sich am 23. August 1872 von Chambers' Pillar aus, 24° 51' 15" südl. Br. und 133° 51' östl. L., auf die Reise. Es ist dies eine von dem bekannten Reisenden John Mc Donald Smart auf seiner berühmten Forschungsgreise durch den australischen Continent aufgefunden, gegen 225 Fuß hohe merkwürdige Sandsteinfalten, welche er nach seinem Freunde und Gönner, dem reichen, jetzt verstorbenen Squatter Chambers, benannte.

Man folgte dem Laufe des Fintel'schen und hatte dabei zunächst niedrigen Holzwuchs, scrub, und Sandbügel, meistens mit Stachelschwein gras, Spinifex — *Triodia irritans* — bedeckt, zu passieren. Am 26. stieg man auf eine ausgebreitete Wasserflache, auf welcher wilde Enten im Ueberflusse waren. Auch entdeckte man einen kleinen in den Finte unter 24° 25' südl. Br. und 132° 57' 30" östl. L. einlaufenden Creel, welcher Mc Winn Creel benannt ward und der von einer dunkeln Vergelte herkam. Das Land, welches am Finsle entlang muunterbrochen anstieg, hatte sich bereits zu der Höhe von 250 Fuß über Charlotte Waters Overland-Telegraphenstation (550 Miles nördlich von Adelaide) erhoben. Man begegnete einzelnen Eingeborenen, die aber, außerordentlich scheu, sich immer eilig davon machten. Eine Tabanart, welche den Reisenden völlig unbekannt war und eine außerordentliche Schönheit darbot, zog die besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie war etwas kleiner als die sogenannte Sturtaupe, von dunkelbrauner Farbe, unter dem Halse gespreizt, trug einen hohen Kopfbüschel und lief gern auf dem Erdboden eine beträchtliche Strecke hin.

In 24° 25' südl. Br. traf man eine Fingelte, die aus einander gespaltenen Fragmenten von rothem Sandstein mit gelegentlichen Höhlen bestand. Auf den Gipfeln bemerkte Giles elische Fische, und auf den Abhängen in der Nähe des Finte wuchs, anstatt Spinifex, wirkliches Gras. Am 30. August campierte die Gesellschaft in einer malerischen, von Bergen eingegrenzten Thalschlucht, durch welche sich ein Bach schlängelte. Der Thermometer zeigte am nächsten Morgen nicht mehr als 24° Fahrenheit, stieg aber rasch, als die Sonne sich hob. Eine große Schar von Pelikanen kam geflogen, entrannte sich jedoch, bei dem Anblicke der Reisenden, schnell wieder. Ihre Richtung war Nordwest, wie überhaupt alle Wasservögel die man fliegen sah von da herkam und eben dahin zurückflogen. Der Finte hatte zwar ziemlich viele Fische, dieselben waren jedoch nur klein, höchstens von der Größe einer Sardelle, so daß die vielen Pelikane hier schwerlich genügende Nahrung finden konnten. Giles vermutet, daß diese Vögel wohl von großen Fischen in den Tropen gekommen seien. Man fand in dieser Verglucht eine

Jächerpalme, die nach Dr. Müller in Melbourne zur Species Livistona gehört, und deren Stamm sich erst in der Höhe von sechzig Fuß beblätterte.

Die Eingeborenen wurden jetzt zahlreicher, flüchteten aber immer eilig, bei Zurücklassung ihrer armenigen Habe, und setzten das Gras in Feuer.

Giles bemerkt in seiner Beschreibung dieses „unvergleichlich schönen“ Thales: „I was literally surrounded by fair flowers of many a changing hue. Why nature should scatter such floral gems in such a sterile region, is difficult to understand.“ Er war daher anfänglich geneigt, die Schlucht „Glen Flora“ zu benennen, aber da die große Menge an Palmen ihm doch charakteristischer zu sein schien, so wählte er den Namen „Glen of Palms“.

Am Sonntag, den 1. September, hielt man in diesem paradiesischen Glen Ruhetag, doch Giles selbst unternahm einen Ausflug auf die Höhen nach Westen zu, erstieg den Gipfel eines mit Niditen bedeckten Berges, welcher das um-

liegende Terrain um tausend Fuß überragte. Von hier aus überblickte er, von Nordost bis Nordnordwest, einzelne Berge, unter denen, in der Entfernung von ungefähr fünfzig Meilen, sich wieder ein sehr hoher, spitz zulaufender majestätisch ansehender Berg. Nach Norden und Osten zu war eine massive Bergkette, mit vielen domartigen Gipfeln. Giles konnte den Feste deutlich erkennen, der seinen Lauf unter den perpendicularen Abhängen der Hügel erzwang; an einer Stelle, nicht weit vom Lagerplatze, schien sich derselbe zu theilen oder vielmehr, etwas westlich von Nord, einen Creek in sich aufzunehmen. Nach dieser Vereinigung nahm der Fluß, der sich übrige auf nicht weiter als eine englische Meile mit dem Auge erkennen ließ, dann eine mehr westliche Richtung an. Ungefähr zehn Meilen an dem einmündenden Creek hinauf war offene, freie Gegend und es hatte fast den Anschein, als breite sich nicht weit vom Fuße der Berge eine Wasserfläche aus. Ein Durchbruch in der Bergkette war allerdings zu erkennen, aber nicht in der Richtung, welche die Reisenden zu nehmen hatten.

Aus allen Erdtheilen.

Aus der Troas.

R. K. Dr. Schröder, Dragoman bei der deutschen Gesandtschaft in Konstantinopel, besuchte im October 1878 in Begleitung eines Wiener Bekehrten bei ausgezeichneter schönem Wetter die Troas und zwar zuerst die bekannten Ausgrabungen Schliemann's auf dem Hügel Hissarlik, welcher zwischen dem alten Simeos (Dimitel Su) und dem Stamonobros (Wendberg) gelegen, wahrscheinlich die Reste des historischen Alion und nicht des homerischen Troja oder besser gesagt derjenigen Stätte, die dem Dichter im Geiste vorschwebte, trug. Schröder schreibt: „Schliemann's Ausgrabungen haben uns nicht überzeugen können, daß Troja auf dem Hügel Hissarlik gelegen hat. Die homerische Beschreibung paßt zwar weder auf Hissarlik, noch auf den Valtys bei Bunarbashi (im innersten, südöstlichen Winkel der Stamonobroebene gelegen und von den maßgebenden Autoritäten für Troja gehalten); doch immer noch mehr auf letzteres. Als wir den Valtys erstiegen hatten und vor uns die schöne Stamonobroebene bis zum Hissarlik hin ausgebreitet liegen sahen und nach Osten in die 400 Fuß tiefe, sich fastrecht ab-senkende Schlucht schauten, durch welche sich der Stamonobros zwängte, da sagten wir beide einstimmig: „Wenn es überhaupt ein Troja gegeben hat, so muß es hier gelegen haben.“ Es giebt keinen zweiten Punkt in oder dicht an der Stamonobroebene, der so für eine Festung geschaffen wäre, wie der Valtys. Hissarlik ist dagegen ein winziger Hügel. In unserer Ansicht wurden wir noch durch die imposanten, von dem verstorbenen Generalkonsul von Hoßn ausgegrabenen, cyclopischen Mauern bekräftigt, welche bei weitem älter sind, als die aus regelmäßig behauenen, quadratischen Steinen gegliederten Mauern, die Schliemann freigelegt hat, und welche zwar aus guter, griechischer Zeit herrühren mögen, aber schwerlich über das fünfte vordröhlische Jahrhundert hinausreichen.

Von Bunarbashi gingen wir südlich nach Alexandria Troas, dessen großartige Ruinen in einem dichten Eichenwalde erstreckt liegen; von da wandten wir uns wieder landeinwärts gegen Osten nach dem Fuße des Tishigiriberges, wo wir in dem großen, merkwürdigen Weite auf einer Karte erwähnten Dorfe Ksambol übernachteten. Am folgenden Morgen, nachdem wir noch in der Nähe des Ortes in einem alten Stein-

bruche ein wohlgehaltene Grenzthür von riesigen Dimensionen (12 Meter lang, 1½ Meter im Durchmesser) auf dem Boden liegend entdeckt hatten, welche kein Reisebuch erwähnt, erstiegen wir den Tishigiriberg, eine sehr lohnende und nicht sehr anstrengende Partie. Die Aussicht von oben ist bezaubernd schön; man überblickt mit einem Blide die ganze trojanische Landschaft, Hissarlik, Ida, Tenedos u. s. w. Wenn Zeit oder Gelegenheit zur Besichtigung des Ida fehlt, sollte nicht verschmähen, den Tishigiri zu besuchen. Noch imposanter aber, als die Aussicht, sind die Ruinen, welche seinen Gipfel krönen. Der langgestreckte Rücken des Berges ist ganz von alten, noch ziemlich gut erhaltenen Ringmauern mit Bastionen, Thoren und Thürmen eingeschlossen. Die Bauart ist altorientalisch, an einigen Stellen cyclopisch. Der Umfang dieser Citadelle ist sehr groß; sie muß im Alterthum fast unangreifbar gewesen sein. Die früheren Reisenden sprechen sich gar nicht von dieser Trümmerstätte; die meisten ziehen eben den Besuch des Ida vor. Inschriften fanden wir nirgends, nur alte vieredrige Gräber, von denen der gelehrte Franz Calvert, der beste Kenner der Troas, einige gefunden und darin Thonwaaren von mehr orientalischen, ägyptisch-phöniciſchen, als griechischen Kunstformen gefunden hat. Calvert, welcher uns zuerst auf den Tishigiri aufmerksam machte, glaubt, daß dort das antike Keandria lag; ich dagegen bin, hauptsächlich durch die Namensähnlichkeit geleitet, der Ansicht, daß die Ruinen dem alten Keandria (κεανδρία, — eine zu Tishigiri, Tishigiri genannt) angehören.

Von dort gingen wir über Sapandsha und Nivabishil nach Afes, dessen Ruinen, heute Behyomski genannt, jedoch unseiner, durch die Heilselbstgegründung sehr hochgepannten Erwartungen nicht entsprachen: türkische Militär hat hier vor einigen Jahren unter den Resten des Alterthums fast ausgeräumt, um Bausteine zu gewinnen.

Auf der Rückreise hatten wir zwischen Nivabishil und Sapandsha eine Begegnung mit Räubern, welche uns aber unseiner Weges ziehen ließen, als sie sahen, daß wir alle mit Revolvern und Flinten gut bewaffnet waren. Von Sapandsha gingen wir über Valtysoli und Tishinarshi nach Jaz, von da eine Stunde vom Stamonobros hinab, überschritten östlich von der trojanischen Ebene die Nebelbäder des Keandria und Dimitel und lehrten über Kintöi noch dem Dardanellen zuwandern.

Einwanderung in Newyork im Jahre 1873.

Seit dem Mai 1873 befehlt das Collegium der Einwanderungskommission in Newyork aus jeßs vom Gouverneur des Staates ernannten Mitgliedern, dem Mayor der Stadt Newyork und den Vorständen der deutschen und der irischen Gesellschaft. Sie hatete im Februar Bericht ab über die Einwanderung im Jahre 1873; wir entnehmen demselben das Folgende:

Im Jahre 1873 landeten im hiesigen Hafen 270,516 Einwanderer, unter denen sich 101,900 Deutsche befanden. Die deutschen Einwanderer kamen aus folgenden Orten:

Van Bremen	in 118 Schiffen	42,725 Deutsche
• Hamburg	70	31,889
• Liverpool	273	13,821
• London via Havre	21	4,610
• Ertlin	17	5,659
• Glasgow	74	1,028
• Antwerpen	8	1,098
• London	3	62
• Rotterdam	11	594
• Havre	6	414

Zusammen in 601 Schiffen 101,900 Deutsche gegen 591 Schiffe mit 128,080 Deutschen im Jahre 1872.

Die deutsche Einwanderung hat demnach im vorigen Jahre um 26,130 abgenommen.

Vergleichende Tabelle der Einwanderung im Hafen von Newyork in den letzten zehn Jahren unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Elementes:

1873	Total einwanderung	270,516, wovon	101,900 Deutsche
1872	292,406	128,080	„
1871	227,359	83,609	„
1870	212,626	71,280	„
1869	257,523	101,571	„
1868	211,359	104,515	„
1867	241,854	115,569	„
1866	233,717	108,840	„
1865	200,009	82,894	„
1864	185,206	58,929	„

Total einwanderung 2,332,577, wovon 952,437 Deutsche.

Die Einwanderung für 1873 vertheilt sich auf folgende Nationalitäten:

Deutsche	101,900
Irländer	69,745
Engländer	32,930
Schweden	10,175
Schottländer	8,320
Italiener	6,859
Norweger	6,066
Dänen	6,159
Österreicher und Böhmen	5,610
Schweizer	4,804
Russen	4,295
Holländer	4,512
Walliser	2,926
Franken	2,820
Belgier	582
Vereinsbürger	517
Verschiedene Nationalitäten	2,296

Total 270,516

Von dieser Zahl der Einwanderer kamen mit Dampfschiffen 261,764, mit Segelschiffen 8762; die Zahl der Zwischenfälle:

Anfall: Wanderungen an der Westküste von Afrika, 111. (Mit vier Abbildungen.) — Eine Erinnerung an Heinrich von Walzen. Von Karl Andree. (Mit einer Abbildung.) — Der Saluter Völkchen in Sibirien. Von Albin Roß. II. — Neue Entdeckung von Australien. I. — Aus allen Erdtheilen: Aus der Troas. — Einwanderung in Newyork im Jahre 1873. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 20. März 1874.)

Voraustragen von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.

Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

passagiere war 266,307, die der Kajütenpassagiere 37,635. Todesfälle auf der See kamen 335 vor, davon 230 auf Tampiern und 105 auf Segelschiffen, Geburten 153, davon 123 auf Tampiern und 35 auf Segelschiffen.

Unter den nach Newyork eingewanderten 2437 Mormonen — 777 mehr als im vorigen Jahre — befanden sich 980 Engländer, 647 Dänen, 376 Schweden, 133 Schweizer, 116 Schottländer, 78 Norweger, 64 Walliser, 14 Irländer und 12 Deutsche (6 aus Holftein, 4 aus Baden und 2 aus Sachsen).

* * *

In der Londoner asiatischen Gesellschaft hat Professor R. G. Childers über die Singhalesische Sprache geredet. Er wies nach, daß sie zu der Gruppe der aus dem Indischen stammenden Völkern gehöre; sie verdiene von Seiten der Orientalisten größere Beachtung, als ihr bisher zugewandt worden sei. Vinguistisch sei sie dem Sanskrit nahe verwandt, und dadurch werde die im Mahabharata enthaltene Uebersetzung bestätigt, daß die Indier, welche Ceylon colonisirten, aus Madagaskar gekommen seien. Childers weist nach, daß das Singhalesische schon in Mahinda's Zeiten fundamental so gewesen sei wie es heute ist und daß der phonetische Verfall desselben einen sehr raschen Fortschritt genommen hat.

— In der Anthropologischen Gesellschaft zu London ist ein Vortrag gehalten worden, welcher Dr. G. W. Leitner zum Verfasser hat. Der Titel lautet: „Ueber die bisher geheimnißvolle Race der Siachpoh-Kalir, vermutlich eine macedonische Colonie im Himalaya.“ Wir sind sehr begierig zu erfahren, wie Leitner diese Annahme zu begründen verstanden wird.

— Die Bibliothek des Congresses in Washington hat im Jahr 1873 einen Zuwachs von 12,407 Bänden erhalten und zählt nun 258,752 Bände. Dazu kommen noch etwa 500,000 Broschüren.

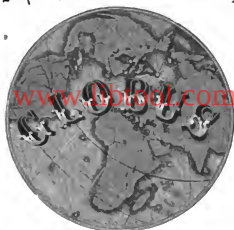
— Einen glücklichen Staat bildet die kleine Republik San Marino in Italien. Sie liegt zwischen den Provinzen Forlì und Pesaro an einem Ausläufer der Apenninen und auf einem Gebiete von 62 Quadratkilometer wohnen 7080 Menschen, von 1684 außerhalb der Republik geboren. Die Grundbesitzer mit ihren Familien zählen 3011 Köpfe, die Colonen 2622, die Pächter 1417. Der gesetzgebende Rath zählt 60 Mitglieder; die vollziehende Gewalt wird von zwei Capitänen geleitet, deren Amtsdauer sechs Monate beträgt. Die Staatsausgaben betragen 40,000 Lire, die Einnahmen 42,000. Deficit und Schulden sind unbekante Dinge. Die Republik datirt aus dem vierten Jahrhundert und hat niemals blutige Revolutionen gehabt; Alles geht ruhig und friedlich zu bei diesen fleißigen Menschen, die nach auswärts Manches von den Erzeugnissen ihrer Arbeit verkaufen, z. B. Wein, Seide, Reis und Früchte. Die Schulen sind in gutem Zustande; arme Leute und Soldaten giebt es nicht. Hier poßt das Wort des alten Horaz: Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.

— Die australischen Colonien haben vermöge dreier Dampferlinien Verbindung mit Europa und Nordamerika: 1) Durch die Torresstraße nach Brisbane in Queensland; 2) zwischen San Francisco und Sydney in Neuländwale, mit Verbindung von Neuseeland; 3) von Southampton und von Vindict über Cury nach Westaustralien, Südaustralien und Melbourne in Victoria. Man kann auf allen diesen Linien jede der Colonien erreichen, die denn auch durch regelmäßige Localfahrten mit einander in Verbindung stehen.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.

Nr. 16.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3ⁿ

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Schlagintweit's „Hochasien“ *).

In wenigen Tagen kann man von Calcutta bis nach der Gesundheitsstation Dardschiling in Britisch-Sikkim am Fuße des östlichen Himalaya gelangen und sich hier am Anblick des zweitöchsten Berggipfels dieses Gebirges, des Kantchindschinga, erfreuen. Der Name bedeutet „die fünf Kleinode des hohen Schnees“ und er ist gut gewählt, insofern er sich auf die fünf Firnmeere bezieht, welche den Kamm umgeben. Jetzt denken die Engländer stark daran, ihr Eisenbahnsystem bis nach Sikkim auszudehnen, denn dort liegen für sie wichtige Interessen. Wir haben selber (Globus XXIV, S. 126) gezeigt, wie sie befreit sind, durch den noch unabhängigen Theil des Landes, mit dessen Maharadscha sie im verflochtenen Jahre freundschaftliche Beziehungen anknüpften, einen Handelsweg nach Tibet zu eröffnen¹, das über kurz oder lang trotz allen Sträubens doch aus seiner Abgeschlossenheit herantreten muß, so gut wie Japan oder die turkistanischen Chanate, da auf die Tauer ein Widerstand gegen den Einfluß der Europäer nicht durchzuführen ist. Auch wegen seiner Chinaculturen ist Sikkim von Wichtigkeit geworden; ihnen gleichfalls haben wir unsere Aufmerksamkeit zugewandt (Globus XXIV, S. 271) und gezeigt, daß für die nächsten drei Jahre ein Ertrag von 200,000 Pfd. trockener

Rinde in Aussicht standen, welche 6000 Pfd. Chinin und 6000 Pfd. andere werthvolle Alkaloide liefern. Heute theilen wir nach einer indischen Originalphotographie die Abbildung eines 30 Fuß hohen Exemplars der *Cinchona succirubra* mit, welche sich durch ihre schönen eleganten Formen auszeichnet.

So wie hier im Osten haben auch die Briten am westlichen Abhange des Himalaya bedeutend an Boden gewonnen. Sie herrschen in Kamaon, in Garwal und besitzen von Tibet wenigstens die Provinz Spiti. Kaschmir steht unter ihrem Einflusse und wie sie denselben noch weiter nach Norden hin, über die hohen trennenden Gebirge hinaus, auszu dehnen suchen, zeigen die wiederholten Expeditionen nach Dsturtsekan, denen wir im „Globus“ besondere Aufmerksamkeit widmeten.

Will man über das gesammte Gebiet von dem noch unabhängigen Bhutan im Osten bis Kaschmir im Westen einen Ueberblick gewinnen, so empfiehlt sich kein Werk besser, als dasjenige, welches wir etwas verspätet hier anzeigen. Der Inhalt ist ein überaus reicher, die Fülle der mitgetheilten Thatfachen ist oft geradezu erdrückend, so daß und hier das vorzüglichste Compendium über die topographischen, politischen und ethnographischen Verhältnisse Hochasiens geboten wird. Daß die physikalischen Beziehungen in den Vordergrund gestellt wurden, ließ sich bei Schlagintweit erwarten, der besonders die meteorologischen Verhältnisse berücksichtigt. Nachstehend verzeichnete Capitelsüberschriften geben einen Begriff von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit des Werkes:

*) Reisen in Indien und Hochasien von G. v. Schlagintweit-Sakuntl. Zweiter Band, Hochasien (der Himalaya von Bhutan bis Kaschmir). Dritter Band, Hochasien (Tibet). Jena, Göschen'sche, 1871 und 1872. Das Werk, dem ein vierter Band (Kuristan u.) den Abschluß geben wird, ist mit zahlreichen Holzschnitten, Geländefiguren und Karten versehen.

Globus XXV. Nr. 16.

Gebirgssysteme, Reiche und Rassen Hochasiens. Der Duhdhiemus, sein Ursprung und seine Ausbildung in Indien; gegenwärtige Form in Hochasien. Bhutan, Sikkim und Nepal, die Region der größten Erhebungen im Himalaya. Der nordwestliche Himalaya. Kamaon bis Kaschmir und Marri. Das östliche Tibet oder Bodjui. Gnari Khorsum, die centrale Erhebung von Tibet. Die Provinz Spiii, das englische Gebiet in Tibet. Kuptchu und Pankong, das Gebiet der Salzseen im westlichen Tibet. Das südliche Yabak und Balti. Aufenthalt in Leh.

Wir können aus diesem reichen Inhalte nur Einzelnes herausgreifen und machen zunächst auf die sehr klare und übersichtliche ethnographische Abtheilung des Werkes aufmerksam, die sich eingehend mit den Aboriginaten beschäftigt. Mehrfach kann hier Schlagintweit den Sprachwechsel eines Volkes darthun, so daß dasselbe seiner Sprache nach einer ganz andern Race als seinen Körpermerkmalen nach angehört. Hierfür hat Dekar Peschel neuerdings sehr glücklich den der Mineralogie entnommenen Ausdruck „Pseudomorphose“ in die Völkertunde eingeführt. Die Tschepangs, ein bei Kathmandu wohnender Tschengelstamm, reden ein dem Tibetansischen verwandtes Idiom, sind trotzdem aber, wie ihr Körper

und ihr ganzes Wesen zeigt, echte Aboriginen. Die Ostturken, namentlich im Kün-lün, zeigen sich als reine Arier, trotzdem sie eine türkische Sprache reden, und wer wird außer Juden für Germanen ansetzen, wenn sie noch so rein Deutsch sprechen? Indien und Hochasien bieten für die vergleichende Ethnographie ein überaus dankbares Feld; nirgends aber traf Schlagintweit, die großen Halbinseln ausgenommen, mehr verschiedene Völkerrassen zusammen, als in der Tschiling.

Hier floßen indische und tibetische Rassen zusammen, zu denen sich als drittes Element die wilden Bewohner des Tarai gesellen. Doch ist die tibetische Race vorherrschend, auch der die Mischlinge, unter indischem Einfluß entstanden, sehr zahlreich sind. Die Taraiwölfer erstreckten sich einst weiter in die Vorberge Sikkims, ja selbst bis in die mittleren Gebirgsregionen, wo dann gleichfalls Mischungen mit der tibetischen Race stattfanden. Geschichtliche Beweise liegen hier allerdings nicht vor, aber die ethnographischen Erscheinungen im ganzen östlichen Himalaya sprechen dafür. Vorherrschendes Volk sind die zur tibetischen Race gehörigen Lep-tschas. Sie sind, nach Schlagintweit, weniger gebildet als die Hindubewohner des Landes, doch fand er in ihnen vorwiegend tibetische Eigenschaften,



Eine Cinchona succirubra. 30 Fuß hoch. Sikkim.
(Nach einer indischen Photographie.)

eine sehr gute Grundlage, die nur der Entwicklung bedarf. In Sikkim selbst ist übrigens die Bildung etwas besser als in einem großen Theile von Tibet. Schreiben und Lesen können viele Lepchas, die auch nicht Lamas (buddhistische Priester) sind, manche kennen außer ihrer eigenen Lepchasprache, die eigene Schriftzeichen besitzt, auch die verwandte tibetische Sprache. In vielen Theilen Tibets dagegen, die dünn bevölkert sind, begegnet man selbst Lamas die nicht lesen und schreiben können. Der moralische Charakter der Lepchas ist gutmüthig und brüderlich zu nennen und in größeren Lagern kann man beobachten, wie sie außerordentlich verträglich sind. Schlagintweit hat sie nie schimpfen hören, da ihre Sprache, ebenso wie die

tibetische, keine Schimpfwörter kennt, ganz im Gegensatz zu den indischen Sprachen, die davon strotzen. Als Sammler und Begleiter sind sie dem Reisenden von großem Nutzen, sie lernen selbst mit einfachen Instrumenten, wie dem Thermometer, Compaß, der Messschnur, umgehen. Während die anderen Stämme Sikkims sich eines oberhalb der Lenden mit einem Gürteltuche geschlossenen Rockes nach indischer Art bedienen, tragen die Lepchas ein sadäuliches Tuch mit Ausschnitt für Kopf und Arme, das bis an die Knie reicht und an den Hüften durch einen Leinwandgürtel geschlossen ist. Der Kleidstoff ist meist weiß und blau gemischt. Schindnagen Männer wie Frauen aus Silber oder Bronze sehr viel; er stammt aus Tibet. Als Waffe



Das goldene Thor im alten Palaste zu Bhaktapur in Nepal. (Aus Schlagintweit's „Indien und Hochasien“.)

dient ihnen ein solides säbelartiges Messer mit sehr breitem Rücken aus vorzüglichem einheimischen Stahl, das gleichzeitig als Art im Dschengel benutzt wird. Eigenthümlich ist ihnen ein aus Tschong oder Wamnahirle (Eleusine coracana) bereitetes Getränk, das sich auch nach Osten hin, nach Bhutan, verbreitet.

Wie schwierig das Eindringen in die nicht unter britischer Oberhoheit stehenden Landschaften ist, erkennt man daraus, daß zwei Jahre lang der Reisende unterhandeln mußte, ehe er nach Nepal vordringen konnte. Am 18. Februar 1857 zog er, nachdem er auf Elefanten die Tarai passiert, in die Hauptstadt Kathmandu ein, wo er höchst werthvolle Beobachtungen machen konnte. Er besuchte hier den östlich

von der Hauptstadt gelegenen alten Hindupriesterthum Bhaktapur, „das Dorf des Bhakt“, ehemals eine Stadt von großer Bedeutung. Hier fand er bereits chinesische Anklänge in der Architektur der Profanbauten, die wohl von Tibet aus über den Himalaya nach dessen Eibfuß herüberkamen. Als bestes Beispiel hierfür führt er das goldene Thor im alten Palaste zu Bhaktapur an.

Es zeigt sich hier als Mittelpunkt das Eingangsthor in den Hofraum eines großen Palastes, an welchem ebenso wie in den umgebenden ornamentalen Figuren viel Metall und starke Vergoldung angebracht ist. Auch der etwas nach vorn geneigte Aufsatz auf den Thorpfosten ist massives Metall und prahlte mit seinen beiden Pfeilern ebenso wie die drei

Gloden nebst Figuren auf der oberen Kante des Thores in blendend gelbem Lichte, was im Originalaquarell das Eigen- tümliche des Gegenstandes noch bedeutend lebhafter hervor- treten macht. Die zehn Bilder, die in die beiden Pfeiler neben dem Thore eingelassen sind, haben die zehn Incarna- tionen Vishnu's zum Gegenstande. Die Figur in dem Auf- sage unmittelbar über dem Thore ist Bhagawati, die Gött- liche, „Königin“, Vishnu's oder Narayana's Gattin. Sie ist hier mit Pferde aller Art überhangen. Längs der Kan- ten des Daches sind Thierfiguren aufgestellt, heraldisch ge-

suchung der Schneegrenze in diesem Gebiete ergab sich als merkwürdige Thatsache, daß dieselbe auf der tibetischen Seite des Himalaya sehr viel höher ist als auf der Südseite, denn während hier schon bei 15,942 Fuß Föhn und Eis angetroffen werden, fand sich unmittelbar an der Grenze beider Ge- biete auf der Nordseite die Schneelinie um nahezu 2000 Fuß höher und rieg im Innern des Landes noch weiter hin- aus. Als Ursache ergab sich aus der Unterfuchung der Ho- thermen, sowie der Schnee- und Regenmengen in beiden Ge- bieten, daß nicht die indische Seite des Himalaya die Aus-

nahme ist, weil „zu nieder“, sondern die tibetische Region, weil „zu hoch“, indem nämlich bei der gerin- gen Menge des Nie- derfalls daselbst der Schnee schon bei kälteren Hothermen aufsteigt, als den mitt- leren Verhältnissen in den Tropen so- wohl als in den ge- mäßigten Zonen ent- spricht.

Einen Begriff vom nördlichen Spiti giebt uns die mitge- theilte Ansicht vom Todi'schu, mit der merkwürdigen Brücke zu der wir als Ge- genstück die Abbil- dung einer Brücke aus Sikkim mitthei- len. Schlagintweit bemerkt über jene Brücke Nachstehen- des: „In Europa, noch mehr in Ame- rica geschah es häufig, daß in der Wahl der Stellen für Brücken- bau der Grad der Schwierigkeiten, wel- che sich boten, das allein Entscheidende blieb; aber es folgte doch der Herstellung solcher Uebergangs- stellen stets rasche Ansiedelung in ihrer unmittelbaren Nähe und an diesen Or- ten sind die Basiss

für die Entwicklung der mächtigsten Städte geworden. In Tibet ist das Altesteinchen solcher Brücken nicht sel- ten. Die Schwierigkeit, sich Bauholz zu verschaffen, zwingt hier in der Wahl der zu überbrückenden Stellen noch vorsichtiger zu sein; andererseits ist hier die Culturfähigkeit des Bodens durch die große Trockenheit sehr beschränkt, auch örtlich so unregelmäßig vertheilt, daß dies die Wahr- scheinlichkeit des Zusammenstreffens günstiger Culturlage mit gün- stiger Gestaltung des Fußbettes sehr vermindert. Wenn auch in den Linien und Flächen des Bildes recht deutlich eine weite offene Alpenflur und entgegengitrit, mancher En-

führt. Rechts (vom Beschauer) ist es ein alligatorähnliches Thier, das sich auf einen Vogel stürzt, links lauert ein klei- neres Thier ähnlicher Gestalt; ein Sala- mander soll es sein, wie mir gesagt wurde. Die Vögel sitzen auf den nach aufwärts gekrümmten Schluß- stücken der Dachbe- deckung. Aufwärts gekrümmte Schluß- stücke sieht man in Nepal an jedem nur etwas architektonisch gehaltenen Hause.

Was das Ein- gangsthor von einem der beiden Haupt- gebäude trennt, ist der einem Chaitiya ähnliche kleine Tem- pel, ganz im Hindu- stile. Die beiden anderen Gebäude da- gegen, zum großen Theil Holzconstruc- tion mit manchen sehr phantastischen Sculpturen, sind wieder ebenso wie das goldene Thor selbst „indo - chinesisches Stile“ zu nennen.“

In das östliche Tibet vermochten die Schlagintweit's nicht einzubringen, da- gegen besuchten Adolf und Robert Schlagintweit den centralen Theil (Snari Khorsum) und Hermann von Schlagintweit durchforstete das interessante Gebiet von Spiti, welches unter britischer Oberhoheit steht. Es zerfällt in zwei Theile, Spin oder Pin, den südlichen am Flusse Karo-tschu und den eigentlichen Spiti, den nörd- lichen Theil am Todi-tschu. Von drei Seiten umgeben hohe Gebirgskette die Provinz, im Süden und Westen der Kamm des Himalaya, im Norden eine secundäre Kette mit dem Pa- rangapasse. Gegen Osten dagegen ist die Grenze gegen den chinesischen District Karak Dargool nur durch verhältniß- mäßig niedrige seitliche Ausläufer gebildet. Bei der Unter-



Lepcha aus Sikkim. (Nach einer indischen Photographie.)

www.libtool.com.cn

gadinlandschaft ähnlich, dabei mit Bergen, von denen die zunächst am Thale stehenden hier nirgends bis zur Schnee-

grenze emporreichen, so fällt doch bei näherer Betrachtung der Mangel aller Bäume auf; die vorherrschende Farbe des

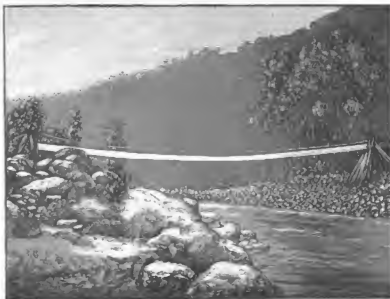
www.libtool.com.cn

Brücke über den Todiltschu in Spit, im westlichen Tibet. 12,025 Fuß über dem Meere.
(Nach Schlagintweit's „Indien und Hochasien“.)

Thales und der Gefänge ist jene des abgelagerten Gerölles | sagt er, „so wie sie überall in Hochasien sich zeigen, ließ sich und der kahlen Gesteine, verhältnißmäßig nur wenig mit den Tönen von Wiesen und Kulturen abwechselnd.“ Die einzelnen Wohnungen auf dem Bilde sind Schäferhütten.

Nördlich vom Spit dehnen sich Kupfschu und Pangkong aus, welche Schlagintweit wegen der dort vorhandenen merkwürdigen Salzseen Tsomari und Tsomozualari bereiste. Wichtig ist, was er über deren Entstehung mittheilt:

„Das Vorkommen der Salzseen,“



Hängebrücke aus Rohr über den Großen Kandiſſi. Tsilim.
(Nach einer indischen Photographie.)

sich zeigen, ließ sich als ganz unabhängig von dem vorhandenen Rochsalz führender Gesteine erkennen. Nicht nur fanden sich die bedeutendsten und die am meisten salzhaltigen der Seen im Gebiete der trostallinischen Gesteine, auch die Salze, die das Wasser enthält, sind qualitativ nirgends von den Boden salzen des gewöhnlichen Quell- und Flußwassers verschieden. Eine wenn auch den Gebrauch zum Trinken und Kochen nicht ganz ausschließende Vernehrung findet sich bei allen jenen

Seen, die jetzt keinen Ausfluß mehr haben; Quellwasser, noch deutlicher Gletscherwasser, schmeckt süß dagegen. Einige Seen sind entschieden brackisch; auch solche mit ungenießbarem Wasser giebt es. Als Ursache einer bisweilen so großen Anhäufung von Salz, sowie überhaupt der so bedeutenden Verschiedenheit in der relativen Salzmenge der einzelnen Seen, ergab sich die Ungleichheit nicht in den geologischen, sondern in den topographischen Verhältnissen. Eine gegenwärtig mehr oder weniger isolirte Lage, wobei größere Trockenheit der Luft die Verdunstung fördert, sowie Größe des Quellgebietes der Zuflüsse im Verhältnis zum Wasservolumen und zur Oberfläche, dies sind dabei die wichtigsten Momente.

Das Niveau dieser Seen liegt gegenwärtig tiefer als der

frühere Ausfluß, wobei es charakteristisch ist, daß sich in der Umgebung derselben nirgends eine Vegetation zeigte, nicht genug um zusammenhängende grüne Flächen zu bilden, als da, wo Zuflüsse saßen. Wässers aus Quellen oder Gletschermassen sich heranzogen; längs diesen lagen meist zwei schmale grüne Uferänder. Pflanzen, aber sehr verringert, fanden sich auch in großer Entfernung noch in den Bodennulden, sowie auf der besonnten Seite der Bergabhänge und Felsengründe; die Summe der hier vorkommenden Pflanzenpecies ist ungeachtet der Höhe immer noch eine unerwartet große zu nennen. Trotz der spärlichen Vegetation ist die Fauna in der Salzseeregion nicht unbedeutend und es finden sich sowohl Säugethiere als Vögel in großer Zahl, indem dafelbst keine menschliche Hand bisher einen Vernichtungslampf geführt hat.

Der Jakuter Volksstamm in Sibirien.

Von Albin Kohn.

III.

Von einer Industrie bei den Jakuten zu sprechen würde wie Ironie klingen; ich bin fest überzeugt, daß in ihrer Sprache kein Wort für diesen Begriff existirt. Das Zubereiten der Felle der erlegten Thiere, das Aufsetzen der wenigen Kleidungsstücke, welche die Familie bedarf, kann wohl nicht als Industrie bezeichnet werden.

Und doch hätte dieser Volksstamm, dessen Heimath ja durch die Lena mit dem südlichen Theile Sibiriens verbunden ist, und dem es nicht schwer geworden wäre von Kaschkino nach Irkutsk zu gelangen, um dort die Erzeugnisse seines Landes abzusetzen, das Material zur Entwidlung der Industrie in reichem Maße in seinem Boden gefunden. Es unterliegt nach allen von mir und Anderen gesammelten Indicien keinem Zweifel, daß sich im Jakutlande sehr reiche Goldlager befinden, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wie ich dieses in meinem Artikel über den Jakuter Volksstamm gesagt habe, bis jetzt noch unberührt sind, da seither auch der Russe noch nicht in dem eigentlichen Jakutlande nach Gold schalt, sondern sich noch nicht weiter als ins Gebiet der Tschuma gemacht hat. Außerdem befinden sich im Jakutlande wahre Lager, Vegräbnisplätze von Mammuths, in denen sich große Mengen dieser Thiere in vollkommen wohlgehaltenem Zustande befinden.

Nicht dem Jakuten kommt dieser Reichthum zu statten, sondern dem eingewanderten Russen, der jedes Winter Hunderte von Schlittenladungen Mammuthshörner über Kirensk, Ustka nach Irkutsk sendet, von wo dieses vorfindlichste Eisenbein den Weg nach Rußland findet. Jede Schlittenladung, welche ein Pferd transportirt, beträgt drei bis vier Zahne, was ungefähr 12 bis 16 Pud ausmacht. Ein Zahn würde also gegen 120 Pfund wiegen.

Ich zweifle ob alle Zahne der im Jakutlande, ja in ganz Sibirien begrabenen Mammuths vollkommen gut erhalten sind, wenigstens würde ich diesem Zweifel einen Fall gegenüberstellen, der ihn begünstigt. Ich hatte nämlich ein Ethid Mammuthszahn, dessen Länge ungefähr 12, dessen Durchmesser 3 Zoll betrug und dessen Inneres vollkommen calcinirt war. Auch die äußere Schicht war hier und da weich wie Kreide. Das bezeichnete Ethid rührte unstreitig vom

Zahne eines jungen Thieres her, insofern war es unmöglich festzustellen, ob der Zahn etwa dadurch verdorben war, daß er einer zu großen Hitze ausgesetzt gewesen, oder daß er nicht vollständig verdorben war, als die Katastrophe eintrat, welche den Untergang des Thieres und seiner Verwandten herbeiführte.

Ein Zahn, dessen Namen ich leider nicht erfahren konnte, schien sich zu einem höhern Gedanken hinaufschwingen, die Idee der Kunst erfassen zu wollen. Wahrscheinlich sah er bei irgend einem zur Abnahme des „Bassal“, des Tributes, bestimmten russischen Praemon eine Zuckerdose, und der Naturkünstler machte sich daran eine solche Zuckerdose aus Mammutzahn zu fertigen. Die Figur 1 der beigelegten Zeichnung stellt die Vorderseite dieses primitiven Kunstwerkes vor, dessen Seiten und Rückseite der Vorderseite analog waren. Den Dedel zeigt Figur 2. Die ganze Dose war à jour gearbeitet und waren der Untertheil wie der Dedel aus je einem Stücke gefertigt. Ich finde es sehr natürlich, daß der halb wilde Künstler zwei für seinen Stamm höchst wichtige Thiere zum Modell gewählt hat, das Renntier, welches ihn nährt, und Meißter Vög, der ihm Schaden zufügt und mit dem er während eines großen Theils des Jahres einen gefährlichen Kampf zu bestehen hat. Idealisirt hat unser Künstler nicht. Er hat nur zu naturgetreu gearbeitet, wie gewiß auch die Künstler des Phidias nur die Natur getreu nachgeahmt haben, bis ihnen poetische Köpfe Götter und Götinnen erfanden und zu ihren Meißterwerken fügten.

Das Meißterwerk unseres Jakuten ist mit einem einfachen Messer, vielleicht ihn und wieder mit einem Flintensteine gemacht worden. Andere Instrumente dürfte er schwerlich besessen haben. Die Zeichnung kann eine makellose genannt werden und ich muß gestehen, daß das Ganze auf mich einen angenehmen Eindruck gemacht hat, da ich mir bei der Betrachtung des Gegenstandes stets die Culturstufe des Meisters vergegenwärtigte.

Diese Zuckerdose schenkte der Künstler seinem Stammesoberhaupt, seinem Fürsten, bei dessen Tochter ich sie im Jahre 1868 sah und bewunderte. Hier möchte ich noch

Einiges über ein Naturproduct des Jakuter Landes beifügen, das einige Beachtung verdient. Es ist dieses der Klimmer. Ich darf mich hier wohl nicht über die geologischen Gebilde, welche die Lena von Katschuga, wo ich sie kennen ge-

leert habe, bis nach Kirensk und weiter hin gegen Norden begleiten, weitläufiger auslassen, da ich hierdurch das ethnographische Feld verlassen und auf ein anderes übertreten würde, das zu sehr ausführlichen Betrachtungen Veranlaß-

Fig. 1.



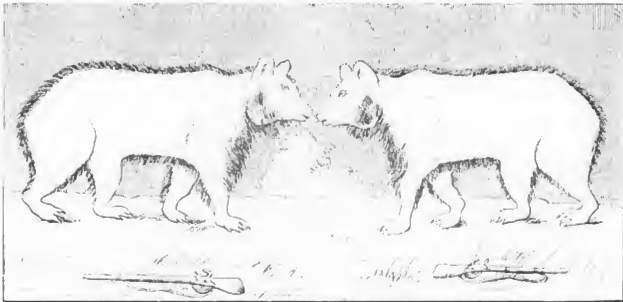
Vorderseite einer von einem Jakuten aus einem Stüde Mammuthjahn geschnittenen Zunderdose. (Halbe Größe.)

lung gäbe. Deshalb hier nur so viel, wie eben zur Aufklärung notwendig ist.

Die Lena begleitet bis unterhalb Ustkuta ein ungemein mächtiges Lehmschieferlager, das später allmählich verschwin-

det und in die Urgneißformation (Raumann) übergeht. Anfangs ist das Gestein grobkörnig, theilweise verwittert und mit Urwaldbäumen bedeckt; hinter Jakutsk jedoch, oder, wenn wir wollen, nördlich von dieser Stadt, tritt es als

Fig. 2.



Deckel einer von einem Jakuten aus einem Mammuthjahn geschnittenen Zunderdose. (Halbe Größe.)

nader Fels zu Tage, welcher mächtige Adern von Klimmerschiefer enthält. Die russischen Ausfiedler der Gegend machen sich dieses zu Nütze, und brechen große Tafeln Klimmer aus dem Felsen, um sie in den Handel zu bringen.

Diese Tafeln werden später von Kaufleuten an die Bewohner der Lenagegend veräußert, und bilden sogar in Irkutsk einen Handelsartikel. Das Glas ist nämlich in jenen noch wenig bevölkerten Gegenden ein Luxusgegenstand, dem ent-

sprechend theuer, so daß man an der Lena nur bei den Begüterten gläserne Fensterscheiben findet. Bei den minder begüterten Bewohnern jener Gegend findet man nur Scheiben aus Glimmerchiefer, und auch hier wiederum kann man den Grad der Behabigkeit der Hausbewohner an der Größe der Scheiben bemessen. Beim Armen sind sie aus Glimmerflächen von der Größe eines Zweithalersstücks oder eines Papierstücks zusammengelast; bei dem besser situirten Hausbesitzer haben sie die Größe einer Hand oder eines halben Briefbogens kleinen Formats. Ein Stück des letztern Umfanges in der Dicke von zwei bis drei Zoll kostet schon gegen 60 Kopelen, aber es lassen sich auch schon nicht viel Scheiben aus demselben machen.

Auch aus diesem Reichthum seines Landes zieht der Jakute keinen Nutzen; er hat dieses dem aus Europa hergekommenen Russen überlassen.

Die Stadt Jakutsk, die Hauptstadt des Verwaltungsbezirks gleichen Namens, zählt nur gegen 2000 russische Einwohner. Sehr wenige jakutische Familien haben sich im Städtchen angelockt, in welchem sie jedoch nicht beständig leben. Auch sie sehnen sich in den unermeßlichen Wald hinaus, in die Wildnis, welche ihre Väter einst unbeschränkt und ungeheilt beherrschten.

Bis zum Tode des Kaisers Nikolaus I. war Jakutsk Verbannungsort für politische Verbrecher. Seit dem Regierungsantritte Alexander's II. werden politische Verbrecher nur dann nach Jakutsk geschickt, wenn sie sich in Sibirien selbst wieder eines Vergehens schuldig gemacht haben. Dagegen wird Jakutsk in der Alexander'schen Periode als Verbannungsort der „Skopzen“^{*)}, jener Secte, welche sich entmannen, um in den Himmel gelangen zu können, und der „Starowjczy“, der Altläubigen, wie sie sich selbst nen-

nen*), und deren Anhänger die Befenner jeder andern Religion, gleichviel ob sie eine sogenannte geoffenbarte oder auch eine nicht geoffenbarte sei, für unrein halten.

Es liegt klar zu Tage, daß das Land durch diese Art von Colonisten nie bevölkert werden kann. Die Stoppen vermehren sich doch in Rußland nur durch Anwerbung von Anhängern; die Starowjczy aber werden unfruchtbar, nach dem Geetze der Inzucht, denn ihrer sind in Jakutsk zu wenig, als daß sie in weit entfernte Verwandtschaftsgrade eheliche Verbindungen eingehen könnten. An eine eheliche Verbindung mit einer gewöhnlichen Jakutin dürfte aber wohl selbst der gewöhnliche Russe nicht denken, denn erstens dürfte auch er das mehr doggen- als menschenähnliche Gesicht nicht gerade reizend finden, und zweitens braucht er eine „Chajarka“, eine „Wirthin“, also eine Frau, welche ihm auf Russisch locken, baden, die Hauswirtschaft versehen, im Nothfalle auch das Feld bestellen kann. Alles dieses versteht eine Jakutin nicht.

Ich las in einem russischen Missionsberichte aus den Zeiten des Kaisers Nikolaus I., der ja so gern die ganze Menschheit auf Russisch in die ewige Seligkeit befördert hätte, daß sich Tausende von Jakuten zur „heiligen Taufe“ drängen. Ich forschte über diesen Gegenstand nach und erfuhr, daß alle Stammesgenossen ganz ruhig im Dome der Natur der Sonne ihren Dank spenden, wenn sie ihren Boden erwärmt, den Haugesirrt aber mehr ehren und fürchten, als das was sie Gott nennen. Man drängte sich früher, wie ich dieses schon in meinem Artikel über die Tungusen gezeigt habe, um ein Stück Formthee und ein weißes Hemd zu erhalten, zur Taufe; aus dem Wessingtreuzgen am rothen Bändchen hat man sich auch früher schon nichts gemacht.

*) Von „Skop“, der Sammel.

*) Das Gesch nennt sie Razkolniki, von „razkoliti“, spalten.

Neue Entdeckungstreifen in Australien.

II.

Am Abend des andern Tages befand man sich noch immer in dem „schönen Gefängnis“ des Glen of Palms und erst am fünften September gelang es, eine Ebene zu erreichen, welche, in gerader Linie, nur zwei Miles von der Stelle entfernt lag, wo man am zweiten September übernachtet hatte.

Vorher man das Glen verließ, wurden noch allerlei Sämereien von „blue gum, Indian gram, white maize, sorghum, prairie grass, ryegrass and wattle“ angelegt.

Die Verglette selbst erhielt den Namen „The Rich-auff“ nach dem seit zwanzig Jahren in Südastralien, und zwar jetzt in Adelaide, ansässigen F. E. Reichauff, einem geborenen Holzknecht, der noch gegenwärtig Mitglied des südastralischen Parlaments ist, der erste Deutsche, welcher in demselben einen Sitz einnahm.

Der einzige Paß, welcher durch Reichauff Range führt, ist das Glen of Palms. Es streicht, im Allgemeinen, Nord 25° West, und hat eine Länge von vierzig Miles.

Die Ebene, auf welcher die Reisenden nunmehr angelangt waren, hatte eine Länge von ungefähr zwanzig Miles und wurde dann durch eine mehr imponirende Verglette im Nor-

den, welche Giles für den westlichen Theil der Mac Donnell Ranges hielt, begrenzt. Das Bett des Flusses erweiterte sich, blieb aber, wie zuvor, steinig; auch schien es, als ob von Norden her noch ein zweiter Ufer einmünde.

Die Reisenden hielten in 23°40' südl. Br. und 132°31' östl. L. einen Tag Rast, um wieder zur Recognition einen Absteher auf die Berge zu machen. Es stellte sich dabei heraus, daß die Kette aus drei fast parallelen Bergreihen bestand, die nahezu östlich und westlich liefen. Die nördlichste Linie, zu welcher sich die beiden anderen wie am Fuße liegende Hügel verhielten, hatte eine Höhe von 2000 Fuß über der Umgegend.

Giles bemerkt in seinem Journal: „Meine Barometermessungen ergaben, daß ich mich bei der Ueberland-Telegraphenstation Charlotte Waters 900 Fuß über der See befand. Von da, den Finten hinaus, bis zu den Mac Donnell Ranges hob sich das Land um mehr als tausend Fuß, so daß die höchsten Gipfel dieser Kette reichlich 4000 Fuß über der Meeressfläche liegen.“ Er glaubt, daß die unterste Gesteirreihe aus Sandstein, dagegen die mittlere und oberste Verglette aus Basalt gebildet seien.

Giles hatte auf einem der höchsten Gipfel der mittlern Reihe einen sehr günstigen Stand gewonnen, und hier breitete sich ein Bild vor ihm aus, welches er mit folgenden Worten beschreibt:

„Nach Norden zu erblickte ich den Hauptgebirgszug, meistens aus einzelnen Bergen bestehend, die durch niedrige Klüften verbunden waren. Zwischen der Höhe, wo ich stand, und der Hauptkette zog sich ein Thal hin, in welchem ich durch den Baumwuchs den sich windenden Lauf des Finte auf mehrere Meilen erkennen konnte. Nach Osten zu gewahrte ich eine Menge hoher, unordentlich durch einander liegender Berge, unter denen sich ein steil aufsteigender auszeichnete, den ich für Stuart's Paisley Fluss halte. Fast unter meinen Füßen lag die Schlucht, durch welche der Fluss lief und die den einzigen Durchgang durchs Gebirge zu bilden schien. Von einer Klippe aus erkannte ich, daß das Bett, in Folge der letzten Regen, so angeschwollen war, daß der ganze Engpaß zu einem wilden, reißenden Torrent geworden. Es war mithin eine Unmöglichkeit, die Pferde hindurchzubringen, und ein Uebergang über die Berge ließ sich eben so wenig bewerkstelligen. Nach Westen zu laufen die Ranges in andernderter Höhe fort und es ließ sich annehmen, daß der Finte auf einer längern Strecke in diesem Pässe ströme, wenn er überhaupt nicht in dieser Vergeltete seinen Ursprung nimmt. Von mehreren Bergen, welche ich erklommen, floss reines, klares Wasser herab, ob es aber permanentes Quellwasser oder nur durch den Regen angeschwemmt war, konnte ich nicht entscheiden. Ein Berg, den ich passirte, bestand aus sogenanntem Pubbingstein, das ist einem Conglomerate von allerlei Steinen, welche durch vulcanische Thätigkeit in einen Faulen versteinet sind.“

Die Reisenden schlugen nun einen westlichen Cours ein nach dem Fuße der in dieser Richtung sich ausbreitenden Ranges, und trafen dort, nachdem sie eine mit *Walli* (*Eucalyptus damosa*) und Spinifer bedeckte feine Höhe überschritten und ein mit *Mulga* bewachsenes Terrain passirt, am Abend ein. Wasser fanden sie nicht, die Pferde vermahmten das lange, blutige Gras, genossen bogen eine Art Wilde oder Erble mit Gier. Man entdeckte hier zwei besondere Species in der Vegetation — einen *Quandong*-baum (*Santalum Preissianum*) in vollem Tragen einer angenehmen schmeckenden Frucht, und eine *Kajie*, deren Blätter in kleinen Bündeln herabhängen, und von der einzelne Exemplare sunzig Fuß hoch waren und einen Fuß im Durchmesser hielten.

Die Reisenden kamen nun in bessere Gegenden. Ein neuer Creel, Carmichael Creel benannt, mit nordwestlichem Laufe ward aufgefunden, dem man drei Tage lang folgte, bis er, in mehrere Rinnen getheilt, sich in einem Cumpfe verlor.

Zeitdem man den Finte verlassen, war auf Wasser nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen, und Giles wollte daher die erwähnte dreifache Gebirgskette passiren, um etwa auf der nördlichen Seite derselben, wo er auch zugleich besseres Futter für seine Pferde zu finden hoffte, den Fluss wieder zu gewinnen.

Man war jetzt (12. September) 75 Meilen von jener Bergschlucht, wo der Finte einfiel, entfernt und campirte auf einer fruchtbaren Ebene — die Position derselben wird im Journal nicht näher angegeben —, wo man zwei Tage rastete, damit die Pferde sich erholten. Der Boden war vortreflich und reichlich begrast. Kängurus, Emus, Krähen und Hollen waren zahlreich, auch Wacheln und Tauben mit bronzefarbenen Flügeln kamen vor.

Aber die dreieckige Vergeltete bildete noch immer die nördliche Grenze des Horizonts und kein Eingang konnte er-

sicht werden. Ein Spitzberg im höchsten Range, der 1600 Fuß über seine Umgebung hervorragte und nur umgefähr sieben Meilen entfernt zu liegen schien, zog die Wanderer an und man richtete den Marsch dahin, um von der Höhe aus einen freien Blick nach dem Norden zu gewinnen. Als aber Giles und Carmichael die südlichste Höhenreihe erstiegen hatten, befanden sie sich plötzlich vor einem jähen Abgrunde. Der hohe Berg jenseit zeigte eine völlig perpendiculäre Wandung aus Basalt, 50 bis 60 Fuß hoch, und darauf erhob sich dann der Gipfel. Nur auf der nördlichen Seite schien ein Zugang möglich. Giles bemerkt:

„Die massive Basaltmasse, aus welcher der Berg einst bestand, wurde durch irgend welche mächtige Naturereignisse in unzählige Fragmente gespalten. Die Masse ist jetzt, mit fast mathematischer Genauigkeit, durch perpendiculäre und horizontale Risse in lauter Einkle theilt, die wie Mauerwerk ohne Mörtel auf einander liegen. Die unteren Lagen sind groß und mächtig, die oberen dagegen nicht viel größer als Mauersteine. Er benannte diesen eigentümlichen Berg „Mount Rupegrave“, und die ganze Kette, welche keinen Creel ausend, dessen Lauf mehr als 10 bis 12 Meilen migt, mit „Riebig Mountains“.

Die Gesellschaft kam auf's Neue in eine öde Gegend, wo man um Wasser zu gewinnen vier bis fünf Fuß tief graben mußte, damit das flüssige Element zusammen fiederte. Am 20. September erhob sich ein Gewitter und es trat heftiger Regen ein, aber da man sich nicht in der Nähe eines Creel befand, wurde das Wasser vom sandigen, porösen Boden schnell eingefogen. In einer Dose fand man wenigstens etwas Futter für die Pferde und so viel Wasser, als zur Stillung des Durstes hinreichte. Als aber das Gewitter vorüber war trat wieder Mangel an Wasser ein. Man mußte nach folgend in ausgehöhlten Felsrissen an der Seite des Gebirges suchen. Die Riebig Ranges nehmen eine nordnordwestliche Richtung und wieder folgte eine ganz trostlose Gegend. Nachdem die Pferde über eine weite, mit Spinifer bewachsene Strecke gegangen waren, wurden sie lahm und man sah sich gezwungen, nach dem letzten Orte, wo man Wasser gefunden, zurückzukehren. Nach kurzem Aufenthalt setzte man die Reise nach Westen fort. Man sah „Native orange, Corroob“ (*Daboia myoporoides*) und *Bloodwood*-Bäume (zu den *Eucalypten* gehörig), und der Boden war bald sandig, bald festig.

Nachdem man 48 Stunden ohne Wasser zugebracht, beschloß Giles am 3. October, nach seinem alten Lagerplatze, wo sich ein Creel befand, zurückzukehren. Inzwischen unternahm er zunächst noch einen Ausflug nach Nordost und war nicht wenig erschaut, plötzlich eine Menge Gummibäume, *Eucalypten*, anzutreffen, jedoch keine Spur von Wasser.

Nach diesem vergeblichen Versuche Wasser zu finden, trat man die Rückreise zum alten Lager an. Man war noch nicht weit nördöstlich vorgedrungen, als man auf einen überhängenden Felsen stieß, welcher eine große Höhle bildete. An die Wände hatten die Eingeborenen sonderbare Zeichnungen von Esclaven und Händen gemalt, ähnlich wie es die Eingeborenen in den Barrier Ranges zu thun pflegen. Es schien überhaupt, als ob diese Höhle von ihnen häufig als großer Lagerplatz benutzt werde, und dies machte den Reisenden die Hoffnung, Wasser in der Nähe zu entdecken. Dicht bei dem Felsen zog sich ein kleiner Thal hin und Giles war so glücklich, an der entgegengelegten Seite desselben in einer Kluft des felsigen Hügelrandes einen Wasserleith, den er „Tarn of Ruher“ taufte, aufzufinden, welcher 50 Fuß tief, 4 Fuß tief und 8 Fuß weit war und das Aussehen hatte, als sei er permanent. Hier blühte der australische Feigenbaum, der mit süßlichen Früchten behangen war, und zwischen Haufen von Sand-

Neinen ragten Fichten und Eucalypten empor. In diesem Thale, „Glen Edith“, wurde eine ganze Woche geraftet. Am 11. October unternahmen Giles und Carmichael einen größeren Ausflug nach Eldon, um Wasser aufzufinden, während Robinson das Lager zu bewachen hatte. Am Abend stiegen beide, nachdem sie 26 Miles gereist, auf ein leeres Creel, dessen Ufer aber außerordentlich grasreich und grün waren. Beim Graben in das sandige Bett lief Wasser zusammen und so beschloß man denn, daselbst zu übernachten. Am nächsten Tage fiel man, den Creel weiter verfolgend, in eine gut begraste Gegend ein, welche „Bale of Tempe“ benannt ward, und wo man reichlich Wasser antraf. Nach der Meinung der Reisenden dürfte dies dort stets zu finden sein, wenn auch nicht auf der Oberfläche, so doch in Folge von Graben. In südwestlicher Richtung zog sich eine Kette mit Mulga bestandener Höhen hin, hinter denen ein hoher Berg stolz hervorragte, den man „Mount Diga“ taufte und dessen Entfernung auf ungefähr 75 Miles geschätzt ward. Man nahm an, daß von da aus ein Wasserlauf ausgehen müßte, und die beiden Wanderer kehrten nach Glen Edith zurück, um sich mit Lebensmitteln zu versehen und dann den Weg nach dem Diga einzuschlagen. Dem Robinson wurde wieder die Bewachung des Lagers übertragen.

Nach einer Reise von zwei Tagen stiegen die Reisenden unter 24° 40' südl. Br. und 130° östl. L. auf einen Salzsee von immenser Ausdehnung — man nannte ihn „Lake Amadeus“ —, in dessen Kruste die Pferde mit ihren Hufen einsinken, und man sah die Gefahr vor Augen, daß, falls man einen Durchgang wage, die Thiere sehr leicht im Moraste versinken könnten. Da aber der gewaltige Umkreis des Sees eine zu weite Umgehung verlangte, so ging man nach Glen Edith zurück.

Giles nahm an, daß seine Weiterreise nach Westen frei und ungehindert sein würde, wenn er den Digaberg erreiche. Ungern gab er alle Hoffnung auf, denselben zu beiegen. Am 24. October, als er sich wieder am Rande des Amadeus befand, schrieb er:

„Ich kann nichts als Salzwasser auffinden und habe keine Apparate zum Desilliren. Ich bin 65 Miles vom nächsten Wasser und hundert Miles von meinem Lager, welches nur von einem Menschen bewacht wird, entfernt. Was bleibt mir anders übrig, als die Rückkehr anzutreten?“

Nach seiner Berechnung lag der entfernteste Punkt, welchen er nach Westen zu erreichte, in 24° 32'

südl. Br. und 129° 38' östl. L., also nicht viele Meilen von der Grenze der Colonie Westaustralien. Der Reisende fügt hinzu:

„Es ist das zweite Mal, daß ich fast auf demselben Meridian angelangt bin, denn mein früherer westlicher Punkt, obgleich hundert Miles entfernt, war nur ein wenig „to the East of North“ von dem jetzigen. Ich bin auf beiden Punkten zurückgetrieben worden, das erste Mal durch trodrene Sandsteinfelsen in der Mitte von düchten Scrubs ohne frisches Wasser und das zweite Mal durch einen Salzsee.“

Auf der Rückreise einigte man sich dahin, Robinson zu entlassen, damit die noch vorräthigen Lebensmittel anvertrauen zu einem neuen Versuch, den nordöstlichen Rand des Sees Amadeus zu umgehen. Robinson ward also angewiesen, daß er, nachdem man einen Creel aufgefunden, der in den Finten einlaufe, zurückzukehren habe. Es war also jetzt die nächste Aufgabe, einen solchen Creel aufzufinden.

Damit befristigt, kam man zwei Tage später in eine Gegend, welche Giles als die vorzüglichste hinstellt, die er bisher auf der Reise gesehen, und die nach seinem Dafürhalten wohl schon nach wenigen Jahren mit Vieh werde besetzt sein. Man fand verschiedene Lagerplätze (Wurleys) der Eingeborenen, welche dieselben unter Zurücklassung ihrer Habe eiligst verlassen hatten. Ueberhaupt waren sie hier sehr zahlreich und im Allgemeinen von friedlicher Disposition.

Am 6. November erklärte Carmichael, daß, falls Alexander Robinson zurückkehre, er dasselbe thun werde. Dieser Entschluß, von dem er nicht abzuhängen war, machte natürlich der Forschungsreise ein schnelles Ende. Giles schreibt:

„Ich hatte noch Pferde genug, mit Lebensmitteln reichlich beladen, aber ganz allein, ohne einen Gefährten, zu reisen, ist doch eine Unmöglichkeit. Ich werde also meine Rückkehr möglichst bereilen, um die so gestörte Expedition aufs Neue anzufassen.“

Man gelangte bald zum Finten und war am 18. November wieder bei Chambers' Pillar, von wo man ausgegangen. Auf diesem Rückweg entdeckte man noch einen Creel, welchen G. B. Gwyder „Palmer“ benannte.

Giles beschloß also, nach Chambers' Pillar zurückzukehren, von da aus den See Amadeus zu umgehen und den Digaberg zu erreichen. Er ist sanguinisch genug, anzunehmen, daß sich dahinter reichlich Wasser vorfinde, so daß er nach dem obern Laufe des Murchison und nach der Westküste der Colonie Westaustralien gelangen könne.

Die Ranqueles-Indianer auf den argentinischen Pampas.

I.

Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß ganz Amerika keine stolzeren und hochfahrenderen Krieger kenne, als die Pampeasindianer im Süden der argentinischen Republik, in Patagonien. Die Spanier sind länger als dreihundert Jahre mit diesen wilden Völkern der Ebene in Verührung und die Fehden hinüber und herüber dauern fort bis auf den heutigen Tag, aber nie ist es gelungen, diese Stämme zu unterwerfen; sie sind gegenwärtig noch frei und unabhängig wie in den Tagen der Entdeckung und eine wahre Pest für die Grenzansiedelungen der Weißen. So wenig hat man sie im Zaume gehalten, daß, wie wir uns

wohl erinnern, einige Banden im Jahre 1872 plündernd die Provinz Santa Fe durchzogen bis in die Nähe des Baranassuffes, überall Schrecken verbreitend.

Jetzt eben lesen wir folgendes: „Die Erbfeinde der Republik, die Indianer, haben im Süden in Massen einen Kriegs- und Raubzug unternommen (im December und Januar). General Rivad, Commandant dieser Grenze, marschirte, den vom Präsidenten erhaltenen Weisungen zufolge, gegen die Wilden; er rechnete auf die Unterstützung, welche ihm von der Centralregierung versprochen worden war. Aber während er vordrückte und nach den Indianern angegriffen

wurde, erhielt er die Nachricht, daß es der Regierung im Augenblicke geradezu unmöglich sei, ihn Versklāvung zu schiden. Es blieb ihm nichts übrig, als vor dem überlegenen Feinde zurückzuweichen. Die Indianer, welche fortwährend Zug zurielien, nahmen ihm alle seine Pferde ab und trieben ihn immer mehr in die Enge. Nur mit Mühe und Noth hat er seine etwa 1500 stark, bereits decimirte Mannschaft vor gänzlichem Untergange gerettet, und nur weil einige zahme Indianerstämme, als die Gefahr am größten war, ihm zu Hülfe kamen.^{*)}

Die Argentinier haben ihre Kraft lieber in Rebellionen, Bürgerkriegen, Waffenkämpfen und politischen Intrigen vergebend, statt mit Folgerichtigkeit und Energie diesen Pampas-Indianern eine Schranke zu setzen, welche diesen ein Halt geboten hätte. Die weit von einander zerstreut liegenden Militärposten, die ohnehin insgesamt keine genügende Besatzung haben, reichen nicht aus und gewähren bei Anfeindungen an der Grenze keinen Schutz. Die Indianer behalten stets Oberwasser; man ist nie sicher vor einem Ueberfalle, die Raubzüge wiederholen sich periodisch. Diese Wilden sind ursprünglich Jägerwölfer, Nomaden, welche sich aus Rindviehherden halten, welche sie den Weißen abgenommen. Im Fortgange der Zeit wurden sie immer gefährlicher, denn einmal eigneten sie sich das Pferd an und gehören nun zu den besten Reitern, welche die Welt aufzuweisen hat, sobald kamen sie in Besitz der Schießwaffen, mit welchen sie vortreflich umzugehen wissen. Während der langjährigen Bürgerkriege sind dann argentinische Häuptlinge so gewissenlos gewesen, diese Wilden als Bundesgenossen gegen ihre eigenen Mitbürger anzuwerben, die sich nun, als sie einmal losgelassen waren, wie Vluthe in den Krieg stürzten und nicht mehr zurückhalten waren. Sie lernten die schwachen Punkte kennen, raubten die Grenzörter aus, mordeten alle männlichen Bewohner und schleppeten Frauen und Kinder in eine entsetzliche Sklaverei.

Unter diesen Wilden gelten die Ranqueles, Distel-Indianer, für die allwidersten *). Sie sind eben jetzt

*) Der südliche Theil Amerikas, adwirts etwa von 30° S. wird von vier Völkergruppen bewohnt. Die Indianer im Westen der Andenischen Gebirge und in den Andes selber, die Acauaner, sind ein fesshaftes Volk. Sie zerfallen in die Gruppen der Chonos im Süden von Valdivia, die eigentlichen Acauaner im Gebiet der Ranke Kraus, und in die Pehuenchen oder Gebirgsbewohner. Die übrigen araucanischen Stämme streifen im Osten der Cordillere in den Pampas und man fast sie gewöhnlich unter der Bezeichnung Aulac zusammen. Sie sind getheilt in Ranqueles, welche die Ebene durchstreifen und weit nach Osten hin schwärmen, und die sogenannte Chile nach in der Cuallungue des Rio Negro. Summenverwand sind die Acauaner im äußersten Süden.

Einen ganz andern Stamme, fremde der Pampas-Indianer, gebören die Tuelchen an, welche einst ihre Jagdgründe in der heuligen Provinz Buenos Ayres hatten; sie länger als einhundert Jahren haben sie die Strecke zwischen 30 und 41° S. inne, die Ebene zwischen dem Rio Negro und dem Colorado. Sie unterhalten Verträge mit den gleichfalls zu den Pampas-Indianern anerkennenden Patagoniern, welche im Verlauf der letzten Jahre verlor, z. B. von Wütern, auswärtig geschickt worden sind. Von den Spaniern werden sie als Tuelchen bezeichnet, von den Aulac und Acauanen als Guallitac, z. B. Vire im Süden. Sie selbst nennen die ihnen angehörenden Stämme im Norden Tuelchen, jene im Süden Inelac. Patagonische Stämme wohnen von der Magellanstraße im Süden bis zum Rio Negro, 40° S. Sie streifen aber oft viel weiter nach Norden hin. „Die kleinen unbewohnten Stämme streifen sich über die weiten Ebenen wie im Wette die Trimmer eines zerfallenen Bauges.“ Das ist eine treffende Bemerkung v. C. Rignols.

Der verstorbenen Friedrich Schiller hat einen Roman geschrieben, welchem er den Titel: Die Pehuenchen gab. Obgleich wir ihm aus den besten Quellen nachweisen, daß der Name Pehuenchen der richtige ist und was derselbe bedeutet, bis er, der richtige Dilettant, ganz ökonomist bei seinem N. „Das muß ich doch am besten wissen, denn so habe ich es im Lande gehört.“ Dagegen ist sich

von Herrn A. Kahl in Montevideo in einer vortreflichen ethnographischen Skizze geschildert worden, in der in halbtreflichen „La-Plata-Monatschrift“, durch deren Herausgabe Herr Richard Kapp in Buenos Ayres sich entschieden ein Verdienst erwirbt. Wir wünschen dem Unternehmen Gelingen und besten Fortgang und werden wie schon früher so auch künftig bei angemessenen Gelegenheiten auf dasselbe aufmerksam machen.

Den Schilderungen des Herrn A. Kahl, dieses gründlichen Kenners der La-Plata-Region und Chiles, entlehnen wir das Folgende.

Es war während eines langwierigen Nachtrittes, als ich auf einem Ausflug im Süden der Provinz San Luis zuerst das Wort „Guada!“ hörte. Der Führer rief uns plötzlich zu, vor den Guadales! Achtung zu haben, und Schritt für Schritt mußten unsere Pferde den Spuren des Vorreiters folgen; ein Schritt zur Seite hätte Thier und Reiter Verderben gebracht.

Die Guadales sind aus losem Sandboden gebildete Terrainsflächen — wie anßer Flugland an der Meeresküste —, die sich meilenweit über die Pampa erstrecken. Der feste Weg führte uns oft unmittelbar an ihren Rand oder auch hindurch, und es ist kein geringes Wagniß, in finsterner Nacht diesen Weg zu nehmen, jeden Tritt des Thieres ängstlich überwachend, mit der Gewißheit, daß ein einziger Schritt in unrichtiger Richtung gewissen Tod — und welchen Tod! — bringen würde.

Die Guadales bilden eine Eigenthümlichkeit der Pampa südlich vom Rio Quinto; zuweilen troden, zuweilen treten sie als Moräste auf. Letzteres besonders an der Amargo, wo sich der Rio Quinto im Sande verläuft. Die Indianer mit ihrer genauen Terraintkenntnis wissen sie trefflich auszunutzen; sie verfolgen ihre Verfolger nicht selten in ein Labyrinth von Guadales, aus welchem diese keinen Ausweg mehr finden, während der Indianer auf ihm bekannten sichereren Stellen entkommt. Ganze Militärabtheilungen sind auf diese Weise vom Erdboden verschluckt, ohne daß ihnen ihre nahen und zuschauenden Kameraden die geringste Hülfe hätten leisten können. Langsam aber unaufhaltsam versinken ihre nahen und zuschauenden Kameraden die geringste Hülfe hätten leisten können. Langsam aber unaufhaltsam versinken sie im panischen Schreden vor ihren Verfolgern, die nötige Vorsicht vergesen, und bald bleibt ihnen dann nur die Wahl zwischen dem Hineinsinken in den Guadal oder dem Tod durch den Säbel der Verfolger. Selten wird Parodon gewährt; der Krieg ist grausam an der Grenze, weniger aus persönlichen Haß, als in Folge habituellen Blutvergießens.

Im Ganzen sind die Guadales indeffen ein Schutz für die Indianer, und besonders für die Ranqueles, die den Landstrich zwischen 35° und 37° süd. Br., von den Cordillieren bis zu 63° und 66° westl. L. von Greenwich bewohnen, und daher die nächsten Nachbarn der Argentinier sind. Außer in den Guadales finden diese Indianer ihren Schutz in den weiten Wäldungen, die schon vorneig Grad südlich vom Rio Quinto beginnen und sich bis zum Fuße der Anden erstrecken. Es ist ein weitverbreiteter Irrthum, die Pampa west- und südwärts von Buenos Ayres als baumlose Ebene anzunehmen; das Land von dem Curro an, einer Weststation der Indianer

allerdings nichts einwenden, ebenso wenig gegen die Behauptung, daß der Chimborazo der höchste Berg in America sei und daß es gar keinen Refussocken gebe, denn er habe niemals einen solchen geschaffen.

und 30 Leguas südwärts von Fort Sarmiento belegen, ist vielmehr stark bewaldet. Algarrobas, Chahares, Caldenes, Espinillos bilden nicht selten ein saum zu durchbringendes Dickicht und selbst auf den gebahnten Wegen wird das Vorwärtbringen außerordentlich schwer. Diese Wäldungen dehnen sich gürtelförmig vom Meer zum Westen über die Südspitze des Continents aus, und werden von ebenso großen Strecken baumlosen und wasserarmen Ebenen unterbrochen. Je weiter man gegen Süden und Westen vorwärtst dringt, je mehr tritt der Waldcharakter hervor.

Die Zone, welche von den Ranquelinen bewohnt wird, zeigt diese Abwechselung von Wald und Pampa. Aber die Pampa ist nicht mehr die weite, flache Ebene, wie sie sich nordwärts und ostwärts erstreckt, sondern ein gebrochenes Terrain. Kleine Hügel und Thäler, Bañados (Niederungen), die in üppiger Vegetation prangen, folgen auf weite Ebenenflächen, die auf alten Meeresboden hinweisen. Der Horizont ist selten frei, sondern wird gewöhnlich von dem Saum dunkler Wäldungen begrenzt.

Das Land ist fruchtbar. Zahlreiche kleine Lagunen finden sich über seine Oberfläche zerstreut, in deren Umgebung das Viehreichste Nahrung findet. Auch die Wälder geben eine so massenhafte Algarrobaernte, daß sie allein schon eine bedeutende Anzahl Menschen und Thiere zu ernähren im Stande sind.

Für eine dicke Bevölkerung würde sich jedoch dieses Land nicht eignen. Die Bevölkerung, wie sie jetzt ist, circa 10,000 Menschen auf 2000 Quadratleguas zerstreut, kann sich mit Leichtigkeit an den Ufern der kleinen Lagunen ansiedeln; sie finden genügendes Trinkwasser für sich und ihr Vieh, aber es würde viel zu gering für eine große Anzahl von Menschen oder gar zur Bevölkerung zum Zwecke des Ackerbaues sein. Ja, in düstern Jahren, wenn viele der kleinen Lagunen austrocknen, leiden selbst die Indianer mit ihren wenigen Zuchtherden viel durch Wassermangel, und mehr als eine Militärrepression der Argentinier gegen die Bewohner des Landes hat ein klägliches Ende gefunden, weil die Lagunen auf ihrem Wege ausgetrocknet waren.

Solches ist der Charakter des Landes, das der Indianerstamm bewohnt, über welchen ich berichten will. Die Kenntniß, welche wir über denselben besitzen, verdanken wir zuweilen der letzten Commission, welche Präsident Sarmiento im Jahre 1870, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, zu den Ranqueles sandte, und deren Beschreibung von dem Leiter der Expedition, Oberst Lucio von Mansilla, herrührt.

Die Abstammung der Ranqueles, wie die aller Pampasinbianer, ist dunkel. Einige Stämme der letzteren sind ganz ausgerottet, wie die Minuanes in Entre-Rios und die Charras,

Jaros und Bohanes in Uruguay. Andere haben sich untereinander vermischt, während wieder andere ihre alten Wohnplätze verlassen haben. Das Land der Ranqueles wurde zur Zeit der Entdeckung des La-Plata-Stromes von den Quaranis eingenommen, die von den Spaniern nach hartem Kampfe gegen Süden verdrängt wurden; Azara glaubt, die jetzigen Puelches stammten von ihnen ab.

Die Ranqueles kamen von den Anden, und ihre Abstammung von den Aukas, die ihrerseits eine Abzweigung der Kraufaner sind, kann als ziemlich erwiesen angenommen werden. Die Uebereinstimmung in den Sitten, die Analogie der Sprache, Ähnlichkeit der Gestalt weisen darauf hin, daß die gesammten Pampasinbianer vom Süden des Rio Quinto, mit Ausnahme der Tehuelchen, von der großen araukanischen Familie abstammen, während die Hauptstämme des Nordens ihre Abstammung von der jetzt regierenden Nation der Quaranis herleiten.

Die Stämmen der Puelches, Tehenches und Picunches sind den Gegenden entnommen, wo sie jetzt leben.

Chó ist die Bezeichnung der Kraufaner für Mensch oder Bewohner; und puel heißt Nord, cuerró Süd, picu Ost, mulato West. So bedeutet also puelche: der Bewohner des Nordens, picanche: Bewohner des Ostens, pahuenches: Bewohner der Nadelholzwaldungen, die sich auf der westlichen Seite der Anden in jener Breite erstrecken. Diese Bezeichnungen sind demnach von den Kraufanern, die an der westlichen Küste des Continents wohnen, ausgegangen.

Die Ranqueles ähneln mehr den Kraufanern, wie die Puelches, Picunches u., deren physische und geistige Organisation, von der Localität beeinflusst modificirt wurde. Der Kopf des Ranqueles ist rund und groß; die Backenknochen sind hervorstehend, das Gesicht ist flach, die Stirn niedrig, unten breit und oben schmal, die Nase kurz und etwas gebückt, die Augen sind geschligt, der Hinterkopf ist auffallend hoch; die Haare sind lang und stark, der schwache, borstenähnliche Bart dagegen ist nicht allgemein, und man schreibt überhaupt sein Vorhandensein der Mischung mit Abstammungen spanischer Race zu. Gehör und Gesicht sind ganz außerordentlich entwickelt. Die Hautfarbe ist nicht gleichmäßig, die Schattirungen schwanken von der hellsten bis zur dunklen Kupferfarbe. Ihre Statur ist die der Europäer, aber sie sind breitschultriger und mit größerer physischer Stärke begabt. Sie vermischen sich mit Leichtigkeit mit der weißen Race; die Abstammlinge solcher Verbindungen sind gemeinlich dem Indianer überlegen und werden nicht selten zu Häuptlingen erhoben. Die Indianer ziehen die weißen Frauen, welche sie auf ihren Raubzügen in civilisirten Gegenden fangen, ihren eigenen vor.

Ein Besuch beim Chedive in Kairo.

Wir finden in einem englischen Blatte Folgendes: „Der Vicelkönig ist wohl der reichste Mann in der Welt. Seine Jahreseinnahme beträgt im Jahre etwa 20,000,000 Pf. St.; die 75 Miles lange Eisenbahn von Kairo nach Suez, und jene von Alexandria nach Kairo, 130 Miles, sind sein Eigentum. Er hat nicht weniger als siebenundzwanzig Pechtpaläste und viele, sehr viele Frauen. Ist der Mann glücklich?“

Hier theilen wir die Schilderung mit, welche Heinrich

von Malhan *) von seinem Besuche beim Vicelkönig gegeben. Denn, so schreibt dieser aufmerksam Beobachter, die persönlichen und Hofausgaben eines Fürsten den Maßstab für seine Wichtigkeit geben, so ist der Chedive der wichtigste

*) Reisen in Südarabien. Götter Band. Braunschw. 1873. (Friedrich Vieweg und Sohn.) Wir werden nach einige weitere Auszüge aus diesem sehrreichen Buche geben, namentlich Charakter-Schilderungen verschiedener Völker und Stämme, mit welchen der Reisende in nähere Berührung kam.

der Welt. Seine Ausgaben übersteigen die des ehemaligen französischen Kaiserhofes, die doch in Europa für exorbitant galten. Freilich hat Kegypten in den letzten zehn Jahren seinen ohnehin großen Reichthum noch der Art vermehrt, daß selbst jene Ausgaben möglich wären, ohne das Land zu verschulden, wenn Ordnung einkäme. Von einer solchen ist aber nicht die Rede und so kauft man Schulden auf Schulden. Nur die Daira, der Privatbesitz des Chébidé, der sehr bedeutend ist, soll wenig verschuldet sein und täglich anwachsen. Diese Zungen wollen behaupten, der Fürst verschulde absichtlich das Land und vermehre die Daira, da er trotz jenes Vertrages mit dem Sultan, welcher die Nachfolge seinem Sohne sichert, nicht an diese glaube.

Jedenfalls ist der Chébidé, von dem ja zur Zeit der Canalöffnung so viel die Rede war, geeignet, die Neugierde des Reisenden zu erregen, sei es auch nur, um die übertriebenen Pöbeldelusionen der Canalbesucher durch eigene Anschauung auf richtige Maß zurückzuführen. Denn ein solcher Ausbruch aller Vortrefflichkeiten, wie ihn seine Gäste schildern, ist er denn doch nicht. Er ist aber auch nicht das Gegentheil davon. Der Chébidé ist nicht besser und nicht schlechter, als ein anderer orientalischer Fürst. Daß er mehr für Entropier, unter denen viele Abenteuerer, thut, als für sein Volk, und daß dieses Volk ärger wie je ausgelogen wird, ist Thatfache, aber er macht es nur wie alle modernen orientalischen Fürsten. Natürlich weiß er selbst nicht viel vom Glend seines Volkes. Wer sollte es ihm sagen? Während ich in Kairo war, wurde eine Maßregel ins Werk gesetzt, wodurch hundert Beamtenfamilien theils durch Entlassung, theils durch Herabsetzung der Gehalte in schwere Bedrängniß kamen. Ein Bekannter von mir berechnete die Summe, welche dadurch erspart wurde, und ein paar Tage später wurde bekannt, eine Pariserin habe eben ein Geschenk von ungefähr derselben Werthsumme erhalten. Auf der einen Seite herzzerreißendes Glend, auf der andern sinnlose Verschwendung. Das ist Volk und Fürst im Orient.

Sonderbar ist das Verhältnis zum Oberlehnsheern, dem Sultan. Alle paar Monate ein Conflict, den der Chébidé durch Bestechung der Minister beilegen muß. Aber kaum ist er beigelegt, so taucht ein neuer auf. Es ist freilich kaum anders möglich. Denn stets kommen Handlungen der ägyptischen Regierung vor, die auf Unabhängigkeitsbestrebung gedeutet werden können. Die Zeitungen haben uns über die meisten dieser Handlungen berichtet. Aber noch nie hat eine von dem gesprochen, was vielleicht im Stambul am meisten böses Blut macht. Ich erwähne es ganz zufällig und eben auch nur durch meinen Umgang mit den Einheimischen. Der Chébidé hat nämlich das Kangelgebet für den Sultan abgeändert. In der ganzen sunnitischen Welt, selbst da, wo der Sultan nur geistliche Autorität hat, betet man: „Gott erhalte unsern Sultan Abdulaziz.“ So lautete auch in Kairo noch vor wenigen Jahren das Gebet. Jetzt hat man den Namen gestrichen und betet nur: „Gott erhalte unsern Sultan.“ Dieser Wechsel wurde den Weislichen durch die Polizei gegeben, so wenig Umstände macht man mit ihnen. Der Wegfall des Namens wird natürlich so gedeutet, daß man das Volk vorbereiten will, für „Sultan Osmai“ zu beten. In illos irao! Dieser Umstand wurmt immer noch in Stambul und läßt sich durch seine Bestechung verunsichern. Umsonst behauptet der Chébidé seine Unschuld. Man antwortet ihm: Warum wird das Kangelgebet nicht wieder hergestellt? Weisliche und Volk sehen diese Veränderung sehr ungern. Ich höre sie sogar als gottlos bezeichnen. Alle Sunniten hängen eben an der geistlichen Autorität des Sultans, wenn sie auch seine weltliche oft keineswegs lieben.

Den Chébidé in der Nähe zu sehen ist nicht schwer. Er

ist sich zu sehr bewußt, daß er persönlich einen guten Eindruck macht, um Audienzen zu vermeiden. Auch ich kam zu einer solchen. Der Hof befand sich im Mißschloß bei Bulaq, einem großen und nach dem, was ich sah, geschmacklosen Palast. Man fuhr bis dicht vor die innere Thür. Dort empfing mich der freundliche kleine Selti-Bascha, der Kammerherr, Ceremonienmeister, das Dessolatorum des Chébidé. Er führte mich in ein Vorzimmer, um nun die streubenden des Antichambrians zu genießen. Sie waren glücklicher Weise nicht von langer Dauer, gaben mir aber doch Zeit zu allerlei Beobachtungen. Dieser Hof besitz Alles, was einen Verbreiter von Zeitungsnachrichten, einen Beamten der „Agence Havas“. Dieser, natürlich ein Franzose, verkehrte eben im Vorzimmer, wo er sich mit sehr viel Selbstbewußtsein bewegte, einige tüchtige Unwahrheiten über den gerade schwebenden Krieg. Aber die ägyptischen Minister, die um ihn herumsaßen, hatten offenbar den süßern tiefen Respekt vor Frankreich verloren und einige ironische Bemerkungen verriethen, daß der Glaube fehle. Man sah, es war auch hier eine Herrschaft im Schwinden. Frankreich hatte in Kegypten lange den Ton angegeben. In Beziehung auf Wöden, Sprachen, Künste war es ihm wohl auch behalten, aber mit dem politischen Präligium ist es vorbei.

Als ich eingelassen wurde, fand ich den Chébidé ganz allein in einem Saal, der à l'Empire mit einer Menge steifer Sessel und gerader Sophas möblirt war. Der Chébidé hat mehr den sicherstischen als den türkischen Typus, was durch die Abstammung seiner Mutter erklärt wird; nur seine übergroße Wohlbeleibtheit verräth den Türken. Sonst ist sein Gesicht fast regelmäsig, nicht hässlich, nicht ausdrucklos, seine Hausfarbe licht. Ein hellbrauner, etwas rötlicher, kurzgeschmittener Vollbart umgibt das Gesicht. So lange er steht, macht er einen guten Eindruck, wird aber vermindert, wenn er sich setzt, indem seine Corpulenz ihn dann zwingt, die Beine etwas trumm zu halten.

Er spricht geläufig französisch. Sein Lieblingsgespräch mit Unbekannten ist über die Bodencultur. Er kennt sehr genau die Beschaffenheit, die Produkte, den Ertrag seiner Ländereien. Auch mit technischen Verbesserungen hat er sich beschäftigt. Manchmal hält er eine wahre Vorlesung über die Agriculturn Kegyptens, und viele Europäer, die sich nie mit diesem Gegenstand befaßten, haben schon von ihm gelernt. Ein Consul sagte mir, daß er seine Hauptkenntniß des Landes dem Chébidé verdanke. Er ist übrigens kein Schwätzer, und vermeidet Weilläufigkeiten. Er hat sogar eine eigene Formel erfinden, um ein Gespräch, das ihn fortreißen könnte, abzuflitzen. Dann unterbricht er sich plötzlich im vollen Redefluß mit der Formel: „Ceci et cela et cetera!“ (dies und das und das Uebrige). Darin ist in der That der Inbegriff aller Dinge enthalten. Manchem Redner wäre diese Formel anzunehmen.

Unser Gespräch drehte sich unter Anderm auch um die „Verschönerungen“ Kairo's. Hier beging ich aus Unwissenheit einen großen Verstoß. Ich behauptete nämlich ganz naiv, daß die schönen geraden Bäume des Gesellplatzes „abgestorben“ seien und daß hier nur noch elendes Buschwerk wachse, das gar keinen Schatten werfe. Ich wußte nicht, daß diese noch sehr lebenskräftigen Bäume auf Befehl des Chébidé ausgerissen und durch niedliche Bosquets ersetzt worden waren, um ein kleines „aquaro à l'instar de Paris“ herzustellen. Das „aquaro“ schien ihm offenbar eine große Errungenschaft. Hatte er doch den Gärtner, der dieses aquaro ohne Schatten in einem schattenbedrängten Lande mit Aufopferung schöner Bäume geschaffen, von seiner geringeren Hand bekommen, als von der des Herrn Baummann in Person, der damals noch in Paris absolut herrschte. Die sollte

etwas nicht für Aegypten passen, was sich in Paris so schön annehmen? Werthvollig dabei ist, daß diese Bäume von den Franzosen der ersten Republik gepflanzt worden waren, um nun, da sie emporgewachsen und den Stolz Kairo's bilden, durch einen Franzosen des zweiten Kaiserreichs niedergeworfen zu werden.

Die Familie des Chebive besteht aus vier Söhnen und sehr vielen Töchtern, wovon eine verheirathet ist. Der Schwiegersohn setzt ganz Kairo durch seinen übertriebenen Aufwand in Erschauern. Komisch ist es, welche Ehren schon fürstlichen Widdelnkindern bezeugt werden. So fährt die kleine Enkelin des Chebive alle Tage in einer **Swatkarosse** allein mit einer europäischen Nonne spazieren, die steif wie Holz im Wagen sitzt und die kleine Prinzessin wie auf dem Festivetteller vor sich hinhält. Einen seltsamen Contrast zu ihren orientalischen Herren bilden auch die englischen Kutscher und Jockeys des Hofes und der Großen, deren Livree europäisch höflich ist. Es sind meist sehr gemeine rothe Burche, die ihr Quartier in Bulag stets durch betrunkenen Erreffe in Unruhe versetzen. Und diese Reue fahren jetzt die Damen des Harem spazieren, denen sich früher kein Europäer auf Schwere nähern durfte! Daneben reitet ein junger Eunuch, gewöhnlich der schönste, den man finden kann.

Der älteste Sohn des Chebive, Tausif Pascha, soll nicht ohne Fähigkeiten sein. Man rühmt ihm nach, er habe die lächerliche Civilisationskomodie, wie sie jetzt in Aegypten in Scene gelegt wird, durch recht treffende Ironie gegeißelt. So soll er einmal seinem Vater gesagt haben: „Man scheint hier zu glauben, die Civilisation besteht in Glacehandschuhen und Perler Waden, statt in Volksebildung.“ Er ist ein schöner junger Mann mit feingekämmten Zügen, sieht aber etwas blaß und angegriffen aus. Diese Prinzen werden eben, kaum den Kinderschuhen entwachsen, schon mit Swat-bid (weißen Sklavinnen) allzureich bedacht; man scheint erotische

Uebertreibung förmlich zur Bildung eines orientalischen Jünglings für nöthig zu halten.

Der zweite Sohn, braun von Haut und unregelmäßig von Zügen, aber im Aeußern sehr geschmiegelt, ist seiner geistigen Natur nach passiv, sehr zu materiellen Genüssen neigend. Der dritte Sohn soll der beste von allen sein. Vielleicht ist dies auch ein Vorurtheil, das der Hof deshalb theilt, weil seine Mutter eine Prinzessin war, während die anderen Söhne von Sklavinnen sind. Er war zur Zeit in England. Der vierte Sohn ist noch ein Knabe, ein kleiner Fleischklumpen, den man manchmal von Eunuchen umgeben **spazieren fahren sieht**.

Sonst sind von männlichen Gliedern der Fürstlichen Familie nur noch zwei in Aegypten, nämlich der Sohn Said Pascha's, der ziemlich schlecht behandelt wird, und ein Mulatte, Sohn des Gründers der Dynastie und einer Negerin. Dieser gilt kaum für ebenbürtig und ist ganz auf die Seite geschoben, obwohl er strenggenommen dieselben Rechte hat, wie alle Prinzen. Mustafa, der Bruder, und Salim, der Vetter des Chebive, die ihm als künftige Nebenbuhler seiner Söhne besonders verachtet sind (denn nach dem alten Gesetz gebührt einem von ihnen der Thron), zogen sich wohlweislich nach Constantinopel zurück, und der Chebive kaufte ihnen ihre Güter ab, damit sie ja nichts mehr hier zu thun hätten.

Zahlreich sind die weiblichen Mitglieder der Familie. Unter diesen ist auch die Mutter des Chebive, die noch sehr lebenslustig sein soll. Man erzählt sich allerlei Intriguen von ihr. Die Wittve Said Pascha's soll von großer Schönheit sein. Man sagt, der Chebive habe ihr oft die Ehe angeboten, aber umsonst. Diese Dame ist sehr reich. Sie wirft manchmal Geld unter das Volk und zwar werthvolleres, als der Chebive selbst, der dies auch zweimal jährlich thut.

Aus allen Erdtheilen.

Wie werden die Städte im westlichen Nordamerika gegründet?

Diese Frage hat Herr Karl Hillebrand in der „Newyorker Staatszeitung“ beantwortet. Er schildert, wie in kurzer Zeit in Gegenden, wo heute Büffel und Indianer grasen, Wohnhäuser, Werkstätten, Gasthöfe wie durch Zauber entstehen und eine geschäftliche Menschenmenge reges Leben in die Enden bringt.

Die Civilisation, sagt er, ist an die Eisenbahnen gebunden, und möge augenblicklich noch so weit gegen die reichen und mächtigen Eisenbahncorporationen gelangt werden, so lange nicht die Regierung die Eisenbahnen selbst bauen kann und will, muß man von zwei Uebeln das kleinere wählen, und zwischen keiner Eisenbahn oder einer von einer reichen Compagnie erbauten ist das letztere Uebel gewiß das kleinere.

Also irgend eine reiche Corporation beschäftigt, durch die Prairie, der Front entlang, eine Bahn zu bauen. Nachdem die Baracken geschoben, werden sofort Arbeiter, meistens irische, engagirt und hinaus in die Wildnis gebracht, um gleich mit dem Erdbrechen zu beginnen. Unter diesen armen Arbeitern ist gewöhnlich einer, der ungefähr hundert Dollars Geld hat und das Arbeiten sehr teuer findet. Er entschließt sich daher, sich durch Handel und Speculation zu ernähren. Seine Arbeiter sind als irischer Abkunft und lieben als solche den Whiskey über Alles, was Wunder also, daß er auf den Gedanken verfällt, einen „Whiskyshop“ anzulegen. Aber wie! mitten in der

Wildnis, in der Prairie, in der kein Stein und kein Holz, nichts, gar nichts ist. Doch die Noth lehrt beten und eines Tages gräbt sich mein Irishman eine vierdecige Höhle in die Erde, bedeckt diese mit Baumstämmen, die er sich auf der Bahn hat kommen lassen, wirft die Erde darauf und nachdem er sich noch eine Thür hergerichtet hat, ist der „Saloon“ vollendet. Unterdessen ist auch der Whisky, sind die Gäste und sonstiges Zubehör, das er sich bestellt hat, angekommen, und eines Abends zerbröckeln er seinen Landsleuten, daß von jetzt an das beliebte Nationalgetränk bei ihm zu haben ist. Gewöhnlich nennt er seinen Saloon noch irgend einem seiner Lieblingshelden, ist dieser nun Rinaldo Rinaldini, St. Patrick oder die Königin Victoria heißt, und ahnt wenig, daß er nicht nur der Gründer, sondern auch der Käufer einer großen, vielleicht einer Weltstadt geworden ist.

Die Geschäfte, die der Irlander macht, sind ausgezeichnet, jeden Abend sieht das edle Getränk in Strömen und Oreenbads auf Oreenbads wohnern in seine Tasche. Ein Engländer sieht es und denkt: Was der thut, kann ich auch, grabt sich ebenfalls eine Höhle und elabirt einen Spielt- und Trinkt-saloon. Auch er macht gute Geschäfte, und ein Yankee, der zufällig des Weges kommt und sich das bunte und milde Treiben ansieht, brist gebanensvoll neben und weiß bald, daß sich hier etwas machen läßt. Die Erdbrechen der Bahn sind unterdessen so weit vollendet, daß Schienen gelegt und Constructions-trains mit dem nöthigen Baumaterial hin und her laufen können. Der Yankee benutz dies, läßt sich ein hölzernes Haus

von Chicago kommen, schlägt es neben dem Whistlyshop auf und der Wibelworte gedenkend: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, etablirt er ein sogenanntes „Prival Loby Boardinghouse“ und macht natürlich glänzende Geschäfte.

Am diese drei primitiven Häuser, welche die drei größten Völker repräsentiren, baut sich nun, wie in der guten alten Zeit das Dörflchen um die Kirche, das Sildischen an.

Es ist ein mildes, mildes Leben, das vorerst in einem solchen Sildischen herrscht; alle Kaufleute der Staaten, alle problematischen Existenzen leiden hier ihr Wesen. Eines natürlichen Todes stirbt Niemand, selbst Säuglinge an der Mutter Brust werden wohl von verzerrten Augen gesehen.

Noch lange dauern diese anarchischen Zustände nicht, ein besseres Element kommt aus den Staaten und vertreibt die milde Horde, die als die Avantgarde, als die Entente perdue der Civilisation vorausleitet und ihr Bahn brechen.

Als erstes Zeichen einer besseren Zeit, als das Morgenrath der Civilisation naht jetzt — „das Lagerbier!“ Ein deshabiger Deutscher kauft den Whistlyshop des Irlands und aus der unterirdischen Höhle erhebt sich ein feines, nettes Häuschen, in dem die milden Arbeiter einen gesunden Trunk finden. Der Engländer verkauft ebenfalls aus und der Panzer, dem es heiß wird, bricht sein Haus ab und zieht mit seinen Grazien weiter in die Wildnis hinaus. Farmer lassen sich jetzt in der Umgegend nieder, der reiche, fruchtbare Boden wird aufgebrochen und die Producte deselben in den Städten zu Markt oder zur Verfeuerung gebracht. Deutscher und Amerikaner haben schöne Eiden eröffnet, elegante Gassen prangen bei dem Wahnsinn und ehe ein Jahr vergangen, stehen wir erhaunt in einem Sildischen, in dessen Eiden alle möglichen Luxusgegenstände ausgebreitet liegen und das in seinem schnellen Aufblühen mit den Städten des Orients concurrenzt.

Originell sehen die Sildischen freilich noch immer aus, ein buntes Gemisch aller möglichen Nationen und Völker treibt sich in den Straßen herum. Da steht ein Trapper in seinem phantastischen Kostüme und handelt mit einem nur halb bekleideten Indianer um Felle, ein Chinese, ein Chiniese, ein Stragmado Cigaretten feil haltend, sucht sich mit einem Mexikaner zu verhandigen, und ein Negr, von fern die aufstrebende Gruppe beobachtend, überlegt, wer von den Beiden der Hässlicste sei.

Zum moslimischen Neuenkultus an der Panega in Bulgarien.

Suverlässige ethnographische Unterlagen sind geradezu unentbehrlich, sobald man in die Deutlichkeit irgend welcher Verhältnisse im türkischen Reich geht. Glauben und Nationalität werden sich dort nicht immer und ohne genaue Untersuchungen im Einzelnen gelängt man deshalb oft zu ganz unbegründeten Schlüssen. An diesem Mangel trauft auch eine Folgerung des Irker zu früh veremigten Consul Lejean, welche jüngst der „Globe“, in Nr. 2 auf Seite 22 in guten Worten wiedergab.

Im Centrum „Donau-Bulgariens“, in den Vorbergen des Balkan, welchen das Panegoschken entströmt, fand Lejean im Ochofmonat einige Moslims, welche an deren sichtlich stehenden Quellen ein „Kurban“ schlachteten, um durch dieses pietätvolle Opfer Allah zu reichlicherer Wasserpende für ihre troden gegliederten Röhren zu vermögen. Der Erzählung dieses Reiserlebnisses fügte Lejean eine Betrachtung an, welche, den einzelnen Fall verallgemeinernd, dahin ausläuft, wie auch die Lehre Mohammed's im Laufe der Zeiten ihre Befürner nicht vor Wahn und Uberglauben frei zu erhalten vermochte u. c.

Was nun die Moslims an der Panega betrifft, so bedarf dies einer Berichtigung. Gestatten Sie mir die gewiß nicht uninteressante Mittheilung, daß die Hofamebaner entlang dem Panegoschlüssen sogenannte „Pomaci“, d. i. Bulgaren, sind, deren Verehrern, dem Druck der Verhältnisse weichen das Christenthum mit dem Islam verlaufenden, im Grunde sich aber wenig, höchstens durch Aeußerlichkeiten in der Tracht, von ihren arabischen Stammesgenossen unterscheiden. Diese bulgarischen

Moslims haben nicht nur ihre angekommene slavische Sprache, sondern auch größtentheils Sitten und Bräuche ihrer christlichen Ahnen treu bewahrt. Ihr Harem enthält nie mehr als eine Frau, der Julianische Festkalender ist ihnen geläufiger als jener des Propheten, und in heiligen Hällen nehmen sie, ganz so wie die barmhertigen Moslims jenseitiger Abkunft, ihre Zuflucht zur christlichen Baba (Cristke) oder zum heiligen Geiste der orthodoxen Kirche.

Es erklärt sich der von Lejean erwähnte moslimische „Kurban“ einfach als ein Nachklang jener altbulgarischen, heidnischen Uebung, welche die Cuckendolter durch Opferung von Rindern, Ziegen u. s. w. sich göttlich zu stimmen suchte. Mein verewigter Freund Lejean war der slavischen Sprache leider gänzlich unmächtig, er durchlag auch die betreffenden Gebiete etwas flüchtig; sonst hätte sich kein Slaun durch diese einfache ethnographische Erklärung gelöst. Des Sildischen „Seccutus“ bei den Südslaven habe ich übrigens bereits in meinem „Serbien“ (S. 152, 154, 272, 536, 537, 558, 543) mehrfach gedacht. Auch fand ich ihn durch ganz Bulgarien und namentlich in den tief eingekerkerten Balkanthalungen fast verbreitet, wie er ja bekanntlich auch im Norden bei den Skotten und anderen Völkern noch im Schwunge ist. (S. Lubbock, die vorgeschichtliche Zeit, S. 212.)

Die „Pomaci“ (bulgarisch „Gefelle der Türken“) sitzen dicht beieinander in nahe 40 Orten, zwischen den weichen, rein bulgarischen und den Sildischen rein türkischen Dörfern eingeschoben und zwar zwischen Vid und Osma, wo Lejean's ethnographische Karte (s. „Petersmann's Geogr. Mittheilungen“ 1861) keine nicht existierende große „romantische Sprachinsel“ zeigt, welche ich, gestützt auf meine ethnographischen Aufnahmen an detail, beleuchtet. Die zehn Crisaklohen der moslimischen Bulgaren an der Panega haben ihre autochthonen slavischen Namen erkauntlich rein bewahrt. Sie heißen von den Quellen Süd gegen Nord: Dabrevi, Crise, Vlasnica, Deben, Petrevi, Kadovici, Garuji-Lukavi, Kadamirci, Kucer und Geronivreg. (J. Kanig.).

Die Stammverwandtschaft der Drahuits in Beludschistan.

In Nr. 14, S. 221 f. theilten wir Dr. Vellens's Schilderung der Drahuits mit; hier wollen wir noch einige Bemerkungen zur Ergänzung beifügen.

Was die Stammverwandtschaft dieses merkwürdigen, aber noch wenig bekannten Volkes anlangt, als dessen heutige Grenzen H. Spiegel (Orientalis Alterthumskunde I, S. 336) im Norden die Stadt Schala, im Westen Kabul, im Südwesten Kedsch, im Süden den niedrigen und heißen Theil Dschalalabads, im Osten Harand angiebt, so haben die Untersuchungen Dr. Vellens's über seine Sprache es wahrscheinlich gemacht, daß sie, obwohl reichlich mit indischen und arabischen Wörtern durchsetzt, doch weder mit der arischen noch der semitischen Gruppe zusammenhängt, sondern zu den Dravidischen Sildindien gehört. Wenn Dr. Vellens einmal in der Geschichtsbildung und dem kranken Haar einzelner Individuen afrikanischen Typus zu erkennen glaubt, ein aber das Mal Combinationen der fast so ganz verschiedenen Juden- und Negrophysiognomie erblickt und die Kethiopier in den ägyptischen Wandmalereien erinnert wird, so

*) Herr J. Kanig in Wien ist einer der gründlichsten Kenner der Balkanwelt und sein Werk über Serbien, welches wir vor einigen Jahren im „Globe“ eingehend besprachen, ist unbedeutend das vollständige und beste, welches wir über dieses interessante südslavische Land besitzen. Seit langer Zeit durchwandert Herr Kanig ähnlichst weitest Strecken des türkischen Reichs und allemal bringt er zu Fuß und frommen der Kämpen- und Wälderlande reiche Schätze heim. Das Ballangebilde hat er nicht weniger als sieben Mal überflogen und auf mehrmaligen Streifen, die sehr des schwerlich waren, Bulgarien erforscht. Der erforscht, das sein Werk „Donau-Bulgarien und der Balkan“ im Laufe dieses Jahres in drückig erscheinen soll; mit geistige geographische und ethnographische Karten, durch welche viele bisherige Irrthümer berichtigt werden.

läßt sich nicht ausmachen, ob er sich darin kauft oder als solche Vorkommnisse etwa mit dem anscheinend häufigen Importe von Regierklaven, deren Verkauf mehreren bezeugt, zusammenhängen. Aber uns sind die hygienischen Gründe entscheidend. Oben: der wohnen eine dazwischen Bevölkerung im Zustande weit gegen Norden, wurden dann aber durch die aus ihnen nördlichen innerasiatischen Eigen darbringenden Arier theils nach Süden zurückgedrängt, theils von ihren Stammverwandten abgetrennt, wie es den Verläufen der Traisui erging. Ihr Land ist, wie ganz Beludschistan und Afghanistan, nach Asien's Ansicht ein Uebergangsgebiet, welches mehr ganz zu Asien dien nach ganz zu Iran zu rechnen ist, wo in alten Zeiten eine vorwiegend indische (geographisch gesprochen) Bevölkerung unter vorwiegend iranischer Herrschaft gestanden hat, ein Verhältnis, wie es nach heute — *mutatis mutandis* — dort besteht.

Kascha als Strafkolonie.

Wir in Deutschland haben bisher noch keine Schritte gethan, um die schweren Verbrecher über See zu deportiren und ihnen Gelegenheit zu geben, unter einem andern Himmelsstrich sich nützlich zu machen und zu bessern, wenn sie sich bessern wollen, und was sie ebenfalls unserer Gesellschaft fernherhin seinen Schaden bringen. Sei uns beliebt man, Mörder und Räuber, wren es hoch kommt, auf zeitweilen einzusperrten oder sie nach fünf, zehn, fünfzehn Jahren wieder loszulassen. Daß die Bösewichter, geküßelt und gebrandmarkt wie sie sind, dann nicht mehr wissen was sie mit sich anfangen sollen, das liegt auf der Hand. Auch wir werden mit der Zeit die Nothwendigkeit und die Zweckmäßigkeit der sogenannten Deportation begreifen, aber welche schon vor Jahren Freiherr von Helldorff gute Winke gegeben hat.

Nun lesen wir, daß in der Legislatur nach Californien der Vorschlag gemacht worden ist, das ehemals russische Nordwestamerika, welches nun das Territorium Kascha bildet, als Strafkolonie zu verwenden, und ein Deutscher, Herr Karl Rathhoff, hat in einer angloamerikanischen Monatschrift die Frage eingeleitet erörtert. Er nimmt, wir glauben mit vollem Recht, an, daß Transportirten der Verbrecher das beste Erhaltungsmittel für Einküsterung sei; obgleich habe man im Gefängniswesen in den Vereinigten Staaten gar kein System. Wie die Dinge lägen, gewähre man der Gesellschaft seinen Schutz noch läge man Gerechtigkeit gegen die Verbrecher, während man die Kosten der Gefängnisverwaltung ungemein gekürzt habe. In den 41 Staatsgefängnissen sind etwa 16,000 Sträflinge eingesperrt, von denen die meisten nach ihrer Entlassung wieder Verbrecher werden, denn die Erfahrung zeigt, daß dauernde Besserung zu den ungenüßlichen Dingen gehört. In den letzten 23 Jahren haben sich die Unterhaltungsstellen der Gefängnisse im Staate Newport um 300 Procent vermehrt, während der Betrag der Arbeit, welche die Sträflinge liefern, nur um 50 Procent stieg. „Die Contractoren haben enarme Summen für sich realisiert, während das Volk fast jedes Russen Dollars durch Bekleidung zur Deckung des Defizits der Gefängnisverwaltung hat aufbringen müssen.“

Wenn man nun die schweren Verbrecher nach Kascha transportiert, so erspart man nicht bloß Geld, sondern entledigt sich auch der Gefängnisverwalter, welche in dem neuen Lande unter ganz neuen Lebensbedingungen und Verhältnissen auch ein neues Leben beginnen können. Ein Theil der Halbinsel Kascha und manche altsichische Inseln seien zur Deportation völlig geeignet

und zur Ueberwachung der Sträflinge brauche man kaum eine zahlreichere bemessene Mannschaft als dort schon von Seiten der Bundesregierung unterhalten werde. Unerreichte können die Verfehlungsbedürfnisse als obere Aufsichtsbearbeiter übersehen und Flüchtlingsfälle wären leicht zu vermeiden. Auf keinen Fall würde der deportirte Verbrecher ferneren Schaden anrichten, er habe hingegen Gelegenheit, sich durch Arbeit ethlich und redlich durch das Leben zu bringen.

* * *

Rußland leidet großen Mangel an Ärzten. Ein Petersburger Blatt, der „Golos“, bringt folgende Angaben: Durchschnittlich kommt auf 17,800 Einwohner 1 Arzt, während in Italien das Verhältnis 1 auf 2280 ist. Manche Gegenden sind recht schlimm daran, z. B. der Kreis Tscherdynsk, wo nur 1 auf 60,000 Einwohner einfällt. In Rußland kommt 1 Chirurgus auf 12,400, in England schon auf 3160; — in Rußland ein Spital auf 175,000 Einwohner, in Preußen auf 22,000; — ein Geburtshaus auf 6,000,000, ein Findelhaus auf 1,350,000, eine Irrenanstalt auf 590,000, eine Taubstummenanstalt auf — 11,000,000 Einwohner! — Was das Militär anbelangt, so kommt auf je 6000 Soldaten ein Spital, in Preußen eins schon auf 1250 Mann.

Ein Schiff der neuen Dampferlinie zwischen Japan und Californien, der „Basco de Gama“, hat die Fahrt zwischen Yokohama und San Francisco in 18 Tagen 23 Stunden und 45 Minuten gemacht, — die schnellste, welche man kennt. Die Strecke von Hongkong bis Yokohama wurde in 6 Tagen und 23 Stunden zurückgelegt, so daß also die Zeitdauer der Reise aus dem südindischen Ozean via Japan nach San Francisco im Ganzen nur 26 Tage betrug. — Ein Eigenschiff, „Thre Brothers“, das am 24. October 1873 von San Francisco mit einer Ladung Weizen nach Liverpool abging, hat die Fahrt in der kurzen Zeit von 108 Tagen zurückgelegt.

Die Einfuhr australischen Goldes nach England hat sich im Jahre 1873 gegen auf die colossale Summe von etwa 68,000,000 Thalern, nämlich auf 9,471,601 Pf. St. gegen 6,014,621 Pf. St. im Jahre 1872 und 6,919,460 Pf. St. in 1871. Gegen den Schluß des Jahres 1873 waren die Einfuhren noch im Anwachsen, denn die besten sich für den Monat December auf 1,341,672 Pf. St. (1872 in jenem Monate nur 618,996 und 1871 nur 433,647 Pf. St.). — Der declarirte Werth der 1873 ausgeführten Dampfmaschinen betrug 2,962,879 Pf. St. gegen 2,594,996 Pf. St. im Jahre 1872.

In den beiden ersten Wochen des Februars 1872 find im Patenteamt zu Washington nicht weniger als 1232 Gesuche um Patente eingereicht worden.

Die Ratmonen im Territorium Utah gegen nach wie vor ihren eigenen Weg; die Bundesregierung in Washington hat sie bisher gewähren lassen. Der Gouverneur sagte am 5. Februar in einer Rede an die gelegende Versammlung des Gebietes: „Im Jahre 1862, also vor nun zwölf Jahren, gab der Bundescongress ein Gesetz, durch welches die Patagonie für ein Verbrechen erklärt wurde; aber trotzdem herrscht dieselbe jetzt wie früher. Im Jahre 1870 gab hier (in Salt Lake City) die Legislatur allen Frauen, Wittwen oder Töchtern von Bürgern das Stimmrecht, ohne jedoch, wie das Gesetz verlangt, das Alter von 21 Jahren zu fordern. Und so sehen wir denn dieses erste und höchste aller Bürgerrechte hier von Unmündigen ausgeübt.“

Inhalt: Schlagintweit's „Hodoep.“. (Mit fünf Abbildungen.) — Der Jakutur Balkkamm in Sibirien. Von Albin Kohn. III. (Mit zwei Abbildungen.) (Schluß.) — Neue Entdeckungstreffen in Australien. II. — Die Marnaculandianer auf den argentinischen Pampas. I. — Ein Besuch beim Gebirge in Kaira. — Aus allen Erdtheilen: Wie werden die Städte im westlichen Nordamerika gegründet? — Zum muslimischen Quercultus auf der Pangea in Bulgarien. — Die Stammerwanderschaft der Traisui in Beludschistan. — Kascha als Strafkolonie. — Verchiedenes. — (Schluß der Redaction 30. März 1874.)

Herausgegeben von Carl Andre in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Wiegand in Braunschweig.

Druck und Verlag von Friedrich Wiegand und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.

N^o 17.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3n

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Wilhelm Lejean's Streifzüge in Südosteuropa.

I.

Mariga und Jeter. — Tatar Pasardschid. — In Philippopolis. — Bulgariſche Kaufbolde in Samatowo. — Viliſip. — Monastir; bunte Bevölkerung; katholische und griechisch-orthodoxe Geſtliche in Zwieſpalt. — Priſtendi. — Zur Kennzeichnung der Albanen.

Vor einigen Monaten haben wir diesen tüchtigen, leider zu früh gestorbenen Reisenden auf seinen Wanderungen in Bulgarien begleitet; wir wollen ihn heute auf seinen Streifzügen folgen, die er in anderen Theilen des illyrischen Treides unternommen hat.

Von Sophia wanderte er nach Philippopel und kam unterwegs durch das Alte Thor (stara vorota), welches man für eine Trajanspforte angeben will, das aber im Mittelalter als Paß des heiligen Basilus bezeichnet wurde. Bei Petrina beginnt dann die große Ebene, welche sich vom Balkan bis zum Rhodopegebirge erstreckt und vom Hebrus der Alten durchströmt wird. Die Slaven bezeichnen diesen Fluß als Mariga, die Türken als Meridsche su. Lejean hatte beim Eintritt in diese Ebene den Gebirgsfuß des Kilo zur Linken; auf ihm haben der Hebrus und der Isker (Aska) ihre Quellen; dieser letztere fließt in nordöstlicher Richtung durch Bulgarien zur Donau, während die Mariga in das Aegeische Meer fällt. Die Sage weiß Folgendes zu berichten. Isker war Bruder der Mariga. Einst wandelten beide oben auf dem Kilo umher; als das Mädchen seinen Blick über die herrliche Landschaft streifen ließ, zeigte es mit dem Finger nach Osten hin und sprach: „Nach jener Richtung hin soll ja das große Meer liegen;

das will und muß ich doch sehen. Ich werde mich aufmachen und so lange der Sonne entgegen gehen bis ich es finde.“ Darüber war Isker sehr betrübt; er bot Alles auf seine Schwester auf andere Gedanken zu bringen, aber vergeblich. Endlich rief er: „Du willst also das Weiße Meer (— das Aegeische —) aufsuchen und mich allein lassen. Nun will auch ich nicht länger hier bleiben, aber ich werde eher als Du zum Meere gelangen, denn ich wandere nach Mitternacht hin bis zur raschfliegenden Donan.“ Daher kommt es, daß die beiden Flüsse in ihrem Laufe eine entgegengesetzte Richtung nehmen.

Tatar Pasardschid liegt auf den Trümmern einer römischen Stadt; im sechzehnten Jahrhundert hatte es einen schlechten Namen in der Christenheit. Die Türken waren im höchsten Grade übermüthig bis sie im Jahre 1572 die große Seeschlacht bei Lepanto verloren. Bis dahin ließen die Sultane oftmals Raubzüge in die christlichen Grenzländer unternehmen, und auf einem derselben sollen gegen zweihunderttausend Gefangene eingebracht sein. Tatar Pasardschid, so genannt weil Sultan Pasasid dort eine beträchtliche Menge von Tataren angesiedelt hatte, war der große Sklavenbazar, von welchem aus die lebendige Waare bis weithin in den Orient wandern mußte. Die Sultane konnten lange Zeit diese Raubzüge, unter welchen die weite Donan-



Krieger von Mytilenopolis.

region entsehlidh litt, ungestraft fortgehen, weil die westeuropäischen Staaten keine Einsprache thaten; namentlich sah Frankreich diese Razias gern, weil dadurch der deutsche Kaiser in hässliche Verlegenheiten gebracht wurde.

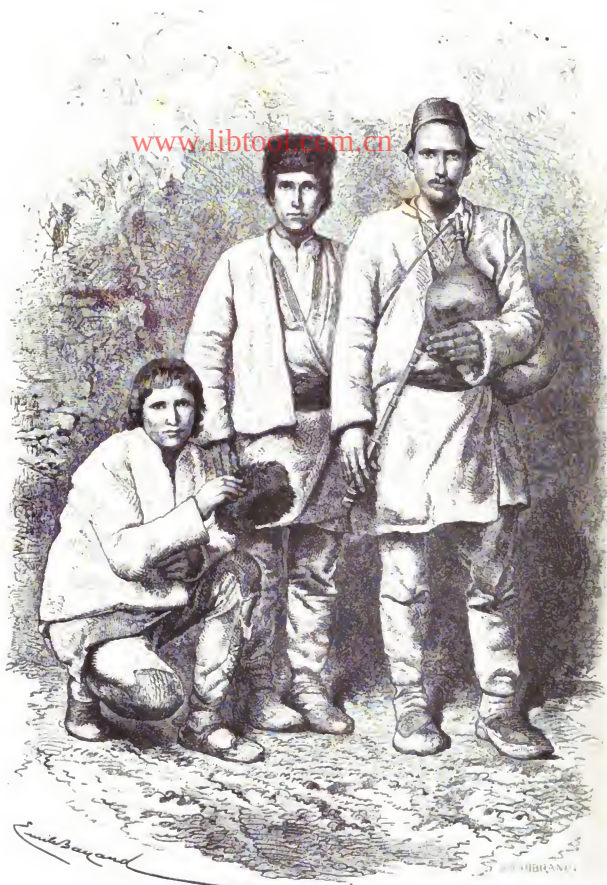
Zu einem Ritte von dieser Stadt nach Philippopolis gebraucht man etwa sechs Stunden. Bei den Römern hieß sie auch Trimontium, weil in ihrer Umgebung drei kleine Hügel sich erheben. Der im Norden der Maritima gelegene Theil wird als Pera, d. h. jenseits, bezeichnet; das türkische Karakioa ist eine Uebersetzung dieses Wortes. Ueber den Fluß führt eine hölzerne Brücke; auf der Mündung des Stadttheiles, der Hissar, Citadelle, heißt findet man Unterbauten aus der thracischen, macedonischen und byzantinischen Zeit. Ihren Namen hat die Stadt nach Alexander des Großen Vater, der Sträflinge dorthin schaffen ließ und dieser Verbrechercolonie die zutreffende aber nicht schmeichelhafte Benennung Poneropolis gab, was nicht mehr oder weniger als Schutten- oder Salunkefeste bedeutet. Als späterhin rechtschaffene Bürger dort wohnten, erhielt sie ihren christlichen Namen, aus welchem die Türken Fibbe gemacht haben; bei den Bulgaren heißt sie Blodino.

Lejean verweilte nur acht Tage in Philippopolis, das er schon vor zehn Jahren näher kennen gelernt hatte, und wanderte nach Sophia zurück. Er berührte die von Tatar Pasaschid nicht weit entfernte, aber schon am oberen Jeler, im Angesicht des Kilogebirges liegende Stadt Samatowo, welche durch ihre Eisenwerke und Schmieden weit und breit berühmt ist. Dort blieb er vier Tage, um sich die Einwohner näher zu betrachten, Ebenfalls weiß er indeß nicht zu berichten. Seine Aufmerksamkeit wurde auch von einem Verein junger Tschorbaschis (d. h. bulgarischer Notabeln) in Anspruch genommen, froher, ungeübter Burden, welche viel Lünst und Skandal trieben und vor denen die ganze Stadt, selbst die muselmännische Bevölkerung sich fürchtete; nur allein ein bulgarischer Barbier kühmte sich nicht um sie und trat als unabhängiger Mann auf. Er war früher in Gerdien gewesen und hatte dort die richtige Lebensart kennen gelernt. Darüber ärgerten sich die Kaufbolde und sie faßten den Plan, dem unterschämten Barbier es recht lästlich einzutrinken. Also stellten sie es darauf an, daß er betrunken gemacht würde; dann entlockten sie ihn, banden ihn nackt an einen Baum, und mißhandelten ihn auf empörende Weise. Sie ließen ihn angebunden und entfernten sich, um ein Trinsgelag zu halten; späterhin wollten sie wiederkommen. Ein Knaabe, der aus einiger Entfernung Alles mit angesehen hatte, band den Unglücklichen los. Dieser wandte sich unterweils an den Kaiman und verlaugte einen Arzt, der die erhaltenen Wunden constatiren sollte. Nun war leider in Samatowo nur ein europäischer Arzt, ein Polak, der mit den Tschorbaschis auf dem besten Fuße stand; er weigerte sich zu kommen, wenn der Kaiman ihn nicht amtlich dazu aufforderte. Das geschah, der „Doctor“ kam, besichtigte die Wunden, weigerte sich aber, einen schriftlichen Runderbericht auszustellen. Der Barbier ließ sich dann nach Sophia fahren, um vom Pascha persönlich Gerechtigkeit zu verlangen. Lejean ließ in Samatowo den Polen zu sich kommen. Dieser erklärte rind heraus, daß gegen die Tschorbaschis Niemand aufkommen könne; sie wären im Stande mit ihm eben so umzupringen wie mit dem Barbier gesehen sei; zu mächtig wären die Tschorbaschis, daß sie auch den Sohn des Scheich ul Islam selbst, der doch der angesehenste Mann im Reiche gleich nach dem Sultan ist, drartig behandeln würden, falls er nach Samatowo käme; auch der Kaiman fürchte sich vor ihnen; wenn sie Lust hätten, könnten sie ihn wohl abgeben, denn sie hätten ja Geld! —

Der Reisende bemerkt: „Da sieht man, was für Ergebnisse die Emancipation der Christen in Bulgarien bringen würde, falls man nicht scharf aufpaßt. An die Stelle der Autokratie der Türken, von denen manche Ehrgesüht haben, gemäßigtes Benehmen und jene Unmüßigkeit welche in ihrer Race liegt, würde der Despotismus einer bulgarischen Autokratie treten, plumper, roher, hab- und raushüchlicher Prozzo, welche gegen ihre ärmeren Religionsgenossen hochfahrend und unbarmerzig sind und hündisch-servil gegen die hohen türkischen Beamten. Was nun den erwähnten polnischen Doctor anbelangt, so darf man sich über ihn nicht wundern. In der Türkei findet man eine Unzahl von Heilimbaschi, Ärzten, und darunter auch lästige, rechtschaffene. Aber die meisten dieser „Doctoren“ haben schwerlich einen andern medicinischen Curfus durchgemacht, als daß sie bei einem fahrenden Arzneihändler Stiefel gepußt. Dabei haben sie einige Rezeptenarten aufgeschnappt, die sie gleichviel ob passend oder unpassend anwenden; sie verkaufen Arzneimittel, Pfeifen, Abortiv- und Reizmittel, sind auch Kuppler und dem Pascha in allen Dingen zu Willen, wenn derselbe ihnen facultatem signandi, purgandi et — empoisonandi erteilt hat.“

Von Samatowo schlug Lejean die Richtung nach Westen und Südwesten ein. In der Umgebung der Stadt wohnen rumelische Panleute, ein hüßlicher Menschengeschlag. Das Thal des alten Strymon, heute Struma, stromauf verfolgend zog er nach Kstendil oder Kusenbil. An der Mündung des Stromes haben die alten Griechen Amphipolis gebaut, der obere Lauf war ihnen wenig bekannt. Sie glaubten, der Strymon fließe dort durch feine Seen, es ist aber kein einziger nasser See vorhanden, bis er in die Ebene bei Seres eintritt. Wichtig bleibt indeß, daß er durch eine Reihenfolge alter, längst troden liegender Seebetten seinen Lauf nimmt. Kstendil ist die Justiniana prima der byzantinischen Zeit. Von hier ging der Reisende über Wotza nach Uestlid, wo er sich im Thale des Warbar besand, und dann in südliche Richtung nach Philp, das von mohammedanischen Albanesen bewohnt wird. Lejean konnte in Philippopolis einen Mann aus Philp, dessen Lebenslauf er in folgender Weise schildert. „Ein Vater, ein sehr frommer Mann, hätte gern einen Korangelehrten aus dem Sohne gemacht, dieser aber bestand darauf, in das unregelmäßige Fußvolk zu treten, also Paschi bosst zu werden, und in rother Jacke und weißer Hupanella zu prunkten. Der Alte sprach: Nun, Tu willst Soldat werden; Allah verhöte daß ich Dich daran hindere. Dann ging er und ließ den Sohn bei einem Regimente regulärer Infanterie einschreiben. Das verdroß diesen sehr, aber er hielt doch volle zwei Jahr aus. Dann lief er eines Tages mit Saad und Bad aus seiner Garnison fort und kam nach Philp, wo er gegen Abend sich in das Haus seines Vaters einschlich. Dieser sprach eben sein Gebet; der Sohn rief: Ich schide Dich ins Paradies! und gab Feuer. Der Sohn ging schl, der Missethäter floh, und trieb sich dann als Abenteuerer umher. Er wurde endlich Kawaß (Vollzugsbedarm) beim französischen Consul, der volles Vertrauen in ihn setzte. Er hielt indeß nicht aus, streifte wieder im Land umher und war an der Ermordung eines amerikanischen Missionärs theilhaftig.“

Von Philp hat man nur eine halbe Tagereise bis Rodonastr, das von den Griechen Bitolia genannt wird. Zu einigen unserer geographischen Handbücher wird die Stadt als „eine der schönsten und schmuzigsten Städte der Türkei“ bezeichnet; Lejean dagegen schildert sie als eine große und reiche Stadt, die sich immer mehr modernisirt. „Entmälert aus früheren Zeiten fand er doch nicht, wohl aber eine Anzahl von Cafetern und gute, wohl unterhaltene Landstraßen,



Kumeller aus der Umgegend von Samakowo.



A. de Neville

Kumelietinnen aus der Umgegend von Samatowo.

von denen eine nach dem Seehafen Salonichi führt. Für den Handel hat Monastir eine sehr vortheilhafte Lage zwischen Maceonien und Nordalbanien. Der Bazar zählt gegen zweitausend Verkaufsbuden und die Großhändler unterhalten directe Verbindungen mit Wien, Triest, Konstantinopel und Salonichi.

Für den Ethnographen ist Monastir ein interessanter Plaz; er findet dort eine wahre Kuusterkarte aus allen Völkern und Stämmen der ganzen Balkanhalbinsel. Unter den auffälligen Bewohnern sind die Bulgaren am zahlreichsten; dazu kommen mohammedanische Albanesen in beträchtlicher Menge, sodann auch viele walachische Zingaren. Griech. n fehlen natürlich in einer so bedeutenden Handelsstadt auch nicht; auf dem Bazar sieht man, von Osmanen und Levan-

tinern abgesehen, auch Deutsche, Italiener und allerlei Südslaven.

Der Reisende fand bei Pandekten eine gastliche Aufnahme. Bekanntlich geht schon seit längerer Zeit das Bestreben der römischen Curie dahin, die Bulgaren für die päpstliche Kirche zu gewinnen; sie hat in dem eigentlichen Bulgarien zu diesem Zweck eine Anzahl von Klöstern für Franziskanermönche gegründet, welche das Bekehrungswort eifrig betrieben und dann auch, was ja nicht ausbleiben konnte, Anlaß zu mancherlei Verwirrung gegeben haben. Die griechisch-orthodoxe Christlichkeit wollte sich keine Schöfe aus ihrer eigenen Mitte einfließen lassen; im russischen Interesse wurde gleichfalls den „Katholiken“, welche von Frankreich aus Geldunterstützung erhielten, entgegengetreten, und nicht selten sind



Ansicht von Monastir.

die türkischen Beamten, wenn das kirchliche Gergnt zu blutigen Kautereien führte, höchst unanft gegen römisch-päpstliche und griechisch-orthodoxe „ungläubige Hunde“ zumal eingeschritten. In anderen Gegenden verwendet die päpstliche Hierarchie Pazaristruumönche, die zumeist wohl unterrichtete Leute sind und Schulen halten, in welchen sie Kindern griechisch-orthodoxer Eltern nenntgeltlichen Unterricht erteilen und auf solche Weise Propaganda machen. Lejean wundert sich, daß die bulgarische Geistlichkeit dieses Seelenabfangen nicht wohlgefällig mit anhe, sondern ihrerseits dagegen wiste und den Pazaristen die Kinder wieder fortnehme. „Die Fanatiker sind doch aller Orten dieselben,“ schreibt er. Ganz richtig, aber wo wäre denn der Clerus, welcher sich ohne Widerstand Angehörige seiner Secte entfremden ließe?

Der Reisende schlug dann eine Richtung nach Nordnord-

west ein, zunächst nach Kritschowo, einer recht netten kleinen Stadt, die von Walachen bewohnt wird; von dort zog er im Thale des Tretowflusses hin bis Kallandol, das zu einer Hälfte von Bulgaren, zur andern Hälfte von Albanesen bewohnt wird. Diese Ortschaft liegt in einer Thalsalte des Schargebirges, also des Skardus der Alten. Dort hat sich irgend ein Pasha ein europäisch-moderne Lustschloß gebaut, das er Pal Tepe, d. h. Königberg, nennt. Von Kallandol aus mußte bei häufigem Regen der Skardus überfliegen werden; dann folgte dichter Nebel, der sich erst verzog, als ein türkisches Wachthaus (Karakataş, d. h. schwarzer Stein) erreicht war. Nun überblickte der Wanderer eine wahrhaft reizende Landschaft. Vor und unter ihm lagen Ebenen, Schluchten, etwa zwanzig Dörfer in einem fast abgeschlossenen Thale, welches gleich-

sam eine kleine Welt für sich allein bildete. Außerhalb desselben mag es in früheren Zeiten sehr wild hergegangen sein, z. B. in einem andern Thale, das den halb türkischen, halb bulgarischen Namen Kara Potol, d. h. schwarzer Fluß oder Unglücksflumpf, führt. Die Sage erzählt, daß vor etwa zweihundert Jahren der albanesische Renegat Sinan Pascha alle Bulgaren im Stambul mit Gewalt zum Glauben des arabischen Propheten bekehren wollte; als sie das nicht leiden wollten, ließ er ihrer etwa vierzigtausend niedersäbeln in jenem Thale, das damals Veli Potol, der weiße Bach, hieß, seitdem aber die oben erwähnte Benennung hat. In der Sage ist gewiß Uebertreibung; es bleibt jedoch Thatsache, daß ein großer Theil ehemals der griechischen Kirche angehörender Leute auf solche Weise zum Islam hinübergezungen worden sind. Die Lösung war: Koran oder Tod!

Priërendi liegt am nordöstlichen Abhange des Scharbagh an dem kleinen Flusse Mariza, der unweit von dort in den Drin fällt. Diese Stadt mit mehr als 25,000 Einwohnern hat mancherlei Gemarkungswege und ein großes Karawanenrai. Die Angabe in unseren geographischen Handbüchern, daß vier Fünftel der Bewohner aus griechisch-orthodoxen Erben beständen, ist unrichtig. Der Reisende wohnte während seines dortigen Aufenthalts beim katholischen Erzbischof, der ein Italiener ist und Bucciarelli heißt. Die Türken haben auch in dieser Stadt manche früher christliche Kirchen zu Moschern gemacht, sie besogelten also dasselbe System wie die Christen im vierten Jahrhundert, welche den Heiden ohne Weiteres die Tempel raubten und diese in Kirchen umwandelten. Lejean fand auf seinen Ausflügen auf einer Anhöhe ein türkisches Grabmal, das indessen manche Verschönerung erlitten. Man sagte ihm, dort sei ein fanatischer Mohammedaner bestattet worden, den es bei Lebzeiten sehr verdross, daß er nicht auch nach seinem Tode den Christen allerlei Unheil zufügen könne. Er wollte ihnen aber wenigstens dadurch seine Verachtung zeigen, daß er sich auf der Anhöhe begraben ließ, welche gerade über dem bulgarischen Gottesacker liegt. Begreiflicherweise haben die „Ungläubigen“ wenig Respect vor der letzten Ruhestätte eines so erbitterten Gegners gezeigt.

Von Priërendi reitet man in sechs Stunden nach Djakowa und kommt an eine Brücke, welche über den Drin führt, da wo er aus einer engen Thalschlucht hervorbricht. Die Römer hatten dort ein Castell. Die Albanesen bezeichnen diese Brücke als Ura Tschari nach einem benachbarten Dorfe, oder auch als Ura Tscheint, Brücke des Heiligen; denn es ist ja Sanct Nikolaus gewesen, welcher dem Flusse Drin ein Ablaufbett schaffte; er hat ja auch die Sumpfe trocken gelegt, welche vor ihm die Ebene von Djakowa unbewohnbar machten.

Diese ist jetzt theilweise von katholischen Albanesen colonisirt worden, die zum mirditschen Stamme der Fanb gehören. (Die Mirditen haben das Land im Süden des weißen Drin inne; ihr Hauptort ist Drosch, sie sind als römische Christen bittere Feinde der griechisch-orthodoxen Christen und der Mohammedaner.) Diese Ansiedler bebauen das Land als Pächter der Muselmänner, die es gern sehen daß ihre Aecker von arbeitsamen Leuten bestellt werden. Nun

wandelte sie die Lust an ihre Pächter auszutreiben, aber die Fanbis, die mit den Waffen umzugehen wissen, leisteten erfolgreichen Widerstand, wichen nicht und bauen nach wie vor ihren Weis.

Der Reisende erzählt aus den Jahren 1865 und 1866 einige charakteristische Züge.

Am Rande der Ebene von Djakowa hatte eine Bande von Muselmännern in einem stark verschanzten großen Gebäude ihr Hauptquartier. Von diesem aus unternahmen sie weit und breit Raubzüge, plünderten die bulgarischen Dörfer aus und schlepten Lebensmittel, Frauen, Geld und Vieh in ihre Burg. Als der Unruhe immer ärger wurde, mußte die Behörde doch wohl einschreiten; aber die türkischen Gendarmen und Soldaten haben den Banditen nicht wehe gethan. Da draußen die europäischen Consula nachdrücklich darauf, daß wirklich Ernst gemacht werde und der Pascha von Priërendi mußte sich blühlig verpflichten, das Räubernest ausnehmen zu lassen. Den Befehl dazu erhielt ein Offizier in Djakowa, der seinerseits selbst im Banditenhandwerk erfahren war und deshalb wußte, wie er die Sache beim richtigen Ende anzufassen habe. Er nahm keine Mohammedaner mit, sondern siebenzehn Fanbis, und mit diesen zog er aus, um die Kaleh, Burg, der Räuber anzugreifen. Sie wurde erklümt, die ganze Bande niedergemacht. Zwei Fanbis waren verwundet worden; es versetzt sich von selbst, daß sie keinerlei Schloßhaltung bekamen. Hatten sie denn nicht wahre Gläubige aus Leben gebracht? Und muß nicht das Leben eines gläubigen Banditen heilig sein für einen Ungläubigen, wenn auch jener diesen beraubt?

Ein elternloses mohammedanisches Mädchen in Djakowa hatte sich zum Christenthum bekehren lassen und dann einen mirditschen Bauer in der Ebene geheirathet. Das alles verdross die Muselmänner in der Umgegend sehr; sie machten es ähnlich wie die Mönche in Rom einst mit dem Judenknaben Mortara, d. h. sie stahlen dem Manne die Frau und gaben diese einem Iman, mohammedanischen Priester, in Obhut. Aber Mirza war geschickt; gleich in der ersten Nacht durchlöcherete sie die Wand um, was bemerkenswerth ist, die Frau des Iman half ihr dabei. Mirza flüchtete sich zum Erzbischof von Priërendi, der sie unter Bedeckung türkischer Soldaten nach Salomichi schickte; von dort schiffte man sie nach Konstantinopel ein. Die Muselmänner, erzürmt darüber, steden zwei christliche Dörfer in Brand, die Mirditen des Gebirges und der Hochebene machen ihrerseits Anstalten, ihren Glaubensgenossen in der Ebene zu Hülfe zu kommen und auf Anbringen der Diplomatie muß dann der türkische Gouverneur Truppen anrücken lassen und mit Kanonen Ruhe schaffen. Nach Verlauf einiger Zeit ist dann Mirza in ihr Dorf zurückgekehrt, wo sie sich noch befand, als Lejean, im Jahre 1867, Djakowa besuchte. Sie hatte sich bitter über die türkischen Gendarmen beklagt, unter deren Bedeckung sie nach Salomichi abgeführt worden war. Darauf hin nahm ihr Schwager seine Hinte von der Wand und machte auf alle bewaffneten Türken Jagd, die ihm in den Weg kamen. Ein- undzwanzig hatte er schon abgefertigt und war nur noch mit dreien im Kampfe; sobald diese erpedirt seien, wolle er seine Rechnung abschließen!

Die Ranqueles-Indianer auf den argentinischen Pampas.

II.

Die Nation der Ranqueles theilt sich in drei Stämme, deren jeder seinen Häuptling oder Kaxilen hat. Am nördlichsten wohnt der Kaxile Ramon mit seinem Stamme in Calloaques; ihm folgt Mariano Rosas in Venubco, und südlicher Vaigorrita in **Pampa de los Kaxilen**. Die Kaxilen haben spanische Namen, weil sie die Taufe empfangen haben; Mariano wurde während seiner Gefangenhaft getauft; überhaupt widerlegen die Indianer sich der Taufe durchaus nicht; sie betrachten den Taufact als eine Höflichkeitform, die sie den Christen erweisen, ohne darum ihren heidnischen Gebräuchen zu entsagen. Die drei Kaxilen sind übrigens Indianer reinen Blutes.

Mariano ist der einflussreichste der drei, obgleich er weder so wohlhabend wie Ramon ist, noch so viele Krieger wie Vaigorrita hat. Aber er ist ganz außerordentlich schlau und weiß sich durch tausend Listen seinen Einfluß und seine Machtstellung zu sichern. So schickt er junge und kluge Frauen seines Stammes als diplomatische Unterhändler aus, so drabonirt und beleidigt er öffentlich den Abgesandten der argentinischen Republik, um seine Popularität aufrecht zu erhalten, und giebt ihm im Geheimen alle mögliche Satisfaction und Freundschaftebezeugungen, um sich auch diesen als Freund zu bewahren.

Unter diesen Kaxilen stehen die Kaxilen Epumer und Panquetruz, und unter diesen sechzig kleinere Häuptlinge, von denen jeder über 10 bis 30 Krieger befehlt. Die ganze Kriegerzahl der Ranqueles wird auf 1300 Mann angeschlagen, wovon Vaigorrita circa 700 Mann befehligt und der Rest sich so ziemlich gleichmäßig unter Mariano und Ramon vertheilt.

Die ganze Bevölkerungszahl der Ranqueles beträgt 8000 bis 10,000 Seelen, die sich auf 2000 Quadratqueas vertheilen. Die Grenzen ihres Gebietes sind im Norden die Laguna del Cuero, circa 11 1/2 Breitengrade südlich von Fort Sarmiento am Rio Quinto; im Westen und Süden der Rio Solado, und im Osten die Pampa. Es ist hier von keinen festen Grenzen, sondern nur von denen ihres gewöhnlichen Aufenthaltsortes die Rede. In ihren Streifereien gehen sie weit darüber hinaus, kommen selbst bis zum Rio Tercero im Norden und bis zu den Anden im Westen.

Es mögen sich über dieses weite Gebiet 400 bis 600 Zelte vertheilt befinden. Jedes derselben enthält eine Familie, die, in Folge der Vielweiberei der Indianer, nie unter zehn, häufig aber bis zu zwanzig Personen zählt. Auch die Cantivos, d. i. die Gefangenen, welche die Wilden auf ihren Auszügen gegen die Christen machen, und die aus Männern, Frauen und Kindern bestehen, bilden ein wichtiges Element dieser Bevölkerung. Mansilla schätzt die Zahl derselben auf 600 bis 800, und man trifft kein Zelt, wo sich nicht wenigstens Einer derselben befände.

Die Zelte sind geräumig und werden von ungegerbten Stuten- oder Guanacohüten hergestellt. Einige Plätze werden strengstens in den Boden getrammt, in einer Höhe von acht Fuß legt man Peste darüber und dann wird das Ganze mit Säuten überzogen. Der leichte Pan laan in einer Viertelstunde hergestellt werden. Nur selten sieht man bei

ihnen den Rancho, d. h. eine aus Lehm aufgeführte Hütte, der Rancho.

Das Innere der Zelte ist gewöhnlich in mehrere Räume getheilt, die von dem Gesinde, den Eseln und der Familie eingenommen werden.

Die Kleidung ist noch sehr primitiv. Im Sommer herrscht die Tracht Adam's vor, kaum daß ein Stuch Zeug die Lenden bedeckt. Im sich gegen die Kälte zu schützen, hüllen sie sich in den Poncho — von ihren Frauen oder den Gefangenen gewebt —, und um ihre Lenden schlagen sie die Bindha, ein aus Hölle gewebtes Zeug. Sie gebrauchen keine Hüte, sondern umbinden sich den Kopf mit einem Tuch oder einem breiten Bande, mehr um das lange Haar aus dem Gesicht zu halten, als zum Schutz gegen Sonne und Wind.

Die Wohlhabenderen und die Kaxilen kleiden sich dagegen wie argentinische Ranchos: (Chiripa *), Poncho, Botas de potro und Panamabut, welche sie von den Händlern eintauschen oder auch von ihren Raubzügen mitbringen.

Sie färben sich das Gesicht gewöhnlich mit hochrother Farbe, welches ihnen im Kampfe und bei ihren wilden Trinkgelagen ein trübsüßiges Ansehen giebt.

Die Frauen schmücken sich gern und kleiden sich überhaupt mehr und sorgfältiger, als das andere Geschlecht. Sie bedecken sich gewöhnlich den ganzen Körper mit selbst gewebten Tüchern, die sie Pitunetes nennen. Die Frauen der wohlhabenderen Indianer schmücken sich reichlich mit silbernen Armbändern, Spangen um den Hals, großen Broschen und colossalen Ohrgehängen, die sie zum größten Theil selbst anfertigen, zu welchem Zweck sie das benötigte rothe Silber von den chilenischen Händlern eintauschen.

Sie färben sich die Lippen, die Backen und die Fingernägel mit Carmin; die Augenbrauen dagegen schwärzen sie, auch bringen sie häßliche Wärschen auf den Wangen an. Im Ganzen behandelt der Wilde seine Frauen gut, was wohl hauptsächlich eine Folge ist der großen Masse Dienstknechte, oder richtiger Sklaven, die sich ausschließlich aus den auf den Raubzügen gemachten Gefangenen rekrutiren, und welche alle Hausarbeiten verrichten müssen. Die Indianerfrauen haben sich also mit Arbeit nicht viel zu plagen, und es beschränkt sich dieselbe auf die Pflege der Kinder und die Beaufsichtigung der Sklaven. Auf ihre Jagd- oder Kriegszüge nehmen die Indianer nie die Frauen mit.

Die Frau oder vielmehr das Mädchen genießt vor der Verheirathung die größtmögliche Freiheit; es wird für keine Unethere angesehen, wenn sie einen Geliebten oder selbst meh-

*) Chiripa, ein in der Form dem Poncho ähnliches Tuch, welches so um die Lenden geflagen wird, daß es in weiten Falten bis auf die Kniee reicht und die Beine vollständig bedeckt. Poncho, ein Mantel, hergestellt aus einem 2 bis 2 1/2 um 3 Meter langen und 1 bis 1 1/2 Meter breiten niedrigen Stuch Zeug, in dessen Mitte ein länglicher Einschnitt bis verknüpft, durch welchen der Kopf gesteckt wird, so daß der Poncho frei auf den Schultern zu ruhen kommt. Bota de potro, wörtlich „Stiefel vom wilden Pferde“, werden hergestellt, indem man das Fell von den Beinen der Pferde resp. Enten — ohne es aufzuschnitten — giebt; man erhält also eine Art Leder, resp. Antifell, der die Form des Stiefels annimmt und an seiner Spitze, bei welcher der Fuß abgerundet ist, eine kleine Öffnung hat, so daß die große Zehe des Gaudes frei bleibt.

vere befigt, und es fällt den Eltern nicht ein, gegen einen solchen Zeitvertreib Einsprache zu erheben. In eine desto größere Abhängigkeit geräth die Frau aber nach der Verheirathung; das Mädchen muß nach der Gewohnheit des Stammes den ersten besten Mann annehmen, der ihr die Verath anbietet, und ihr Widerwille oder der der Eltern wird dann nach Gesichtsmaß abgeköpft, welche die Familie der Erwählten, aber immer im Verhältnis zu dem Vermögen des Freiers, fordern darf. Kann man sich nicht einigen, so verbindet der Präsident sich mit einigen Freunden, überfällt das Zelt der Braut und entführt diese gewaltsam, welches Verfahren einer legalen Verath gleichkommt.

Am schlimmsten ergeht es den alten Frauen; sie sind fast vogelfrei, da man, auf eine alte Tradition gestützt, glaubt, Qualia oder das böse Wesen habe in ihrem Körper seinen Wohnsitz aufgeschlagen; es steht daher Jedem frei, sie todzuschlagen, was denn auch häufig genug geschieht. Kluge alte Frauen spielen nicht selten als Wahrsagerinnen eine nicht unwichtige Rolle; aber wehe ihnen, wenn ihre Prophezeiung sich als unwirksam herausstellt, sie werden sofort niedergemacht. Sie heilen sich durch zweideutige Auslagen sowie dadurch, daß sie dieselben den Befehlen der Rajitas unterordnen, um so der eigenen Verantwortlichkeit sich zu entziehen. Im Geschlechtsleben sind beide Geschlechter maßig, wenn man auch und wieder hört, daß einzelne Individuen in wilder Leidenschaft für die Frauen der Vintas (weißen Leute) entzweien.

Ihre Nahrung entnehmen sie ihren zahlreichen Stutenherden; außerdem lassen sie durch die Gefangenen etwas Maisbau treiben. Die Pampa gibt überdies ihren wilden Söhnen genügende Nahrung: Strauße, Kame, Guanaco, Hasen, Mulias (Gürteltiere), nebst einer Unzahl wilder Tauben und Rebhühner finden sich für den Jäger. Auf seinen Auszügen in die civilisirten Gegenden, oder aber in Gestalt von Tribut, den die argentinische Regierung um den Frieden aufrecht zu erhalten den Barbaren zahlt, verschaffen diese sich den beliebten Yerba-Mate-Thee und Zucker. Letzteren vorzüglich lieben sie leidenschaftlich. Sie wissen gut zu kochen und schmücken sich selbst kleine hölzerne Teller und Gefäße; sie gebrauchen beim Essen nur die Finger, die Wohlhabenderen das Messer, wie die Gaucho. Sie benehmen sich beim Essen so lange mit Würde und Anstand, bis das Horn mit Brantwein herumgereicht wird. Den Trunk lieben sie mit ekelhafter Leidenschaft, und die Scene, die sich bei dem Herumgehen des Yapai entwickelt, spottet aller Beschreibung. Der Yapai ist der Trinkzuspruch, und sie lassen es als eine Beleidigung an, wenn der Camerad im Trinkgelage, oder der Gast nicht dieselbe Quantität des Getränks wie der Zugerechnete austrinkt. Sie trinken gewöhnlich aus Ochsenhörnern, und es gilt bei ihnen für nichts Unvorzuehmliches, den Inhalt, aus Wein oder selbst Brantwein bestehend, in einem Zug hinunterzugießen.

Die Frauen und Kinder nehmen zuweilen Theil an diesen Trinkgelagen. Während der ersten Grade der Trunkenheit üben sie sich gern in athletischen Versuchen. Am beliebtesten ist das Spiel, sich gegenseitig am Hauptsaar zu fassen und mit voller Kraftanstrengung niederguziehen; sie nennen dieses Spiel Concore. Streitsüchtige entwickeln sich zuweilen bei diesen Gelagen; sie sind aber flug genug, nie zu denselben zu gehen, ohne vorher ihre Waffen sicher versteckt zu haben. Das Ende solcher Völlerei, die gewöhnlich während der ganzen Nacht dauert, ist ein Räudel bewußtloser menschlicher Wesen, Frauen, Kinder, Männer am Boden, in einer Lache

überfließender Flüssigkeit ausgebreitet; hin und wieder domirt Einer oder der Andere, oder sucht sich wohl in trunkenem Glend zu erheben, um gleich darauf wieder zu stolpern und in lethargie zurückzuverfallen.

Es ist merkwürdig, mit welcher Elasticität der Wille von den Wirkungen des Trinkens sich erholt. Das Mittel, welches er gegen den Ragenanwendet, ist ein Vob in der nächsten Lagune. Sei es Winter oder Sommer, so wie er aus seinem Zuvor erwacht, stürzt er sich ins Wasser und geht neugekräftigt daraus hervor. Trotz der Vorliebe für den Brantwein ist der Säugernahrung unter den Indianern unbekannt. Außer ihrer ephemerischen Constitution, eine Folge der Abhärtung und naturgemäßen Lebensweise, gereicht ihnen gerade der Genuß der Leidenschaft zum Heil. Wein und Brantwein erhalten sie durch die Händler, oder durch die Missionäre, die ihn zu dem Zweck der Auslösung der Gefangenen mitbringen. Auch ein Theil des Tributs der argentinischen Regierung wird in Brantwein bezahlt. Sobald um eine solche Ladung in den Tolberias (Zeltlagern) ankommt, wird so lange gezecht, bis sie zu Ende ist, und dann muß volens volens bis zur Ankunft der nächsten Parthei Entschlafensleib geübt werden. Sie können sich zwar aus der Frucht des Algarrobo (Johannesbrodbaum) selbst ein berauschendes Getränk brauen, aber sie sind im Allgemeinen zu indolent, um sich dieser Arbeit zu unterziehen.

Die Sprache der Ranqueles ist eine arantische Mundart, nur weicher wie jene. Unsere harten Consonanten verwandeln sie in weiche; p wird b, v wird w, t wird d ausgesprochen. Bei den Zeitwörtern gebrauchen sie gemeinlich die Gerundiumform; seltener den Infinitiv; sie sagen: ich gehend, ich laufend, ich stehend, du gehend, wir gehend u. dergleichen. Die härteren Wörter ihrer Sprache, wie Vintage, weicher auszusprechen weiß, wie z. B. Vintage oder Vintage, gilt für den besseren Redner *).

*) Ich entnehme Manilla's Berichte folgende Bezeichnungen: Ich: enché, Du oder Ich: enché, wir: inchio, Alt: cucé, junge Frau: elché, hübsche: comé, hübsche: uedá, Mutter: auqué, Sohn von Vater's Seite: bótomo, Sohn von Mutter's Seite: piém, groß: uchaima, klein: pichicai, viel: entren, wenig: pichiu, weiß: lieu, schwarz: curru, Himmel: ueno, Sonne: anti, Mond: quien, Götter: traquen, Frau: curru, Mann: uentru, Ja: mai, Es ist: pipi (sehr gebäulich), nein: müe, Wasser: có, Feuer: quital, Wind: curru, hell: uré, Sonnenstrahl: comoteno, Wärme, die nicht von der Sonne herrührt: comote arrio, rafo: maua, langsam: nochi, Brant: wen, Schlaf: amau, Struht: peñi, Ort: cuhu, Aste: entruquen, Salz: chadileubá (der Rio Salado oder Saliz, auch heißt deshalb bei den Indianern chadileubá), Wald: mamil, Baum: quidémami (quidé ist eine), Gefäch: angé, Augen: áu, Mund: áu, Ohren: pilun, Nase: iu, Hand: cui, Arm: lipan, Bart: payun, Brust: rucá, Beine: chaan, Füße: mamom, Finger: chang-il, Strich: lol, Haar: loco, Hals: pel, Schenkel: catril, langen: párrun, Herden: lai, er hat: lai-pi, Lachen: alen, Born: yarquen, Götter: wien.

Die Geschlechter werden nicht durch Endsilben, sondern durch specifisch anderer Wörter unterschieden, so z. B. der Alte: hata, die Alte: cucé. Bei den dem Spanischen entnommenen Wörtern, wie overo u. s. unterschieden man dagegen die Geschlechter durch Endsilben. Die Aßern dieser Indianer sind dieselben der Arakanen: Hine: quidé, mel: epá, der: éia, vier: meli, fünf: quenché, sechs: caia, sieben: reigue, acht: purra, neun: alilia, zehn: mari, hundert: pataca, tausend: barranca, funfzig: quenché-mari, zweihundert: epá-pataca, achthundert: purra-barranca, hunderttausend: pataca-barranca. Ja, diese Indianer bezeichnen eine Million mit mari-pataca-barranca.

Rationalität und Kirche im östlichen Congresspolen.

Von C. Pezet in Breslau.

Die Zeitungen haben gemeldet, daß das unter russischer Herrschaft stehende Königreich Polen, das sogenannte Congresskönigreich (Kongressowka), wie das Land in Erinnerung an seinen dem Wiener Congress von 1815 zu verdankenden Ursprung von den Polen selbst genannt wird, jetzt nach dem Tode seines letzten Statthalters, des kaiserlich-königlichen Grafen von Berg, zu einem gewöhnlichen russischen „Generalgouvernement Warschau“ degradiert worden ist. Fast gleichzeitig berichteten die Journale von mehrfachen Conflicten, welche in einigen östlichen Bezirken des bisherigen Königreichs zwischen den Districtsbehörden und der bäuerlichen Bevölkerung wegen kirchlich-confessioneller Differenzen stattfanden und bei denen die Behörden die bewaffnete Macht zu Hülfe riefen, um ihre Absichten mit Gewalt durchzusetzen. Vollständig und katholisch-clericale Blätter schildern diese Conflictte als sehr ernst und sprechen von zahlreichen blutigen Opfern dieser russisch-griechischen Propaganda, für welche die Truppen des rechtgläubigen Jaren aufgeboten werden, und selbst die russische Regierung giebt jetzt sehr Tödt und zweiaugig Verwundete zu, während sie natürlich die Schuld an den Conflicten polnischen Aufwieglern zuschreibt.

Wer den russisch-polnischen Verhältnissen aufmerksam gefolgt ist, für den liegt es seit Jahren offenkundig zu Tage, daß in den beidseitigen Gegenüber auf nationalem und kirchlichem Gebiete russischerseits kräftig agitiert und unter Benützung von confessionellen und Stammesverschiedenheiten auf die Russifizierung der Landbevölkerung gearbeitet wird. Neuerdings ist sogar das Project aufgetaucht, diejenigen nördlichen und östlichen Grenzstriche des bisherigen Königreichs, welche in ihrer natürlichen Bevölkerung des reinpolnischen Charakters entbehren und mit den nächsten „westrussischen“, d. h. den litauischen und wohnlichen, Bezirken Verwandschaft zeigen, von dem neuen „Generalgouvernement Warschau“ abzuzweigen und an die Regierungsbezirke Kowno und Grodno, beziehungsweise das Generalgouvernement Wilna, andererseits an das Gouvernement Wolhynien anzuschließen, vielleicht sogar aus Theilen des letzteren und den südlichsten Kreisen Congresspolens ein neues Gouvernement Lubomieren mit der Hauptstadt Wladimir (Wlodzimierz) zu errichten, das wie Wolhynien dem Generalgouverneur von Kiew unterstellt werden wird. So würde also auch eine geographische oder doch eine politisch-statistische Veränderung in Russisch-Polen, gewissermaßen eine älteste Theilung Polens in Scene gehen.

Unter solchen Umständen dürfte ein Blick auf jene nördlichen und östlichen Bezirke des bisherigen „Congresskönigreichs“, sofern ein solcher die statistisch-administrativen und national-confessionellen Verhältnisse richtig erkennen läßt, von wissenschaftlichem wie von praktischem Nutzen sein. Wir wollen versuchen, einen solchen Ueberblick zu geben.

In altpolnischen Zeiten gehörten die von Sandomit abwärts östlich von der Weichsel gelegenen Landchaften zu drei kleinpolnischen Wojewodschaften: Lublin (mit den Städten Lublin, Kazimierz, Belzyce, Urzeczow, Lubartow, Lenczica, Lufow, Krasnik, Zwol, Bielski, Parczow u. a.); Podlachien (mit Drohiczyn, Tytocin, Augustow, Międzyrzec, Socolow, Wengrow u. i. w.), und Rußen oder Rothrußen, dessen Hauptstadt (Lemberg) und größter Gebietstheil außerhalb des heutigen Russisch-Polen liegen, während in letzterem die Gegenden

von Ramosce, Szybrzewczyn, Chelm und Krasnoslaw zur genannten Wojewodschaft gehörten. Von den nördlichsten Bezirken des heutigen Russisch-Polen wurden mehrere zum Großfürstenthum Litthauen, und zwar Premy, Wiarg, Seereje u. a. zur Wojewodschaft von Troli (Kowno), Turborg, Wladyslawow und Wierzopolow (Wirballen) zum Fürstenthum Samogitien (Zmudz) gerechnet, während südlicher die Wojewodschaft von Prykce litewisch (Litthauisch-Preski) mit Tereopol, Janow, Biala, Wlodawa und Roden an Podlachien angrenzte.

Deututage theilt sich die in Borsichenbuden abgegrenzte Osthälfte des jetzigen Generalgouvernements Warschau — abgesehen von den zum hauptstädtlichen Kreise und Districte gehörenden Strichen des östlichen Weichselufers — unter nachbenannte Gouvernements, die wir in der Richtung von Norden nach Süden mit ihren Kreisen nach der seit 1867 getroffenen jetzigen Eintheilung aufzählen: 1. Suwalki (Kreise: Suwalki, Augustow, Sejny, Rasmaza, Mariampol, Wolfowogzki, Wladyslawow), 2. Pomza (Kreise: Pomza, Kolno, Matow, Mazowiecie, Ostrow, Ostrolenka, Pulawski, Szczuczyn), 3. Siedlice (Kreise: Siedlice, Wengrow, Socolow, Lufow, Garwolin, Radzyn, Wlodawa, Biala, Konstantynow) und 4. Lublin (Kreise: Lublin, Lubartow, Nowo-Alexandrya, Janow, Bilegoraj, Ramosce, Krasnoslaw, Chelm, Hrubiczeow und Tomaszow). Aus den Namen der Städte und Kreise läßt sich, so gut es ohne Karte möglich ist, ein Ueberblick über die frühere und die jetzige Eintheilung des Landes gewinnen.

Die Gesamtbevölkerung des bisherigen Königreichs Polen, des nunmehrigen Generalgouvernements, wird in den neuesten amtlichen Veröffentlichungen, welche das Ergebnis der Zählung von 1870 enthalten, auf 3,705,607 Seelen, in einer weiteren Berechnung für 1871 (Kalendardar Jana Jaworskiego za rok 1874, Warszawa) sogar auf die im Verhältniß zu dem bisher Bekannten überraschend hohe Summe von 6,193,712 Seelen angegeben. Während für beide Berechnungen die Verteilungsziffern nach Nationalitäten und Confessionen fehlen, werden dieselben für eine ältere Zählung, die etwa von 1866 stammen mag, dahin angegeben, daß von ungefähr 5,320,000 Bewohnern in runder Summe 3,450,000 den Polen, 695,000 den Juden, 600,000 den Russen und Ruthenen (Rusinen), 289,000 den Deutschen und 284,000 den Litthauern (Litwinen) zugerechnet sind; ebenso nach Confessionen: römisch-katholisch 4,079,744 Seelen, mosaisch 693,669, protestantisch 290,235, griechisch-unirt 238,871, russisch-orthodox 11,313. Nur bezüglich der Juden ist die der Berechnung der Gesamtbevölkerung für 1871 (6,193,712) entsprechende Ziffer mit 814,923 angegeben; bezüglich der übrigen Nationalitäten und Confessionen sind wir auf Wahrscheinlichkeitsberechnungen angewiesen, welche für die uns hier zunächst interessirenden Russen und Ruthenen als gegenwärtigen Bestand etwa 635,000, für die Litthauer gegen 300,000 Seelen ergeben.

In der russischen Statistik Polens waltet aus begrifflichen Gründen die Lenzung vor, einerseits die slawischen und namentlich die russischen Elemente, andererseits die griechisch-orthodoxen und die der griechischen Kirche wenigstens im kirchlichen Bekenntnis sich nähernden unierten Confessionsverwandten möglichst ansehnlich erscheinen zu lassen. Während man vor der letzten polnischen Injuraction in der offiziellen Statistik Po-

len und Ruthenen mit den Russen zusammen einfach als „Slawen“ den übrigen Nationalitäten entgegengesetzte, wird jetzt wenigstens noch Russen- und Ruthenentum, trotz seiner Racen- und sprachlichen Unterschiede, zusammengekommen — die eigentliche russische Nationalität, nur durch die militärischen Garnisonen und das Beamtenkennzeichen vertreten, würde für sich eine sehr geringe Siffer ergeben — und was die griechisch-orientalische Confession betrifft, so gehen die Bestrebungen des Russenthums und der Regierung, wie schon längst in den südwestlichen russischen und in den *litauischen Gouvernements*, so jetzt auch in den oben genannten östlichen Districten des bisherigen Königreichs, mit allerlei Mitteln, oft auf ziemlich gewaltsamem Wege dahin, das Verhältniß der Griechisch-Unierten zu Rom zu lockern und zu lösen und Priesterseelschaft wie Vaimwelt allmählig zum directen Anschluß an die russisch-rechtgläubige Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung hinüberzubringen.

Nach russischer Darstellung über Berechtigung und Motive dieser Bestrebungen handelt es sich dabei im südöstlichen Congresspolen nur darum, einen früheren Zustand wiederherzustellen und den Gottesdienst wie das kirchliche Leben einer größtentheils erst in den letzten Jahrzehnten durch Mißbrauch und Intrigue von polnischer Seite ihres althergebrachten griechisch-orientalischen Charakters immer mehr entleeren und dem Vaticanismus und Polonismus entgegengesetzte Confession russischer Nationsgenossen von fremder Zuthat und Entstellung wieder zu befreien und zu reinigen. Das Vornberger Rathenorgan „Sowto“, welches, wie bisher — bis auf die neue Stellungnahme des Erzbischofs Sembra-towicz — der ruthenische Clerus und die politische Führerschaft Nigalsiens, in der ganzen Streitfrage auf russischer Seite den Vollen gegenüberstand, hat sich über die Union im Gheimer Kiengenlande wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen, und das russische Regierungsblatt von Warschau, der „Dnjewnit“, hat dieselbe Auffassung und Darstellung wiederholt officiell bekräftigt. Varnach hat, so sonderbar es auch für den oberflächlichen Blick erscheinen mag, die Verwirklichung des ursprünglichen russischen Gepräges der Diocese von Gheime gerade nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1831 erst recht begonnen, und sie hat sich zu einem sichersten Eifer erhoben seit demselben Jahre 1839, wo die Griechisch-Unierten in Weißrußland wieder mit der rechtgläubigen Kirche von Moskau „vereinigt“ wurden. Bis 1831 waren im Gheimer Lande wie in Poblachien unter den Unierten solche russische Priester, die in und außer der Kirche nur die russische Sprache gebrauchten, durchaus nicht selten. Bei vielen Kirchen befanden Volksschulen mit russischer Unterrichtssprache. Noch bis 1839 waren die unierten Kirchen meist mit orientalischen Zierathen geschmückt und nach russischem Ritus ohne Orgeln, wohl aber mit der den griechischen Cultus bezeichnenden, „Monofasos“ genannten Bildwand versehen. Der Cultus der östlichen Kirche war bei den Unierten Polens in den meisten wesentlichen Stücken gewahrt. Und dieses für Rußland und seine Staatskirche so günstige Verhältniß schlug allmählig immer mehr in sein Gegenteil um, während die Widerwerfung des Aufstandes von 1831 und die Ersetzung der Constitution des Congresskönigreichs durch das organische Statut des Kaisers Nikolaus das politische Regime Rußlands auf den festesten Grund gestellt und für alle Zweige des öffentlichen Lebens entschieden zu haben scheinen mußte! Die Macht der überlegenen sozialen und intellectuellen Stellung des Polenthums und der katholischen Kirche gab den Vorschlag zu Gunsten des Vaticanismus selbst noch dann, als die Regierung von den vierziger Jahren an in der Administration wie in Kirche und Schule eine Reihe von Maßregeln durchführte, die auf die Verdrängung und Stör-

lung des russischen Elementes abzielten. So wurde die russische Sprache bei den Regierungsbehörden überwiegend für die Correspondenz, in den Gymnasien als Unterrichtssprache eingeführt; es wurden Fonds zur Beschaffung von Monofasos für die unierten Kirchen gegründet, Schulen zur Ausbildung von Kirchenängeren eingerichtet, um die Orgeln völlig ausschließen zu können; an den Geistlichen-Seminaren in Moskau und Kiew wurden Seminaristen für die unierten Gemeinden ausgebildet und dergleichen mehr. Aber alle diese Maßregeln vermochten nicht den Fortschritt der Polonisation und Romanisirung aufzuhalten. In den kirchlichen Acten der griechisch-unierten Kirche wurde die russische Sprache allmählig nicht mehr angewandt; die russischen Pfarrschulen gingen ein und wurden durch polnische ersetzt; im geistlichen Seminar zu Gheime wurde statt des Latein als Unterrichtssprache das Polnische eingeführt; aus den Kirchen verschwanden die Reste der Monofasie, und Bilder von rassisten und tonsurirten Mönchen — für den orthodoxen Rußen ein Graus — traten an ihre Stelle; aus der Anstalt zur Ausbildung russischer Kirchenängeren gingen ausgezeichnete Organisten mit polnischer Sprachgewandtheit hervor; die unierten Jüglinge der russischen Geistlichen-Akademien wurden bei der Heimkehr in die Gheimer Diocese mit Auebrüchen allgemeiner Abneigung empfangen und das an sie gewendete Geld erwies sich als weggeworfen; in den Familien russischer Priester wurde kein russisches Wort mehr gehört; Seminaristen verheiratheten sich mit römischen Katholikinnen, und Priesterkinder gingen zur lateinischen Confession über; mit einem Worte: gerade in demselben Zeitraum, in welchem die russische Regierung den ruthenischen Unierten so viele „Wohlthaten“ erzeigte, oder doch als solche gemeinte (Munftsbezeugungen zuwenden, wie sie dieser Bevölkerung im Verlaufe ihrer ganzen früheren Geschichte nie zu Theil geworden waren, entwickelte sich in derselben Bevölkerung oder doch in ihren social und intellectuell höher stehenden Schichten und namentlich auch in einem Theil ihrer Geistlichkeit die Abneigung gegen Rußland und die russischen Formen des Gottesdienstes in besonders lebhaftem Grade. Wäre es in dieser Richtung noch einige Zeit fortgegangen, so würde die unierte griechische Kirche des südöstlichen Polen allmählig gänzlich im Katholicismus aufgegangen sein; einzelne unierte Kirchen in derartigen Städten, wie Konstantynow, Parczew, Radzyn, sind in der That so gut wie ganz verdrängt.

Das Uebermaß dieser Agitation brachte endlich einen Umschwung hervor. Als seit 1857 die römisch-katholischen Bischöfe auch über die letzten Schranken, welche eine gewisse Autonomie der unierten Confession verbürgten, hinwegzitraten und die kirchlichen Angelegenheiten der letztern ganz selbständig zu ordnen versuchten, da fühlte man doch auch in den intelligenten Kreisen der Unierten — und naturgemäß übernahm auch hier wieder ein Theil der Priester die Führung — daß die letzte Demarcationslinie nicht aufgehoben werden dürfe, wenn man sich nicht vollkommen dem römischen Katholicismus libereantworten wolle, und es organisierte sich allmählig eine Opposition gegen die Vergewaltigung des romanisirenden Polonismus. Je nachdem der Widerstand mehr aus rein kirchlichen Motiven hervorging oder zugleich die Nothwendigkeit eines nationalen Rückhalts erkannte und betonte, schieden sich bald zwei oppositionelle Strömungen von einander: die eine, die der aufrichtigeren oder, wie sie sich selbst nannten, „guten“ Unierten, vorzugsweise in Poblachien vertreten, wollte polnischen Patriotismus mit unierter Cultus vereinigen, mußte aber an dieser Schwierigkeit bei der bald folgenden nationalen Bewegung nothwendig Schiffbruch leiden; die andere, vorzugsweise im eigentlichen Gheimer Lande sich recrutirend, betonte sofort mit dem unier-griechi-

den Cultus die russische Nationalität, und wie sie von vornherein an der russischen Regierung ihre Stütze suchte, mußte sie namentlich durch die entschiedene Klärung der Verhältnisse, welche seit 1860 durch die Unruhen und den Aufstand herbeigeführt wurde, zu derjenigen Partei werden, welche von der Regierung unterstützt und deren Programm von dieser, unter Zuhilfenahme inländischer und aus Galizien herbeigekommener geistlicher Propagandisten, zum herrschenden gemacht wurde.

So ist denn seit einem Jahrzehnt der Umkehrung vollzogen. Die Regierung hat das russische Element, wie im übrigen Polen in den bei nichtrussischer Nationalität überhaupt durch staatliches Reglement lenkbaren Beziehungen, so hier bei einer stammverwandten Bevölkerung ziemlich nach allen Richtungen hin in einer Weise befestigt und gesichert, daß seine Herrschaft wohl nicht wieder in Frage gestellt werden wird. Auf dem schwierigsten Gebiete, dem kirchlichen, sind schon — allerdings nicht ohne blutige Conflicte — die letzten Konsequenzen gezogen worden: die Wiederherstellung des russisch-griechischen Cultus in seiner früheren „Reinheit“ von römischer Entstellung ist seit Neujahr 1874 durchgeführt.

Nachdem unter solchen Verhältnissen die südöstlichen Bezirke Congresspolens, namentlich die Osthälfte des ziemlich ausgedehnten Gouvernements Lublin, nach russischer Anfassung zum Bewußtsein ihrer wahren Nationalität zurückgeführt und in allen wesentlichen Stücken russificirt sind, will man jetzt auch äußerlich den Anstrich dieser Gebietstheile an rein russisches Land vollziehen. Wenigstens versichern nicht bloß polnische, sondern auch russische Stimmen, daß man damit umgehe, ein neues Gouvernement Wladimir oder Podomierien (polnisch Włodzimierz) zu gestalten, welchem von bisherigen Theilen des Gouvernements Szybomyr (Wolhynien) die Kreise Wladimir und Rowel, von bisherigen Kreisen des Congresskönigreichs aber die Lubliner Kreise Przeworsk, To-

maszow, Krasnoslaw und Chełm — der geographischen Continuität halber doch wohl auch Janow — und der südöstliche polnische Kreis Włodawa zugewiesen werden sollen.

Einfacher ist die im Norden Congresspolens projectirte Beschreibung motivirt. Die 300,000 Einwohner des Gouvernements Smolask sind local allerdings ebenfalls stark mit Polen vermischt, und wie im Südosten beherrschte letztere Nationalität vorzugsweise das gebildete städtische Element und selbstverständlich den Adel, der ja noch heute sogar in den meisten westrussischen Provinzen, die ehemals zum polnischen Reiche gehörten, zur weit überwiegenden Mehrzahl polnisch geblieben ist. War es schon zu Zeiten des Wiener Congresses eine geographisch ungünstliche Configuration und nur aus früheren politischen und Rechtsverhältnissen erklärlich, daß die Wojewodschaft Angulow mit der schmalen Landzunge nordöstlich von Lomza dem neuen Königreich als Erbschaft des Großherzogthums Warschau zugewiesen wurde, so entbehrt dies bei einer Gouvernementsbildung wie die von Rowno, Wilno und Grodno, namentlich aber nach Herstellung der Eisenbahnen Warschau-Bialystok-Grodno-Wilno und Wirballen-Rowno-Wilno aller praktischen Vorrüge. Der Plan, den bezeichneten Gebietstheil mit den nächsten litthauischen Gouvernements zu vereinigen, kam daher schon wiederholt zur Sprache, und es ist nur zu verwundern, daß er nicht längst ausgeführt worden ist. Diese Befriedigung des bisherigen Königreichs würde noch mehr als die im Südosten projectirte dem neuen Generalgouvernement Warschau die natürliche Grenze der Reichesprovinz verleihen.

Zur Abrundung unseres Bildes wird es noch dienen, wenn wir bemerken, daß im Gouvernement Rowno das polnische Element kaum 3, das litthauische 75 Procent beträgt, im Gouvernement Wilna auf die polnische Nationalität etwa 19, auf die litthauische 48, im Gouvernement Grodno auf beide je 25 Procent entfallen.

Neue Entdeckungstreifen in Australien.

III.

2. Goffe's Expedition.

H. G. Die südaustralische Regierung in Adelaide schickte am 21. April 1873 den Oremeter W. G. Goffe und Gefährten, auf ein Jahr wohl ausgerüstet, von Alice Springs, einer Ueberlandtelegraphenstation fünfzig Meilen südlich von Central Mount Stuart, aus in die abwechselumendeten Länderstrecken, welche, als völlig unbekannt sich zwischen den Colonien Südaustralien und Westaustralien ausbreiten. Goffe sollte dieselben näher erforschen und wenn möglich bis an die Westküste des australischen Continents vordringen.

Der Reisende begab sich zunächst nach den Reynold Ranges, welche in der Länge von 45 Meilen nach Nordwest strecken. Da er von hier aus seine Weiterreise nicht erzwingen konnte, so zog er sich einige Meilen wieder zurück, um dann auf ungefähr 30 Meilen südwestlich vorzudringen. Hier traf er auf den von Ernst Giles entdeckten See Amadeus und es gelang, denselben zu passieren. Jetzt schlug Goffe eine fast genau südliche Richtung ein und legte 130 Meilen zurück, als er in 25° 21' nördl. Br. und 131° 14' östl. L. eine höchst merkwürdige Entdeckung machte. Hier befand er sich plötzlich vor einer gigantischen Felsmasse, einem ein-

zigen ungeheuern Steinblocke (one solid rock), welcher zwei Meilen lang, eine Meile breit und 1100 Fuß hoch war und aus dessen Centrum eine Quelle hervorbrach. This is, bemerkt Goffe, the most wonderful natural feature, I ever saw! Er gab diesem Monolithen den Namen „Agres Rod“, zu Ehren des Sir Henry Agres in Adelaide. Ungefähr 35 Meilen südlich von hier, genau unter 26° süd. Br., entdeckte er die von ihm so benannte Mann Ranges und kam dann zum ersten Mal in eine Gegend von ziemlichem Umfange, welche herrlichen Boden darbot und gut bewässert und begrast war. Endlich einmal fühlten sich die Reisenden frei von der Plage des Sandes und des Stachelgrases (Spinifex). Aber die Freude dauerte nicht lange, und die alten Wüsten gingen wieder an.

Der westliche Punkt, welchen Goffe erreichte, liegt in 26° 32' süd. Br. und 126° 59' östl. L. Hier brach er seine Reise ab. Die Spinifexsandhügel hatten die Pferde stark mitgenommen, der glühende Sommer war vor der Thür und man hatte kein perennirendes Wasser aufgefunden, auf welches man sich in schlimmen Fällen hätte zurücklegen können. Die Totallänge, welche zurückgelegt war, betraf sich, abgesehen von den vielen Windungen und Krümmungen

welche sich in einem unerforschten Lande nie vermeiden lassen, auf ungefähr 600 Miles. Am 20. December traf Goffe wieder bei Charlotte Waters ein, einer 570 Miles nördlich von Port Augusta gelegenen Station des Ueberlandtelegraphen.

Seine Entbedungen sind zwar von keiner besonderen Bedeutung, aber immerhin ist er, von südaustoralischer Seite, weiter in diesen Wüsten vorgebrungen, als irgend einer vor ihm.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß Ernst Giles schon im August 1873 von der Station Pease, 400 Miles nördlich von Port Augusta, aus seine zweite Reise in die Wüsten des westlichen Australiens angetreten hat. Es begleiteten ihn vier Weiße, und es stehen ihm fünfundzwanzig Pferde zur Verfügung.

3. Egerton Warburton.

A. Ueber die Expedition desselben liegen uns bis jetzt nur einige kurze Notizen vor. Der Telegraph meldete in der dritten Woche des Februar nur, daß derselbe Perth in Westaustralien glücklich erreicht habe und dort mit seinen Kameelen glücklich angelangt sei. Er hat also ein großes Problem gelöst. Einigen Angaben zufolge ist er von Tennent's Creek aufgebrochen, einer Telegraphenstation, die 1354 Miles nördlich von Adelaide liegt, nach früheren südaustoralischer Blätter sollte Alice Springs, 1056 Miles von dieser Stadt, seinen Ausgangspunkt bilden. Seine Reiseroute konnte man annähernd verfolgen, wenn man auf der Karte von etwa 22° 30' S. und 134° D. in südwestlicher Richtung eine Linie bis Perth zieht. Er hat also eine Strecke von 1200 bis 1500 Miles durch bisher völlig unbekannte Gegenden zurückgelegt.

4. Elphinstone Dalrymple an der Nordostküste von Queensland.

Die Colonialregierung hatte eine Expedition zur Erfor-

schung der Nordostküste ausgerüstet, über deren Erfolg E. Dalrymple, welcher dieselbe leitete, einen telegraphischen Bericht nach der Hauptstadt Brisbane schickte. Derselbe lautete:

Cardwell, 22. December. Ich bin im Stamer Fleet mit den Leuten der Expedition schon hier angelangt; alle befinden sich wohl. Die Ergebnisse sind folgende: Ich habe die Küsten, Häfen, Inlets, schiffbaren Flüsse und die Creeks untersucht von 18° 15' bis 15° 15' S. Es ist mir gelungen, die Vollenclerr-Gebirgskette zu ersteigen; ich fand sie oben dem Rücken eines Rasirmessers ähnlich gestaltet, und sah dort auf dem Gipfel Palmen. Die botanischen Entbedungen waren interessant, haben aber doch nicht alle Erwartungen befriedigt. Habe in 19 schiffbaren Flüssen und in Creeks Peilungen angestellt. Der Nord- und Süd-Johnstone, der Mulgrave und Russell kommen von der Vollenclerr-Kette; der Rossman und Daintree von der Arthur-Palmer-Kette innerhalb von Schnapper Island. Diese Kette ist fast eben so hoch wie jene und 25 Miles lang. Ich habe neue Flüsse entbedt, welche durch ein mit Wald besaßenes Land strömen, das einen ganz tropischen Charakter hat und dessen fruchtbarer Boden sich für den Anbau des Zuckerrohrs und anderer tropischer Producte eignet. Es mag nach ungefährer Schätzung eine halbe Million Acres umfassen. Hill hat 3000 Exemplare von Pflanzen, Wurzeln und Holzarten gesammelt, 130 Muscheln von fünf Geschlechtern und acht Species, bringt 42 Eide mit verschiedener Bodenerde; Johnston bringt mit 30 Specimina von Vögeln, Insecten und Reptilien; ich selbst habe 93 geologische Specimina gesammelt. Als ich unter 10° 15' S. mich befand, brach die stürmische Jahreszeit herein, und wir hatten wegen der häufigen Böen der Küste entlang eine sehr gefährliche Fahrt.

Die Städtenamen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Eine Skizze.

I.

E. H. Die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika bietet des Wechselnigen viel. Nicht am wenigsten merkwürdig sind die Namen ihrer Städte. Welchem Leser ist noch nicht die bunte Musterkarte von geographischen Namen aufgefallen, so oft er seinen Blick auf die Karte dieses interessanten Landes wagt? Ein wahres babilonisches Wirrwitz, zusammengewürfelt aus allen Nationen und allen Civilisationen. Durchwundern wir die Karte der Vereinigten Staaten von Boston in Massachusetts (Neuengland) die Küste des Atlantischen Meeres und des Golfes hinunter, der mexikanischen Grenze entlang und die pacifische Küste hinauf bis nach San Francisco und Alaska: welch buntes Gewimmel von Namen der verschiedensten Zungen und der verschiedensten Zeiten! Boston, Bangor, Dover, Portland, Massachusetts, Providence, Newport, Lancaster, Baltimore, Washington, Annapolis, Richmond, Petersburg, Vezington, Franklin, Georgetown, Charleston, Columbia, Athens, Jacksonville, Brunswick, Newmyrna, Neworleans, Baton Rouge, Liberty, Newiberia, Goliad, Corpus Christi, Rio Grande

City, Hillmore, San Diego, San Francisco, Salem, Olympia, Astoria, Alaska!

Oder wandern wir von den großen Seen und den Quellen des Paters der Ströme bis zu dessen Mündung in den Mexikanischen Golf: St. Paul, St. Louis, St. Croix, Lake Pepin, Trempealeau, La Crosse, Wabasha, Winona, Burlington, Keokuk, Prairie du Chien, La Salle, Germann, St. Louis, Hannibal, Circulanum, Potosi, St. Germaine, Jackson, Cairo, Camden, Memphis, Helena, Grenada, Napoleon, Columbia, Providence, De Kalb, Baton Rouge, Neworleans!

Dort folgen wir dem Laufe der Eriebahn von Newport über Chicago bis nach La Crosse am Mississippi: was für eine Musterkarte von zusammengeordneten Namen! Newport (früher Neuaufstern), Bergen, Haverstraw, Padenstad, Newburgh (früher Neuburg), Sharon (früher Neubirch), Newpals, Rhinebed, Poughkeepsie, Catskill, Hudson, Athens, Albany, Troy (Troja), Schenectady, Conajohari, Utica, Rome, Verona, Clinton, Onida, Syracuse, Ellye, Palmyra,

Rochester, Watavia, Lancaster, Buffalo, Irving, Dunkirk, Richard, Union, Erie, Huron, Toledo, Fulton, De Kalb, Waterloo, Raporte, Michigan, Valparaiso, Chicago, Woodstock, Geneva, Milton, Jefferson, Madison, Columbus, Portage, Keulissabon, Lafayette, Neptune, Osloss, Sparta, La Crosse!

Aber wenn wir erst die ganze Karte durchwandern! An was Alles erinnert und dieses polyhistorische Kaleidostop von Namen! Welch Stimmengewirr schlägt an unser Ohr! Spanische Heilige und puritanische Strümler, europäische Despoten und nordamerikanischen Freiheitskrieger, die in den Sprachen des Urwaldes erklingenden Namen der roten Männer und die Sprache der Palmen in den Namen des heiligen Canaan, alle längst vom Erdboden verschwundene Königreiche und heute noch blühende Weltstädte, Asien, Afrika und Europa, Ulysses und Columbus, Goliath und Napoleon, Homer und Alligator! Ein Chaos von Altem und Neuem, Eingheimischem und Fremdem, Lebendigem und Todtem! Und doch ist das Chaos nur ein Scheinbares; doch waldet auch hier eine gewisse Ordnung des Geistes.

Betrachten wir zunächst die Städtenamen des Landes, indem wir im Allgemeinen zwar absehen von den übrigen Namen, nämlich denen der Flüsse, Berge und Staaten, zuweilen jedoch in dieselben hinübergreifen, denn die aus der Betrachtung jener sich ergebenden allgemeinen Gesichtspunkte finden ihre leichte Anwendung auch auf diese. Bemühen wir uns einen Weg zu finden durch dieses Labyrinth von Namen, indem wir den geschichtlichen Verlauf der Besiedelung des Landes verfolgen, und wir werden bald sehen, daß die Städtenamen hier eine mehr als irgendwo deutliche monumentale Schrift darstellen, in welcher die Geschichte des Landes geschrieben ist; wir werden sehen, daß die verschiedenen Gruppen von Namen verschiedenen Charakter tragen; daß in alter und neuer Weise Namen gebildet wurden und werden; wir werden Namen beharren, andere zunehmen und wieder andere verschwinden sehen. Die Namen werden uns reden von der Bedeutung der einzelnen nationalen Elemente, die hier zu einem neuen nationalen Ganzen verschmolzen sind und vom Charakter der neu gewordenen und immer noch werdenden Nation, deren herrschendes Idiom alle die vorhandenen fremden Namen americanisirt, indem es dieselben seiner allein herrschenden Aussprache unterwirft.

Sprechen wir zuerst von der Colonialperiode Nordamerikas.

Die Spanier, die frühesten Colonisten, finden wir angesiedelt an den Küsten des Westlichen Ozean, den Ufern des Rio Grande und Colorado entlang bis nach Californien am Pazifischen Meere. Außer den angrenzenden Theilen Mexicos haben wir hier Texas, Newmexico, Arizona, Colorado und Californien im Auge. Betrachten wir die Namen dieser Länder: Rio Grande, Corpus Christi, San Ignacio, San Antonio, San Carlos, Donna Ana, Santa Fe, Santa Maria, Santa Cruz, Colorado, San Diego, San Luis Rey, San Juan, San Pedro, Santa Inez, Los Angeles, Concepcion, Santa Barbara, Luis Obispo, San Francisco, Sacramento, Trinidad, San Salvador &c. Diese spanischen Namen tragen einen monarchischen und ausgeprägter noch einen katholisch-geistlichen Charakter. Weiter sind die Spanier nicht nach Norden gedrungen; die dichtere Besiedelung erfolgte in späterer Zeit von den nordamerikanischen Vereinig-

ten Staaten aus und die späteren Städtenamen dieses Landes theils tragen daher englisch-amerikanisches Gepräge.

Die colonisirende Wanderung der Franzosen ist deutlich wie mit Marksteinen bezeichnet durch die heute noch vorhandenen französischen Ortsnamen. Dieselben finden sich von Canada an und von den großen Seen durch das ganze Thal des Mississippi bis zu dessen Mündung, mit den westlichsten Vorposten in der Kette des Felsengebirges (Three Tetons, Three Buttes im heutigen Idaho): Montreal, Ville Plais, St. Clair, Charlotte, Des Moines, Portage, Isle Royale, Fond du Lac, St. Cloud, St. Paul, Lac qui parle, Le Sueur, Lake Pepin, La Crosse, Prairie du Chein, Dubuque, Terre Haute, St. Louis, St. Genevieve, Baton Rouge, New Orleans, Vermillion. Auch in diesen Namen spricht sich ein monarchischer und kirchlich-katholischer Charakter unverkennbar aus. Nachdem die englische Herrschaft auf dem nordamerikanischen Continent entworfen war, hörte die Bildung französischer Namen auf, wie biegenige spanische Namen schon früher aufgehört hatte; beide ragen herüber aus der alten Colonialperiode in die neue Staatenperiode als historische Zeugen der einstigen Bedeutung dieser europäischen Mächte auf dem nordamerikanischen Continent.

Die Engländer colonisirten den Osten und Nordosten. Hier sind die Namen altenglisch: mehr als die beiden eben genannten nationalen Namensgruppen tragen diese monarchisches Gepräge und auf den protestantischen Charakter mancher dieser Namen deutet ihr biblischer Ursprung, so Hometown, Charleston, Virginia, Richmond, Baltimore, Annapolis, Cumberland, Cape Henry, Lancaster, Newport, Concord, Providence, Portsmouth, Dover, Salem, Pittsburgh, Mount Carmel, Lebanon, Canaan, Newtonton, Southampton, Greenwich, Windsor, Camden, Gotham &c. Bei diesen Namen wird es uns klar, daß wir unter bibelgleichen Protestanten sind und warum dieser Landestheil heute noch Neugland heißt. Sind doch die bedeutendsten Namen Neuglands hier wieder entstanden!

Auf holländische Ausiedelungen im Hudsongebiete deuten die Namen: Neuafterdam (jetzt New York), Neutrecht, Haverstraw, Hadenstadt, De Witt, Kensellerville, Hoboken, Klaverack, Kinderhook, Rhinebeck, Ganfvoort. Ihr Charakter ist national und außerdem noch etwa ganz besonders nüchtern.

Deutsche Namen, ebenfalls im Staat New York, aus der Zeit der sächsischen Einwanderung (zu Anfang des 18. Jahrhunderts) sind folgende: Newburg (jetzt Newburgh), Newpals, Germantown, Neuburgh (jetzt Sharon), Valatie. Früher waren noch im Schoharie Thal, Staat New York: Weisereoborff (jetzt Middleburg), Dartmannsborff, Brummeoborff (jetzt Schoharie), Schmittsborff, Rucheborff, Gerlachsborff *). Die Namen erinnern zwar Theil an die alte Heimath, nicht aber an die nationale Geschichte; bei diesen armen, gedrückten Einwanderern dürfen wir keinen besondern Nationalstolz erwarten.

Der einzige Name, der auf den Antheil der Skandinavier an der Colonisationsarbeit des neuen Welttheils deutet, ist unseres Wissens: Bergen. Russische Namen bietet Alaska.

*1) Siehe: Rapp, Geschichte der Deutschen im Staate New York. Rapp.

Aus allen Erdtheilen.

Sichere Fahrbahnen im Atlantischen Ocean.

Wirft man den Blick auf eine Weltkarte, auf welcher die großen Vinen des Weltverkehrs eingetragen sind, dann sieht man, daß kein anderer Meridian sich in Bezug auf Dampfschiffahrt mit dem Nordatlantischen Ocean messen kann. Gegenwärtig sind zwischen Westeuropa und Amerika im Norden des Äquators im Durchschnitt täglich je fünf Dampfer von jeder Seite her unterwegs, welche zumißt denselben Cours einschlagen; die Seebahnen, die von ihnen befahren werden, liegen zwischen 55 und 40° sehr dicht neben einander. Mit der Zunahme dieses Dampferverkehrs sind auch die Unglücksfälle durch Zusammenstoßen der Schiffe häufiger geworden und namentlich ist der Verlust an Menschenleben und werthvollen Ladungen sehr beträchtlich gewesen.

Wie hieße es den Capitänen der verschiedenen Dampferlinien freigestellt, welche Seebahnen sie einschlagen wollen; über das Zusammenfallen gewisser Striche, welche die Fahrzeuge der einzelnen Gesellschaften zu nehmen hätten, giebt es keine Vorbestimmung und man hat noch nicht einmal versucht, darüber eine Verständigung zu erzielen. Es ist aber nun längst klar geworden, daß Humanität und Handel nicht ferner dem Guldünken der Schiffsführer preisgegeben bleiben dürfen; es muß Wandel geschaffen werden und ein großer Theil der Gefahren, welche der Ocean heute darbietet, läßt sich vermeiden, wenn sogenannte Sicherheitslinien vorgeschrieben werden. Auf diesen wird ohnehin der Zwitterlaß, wenn überhaupt ein solcher feststeht, nur gering sein, und es ist gar nicht nöthig, sondern höchst verwerflich und geradezu fahrlässig, daß die einzelnen Vinen einander in toßen Weltfahrten Concurrenz machen und lauten Jubel erheben, sobald eines ihrer Schiffe ein Fahrzeug einer andern Gesellschaft um ein paar Stunden gefolgt hat. Die Dampferverbindung bleibt immerhin sehr genug, wenn die Dampfer auch 21 bis 48 Stunden länger als jetzt unterwegs sind; für unmittelbaren Verkehr hat man ja die Telegraphenbahn.

Die Meteorologie des Nordatlantischen Oceans giebt hier wichtige Andeutungen, aus welchen sich Folgerungen für die Praxis ziehen lassen. Ein Schiff, der welchem es auf schnelle Fahrt von Newport nach Liverpool abgehen will, wird seinen Cours außerhalb des bekannten Nebelgürtels nehmen. Von Sandy Hook an der Küste von Newport zieht der Golfstrom nicht gerade nach Nordost, sondern er nimmt, nachdem er über 40° N. hinaus seinen Lauf namentlich in den Monaten März und April, welche der Eiszeiten wegen sehr gefährlich sind, fast gerade nach Osten bis er den 45. Grad westlicher Länge erreicht. Auf seinen nördlichen Rand drückt die von Norden her kommende kalte Labradorströmung und so wird das wärmere Wasser südlich abgelenkt. Erst wenn dieselbe den eben erwähnten Meridian erreicht hat, macht sich dieser Druck gegen das Wasser nicht mehr fühlbar und der Golfstrom nimmt dann seine Richtung gegen Irland hin.

Ein Fahrzeug nun, das auf der Reise nach Europa den Cours in diesem „Stich im Ocean“ nimmt, gewinnt nicht etwa an Zeit, sondern verliert an derselben, wenn es den 60. Meridian im Norden des 42. Breitengrades durchschneidet. Wenn es aber einen gerade südlichen Cours hält, bis es den Meridian von Cap Race (Neuland) kreuzt, dann führt es in den schnellsten Wasserstrahlen dieser Fortsetzung des Golfstromes und gewinnt in vierundzwanzig Stunden 20 bis 25 Seemeilen. Diese Zeitersparniß auf der Fahrt von Westen nach Osten muß in Anschlag gebracht werden; ein Schiff, welches diesen Cours nimmt, gelangt nahezu eben so schnell an seine Bestimmung als ein anderes, das einen nördlichen Cours, die große Vinkelroute, einschlägt und einen Theil oder gar keine Strömung benutzen kann.

Auch der Wind ist der hier in Vorschlag gebrachten Sicherheitsbahn, welche, wie gesagt, den 45. Meridian unter 42° N. durchschneidet, günstig. Von den atlantischen Oalen der Vereinigten Staaten aus haben die Winde im Durchschnitt eine Richtung, welche für die vorgeschlagene Route sehr günstig ist. Auf dieser befindet sich der Schiffer außerhalb des nordatlantischen Cyclonenstriches und er kann die in Folge der Wirbelstürme herabgebrachte Windrichtung zu raschem Fortkommen benutzen. Es ist bekannt, daß unter den höheren Breiten der südlichen Holfugel Segelschiffe, welche die Gyllonenwinde benutzen, außerordentlich schnelle Fahrten gemacht haben, und es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß in den bei Weitem nicht so gefährlichen mittleren Breiten der nördlichen Erdhalbe nicht dasselbe der Fall sein sollte.

Der Nebelgürtel liegt, wie bekannt, am Nordrande des Golfstromes über der Region, wo dieser sich mit dem Nordpolarstrom vermischt, welcher Eis nach Süden führt und die Küsten von Labrador und Neuland frei. Auf einer Fahrt in diesem Gürtel und so nahe bei Cape Race muß man immer Aufenthalt durch Nebel und oftmals auch durch Eismassen gewärtigen; diese Route ist nicht sicher und für eine Fahrt nach Osten ist schon deshalb und in Rücksicht auf Schnelligkeit ein weit mehr südlicher Cours als der, welchen man jetzt einschlägt, vorzuziehen. Es ist Thollose, daß die größte Anzahl schnellster Reisen von den Schiffen derjenigen Compagnien gemacht werden sind, welche ihren Cours am westlichen nach Süden nehmen und die Meridiane von Neulandland etwa 250 Seemeilen südlich von Cap Race kreuzen.

Wenn man, ganz abgesehen von Menschenverlust, den colossalen Geldwerth in Anschlag bringt, welchen die Ladungen der Dampfer repräsentiren und deren jede für die Fahrt von Amerika nach Europa im Durchschnitt auf eine halbe Million Thaler angenommen werden kann, dann muß man sich sagen, daß es geradezu unvernünftig ist, die Sicherheit einer Schnelligkeit zu opfern, welche im besten Falle doch nur 24 oder 48 Stunden an Zeit einbringt. Es ist also schon durch den gesunden Menschenverstand geboten, daß die Regierungen der fahrenden Völker eine so wichtige Angelegenheit durch internationalen Uebereinkommen regeln. Oder die verschiedenen Compagnien können sich darüber verständigen, daß gewisse bestimmte Vinen auf der Fahrt von und nach Europa innegehalten werden. Dadurch würden die Gefahren eines Zusammenstoßes bedeutend vermindert und ein Dampfer, der auf See zu Schaden gekommen, wäre sicher, im Verlaufe eines Tages Schiffe anzu treffen, die ihm Hülfe bringen können. Im Durchschnitt dürfte er darauf rechnen, alle sechs oder acht Stunden einem solchen zu begegnen.

Für die Fahrt von Europa nach Nordamerika sind die Verhältnisse anders. Hier muß der Schiffer, um die Strömung und die starken Westwinde zu vermeiden, entweder viel weiter nach Norden oder viel weiter nach Süden seinen Cours einschlagen, und das Letztere wird im Allgemeinen vorzuziehen sein.

Die Jung-Ketten in Island.

Dieselben scheinen sich die böhmischen Fischer zum Vorbild genommen zu haben, indem auch ihr Sturm gegen alles Teufels laufen, dessen sie doch nicht entbehren können. Sie spielen sich überaus leiblich-national aus und manchmal kommt auch etwas Grobmannschaft zu Tage. Das ist übrigens ein Mißgeschick für sie selber, denn ihre hochgehenden Erwartungen lassen sich nicht erfüllen. Polissu sind sie in der Geschichte stets gewesen und sie werden es auch bleiben. Solche kleinen Bruchstücke von Nationalitäten, denen für actives Auftreten

Zeug und Macht steht, sind durch die Dinge selbst dazu verurtheilt, von einer größeren Rationalität, die historische Größe und eine reiche Culturwelt aufzuweisen hat, Einflüsse auf- und anzunehmen; es hilft ihnen nichts, gegen den Schloß zu leben. Entziehen sie sich der Culturgenossenschaft der Deutschen, so läßt ihnen nichts weiter übrig, als der Moskowitzismus; die Wahl haben sie frei.

Ihre Erbauungsbücher, Volkschriften und Bibelübersetzung verdanken sie den Deutschen, insbesondere den Predigern. Jetzt wollen die Jung-Eliten die bisherige Orthographie nicht mehr lassen, sondern vielerlei Abänderungen an derselben vornehmen. Zur Kennzeichnung und in Bezug auf ihre Bestrebungen entnehmen wir einem *Schreiben aus Holland* aus der „Neuen Preussischen Zeitung“ finden, das Folgende:

Den Anfang mit der neuen Orthographie hat vor zwei Jahren das Organ der Jung-Eliten gemacht. Diese haben sich aus dem letztliden Bauernstande herausgearbeitet und sind in die höheren Stände unserer Schleppeprovinzen übergegangen. Weil sie aber dort sich nicht die Stellung verschaffen konnten, welche ihrer Eitelkeit genügt, so haben sie sich zu Volkssagittatoren aufgeworfen und heßen auf diesem Wege zu dem gewünschten Ansehen zu gelangen. In dieser Eigenschaft suchen sie die Letzen gegen ihre ehemaligen Herren, die Deutschen, aufzuwachen und so einen Zwiespalt, der schon längst aufgehört hatte, wieder noch zu rufen. Das Letzenwohl, so schreiben sie, sei anfangs frei und glücklich in diesem Lande gewesen. Da seien die Deutschen gekommen und hätten ihm Freiheit und Glück geraubt. Es ist aber historisch, daß die Letzen als die Deutschen ins Land kamen, einigen russischen Stämmen tributpflichtig waren und was das Glück anbelangt so kann es auch nicht weit her gewesen sein, da die alten Letzen in beständiger Fehde unter einander und mit ihren Nachbarn lebten. Tögegen brachten ihnen die Deutschen Frieden und geordnete Zustände; und gerietten sie auch nach und nach bei den Deutschen in Leibesgenossenschaft, so war das ein Schicksal, das sie nicht allein mit allen unterjochten Völkern des Mittelalters, sondern auch mit den deutschen Bauern theilten, und die Leibesgenossenschaft war hier gewiß nicht drückender als in Deutschland, Rußland und anderen Ländern. Haben aber auch die Letzen früherer Zeiten so monche Unbill hier von den Deutschen erlitten, so haben die Deutschen durch die Freilassung der Bauern, durch Landverkauf und durch das, was die Deutschen zur Bildung des Volkes thaten und thun, längst wieder diese Unbill gutgemacht, und der Zustand unserer Bauern hier ist gewiß jetzt ein glücklicher als der vieler anderer Bauern. Doch was hilft solches Neben jenen Agitatoren gegenüber? Sie schüren die Euth unter der Mähe bis sie zur lichten Flamme wird aufgewirbelt sein und mit dem eigenen Hause, wie das bei Feuerstrahlen zu geschehen pflegt, auch andere Häuser wird verzehret haben. Freilich werden sie gegen solche Anschuldigungen aus Eristliche protestiren und sich die Mähe geben, als wollten sie nur auf dem Wege zum Ziele gelangen, daß immer mehr Letzen gebildet und in die höheren Schichten der Gesellschaft erhoben würden und auf diese Weise nach und nach in den Besitz und in die Nemter der Deutschen hineingelangen, bis gar keine Deutschen mehr im Lande sein würden. Aber auf so friedlichem Wege das Land den Letzen von den Deutschen zurückerobern, ist ganz unmöglich, weil das Deutsche in den höheren Schichten unserer Gesellschaft eine so große Macht gewonnen hat, daß Alles, was hier aus den unteren Schichten in die höheren übergeht, deutsch werden muß.“

Die Colonie Quensland.

Diese Colonie, welche den nördlichen Theil des australischen Festlandes umfaßt, trennte sich vor nun vierzehn Jahren von Neuländes und bildet seitdem ein unabhängiges Gemeinwesen. Die Regierung hat jüngst mit großer Bemühung durch amtliche Ziffern nachgewiesen, daß das Land in so kurzer Zeit großartige Fortschritte gemacht habe. Die Bevölkerung ist von 45,077 Seelen auf 133,553 angewachsen; Grund und Boden vergeben von 57,200,000 auf 123,737,000 Acres; Pferde von 36,552 auf 92,798; Hornvieh von 687,299 auf 1,200,992; Schafe von 4,533,353 auf 6,687,907; Gold von 0 auf 592,593 Pf. St.; Kupfers von 0 auf 190,000 Pf. St.; Schiffseinfuhr von 77,812 auf 148,630 Tonnen; Ausfuhr von Welle von 8,063,813 Pfund auf 17,793,393 Pfund; Talg von 1503 auf 2890 Tonnen; Baumwolle von 14,344 auf 1,488,987 Pfund; frisches und präparirtes Fleisch von 510 auf 62,695 Pf. St.; Gesamtbetrag der Einfuhren von 1,323,509 auf 2,698,934 Pf. St.; der Ausfuhr von 799,236 auf 2,698,934 Pf. St.; Einnahme von 295,286 auf 996,323, Ausgaben von 317,000 auf 805,743 Pf. St. Wir vermögen einen Nachweis über das in Quensland geförderte Ginn, von welchem aus in Neuländes beträchtliche Quantitäten gewonnen werden. — Vor dreißig Jahren war dieser Theil Australiens noch eine Wüsten. Die Zuderplantagen gewinnen mit jedem Jahre eine größere Ausdehnung.

* * *

— Die Puritaner in Nordamerika, insbesondere die in Neugland, haben auch jüngst wieder beim Congreß in Washington eine Eingabe eingereicht, in welcher sie verlangen, daß in die Bundesverfassung eine „Anerkennung des allmächtigen Gottes und der christlichen Religion“ ausdrücklich einklar werden solle. Die Commission, welche über diese Petition zu berichten hatte, erklärte diese Forderung für ganz unstatthaft. Einmal habe das allmächtige Wesen eine Anerkennung durch die Verfassung nicht nöthig und dann sei in der Zeit, da die Wäler der Republik eingehend den betreffenden Punkt erörtert hätten, noch reichlicher Unterstützung der Entschluß gefaßt worden, jene ganz überflüssige Anerkennung auszuweisen. Und was jene der christlichen Religion betreffe, so sei der Grundlag schiefgefallen worden, daß dieses Land, zu dessen Regierung damals der Grundstein gelegt wurde, eine Heimath für die Unterdrückten aller Nationen der Erde, gleichviel ob Christen oder Heiden werden solle. In dem vollen Bewußtsein der Gefahren, welche eine Vereinigung von Staat und Kirche für vielen Nationen der alten Welt gebracht, habe man mit großer Einmüthigkeit beschlossen: es sei nicht rathsam, irgend etwas in die Verfassung aufzunehmen, was bei Verlegung auf irgend eine Lehre oder ein Bekenntniß gedeutet werden könne. — Viele Geistliche halten übrigens Predigten gegen die Herrgottsconventionen und gegen die Verheiß der verdrähten Weiber“. Am eifrigsten zeigt sich in dieser Beziehung der katholische Pfarrer Edward König in Fort Wayne im Staate Indiana. Die Verheiß der Weiber, welche einen Kreuzzug gegen den Verkauf geistiger Getränke eröffnet haben, verweist er in das Gebiet des religiösen Wahnsinns; er glaube, sage er, sich darüber wohl ein Urtheil erlauben zu dürfen, da er zehn Jahre lang Vorsteher einer Irrenanstalt gewesen wäre. Dieser Betödnung sei höherer Natur und sei am besten mit einem recht selten Sturzbad zu curiren.

— Die Petroleumquellen bei Los Angeles im südlichen Californien ergeben sehr reichen Ertrag.

Inhalt: Wilhelm Lejean's Streifzüge in Sibiriens. I. (Mit vier Abbildungen.) — Die Ronqueles-Indianer auf den argentinischen Pampas. II. — Nationalität und Kirche im östlichen Congreßpolen. Von G. Vaget in Breslau. — Aus Entdeckungsfahrten in Australien. III. (Schluß.) — Die Städtenamen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Aus allen Erdtheilen: Seltene Fährten im Atlantischen Ocean. — Die Jung-Eliten in Holland. — Die Colonie Quensland. — Verschickenes. — (Schluß der Redaction 2. April.)

Berausgegeben von Carl Andre in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: G. Bieweg in Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



№ 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Wilhelm Vejean's Streifzüge in Südosteuropa.

II.

In unheimlichen Gegenden; verwirrte Zustände. — Ein mohammedanischer Geistlicher als Führer. — Die katholischen Albanesen; Polypgamie. — Das Wohnhaus eine Felsung. — Der Pfarrer von Kiri. — In der nordalbaniischen Ebene. — Blutrache und türkische Justiz. — In Scutari. — Die Fürstin der Wärditen und ihr abenteuerlicher Lebenslauf. — Zur Kennzeichnung der Wärditen. — Mädchenraub. — Heidnische Kammengrube.

Bis nach Fierendi war auf der Reise keinerlei Gefahr zu besorgen, der Weg überall sicher; auf der Strecke von Djalowa nach Scutari, welche durch die sogenannten freien Bezirke führt, wo die Türken nichts gelten, war das anders. Hier muß der Reisende unbedingt einen Eingeborenen als Begleiter haben, der ihn bis zum nächsten Dorfe führt, ihn dort empfangt und ihm einen neuen Begleiter besorgt, der dann für die Sicherheit des Fremden Bürgen ist. Wer den Schutling antastet, zieht die Blutrache des ganzen Dorfes auf sich, welchem der Bürgen angehört. Nun ging eben als Vejean von Djalowa aufbrechen wollte in dem nur eine Wegstunde entfernten Koroniza Alles brunter und drüber und auf der Straße, welche er passieren mußte, lag Butusch, wo zwei feindliche Stämme einander Schornsteine lieferten. Man rieth ihm, sich aus der kleinen Stadt Ipel (Ipelet) einige Bürgen zu holen; als er dorthin kam, fand er auch Alles in Aufruhr. Ein junger Muselman hatte ein hübsches mohammedanisches Mädchen entführt; darüber war ein Aufruhr entstanden; die Leute nahmen Partei für und wider, sie hatten eine ganze Nacht hindurch auf einander geschossen und an Todten und Verwundeten fehlte es auch nicht. Am nächsten Tage herrschte dann eine unheimliche Ruhe, in der Umgegend jedoch war es nicht geheuer.

Vejean ging mit seinem Dolmetscher Georg auf einen bewaldeten Hügel, der sich hinter der erzbischöflichen Kirche erhebt; Ipel, slavisch Petsch, ist eine religiöse Metropole der Serben. Dort oben begegnete ihnen eine große, starke Frau mit männlichen Gesichtszügen, die ihnen finstere Mide zuwarf, gleichsam als wollte sie fragen: Was habt Ihr in unseren Wäldern zu schaffen? Nehmt Euch in Acht, daß unsere Männer Euch nicht begegnen! — Ipel hat eine türkische Besatzung, die sich aber um die mörderischen Gesichte während der Nacht gar nicht gekümmert hatte; es war ihr wohl ganz recht, daß die ungläubigen Hunde einander töteten.

In Ipel war unter solchen Umständen kein Bürgen aufzutreiben; Vejean mußte nach Djalowa zurück, wo er dann deren zwei erhielt. Der eine war ein mohammedanischer Geistlicher aus der albanesischen Spitze der Kraonisch, und deshalb nützlich, weil der Weg an den beiden ersten Reisetagen durch das Gebiet sehr sanatischer, unabhängiger Indianer führte. Der Dolmetscher Georg, obwohl Katholik, hielt es hier doch für nothwendig sich für einen Mohammedaner auszugeben, für den Sohn Keschib Aga's — dessen Vater, Molab Duflein, an der großen Moschee fungirt habe — und der Gülnare. Diese fingirte Vaterchaft reichte hin,

ihm die Freundschaft des Priesters zu gewinnen, der nun aus voller Kehle über die unglaublichen Kunde loszog, welche eigentlich schon in dieser Welt massacrirt, geköpft, verbrannt werden müßten; es sei lange nicht genug, daß sie erst in der andern Welt zu nichte würden.

In Putandisch, wo man übernachtet hatte, erhielt man zwei andere Vürten bis an die Grenzen des Stammes; hier geht man über einen Bergpaß in das Thal der Balbona hinab. Als Lejean dort oben Umschau über die Gegend hielt und einen Hügel erstieg, riefen die Leute, ja nicht hinauf-

zugehen, denn wenn man ihn säße, werde er eine Kugel von unsichtbarer Hand in den Leib bekommen. An und für sich wäre ihnen das ganz gewiß gleichgültig geblieben; aber wenn den Fremden, den sie zu geleiten und zu beschützen hatten, in ihrem Versein ein Mißgeschick betraf, waren ja sie dafür verantwortlich und mußten nach Landesbrauch an dem andern Stamme Vrintrache üben wegen einer Angelegenheit, welche sie doch eigentlich nichts anging.

Am andern Ufer der Balbona ist wohlangebautes Hügel-



Junge Montenegrinerinnen.

vereinzelt stehenden Hause, das einer Festung glich. Das Erdgeschloß hatte weder Thüre noch Fenster; in den oberen Stod gelangte man vermittelt einer Leiter, die hinaufgezogen werden kann. In jener Gegend, wo die Festen nicht aufhöhen, ist jedes Haus eine derartige Burg.

Der mohammedanische Geistliche hatte sich unterwegs bei Seite gemacht, um sich an Trauben in Weinbergen, die nicht ihm gehörten, eine Gölte zu thun. Als zu Abend gegessen werden sollte, stellte er sich ein, sprach erst die Fatba aus dem Koran, dann das Meamax, Abendgebet, und der Dolmetscher Georg spielte seine Rolle meisterhaft. Am andern Tage

wurde der Reisende von Männern aus der Sippe Kraushisch bis Merturi geleitet und kam in das Gebiet einer katholischen Sippe. „Die albanesischen Katholiken gehören freilich in eine Kategorie, die sich nicht leicht beschreiben läßt. In Merturi war ich Zeuge eines merkwürdigen Vorganges. In einem Hause, wo ich ein ländliches Mittagmahl genoß, sah ich einen etwa zwanzigjährigen, fast bartlosen Vürschen, welchem seine Mutter, eine stämmige, vierstündige Albaneserin, eine derbe Straßpredigt hielt; Georg hat sie mir übersetzt. Der Knabe war bereits verheirathet und jüngst waren bald hinter einander seine beiden Brüder gestorben, die auch

verheirathet gewesen waren. Nun hatte, nach landesüblichem Brauche, der Dursch die Wittwe des verstorbenen Bruders geheirathet; das war Bigamie; aber die Wittwe des zweiten Bruders zu heirathen verweigerte er; zwei Frauen seien für ihn schon mehr als zuviel. Darüber war die Mutter höchst ungehalten; der Sohn sei kein rechtschaffener Mann, und wenn er süß, wenn er zehn verstorbenen Brüder geholt hätte, so sei es seine Schuldigkeit die Wittwen Aller zu heirathen!

In einem Dorfe ist Lejean mit vier italienischen Missionären zusammengetroffen, die den Bau einer Kirche beaufsichtigten, und in Abate, das im Thale des Schala liegt, klopfte er beim Bairaktar, Dorfschulzen oder Bürgermeister, an. Doch der Ausdruck ist unrichtig gewählt, denn Hausführer sind in jener Gegend eine Seltenheit; man gelangt, wie schon oben gesagt wurde, auf einer Leiter ins Haus. Wenn es eine Thür gäbe, so würde der Anstosende die angenehme Aussicht haben, mit einer Kugel begrüßt zu werden. Wer sich einem Hause nähert, muß auf etwa zehn Schritt Entfernung so laut als möglich rufen: „Isot, schpiti? b. h. Hausherr, bist Du da?“ Dann wird der Kopf einer Frau sichtbar; sie will sehen wer draußen ist und ein friedlicher Wanderer wird dann gut aufgenommen. Der Bairaktar bot dem Fremden Nachtlager an, dieser aber erklärte, daß er das Albanesische nicht verstehe und lieber beim Dorfpfarrer bleiben wolle. „Ich lehnte ab, weil ich mich den sieben langen Abend nicht kräftlich langweilen mochte. Die Albanesen in den Schwarzen Bergen sind in ihrer Art vortheilhafteste Leute; aber alle ihre Gespräche drehen sich um Männer, die bereits erschossen worden sind oder noch erschossen werden sollen. Vergleichen läßt sich ein paarmal recht gut mit anhören, dann aber hat man genug davon. Der Bairaktar gab mir einen Führer, der mich zu dem etwa eine halbe Stunde von ihm entfernt wohnenden Pfarrer geleitete; er selbst wollte nicht mitgehen, weil zwischen ihm und einem Nachbar eine Blutsühne noch nicht ins Reine gebracht war!“

Der Weg bis nach Kiri war sehr beschwerlich, und die Pferde hatten ihre liebe Noth vorwärts zu kommen auf den jäh ansteigenden und abfallenden Pfaden; ein Gleiches galt von der Kuh, welche der Pfarrer nach Kiri brachte, um sie dort zu verkaufen; sie repräsentirte ein halbjähriges Gehalt für seine geistlichen Bemühungen! Abends war man endlich

aus den Schluchten heraus und kam bei Mondschein an eine ganz stattliche Wohnung; dort war nur eine alte Frau, welche das Haus bewachte, die Männer befanden sich mit ihren Herden im Waldgebirge. Lejean mochte sich um seinen Preis entschließen, unter Dach und Fach zu schlafen, denn die in Unzahl vorhandenen braunen Insekten hätten ihm sicherlich keine Ruhe gegnät; er wies deshalb den Dolmetscher an, ihm das Lager unter freiem Himmel zu bereiten. Darüber schrie die alte Frau laut auf; der Gast dürfe nicht im Freien bleiben; die Männer hier im Orte lägen in

Blutsühne mit denen von Kiri; die letzten freilich manchmal Nachts umher, und es sei möglich, daß sie über den Pfahlszaun hinüberschießen würden, ohnehin wäre es ja mondbell; wenn aber dem Gaste etwas zu Feinde geschehe, dann hätten ihre Mäner und ihre Söhne noch eine neue Blutrache zu üben und sie hätten deren ohnehin schon mehrere auf dem Hals! Der Reisende ließ sich indes nicht irre machen, hatte einen vortheilhaften, ungestörten Schlaf, war am andern Mitttag in Kiri, wo er nur etwa eine Stunde verweilte und sich dann, von nun an ohne Würger, nach dem nur noch etwa zehn Stunden entfernten Scutari auf den Weg machte.

Nachdem er den Bistassipahs überschritten, gelangte er nach lange tiefe Schluchten an die Ebene, in welcher diese Hauptstadt des nördlichen Albanien liegt. Uebernachtet wurde in dem hübschen Dorfe Kiri bei einem albanesischen Priester, der Italienisch sprach, und am andern Tage unter mächtigen Wäldern gefrühstückt. Unweit von diesen lag ein Haus in Trümmern; weshalb? Vor einigen Monaten hatte Esad Pascha von Scutari fundgethan, daß der Lufzug mit der Blutrache und den vielen Blutsühnen gar zu arg geworden sei und nicht länger geduldet werden solle. Von nun an sei für jede Mordthat nicht bloß der Mörder, sondern je des Mitglied seiner Familie verantwortlich; seine Angehörigen würden eingesperrt oder in die Verbannung geschickt, ihre Häuser niedergerissen, ihr Hab und Gut solle confiscirt werden. Die Notabeln in den Städten billigten diesen Traktat, die auf dem platten Lande dagegen nicht und die Mäurer im Gebirge klammerten sich natürlich gar nicht um denselben. Nun wurden in der Ebene fast gleichzeitig zwei Mordthaten verübt, die eine in Taifch von einem Katholiken, die andere in Koplika von einem Mohammedaner. Die Mörder waren entflohen und nun wurde gegen die Familie des Christen mit aller Strenge vorgegangen; der Pascha

www.libtool.com.cn



Ade R

Alte Frau bei Kiri.

ließ dessen Frau und Schweftern sofort einsperren, das Haus wurde niedergeissen, alle Habe verkauft und dann führte man die Unglücklichen weit hinweg in die Verbannung nach Bulgarien. Als in ähnlicher Weise in Koplita gegen die Angehörigen des Mohammedaners vorgegangen werden sollte, erhob sich das ganze Dorf und trieb die türkischen Gendarmen fort; dann kamen zwei Compagnien Fußvolk, das Haus wurde demolirt, aber die Frauen blieben unbehelligt; sie hatten im Harem eines Nachbarn Schutz gesucht und das Harem ist unantastbar.

In Zentari verweilte eben (1867) die Fürstin der Wirbitten, um sich beim französischen Consul über allerlei Dinge Auskunft und Rath zu holen. Lejean lernte die 67-jährige Dame kennen und erfuhr allerlei über ihren Lebenslauf. Sie war, wie alle Frauen der mirbitischen Edelen, von mohammedanischen Eltern, war von einem Wirbitten entführt oder geraubt, dann getauft und an den Fürsten Nikolas verheiratet worden. Dieser hatte im Jahre 1829 im Kriege gegen die Russen sich ausgezeichnet; nachdem er in seine mirbitische Heimath zurückgekehrt war, wurde sein Vetter, der schwarze Alexander, an ihm um Mordanschlag verurtheilt. Die Wittve verlor ihre Zeit nicht mit Wehklagen, sondern eröffnete mit der Familie des Veters sofort ein *Conto courant* von Nordthoren, das erst dann zum Mißlaufe kam, als auch der schwarze Alexander und dessen beide Söhne von Kugeln durchlöchernt am Boden lagen. Nun war wieder freie Bahn; der minderjährige Sohn Vîb Doba wurde ohne Widerstand als Fürst anerkannt. Aber Alexander's Verwandten und Freunde trachteten der resoluten Wittve unablässig nach dem Leben, und diese mußte sich mehrere Jahre in einer Höhle verborgen halten, wofür sie nur dann und wann und immer nur in der Dunkelheit zu verlassen wagte. Vîb Doba hatte geheiratet, war aber sehr betrübt darüber, daß die Ehe kinderlos blieb; wenn er sich scheiden ließ, dürfte er als Katholik doch nicht wieder heirathen. Die Fürstin-Mutter brachte die Dinge auf ihre Art schnell ins Reine; sie nahm eine Sklavin und schloß die Schwiegerkinder todt. Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden.

Lejean erzählt, wie er mit dieser jedenfalls interessanten Frau verkehrte. Sie wohnte in einem großen, massiven Hause, das halb wie eine Festung, halb wie ein Kloster ausah; den albanischen Aristokraten gefallen uns derartige Wohnungen. Bei ihr war der zukünftige Fürst der Wirbitten, ein Knabe von etwa dreizehn Jahren, welcher die Schule in Zentari besuchte; seine etwas ältere Schwester, Häulein Davidis, ein sanftes, bescheidenes Mädchen, war europäisch gekleidet. Ihre Mutter, „die schredliche Alte“, stand in hochvergrähten Jahren, hatte aber noch sein weißes Haar, das sie wie brandroth, das Auge graublau; sie war in mirbitische Tracht gekleidet. Sie bemühte sich, annehmlich zu sein, aber in ihren Augen lag ein Ausdruck von Wildheit, und sie war überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, die man nicht wieder vergißt.

Die Wirbitten sind unter den Stämmen Albaniens der mächtigste. Ihren Ueberlieferungen zufolge stammen sie von einer Dirtenfamilie ab, welche auf dem Sofrisgebirge in der Nähe von Tisafona wohnte. Nach dem Tode des Stammvaters theilten seine drei Söhne das geringe Erbe. Der älteste bekam den Sattel (albanisch *eshala*), der zweite ein Sieb (*eshoshi*), der jüngste aber wurde mit einem spitzen Stab abgetheilt; als seine Weiber ihn verließen, sagten sie Mir Dita, d. h. guten Tag. Von jenen dreien führen die Stämme der *eshala*, *eshoshi* und *Wirbitten* her; der letztere ist dermaßen emporgewachsen, daß er nun dreimal so stark ist als die beiden anderen zusammengekommen.

Die Wirbitten haben sich in den siegreichen Schlachten Stanberg's ausgezeichnet; nach dem Tode dieses epirotischen Nationalhelden waren sie schon stark genug selbst in jener Zeit, wo die Sultane so mächtig waren, den Türken Respekt einzufußeln; sie dürfen das Gebiet der Wirbitten nicht betreten und diese sind keiner Conscriptio unterworfen, sie stellen im Kriegsfall nur Freiwillige. Aber die verschiedenen albanischen Stämme liegen, wie schon bemerkt, unablässig unter sich und mit den benachbarten Mohammedanern in Fehde.

Ein mirbitischer Edelmann möchte heiraten; er überlegt, in welcher mohammedanischen Familie er ihn possendes Mädchen vorhanden sei, ladet seine Freunde zu einem *Unternehmen* ein, entführt die Schöne, bringt sie zu seinem Gesithen, wo sie in derselben Stunde getauft und mit dem, welcher sie geraubt, getraut wird. Sie fügt sich bald und geru in die neuen Verhältnisse. Ihre Familie nimmt allerdings den Mädchenraub nicht ruhig hin; der Ehrenpunkt verlangt, daß einige Kulte fürger gemacht werden und die blauen Lohren ihre Schulpflicht thun; hinterher aber gleich man die Sache so oder so anse; man ist ja beiderseits von guter Familie und Christen und Mohammedanern unarmen und vertragen sich bei einem Zwelgale.

Reichlich der vierte Theil des heutigen Königreichs Griechenland ist durch Albanen besiedelt worden, welche auch dort vielen ihrer heimathlichen Sitten und Gebräuche treu geblieben sind. Der früher oft genannte General Krivas, der unter König Otto das Amt eines Gubernals bekleidete, war ein echter Anant und hatte sich auf sehr mirbitische Weise seine Frau erraubt. Wenn er in seinen alten Tagen mit ihr in eine Irzeng gerieth, pflegte er wohl zu sagen: „Wie dumm ist mau doch in der Jugend! Habe ich fünf Menschen todtgeschossen, um mir solch eine Frau zu holen!“

Lejean fand auf seinem Streifzuge ins Wirbittenland keinerlei Schwierigkeiten, so lange er sich in den Gegenden befand, welche unter dem Einflusse der Familie Doba stehen; man beziehet diese Districte als die *hâuf Bannet*. Sehr Vieles bei den albanischen Gegendbewohnern trägt noch einen, im wissenschaftlichen Sinne genommen, antiken Charakter. Abgesehen von dem griechischen Kreuz auf den Kirchen und der Kulte im Wandel, welche schon der Knabe vom zwölften Jahre an trägt, scheint das Volk seit dem Tode des Herodot's sich kaum verändert zu haben.

Die Nachkommen der alten Thracier ließen sich einem christlichen Anstrich gefallen, der sie ja gar nicht hinderte, nach wie vor ihren alten Sitten und Gebräuchen zu folgen und in späteren Zeiten wurde das Kreuz der Gegenpart zum Halbmond. Die Türken werden von ihnen gründlich verachtet. Jener Hirtin überzieht aber die Oberfläche nur sehr dünn und seit dem Tode des Seutes oder Überselbes hat sich nicht viel geändert, nicht einmal in der Nahrungsgewohnheit. Lejean fand nur sehr wenige rein christliche Namen und am wenigsten bei den Frauen, dagegen aber sehr viele heidnische. Tapfere Krieger haben Vornamen wie Vîb oder Vîepuri; das letztere bedeutet Hase, das erstere Truthahn (— vielleicht Flauhahn? denn der Truthahn ist ja erst nach der Entdeckung Amerikas, im sechzehnten Jahrhundert, in Europa verbreitet worden —). Mädchennamen sind nicht jüdisch, wie bei anderen Christen, sondern national und haben Bedeutung, z. B. Kutscha, Granatblüthe; Vîetscha, Bergweise; Sül, Blume. Diese Namen sind dem römischen Martyrologium fremd; die italienischen Missionäre sind aber auf ein Auskunftsmittel verfallen, um diese „obtinaten Heiden“ christlich beizukommen. Hier ein Beispiel. Ein Vater bringt sein Kind zur Taufe; er nennt das Mädchen Vîetscha, d. h. wörtlich Bergweise, das bedeutet also einen Gegenstand,



Ein türkischer Gendarm. Knaul.

welcher einem Albanesen überaus lieb und theuer ist. Der Freidiger aber schreibt ins Kirchenbuch nicht Vließtsa, sondern Sylvia, wogegen dann auch nichts eingewandt wird; statt Sil schreibt er Flora oder Florina; Frös, auch ein Mädchennamen, der zugleich Freitag bedeutet, wird mit Veneranda übersetzt.

Lejean hat erfahren, daß in Albanien die Blutrache im Jahre durchschnittlich dreitausend Opfer erfordert. Das Wort Djad, Blut, bedeutet auch Vendetta, bildet gewissermaßen das Hauptwort in der ganzen Sprache und der Fremde vernimmt es sichtlich sogleich, wenn er das Land betritt. Durch Gewöhnung an Krieg und Freche von Jugend an sind die Albanesen zu Märdern von Stahl und Eisen geworden, die im ganzen Oriente gefürchtet werden. Sie

machen sich aus ihrem eigenen Leben so wenig wie aus dem anderer Leute. Vergleicht man den Albanesen mit dem Montenegriner, so achtet auch dieser das Leben gering, er weiß aber, wofür er stirbt: für Vaterland, Glauben, Freiheit. Wenn der Albanese ins Feuer geht, legt er seine besten Kleider und allen Schmuck an, welchen er besitzt; der Montenegriner dagegen sein allergeringstes Kleid; wenn jener bleibt, findet der Feind reiche Beute, wenn dieser, nichts was des Aufhebens werth ist.

Von der hier geschilderten Art sind auch diejenigen Albanesen, welche im osmanischen Asien vielfach als Gensarmen, Saptich, verwandt werden. Unsere Illustration (S. 277) veranschaulicht sehr gut, in welcher Weise ein solcher Arnaout angethan ist und bewaffnet ist.

Die Zigeuner.

Sie sind, wie Jedermann weiß, recht eigentlich kosmopolitische Vagabunden; von ihrer indischen Heimath aus haben sie sich über ganz Europa und Theile von Asien verbreitet, in Nordamerika finden wir sie gen Südwesten hin bis Texas, nach Westen hin bis Californien und Oregon. Ueberall bewahren sie ihren Racentypus, so daß man sie auf den ersten Blick erkennt, und auch ihre physische Anlage bleibt absolut unverändert. Sie haben, so lange man sie kennt, nicht ein Atom von „Umwandelung“ erfahren und auf „Selection“ haben sie sich niemals eingelassen. Was die Natur ihnen ein für allemal immanent gegeben hat, das bewahren sie permanent.

Wir haben eine ausgedehnte Literatur über diese Zigeuner. Es ist das Verdienst eines Deutschen, Grellmann in Göttingen, zuerst eine gründliche, umfassende Arbeit über sie vor nun länger als achtzig Jahren geliefert zu haben; auf die Sprache ist Grassander zuerst näher eingegangen. Vott in Halle ging dann mit seinem stupenden linguistischen Wissen näher auf diesen Gegenstand ein. Ueber die Gitanos in Spanien und die Gips

sies in England haben wir von Borrow ganz unübertreffliche Schilderungen. Die deutschen Zigeuner kennt Niemand besser als der Criminalrath Viebig in Coblenstein.

Noch das mir beiläufig. Wir wollen erwähnen, daß Franz Willson sich in Wien eine ausgezeichnete Arbeit über die Zigeuner Europas geliefert hat (1873), die auch schon von A. Hovelacque in der „Revue d'Anthropologie“ erörtert worden ist. Willson erörtert die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner. Ihre Sprache ist verwandt mit sieben neindischen Idiomen: Hindi, Rajstani, Pundjabhi, Sindhi, Guzerati, Bengali, Drissi.

Es ist nicht genau nachgewiesen, wann sie ihre indische Heimath verlassen haben, ob, wie Einige meinen, schon um die Zeit von Christi Geburt oder auch schon früher; gewiß ist, daß die erwähnten sieben resp. acht Sprachen sich in Indien unter analogen Verhältnissen und Bedingungen entwickelt haben. Der Ausgang der Zigeuner muß in eine Zeit gefallen sein, da jene Sprachen oder Mundarten sich schon gebildet hatten, also um etwa 1000 nach Christus.

Auf ihrer Landstreicherbahn haben die Zi-



Zigeuner aus Bulgarien.

geuner unterwegs in allen Gegenden sprachliche Zuthaten sich angerignet, insbesondere für Gegenstände, die ihnen in ihrer Heimath unbekannt waren. Diese Zuthaten zeigen uns, welche Länder sie auf ihren weiten Zügen durchstreiften, z. B. Persien und Armenien, wo sie längere Zeit verweilt haben. Als sie Europa betraten, kamen sie zunächst in Gegenden, wo allgemein Griechisch verbreitet war und so laun man bei den Zigeunern in allen Ländern Europas griechische Ausdrücke nachweisen. Daß sie im Jahr 1417 in unserm Erdtheile vorhanden waren, unterliegt keinem Zweifel; Mitosch nimmt

an, daß das schon weit früher der Fall gewesen sei. Im griechischen Sprachgebiete haben sie sich längere Zeit aufgehalten; sie haben dort den Artikel *o, i* angenommen, welchen die neuindischen Sprachen und die asiatischen Zigeuner nicht kennen. Wir haben die Notiz eines Franziskanermönchs aus dem Jahre 1322, die nur auf die Zigeuner Anwendung finden laun; schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts kommt ihr Name vor. Man begegnet ihnen auf Kreta 1322, auf Korfu 1346, in der Walachei 1370.

Die verschiedenen Völker haben sich diesen überall unwill-



Zigeunerin aus Bulgarien.

kommenen Gästen gegenüber auch sehr verschieden verhalten. Der Türke läßt ihnen eine gleichgültige Behandlung angedeihen; der Albanese verachtet sie und mag sie gar nicht leiden; bei den Walachen und Magyaren befinden sie sich wie zu Hause, und das ungarische große Städtchen, oder sollen wir sagen die Dorfstadt, Debreczin wird als ihre Hauptresidenz betrachtet. In Rußland sind sie zahlreich; auch bei den Polen und Ruthenen leben sie gern. Der Franzose sucht sich ihrer, wo er laun, zu entleiben, in Deutschland werden diese „Tatern“

nur mit Widerwillen angesehen; Spanien aber gilt ihnen für ein Paradies. In Großbritannien sind sie nicht zahlreich. Mitosch theilt die europäischen in dreizehn Gruppen.

1. Griechische. Im osmanischen Reiche beträgt ihre Zahl (natürlich annähernd) 107,000 Köpfe; davon sind nur etwa 2600 anständig. In Serbien betonen sie sich — immer nur äußerlich, wie überall — theils zum Christenthum, theils zum Mohammedanismus; in den Städten dort sprechen sie auch serbisch.

2. Rumänische. Ihre Sprache ist so vielfach mit griechischen Wörtern versetzt, daß man annehmen muß, sie seien nach der Walachei und Moldau aus griechischem Sprachgebiet gekommen. Sie treten, wie schon angegeben, um 1370 auf. Das Gesetz von 1856 hat sie für frei erklärt; sie zählen etwa 200,000 Köpfe, und 2500 in der Bukowina.

3. Ungarische. Diese kamen aus Griechenland und der Walachei, wann, ist unbestimmt, aber im Jahr 1417 waren sie da.

4. Mährische und böhmische; kamen aus Ungarn.

5. Deutsche; aus verschiedenen Gegenden gekommen, 1417.

6. Polnische und lithauische. In Polen treten sie 1501 auf; viele Bemühungen sie auszutreiben waren vergeblich; 1791 machte man Versuche, sie zu einem festhaften Leben zu bringen. Auf Polen rechnet man etwa 15,000, auf Lithauen 10,000 Köpfe, was vielleicht zu hoch angenommen ist.

7. Russische. Im Jahre 1834 mehr als 40,000 Köpfe, wovon über ein Drittel auf Bessarabien entfällt.

7. Finländische.

8. Skandinavisches; in Schweden sind sie schon im ersten Drittel des funfzehnten Jahrhunderts aufgetreten.

9. Sclavonische.

10. Slavische; es ist nachzuweisen, daß sie seit 1534 in Nordspanien sind.

11. Spanische; 1447 schon in Barcelona; in catalonischen Ländern werden sie für Griechen gehalten. Im Jahre 1499 wurde ihnen geheißen sich in Städten anzusiedeln oder binnen sechzig Tagen das Land zu verlassen. Im Jahre 1633 verbot man ihnen, sich Gitanos zu nennen und ihre Sprache zu reden. Ueberhaupt haben sie in Spanien schweren Druß erfahren; sie sind aber da und bleiben.

12. Französische. Eigentlich nur in Vorbringen.

13. Englische und schottische; seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

Die Ranqueles-Indianer auf den argentinischen Pampas.

III.

Die Religion der Ranqueles deutet schon auf eine nicht allumwiegende Culturlage. Sie kennen einen guten und einen bösen Gott; den ersten nennen sie Guahauentru, der große Mann, oder öfter Guahao, Altvater; sie sagen von ihm, er sei allgegenwärtig, unsichtbar und untheilbar, er sei sehr gut, und es sei Pflicht ihn zu lieben. Der böse Geist ist der Guahicu, welchem sie nicht, wie die Christen es zu thun pflegen, eine Form geben. Sie bezeichnen hiermit vielmehr ein böses selbstwilliges Princip, und fürchten es und verehren es, um es zu beschwören, mehr als den guten Gott. Jedes körperliche Uebel, jedes Mißgeschick, jeder Todesfall wird dem Guahicu zugeschrieben, den man durch Opfer von Pferden, Stuten, Kindern, Ziegen und Schafen zu versöhnen sucht. Wenigstens muß dieses Opfer einmal jährlich dargebracht werden. Sie haben keine Tradition, daß ihre Vorfahren je Menschenopfer darbrachten. Nur die alten Frauen machen hierin eine Ausnahme; kommt in einer Familie ein Todesfall vor, und befindet sich in derselben eine alte Frau — mag sie Weibsterin oder Sklavin sein —, so wird sie gemüthlich geopfert. Es geschieht dies nicht öffentlich, sondern der Hausvater sucht sie heimlich abzuschaffen und schenkt sie dann mit einem Vesserschnitt der Welt. Ist die alte Frau nun gar die Schwiegermutter des sturfbegierigen Familienvaters, so geschieht das Opfer mit ganz besonderm Euflo, denn die Indianer glauben, daß der Guahicu ein specielles Vergnügen daran finde, in dem Körper solcher Frauen seinen Sitz aufzuschlagen. Es ist deshalb auch Sitte, daß die Schwiegereltern ganz getrennt von den Schwiegerknechten leben und sich gegenseitig weder berühren noch ansprechen dürfen.

Dem guten Gotte werden nur Trankeopfer dargebracht; der Indianer unterläßt es selten, vor dem Trinken einige Tropfen zu verschlucken, die dem Guahao geweiht sind.

Auch ist es Sitte bei ihnen, den guten Gott nicht in Congregationen sondern inöheim anzubeten. Der Indianer geht allein in den Wald, und nur wenn er vollkommen sicher ist, daß kein menschliches Auge ihn beobachtet, theilt er sich

seiner Gottheit mit. Sie haben keine Priester. Sie glauben an ein anderes Leben in Form einer Seelenwanderung. Die Vesseren, d. h. bei ihnen die Reichen, sollen im Silden des Rio Negro anerssehen. Damit dem Toden im andern Leben nichts fehle, begraben sie ihn mit seinem besten Pferde sowie mit seinen silbernen Kleinodien. Auch Pferde, Kühe und Schafe werden auf den Gräbern geopfert.

Die Gräber werden heilig gehalten, und keine Handlung gilt den Indianern für verabscheuungswürdiger als die Grabhändung.

Die tägliche Beschäftigung der Männer besteht in dem Einreiben ihres Viehes, dem Zähmen von Pferden und der Straußen- und Guanacojagd, deren Hebern resp. Helle sie zum Eintausche verschiedener Vorrathartikel von Händlern gebrauchen. Aber jede dieser Beschäftigungen muß zur Eile stehen, wenn von einem Einfall in das Land der Winacas die Rede ist. Die besten Pferde werden dazu ausgerüstet, die Lebensmittel in tragbarer Form, gewöhnlich Charqui (gebröcktes Fleisch), zubereitet; es werden Knudschäfer vorangeschickt, und eine solche Schlauchheit entwickelt die Rothhäute auf diesen Zügen, daß sie selbst das Haltenauge des Guahao täuschen, und man sie erst spürt, wenn sie viele Leguas im Rücken der argentinischen Forts die Chancas oder kleineren Orte der Argentinier plündern. Finden sie Widerstand, und können sie diesen überwinden, so zeigen sie sich sehr grausam und tödten dann die Männer und älteren Frauen, während sie die Kinder und junge Frauen mitschleppen. Ergiebt sich dagegen der Grenzgewohner in das Unvermeidliche und versucht keinen Widerstand, so begnügt sich der Wilde mit dem Raube und seinen Gefangenen, und läßt die Männer unangefochten. Aber sie müssen Alles lassen, und selbst das Heub wird ihnen vom Viebe gezogen. Die Bewaffnung der Indianer besteht aus langen Vaxen und zuweilen erbeuteten oder eingekauften Carabinern.

Das Schicksal der Gefangenen ist ein sehr trauriges. Sie werden vollkommen als Sache behandelt, und der

neue Eigenthümer hat Gewalt über Leben und Tod. Die Frauen dienen dem Willen zum Zeitvertreib, bis er ihrer überdrüssig wird und sie dann an Stammesgenossen oder andere Stämme, selbst den chilenischen Krautianen, verkauft. Geschieht dieses nicht, so werden sie zum Hüften des Viehes und den niedrigsten Hausleistungen verwendet. Die Lage der Armen verflümmert sich ungemein durch den Haß der indianischen Weiber. Es ist selten, daß ein Indianer sich mit einer weißen Frau formel verheirathet, d. h. sie in die Reihe seiner legitimen Concubinen aufnimmt.

Die argentinische Regierung sowohl wie Privatpersonen senden zuweilen Expeditionen nach den *Indios*, um die Gefangenen auszulösen. Eine Menge Unglücklicher werden auf diese Weise befreit, aber häufig kommt es auch vor, daß die gefangenen Frauen, ihrer Kinder wegen, welche die Indianer unter keinen Umständen ausliefern, das Elend einer endlosen Sklaverei der Freiheit vorziehen.

Handel, Gewerbe und Ackerbau der Indianer sind noch sehr primitiver Art. Sie handeln mit den Indianern der süßlicheren Stämme, mit den Krautianen, sowie mit den chilenischen und argentinischen Händlern, die ihr Land von San Luis aus zuweilen besuchen. Seltener kommen sie zum Zweck des Einkaufens selbst nach Villa Mercedes, San Luis oder Rio Cuarto. Ihren Stammesgenossen verhandeln sie gegen Pferde, Vieh oder Pampasstoffe die bei ihren Auszügen gegen Norden gefangenen Sklaven. Den Krautianen verkaufen sie auch ihr eigenes Vieh. Die weißen chilenischen und argentinischen Händler bringen ihnen Silber, Branntwein, Wein, Yerba-Maté, Zucker sowie einige Stoffe und fertiges Zeug, vorzüglich Flanellhemden, selten Schusswaffen und Pulver, da deren Verkauf an die Willen von der argentinischen Regierung verboten ist. Dagegen geben sie Häute von Kindern, Schafen, Guanaco's, Silberlinsen und Straußenfedern, oder auch Silbermünzen, welche sie als Vögel der Gefangenen bekommen haben. In ihrem eigenen Verkehr *coursiert* kein Geld.

Ihr Gewerbe beschränkt sich auf das Weben der Pampasstoffe, die zu ihrer Kleidung, Ponchos, Bindas etc., verwendet. Sie verfertigen dieselbe aus Schafwolle, und die Gewebe sind so dicht und regelmäßig, daß sie auch von den argentinischen Landbewohnern gern getragen werden. Es ist dieses nur die Arbeit der Frauen. Sie färben die Stoffe auch sehr hübsch mit Farben, die sie aus Pflanzen zu bereiten verstehen. Die Indianer sind außerdem ganz geschickte Silber Schmiede; der *Kajite Ramon* ist in dieser Beziehung wegen seiner Geschicklichkeit bekannt. Die Geräthe sowie das rothe Silber beziehen sie von den chilenischen Händlern und verfertigen den schon oben erwähnten Schmuck ihrer Frauen, sowie ihr silbernes Pferdegeschirr, welches sie sehr lieben. Daselben — zuweilen zwei Zoll breit —, Brust- und Bauchriemen werden mit bledem Silber belegt, ebenso die Ägel und der Sattel vorn und hinten mit Silberplatten beschlagen; die Steigriemen werden durch ein silbernes Rohr gezogen, die Ägel bestehen aus massivem Silber. Ein solches Pferdegeschirr mit den obligaten großen silbernen Sporen kostet nicht weniger wie 300 bis 500 spanische Thaler und wird nur von den *Kajiten* oder sehr wohlhabenden Indianern benutzt. Ueberhaupt ist der Sattel nur ein von den Gaucho's importirter *Puñal*-artikel; gewöhnlich reiten die Indianer sattellos. Dagegen brauchen sie allgemein eiserne, von den Händlern importirte Gabeln.

Gier auf und auf das Schnigen hölzerner Teller und kleiner roher Handgeräthe sowie auf das Verfertigen ihrer Langen, deren Schaft aus Rohr und deren Spitze aus im-

portirtem Eisen besteht, beschränkt sich ihr Gewerbeleib. Das Weben des Leders verstehen sie nicht, und das Riemenzeug ihrer Pferde sowie ihre *Puños* (Wurfschlingen) fertigen sie aus ungegerbtem oder mürbe geriebenem Leder.

Ihr Ackerbau beschränkt sich auf den Maisbau, der in sehr kleinem Umfang von den männlichen Gesungenen und auf die Weize der argentinischen Bauern betrieben wird.

Die Indianer besitzen eine ausgedehnte Rindvieh- und Schafzucht; sie verkaufen große Herden an die araufanischen Indianer, und versehen sich dann selbst wieder auf einem Raubzuge gegen die argentinischen Grenzbesitzer. Da sie das Rindvieh gegen die ihnen nothwendig gewordenen *Puñal*-artikel auszutauschen vermögen, so konsumiren sie es ungern selbst und ziehen zu diesem Zweck das Stutenfleisch vor. Sie fangen trefflich für ihr Vieh und schenken keine Mühe, um denselben guten Weidgrund zu sichern. Der Stier ist ihr besonderer Liebling, und sie betrachten ihn als Sinnbild der Stärke und des Muthes, Eigenschaften, die sie allen anderen geistigen oder körperlichen Vorzügen voranstellen. Als der *Kajite Mariano* einst eine seiner Frauen kühnigen wollte, bekam er von seinem ältesten, zehnjährigen Sohne einen Messerschnitt, der ihn aber nur streifte. Der *Kajite* war so entzückt über den Muth seines Söhnchens, daß er seine frühere Wuth vergaß und ausrief: „Welch' hübsches Stierchen, Welch' hübsches Stierchen!“ Ebenso ist bei ihnen ein besonderes Compliment, wenn sie dem ankommenden Gaste zurufen: „Welch' ein großer Stier!“

Beim Schlachten des Viehs gehen sie nicht mit unnütziger Grausamkeit zu Werke, worin sich der argentinische Grenzbesitzer so sehr hervorthat. Sie betäuben das Thier durch einen Schlag mit den *Voladores* (steinernen Wurfschlägen) und durchschneiden ihm dann die Kehle.

Die Viehlingezucht der Indianer bildet jedoch das Pferd; sie verwenden große Sorgfalt auf seine Züchtung, und sie gelingt ihnen besser als den Gaucho's. Erreichte Indianer-Pferde werden an der Grenze höher wie die eigener Zucht geschätzt. Die Art der Indianer das wilde Pferd zu zähmen ist folgende: — Man bindet es mit einem kurzen und starken Stricke an einen Pfahl, und löst es einige Tage stehen, damit es sich an die Knechtschaft und neue Umgehung gewöhne. Man sucht es dann zu streicheln und vertraut zu machen. Gelingt dieses nicht, so wird ihm so lange das Futter entzogen, bis es die Schen verliert und die Nähe des Menschen sowie seine Viehsorg umdudet. Auch diese Periode dauert mehrere Tage; das Thier wird dann ausgezäumt und gestalltet, aber nicht bestiegen, sondern man löst es wieder einige Tage ruhig stehen. Will sich die Schen noch nicht legen, so wird wieder zur Einstellung des Futters gegriffen, und das Pferd kann nach wenigen Tagen mit Sicherheit bestiegen werden. Ein Pfiffal wird durch Hunger, aber nie durch Züchtigung corrigirt.

Der Indianer auf der Wandschaft steigt selten ab. Es ist für ihn die natürlichste Sache, den Rücken des Pferdes zu seinem Lager zu machen. Der Sals wird als Kopfkissen betrachtet und die getrunzen Beine des Reiters werden über die Schenkel gelegt; hundenlang schlafen sie auf diese Weise. Selbst total betrunken ruhen sie in dieser Lage auf dem Rücken des Pferdes; der Instinct des Gleichgewichts verläßt sie auch in diesem Zustande nicht, und das Pferd ist so sanft und vernünftig, daß es mit seinen Bewegungen dem Zustande seines Herrn vollkommen Rechnung trägt. Pampasam und vorsichtig, jede rasche Bewegung vermeidend, sucht es das Ziel des Reiters zu erreichen. Der Indianer braucht fast nie, außer bei der Züchtung, die den Gaucho's unentbehrlichen Hensilien, wie *Manca* (Reinseffel), *Puñal* oder

Casebro (Palfter), mit denen jener dem alleinstehenden Thiere die Füße fesselt oder es sonst fesselt.

Die Indianer sind sehr gute und verwogene Reiter; bei ihren Festlichkeiten vollführen sie Kunststücke, die einem Kunstreiter zur Ehre gereichen würden; sie galoppiren, auf dem Rücken des Pferdes stehend, und wissen bei ihren Attalen in Carriere den Körper zur Seite des Pferdes so zu verbergen, indem sie an einem Bein über dem Rücken des Pferdes hängen, daß man in verhältnißmäßig kurzer Entfernung nur eine Ferde reitender Pferde zu sehen glaubt. Schon oft hat sich der Gaudo auf diese Weise täuschen lassen.

Mit dem Lajo und den Voleadores weiß der Indianer außerordentlich gut umzugehen. Die Voleadores schleubert er auf große Entfernungen und dieselben sind auch eine seiner Hauptwaffen im Kriege und auf der Jagd. Er hat deren zwei Arten. Die eine besteht aus drei faustgroßen mit Leder überzogenen Steinen, die an goldbide und drei Fuß lange

leberne zusammenlaufende Stride befestigt werden. Sie nehmen den kleinsten der drei Steine in die Hand und indem sie die anderen über dem Kopfe rasch drehen, werfen sie die Bolas bis zu einhundert Schritt ab. Die zusammengehenden Steine verwickeln sich mit den Striden derart um Körper oder Beine des Opfers, daß an ein Entkommen nicht zu denken ist. Die andere Art der Voleadores besteht aus einem einzigen Stein und einem drei Fuß langen Strid; auch Eisen und Blei werden anstatt der Steine benutzt und diese Bola werfen sie im Handgemenge ohne den Strid loszulassen. Diese Voleadores sind eine Urwaffe der Indianer, während der Lajo (Lasso) von den Spaniern gleichzeitig mit dem Pferde eingeführt wurde. Ebenso war jenen vor Ankunft der letzteren die Lanze unbekannt; sie bedienten sich der Wurfspieße, deren sie sich jedoch heute kaum noch erinnern.

Douglas Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

I.

A. Am 29. September 1873 hat die von der Regierung Indiens ausgestattete Mission nach Ostturkestan, die Hauptstadt von Ladakh, verlassen; nachdem sie Schwierigkeiten aller Art überwunden, erreichte sie Jarkand am 8. November, verweilte dort einige Wochen und hielt am 9. December in Kaschgar freierlichen Einzug. Der Empfang war glänzend und der von den Engländern beabsichtigte Erfolg ist da.

Wenn wir die im Verlaufe der letzten Monate nach und nach aus Sibirien und Centralasien zu uns gelangten Berichte im Zusammenhang übersehen, so gemahnt uns manches an die Schilderungen, welche Reisende im Mittelalter, wie Marco Polo, Rubruquis (Ruybroet) oder Odierich, von Orten aus entworfen haben und wir finden, daß Vieles, auch unter ganz veränderten Verhältnissen, in jenen Regionen geblieben ist, wie es seit vielen Jahrhunderten gewesen. Die politische Stellung der innerasiatischen Länder ist freilich in unseren Tagen eine völlig neue geworden; sie sind von Norden wie von Süden her europäischen Einflüssen ausgesetzt, welche sie platterdings nicht mehr abwehren können. Der Handel eröffnet sich immer weitere Bahnen und die drei Chanate im westlichen Turkestan sind zu Vasallen des Zar Moskow geworden. Chokand, Buchara und Chirwa haben sich dem Willen desselben unbedingt zu fügen und seine Vorposten stehen in den Thälern und auf den Pässen des Thian schan, des Himmelsgebirges, in dessen Süden sich die weite Ebene Ostturkestans ausbreitet (der Kleinen Bucharei, Altischir), welche man heute auch wohl als Kaschgarien bezeichnet. Dieses Gebiet, Dschagatai, ist auf drei Seiten von Hochgebirgen umschlossen; nach Osten hin verläuft es in die spärlich bewohnten Steppen von Komul (Hamul) und in die Gobiwüste. Für den Durchgangshandel hatte es von jeher große Bedeutung und in seiner westlichen Abtheilung liegen wichtige End- und Centralpunkte für den Karawanenverkehr. Mehr als anderthalb Millionen Bewohner darf man für dieses zwischen 37 und 42° N. liegende Gebiet schwerlich annehmen; sein Flächenraum ist doppelt so groß wie jener des deutschen Reiches.

In dieser Steppenregion hat oftmals eine Wellenbewegung die andere verdrängt oder sich mit ihr vermischt; daher das bunte Durch- und Nebeneinander verschiedener Stämme und Spra-

chen mit ihren Gegensätzen, welche nur durch die gemeinsame Religion, den Islam, gemildert und einigermaßen ausgeglichen werden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts beherrschten die Herrscher der verschiedenen Chanate einander und diese Zerrüttung wurde von den Chinesen benutzt, sie alle sammt zu unterwerfen. Die Truppen des Pekingers Kaisers hatten in den Jahren 1754 bis 1758 die Dzungaren bezwungen, das Land zwischen dem Himmelsgebirge im Süden und dem Altai im Norden. Nachdem sie die bisher dort herrschenden Kalmliden unterjocht, überflutheten sie auch die kleine Bucharei, welche sie seitdem als Tschian schan nannten, d. h. Provinz im Süden des Himmelsgebirges, bezeichneten. Sie hielten Befestigungen in vielen Städten und erhoben Tribut; im Fortgange der Zeit wurden viele von ihnen für den Islam gewonnen. Die alten Landesbewohner haben unablässig auf den Ketten gerüttelt; im Verlaufe des letztverfloffenen halben Jahrhunderts folgte in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen eine Empörung der andern. Insek gelang es den Chinesen, die Aufstände in den Jahren 1826, 1847 und 1853 niederzuschlagen, als aber durch die Rebellion der Tzeping das Blumenreich der Mitte in völlige Verwirrung gerieth, und als durch die Mochamenbarn in den westlichen Provinzen Sze schuen und Sünnan die Mandarinenarmeen in China selber vollauf beschäftigt waren, benutzten schon 1862 die Anhänger des arabischen Propheten die günstige Gelegenheit, sich abermals gegen die Fremdherrschaft aufzulehnen.

Die Chinesen hatten sich behauptet so lange es den Ostturkestanern an einer einheitlichen Leitung und an einem kriegerischen Geiste, der ihrer bis dahin versplitterten Kräfte einträglich zusammenzufassen verstand und dessen Befehlen die einzelnen Häuptlinge sich unterordneten. Einen solchen Mann fanden sie an Jafub Beg.

Als die Russen vor zehn Jahren mit dem Chan von Chokand Krieg führten, diesem den nördlichen Theil seines Gebietes mit Tadschend abnahmen und damit Herren des Syr Daria, Jaxartes, wurden, leistete ihnen der afghanische General Jafub Beg tapfersten Widerstand bei Vertreibung einiger festes Plätze. Nachdem der Chan von Chokand sich fügen mußte, verließ der mit vielen Wunden be-

bede Mann seine Heimath und zog über das Gebirge ins Land Altı Scher, wo er in Kaschggar mit Aufbruch empfangen wurde. Die Kaschkischen scharten sich um ihn, sie gewannen frischen Muth und neue Kraft, er aber führte den Krieg gegen die Chinesen mit solchem Geschick, daß nach Verlauf einiger Jahre diese ihre ganze Provinz Thian schon an ihn verloren hatten und Zafus Beg heute allgemein anerkannter Herr und Gebieter von Altı Scher ist, nachdem er im Verlaufe der letzten Jahre auch die östlichen Vandestheile durch Wassergewalt unterworfen und deren Häuptlinge zur Kuxe gebracht hat *).

So ist es gekommen, daß mitten in Innerasien ein neues mohammedanisches Reich gegründet werden konnte, gewiß gegen Wunsch und Willen der Russen, welche soeben erst den Widerstand der westturkischen Emire gebrochen haben. Der neue Potentat kann sich der Chinesen, welche allerdings eine Wiedereroberung planen, mit verhältnißmäßig leichter Mühe erwehren; und Rußland, das in seiner asiatischen Politik bisher so umsichtig und folgerichtig zu Werke gegangen ist, wird gewiß mit einem so klugen und energielichen Fürsten ein angemessenes Einvernehmen zu unterhalten und mit den Thatfachen unzugehen wissen, gleichviel ob dieselben ihm genehm sind oder nicht. Rußland hat im Verlaufe weniger Jahre seine Besitzungen in Asien in so großartiger Weise ausgedehnt, daß es im eigenen Interesse geboten erscheint, am Thian schon Halt zu machen und dieses Gebirge nicht zu überschreiten. Russische Kaufleute können ungehindert Kaschggar und Zarkend besuchen; Zafus Beg hat vor zwei Jahren willig einen Handelsvertrag abgeschlossen und in denselben den Wünschen des Sankt Petersburg'schen Cabinets Rechnung getragen; auch ist der frieliche Verkehr zwischen beiden Theilen bislang nicht gestört worden.

Die indische Regierung in Calcutta hat die Handelsverhältnisse, welche sich in Innerasien vollzogen, aufmerksam verfolgt; dazu veranlaßte schon die Handelsrivalität mit Rußland. Beide Theile trachten ja seit langer Zeit danach, den Absatz ihrer Waaren auf den turkischen Märkten zu steigern und bis jetzt ist das letztere entschieden im Vortheile.

Als der tapfere Ruschbegi sich den Titel Altıf Gasi beigelegt hatte und Gebieter von Kaschggar geworden war, mußte er sich über die von ihm zu befolgende Politik klar werden. Lange Zeit hat er geschwankt und bedächtig jurdighalten, bis er einen genauen Einblick in die verwickelten Verhältnisse gewonnen. Rußland ist sein unmittelbarer Grenz Nachbar und mit diesem hat er sich verständigt; auf seiner Ost freilich bleibt er, ein Asiat durch und durch, nach wie vor. Wie aber sollte er sich England gegenüber stellen, das sich bemüht, von Indien aus Verbindungen mit ihm anzuknüpfen und die Karawanen der Zarkendis, denen günstige Bedingungen gewährt wurden, nach den nordindischen Märkten zu ziehen?

Wir haben im „Globus“ die Reise, welche Schaw im Jahr 1868 nach Zarkend unternahm, die Wanderungen Hajwatab's und die erste Mission Forsyth's seiner Zeit ausführlich erzählt. Der letztere konnte nicht einmal zur Vorkellung beim Altıf Gasi gelangen und lebte unterrichteter Sache von Zarkend zurück. Heute haben die Dinge eine ganz andere Gestalt gewonnen und die kluge Politik Englands ist offenbar mit Erfolg getrieben worden.

Von allen sumitischen Mohammedanern wird der Paschah in Konstantinopel als Oberherr aller Gläubigen an-

erkannt und sein Prästium bei den Völkern ist groß. Zafus ist ein Eroberer, sein Bestreben, eine ausbreitliche Anerkennung, gleichsam eine Weihe dadurch zu erhalten, daß der Sultan ihn ausdrücklich anerkennt, leicht erklärlieh. Deshalb schickte er 1873 einen seiner nächsten Verwandten, Seid Zafus, nach Konstantinopel, wo derselbe die nöthigste Unterstützung von Seiten der englischen Diplomatie erhielt, und es bald erlangte, daß der Paschah, dieser Oberherr aller Gläubigen, den Oberherrn Kaschggar's ausdrücklich als gesetzmäßigen Fürsten dadurch anerkannte, daß er denselben den Titel Chan und die Würde eines Emir erteilte.

Die gewissenen einen Einblick in die Politik des indischen Vicekönigs, wenn wir uns vergewissern, einmal, daß einige Gesandtschaften aus Kaschggar in Calcutta mit ausgedehnter Zuversicht behandelt wurden, sodann daß jener Gesandte des Altıf Gasi auf seiner Rückreise von Konstantinopel in Bombay landete und mit der englischen Gesandtschaft nach Kaschggar heimkehrte. Schon durch diese Thatfache war angedeutet und dem Volke kundgegeben, wie willkommen dieselbe sei.

So erklärt sich auch die wahrhaft glänzende Aufnahme, welche diesmal Douglas Forsyth in Zarkend wie in Kaschggar gefunden; sie steht selbst an gegen die frühere Behandlung, welche man ihm vor wenigen Jahren angedeihen ließ *). Die verschiedenen Berichte über die Empfangsfeierlichkeiten lauten fast übereinstimmend. Der Altıf Gasi ließ 15 Kanonenschüsse abfeuern, ganz gegen herkömmlichen Brauch; der Herrscher verrichtete seine Andacht in der heiligsten Wallfahrtsmoschee; er hatte nun die Würde eines Emir und den Titel Chan vom Oberherrn aller Gläubigen. Auch was dann folgte war vorzüglich in Erene gestellt. Forsyth, von seinen europäischen Begleitern in Staatsuniform gefolgt, überreichte Brief und Geschenke, welche Königin Victoria für den Emir bestimmt hatte; hundert Mann der Leibwache dienten als Ehrengarde. Forsyth übergab die Geschenke und das Schreiben, indem er mit einem Knie den Boden berührte, dann stand er auf und erklärte, daß er die Ehre habe, Seiner Hoheit ein Schreiben der Kaiserin von Indien und Königin von England zu überreichen; er hoffe, daß zwischen der Regierung der letztern und jener Seiner Hoheit die Beziehungen der Freundschaft und des guten Einvernehmens festgestellt werden würden. Der Emir, so sagen die Berichte, sah sehr vergnügt aus und entgegnete, „mit freudestrahelndem Antlitz“: „Allah sei gelobt! Ihr habt mir eine Günst erwiesen. Ich fühle mich durch den Empfang des Briefes der Königin geehrt; ich bin ungemein besriedigt. Allah sei gelobt!“

Als Forsyth die Aufsticht des Vicekönigs von Indien, Lord Northbrook, dem Emir zuschickte, sprach er folgendes: „Als Seid Zafus sich in Calcutta besand und die Ehre hatte, mit dem Vicekönig zu sprechen, machte er diesen mit den Tugenden und den hohen Eigenschaften Ew. Hoheit bekannt. Seine Excellenz war ungemein befriedigt und hoch erfreut, dieselben zu erfahren. Und als Seid Zafus aus der omanischen Hauptstadt zurückkehrte und als das Ergebniss seiner Sendung bekannt wurde, da war das eine Quelle noch größerer Befriedigung für Seine Excellenz. Nun erlaube ich mir, Ew. Hoheit den Glückwunsch zu sagen von Seiten Ihrer Majestät der Königin, des Vicekönigs und des ganzen englischen Volkes! Glückliche sei Ihre Würde als Emir und Ihr Titel als Chan. Möge die Sonne Ihres Staates immer glänzend strahlen!“ Darauf antwortete der Emir zweimal: „Allah sei gelobt, daß er sich hoch-

*) Die Turkestaner hatten einen Abkömmling der früheren Dynastiefamilie an ihre Spitze gestellt, Buguz Chan, der sich aber ganz unfähig zeigte. Er erkannte Zafus Beg zu seinem Kustabgi, d. h. Wirth, und mußte nach einiger Zeit diesem thatkräftigen Manne weichen.

*) Ueber Forsyth's Expedition im Jahre 1870 siehe „Globus“ XLIV, S. 90, 105, 121, 143.

geehrt fühlte und daß dies Alles ein großes Vergnügen für ihn sei.

Bezeichnend ist, daß der Kalif Gasi längst wußte, der Sultan habe ihn mit der Würde eines Emirs besetzt, und somit als legitimen, unabhängigen Fürsten anerkannt; aber seinem Volke ver kündigte er das feierlich erst, als die großartig ausgerüstete englische Gesandtschaft bei ihm in Kaschgur war; hier wurde dann auch dem Volke kund und zu wissen gethan, daß die Kaiserin von Indien ihm einen eigenhändigen Brief geschrieben habe.

England und der Sultan also haben den Emir von Kaschgarien anerkannt; er ist ihr Verbündeter, und die britische Regierung, welche in Peking Einfluß übt, hat ihm die Obliegenheit und Pflicht, ihn im Nothfalle zu schützen und zu stützen. In Bezug auf die Handelsvorteile wird Forsyth in dem Vertrage, dessen Abschluß er gegen oder gleich nach Neujahr erwartete, nach solchen Vorgängen sicherlich Alles erhalten, was er irgend wünscht. Nähe genug hat er sich gegeben, Veshmerischleiten und Gefahren hat er in Menge bestanden, man kann in der That sagen: tantae molis erat am uns Ziel zu gelangen.

Veror Forsyth von Leh aufbrach, hatte er die Capitane Viddulph und Trotter und Dr. Stoliczka vor- ausgeführt; sie beförderten die für den Kalif Gasi bestimmten Geschenke und gingen über den Tschangtschemnopaß. Er selber nahm seinen Weg über den Karakorumpaß und erreichte nach zwanzig sehr beschwerlichen Tagemärschen, in welchen er vier hohe Pässe überschritt, die Station Schabdulla, wo Viddulph, dessen Route etwa einen Grad östlich von der seinigen lag, kurz vor ihm eingetroffen war. Die Strecke von Leh bis dorthin beträgt auf der Straße über den Tschangtschemno 358 Miles; dieser Paß und der über den Karatagh haben eine Höhe von 18,000 Fuß englisch; die Strecke über den Karakorum nur 294 Miles, und der höchste überschrittene Punkt hatte, auf dem Zueitpasse, dem letzten der nördlich von Schabdulla liegenden, 18,237 Fuß. Diese Karakorumroute bot, wie wir weiter unten zeigen, ganz außerordentliche Schwierigkeiten dar und ohne die von Johnson, dem Commissair des Maharadscha von Kasmir, getroffenen Vorkehrungen, der insbesondere (Tumozsch) (Yala)

in hinreichender Menge geliefert hatte, wären sie vielleicht nicht zu überwinden gewesen.

Die Expedition zog über den Safferpah und durch die Gletscherregion am Flusse Schaiod (Schyol). Von dort zog eine Partie unter Johnson mit dem schwersten Gepäcke über die Dipfangebene, auf welcher an vorher bestimmten Punkten Vorräthe niedergelegt worden waren; die andere Partie ging am Schaiod aufwärts nach Gopshan und kam ohne erhebliche Beschwerden über die eingefüllzten Gletscher bei Komadan; doch hatten die Pferde viel auszuhalten, weil sie durch manche mit Eisflossen und Wäden treibende Flüsse waten oder schwimmen mußten und dabei ungestörten Gefahr liefen. Dieser Gletschereinzug ereignete sich vor etwa 15 Jahren; er versperrte für längere Zeit den Lauf des Schaiod und als dann die gewaltige Wassermenge durchbrach, schmolz der Indus mächtig an, dieser drängte den in ihm mündenden Kabulflus zurück und die dadurch bewirkten Ueberschwemmungen richteten im Pendschab große Verheerung an.

Am 11. October waren die verschiedenen Partien in Daolat Vegasbi, wo sie in 15,839 Fuß Höhe bei strenger Kälte eine höchst unangenehme Nacht verlebten und am andern Morgen über den Karakorum gingen. Auf Wege lagen viele Gerippe und ausgestoßene Leichen von Thieren; auch Menschenknochen fand man. Als eben der Paß überschritten war, fiel ein gewaltiger Schneesturm ein; während desselben kamen sechs Pferde ums Leben. Am 15. October wurde Forsyth am untern Zueit von Beamten der Gouverneure von Sambscha und Jarfend begrüßt und mit einem reichlichen Gastmahl, d. h. einem Mahle, bewirthet. Die nun vereinigte Partie bestand aus 350 Mann und 550 Thieren; der Einzug in die Stadt Jarfend sollte mit 120 Mann und 250 beladenen Thieren gehalten werden; die Strecke von Schabdulla am untern Zueit bis dorthin beträgt 240 Miles, auf welche man 16 Tagereisen rechnet. Forsyth war besorgt, ob der Gesandte des Kalif Gasi, Seid Jalub Chan, der am 12. October von Leh abgereist war, ihn noch werde erreichen und den höchsten beschwerlichen Safferpah überschreiten können; Forsyth schickte ihm deshalb von Schabdulla eine Anzahl seiner Leute dorthin um nach besten Kräften ihm behülflich zu sein. Er selbst hatte diesen „entsetzlichen“ Safferpah am 7. October überschritten.

Die Städtenamen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Eine Skizze.

II.

Die zweite Periode der Geschichte des nordamerikanischen Continents beginnt mit der Gründung der Vereinigten Staaten.

Durch den Freiheitskampf und die errungene Unabhängigkeit entsteht ein eigentliches nationales Selbstgefühl. Die Bevölkerung verdichtet sich und ergießt sich immer weiter westwärts, die unerschöpflichen Flußquellen des Landes erschließend. Der stolze Mann und der Hüßel weichen immer weiter nach Westen zurück und unter den Tritten der nachdringenden Weißen wachsen Orte und Städte gleichsam aus dem Boden der jungfräulichen Wildnis. Der Weiße nennt sich mit Stolz Amerikaner und die neu gegründeten Städte verewigen die Namen seiner „Helden“ und Staatsmänner.

Region ist die Zahl der Städte, welche diese stolzen Namen tragen. Franklin, Monroe, Madison, Taylorsville, Tyler, Jacksonville, Jacksonport, Jackson, Fayetteville, La Fayette, Steubenville, De Kalb, Hamilton, Adamsville, Jefferson, Van Buren, kurz alle die bekannten Namen, vom größten, Washington, bis Lincoln, sie alle werden verewigt durch Städte. Bancroft, Prescott, Irving, die großen Schriftsteller, auch sie haben Städten ihren berühmten Namen geliehen.

Immer neue Menschenmengen rollen von den östlichen Staaten westwärts in die ferne Wildnis und die neu gegründeten Städte empfangen die ihren Namen der östlichen Crimath; erstreckt über den ganzen Continent, der sich im-

mer dichter besiedelt, finden wir die Städtenamen des Ostens in redt ermüdender Wiederholung. Jetzt hat sich der Charakter der Namen geändert: ein hoch schweller Patriotismus taugt die emporstrebenden Städte und das mächtig erstarrte Nationalgefühl ist stets bereit, die Namen der verdienten Söhne der Nation mit der monumentalen Schrift der Städtenamen ins Buch der Geschichte zu schreiben! Und dieses Nationalgefühl ist ein wesentlich republikanisches. Union, Liberty, Concord, Victory, Independence reden eine siegesbewusste republikanische Sprache. Und sind nicht Namen wie Entreprie (Unternehmung), Economy (Sparsamkeit) und Competition (Concurrenz) charakteristisch für ein so unternehmendes und rühriges Volk?

Aber die amerikanischen Republikaner vermögen nicht allein den ungeheuren Continent zu füllen und der Civilisation zu erschließen; die Nationen Europas helfen am Fortban des Riesenswerks und ihre zahllosen Einmünderer scharen bauen mit Vienenfleiß an der neuen „Weltrepublik“ (!). Und auch davon zeugen die Städtenamen. Wir finden hier wieder die glänzenden Namen der Städte des alten und neuen Europa: Florence, Paris, London, Petersburg, Moscov, Berlin, Vienna, Frankfurt, Genoa (sogar am Geneva Lake), Madrid, Peking, Senna, Havre, Versailles; Athen, Sparta, Corinth, Ithaka und Olympia gedenken des alten Griechenland, Rom und Decurionum des alten Italien; Carthago, Memphis, Cairo und Alexandria erinnern an das alte und neue Afrika; Palmyra, Babylon und Sardinia, die längst verschwundenen Städte, sie leben wieder in der neuen Welt; Damascus gedenkt des jetzigen Syrien. An Südamerika erinnern Lima, Peru und Valparaiso und wer dachte nicht an China bei dem Namen Mandarin!

Auch die Namen der großen Männer der außer-amerikanischen Geschichte werden durch amerikanische Städte verewigt: Napoleon von Waterloo bis Waterloo und Helena, Columbus, dem geographischen, und Humboldt, dem wissenschaftlichen Entdecker der neuen Welt wird fastsam Ehre und Gerechtigkeit zu Theil. Hermann und Hippelant, Homer und Ulysses, Ulysses, Hannibal, Solon und Seneca, der schlichte Pörrer Oberin und die Apostel Paulus und Petrus — amerikanische Städte tragen ihre ruhmvollen Namen! Und wie lange wird es währen, bis eine amerikanische Stadt auch den stolzen Namen Bismarck trägt *)?

Den christlich-protestantischen Charakter der amerikanischen Nation verbürgen auch jetzt noch die vielen biblischen Namen: Ganaan, Zion Hill, Ararat, Lebanon, Bethlehem, Salem, Mount Carmel, Jericho, Ephrata, Goliath, Palestina, Sarcpta und Jerusalem! Daneben blühen aber auch republikanisch tolerant die alten Heidegötter und Götinnen: der erderschütternde Neptun, die menschenähnliche Ceres, die rosenfingige Aurora, die Glücksgöttin Fortuna und die Göttin des Sieges Victoria und zuletzt noch das altgermanische Paradies Walhalla! Aber auch der amerikanische Antichrist, der moderne Götz, der allmächtige Dollar ist verewigt in Dollar Point (bei Galveston in Texas). Auch ein anderer Amerikaner, der die ganze Menschheit überlächelnde Gott Humor, hat einem kleinen See den heitern Namen Punch Bowl gegeben. Die beiden letzteren sind freilich keine Städtenamen; baggen sind noch als Curiosa unter den letzteren zu erwähnen das berühmte Wort des Archimedes: Eureka, und der Name eines irdischen Nachhabers: Constable.

Und nun möge noch eine kleine Blumenlese von india-

nischen Namen hier Platz finden, die urwaldkräftig allüberall durchbrechen durch das bunte Gewimmel von Namen der alten und neuen civilisirten Welt: Passamaquoddy, Narraganset, Mattawamkeag, Ossipee, Naugatuck, Poquetanock, Nereida, Canoga, Canandaigua, Chautauqua, Tenawand, Hiawatha, Allegany, Schuylkill, Susquehanna, Michigan, Huron, Mohant, Chicago, Kanlegan, Kewasha, Milwaukee, Manitowoc, Keonauer, Waupun, Winnebago, Chippewa, Menomonee, Oshkosh, Wausau, Wialla Wialla und Lac-hasse! Will der geneigte Leser noch mehr der Namen aus der Sprache des rothen Mannes? Dann werfe er einen Blick auf die amerikanische Karte: sie bilden dort einen wahren Urwald!

So lesen wir in den nordamerikanischen Städtenamen den Anteil der verschiedenen Nationen an der großen Arbeit der Civilisirung des neuen Continents. Wir sehen, daß die Spanier im Süden und Westen, die Franzosen von Norden durch die Mitte des Continents bis nach Süden das große Werk begonnen, daß sie aber die Fortsetzung der siegreich sich erhebenden britischen Nation überlassen mußten, die es im Verein mit den übrigen germanischen Völkern Europas mächtig weiter und der Vollendung entgegenführte. Wir sehen auch hier, auf der andern Hälfte der Erde, jenen welthistorischen Proceß sich entwickeln, der in der Zurückdrängung der südlichen, romanisch-katholischen Welt durch die nördliche, germanisch-protestantische Welt sich darstellt. In der Periode der Colonien zeigten sich die Namen die verschiedenen nationalen Elemente getrennt und selbständig; mit der Periode der Staatsgründung beginnt auch eine neue Periode in der Benennung der jetzt mit wunderbarer Quelligkeit entstehenden und wachsenden Städte und die Nivelirung aller fremden nationalen Namen durch die (— unangehme, fast widerwärtige —) englische Aussprache. Die Namen der Städte erzählen uns, wie erst die Republik jene energische Lebenskraft entwickelt hat, welche nöthig war, um den ungeheuren Continent zu bevölkern, und wie die außerenglischen europäischen Bevölkerungselemente aufgingen in dem neuen Nationalganzen, spurlos, wie die Skandinavier, oder dem verbenden Gebilde den eigenthümlichen Stempel ihrer Cultur aufdrückend, wie die Deutschen, je nach ihrer nationalen und culturhistorischen Bedeutung. Ohne alle Bedeutung in dieser Hinsicht bleibt selbstverständlich das afrikanische Bevölkerungselement, die Neger: sie konnten niemals zur Städtegründung gelangen und nur der Städtegründer ist auch der Städtebenenner.

Betrachten wir nun, wie die amerikanischen Städtenamen gebildet werden!

Die Benennung der menschlichen Wohnsitz ist uralte. Sie entspringt dem allgemeinen Triebe des seines Selbst sich bewußten Menschen, sich das Seine nennen und vom Andern zu unterscheiden. Nicht nur Städte und Dörfer haben ihre Namen, sondern auch jeder einzelne Hof, jedes Gut, jede Farm hat einen der irdischen Vöge einzunehmen Namen oder trägt benennungen ihres Besitzers. (In vielen Städten der Schweiz und ganz Deutschlands haben selbst einzelne Privathäuser [nicht etwa Wirthshäuser] der Stadt ihre besonderen Namen, z. B. Grüner Berg, Steinbock, Riese, Frohe Aussicht, Zuflucht u. c.) Und überall finden wir ein doppeltes Motiv der Benennung, ein historisches und ein locales. Am deutlichsten zeigt sich die Einseitigkeit der Benennungsweise bei den Ortsnamen verwandter Völker. So herrscht eine große Uebereinstimmung in der Namensbildung an der deutschen Nordküste, dem alten Sitz der Eroberer Englands, und in England. So entsprechen sich die zur Ortsnamensbildung verwendeten Vocabelre: burh, byrig, und englisch burgh, borough; vic, Stadt, fieden, und eng-

*) Schon seit zwei Jahren giebt es ein Bismarck und zwar am obern Missouri. Diese Stadt ist gegenwärtig Mittelpunkt der nördlichen Parthei.

lich wick und wick, z. B. Sandwich, Petwid und Schleswid; bryez und englisch bridge, z. B. Cambridge und Gladebrücke in Holstein; haven und havon, z. B. Neuhaben und Euphaven. (Weitere Beispiele finden sich in Fiedler's Englischer Grammatik I, S. 22 und 23.) Dieselben und ähnliche Localbegriffe, mit welchen deutsche und englische Ortsnamen gebildet werden, finden wir auch in den englisch-amerikanischen Namen. Die Bildung dieser Namen geschieht entweder mittelst Zusammenfügung zweier Benennungsbezüge, eines historischen und eines localen, oder auch zweier localen, oder schließlich durch einen Benennungsbezug.

Das historische Motiv ist das vorherrschende bei den Zusammenfügungen, in welchen ein Name mit einem allgemeinen Localbegriffe (ville, burgh) verbunden wird. Diese Namen sind meist Personennamen und zwar in der Regel historische, doch finden sich auch Namen von Thieren, Pflanzen und andere. Die allgemeinen Localbegriffe sind town, abschließend in ton, ville, City, das griechische polis (alle das deutsche „Stadt“ bedeutend); ferner borough, boro, burgh, burg, bury (gleich dem deutschen „burg“), auch castle (aber selten), Fort und Village (Dorf), z. B. Uniontown, Charleston, Georgetown, Princeton, Jamestown, Hometown, Thomastown, Hartwell, Fayetteville; Saul City, Humboldt City, Forest City; Annapolis, Indianapolis, Minneapolis; Mooresborough, Wilkesboro, Statesboro, Williamsburgh, Philippsburg; Green Castle; Fort Wayne; Yale Village.

Bei dieser wie bei der zunächst folgenden Gruppe verwachsen entweder die Localbegriffe mit dem Namen oder sie treten appositiv neben denselben.

Bei der folgenden Benennungsweise ist das locale Motiv vorwiegend, wie ja auch bei derselben die Localität das Motiv nicht nur der Ortsbenennung, sondern offenbar schon der Ortsgründung ist. Hier wird die besondere Lage bezeichnet und zwar in der Ebene, im Thal, auf der Höhe u. s. w. durch die speciellen Localbegriffe: Prairie, field (Feld); dale, Valley (Thal); point, ridge (Hüden); Hill und bluff (Hügel); wood (Wald), grove (Hain). z. B. Long Prairie, Belle Prairie, Prairie du Chien; Springfield, Mansfield, Moorefield; Bloomingdale; Holmes Valley; Priars (das französische frères) Point; Trout Hill, Union Hill; Crockett's Bluff, Council Bluffs; Crownwood, Ringwood, Greenwood, Council Grove.

Die Lage am Meere bezeichnen: harbour oder harbor, haven, port, bay (Bai), beach (Strand), bank (Bank). z. B. Egg Harbor, Neuhaben, Jacksonport; Greenbay, Sand Beach; Clay Bank.

Die Lage am Fluß wird benannt durch mouth (Mündung), doch nur in übertragenen Namen wie Portemouth; landing (Landungsfeld), ferry (Fähre = die moderne Furt), crossing (canadisch französisch, wie La Crosse = Uebergangsstelle), ford (Furt, nur in übertragenen Namen wie Frankfurt); rapids (Stromschnelle), falls (Wasserfall). Hierher

gehören auch Creek (Bach), Springs (Quellen) und endlich Mills (Mühlen). z. B. Mayo's Landing; Darpers Ferry, Sidmans Ferry; Emigrants Crossing; Suspension Bridge (Hängebrücke), Stadtbribe; Grand Rapids, Cedar Rapids; Niagara Falls (das Dorf beim gleichnamigen Fall), Mad River Falls, Beaver (Biber) Falls; Aqua Creek, Cedar Creek; Hot Springs (heiße Quellen), Saratoga Springs und Elcott Mills.

Vermerkenswerth ist, daß auch an den Eisenbahnen, jenen eisernen Flüssen, welche der Mensch an seinen Städten vorbeiführt und welchen er doch auch wieder mit seinen Ansiedlungen folgen muß, wie den natürlichen Flüssen, daß wie dort harbour (Hafen) und mouth (Mündung), hier station (Station) und junction (Vereinigungspunkt zweier Linien) zu Ortsbenennungen werden; z. B. Valley Station und Hanover Junction.

Die einfache Benennung geschieht durch Wiederholung eines schon vorhandenen Ortsnamens mit oder ohne New (Neu). Dasselbe finden wir in den Namen: Neupanien, Neumerico, Nouvelle Orleans, Neumarkstam, Neupfalz, Neulondon, Neuhampshire, Neuenjer, Neubebford, Neujalen, Neuyort.

Das Streben nach möglicher Kürze in der Benennung führte bald dazu, historische Personennamen für sich, ohne alle Verbindung mit einem Localbegriff zur Ortsbezeichnung zu verwenden und zwar geschieht dies erst in der Periode der Vereinigten Staaten mit Namen aus der amerikanischen und allgemeinen Geschichte. Es muß dies als ein wesentlicher Fortschritt in der Benennungsweise bezeichnet werden. Hierher gehören die (schon oben angeführten) neuen und alten Namen: Columbus, Washington, Jefferson, Madison, Monroe, Franklin, Douglas, La Fayette, Hamilton, Lincoln, Breckott, Irving, Napoleon, Hermann, Ypsilanti, Wyss, Homer, Cyprius, Solon, Seneca.

Ja, es werden endlich sogar Abstracta auf diese Weise, ohne Verbindung mit einem Localbegriff, als Ortsnamen gebraucht; z. B. Union, Liberty, Independence (Unabhängigkeit), die freilich in der amerikanischen Geschichte einen concreten Inhalt erhalten haben. Ferner aber auch Friedensliebe, Amity (Freundschaft), Enterprise (Unternehmung), Economy (Sparsamkeit), Competition (Concurrenz), Harmony, Trinity, Providence, ja im Lande der Dahlen selbst: Majority (Majorität). Hierher gehören auch die präcificirenden: Philadelphia und Arkadelphia.

Eine außerordentlich zahlreiche Classe bilden die vorgefundenen indianischen Namen, deren Erklärung hier nicht versucht werden soll. Zum Schluß mögen noch die einheimischen Thiere und Pflanzen angeführt werden, welche in der Bildung amerikanischer Ortsnamen vorkommen. Es sind: Mustang, Beaver (Biber), Alligator, Antelope, Wolf, Elk (Elenthier), Buffalo (Büffel), Bear (Bär), Eagle (Adler), Blackbird und die Pflanzennamen: Cedar (Eber) und Magnolia.

Aus allen Erdtheilen.

Die Versandung in der Bucharai.

In Rußland kauft man sich nicht über die Tragweite dieser bedenklichen Erscheinung und über die Folgen des Sobolew, der sie an Ort und Stelle beobachtete, hat in der russischen geographischen Gesellschaft Nachrichten über dieselbe gegeben. Mittheilungen aus einem Vortrage stehen in der sehr inhaltreichen „Russischen Re-

vue“, welche so viele werthvolle Beiträge zur Kunde des großen Reichthums enthält. (St. Petersburg, bei Schmidtorf.)

Sobolew vernahm während seines Aufenthaltes in Samarkand vielfach Klagen der Bucharaner über die mit jedem Jahre zunehmende Verlandung ihrer Felder. Nicht selten werden in Folge heftiger Sandstürme große Strecken bewässerten und bebauten Landes plötzlich mit einer mehrere Werst hoch

viden Sanblage bedeckt. So ist der zum Gbonat Buhara gehörende, nur kurzem noch fast bevölkerte und reiche Bezirk (Tumen) Warandji gegenwärtig zum größten Theile mit vielen Ansiedlungen vom Sande vollständig verschüttet, und die Bewohner waren gezwungen, auszuwandern. Ein anderer westlich von der Stadt Buhara gelegener Bezirk, Komitan, wurde 1868 plötzlich vollständig verwüthet und 16,000 Familien waren gezwungen, ihre Felder und Häuser zu verlassen und in der Richtung von China auszuwandern.

Es ist beobachtet worden, daß die Verlandung am stärksten in der Richtung von N.W. nach S.O. vor sich geht und gegenwärtig die Stadt Buhara bereits im Vergrabe liegt. Diejenigen Einwohner von Buhara, die der Verfasser während seines Aufenthaltes in Samarland gesprochen, sind der festen Ueberzeugung, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, wann die Stadt Buhara verschüttet sein werde. Wenn auch einige von ihnen hoffen, daß die Verwüthung des Canals von Saramschan dem Fortschreiten des Sandes Einhalt gebieten werden, so ist doch die Noth der Bevölkerung vom Segenheil überzeugt. Nachfolgend gegen diese Gewalt der Natur, blind in ihrem Fatalismus, wartet die Bevölkerung des westlichen Theiles des Canales in vollständiger Passivität die Dinge ab, die da kommen sollen. Da dem Verfasser genaue Daten über die Schnelligkeit und den Charakter des Vordringens des Fluglandes in Centralasien fehlen, so übernimmt er es nicht, den Zeitraum vorauszubestimmen, in welchem die Stadt Buhara voraussichtlich verschüttet sein wird. Nur dieses constatirt er, daß sich der Sand, und zwar nicht allein in der oben angegebenen Richtung von N.W., sondern auch noch aus anderen Richtungen der Stadt immer mehr und mehr nähert.

Die nächste Folge der Verlandung der Fester Buharas ist, wie schon gesagt, die Auswanderung der Einwohner, welche, und zwar vorzugsweise in den von den Russen besetzten Theil Turkechans. In den letzten vier Jahren sind aus Buhara und benachbarten Gbonaten allein in den Bezirk von Saramschan gegen 60,000 Personen eingewandert. Nun ist aber die Bevölkerung dieses Bezirks an sich schon eine ziemlich dichte. An Stellen, wo sich eine gute Bevölkerung befindet, beläuft sie sich auf 7000 Seelen auf die geographische Quadratmeile. Culturfähigen Boden giebt es aber in diesem Bezirke nur 145,000 Tschälänen. Die Bevölkerung betrug sich im Jahre 1872 auf 384,200 Seelen beiderlei Geschlechts, welches auf den Kopf 0.44, auf den Quadr. 2.2 bis 2.6 Tschälänen culturfähigen Landes ausmachte. Was soll, fragt Sobolew, geschehen, wenn zu dieser Bevölkerung noch 100,000 Einwanderer hinzukommen? Er hält dieses für sehr möglich und sehr wahrscheinlich, und zwar in nächster Zeit; denn die Verlandung der Fester schreitet stetig vorwärts. Dabei ist die Uebersiedelung in die von Russland besetzten Theile von Turkechan für die Buharen eine sehr günstige. Sie wissen sehr gut, daß sie hier unter geregelten Umständen leben und außerdem den Verdrüssungen seitens der Geistlichkeit entgehen sein werden. Sobolew bemerkt hier beiläufig, daß die Geistlichkeit bei den unteren Volksklassen sehr mißbeliebt ist.

Hauptächlich zweierlei Ursachen tragen Schuld an dieser Verlandung: einmal die Entwaldung, indem die Zerstörung und Verschüttung der Canäle. Im Norden des Canals Buhara gab es früher beträchtliche Waldungen, die aber im Verlaufe der letzten Jahre fast gänzlich worden sind, weil der Kohlenbedarf sich außerordentlich gesteigert hat. Die gesehnten Flächen befördern die Bewegung des Sandes. Im nördlichen und nordwestlichen Theile wirkt die allgemeine Entwässerung nachtheilig ein. Sobolew fand dort Trümmer großartiger Canalcantons, Anzeichen, daß jene Gegend einst reichlich bewaldet und demgemäß auch fast bevölkert war. In erster Reihe sind wohl politische Ereignisse an der Zerstörung dieser Canäle Schuld gewesen und im Fortgange der Zeit haben dann Sandstürme das Jütrige dazu beigetragen, diese einst blühenden Landstrecken in Wüsteneien zu verwandeln. Als diese

Waldstürme verschüttet waren, blieb den Bewohnern nichts weiter übrig als fortzuziehen. Wenn man nicht für Wiederbewässerung sorgt, dann bleiben diese Landstrecken für alle Zeiten lediglich eine Sandwüste.

Dr. E. H. Berend's Reise nach Centralamerika.

Dieser deutsche Gelehrte, der seinen Wohnsitz in Reuport hat, war im Februar in Panama eingetroffen und wollte von dort zunächst nach Nicaragua und dann nach Guatemala reisen, um noch einmal diese Länder in Bezug auf Naturwissenschaften, Ethnologie und Völkerkunde gründlich zu durchforschen. Dr. Berend hat volle zehn Jahre darauf verwandt, um ein Werk über die Region zwischen der Landenge von Tehuantepec und Honduras auszuarbeiten, und in demselben namentlich alle Zweige der großen Völkerguppe der Maya ins Auge gefaßt, welche für die alte Civilisation Americos von so entscheidender Wichtigkeit ist. Er hat die alten Ruinenstädte Copan, Palenque, Uxmal und viele andere besucht, einen großen Theil Centralamericos nach allen Richtungen hin durchwandert und nach ihm sind viele der Wissenschaft bisher unbekannte Mollusken, Insekten, Vögel und Pflanzen entdeckt und benannt worden. Ganz besonders wandte er seine Forschungen der Ethnographie und Linguistik des südlichen Centralamerica zu und er hat in der ethnologischen Gesellschaft zu Reuport im November einen Vortrag gehalten, der uns jedoch noch nicht gedruckt vorliegt. Er versuchte eine Identität nachzuweisen der noch heute getredeten Sprachen auf der weiten Strecke von der Yucatanhalbinsel und dem Tuxtepec bis nach Mexiko hin bis Veracruz, also des Tule, Cuna, Chucunagua, Cerezo, Ramonillo, San Blas, Yaguna, Tole u. Er hält dieselben als Stamm für Mundarten derselben Sprache, welche die Spanier zur Zeit der Eroberung innerhalb jener Grenzen kennen lernten. In Nicaragua will Dr. Berend aber die Chorotegas ins Klare zu kommen suchen, welche man als ein verbindendes Mittelglied zwischen der von den Tolteken in Mexico repräsentirten Civilisation und jener der centralamerikanischen Indianer betrachtet.

Der Menschenraub in der Südsee.

Wir erfahren aus den Verhandlungen des englischen Oberhauses (vom 24. März), daß diesem Menschenraube auch jetzt noch kein Ende gemacht worden ist. Lord Carnarvon erklärte, daß unter den obwaltenden Verhältnissen daran jetzt noch nicht zu denken sei. Der Menschenhandel biete gar zu große Versuchungen, bringe großen Gewinn und häufig sei den Piraten gar nicht beizukommen. Indes habe die im Jahre 1872 erlassene Acte immerhin schon manche Personen abgelenkt, sich mit Menschenraube zu befassen. Der erste Theil der Acte, welcher in dringlichen Forderungen, die nicht einen besonders humanitären Charakter haben, zu beschränken; dem zweiten Theile zufolge gilt das Verbot und das gewaltthätige Hinwegführen von Insulanern als Capitalverbrechen.

Durch die abgelaufenen Handlungen der weißen Piraten ist überall die Erbitterung der schwarzen Leute auf den höchsten Grad gestiegen und Unschuldige müssen nun halt der Wilden beizukommen. Sie nachstehender Vorgang trieb. Das Schiff „Alma“ aus Sunderland hatte zu Newcastle in Neuseeland eine Ladung Steinkohlen eingenommen, die nach Hongkong in China bestimmt war. Es scheiterte auf einem Korallenriff, das sich außerhalb Neuseelands befindet, und wurde totaler Wrack. Der Capitän befug mit seinem Schiffsdalle das große Boot, segelte bei heftigem Sturme nach dem Salomonseisen, und gelangte nach Port Adam (Malaysia). Hier gingen einige Matrosen an Land, um Wasser zu holen, während das Boot unweit der Küste vor Anker lag. Sofort wurden die Matrosen von den Eingeborenen überfallen und niedergemacht. Der Capitän suchte nach gleich mit seinem Boot in See, aber dasselbe rannte unglücklichweise auf ein Riff, während die Insulaner

es in ihren Kähnen versinken, an Bord kamen und sämtliche Leute, einen einzigen Matrosen ausgenommen, ermordeten. Dieser kam mit dem Leben davon in Folge eines bei den Wilden herrschenden Aberglaubens; diesem gemäß tödten sie Niemand, der nicht unweittelbar an den ihm beigebrachten Wunden stirbt. Er ist dann taub, unwerthig, und das war also jener Matrose J. Collins. Sie schafften ihn aus Land und behandelten ihn gut. Um jene Zeit, etwa Mai oder Juni, erfuhr der Lieutenant Sudling, welcher mit dem von ihm befehligten Schiffe „Renard“ bei der Banks-Gruppe kreuzte, von Wiffhanden, daß bei Malaga ein weißer Mann bei den dortigen Insulanern sich befinde. Sofort keuerte er dorthin und ermittelte nach einigen Schwierigkeiten die Freilassung des Matrosen, nachdem derselbe etwa zwei Monate unter den Wilden gelebt, die ihn sehr gut behandelt hatten. Das Schiff „Renard“ fuhr dann nach der Insel Wallisala, wo er vier schiffbrüchige Matrosen befreite, welche sechs Wochen lang von den schwarzen Wilden sehr gut behandelt worden waren. Sie wurden von diesen ausgeliefert für ein Vließ, das in neun Meilen bestand.

Wir finden es, nach den vielen von weißen Piraten verübten Abscheulichkeiten, sehr erlaßlich, daß die Schwarzen von keinem mit weißen Leuten bemannten Schiffe sich des Guten versehen; sie sind schon gar zu oft getäuscht und arg betrogen worden. Dort, wo sie nach keine bösen Erfahrungen gemacht haben, zeigen sie sich dem Verkehr mit friedlichen Handelsleuten gar nicht abgeneigt, und wo sie sich überlegt haben, daß die Wiffhande es gut mit ihnen meinen und sich bemühen sie gegen Unthiden zu schützen, sind sie sehr dankbar dafür. Daß vor zwei Jahren Bischof Valerian ermordet wurde, spricht nicht gegen das eben Gesagte; er kam unvorsichtig auf eine Insel, deren Bewohner von den Piraten schwer heimgesucht worden waren und die dann keinen Unterschied unter den Weißen machten.

Aus Neugranada und Venezuela.

Neugranada oder, wie man amtlich sagt, die Republik Colombia meint es mit dem Bau von Eisenbahnen ernstlich. Zünftigen Baranquilla und dem Hafen Savanilla ist die von Bremer Kaufleuten gebaute Bahn fertig. Für zwei andere sind Contracte abgeschlossen worden, nämlich für die von der Hauptstadt Bogota nach Facatavia, 16 Meilen, und für jene von Cali, dem wichtigsten Handelscentrum des reichen Caucaithales, nach dem Hafen Buenaventura am Stillen Weltmeere. Die erste wird von englischen Unternehmern gebaut und für die Ingenieure sind dort keine Schwierigkeiten vorhanden; das ist aber für die zweite in hohem Grade der Fall, weil diese über die sehr feile westliche Karbidire und deren jähen Abfall nach dem Meere hin geführt werden muß. Sie wird 80 bis 100 Meilen lang und den Bau haben Rardameritaner übernommen. Die Regierung garantiert für das angelegte Capital 7 Prozent; die Amerikaner erhalten außerdem einen großen Etich Landes, in welchem sie reiche Kohlenlager vermuten. — Im Anfang des Jahres 1874 haben englische Ingenieure den Anfang mit Vermessung der großen nördlichen Linie gemacht, welche die überaus fruchtbare Agriculturngegend der Staaten Santander, Cundinamarca und Boyaca durchschneiden wird. Die Kosten sind auf 20 Millionen Dollars veranschlagt und zwar für ein schmalpurtiges Geleise. Auch für diese Linie will die Regierung 7 Prozent gewährt. Der Staat Santander will eine Provinzialbahn bauen, die sogenannte Paturia; ein Londoner Handelshaus übernimmt dieselbe. Die, wie bemerkt, von Bremern gebaute Savanillabahn bedte schon nach 18 Wo-

nalen alle Kosten und die Regierung hatte nicht nöthig, die garantierten Zinsen zu zahlen.

In Venezuela, wo unter Präsident Guzman Blanco Frieden herrscht, ist die Ernte des Raffees, der beinahe allein im Preise gestiegen worden ist, reichlich ausgefallen. Der Aquaduct, welcher die Hauptstadt Caracas mit Wasser versorgt, ist vollendet; in den Provinzen bauen nun eifrig an Landstraßen und an der Bahn von Caracas bis zum Meere wurde fleißig gearbeitet.

Westindien.

Die Colonie Britisch-Guyana hatte nach der Zählung von 1871 eine Bevölkerung von 193,491 Köpfen; dieselbe hat seit 1861 um 46,465 zugenommen. Auf 109,000 männliche Personen entfallen weniger als 85,000 weibliche. Auf die beiden Städte Georgetown und Newamsterdam kommen 42,000, auf die Plantagen 68,000, auf Fischer und Weiler 88,000. Von dieser sehr bunten und gemischten Menge sind 44,000 in der Colonie geboren, 45,000 in Chindien (Rußs), 13,000 kamen von den Antillen, gegen 8000 aus Madeira und von den Caboverden. Das portugiesische Element ist nicht unbedeutend; zu den von diesen Inseln gekommenen 7925 Bartugiesen muß man ihre 4101 in der Colonie geborenen Kinder hinzurechnen; sie zusammen bilden also etwa den sechstheiligen Theil der Bevölkerung. — Die Zahl der Europäer beträgt nur — 1444 Köpfe.

Auch auf Jamaica vermindert sich, wie in den übrigen westindischen Colonien, die Zahl der Weißen mehr und mehr; die Zählung von 1811, die wir als die genaueste betrachten können, ergab 377,000 Seelen, die von 1861 schon 441,000, und für 1871 finden wir 506,000 angegeben. Die Zahl der Negers betrug 346,374 in 1861 und sie hat sich in zehn Jahren um 46,333 vermehrt, da wir für 1871 schon 392,707 angegeben finden. Die Zahl der Mulatten ist um 19,281 Köpfe angewachsen, nämlich von 81,065 auf 100,346; jene der Weißen hat sich um 715 vermindert, denn sie ist von 13,816 auf 13,101 gefallen. — Auf der Insel waren 1873 mit Cichonabäumen bepflanzt 56 Hektaren und weitere 40 Hektaren waren für die Pflanzung vorbereitet; einige Bäume waren schon 12 Fuß hoch. Auch die Pfeffer- und Jalapeplantagen sind in gutem Zustande.

Die Insel Barbados ist so dicht bevölkert, daß die Negers nicht, wie in vielen Gegenden Jamaicas, Wald und Busch finden, in welchem sie „Jualten“ können; sie müssen arbeiten, wenn sie nicht verhungern wollen. Auf 43,000 Hektaren wohnen 162,000 Menschen; 1861 zählte man 152,000 und etwa 20,000 sind außerdem nach anderen Antillen ausgewandert. Auch hier ist die Zahl der Weißen äußerst gering; sie betrug 15,824 Köpfe in 1851; in 1861 war sie um ein geringes stärker, 16,594, im nächsten Jahrzehnt war sie auf 16,500 zurückgegangen.

Santa Lucia gilt für ungeludt. Binnen zehn Jahren hat sich die Volksmenge von 26,674 Seelen auf 31,000 gehoben.

* * *

— In den Oasen der aragischen Sahara zählt man mehr als eine Million Dattelpalmen. — In Algerien waren 1870 schon 22,065 Hektaren mit Weinreben bepflanzt; die Trauben werden jumeist verpfeilt; die Weinproduction stellt sich auf etwa 100,000 Hektoliter.

Inhalt: Wilhelm Lejean's Streifzüge in Südosteuropa. II. (Mit drei Abbildungen). — Die Jäger. (Mit zwei Abbildungen). — Die Banquiers-Jahniere auf den argentinischen Pampas. III. (Schluß). — Augustus Gariboldi's Schwabische Reise nach Rußland. I. — Die Indianerinnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. II. — Aus allen Erdtheilen: Die Verwundung in der Fucharei. — Dr. G. H. Verend's Reise nach Centralamerika. — Der Menschenraub in der Südsee. — Aus Neugranada und Venezuela. — Weidwiden. — Verschickenes. — (Schluß der Redaction 10. April 1874.)

Veranlagungen von Karl Andre in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschw.ig.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschw.ig.

Musiktheatralische Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



N^o 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3^a

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Im Hinterindischen Archipelagus.

Ceram und die Aru-Inseln.

Die Gebirge auf Ceram. — Riuweru ein oceanisches Benedig im Alcin. — Waru-Waru auf Ceram. — Die Sagopolme und ihre vielfache Zugbarkeit. — Die Nisurus als Kopfträger. — Eoderen's Besuch auf den Aru-Inseln. — Seine Berichtigung irriger Angaben Wallace's.

Die Insel Ceram, eine der größten unter den Molukken, hat im Westen das Eiland Wun und im Süden Amboina, im Osten ist sie durch eine breite Meerestrafse von Neuguinea getrennt. Sie ist durchaus gebirgig und wird ihrer ganzen Länge nach von einem Gebirgsrücken durchzogen, von welchem viele kleinere Querketten und Anläufer bis in die Nähe der Küste hinabreichen. Im östlichen Theile soll der Berg Nisuheli eine Höhe von 3000 Meter haben. Das Eiland ist fast ganz mit Wald bedeckt und über das Innere besitzen wir fast gar keine Kunde. Die Holländer haben von Amboina aus einige Küstenplätze in Besitz genommen und große Cacaoplantagen angelegt.

Wallace besuchte im Jahr 1860 eine dieser Ortsschaften, Waiwai an der Amahayon, wo erst vor kurzem Eingeborene aus dem Innern sich sesshaft gemacht hatten. Sie gingen nahezu unbekleidet und die Männer nahmen sich ganz statisch aus. Sie machten aus dem krausen Haar einen runden, flachen Knoten, in den Ohren trugen sie dammergroße hölzerne Walzen, die roth gefärbt sind; auch haben sie Ringe von geflochtenem Gras oder auch von Silber an Armen und Beinen und Halsbänder von Glasperlen oder kleinen Perlen. Die Frauen lassen das Haar einfach so wie es gewachsen ist. Wallace schildert diese Eingeborenen als hochgewachsen, dunkelbraun und sagt, ihre Gesichtsbildung

sei „fast Papua-martini“. Das letztere ist aber nicht der Fall bei den Köpfen, welche wir hier mittheilen, und Vidmore, den wir weiter unten anführen, scheint diese Ceramenser richtiger zu beschreiben.

Die Holländer halten in jedem ihrer Dörfer einen Schulmeister, gewöhnlich einen Amboinesen, und wir lesen, daß die Lehrstunden gut besucht werden. Solche Wilde, die man gelaufen hat, tragen den eben erwähnten Haarknoten nicht; sie bekleiden sich mit einer Dose und einem Kittelhemde. Nur wenige verstehen malayisch; die an der Küste liegenden Dörfer sind erst in der neueren Zeit von Eingeborenen gebaut worden, die man bewogen hat, aus dem Gebirge herabzukommen. Wenn Wallace behauptet, daß im Centrum der Insel nun noch ein einziges, einigermaßen gut bevölkertes Dorf vorhanden sei und außerdem noch ein paar andere im Westen und Osten lägen, so ist diese Behauptung offenbar nicht zutreffend und widerspricht anderen Angaben, die viel wahrscheinlicher sind. Er sagt: „Alle Bewohner der Insel seien nun am Meer ansässig.“ Im Norden und Osten findet man nur Mohammedaner, auf der Südseite, Amboina gegenüber, gelten die Leute für Christen. Die Holländer widmen den Eingeborenen Fürsorge und bemühen sich, die Lage derselben zu verbessern; sie bezahlen z. B. eingeborene Männer, welche im Impfen unterrichtet worden sind; früher

haben die Mattern viele Opfer hinweggerafft. Nach und nach ist es gelungen, den Anbau des Cacao und des Kaffers in Aufnahme zu bringen.

Wallace machte einen Ausflug nach Kila wa ra, einem kleinen Eilande vor der Südspitze von Ceram. Die Stadt, sagt er, erhebe sich wie ein oceanisches Venedig aus dem Meere. Wer sich ihr nähert, sieht keinen festen Boden und kein Geröll; der Ort scheint auf dem Wasser zu schwimmen; er bedeckt die ganze kleine Insel mit seinen Häusern, die auf Pfählen stehen. Dort ist der Handelsverkehr recht lebhaft; Engländer aus Celebes, dann auch Handelsleute aus Ceram haben sich dort angesiedelt, denn die Lage dieser „Sandbant“ ist vorthellhaft. Die Bewohner von Ceram, welche auf verschiedenen Inseln Producte einhandeln, vertauschen dieselben hier gegen Luche und Sagotaden; sodann kommen Frohs aus Neuguinea, welche hier ihre Schiffs-ladungen offstieren; sie bringen namentlich Seewalzen (Tropen; Solothurien) und die heilkräftige Mafoirinde, wilde

Muskatallische, Perlen, Schildpat, gewöhnlich auch Paradiesvögel. Die von Ceram bringen Sago, der dann nach den weiter östlich liegenden Inseln verschifft wird; auch Reis von Bali und Malakka ist am Markte. Die schon erwähnten Ceramleute versorgen sich hier mit Opium, theils für eigenen Bedarf, theils für die Insulaner von Waigiu und Mysol, wo sie dieses Gift eingeführt haben. Schmers aus Bali kaufen Fopuasclaven ein und die Bugie, diese Romaden der See, kommen 500 Meilen weit her auch aus Singapore und bringen nach diesem fernem Orte chinesische Taverne und Kammvollenzeng, das in Mandscher grobt worden ist.

Das Dorf Waru-Waru, auf der Ostseite Cerams, liegt so recht im Mittelpunkte des großen Sagobezirktes, von welchem aus viele Inseln mit ihrem täglichen Brote versorgt werden. Die Sagopalme ist dider und größer wie die Kokospalme, wird aber selten so hoch wie diese. Sie hat außerordentlich große, gefiederte, flache Blätter, welche



Eingeborne von Ceram.



Eingeborne von Ceram.

den Stamm manches Jahr lang vollkommen bedecken. Der Wurzelstamm ist kriechend wie bei der Xipopalme; wenn der Baum zehn bis fünfzehn Jahr alt ist, schidt er einen gewaltigen einstäubigen Blumentolben aus und stübt dann ab. Er wächst in sumptigem Gebirge oder auf felsigen Hügelabhängen in sehr feuchtem Boden und dort scheint er eben so wohl zu gedeihen, wie unter dem Einflusse von Salz- oder Brakwasser. Die Mittelrippen der ungeheuer großen Blätter sind für die Bewohner von außerordentlichem Nutzen und in mancher Hinsicht selbst dem Bambus vorzuziehen. Ein schönes Exemplar einer solchen Mittelrippe ist zwölf bis fünfzehn Fuß lang und so did wie das Bein eines Mannes. Man banet ganze Häuser aus solchen Rippen; sie liefern vorzügliche Pfosten für das Sparwerk des Daches; gespalten und mit guter Unterlage versehen, dienen sie als Fußböden und wenn man solche von gleicher Größe auswählt und dicht aneinander zur Füllung des Fußgebälles also Pfäde verwendet, sehen sie recht hübsch aus und geben bef-

tere Wände und Berdyläge ab als Bretter, da sie sich nicht ziehen und nicht gesägt oder geschnitten zu werden brauchen. Unsere Illustration veranschaulicht ein solches Haus. Die zusammengefaltete und an der kleinen Mittelrippe aneinander befestigten Blätter der Sagopalme verwendet man zur Herstellung des Atap, d. h. Daches. Das Mark des Stammes aber liefert für Hunderttausende von Menschen das tägliche Brod.

Man wählt einen ausgewachsenen Baum aus, der bald zur Blüthe kommen will, holt ihn dicht über dem Boden um, nimmt Blätter und Mittelrippe fort und schneidet an der oberen Seite des Stammes einen breiten Streifen Rinde aus. Die dann offen zu Tage liegende markige Substanz hat an der Wurzel eine Rosifarbe; höher hinauf ist sie rein weiß, etwa so hart wie ein trockener Apfel und hat in Abständen von etwa $\frac{1}{4}$ Zoll holzige Fasern. Dieses Mark wird mit einer Keule, an welcher ein Quarzstein befestigt ist, grob zerhackt. Dabei fallen schmale Streifen Mark

ab, und wenn der ganze Stamm ausgehöhlt ist, bleibt nur eine etwa $\frac{1}{2}$ Zoll dicke Haut zurück. Man gießt Wasser auf die Masse, knetet und preßt sie und wirft die Faser fort. Die Masse hat nun eine leicht röhrlche Färbung, wird zu wolkenförmigen Klumpen von etwa dreißig Pfund Schwere geformt und kommt so als roher Sago in den Handel. Das aus Sago bereitete Brot hat einen milden Geschmack und hält sich Jahre lang. Ein Baum von mittlerer Größe giebt 30 Tomans oder Mubel von je dreißig Pfund, und jeder Tomian giebt sechzig Kuden; zwei der letzteren genügen um einen Mann zu sättigen, fünf gelten als volle Befestigung für einen ganzen Tag. Ein Baum also, der 1800 Kuden giebt, welche zusammen 600 Pfund wiegen, versorgt den Mann für das ganze Jahr mit Nahrung. Zwei Männer reichen aus, einen Baum in etwa fünf Tagen zu verarbeiten, und zwei Frauen, um das Ganze gleichfalls in fünf Tagen zu Kuden zu verbadern. Auch der rohe Sago hält sich gut und kann zu jeder beliebigen Zeit verbadern werden. Gemgemäß ist ein Mann im Stande, sich in zehn Tagen, ohne jede eigentliche

Arbeit oder Anstrengung, seine Nahrung für ein ganzes Jahr zu bereiten. Die Sagobäume sind jetzt alle Privateigentum; sie sind aber in solcher Menge vorhanden, daß sie Stüd für Stüd mit solcher drei deutschen Thalern (7 $\frac{1}{2}$ Schilling englisch) bezahlt werden. Der Geldwerth eines Arbeitstages wird mit 5 Pence berechnet, somit kostet ihn sein Brot für das ganze Jahr nur wenige Thaler. Das ist allerdings ein großer Uebelstand; die Bewohner der Sagoländer stehen in jeder Beziehung weit hinter denen zurück, welche Reis bauen. Viele genießen gar keine andere Nahrung als Sago und Fische, von denen das Meer liefert so viel man nur fangen will. Zu Hause haben die Leute wenig oder nichts zu thun; sie schwärmen also umher, treiben Kleinhandel, fischen, und was die Bequemlichkeiten des Lebens anbelangt, so stehen die Sagosesser weit hinter den wilden Vergapadäs auf Borneo oder anderen barbarischen Stämmen im Archipelagus zurück* *).

Der Nordamerikaner Vidmore**) hat eine Schilderung



Tobbo auf der Insel Wamima (Neu-Hebriden).

der wilden Eingeborenen auf Ceram entworfen. Man bezeichnet dieselben auch als Aisurus, also mit dem Namen, welchen die Portugiesen allen Stämmen auf den Molukken beilegen, die ihrer Herrschaft nicht unterworfen waren. Der Reisende war in Gesellschaft des holländischen Residenten nach Ceram gekommen und in dem großen Dorfe Amahai wußte der dortige Controleur eine Anzahl solcher wilden Leute zu veranlassen, aus dem Gebirge an den Strand herabzukommen und einen Kriegstanz auszuführen.

Etwa zwanzig Aisurus fanden sich ein, darunter acht stämmige Krieger, die übrigen alte Männer, Frauen und Kinder. An Körpergröße und in ihrer ganzen äußeren Erscheinung gleichen sie genau den Malanen; sie bilden offenbar eine Unterabtheilung der malayischen Rasse, nur ist ihre Hautfarbe dunkler und ihr Haar nicht schlicht und straff wie bei jenen sondern kraus aber nicht völlig wie das der Papuas. Sie tragen es so lang und dick, daß ihr Kopf ganz bebuscht aussieht. Wenn sie sich putzen, binden sie um das Haar ein rothes Tuch, das sie von den Küstenanwohnern erhalten und mit einer kleinen Muschel, der Kassa, schmücken. Die

spärlche Bekleidung besteht aus einem Streifen von der inneren Rinde eines Stammes, welche sie so lange mit Steinen klopfen, bis sie weich und scharflichtig wird; man könnte sie für weißes, rauhes Papier halten. Solch ein Bekleidungs-

* *) Der Sago bildet allerdings ein schweres Hinderniß für die Ausbreitung der Civilisation; er macht den Menschen das Leben allzuleicht. Das Volk mit ihm fernem Osten des Archipelagus blickt aus an die Stelle der Getreidearten. Das feine wird gepreßt, namentlich in Singapur, wo das Verlen von Chinesen befragt wird; diese sind auch Erfinder desselben. Im Westen aber ist nach Wallace angegeben worden, zu wie vielerlei Zwecken der Baum verwendbar ist. Es mag hier bingusfigt werden, daß der Stüßel vom Stamme dieses Sagus kamuhiti, als sogenannte Wä, Futter für die Schweine geht; wenn zerhackt auf einem Haufen gähet, macht auf ihm ein delikater Pilz; aus erkeint auf ihm ein weißer Baum, der bei den Eingeborenen für einen Vederbissen gilt. Ein solches Land bedarf keiner Aderbauer und seiner Handwerker, seiner Auktenung oder Mühseligkeit: durch die Sagopalme ist so ziemlich für Alles gesorgt und der Anreiz zu allem Höheren, zu jeder bedeutenden Thätigkeit wird gleichsam im Keime erstickt. H.

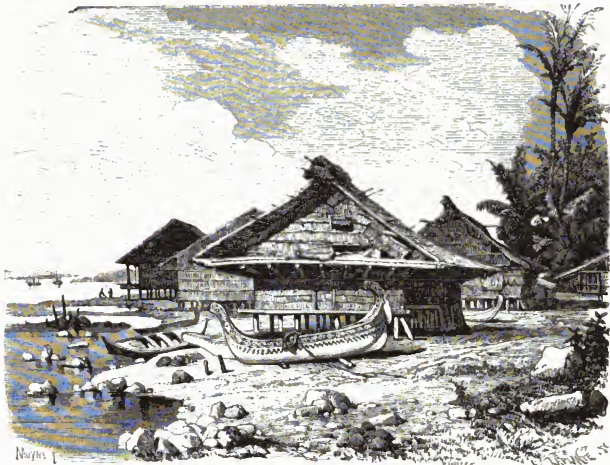
**) Travels in the East Indian Archipelago, London 1868, p. 203 seq.

streifen ist nur etwa 3 bis 4 Zoll breit und 3 Fuß lang, wird um den Leib geschlagen und fällt dertot über die Schenkel, daß das eine Ende vorn auf die Knie herabhängt. Einige hatten aber den Ellbogen einen Arming, der aus dem Stengel einer *Gorgonia* (Hornsalvete) verfertigt wird; an demselben waren lange, schmale Blätter befestigt und ein ähnlicher Schmut hing an den Ellbogen und den Rindenstreifen.

Jeder Krieger trug einen Parang (Hack- oder Hämmer), den er in der rechten Hand hoch emporhob; an seinem linken Arme hatte er einen 3 bis 4 Fuß langen aber nur etwa 5 Zoll breiten Schild, den er so vor sich hin hielt als wolle er einen Hieb damit auffangen. Der Tanz bestand in einer Reihenfolge kurzer Sprünge, rückwärts und vorwärts, mandamali schwenkten sie sich rasch um, als ob sie sich gegen

einen Angriff von hinten wehren wollten. Bald wurden die tanzenden Krieger bei der Musik einer rohen Pfeife und dem immer rascher werdenden eintönigen Gesänge der Weiber und Kinder in hohem Grade aufgeregt; sie schwenkten ihre Dackmesser in der Luft, sprangen heftig hin und her, ihre Augen sprühten gleichsam Feuer und in solchem Zustande zeitweiligen Wahnsinns würden sie eben so unbedenklich einen Menschenkopf wie ein Bambusrohr abhauen.

Tenn diese Affurs auf Ceram sind weit und breit berühmte Kopfkrieger, bei denen ein abscheulicher Brauch zum Gesetz geworden ist. Dieses verlangt, daß jeder junge Mann wenigstens einen Menschenkopf abgehauen haben muß, ehe er sich eine Frau nehmen darf. Deshalb sind Köpfe ein sehr gesuchter Artikel. Schon ein



Dorf Waru Waru auf der Insel Ceram.

Kindeskopf genügt, aber der Kopf einer Frau ist schon mehr gesucht und wird vorgezogen, weil man annimmt, daß sie sich leichter verteidigen oder flüchten könne. Der Kopf eines Mannes aber wird noch höher angeschlagen und gar der Kopf eines Weibes gilt für den Beweis größter Tapferkeit und für das ruhmvollste Siegeszeichen.

Als die Holländer vor nun etwa zwanzig Jahren in der Poge waren, von der Samoaibay aus mit diesen Affurs Krieg zu führen und dieselben ins Gebirge zurückdrängten, fanden sie in den Hütten zwei bis drei Mal mehr Schädel, als wahrscheinlich im ganzen Dorfe Einwohner lebten, Männer, Frauen und Kinder zusammengezogen. Ein Mann, der sich fürchtet allein auf die Menschenjagd auszugehen, ladet dazu einige andere ein oder mietet sie, und mit diesen legt er sich bei einem andern Dorfe auf die Pauer bis zu-

fällig Jemand vorüber kommt. Dann überfallen sie ihn, machen ihn nieder und nehmen den Kopf. Daraus entsteht begreiflicher Weise Tobfeindschaft zwischen allen benachbarten Stämmen und die ganze östliche Hälfte von Ceram, wo das Kopfsagen im Schwange geht, ist unablässig Schauplatz endloser blutiger Kriege. Bekanntlich findet man den Brauch auch auf Vorneo bei den Dayaks, wo jedoch nur Männer Köpfe genommen werden; zur Feier jeder Geburt und bei jedem Zeichenbegünstnisse verlangt bei ihnen der Brauch das Verbeischnen frischer Köpfe. Auf Ceram macht jeder Krieger, der einen Kopf abgegriffen hat, auf den vordrängenden Streifen der oben erwähnten papierähnlichen Bekleidung einen Kreis und ein Mann hatte deren vier. Viemore deutete ihm an, er wisse sehr wohl was das bedeute, indem er viermal mit der Hand vor seinem Halse hin und

her fuhr und dann die Hand viermal emporhob. Der Wilde sprang sofort hin und her und freute sich wie ein Kind; er glaubte, der Weiße halte ihn für einen überaus tapfern Mann! Die nordamerikanischen Wilden, sagt er, sind civilisierte Leute im Vergleich zu diesen Teufeln in Menschengestalt.

* * *

(Goderell's Besuch auf den Aru-Inseln *).

H. G. A. T. Goderell, ein in Australien bekannter Sammler von seltenen Vögeln und Naturalien für den englischen Markt, begab sich im December 1871 von Brisbane, der Hauptstadt der Colonie Queensland, aus in dem kleinen Schoner Naturalist nach den westlich von Neuguinea gele-

genen Aruinseln und blieb daselbst vom 4. März bis zum 15. December 1872. Seine Beobachtungen verdienen um so mehr Beachtung, da sie Vieles berichtigen, was Captain Stokes im Jahre 1839 und namentlich Wallace im Jahre 1857 dort wollen gesehen und erfahren haben. Es ist uns gestattet, aus dem Manuscript folgende Mittheilungen zu veröffentlichen.

Die drei Hauptinseln der Arugruppe bilden Tarongin, Maylor und Kobror. Tarongin ist die östlichste und wird von einer großen Anzahl von Eilanden, unter denen wieder Dorcen die umfangreichste ist, umgeben. Ich habe nur, sagt Goderell, die Namen von dreißig verzeichnet, sah aber mehr denn hundert, darunter freilich manche sehr kleine.

Die Canäle zwischen den Inseln sind meistens sehr



Wohnungen der Holländer und Amboinesen auf Ceram.

schmal. Bei Ebbe sieht man häufig Felsespitzen wie Regel aus dem Wasser hervorstagen, insbesondere an der Mündung von Tarongin. Dobbo ist die einzige Insel, wo ein Schiff sicher vor Anker gehen kann*). Nach Westen zu nehmen die

*) Die Aru-Inseln sind in den letzten legerverflossenen Jahren mehrmals von dem ausgezeichneten italienischen Reiseforscher Vecchi besucht worden und wir dürfen nach der Heimkehr desselben sicherlich manche wertvollen Aufschlüsse wie über Neuguinea, so auch über die Aru-Inseln von ihm erwarten. Doch Wallace in seinem in vieler Hinsicht ausgezeichneten Werke über den „Malayischen Archipelagus“ nicht immer genau verläßt, ist ihm schon mehrfach, auch von holländischer Seite, nachzuweisen worden, und in obigem Aufsatze geht sein Landsmann Goderell allerdings etwas scharf mit ihm um. — Von den Aru-Inseln kommen viele Paradiesvögel in den Handel, namentlich *Paradisea rubra* und *P. aurea*.

**) Aber Dobbo ist ja keine Insel, sondern Hafenstadt auf der Insel Wamma.

Inseln ab, sind aber doch viel zahlreicher, als die Karten angeben.

Ich fand nirgends einen Fluß oder Creek, mit Ausnahme auf Wamaboh, den man auch nur in der Länge einer halben Meile von der Mündung ab mit einem Boote hätte befahren können.

Wenn Crawford in seinem „Dictionary of the Indian Archipelago“ die Bevölkerung von Aru auf 80,000 ansetzt, von denen der größere Theil als wilde Cannibalen das Innere der Insel bewohnen, so ist das eben nicht wahr. Die gesammten Bewohner düngten sich auf kaum mehr als 8000 belaufen, und das Wasser würde auch in den trockenen Monaten August, September, October sicherlich nicht für eine größere Seelenzahl ausreichen. Im Innern, welches aus Felsen und Schluchten ohne Bäume, Gras und Wasser be-

steht (Berge kommen nicht vor), wohnen überhaupt keine Eingeborene. Alles verwerthbare Land, wenn man es überhaupt so nennen kann, zieht sich nur der Küste entlang, und dahinter breiten sich Sümpfe mit hohem Baumwuchse aus, welche sich zur Regenzeit anfüllen. Von permanenten Wasserlächern findet sich nirgends eine Spur, und nur auf Dobbo hat man wenige Brunnen gegraben, d. h. Löcher, in die aus den Sümpfen Wasser einsicker, welches man dann in großen irdenen Krügen sich absetzen läßt.

Die Dörfer, fünf bis zehn Miles von einander entfernt, sind sehr klein, indem sie bloß aus etwa vier Häusern bestehen, und die Bewohner sind oft genöthigt, dieselben wegen Mangel an Wasser zu verlassen. Das größte Dorf befindet sich auf Mayfor und zählt fünf Häuser. Von Wegen, Brücken u. findet sich nichts vor.

Der Nordwestmonsun stülte sich am 15. December ein. Es bligte, donnerte und regnete. Da ich um diese Zeit die Aruinseln verließ, so kann ich nicht angeben, wie lange die

www.libtool.com.cn



Paradisea aurea.

fer Wind vorherrschte, aber bei Cap Jork hörte er mit Anfang Februars auf. Von August bis December war das Wetter ausgezeichnet und auch eben nicht zu heiß, denn wir konnten zur Nachtzeit recht gut zwei wollene Decken tragen.

Der Handel auf Aru ist in starker Abnahme und scheint dem Verschwinden nahe zu sein. Cransford bemerkt, daß, nach den ihm gewordenen Mittheilungen im Jahre 1840, alljährlich gegen 250 Schiffe Dobbo verlassen, und Wallace in seinem bekannten Werke sagt, daß er daselbst im Jahre 1857 fünfzehn

Schiffe von Macassar und an hundert kleinere Boote aus Ceram, Goram und Rê angetroffen habe. Im Jahre 1872 liefen aus dem Hafen von Dobbo überhaupt nur neun für Macassar bestimmte Fahrzeuge aus, und außerdem etliche kleine Boote, die ohne irgend welche Befrachtung nach Rê abgingen.

Der Export im Jahre 1872 bestand hauptsächlich aus hartem Holz für den Schiffbau, und dann noch aus zwanzig Tonnen Vertunuschein, zwanzig Tonnen Tripang, zwanzig Pfund ehbarer Vogelnestern und kaum so viel Pfund Schild-

pat. Legierer, von der gelinen Varietät der Schildkröte, ist nicht stärker als Papier und wird von den Chinesen und Japanesen zur Auslegung von Rösschen verwendet.

Wenn Wallace in seinem Werke weiter erzählt, daß „gongs, small brass canons, and elephant's tusks“ den Reichtum der Arabewohner ausmachen, mit welchen sie ihre Frauen taufen und die sie als werthvolles Eigenthum vorsichtig aufbewahren, so gehört das ins Reich der Phantasie. Ich habe, entgegnet Goddrell, sorgfältige Erkundigun-

gen eingejogen, aber nur in Erfahrung gebracht, daß Elephantenzähne den Eingeborenen völlig unbekannt sind. Ich zeigte ihnen das Bild eines Elephanten und sie fragten mich, ob das ein Esel oder ein Hirsch sein solle. (Auf den westlichen Inseln Ducia, Wasia und Waria trifft man eine sehr kleine Art Hirsche.) Ein chinesischer Kaufmann aus Singapore, den ich auf Neu kennen lernte und welcher hier seit acht Jahren regelmäßig verkehrt hatte, versicherte, daß ihm nie etwas von Elephantenzähnen vorgekommen sei.“



Paradisea rubra.

Was die bronzenen Kanonen anlangt, von denen Wallace spricht, so läuft diese Geschichte einfach darauf hinaus, daß ein Eingeborener auf der Insel Bofan, Tobbo gegenüber, eine Kanone dieser Art besitz, welche er einmal von den Holländern für geleistete gute Dienste zum Geschenke erhalten.

Auch von Wongo, diesen chinesischen Schallbeden, fand ich bei den Eingeborenen nichts vor, denn die wenigen, welche mir zu Gesichte kamen, gehörten den des Handels wegen eingetroffenen Macassarleuten.

Was den Charakter der Bewohner betrifft, so kann ich ihnen nur das Zeugniß ausstellen, daß sie die christlichen, nächsternsten, fleißigsten und überhaupt sittsamsten Menschen auf dem ganzen Rund der Erde (!) sind. Obgleich meine Sachen ziemlich frei am Ufer umherlagen und die Eingeborenen, welche alle Tage in Gruppen kamen und gingen, Gelegenheit genug zum Nehmen hatten, so ist mir doch in der ganzen Zeit auch nicht das Allgeringste gestohlen worden. Es erscheint dies um so bemerkenswerther, als es keine Missionäre unter ihnen giebt.

Wenn Wallace die Krainfulaner und vorzugweise die auf der Insel Banumbay zu durchaus wilden Leuten, „perfect savages“, stampeln will, so muß ich dagegen Protest erheben. Es sind vielmehr wohlgestittete, artige, stille Menschen, die immer bereit sind, einem gefällig zu sein. Dabei sind sie der Keuschheit in hohem Grade zugethan und weisen ihre Kleidung tagtäglich wohl zweimal.

Wallace will wissen, daß Polygamie unter ihnen bestehe, obwohl der Mann in der Regel nur eine oder zwei Frauen besitze, welche von deren Eltern gegen eine Auswahl von Artfellen, unter denen sich irdene Gefäße, Tücher, Trommeln &c. befinden, gekauft wurden. Er irrt sich hier ebenfalls wieder. Man lachte herzlich, als ich mich nach der Vielweiberei erkundigte und fragte, ob die Frauen käuflich seien. Kein Arumann hat mehr als eine Frau, und von einem Kaufe ist nichts bekannt. Ueberdies spricht schon das ungleiche Zahlenverhältniß der Männer gegenüber den Frauen, welches auf diesen Inseln wie 6:1 (?) ist, gegen Polygamie. Von Eifersucht scheinen die Männer stark geplagt zu sein, denn sie gestatten ihren Frauen nicht, mit einem Weissen, einem Malaken oder einem Chinesen zu sprechen, und wenn sie ausgehen um Holz oder Wasser zu holen, so werden sie stets von einem Manne, mit einer Flinte oder mit Pfeil und Bogen bewaffnet, begleitet.

Wallace ist in Zweifel darüber, ob nicht einzelne Stämme wenigstens ihre alt gewordenen Angehörigen tödten. Ich kann versichern, daß solcher Gebrauch nirgends besteht. Die alten Leute werden mit der größten Achtung behandelt und bei wichtigen Angelegenheiten stets zu Rathe gezogen. Ich fragte immer nur bei ihnen an, ob es gestattet sei, mich in der Nähe der Dörfer aufzuhalten und zu schiefen, und immer willigte man gern ein. Wenn ich den jüngeren Leuten etwas Tabak schenkte, so theilten sie diese Gabe sicherlich mit den Alten.

Wallace behauptet ferner, daß ein Araberwohner es nicht der Mühe werth halte, sich nur halb zu beerausien; ein Bierglas voll Rum sei nur ein schwaches Reizmittel für ihn, denn um sich nach Vergnügen zu betrinken bedürfe er

einer halben Gallone. Vom finanziellen Standpunkt aus — aber auch nur von diesem — bedauere ich, daß ich durch diese Angabe irre geleitet wurde. Ich hatte nämlich mehrere Faß Rum und Wein an Bord und mir eingebeibet, daß ich dafür Paradiesvögel in Menge einhandeln könnte. Wären die Eingeborenen den Spirituosen wirklich derart leidenschaftlich ergeben gewesen, so hätte ich ein gutes Geschäft gemacht, und die Kosten meiner Reise würden sich wesentlich verringert haben. Allein die Insulaner wollten um keinen Preis Rum und Wein kaufen, nicht einmal einen Tisch wollten sie mir dafür geben, und so verkaufte und vermachte ich in den neun Monaten, welche ich auf Aru verweilte, auch nicht eine Flasche. Ich reichte ihnen einst ein halbes Quart voll und ließ es die Kunde passieren. Einige probirten, Andere wollten gar nicht daran, und zuletzt erhielt ich fast das Ganze wieder zurück mit der Erklärung, daß so ein Getränk nicht gut sei. Nur ein einziges Mal, um auch dies nicht zu verpassen, sah ich einen Betrunkenen, aber dies war ein Malake aus Malakka, welcher von dort eben eingetroffen war.

Endlich erzählt Wallace von Piraten, welche die Dörfer überfallen und niederbrennen, die morden und Frauen und Kinder in Sklaverei führen. Damit ist es aber auch nicht. Die Leute schlofen in größter Sicherheit, und die Insulaner sowohl wie die Malaken und Chinesen, welche ich antraf, erinnerten sich nicht, je von Piratenenthum auf diesen Inseln gehört zu haben. Als ich den Capitain eines holländischen Kriegsschiffes hierüber befragte, lachte er mir ins Gesicht und versicherte, daß so etwas nie vorkomme, denn, fügte er hinzu, was in aller Welt besäßen denn diese Menschen, das des Raubes werth wäre?

Es geht aus diesen Mittheilungen Codereff's wohl zur Genüge hervor, daß Wallace seine Berichte im Jahre 1857, wenigstens was die Krainfulen anlangt, so ziemlich nach Münchhausen abgefaßt hat und daß sein Werk, welches man sonst als gute Quelle anzusehen pflegt, mit Vorsicht zu gebrauchen ist.

Die Götter der wilden Indianer in Brasilien.

Ueber die Sitten und Gebräuche, das Familienleben und die religiösen Vorstellungen bei manchen Indianerstämmen Brasiliens haben wir in der allerjüngsten Zeit interessante Nachrichten erhalten durch einen um Erforschung des südamerikanischen Kaiserreichs hochverdienten Mann. Wir meinen den im „Globeus“ schon früher oftmals erwähnten Dr. Couto de Magalhães. Derselbe hielt im Januar 1874 zu Rio de Janeiro im dortigen Historischen Institut einen Vortrag, aus welchem wir das Wesentliche hervorheben.

Die Götterwelt ist bei den wilden Stämmen sehr reich und ihre Vorstellungen über dieselben bieten manche Eigentümlichkeiten dar. Das Wort Tupan, welches die Jesuiten mit Gott übersetzt haben, kommt in der Tupisprache vor, ist aber den uncivilisirten Indianern unbekannt. Dr. Couto ist im Zweifel, ob dasselbe abgeleitet ist von Tupa, d. h. Blitz, oder von Tuba, Vater. Eine Vorstellung von einem Schöpfer hat er nirgends bei den Indianern angetroffen und meint, daß eine solche zur Zeit der Eroberung des Landes gar nicht vorhanden gewesen sei.

Der Theogonie liegt die Ansicht und Ueberzeugung zu Grunde, daß alle geschaffenen Dinge ihre Mutter haben. Es giebt drei Ubergötter: Sonne, Mutter aller Dinge die auf dem Lande leben; Mond, Mutter des gesamten Pflanzenwachstums; Peruda oder Ruda, Gott der Liebe, von welchem die Erzeugung aller lebenden Wesen abhängt. Jeder dieser drei Haupt- oder Ubergötter verfügt über eine Anzahl von Untergöttern, deren jedem ein besonderes Reich zur Ueberwachung angewiesen ist; Alles hat einen Schutzgeist und wird von denselben in Thut genommen: jeder See und Fluß, jedes Thier, jede Pflanze. Abstracte Ausdrücke für die Götter kennt man nicht; Maracy oder Guaracy, Sonne, ist gebildet aus Guara, lebendiges Wesen, und Cy, Mutter. Mond ist Racy, Mutter des Pflanzenreichs.

Portugiesische und spanische Schriftsteller wollen bei diesen Wilden den Glauben an einen „Zeufel“ gefunden haben, Dr. Couto stellt einen solchen aufstellen in Abrede. Sie wissen nichts von einem übernatürlichen Wesen, dessen alleinige Obiegenheit es wäre, nur Böses zu thun; selbst

ihr Jurupara ist nur ein Nachtmahr. Wöses geschieht durch ihre Götter, aber nicht weil das Wesen derselben böse wäre; nur als Räuber und Beschüßer des Geschaffenen und Lebendigen verhängen sie Strafen über die Menschen, welche die ihrer Zubut anvertrauten Gebiete und die diesen angebundenen Geschöpfe verfolgen und beeinträchtigen.

So ist Ahangó der Gott und Beschüßer der aus freiem Willen lebenden wilden Thiere; er hat diese in Zubut zu nehmen gegen Alle, welche ohne Noth dieselben vernichten; er spielt in den Sagen und Erzählungen der Jägerstämme eine Hauptrolle; er fügt den Menschen Schaden zu aber nicht etwa aus Bösartigkeit sondern weil er schließt was ihm untergeben ist.

Da wo jetzt an der Mündung des Tapajoy in den Amazonasstrom die Handelsstadt Santarem steht, verfolgte ein Tupinamba-Indianer eine Rehe und ihr säugendes Kalb. Er fing das letztere, trug es hinter einen Baum, wo er es fesseln ließ, um die Mutter anzuloden. Als diese näher kam schloß er sie mit einem Pfeile todt. Dann aber sah er, daß er nicht eine Hinde sondern seine Mutter getödtet hatte, und das war Ahangó's Werk.

Cahipora oder Capapora erscheint als ein riesengroßer aber und über mit Haar bedeckter Mann, der auf einem wilden Eber reitet; wer seiner ansichtig wird, hat zeitweises Unglück. Aber ein böswilliger Gott ist er darum doch nicht; er ist Beschüßer des Wildes, das im Walde lebt, läßt sich unter diesem oft blicken und schließt es gegen die Jäger.

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele ist vorhanden. Man kann es daraus schließen, daß Speisen auf das Grab und Waffen in dasselbe gelegt werden. Dr. Couto erfährt von einem durchaus zuverlässigen Manne, daß die Chavantes ihre verstorbenen Kinder verspeisen, um die Seelen derselben sich selber einzuverleiben *).

Als Dr. Couto einen Hängling fragte: ob das auch wirklich wahr sei, lachte dieser und gab keine Antwort. Manche Stämme am unteren Tocantins begraben die Todten in ihrer Hütte. Der Grund ist, weil sie Träume von denen erwarten, welche bei Lebzeiten ihnen lieb gewesen sind.

Die Tupis scheinen eine Art von Hölle angenommen zu haben und sie glauben, daß es Menschen gebe, die sich in andere Wesen verwandeln können. Noch heute lebt in Cameta (am linken Ufer des unteren Tocantins) ein Mann Namens Honoratio, der sich, wie die dortigen Indianer behaupten, in einen Fisch oder in eine Schlange verwandeln kann; er macht auch weite Reisen unter dem Wasser im Bette der Ströme.

Das Wehl, welches die Wurzelknolle des Maniok (Jatropha manihot) liefert, wird in Brasilien als Farinha, Wehl, bezeichnet. Dort kommen alle 46 bekannten Arten der Jatropha vor und die Wurzel wird auch von den rohesten Stämmen im Gebiete des Amazonasstromes angebaut; von den Portugiesen wird sie als Mandioca bezeichnet. Ueber diese so nützliche Nahrungspflanze, aus welcher auch ein herausgezeichnetes Getränk bereitet wird, haben die Indianer eine hübsche Sage.

*) Dieser Volk lebt am Aragua, einem Arme des Tocantins; dieser bilden, von Süden nach Norden fließend, die Grenze zwischen den Provinzen Goyaz und Mato Grosso; er entspringt in 16° S. auf der Serra Capana und vereinigt sich zwischen 2. und 6° S. mit dem Tocantins. Dr. Couto hat denselben 1864 von der Stadt Goyaz aus etwa 400 portugiesische Meilen abwärts befahren und ermittelt, daß derselbe schiffbar sei. Der Aragua fließt durch ein fruchtbares, auch heute noch fast menschenleeres Gebiet. Mit den Chavantes war Dr. Couto häufig in Verbindung. A.

In alten Zeiten wurde die Tochter eines Hänglings in der Umgegend des heutigen Santarem in, wie wir sagen, andere Umstände versetzt. Der Vater wollte wissen, wer daran schuld sei, das Mädchen aber blieb fest dabei, daß kein Umgang mit irgend einem Manne stattgefunden habe. Darob wurde der Vater böse, er wollte seine Tochter tödten, aber da erschien ihm im Traum ein weißer Mann, der bezeugte, daß sie unschuldig sei. Also blieb sie am Leben. Nach Verlauf einiger Zeit brachte sie ein weißes Kind zur Welt und nun kamen die Indianer von weit und breit herbei um sich dasselbe anzusehen. Nach einem Jahre starb dieses Kind, welchem man den Namen Mani gegeben hatte; es war vorher nicht krank gewesen und man hatte auch kein Anzeichen von Schmerzen an ihm bemerkt. Das Kind wurde in der Hütte begraben, die sein Tod hatte; man begab das Grab täglich, wie das alter Landesbrauch ist. Bald sproßte eine Pflanze empor und zwar eine, welche man bis dahin nicht gekannt hatte; deshalb ließ man sie wachsen. Sie bekam Wurzeln und Früchte; wenn die Vögel von diesen letzteren genossen, wurden sie betrunken. Als dann der Erdboden auseinander ging und die Fruchtknolle zum Vorschein kam, glaubten die Indianer, das sei Mani's Körper und sie bezeichneten die Wurzel als Maniok, d. h. die Hütte in welcher Mani sich verwandelt habe.

Die Hölle über das Wild auf dem Felde wurde von Onaracy, der Sonne, dem Anhang übertragen. Das Wort bedeutet Schatten, Geist. Dieser Untergott erscheint in der Sage als weißer Fisch mit Feuer-Augen. Wer auf ein noch säugendes Thier Jagd macht, läuft Gefahr diesen Anhang zu sehen; dann bekommt er sicherlich ein böses Fieber und kann möglicherweise obendrein den Verstand verlieren.

Das Wild im Walde steht, wie schon bemerkt, unter dem Schutze Capapora's, des behaarten Krieger, der auf dem wilden Eber reitet, welchen er dann und wann durch Geschrei zur Eile antreibt. Weil es Unglück bringt ihn zu sehen, hat man in Brasilien die Redensart: *estru maito caipora*, d. h. ich bin sehr unglücklich.

Ueber die Fische macht Uauyara, der sich in einen Delfin verwandelt. In den Sagen ist er eine Liebessignale und auch jetzt giebt es in der Provinz Para kein Indianerdorf, in welchem man nicht wunderbare Geschichten von ihm zu erzählen wüßte; namentlich hat er bei Liebesangelegenheiten viel zu thun. Bei den Mädchen steht er in hoher Gunst und viele behaupten, daß er Vater ihres ersten Kindes sei, denn Uauyara spielt ihnen gern einen Schabernack, indem er zum Beispiel sich in einen Mann verwandelt und als solcher sie beim Baden überfällt, sie wohl auch mit sich unter das Wasser hinabzieht. Die Leute in Para erzählen auch, daß in mondlosen Nächten oftmals die Seen hell beleuchtet seien; sie wissen dann, daß Uauyara zu seinem Vergnügen Gesänge anstimmt und auf dem Wasser tanzt.

Untergötter des Mondes sind: Sacifere, Mbitata, Uruta und Carupita.

Sacifere spielt im südlichen Brasilien eine wichtige Figur. Dr. Couto fand aber, daß die auf ihn bezüglichen Sagen so vielerlei christliche Zuthat bekommen haben, daß er nicht mehr ermitteln konnte, wie es sich mit der Geburt, welche diesem Gott über die Pflanzenwelt anvertraut ist, eigentlich verhält. Er ist ein kleiner Mann, hat einen lahmen Fuß und an jedem Knie einen Wundschaden; er trägt eine rothe Kopfbedeckung.

Mbitata, Feuerfische, schützt die Wiesen gegen Reute, welche dieselben in Brand fressen wollen. Dieser Untergott ist, was durch den Name besagt, eine feurige Schlange, aber nur klein, lebt für gewöhnlich im Wasser, verwandelt

sich aber manchmal in einen brennenden Baum, Meunan, und als solcher verbrannt er durch sein Feuer die Menschen, welche unnißiger Weise die Wesen und Thiere anzündeten.

Urutau bedeutet wörtlich ein Vogelphantom. Dr. Couto konnte nicht erfahren, welche Verwandniß es mit diesem Untergotte hat.

Curupira beschäftigt die Wälder. Der diese schädigt, muß viele, viele Jahre lang in denselben umherirren, ohne einen Ausgang finden zu können; das ist die Strafe, welche er über den Waldstrolcher verhängt. Er ist ein kleiner Mann, dessen Füße nach rückwärts stehen, auch hat er keine Anal- und Urinalöffnung; deshalb wird er bei den Paraindianern als Ruffico bezeichnet. Wenn man hört, daß im fernem Walde an die Bäume geschlagen wird, dann ist Urutau damit beschäftigt, zu prüfen, welche derselben fest genug bewurzelt sind, um einem Ertane Widerstand leisten zu können.

Peruba oder Ruda, Gott der Liebe, ist ein alter Krieger, der auf dem Winde oder auf den Strahlen des Mondes reitet und tief unten im Wasser haust. Er erweckt Liebe in den Herzen der Männer und Reumuth nach Rückkehr zu ihrem Stamme. Unter ihm steht Caïre, Reumuth; er erweckt Sehnsucht nach abwesenden Geliebten. Es scheint, als ob bei den Indianern Vollmond und Reumuth für verschiedene Wesen gelten. Die jungen Mädchen, welche den abwesenden Liebhaber zurückrufen, rufen Peruba bei Untergang der Sonne oder des Mondes an und zwar mit Gefängen, die noch heute im Innern der Provinz Parau von Indianern und Mischlingen gesungen werden.

Im Dienste Peruba's ist eine Schlange, welche gleich herausrennt, ob ein Mädchen noch unschuldig ist; ein solches darf ihr Geschenke bringen; ein nicht mehr unschuldiges wird von der Schlange aufgefressen. Die Tupinambas wußten, daß diese Schlange ihren Aufenthalt im See Jua habe, der etwas oberhalb Santarem liegt. Ein Mädchen, das in Verdacht gerieth, seine Unschuld verloren zu haben, wurde von den Eltern bort hin gebracht und allein gelassen auf einer Insel im See. Auf dieser wurden Geschenke niedergelegt; sie saßen ans Ufer zurück und sangen: Arara aramboia, cuceuci meu! Wenn die Schlange den Gesang hörte, kam sie langsam auf die Oberfläche und verschlang entweder unter gewaltigen Brüllen das Mädchen oder schwamm, wenn dasselbe unschuldig war, langsam auf dem See umher und sang die Fische in Schlaf. Dann konnte

ten die, welche gekommen waren und Geschenke gebracht hatten, einen reichen Fang mit heimnehmen.

Dr. Couto bemerkte in seinem Vortrage, daß er mit 30 Stämmen wilder Indianer verkehrt habe; dieselben gehörten zehn Nationen an. Die Familienverhältnisse boten die größten Abweichungen und Verschiedenheiten dar. Bei einigen Stämmen fand er ganz ungebundene Weibergemeinschaft, bei anderen hingegen große Strenge in Bezug auf geschlechtlichen Verkehr; das letztere gilt aber nur von solchen Wilden, welche noch nicht durch Contact mit den Weißen demoralisirt worden sind; ein christianisirtes Indianer ist in der Regel ein ganz degadirter Mensch.

Bei den Cahayapos, dem zahlreichsten Volk auf den centralen Plateaus von Brasilien, die jetzt etwa 10,000 Männer zählen und unter drei Hauptlingen stehen, ist Weibergemeinschaft; das mannbare gewordene Mädchen kann sich jeden beliebigen Mann zum Umgange wählen. Sobald sie sich in anderen Umständen befindet und so lange sie ihr Kind an der Brust hat, bleibt sie bei dem Vater des letztern; diesem aber ist es unabwehrlich, mit anderen, die auch in derselben Hütte wohnen, intime Verbindungen zu unterhalten. Die Verbindung mit dem Vater des Kindes hört auf, sobald das letztere nicht mehr die Muttermilch bekommt, kann aber wieder angeknüpft werden. Nimmt sie sich einen andern Mann, so hat dieser jedes Kind zu ernähren. Vom zehnten Jahre an sorgt der Knabe für sich selbst, doch gehen seine Verwandten noch eine Zeitlang ihm zur Hand. Die Kinder werden bei den Wilden sehr gut behandelt, selbst die im Kriege gefangenen.

Bei den Guatos im brasilianischen Antheile von Paraguay, welche in den sumppigen Ebenen am oberen Paraguaystrom, am San Yurengo und am Guayba wohnen, herrscht Polygamie. Dr. Couto fand bei ihnen die Frauen fittig und sitzsam; wenn sie einem Fremden etwas zum Verkauf anbieten, bilden sie auf die Erde nieder oder setzen nur ihren Mann an. Prostitution ist bei ihnen unbekannt; vor länger als hundert Jahren haben einmal die Spanier bei ihnen Weiber geraubt; das ist heute noch nicht vergessen und sie hegen seitdem gegen die Leute in Paraguay, welche ihnen alle für Spanier gelten, bittere Feindschaft.

Bei den Chambocas, Carajas, Curujahs und Javacs, welche ein Volk von 7000 bis 8000 Köpfen bilden und in 60 bis 80 Dörfern am Araguay wohnen, ist die Sitte sehr streng; eine Ehebrecherin wird lebendig verbrannt.

Douglas Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschggar.

II.

In einem Bericht aus „Fager Schodulla Chodschu, 18. October“, entwirft ein Mitglied der Mission folgende Schilderung. „Wir verließen das Rubratshai, welches nördlich vom Gebiete des Maharadscha von Kaschmir liegt und zusammen mit dem von Schaid bei ausgedehnte Hochland-region des Karakorum von Ladakh trennt. Die Entfernung von Tschang long, dem letzten Wohnorte auf der Pabafseite des Karakorum, über den abschüsslichen Safferpas nach Pranglia Saffer (einem zum Schutze der Reisenden mit einer Steinanhäufung unwallten Punkte), beträgt etwa 30 Miles, die von der etwa 300 Köpfe zählenden Partie in zwei Tagemärschen zurückgelegt wurden. Am ersten Tage

war der Aufstieg über die Pasgiatette sehr jäh in einer tiefen Schlucht, in welcher der Abfluß des Saffergletschers seinen Weg zum Rubratshai findet. Am Abend des 7. October lagerte man am Fuß eines gewaltigen Saffergletschers, der eine Ausdehnung von etwa 5 Miles hatte; ringsum erhoben sich Granitberge von 17,000 bis 19,000 Fuß Höhe; vom Gletscher saß ein stehend kalter Wind herab. Am folgenden Tage ging der Weg durch eine eisige Schlucht; die Berge dort sind mit ewigem Schnee bedeckt und in ihren Vertiefungen liegen große und kleine Gletscher, die während der wärmern Jahreszeit gewiß den Handelsleuten, die den Saffer überschreiten, gefährlich sind. Wir rasteten an einem

Ruhepunkte, der Eirtung heißt, und überflogen gegen Mittag die Gletscher, welche von da bis zur Paghöhe liegen, 17,500 Fuß. Erst spät gelangten wir zur Seenumzäumung Wangsa Caffer, wo wir uns an einem Feuer wärmen konnten; das Gepäc kam erst spät in der Nacht an. Von hier wurde in zwei Abtheilungen weiter gewandert bis an den Fuß des Karakorum; das schwere Gepäc ging auf dem gewöhnlichen Wege über den Despang la nach Daolat Begulbi, während die andere, leichter ausgerüstete, die kürzere, aber nicht allseitig practicable Route am Schaiod aufwärts nahm bis in die Nähe seiner Quellen, die im hohen Remogletscher liegen. In einer frühern Jahreszeit bietet derselbe allerdings ganz entsetzliche Schwierigkeiten dar, weil zwei Gletscher, der obere und der untere Kumbahhan, sich quer über den Fluß selbst erstrecken. Zweimal ist seit Menschengedenken der Schaiod durch Eiswälle förmlich abgebannt worden; er hat dann in seinem obersten Lauf einen mächtigen See gebildet; dann wurde der Eisdamm durchbrochen, der Dnaß schmolz (wie schon weiter oben angedeutet) mächtig an, so daß der Rabul bei Atted nicht münden konnte; sein Wasser flauete sich auf. Gegenwärtig paßirt man beide Gletscher am Fluße hin, der übrigens von 100 bis 150 Fuß hohen Eiswällen eingeschlossen ist. Der große Remogletscher ist ein gewaltiges Eismeer, auf welches von den höher gelegenen Schneebergen, deren höchster etwa 28,000 Fuß über dem Meere gipfelt, unzählige Gletscher herabkommen. Diese gefrorene Region lag unweit von unserm Wege, als wir dem Laufe des Tschipschad folgten, der in den Schaiod fällt, nicht fern von der Quelle des letztern. Nun lag die Granitregion hinter uns und wir sahen bloß eine mit dunklem Mergelschiefer bedeckte Gegend.“

„Es ist eine ganz entsetzliche Einsamkeit dort, die man gesehen haben muß, um sich eine Vorstellung von derselben machen zu können. Bei Tschang long wachsen noch spärlich Weiden und Myricariabäume; der Ort wird deshalb von den Karawanen der Jartendbis als der große Weideplatz bezeichnet; sie betrachten denselben gleichsam als eine Oase. Aber von dort ab sahen wir nichts weiter als Wermuthgesträuch, das auf nicht weniger als zehn Tagereisen das einzige Futter und Brennholz liefert, wenn man nicht für beides anderweitig gesorgt hat. Der Daolat Begulbi hat 17,200 Fuß Höhe. Diese Station ist gleich anderen in jener herrlichen Einsamkeit mit Gerippen der Pasthircer besetzt; sie verenden in Folge von Ueberanstrengung, Kälte und schlechtem Futter. Wir hatten in der Nacht 12 bis 16^{te} J. unterhalb, das Aikmen sich uns sehr beschwerlich und auch der geringste Fußsteg drang bis uns innerst an. — Von Daolat Begulbi nach Attagh über den Karakorum, 18,307 Fuß, sind auf der mit Knochen besetzten Straße 49 Meilen, die wir trotz Schnee und Kälte in zwei Tagen zurücklegten; ehe wir über den Tzeit gingen, den letzten Fuß bevor wir Jartender Gebiet erreichten, wurde Raß gehalten. Am 15. October machten wir 28 Meilen und überschritten eine Höhe von 18,200 Fuß, nachher begrüßten wir mit lebhafter Freude die ersten Anzeichen von Pflanzenwuchs und fließendes, eisfreies Wasser, neben welchem wir, einige hundert Schritte vom Karafaschlusse, unser Lager aufschlugen.“

„Das Wetter hat uns begünstigt; alle nöthigen Vorkehrungen waren gut getroffen, für warme Kleider und für Nahrung bestens gesorgt. Wir kamen von Yeh bis Schabulla in 15 Tagemärschen, verloren nur acht Packthiere und sind alle wohlthun. Das männliche, kräftige Auftreten der Jartendbis und die freie mantere Art, mit welcher sie uns begrüßen und ansprechen, bilden einen vorthellhaften Gegensatz zu dem unterwürfigen Benehmen, das man in Hindustan findet. Unweit von unserm Lagerplatz stehen Zelte der

Kirgisen, die uns frische Milch liefern; Eier bekommen wir aus Sandshu; Pfefferkaffee geben uns die Yaks, an Früchten aller Art und russischen Süßigkeiten ist kein Mangel.“ —

Die Beschwern der Reise waren übrigens noch lange nicht überwunden; es standen noch manche und nicht geringere bevor.

Seid Jalub Chan hatte, allerdings mit Mühe und Noth, den gefährlichen Passirung überschritten, war am 23. October in Schabulla angekommen und von nun ab wurde die Reise gemeinschaftlich fortgesetzt, das schwere Gepäc indeß vorausgeschickt. Die Mission zog anfangs im Thale des Karafasch abwärts, an Kurgan, d. h. Lagerstelle oder Fort, vorbei; dasselbe ist weiter nichts als ein mit aufgethürmten Steinen umgebener Platz. Die Kälte war für jene Jahreszeit sehr streng, das Wasser trieb mit Eis und das Durchwaten war höchst lästig. Dann mußte der „entsetzliche, fürchterliche, gräßliche“ Sandshupag überfliegen werden; der Aufstieg ging durch Schluchten, die so eng und tief sind, daß die Sonne am Tage kaum in einer Mittagsstunde hinein scheint. Von da ab wurde das Gepäc durch Kirgisen befördert, welche in der Nähe wohnen; auf so steilen Pfaden kann nur der Yak als Packthier benutzt werden. Diese Kirgisen sind unabhängige Leute und der Alait Gasi hat Mühe, sie einigermaßen im Zaume zu halten. Am 26. October hatte jeder Europäer einen Yak bestiegen; den etwa 100 Maulthieren hatte man die Last abgenommen. In einer der entsetzlichen Schluchten kam plötzlich die ganze Karawane auf ein paar Stunden zum Haltmachen, weil ihr von der andern Seite her eine Jartender Karawane begegnete; es war ein schweres Bild Arbeit für beide Theile, auf der Verwidelung herauszukommen. Die Jartendbis zogen weiter, die Mission stieg „auf der Leiter“ bergan, auf eisbedecktem Wege über den Paß, an dessen anderer Seite sie dann einen 2500 Fuß tief abfallenden Abstieg zu passiren hatte, der aus einer ununterbrochenen Reihe von Glitischen bestand. Hier zeigten sich die Kirgisen als ungemein brauchbare Arbeiter. Einige bildeten der Eistrepppe oder Glitische entlang Linien, um den Thieren behilflich zu sein; an manchen Stellen breiteten sie Hilfsbänke aus, an anderen hieben sie mit Spitzhaken Stufen in das Eis; trogdem verlor Forsyth 11 Maulthiere und Pferde und der Seid Jalub Chan blühte etwa eben so viele ein.

Am 30. October waren alle in Sandshu, wo sie von dem obersten Beamten des Ortes sowie auch dem von Guma ehrenvoll empfingen und reichlich bewirthet wurden. Jetzt war alle Noth vorüber, kein Hochgehirn mehr zu überschreiten. Der Alait Gasi hatte an allen Fallsstellen bis nach Jartend Vorkehrungen zum Empfang und zur Verpflegung der Europäer treffen lassen.

In Jartend verweilte Forsyth vom 8. bis 20. November, während des Fastenmonats (Ramadan), dessen Gebräuche der König von Kaschgarien in seiner Hauptstadt sehr streng beobachtete. Inzwischen bereitete er in der letzten große Festlichkeiten vor zu Ehren des Gesandten und seines eigenen Reises, der, wie schon früher bemerkt, mit letztem in seine Heimath zurückgeführt war und die gute Volksthit aus Konstantinopel mitgebracht hatte. In Jartend konnten die Engländer sich vollkommen frei bewegen, obwohl es ihnen nicht entging, daß ihr ganzes Thun und Treiben genau beobachtet wurde. Man sagte ihnen: „Ihr seid hier zu Hause, thut was Euch gefällt.“ Beim Gouverneur, über welchen bereits Schaw in seinem bekanntem Werke manche Mittheilungen gegeben hat, fanden sie die freundlichste Aufnahme; derselbe war liberale glückselig, als der Angener ihm eine Sonnenuhr aufgestellt hatte; nun konnte doch der

fromme Russeman an diesem Onomon genau wissen, wann es Zeit zum Veten sei. Von jetzt an wird ein Theodolit oder eine Camera in Distanzplan nicht mehr für ein Instrument zum Bezahnen gehalten werden; ging doch die Aufführung so weit, daß die Würendträger sich gruppenweis photographiren ließen; der Gouverneur selbst freilich verstand sich zum Veten nicht. Zum Geschenk erhielt er ein lebensgroßes Portrait der Königin Victoria.

Es versteht sich von selbst, daß die Engländer sich den Bazar genau betrachteten, denn es war ja eine Aufgabe der Mission, über die Handelsverhältnisse völlig im Klaren zu kommen. Sie fanden den Markt mit russischen Waaren sehr reich versehen; manche derselben waren aber ursprünglich englisches Fabrikat, namentlich Messerschmiede- und Eisenwaaren, auch Baumwollenzeuge aus Manchester fehlten nicht. In Folge der mehrjährigen Kriege war aber das Geschloß etwas still, und die indischen Kaufleute klagten, daß nur Fülz und Seide, und auch diese nur in geringer Menge gegen die von ihnen zugeführten Waaren eingetauscht werden konnten. Das Silber (indische Rupien) hatte sehr niedrigen Kurs, und die Araber hätten lieber Gold gewonnen, von welchem aber nur wenig zu haben war.

Es ist schon seit Marco Polo's Zeiten bekannt, daß man in Ostturkestan sich vortheilhaft darauf versteht, Raubvögel zur Jagd abzurichten. Der Gouverneur veranstaltete eine solche mit einem halben Duzend „schöner Voldadler“. Insgesamt verwendet man dazu den grauen Hirria, der aber nur auf Vögel kößt, die nicht größer als eine Gans sind, und nicht gern auf den Reiter geht; beide Vögel kommen in den nordöstlich der Stadt liegenden Stümpfen vor; einer der Voldadler stieg jedoch auf eine Kehlul. Auch Reiterspiele gab man den Fremden zum Veten und zeigte, was man zu Hoffe leisten könne. Bei einem derselben handelte es sich darum, eine geköpfte Ziege in vollem Rennen vom Boden aufzuheben; der Reiter, welchem das gelang, wird dann von den anderen verfolgt, die ihm diese Beute abnehmen wollen.

Die Europäer ihrerseits gaben aber auch etwas zum Veten. Der Sergeant, welcher die Aufsicht über das Lager führte, war ein Schotte aus dem Hochlande, der seinen lieben Tadel sack mit über das Karakorumgebirge nach Centralasien genommen hatte. Er pfiff nun auf und erregte beifälliges Erklarren; aber darüber wunderte man sich, daß er keine Weinleider trug.

Von Jarlend nach Kaschgar hat man 125 Miles, die in fünf Tagereisen zurückgelegt werden. Man kommt sehr rasch von der Stelle, da im Vande Pferde in ganz enormer Menge vorhanden sind; Jedermann, gleichviel ob reich oder Bettler, reitet und Radstiere sind überall zu haben. Die Bestellung der Pferde hängt von der Bevölkerung ab, und wo man Gandle nicht angesetzt hat oder nicht hat ansetzen können, ist der Boden ungebaut. Regen fällt in Kaschgar nur sehr spärlich, aber Flüsse kommen von der Westseite des Pamir und von den südlichen Abhängen des Thian schan, dann auch vom Künlin; außerdem haben viele kleine Gießflüsse ihre Quelle an der Wais dieser Gebirgsketten. Mangel an Wasser ist also nicht vorhanden und die Bewohner haben stets genug davon. Aber in Folge der häufigen und langen Kriege liegen weite Strecken wüst und es wird eine lange Zeit des Friedens erforderlich sein, bevor diese wieder unter Anbau genommen sind.

Zwischen Jarlend und Kaschgar liegt nur eine einzige nicht unbedeutende Erdschast, Yengi Jissar, die neue Burg, welche die Reiterinnen am dritten Tag erreichten. Diese Militärstation bildet ein rechtwinkliges Fort mit Erdmauern, Bastionen, Thürmen, Gräben und kann einem asiatischen

Heere wohl Widerstand leisten. Der Gouverneur ritt der Gesandtschaft entgegen und begleitete dieselbe bis Kaschgar, wo sie ein sorgfältig hergerichtes Winterquartier fand, ein Elstisch Ghana, mit Stallung für etwa ein halbes hundert Pferde. Als die Europäer es sich bequem gemacht hatten, wurde ihnen kund gethan, was sie schon längst gewußt, daß nämlich der türkische Sultan dem Attila den Titel Emir verliehen habe, daß derselbe von nun an Jafab Emir Ghana, nicht mehr Jafab Beg Attila Gash heiße.

Die Europäer machten ihm gleich am Tage der Ankunft ihre Aufwartung und empfingen einen sehr günstigen Eindruck. Ein Berichterstatter, Mitglied der Gesandtschaft, welchem wir hier folgen, schreibt aus Kaschgar selbst (vom 9. bis 26. December; „Mail“ 30. März), der Emir habe nach Arcunbacht mit England getrachtet, seitdem er sich gründlich davon überzeugt, welche Nachstellung dasselbe in Indien einnehme: er sei über dieselbe genau unterrichtet durch seine Gesandtschaft, welche er in den letzten Monaten zweier Jahre nach Calcutta geschickt hatte. Zu Ehren der Wanner, welche im Auftrage der großen Königin von Anglän sich bei ihm eingefunden, ließ er, wie wir schon früher angeführt, eine Salve von 15 Kanonenschüssen abfeuern.

Der Berichterstatter hoffte, daß der Abschluß des Handelsvertrages zu Anfang Januars erfolgen werde. Vorher habe die Absicht, das Document auf dem Weg über Jengabad (Hauptstadt von Badakshan), Kabul und Peshawar nach Indien zu übermitteln, denn es liegt im Plane sich fernerhin nicht auf die eine beschwerliche Route zu beschränken, sondern auch jene zweite ins Auge zu fassen, die weit mehr practicable ist als die über den Karakorum; obgleich seien die Dinsturkstaner sehr geneigt mit den Anglihan in nähere Verbindung zu treten.

Der Verkehr zwischen Ghofand und Kaschgar war in der letzten Zeit unterbrochen worden, aber der Markt trotzdem mit russischen Waaren versehen. Der geringe Handel, welchen Kaschgar bisher mit Indien geführt, ist auf die Bazar von Jarlend und Ghofand beschränkt gewesen. Wenn unsere Anwesenheit nun auch für einige Zeit weitere neue Resultate haben sollte, so wird sie doch Anlaß geben, daß britische Waaren nach Kaschgar kommen.

Am 13. December wurden die Europäer zum Gouverneur Alalisch Beg eingeladen, und von einer aus acht Tunganis bestehenden Wache dem Bazar entlang bis zu dessen Urda (eigentlich Lager), b. h. Palast, geführt, in dessen innerem Hofraum eine recht hübsche Moschee stand. Der Emir hatte streng befohlen, daß man den Fremden Stühle und Tische hinstellen solle, und beglückwünschte auch in der Empfangshalle Alalisch Beg's. Dieser setzte sich nach morgenländischer Weise auf einen Teppich, während die hiesigen Europäer auf den etwas hohen Stühlen Platz nahmen und auf den Würendträger hinabsahen. Dieser erklärte dann, die Bewohner Großbritanniens, der Türkei und Kaschgar's seien jetzt nur ein Volk und die Engländer hochwillkommene Gäste. Auf dieses Compliment erwiderten die Fremden: Turkestan's Gärten gleichen denen von England, die Euten des Volkes erheben ihnen sehr angenehm und beglückwünschten.

Dann begann das Festmahl, von welchem der Berichterstatter eine ergötzliche Schilderung entwirft. „Hier ist der Speisetisch. Ach, daß Höflichkeit und Wohlthätigkeit in Kaschgar danach bemessen werden, wie viel man von den aufgetragenen Gerichten bewilligen kann! Wir mußten wirklich das Möglichste thun, um den Beg nicht zu beleidigen, und man kann in der That etwas Erkelndes leisten, wenn man nur die richtige Methode befolgt. Die Depotation beginnt mit allerlei leichten Sachen, als da sind Wein-

trauben, eine halbe Wassermelone, ein Apfel, ein paar Birnen, ein halbes Duzend Feigen; damit ist dann der Grund gelegt. Nun folgen kleine Pasteten, gepickelter Hammelschwanz und saftiges Fleisch, was Alles für den richtigen Hebeln eine wahre Bagatelle ist. Um sich für schwerere Schüsseln vorzubereiten, nimmt er einige Zügelteiten und trinkt frische Milch; ein Maß mit solcher steht vor jedem Gaste. Dann genießt er Pilau und gedämpftes Fleisch; dann werden auch Enten, Hasen und Hühner mit gelben Klößen, Aprisosen und Pflaumen aufgetragen und hinterher erst kommt das Hauptgericht zum Vorschein, der sogenannte Aasch, nämlich ein mit Reis und Pflaumen gefüllter Hammel, der sofort von einem Diener mit großer Gewandtheit in appetitliche Schnitte zerlegt wird. Teller, Messer und Gabeln sind nicht vorhanden, Jeder greift mit den Fingern zu und trinkt hinterher noch Suppe. Aasch sei gelobt und gepriesen, das Maß ist zu Ende, Rosenwasser und Lächer zum Abtrocknen werden getreicht und man raucht Tabak. Groß ist der Prospect!

Am 18. December war Musterung der chinesischen Truppen des Emir; die Zahl dieser Mohammedaner betrug etwa zwölfhundert; ihre Ausrüstung war ganz eigenthümlicher Art und die von ihnen ausgeführten Manöver hatten einen dramatischen Anstrich. Wir geben auf eine specielle Schilderung nicht ein und bemerken nur, daß das Commando mit verschiedenfarbigen Flaggen gegeben wurde. Die Waffe bestand in Taisus, schweren etwa 6 Fuß langen Gewehren, die von zwei Männern getragen werden; wenn der eine schießen will, legt er die Waffe auf die Schulter des andern. Einzelne kleine Abtheilungen bildeten größere Kotten von 50 bis 60 Mann; als Plänker erschienen „Monstra“ mit kurzen Säbeln und wie unsere europäischen Parkeure gekleidet; jeder trug einen Schild mit darauf gemaltem Trachten, und steckte dann und wann hinter denselben ein grimmig verzogenes Gesicht heraus; dann kam auch eine Pantonslinie zum Vorschein, der furchtbare Krieger legte sich und senkte. Diese und noch andere derartige Manöver stauten als Uebertreibungen aus, ferner Zeit und finden sich noch bei allen anderen Völkern, die unter chinesischem Einfluß gestanden haben. —

Nachdem wir das Vorstehende geschrieben, kam uns ein Brief von Forsyth selbst zu Gesicht; er hat in demselben seinem Bruder, der Parlamentsmitglied ist, allerlei Mittheilungen über den Emir und die gegenwärtigen Zustände in Kaschgarien gegeben. Jafub Chan wird von ihm als ein ausgezeichneter Charakter geschildert. Derselbe, so schreibt er, ist nicht Schuld an der Ausweisung der Chinesen, sondern es waren die Tunganen, welche sich gegen dieselben erhoben; die Landeingebohren riefen dann ihre erblichen Herrscher zurück, die von den Chinesen verjagt worden waren. Das rechtmäßige erbliche Verthaupt war Puzurgh Chan und zu ihm kam Jafub als General, der jenen als einen ungeschickten, seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsenen Mann beiseite und über die Gebirge nach Indien verbannte. Dort hat Forsyth ihn kennen gelernt und fand in ihm einen einwandlosigen Wüsthling. Jafub Chan dagegen ist ein sehr tüchtiger Herrscher; seitdem er seine Eroberungen abgeschlossen hat, widmet er sich eifrig der innern Verwaltung, in welche er mit eigener Hand kräftig eingreift. Er übt strenge Gerechtigkeit und in der ganzen Welt ist wohl kein anderes Land, in welchem so wenig Verbrechen vorkommen. Längere Zeit wurde jeder Diebstahl mit dem Tode bestraft, und die Wirkung ist so gut gewesen, daß das Eigenthum vollkommen sicher ist; seitdem dieser Zwed erreicht wurde, sind die Strafen gemildert worden. „Wir selber sahen unterwegs auf der Straße Waaren liegen, die einem Kaufmann gehörten, dessen Packthiere gefallen waren. Auf dem Sandhüppasse

kam unser Gepäc in große Unordnung und manche Ballen wurden geöffnet; die Kirgisen hätten die beste Gelegenheit gehabt, sich Manches anzugewöhnen, aber nichts von Werth ist uns verloren gegangen. Gewaltthätige Verbrechen kommen selten oder gar nicht vor; das Vandalen ist ein gutmüthiger Menschenfresser; Trinken und Tabakrauchen haben sie zu ihren Pasten gehört und Jafub Chan duldet auch dergleichen nicht. Missethäter kommen nicht vor, die Leute sind nicht so heftig und streitsüchtig wie die Kirgisen. Es versteht sich, daß unter einer militärischen Willkürherrschaft mancherlei Zwang stattfindet, aber das Volk wird doch nicht so arg anseesplündert wie in anderen asiatischen Reichen und auch der ärmste Bauer weiß sehr wohl, daß er Zutritt beim Emir hat und Gerechtigkeit findet. Am meisten fällt uns auf, daß Alles in der Stadt sich comfortabel ausnimmt; den Straßen entlang finden wir Läden, die Handelsleute scheinen gute Geschäfte zu machen, die gemeinen Leute sind gut gekleidet, tragen gute Röcke und Stiefel und selbst der ärmste Bettler hat vollaus zu essen; Jedermann genießt Fleisch und auf den Straßen werden Pasteten und kleine Brotlaibe angeboten.“

„Das Land hat reiche Süßquellen; Gold, Kupfer, Blei und Kohle sind in Menge vorhanden. Jafub Chan beabsichtigt, dieselben in angemessener Weise ausbeuten zu lassen und ich lade ihn in der Uebersetzung zu bestärken, daß er nichts Besseres thun kann als die Künste des Friedens zu pflegen. Ich habe von ihm die ausdrückliche Versicherung erhalten, daß er nichts thun werde, was seinen Nachbarn Anstoß geben könnte. Wenn man ihn unbehelligt läßt, wird er gewiß die Süßquellen nutzbar zu machen wissen. Er ist sich vollkommen darüber klar, daß meine Mission eine friedliche ist; er weiß auch, daß ich kein Kufophobe bin und daß ich keine anderen als freundliche Gesinnungen gegen ihn aussprechen werde. Auch der Emir hat friedliche Neigungen. Ich habe ihm auseinandergelegt, daß die drei Mächte: England, Rußland und die Türkei, zu welchen er nun Beziehungen hat und unterhält, gegen ihn die gebührenden Rücksichten obwalten lassen werden, so lange, aber auch nur so lange, wie er die übernommenen Verpflichtungen erfüllt und gerecht und gnädig sein Volk regiert, auch den Kaufleuten, welche in sein Land kommen, die geeignete Behandlung angedeihen läßt.“

„Das englische Volk wird hoffentlich nicht annehmen, daß die Mission künstlich Verwickelungen im Gefolge haben werde. Schon die geographische Lage unserer beiderseitigen Besitzungen reicht hin um jede Collision zwischen Kaschggar und Indien zu verhüten und ich werde keinerlei Art von Verpflichtung übernehmen, die uns in Feindseligkeiten verwickeln könnte. Auch besorge ich nicht, daß unsere Handelsleute hier irgend welche Unbilden erfahren. Es ist eine weit verbreitete aber durchaus unrichtige Annahme, daß Jafub Chan ein Vudgare und daß sein Volk unchristlich sei*). Aus Mangel an Bekanntschaft mit

*) Er ist allerdings kein Vudgare, sondern ein Tadschik, ein Sarte, und in Baid, Bezirk Ruksa in Ghelad, geboren. Womöglich ist die sehr vermischte Geschichte der ostasiatischen Völker sehr ausführlich behandelt, Klarheit in tiefen Verhältnissen gebracht und auch Baid's Lebenslauf geschildert. (Generalstab und die englisch-russische Grenzfrage. Leipzig 1873, Viehdau. S. 135 ff.) — Die oben erwähnten Tunganen, tüchtige Tönggen (von löng mel, d. h. umherren, also Abirinnige, Nomaden), sind nach Meinung, Sprache und Wohnort zum Chinesen, von Welchen aber Mosambikaner. In Folge ihrer Abtrünnigkeit hatten sie von den chinesischen Behörden seit viel zu selten und wegen bittens daß sowohl gegen ihre chinesischen Stammgenossen wie gegen die Mosambikaner Verfolgung ihrer Örgane. In Chinesenland nehmen sie neben den eingeborenen Leuten türkischer Abkunft — den Tadschik — eine wichtige Stellung ein. A.

abendländischer Wissenschaft sind die Leute allerdings zurück gelassen und in mancher Beziehung sind sie roh. Wenn ich sie aber mit den reinen Eingeborenen Hindustans vergleiche, so sind sie diesen in Civilisation doch weit voraus und ich glaube, daß sie nach etwa einem Jahrzehnt mit manchen europäischen Völkern auf gleicher Linie stehen werden. Das Klima ist der Entwicklung ihrer Kräfte günstig und alle Engländer, die mit ihnen in Verbindung gekommen sind, haben die Bemerkung gemacht, daß sie in Sitten und Gewohnheiten einen weit mehr europäischen Strich und Zug

haben als die Hindu, Afghanen und Perser. Es liegt ihnen daran, zwanglos mit uns zu verkehren, und ein Kostenurtheil, welches den geselligen Umgang hindern könnte, ist nicht vorhanden."

"Hier können Russen und Engländer auf demselben Boden sich begegnen und sie finden ein Volk, das sie beide gleich willkommen heißt. Agnewohn und Migranten würde der Emir allerdings begehren, wenn er Ursache hätte sich zu fürchten."

Man sieht, wie günstig der Eindruck ist, welchen Forsyth in Kaschgarien empfangen hat.

www.libtool.com.cn

Die Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit *).

Von F. Kautz.

I.

Schon vor Jahren führte Lubbock geistvoll aus, wie die Archäologie ein höchwichtiges Verbindungsglied zwischen Geologie und Geschichte bilde. Der vergleichende Physiolog allein vermag wohl nicht das Knochengestalt eines Cannibalen von dem des Philosophen zu unterscheiden. Die mehrseitige Untersuchung vorhistorischer Reste giebt uns jedoch die notwendigen Anhaltspunkte zu unterscheiden, die die verschiedenen Lebensweisen, Sitten und Cultur unserer Vorfahren aufzuzeichnen.

Lubbock zerlegt die vorgeschichtliche Archäologie in vier Abschnitte: 1. In die paläolithische Epoche, d. i. die Zeit, in welcher der Mensch mit dem Mammuth, Höhlenbären und anderen ausgestorbenen Thierarten in Europa lebte. — 2. Die neolithische, die sogenannte Steinzeit, in welcher das Gold ausgetrieben, die Verarbeitung der Metalle nicht bekannt war. — 3. Die Bronzezeit und 4. Die Eisenzeit, welche ihre Namen von den Erzen erhielten, die in beiden zu Geräthen, Waffen und Schmuck hauptsächlich verwendet wurden. Auch für Nordasien und Afrika darf diese Einteilung der vorhistorischen Zeit so ziemlich angenommen werden, weniger sicher aber für China und Indien, deren Vorzeit noch nicht genügend erforscht ist.

1. Die Steinzeit.

Den ersten der großen Culturabschnitte, die "Steinzeit", theilt Lubbock in die "archaische" und in die "neolithische". Er folgt hierbei im Wesentlichen Prof. Worsaae. Dieser zählt zur älteren Steinperiode die rohen Versuche menschlicher Kunstthätigkeit, welche in den Driftablagerungen und Höhlen zusammen mit den Resten des Mammuth, Rhinoceros, der Hyäne und anderen ausgestorbenen Thieren gefunden werden. Zur "neolithischen" aber die den Stempel höherer Vervollkommenung tragenden Werkzeuge der bereits vorgeschrittenen Steinmenschen, welche die lange Zeit rathselhaft gelassenen hohen Grabhügel aufstiegen. Zwischen diese beiden Epochen stellt Lubbock, abweichend von Worsaae und Steudtner's Ansicht sich zuneigend, die berühmten dänischen "Winkelhausen" und "Küstenfunde", welche ich später weiter erörtern werde.

*) Die vorgeschichtliche Zeit. Erklärt durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Völker von Sir John Lubbock. Achtefte Ausgabe für Deutschl. Nach der ersten Auflage aus dem Englischen von F. Kautz. Mit kleinsteinem Vermerk von Rudolf Virchow. Sechste Band. Mit 180 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Steinbild und 2 Lithographirten Tafeln. Jena, Hermann Cohen'sche. 1874.

Wie ungemein verbreitet die Kunde aus der Steinzeit sind, geht daraus hervor, daß in Dänemark allein an 30,000 bis 40,000 derartige Stätte bereits gefunden wurden und daß in Stockholm das Museum mindestens 16,000 Exemplare enthält. Trotz dieser enormen Beweiszahlen wird doch von mancher Seite, so z. B. von Wright, dem gelehrten Secretair der Ethnological Society, eine bestimmte Zeitperiode bestritten, in welcher der Mensch auf so niedriger Stufe stand, daß Stein und Erde (wozu Horn, Knochen u. dgl.) dessen einzige Werkzeuge bildeten. Mit Unrecht. Der Alterthumsforschung ist es wirklich gelungen, den Beweis dafür herzustellen und Lubbock vertritt dieses Resultat in gründlicher Weise, indem er die vier Hauptquellen, aus welchen es beruht: die Tumuli (Grabhügel), die Schweizer Hahnbauten, die Küstendüngungen (dänische Küstenabfälle) und Knochenhöhlen überzeugend erörtert.

Zunächst bezieht er das Material, aus dem die Steinwerkzeuge gearbeitet wurden. Es sind Feldspath, reiche Trappgesteine, Basalte, viele Varietäten der Schiefer- und Hornblendeporphyre, dann Kephrit, welcher wahrscheinlich im Tauschhandel nach Europa gelangte. Das gebräuchlichste Material in unserm Welttheile war jedoch der Chelidian (Kreuzstein). Die sogenannten "Schmuggruben" zu Brandon in England, über welche Owen selbst im Jahre 1870 berichtet, zeigen, daß man erst 39 Fuß tief in die Kreide niederging, um vorzügliches Material zu gewinnen. Er fand in den Gruben liegen geliebene Hirschgewirthe, deren Stinzen als Spießhämmer gebient. Kehnigke hatte man schon früher in Belgien bei Spinne in den dortigen Feuersteinbrüchen gefunden. Gegenden, welche vorzügliches Chelidian, frei von Rissen und Spaltungen, lieferten, lieferten ihn für weiter Districte. Bei Preßburg le Grand entdeckte man solch einen großartigen Werksplatz. Es giebt dort große Knochen, "livres de bœurs" genannt, von welchen 12 Zoll lange Späne abgehauen wurden. Die Verarbeitung des Feuersteins ist übrigens nicht so leicht, als man auf den ersten Blick meinen sollte. Es bedarf wohl 1 bis 1 1/2 Jahre um die richtigen Griffe sich anzueignen. Man sieht dies bei den Wilden in America, Australien, am Cap und anderen Orten, die sich noch heute des Feuersteins bedienen.

Außer den werthvollen Gegenständen der spätern Steinzeit, welche die Tumuli und Lössmoräne zur vorhistorischen Kunde liefern, besitzt das kleine Dänemark, dessen Boden ein einziges großes Museum genannt werden kann, eine unerschöpfliche Fundgrube culturgeschichtlicher Gegenstände in

seinen berühmten „Kjöflemödding“, um deren Erforschung sich namentlich Professor Steenstrup sehr verdient gemacht hat. Es sind dies bekanntlich „Abfallehaufen“, von „Kjöf“ (Kühe) und „mödding“ (Abfall) so genannt, welche größtentheils in der Form gehobener Strandlinien an den dänischen Küsten oft in beträchtlicher Ausdehnung hinziehen. Die Hauptmasse besteht aus Muschelschalen, die mit Knochen von Säugethieren gemengt sind, und Steinwerkzeugen, welche zur Lössung und zum Spalten benutzt wurden. Die aufgefundenen am häufigsten verzehrten Muschelarten sind: die Auster, Miesmuschel, Perlmuschel und Strand-schnecke. Es erscheint dabei höchst bemerkenswerth, daß die Auster heute an diesen Küsten beinahe ausgestorben ist. Von Crustaceen fand man einige Krebsreste. Ungemein zahlreich sind aber die Reste von Wirbeltieren in den Muschelhaufen. Nach Steenstrup entfallen auf jeden Cubitfuß 10 bis 12 Knochen. Von Fischen erscheinen zumeist: der Häring, Dorsch, Aal und die Glathe. Von Vögeln: der Auerhahn, Wassergänse und Enten, der wilde Schwan, der nun ausgeforderte große Al. Gingenen fehlen: die dänische Fischwalde, der Sperling, der Storch und, ähnlich wie in den Schweizer Pfahlbauten der Steinzeit, das Huhn. Von Säugethieren fand man am häufigsten: den Fuchs, das Reh und Wildschwein; ferner den Urstier, Hund, Fuchs, Wolf, Warden, Seehund, Biber, Kuh, Zigel, Vär, dann Otter, Wildkatze, Wasserotter und die Maus. Das zahme Hind, Renthier, Elen, der Hase, das Schaf und Hausfchwein fehlen gänzlich. Der Hund scheint also das einzige Hausthier der Kjöflemöddingmenschen gewesen zu sein und noch ist es fraglich, ob er nicht einer wilden Race angehört.

Der riesige Austerschalenhaufen zu Møllegaard in Jütland gehört zu den bemerkenswerthesten. In zwei Tagen

sammelte Lubbock daselbst 139 Feuersteinspäne, viele rohe Aelte und Schleudersteine, einige Steinhammer, vier Thongefäße, mehrere Geweihe, lachserne Nadeln u., welche sämtlich roh und funktlos gearbeitet waren. In den „Kjöflemöddings“ fand man auch Kochherde mit horizontalen Steinplatten oder mit einer aus kleinen Steinen gepflasterten Oberdecke ähnlich jenen auf den alten nordamerikanischen Opferaltären, welche Squier beschrieb. Die Schädel der aufgefundenen Skelette sind sehr rund und gleichen jenen der Kappen. Die Lebensweise dieser alten Seebewohner, welche auch fleischfressende Thiere verzehrten und den Ackerbau nicht gekannt zu haben scheinen, ist aber bis auf den Gannibationspunkt aufsteigend jener der heutigen Feuerländer ähnlich, welche Darwin so trefflich schilderte.

Schon nach den wenigen hier gemachten Andeutungen ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Menschen der ersten Steinzeit Dänemarks auf der denkbare niedrigsten Culturstufe standen und daß ihre Vergangenheit weit zurückreicht. Dafür spricht, daß seitdem nachweisbar die Kiefer durch die Eise und diese durch die Bronze verdrängt worden ist. Wie ich bereits andeutete, pflichtet aber Lubbock's Ansicht nicht ganz Vorfaae bei, welcher die rohen Steinwerkzeuge der Muschelhaufen in einer Epoche entstehen läßt, welche den Tumuli mit ihren polirten Steinwerkzeugen vorausging. Er vermag aber auch nicht Steenstrup's Ansicht zu theilen, welcher Muschelhaufen und Tumuli in eine und dieselbe Periode setzt und erstere der ärmern Volksschle, letztere der reichern zuschreibt. Nach Lubbock bildet der „wohlabgegrenzte“ Zeitabschnitt der dänischen Kjöflemöddings den Beginn des „neolithischen“ Steinalters, der bereits die Kunst des Polirens der Steinäxte kennt, sie aber noch nicht allgemein ausübt.

Aus allen Erdtheilen.

F. Fock's Reise an die Quellen des Bermejo und Pilcomayo.

Unsere Leser erinnern sich gewiß der vortrefflichen Schilderungen, welche Herr F. Fock, Ingenieurmajor im Dienste der argentinischen Republik, über das Gran Chaco gegeben hat; wir entleihen dieselben der „Leutchen Zeitschrift am Rio de la Plata“, weil sie auf eigener Anschauung beruhen und eine bisher wenig bekannte, sehr ausgedehnte Landstrecke kennzeichnen, an welcher die drei Republiken Bolivia, Argentina und Paraguay theilhaftig sind.

Diese Region ist der große Schlupfwinkel, guarania, für wilde Thiere und das Jagdgebiet vieler Indianerstämme; sie erstreckt sich östlich vom argentinischen Saladofluße, im Westen des Peraguaystromes nach Norden hin bis zur bolivianischen Provinz Chiquitos. Chaco oder besser Chacu ist ein indianisches Wort, welches einen Zufluchtsort bezeichnet, und in der That fand dort die Eingeborenen Schutz gegen die Spanier.

Ein Vaid auf die Karte zeigt, daß diese Region von Nordwesten her von zwei Flüssen durchströmt wird, die beide ihre Quellen im bolivianischen Gebirge haben. Jene des Bermejo oder rothen Flusses, welcher als die Nordgrenze Argentiniens auf der Karte angenommen wird, liegen in den Bergen von Tarija; der Strom ist kühler von etwa 23° S., von unterhalb Cran an, und wird, obwohl er viele Krümmungen hat, eine wichtige Wasserstraße zum La Plata bilden, sobald jene Gebirge mehr entwässert sein werden. Im Jahre 1854 wurde er etwa 50 deutsche Meilen aufwärts von einem kleinen nordamerikanischen Dampfer befahren. Ein ungünstigeres Jahrwasser

hat der Pilcomayo, d. h. Sperlingsfluß; seine Quelle liegt nordöstlich von Potosi in Bolivia, etwa 19° S.; er nimmt eine südöstliche Richtung und mündet etwas unterhalb Muncion in den Paraguaystrom. Die Jesuiten machten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einige Versuche, ihn zu befahren, um vermittle dieser Wasserstraße eine Verbindung mit ihren Missionen im Oberland herzustellen, doch wurden sie an weiterer Fahrt Stromauf durch eine quer durch den Fluß laufende Leiste gehindert, auch viele angeschwollene Baumstämme verperrten den Weg. Der Pilcomayo tritt in der Regenzeit weit über seine Ufer und hat auf weiten Strecken ein sehr feichtes Bett.

Im Jahre 1844 wollte die bolivianische Regierung ins Klare darüber kommen, ob der Fluß für eine Verkehrsstraße aus Gochaperu nach dem La Plata geeignet sei; sie ließ drei Barken bauen, deren Leitung sie dem Amerikaner Thompson übertrug. Die Fahrt begann bei Margarinos, etwas unterhalb der Wasserfälle von Gaiza, in etwa 21° S., da wo der Pilcomayo in das Chaco eintritt. Aber die Schwierigkeiten waren so groß, der Wasserstand war so niedrig, daß die Barken, deren größte doch nur 22 Zoll Tiefgang hatte, in 37 Tagen nur 20 spanische Meilen zurücklegen konnten und auf einer Sandbank sitzen blieben. Dazu kam, daß die Indianer einen Ueberfall unternahmen, genau so wie sie es etwa ein Jahrhundert früher den Jesuiten gegenüber gethan hatten. Auch spätere vereinzelte Versuche haben dargelegt, daß der Pilcomayo eben wegen der vielen feichten Stellen des Fluß häufig verlassenden Fußweges, der vielen Stromschnellen und der starken Strömung wegen im besten Falle einen unquemen Fußweg bilden würde.

Wir haben das Vorstehende vorausgeschickt, um die Leser

über Rojar Hoff's Unternehmen zu orientiren. Wir lesen im Januarheft der „Deutschen Zeitschrift am Rio de la Plata“, daß er am 3. October 1873 von der argentinischen Stadt Salta aus eine Expedition nach den Wildnissen an den Quellen der beiden Flüsse angetreten habe. „Unter'm 4. November schrieb er uns von einem mit dem Gran-Guaco-Gebel an der bolivianischen Grenze gelegenen Punkte, 22° S., 64° 12' W., er gerathe von dort aus östlich bis an den Pikamayo vorjudrungen und demnachst über die Ergebnisse seiner Forschungen zu berichten. Die Schiffbarmachung des Bermejo bis nach San Francisco, 60 spanische Meilen nördlich von der Stadt Salta, ist, wie Herr Hoff schreibt, nach der glücklichen Beendigung der Canalarbeiten, welche die wasserreichen Arme Teuca und Yegua quemada mit dem Hauptstrome vereinigen, als eine That-
 sache anzusehen.“

Aus Chile.

Das Ausgabebudget der Republik Chile stellt sich für das Jahr 1874 auf 16,600,183 Dollars; davon entfallen für den öffentlichen Unterricht nicht weniger als 1,212,454, auf die Finanzen 6,080,561 Dollars; das Kriegsministerium veranschlagt 2,171,310, wovon 459,056 für die Nationalgarde; für die Gerechtigkeit, die einen außerordentlich reichen Grundbesitz hat, sind 316,374 Dollars ausgeworfen worden.

Die chilenische Telegraphenlinie ist nun von der Atacamawüste im Norden bis zur Grenze Australiens im vollen Betriebe, seitdem die Trakte von Valparaiso nach Valpo, Angol, Rancimento, Giguayhuil, Collipulli und Mulden für den Verkehr eröffnet wurden.

Die Zeitungen in Valparaiso melden Folgendes: „Die wunderlichen Ceremonien, welche in einigen Gegenden des Landes am Weltnachfesttage stattgefunden haben, gemahnen an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters. In der Stadt Concepcion z. B. erschienen die Marienwächern im Aufzuge vor der Kirchenthür; sie trachten dorthin Hunde, Gänze, Schweine, Fische, Vögel, Schlangen, Katzen, Vögel, Fische mit Gel und nach vielerlei andere lebendige und unlebende Gegenstände. Dann knieten alle Marienwächern vor dem Priester Belmar, der nun das Wort nahm und wie er verfluchte, auf ausdrückliche Anweisung des unsichtbaren heiligen Vaters in Rom, buchstäblich Folgendes sprach: „Der Segen, welchen ich jetzt über eure Thiere spreche, wird euch vor den Versuchungen schützen, welche die euch bringen könnten, und er wird alle eure Speisen vor den Angriffen des Teufels sicherstellen. Insbesondere wird das Gel nun ein Heilmittel sein und wirksam gegen alle Krankheiten des Körpers und des Geistes.“ — Die Valparaiso-blätter fragen, ob dergleichen geeignet sei, Achtung vor Kirche und Gerechtigkeit zu fördern und die Chilenen unter die civilisirten Völker zu rechnen?

Chile steht auf gespanntem Fuße mit Bolivia und ist mit Argentinien schon seit Jahren in eine ärgerliche Streitigkeit über die Grenze verwickelt. Es erhebt nämlich, auf alle spanische Documente sich berufend, Anspruch auf ganz Patagonien, so daß ihm die ganze Chülla und das Binnenland von dieser bis zur Gabelhöhe, also die ganze Gebietsbreite vom Feuerlande bis zu 40° S., zuzufallen würde. Dieser Anspruch erscheint uns geradezu unerschöpflich und wir begreifen sehr wohl, daß die Argentinier denselben fräglich zurückweisen, im Rathhale es auf einen Krieg ankommen lassen würden. Chile umfaßt die weite Strecke vom Wendekreise des Steinbades bis zur Magellanstraße, diese eingeschlossen; auch macht ihm Niemand das Feuerland streitig,

aber von der Natur selber sind ihm die Grenzen bestimmt: die Küste des südlichen Großen Oceans und die Corbilleren und damit sollte es sich begnügen. Chiquin könnten die patagonischen Gindden im Osten des Hochgebirges ihm gar nichts nützen und würden ihm nur Verlegenheiten eintragen. Auch die Argentinier haben ihre liebe Noth, sich der freibaren und berittenen Indianerheerden zu erwehren, welche jene Abtheile als ihr Eigenthum und jeden Weigen als Eindringling und Feind betrachten. Aber es geht nur einmal zu den sehr unterthänigen Eigenthümlichkeiten der südbamerikanischen Republiken, daß sie stets mit einander über Strecken Landes sich denken und solche einander nicht gönnen, während sie alle über jungebeur Räume verfügen und für hundert und mehr Jahre überdiesig Platz zu Anordnungen haben.

In Valparaiso erscheint für unsere Landsleute ein Blatt, die „Deutschen Nachrichten“, so viel wir wissen, dort das erste in unserer Sprache.

* * *

— Die Einnahme der Colonie Südastralien hat sich im Jahre 1873 gestellt auf 936,850 Pf. St. — In Queensland macht der Bahnbaugraße Fortschritte, die Zuckerrente ist sehr gut ausgefallen und die Jüngraben haben reiche Ausbeute gegeben. — Westaustralien hat gleichfalls eine gute Ernte gehabt. — Die Jahreserinnahme von Neusüdwales betrug 3,330,000 und jene von Victoria 3,902,024 Pf. St. — Die Deutschen in Südastralien, welche seit Jahren nur sehr spärlichen Zuwachs aus der alten Heimat bekamen, sind jetzt eifrig bemüht, die Einwanderung nach Adelaide wieder in Aufschwung zu bringen. — Die Eisenbahn von Sydney nach Goulburn ist 192 Kilometer lang, die North Gahren, von Melbourne bis zum Murray, 301 Kilometer; man hat, um die beiden Hauptstädte mit einander zu verbinden, nach eine Linie von 321 Kilogramm aufzufüllen; 493 Kilogramm sind fertig, die gesammte Strecke wird 814 Kilogramm betragen.

— Die Goldausbeute in der australischen Colonie Victoria hat von 1866 bis und mit 1873 betragen 11,024,231 Unzen; den Werth der Unze zu 4 Pf. St. angenommen, also 44,066,924 Pf. St. Die Vertheilung ist folgendermaßen:

1866		1,536,581 Unzen
1867		1,493,831
1868		1,474,187
1869		1,367,903
1870		1,281,841
1871		1,303,379
1872		1,317,102
1873		1,249,407

Die Production ist also seit acht Jahren geringer geworden, ebenso ist die Anzahl der „Miners“ zurückgegangen; die Beste seit 1866 auf 73,479 und 1873 betrug sie nur noch 52,544 Köpfe. Diese Verminderung erklärt sich hauptsächlich daraus, daß mit jedem Jahre mehr Maschinen in Gebrauch gekommen sind, und jedoch auch, weil viele Digger, welche auf eigene Hand Gold gruben, sich dem Ackerbau zugewandt oder sich irgend einer andern Beschäftigung gewidmet haben.

— Unter berühmtem Landsmann Dr. Wurmeler, der seit einer langen Reihe von Jahren in Buenos Ayres gelebt hat und wohl für den gründlichsten Kenner der La-Plata-Region gelten kann, ist zum Director der naturwissenschaftlichen Facultät der Universität Cordoba ernannt worden. In dieser Facultät sitzen nicht weniger als sieben deutsche Privatdozenten.

Inhalt: Im Hinterindischen Archipelagos. Ceram und die Neu-Inseln. (Mit sieben Abbildungen.) — Die Götter der wilden Indianer in Brasilien. — Douglas Farquhar's Oelandschaftsreise nach Kaggar. II. (Schluß.) — Die Teinmäter aus vorgezeichneten Zeit. Von J. Koenig. I. — Aus allen Erdtheilen: J. O'Far's Reise an die Quellen des Bermejo und Piramayo. — Aus Chile. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 15. April 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: G. Bismarck in Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Musikthe Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



№ 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3a

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Egr.

1874.

Zustände an der afrikanischen Westküste.

I.

Das Ende des Aschantikrieges. — Die Bevölkerung von Sierra Leone.

Der Frieden zwischen England und dem Könige Kofi Kallali. — Die Fantis und der freie Handel von und nach der Küste. — Sierra Leone. — Freetown. — Schlechte Verwaltung. — Das Grab der weißen Menschen. — Unnatürliche Zustände. — Trägheit und Uebermuth der Neger. — Mißgriffe der englischen Regierung. — Hartei Humbug.

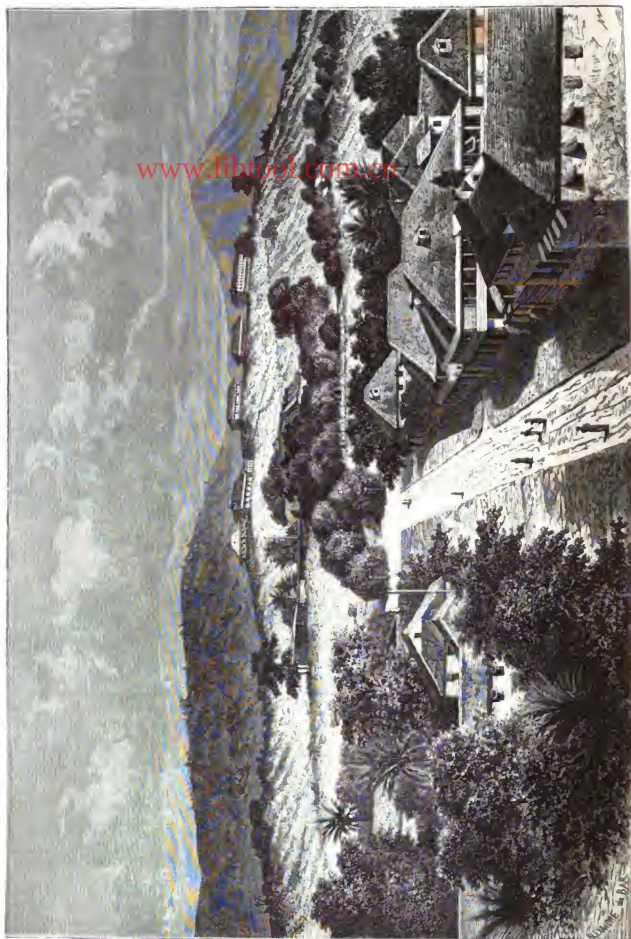
Den Engländern ist eine schwere Last vom Herzen genommen worden. Der Zug nach Kumaßi und der Rückzug von dort an die Küste hat nicht so viele Opfer gefordert, wie man befürchten zu müssen glaubte; die weißen Truppen konnten noch eben vor Eintritt der Regenzeit eingeschifft werden und sie sind in England mit gebührenden Ehren empfangen worden.

Der schwarze Barbarenkönig mußte sich fügen und mit dem Sieger einen Friedensvertrag abschließen, der ihm harte Bedingungen auferlegt, aber doch den Aschantis das gewährt, wonach sie stets getrachtet haben und woran sie theils durch die Nichtsnutzigkeit der Fantis, theils durch die unverständige Politik der englischen Administratoren an der Goldküste verhindert wurden. Sie sollen von nun an den vielen Schiffen der Küstenflotte nicht mehr angesetzt, keinen Erpressungen von Seiten derselben preisgegeben werden, wenn sie des Handels wegen die Factoreien an der Küste besuchen und von dort in ihr Land zurückkehren.

Zu den härtesten Bedingungen, welche ihnen auferlegt worden sind, gehört nach der Auffassung der Aschantis das Gebot: fernernhin das Abschlagen von Menschen zu unterlassen. Dieser grauenhafte Brauch, der mehrmals

im Jahre eine Menge Opfer erfordert, bildet ja einen Hauptbestandtheil ihrer Religion und wird erfordert durch die Pietät gegen die abgeschiedenen Herrscher, welche im sogenannten Jenseits immerfort neuer Diener bedürfen. Wenn nun diese entsehligen Menschenopfer, zu großem Risikovergnügen des Volkes, nicht mehr öffentlich abgeschlachtet werden, wie wollen die Engländer in dem von ihnen unabhängigen Lande es verhindern, daß der religiöse Brauch insgeheim beobachtet wird? Oder wollen sie, falls die Aschantis sich an die ihnen aufgezwungene Bestimmung nicht fügen, etwa einen Krieg führen?

Der König von Aschanti hat seine Ansprüche auf die Region zwischen dem Brach und der Küste, also die in der jüngsten Zeit sogenannten Landschaften Dentra, Wassaw, Asin u. anderen müssen, wie schon einmal im Jahre 1861. Er kann das verschmerzen, wenn England nicht, wie schon mehrmals geschehen, blinde Verträgebestimmungen vortreibt, sondern ehrlich hält. Ein Gouverneur der Goldküste z. B., Richard Pine, weigerte sich 1861, Diebe die in Aschanti Gold gestohlen hatten (— was nach Landesgesetz dem Hochverrath gleich geachtet wird —) anzuliefern, er nahm sie vielmehr unter den Schutz der britischen Flagge. Seitdem



Strasse und Gänge in Dakar, Senegal.

wurde jeder Europäer, der nach Kumsasi kam, dort als Gefangener festgehalten und das war, nach afrikanischen Maximen über Knechtschaft, ganz correct. Und dann schrien die Engländer über Barbarei, zu welcher doch gerade sie durch eigenen Unverstand Aulatz gegeben hätten; sie wußten ja was Landebsbrauch ist.

Und dann die Fantis. Diese wurden früher hochgelobt als gute Freunde und zuverlässige Verbündete, denen man den Schutz des Protectorates angedeihen ließ. Seitdem nun während des Krieges ihre erbärmliche Feigheit und Unzuverlässigkeit so offen zu Tage trat, lautet das Urtheil ganz anders. Erst jetzt erfahren wir, daß diese Schamländer der Briten keinen Anstand genommen haben, friedliche Ashantisleute, die sich in Cape Coast anhielten, im Angesichte des Forts, welches der Gouverneur bewohnt, zu überfallen und zu ermorden; sie schnitten ihnen die Köpfe ab, die als Trophäen untergetragen wurden. Wir lesen nicht daß die Köpfe bestraft worden seien; daß aber der Ashantisführer durch ein solches Verbrechen nicht fremdlicher gestimmt werden konnte, ist klar genug. Er wenigstens hat die gefangenen Europäer, z. B. die Missionäre welche er Jahre lang in Kumsasi behielt, nicht ermorden lassen, sondern er hat sie gut behandelt.

Wie unsererseits haben wir nicht erst in diesen Tagen bemüht, über die Verhältnisse an der afrikanischen Westküste uns so genau als möglich zu unterrichten, und sind nicht erst jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß seit dem Tode Maclean's (— der die Goldküste als Kroncommissair, aber unter den Auspicien verlässiger Kaufleute verwaltete —) die Politik wie die Verwaltung an der Goldküste eine lange Kette geradezu unbegreiflicher Irrthümer gewesen ist. Maclean versah den Ashantis gegenüber wortgerecht und loyal und deshalb ist er mit ihnen niemals in Stritten oder Handel gerathen. Heute, wo so viele lange verstockte oder in falschem Lichte dargestellte Thatfachen zu Tage kommen, wird von unbefangenen Leuten auch in England zugegeben, daß alle Schuld der Wirren auf die britische Verwaltung falle *).

Heute heißt es: Nun sollen die misratheligen Fantis schon lernen was Noth ist; wir werden ihnen den Daumen scharf aus's Auge drücken. Aber weshalb ist das nicht schon seit einem Menschenalter geschehen? Warum erst von jetzt an?

Wahrscheinlich an der Grenze und Manu sollen britische Stationen und von einer Polizeimannschaft besetzt bleiben, „damit die Kaufleute, welche aus dem Innern nach den Factorien an der Küste reisen, von dem Fantis fernern keine Erschrecken mehr erfahren“. Wieher thaten die Engländer nichts gegen derartige Ausplünderungen, welche sich die unter ihrem Protectorate stehenden Fantis ungestraft erlauben durften.

*) Am schärfsten hat sich Ed. Sullivan auszusprechen und unerbittlich zu Urtheil geschlagen („Mail“, 2. August 1874). Wir geben einige Stellen aus seiner umfangreichen Erörterung.

„There are many who maintain, and with much apparent reason, that it is the Ashantis, who are in their rights and we who have broken treaties; that they are the injured people and that by being involved from the Coast they are suffering a gross injustice in our hands.“
Tann spricht er mit bitterer Ironie gegen die reichthümlichen Axtmetz und Gewerkschaft, mit welcher man in England so vielfach feilethirt, auch wenn es sich um feile weltliche, oftmals auch schlechte Dinge handelt. „Can it be England, pious, proselytizing England, the vaunted pioneer of Christianity and civilization, the unselfish (!) promoter of humanitarian principles, of arbitration and universal peace, that is committing this great crime? Do the homilies we preached during the French and German war apply to our neighbours only and no to ourselves; to white skins and not to black ones?“

„Who have drifted into this miserable war for want of a distinct policy. Our rulers did not know their own minds; they did not realize their duty. The world and the world not etc.“

Man muß nun abwarten, wie die Dinge sich gestalten werden. Die Ashantis konnten fortan nach den Factorien, und es wäre den Engländern ganz recht, wenn sie allers Mögliche von ihnen sahen; sie begehren indeß, daß die schwarzen Barbaren sich auch reichlich mit Gewehren und Schießbedarf versorgen. Aber man weiß doch ohne Zweifel an der Themse, daß sie dergleichen schon bieder und zwar Birminghamer Fabrikat, obendrein noch aus englischen Kaufleuten erhalten haben, und zwar aus Groß-Vollam und Affini. Diese Factorien an der Westgrenze der Goldküste stehen unter Oberherrschaft der Strauporten, welche dieselben an Vissos Palmölhändler verpackt haben.

Die Engländer haben den von ihnen abhängigen Häuptlingen und Stämmen die Verpflichtung auferlegt, die Elaverei abzuschießen; auch in den Städten wo sie Factorien haben, z. B. Elmina, Cape Coast etc., soll dieselbe aufhören. Die hässliche Elaverei ist eine urafrikanische Einrichtung, mit dem ganzen Leben, Wesen und allen Anschauungen der Reger völlig verflochten; von unserer europäischen Auffassung, daß ein Mensch von einem andern nicht in aufgezogenen Diensthaken gehalten werden dürfe, haben sie keinen Begriff. Die Durchführung der Maßregel wird ohne Zwang nicht möglich sein und mancherlei Unzuträglichkeiten im Gefolge haben, und zwar um so mehr, da die Engländer offen ausgesprochen haben, daß ihre Factorien als Asylstätten zu betrachten seien für alle Sklaven, welche im innern Lande ihren Herren entlaufen. Ob sich ein Zuwachs solcher Bevölkerungselemente den hochgepannten Erwartungen der Philanthropen entspricht oder ob sie sich täuschen, bleibt abzuwarten.

Bisher stand die Goldküste unter dem Generalgouverneur, von welchem die sämtlichen Factorien in ganz Guinea abhängen. In Cape Coast hat ein Administrator seinen Sitz, während jener zu Freetown in Sierra Leone residirt.

Die Sierra Leone-Rüste begreift das Gefelsland vom Cap Verga, etwa 10° N. bis zum Cabo Monte, welches die Engländer Cape Mount nennen. Das eigentliche Sierra Leone ist eine gebirgige Halbinsel an der Südseite des Flusses Kottel, dessen Mündung bei der Stadt Freetown etwa 7 englische Meilen breit ist. Die Lage der Stadt, 8° 29' 17" N., ist schlecht gewählt; die Rhyde in der St. Georgebay ist unsicher wenn Nordwestwind weht.

Wir wollen uns dieses „Paradies und Eden unseres schwarzen Bruders“ etwas näher betrachten.

Freetown ist eine der ungeschändeten Städte der Welt, theils wegen klimatischer Einflüsse, theils durch die man kann sagen staublosste nachlässige Verwaltung unter den Augen des Generalgouverneurs von Guinea. Vor uns liegen Anzeigeln aus einem Verichte, welche eine aus fünf Mitgliedern bestehende Sanitätscommission im November 1873 erstattet hat. Binnen achtzig Jahren ist noch nicht eine Gasse zum Abzuge des Abflusses hergestelt worden. In jedem Hause befinden sich Zentriruben, deren Anhalt durch den porösen Boden in die Brunnen dringt; es ist ermittelt worden, daß viele dieser Zentriruben seit länger als dreißig Jahren nicht gereinigt worden sind. Der Bericht giebt Schilderungen über den grauenhaften Zustand derselben, mit welchen wir unsere Leser versehen. Es zeugt für die von Missionären und Philanthropen so hoch geschätzte Civilisation der „freien, christlichen, schwarzen Brüder in Afrika“, daß alle Brunnenwasser hier ist und mildig durch Verunreinigung ausfließt; „kein Wunder, denn neben einem der Hauptbrunnen liegen in einem Umkreise von nur 11 Yards nicht weniger als 8 solcher Zentriruben, und ein anderer Brunnen

war früher als Abtritt benutzt worden; Brunnenwasser ist hier weiter nichts als durchgesiefter Urath.“ Man hat übrigens auch das Wasser eines Flusses aus dem Gebirge vermittelst metallener Röhren in die Stadt geleitet, aber dieses ist wo möglich noch unreiner. Denn dicht oberhalb der Stelle wo die Röhren beginnen haben die Neger ihren allgemeinen Baderplatz und waschen dort die schmutzigen Kleider. Als die Commission ihre Untersuchung aufstellte, fand

sie daß alle Felsenvertiefungen, über welche das Wasser fließt, Fäulen überreichenden Seifenwassers bildeten und überall schmutzige Lämpen umherlagen. Obendrein laufen die nicht durch Schrauben verbundenen sondern lose an einander gelegten Röhren in der Nähe der Stadt unmittelbar an einem Leichenader vorüber und zwar liegen sie tiefer als dieser; dort sind mehr als 8000 Menschen begraben worden.

„Wenn man sich alle erdenkliche Mühe geben wollte,



Krieger aus dem Hinterlande von Sierra Leone.

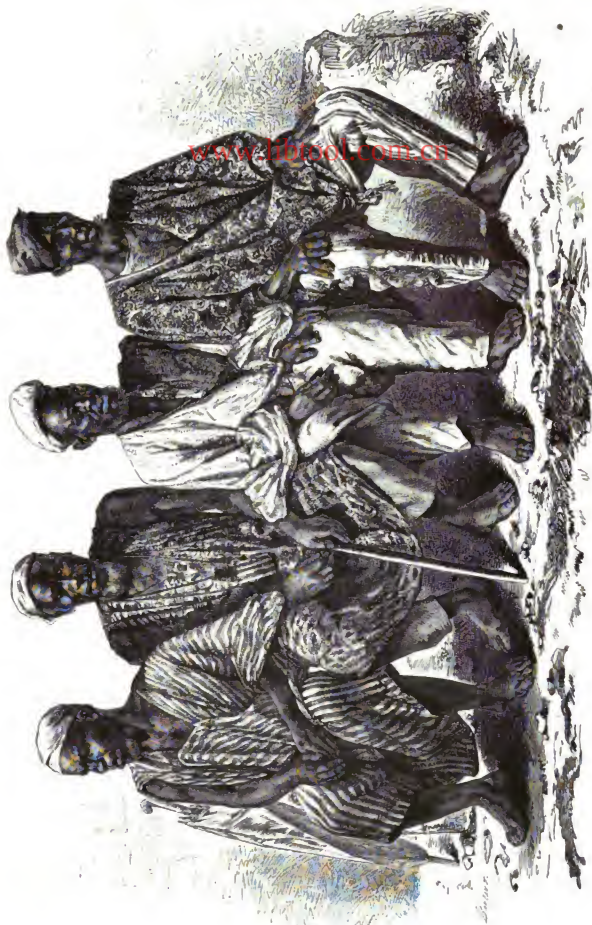
Bedingungen aufzufinden die für Gesundheit und Leben die allerungünstigsten sind, würde man sie schwerlich vollkommener ausfindig machen, als sie in Freetown vorhanden sind.“

Und vier Monate bevor dieser Bericht verfaßt worden, schrieb der Administrator von Freetown amtlich an den Colonialminister, Lord Kimberley, nach London: „Freetown ist so sauber und reinlich und wird so gut gehalten, wie irgend eine Stadt in England.“

Man begreift, weshalb seit langer Zeit dieses Sierra Leone als Grab der weißen Menschen bezeichnet wird. Im Jahre 1859, als das gelbe Fieber sehr heftig auftrat

und der ganze untere Theil der Stadt zu nicht geringem Theile ausstarb, wohnten in Freetown 120 weiße Leute; von diesen flüchteten 30, eben so viele starben und alle übrigen waren erkrankt. Die Epidemien von 1840 und von 1848 waren eben so schlimm.

Die christliche Philanthropie, welche gegen Ende des 18. Jahrhunderts anfang gegen die Greuel des Sklavenhandels zu rufen, hatte die von Bohnmollen eingegebene Absicht, befreiten Negern Zufluchtsstätten in Afrika selbst zu verschaffen, sie möglichst zu civilisiren und von „christlichen Brennpunkten der Pestilenz“ aus auf die verschiedenen



Wohlgemuthliche Bürger aus Bambarra in Bratslow.

Negervölker segensreich einzuwirken. Das war gewiss gut gemeint, aber von den hochfliegenden Hoffnungen hat sich äußerst wenig verwirklicht, weil man die Psychologie des Racen-ementes nicht mit in Anschlag brachte, sondern bis auf den heutigen Tag in Abstractionen befangen ist, welche der Erfahrung gegenüber gar nicht Stich halten.

Nach dem Unabhängigkeitskriege in Nordamerika schaffte England einige hundert Neger, freie Leute zum Theil aus dem kalten Fleisshotland nach Sierra Leone; von diesen waren nach ein paar Jahren nur noch wenige übrig, theils in Folge des schlimmen Klimas, theils durch Streitigkeiten mit den eingeborenen Timnis (Timmeris). Der Kriegerthum, welcher dadurch gegeben wurde, blieb von den Negerfreunden in London unbedacht. Diese Negerfreunde, voran Wilberforce und Clarkson, wollten in Sierra Leone eine „Nistercolonie von Schwarzen“ gründen, und als gute Engländer hatten sie dabei Christenthum und Handelsvorteile gleichzeitig im Auge. England erklärte 1807 den Sklavenhandel für Verboten und von da an sind viele tausend der Sklavenschiffe durch das „Caragegeschwader“ (— *coffin squadron*, weil an der ungesunden Guineaküste so viele Seeleute in Tiefste starben —) genommen und die befreiten Neger sind nach Sierra Leone gebracht worden. So bildet die Bevölkerung desselben eine bunte Mischelart; dann auf einem Flächenraume von etwa 22 deutschen Quadratmeilen wohnen etwa 50,000 Neger; aus 71 Haupt- und etwa 150 kleineren Stämmen zerstreut, die zusammen an einhundert Sprachen und Dialecte reden. „Hier ist in der That Babel.“ Die eigentlichen Landesgeborenen sind die Timnis, Susus und Weyas und bei ihnen haben sich die heute noch keine Einflüsse der Civilisation geltend gemacht.

Richard Burton (Wanderings in Westafrica I, S. 264) fand die Zustände in und um Freetown kläglich genug. Die Stadt mag jetzt höchstens 20,000 Einwohner haben, die in folgende Classen zerfallen: Europäer; „civilisirte Leute; Afrikaner; Leute oder „Fessuns“ wie der Neger das Wort Personen anspricht; Neger; Carleys; Niggers.“ Das Wort Nigger darf man aber keinem ins Gewicht legen, denn die englische Philanthropie hat eine Verordnung erlassen, welche auf eine solche Beleidigung 50 Pf. St. Strafe setzt.

Die schwarzen Bürger sind am liebsten Kleinhändler und Hausirer; mit Ackerbau beschäftigten sich nur die mohammedanischen Mandingos. Freetown ist nur Ruine einer Handelsstadt; das Volk wird zum Fastenlegen geboren und ertragen; mit Befriedung des Feldes mag der „verbesserte Afrikaner“ sich nicht befassen, wenn er nicht durch Zwang dazu abgehalten wird. Die Kaffee- und Talgpalmbäume auf den Bergen hat er umgehauen zur Feuerung. Er könnte Indigo und Baumwolle, Kaffee und Arrowroot, Dapalmen und Kokospalmen, Ingwer und Erdmandeln bauen, aber er begnügt sich mit Weizen und Getreide und dann auch mit Kaffee. Aus seinem Krämerladen bummelt er nach der Capelle; und im Jahre hat er 365 Tage Sabbath, da er auch an Wochentagen nicht arbeitet. Er kommt sich auf dem Marktplatz, schwärzt mit Seinesgleichen, schnupft und raucht Tabak, singt wie er kommt lustige Lieder oder Kirchengesänge und läßt sich den Krumm gut schmecken, den Kerling Terry, wie er ihn nennt.“

„Das christliche Zartgefühl der britischen Regierung hat zur Folge gehabt, die Neger zu demoralisiren. Die Weiber sind so aufgeweckt worden wie in Aegypten, und noch viel schlechter als die Männer, die doch wahrhaftig schlecht genug sind. Wer wissen will wie die Dinge stehen, darf nur die Spitäler besuchen. Diebstahl ist allgemein, die Klünder denken an nichts als die Nachstunden, wenn heftiger Wind weht. Wenn Männer mit einander in Streit gerathen, ren-

nen sie wie Schafböcke mit den Köpfen gegen einander, beißen sich und schreien und schreien dabei.“

Alle Beobachter, die an Ort und Stelle waren, klagen über den unerschämten Uebermuth der Neger in Sierra Leone. So bemerkt der französische Viceadmiral Fleuriot de Laugle, den unsere Leser aus seiner mitgetheilten Schilderung kennen („Le Tour du Monde“, No. 674): „Man muß sich wohl in Acht nehmen, diesen schwarzen Bürgern Anstoß zu geben, denn die Freiheit ist ihnen zu Kopf gestiegen und sofort würde der Richter bei der Hand sein, eine Klage über eine, wenn auch nur angebliche, Beleidigung entgegen zu nehmen. Daß man ein Fremder ist, gewährt keinerlei Schutz; die Jury besteht aus Negern, die sämmtlich von Reid und Wiggans erstellt sind; sie werden das Schuldig über den Weissen aussprechen, wenn gleich dieser in vollem Rechte und noch so übergewiegend von seinem Sachwalter verteidigt worden ist.“

Missionäre und Mulatten haben in der Exterehalle zu London, wo alljährlich im Mai Monate so viele alterne Neben gehalten werden, dreistweg behauptet, daß der Europäer nicht im mindesten höher stehe als der farbige Mensch. Ein Mulatt, Robert Campbell, rief: „In welcher Tauschung ist doch der weiße Mann befangen, der da glaubt, er werde in Afrika respectirt, weil er ein weißer Mann ist!“

Minder Eifer schadet nur, rast Burton aus, und wahre Philanthropie hätte seinen HUMBOLDT nötig gehabt. Burton theilt folgendes aus einer Londoner Zeitung mit: „Am Donnerstag war die fashionable Welt zu Brighton in großer Bewegung. Eine farbige Lady, Miss Ina Sarah Forbes Bonetta, eine Dame von königlicher Abstammung, die von einem britischen Marinecaptain adoptirt und auf Kosten Ihrer Majestät der Königin Victoria erzogen wurde, reichte am Altar ihre Hand einem farbigen Gentleman, Herrn James Davis, Großhändler aus Sierra Leone. Ihr Ehrengelicht wurde gebildet von einer Anzahl schwarzer Schönheiten und einem Gefolge farbiger Lakaien. Die Trauung verrichtete der Bischof von Sierra Leone unter Beistand eines farbigen Geistlichen.“

Consul Burton giebt dazu folgende Erläuterung: „Diese afrikanische Prinzessin war ein kleines Sklavenmädchen, das König Gezo von Dahomey dem verstorbenen Vizekonsul Forbes Bonetta, welcher das Kriegsschiff Bonetta befehligte. Dieser nahm das Mädchen mit nach England und gab ein Portrait desselben in seinem bekannten Brief über Dahomey. Großhändler Davis, dem Gentleman, habe ich in Lagos gesehen, wo er in Eilen geschlagen war!“

Der Schwarze in Freetown spricht das Niggerenglisch. Die Frage, auf welche ein Kind gebohrt, wird er mit Ja beantwortet, z. B.: Didn't you find water there? — Yes, I did not find it. Den Auseraus setzt er hinter das Wort, z. B. Mammy oh! d. h. o Mutter; ein Puffe ist Gentleman Ruh x.

Der Mulatte spielt gern den Advocaten und Rechtsverdreher. Der Zahlmeister eines Dampfschiffes überzeugte sich, daß ein Neger tobt Butter hingelagt und die lebendigen gestohlen hatte; er nannte ihn also einen Dieb. Dieser erhob vor Gericht wegen solcher Beleidigung einen Anspruch auf Schadenersatz von — eintaufend Pfund Sterling, und der Weiße war froh, mit 3 Pfund davon zu kommen. An Bord des Schiffes kam ein Freetownner als Pachtträger; der Zahlmeister verwies ihn auf das Quatterbed, worüber er in Schimpfwörter ausbrach. Ein königlicher Esquire rief dem Schwarzen zu: „Wärst Du gegen mich so unverschämmt gewesen, hättest ich Dich über Bord geworfen!“ Der Neger geht ab, treibt unterwegs zwei andere auf, die er als Zeugen vorführt und sie beschwören mit ihm, daß der Esquire ihm

„seinen Charakter geschändet“ habe; als Schadenersatz wurden 50 Pí. St. verlangt. Drei englische Offiziere, darunter ein Oberst, beschworen den richtigen Thatbestand; Schimpfwörter habe sich nur jener Neger in seiner maßlosen Unerschämtheit erlaubt. Trotzdem wurde der Offizier von dem aus Schwarzen bestehenden Gerichtshof zu Abbitte und 15 Pí. St. verurtheilt. — Ein weißer Mann erzählte Burton, er habe einmal seinem Diener, der sich sehr benahm, mit dem Stode gedroht; der Diener reichte eine Klage ein, verlangte 50 Pí. St. Sühnegelb und erhielt wirklich 12 Pfund!

Die englische Verfassung verlangt, daß Obermann von Seinesgleichen gerichtet werde, aber in Sierra Leone urtheilen rothe Schwarze über den gebildeten Weißen, ehemalige Sklaven, Festschändeter, zerlumpte mit Palmöl eingeriebene „Dartehs“. Die Jury wird in Sierra Leone, ebenso wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu einem ärgern Werkzeuge der Tyrannei als ein Tyrann, ein sogenannt freies Volk allein ausgenommen, nur jemals erfunden hat.“ In Freetown sind fassliche Zeugen unzulässig zu haben und der Richter muß auf deren Schwur hin sein Urtheil fällen; Appellation ist erst zulässig, wenn es sich um einen Schadensanspruch von mehr als 200 Pfund handelt.

„Die verschiedenen Stämme in Freetown sind gegen einander feindselig, aber gegen die Weißen machen sie Front wie ein Mann. Redet und gesunder Menschenverstand sind durch die Pseudophilanthropie unter die Füße getreten; unsere britischen Vorfahren haben es sich wahrlich nicht träumen lassen, daß die Freiheit und die Einrichtungen, für welche sie so manchen Kampf bestanden, so abscheulich geschändet werden könnten. Befreit die Sklaven wenn Ihr wollt und schlagt den Sklavenhändler zu Boden mit den Ketten, die er seinem Opfer angelegt. Vergesst aber nicht, daß die größte Zahl der befreiten Schwarzen aus Leuten bestand, die in ihrer Heimath Verbrecher waren.“ Ein in Sierra Leone selbst erscheinendes Blatt, „Freetown Times“, schreibt: „We shall not be considered as decrying the African race, when we say that it is not fitted without a guiding hand, to exercise the privileges of English citizenship. — Only the ignorant can boast of the extensive freedom we have given the African.“

In unserm zweiten Artikel werden wir über die mohammedanischen Wandingsos und Fuls, und die Timnis, welche Festschändeter sind, einige Schilderungen geben.

Aus F. Keller-Leuzinger's Schilderungen vom Amazonas und am Madeira *).

Der treueste Begleiter des Reisenden während einer Fahrt auf dem Amazonasstrome, von der Mündung bis hinauf an die Stromschnellen der Seitenflüsse und selbst bis in die glatten Wasser oberhalb derselben, ist der Tummeler oder Delphin, welchen die Imerambosher als Botos (vom portugiesischen vollständigen Worte: bote, d. h. Sprung) bezeichnen. Er ist Säugethier wie seine oceanischen Vettern und wie der Kamantin auch, und muß deshalb von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen. Gleich jenen beschreibt er beim Schwimmen eine eigenthümliche Wellenlinie oder Cycloide, wobei er sich oft mit der breiten Schwanzspitze wie spielend in die Höhe schmeißt, um unter Schnauben und Pfaffen wieder in das nasse Element zurückzufallen.

In einer mondheilen Nacht am oberen Madeira, an der Einmündung des Jauuary, wurden unsere Boote von einem ganzen Hebel solcher Tummler umspielt, welche mit Schlägen und Springen, Sprudeln und Wälzen einen solchen Lärm verursachten, daß es schien als würden Snaberte von Majaden von einem Heere bäriger Wassermänner verfolgt. Dieses lärmende Spiel, die für ein Thier von Fischgestalt so fremdartigen Laute, sowie die Beobachtung, daß dieselben die Nähe des Menschen zu lieben scheinen — sie begleiten oft in Herden von 30 bis 40 Stüd die Fahrzeuge auf

langen Strecken —, mag die Ursache sein, daß unter den Bewohnern jener Gegenden, von dem halbwildem Negigen, dem rohen Malatten und dem Zambos bis zum behäbigen Kramladenbesitzer portugiesischer Abkunft, über diese Botos die abentheuerlichsten Gerüchte im Umlaufe sind.

Sie sollen die Fähigkeit besitzen, menschliche Gestalt anzunehmen, unter uns zu wandeln, wie andere Christen* und dann dem schönen Geschlecht besonders gefährlich werden können. Das einzige verrätherische Kennzeichen, welches diese Wasserhölzer an sich tragen, wenn es ihnen beliebt aus Land zu steigen und allerlei Unheil anzurichten, besteht darin, daß ihre Füße nach rückwärts gebogen sind. Das aber kann leicht übersehen werden, da sie ihr Wesen hauptsächlich in der Dunkelheit treiben. Schlaue Indianerinnen und Malattinnen erzählen ihren gläubig lauschenden Gatten die erasmüthlichsten Geschichten von stüdischen Botos, welche die Gestalt der Gatten so täuschend nachahmen verstanden, daß die Frauen den Betrug erst dann merkten als die Botos sich mit einem Schrei ins Wasser stürzten. In Folge des weit verbreiteten Aberglaubens an die doppelte Natur dieser Thiere werden dieselben nur äußerst selten gejagt, obwohl sie werthvollen Fzran liefern und leicht zu harpuniren sind. Sie vermehren sich daher, ganz verschieden von den rasselos verfolgten, in starker Progression abnehmenden Schildkröten, unbehindert innerhalb der von der Natur selbst gesteckten Grenzen.

Ein anderes fabelhaftes Wassergethüm, wie es scheint ein Vetter unserer berühmten Cerephale, ist der sogenannte Minhocão (große Wurm), auch Mãe d'agua (Wassermutter), eine Schlange von so colossaler Größe, daß der Fluß steigt oder fällt, je nachdem sie sich in denselben wirft oder ihn verläßt. Dieses fabelhafte Ungeheuer theilt die einheimische Benennung der Wassermutter mit einer Art brasilianischer Koroien, welche in der Nähe von Manaus,

*) Vom Amazonas und Madeira. Skizzen und Beschreibungen aus dem Tagebuche einer Expedition unter dem Franz Keller-Leuzinger, Ingenieur. Mit Zeichnungen nach den eigenen Skizzen vom Verfasser auf Holz geschnitten und in der topographischen Anstalt von A. Gloß ausgeführten Illustrationen. Stuttgart, Verlag von A. Kröner 1874. 4. Das überaus belehrende Buch ist in jeder Beziehung ein Prachtwerk. Wie werden auf den weichen Anhalt befehlen ausfühlich eingehen und hier durch die Güte des Herrn Keller in Druck gesetzt, durch eine Anzahl von Illustrationen den Lesern des „Globe“ ein schätzbares Urtheil aus über die meistbasi ausgeführten Illustrationen zu ermöglichen.

am Wasserfalle des Taruma, eines kleinen Seitenwassers des Rio Negro, ihr gepfeiltes Wesen treiben soll. Das schöne Weib mit „goldenem Haar“ nmstrift jeden Mann, der desselben ansichtig wird, mit ihrem Zauber; er wird vom Wahnsinn umfungen und findet den Weg zur heimatlichen Stätte nicht wieder. Die enge Schlucht, welche die Strome sich zum Wohnsitze erkoren und in welche kaum ein Sonnenstrahl durch die dichten Laubkräuter dringt, wird deshalb mit abergläubiger Schyn betrachtet und kein Tapuyo-Indianer würde es wagen, bei eindringender Nacht an einer Stelle zu verweilen, wo das Rauschen des unheimlichen Falles an sein Ohr schllage.

Ein ebenfalls sehr gefürchtetes, aber nicht so liebliches Waldgespenst ist der Caapora (Caapora, Wald-mensch), — ein bezauberter, hüßlicher, alter Mann von ungeheurer Körperstärke, welcher den Jägern auflauert, um ihnen den Hals umzubringen. Jedes unheimliche Geräusch im Walde wird dem Caapora zugeschrieben und vor seinen schredlichen Klauen rettet man nur absolutes Schwelgen und ein Töden unter Wäße und Zweige. Ungläubige Zuwiderhandelnde werden durch Bitten und wenn es Noth thut durch Drohungen veranlaßt, sich zu fügen, um nicht den Jörn des nahezu unverwundbaren Schußwals zu erregen. Wenn in den brasilianischen Wäldern große menschenähnliche Affen wie Orang-utan, Gorilla oder Schimpanse zuhause wären, so ließe sich dieser weit verbreitete Aberglaube leicht erklären; Krüllaffen und Parigondos sind aber zu schwächliche Repräsentanten „unserer Vettern“, als daß selbst die lebhafteste Jägerphantasie sie zu solch einem Ungeheum vergrößern könnte. Der Ursprung der Fabel ist wohl nur in dem finstern Dämonenglauben der Indianer zu suchen, welche sich auf Tritt und Schritt von dem Walten böser Geister begleitet wähnen.

Jeder Stamm hat außerdem seine eigenen Jagdgeräuche oder vielmehr seinen Jägeraberglauben. So z. B. essen die Corodobs in den Sübprovinzen kein Rehsfleisch, weil sie fürchten, dadurch ihren reichen Haarschmuck zu verlieren. Sie genießen auch nichts vom Häder des Tapir, den besten Stücken, um nicht der Zuneigung ihrer Frauen verlustig zu werden. Eben so verschmähen sie das Fleisch der Enten und der Cutia, eines schmackhaften Nagethieres, weil sonst ihre Kinder schlecht gebaute Füße und große Ohren bekämen. Auch darf der, welcher das Wild erlegt hat, nichts von demselben genießen, wenn er nicht die Sicherheit seines Angos und Armes einbüßen will, so daß er dann keinen glücklichen Schuß mehr thun kann. Die Frauen sind, offenbar zum Vortheil ihrer egoistischen Männer, vom Genuße verschiedener Wildarten ausgeschlossen.

Die Jagd wird von der halbcivilisirten Bevölkerung des Amazonasales, trotz des Wildreichtums in den Wäldern, im Allgemeinen weniger stark betrieben, als in dem Flußgebiete des La Plata und in der angrenzenden Provinz Mato grosso. Das edelste und auch überall am eifrigsten gejegte Wild ist der Tapir, Anta, der Vertreter der Dickhäuter in der neuen Welt. Er bewohnt in außerordentlich großer Zahl, ohne jedoch jemals herdenweise beisammen zu leben, die dichtbewaldeten Ufer aller Zuflüsse des Amazonasstromes und des La Plata, doch nicht in den sammpigen Niederungen noch auf den wasserarmen Plateaux, sondern in den mit üppiger Vegetation besetzten Thalschluchten. In dem undurchdringlichen Dickicht der Bambusjaccen, unter dem Niederbache schlanker Baumjaccen liebt der Tapir sein Lager aufzuschlagen, sei es nun an den Ufern rauschender

Waldbäche oder an den schäumenden Cataracten von Kiesen, strömen wie Madeira und Paraná.

Mit dem ersten Morgengrauen schreitet er da auf tief-eingeretenen Pfaden gravitatisch nach dem Flusse um zu baden und oft überraschend hier beim Umsahren einer scharfen Uferkrümmung den ruhig bis an den Dals im Wasser sitzenden Dickhäuter. Er schwimmt und taucht mit erstaunlicher Fertigkeit und nicht sowohl Bedürfnis einer Kühlung nach ergebender toller Flucht mag es sein, daß ihn bazu treibt, vor den verfolgten Hunden zuletzt immer den Weg nach dem Flusse zu nehmen. Doch er rennt in sein Verderben, denn lautlos unter überhängendem Buschwerk lauert der Jäger im leichten Noth, die schußbereite Waffe in der Hand. Diese letzte ist übrigens, wenn der Fluch nur einigenmaßen breit ist, nicht einmal vornehmlich; meistens wird das schauende Thier, welches von den wüthend klaffenden Hunden umringt bald da bald dort untertaucht, bald überholt und von den Jägern mit dem langen Waidmesser oder der Fistsle erlegt. Wo möglich wird es, ehe man ihn den Todesstoß versetzt, noch harpunit, um zu verhindern, daß es unterfinke, was sofort geschieht, nachdem es verendet ist.

Nur das Tapirweibchen flieht nicht vor dem Gehele der Hunde; mutig bleibt es auf seinem Lager und sucht mit dem eigenen Körper das zwischen seinen Beinen sich verdrückende, zitternde, schrill pfeifende Thierchen zu schützen. Wehe dem Kläffer, der sich erschützte aus dem Kreise der Meute hervorzutreten, welche sich in diesem Fall in respectvoller Entfernung hält, und in den Bereich der grimmen Alten zu kommen; ihr hochgehobener Rüssel entblößt ein nicht zu verachtendes Gebiß und unter den mächtigen Vorderfüßen kniden schwache Hundertfüßler wie dünnes Rohr. Von zahlreichen Kugeln der auf das Gehele herbei gekommenen Jäger durchbohrt, bricht sie endlich, ein Opfer mütterlicher Zärtlichkeit, über dem vor Angst halbtothen Jungen zusammen.

Schligt man das Junge gegen die nun um so wüthender zusahenden Hunde und bringt es glücklich nach Hause, so kann man es mit Krüßbissen oder mit einem dort beinahe überall in den Pachtungen wachsenden Gras und den jungen Trieben von Bambusjaccen sehr leicht ernähren. Ich habe mich durch den Augenschein überzeugen können, daß es schon am zweiten oder dritten Tage so zahn wird wie ein Hund und bald nicht mehr daran denkt, in den Wald zu entweichen. In Curitiba, der Hauptstadt der Provinz Paraná, lief mehrere Jahre ein zahmer, herrenloser Tapir in den Straßen umher und wurde von Morgens bis Abends von Neugierjungen geritten. Eine Temperatur von 2 bis 3 Grad unter Null, wie sie dort im Juni und Juli nicht selten ist, schien ihn wenig anzufechten.

Sicherlich wäre es nicht nur möglich sondern sogar ganz leicht, den Tapir zum wirklichen Hausthiere zu machen, wie das übrigens bei allen größeren Thieren Südamerikas der Fall ist. Das Wildschwein, Reh und Quatz, die Paca, selbst die Enca werden leicht zahn, von den Affen, Papageyen und den Fühnerbögeln nicht zu reden. Man findet auch am ganzen Amazonas wohl schwerlich ein Haus, das nicht wenigstens irgend einen gezähmten Vogel, Affen oder eine ganze Menagerie von Araras, Periquitos, Macarinos, Jacamins, Jagutings, Mutuns, Tucans, Cutias oder Springhasen, Pacas, Affen x. aufzuweisen hätte. Selbst eine Art der amerikanischen Kieselzunge oder Cibiola wird in mancher Stätte als sogenannter Terribabab, Hausthiere, gehalten, um Katten, Mäuse und sonstige Ungeziefer zu vertilgen, an dem es nirgends mangelt.

Am obern Brahmaputra.

Die verschiedenen Landwege nach China. — Cooper's Reiseunternehmungen und sein neuestes Buch. — Theerhandel in Innerasien. — Unterführung des Reisens durch die Berhöden. — Fahrt auf dem Brahmaputra und plögliche Entschlossenheit desselben. — Kham und seine neuere Geschichte. — Der Theebau und die Kulis. — Die Khamen. — Opiumgenuß.

R. K. Kein Land der Erde, Brasilien etwa ausgenommen, ist mehr dem Sonnenaufgange zugewandt und fehlt dem Occidente mehr den Rücken als China. Mächtige Gebirge scheiden das menschenreichste Gebiet der Welt von Ostasien, von den großen Emporien des angloindischen Reiches; die riesige Wüste Gobi von den russischen Stapelplätzen längs der sibirischen Grenze. Seine langgebehrte Küste ist es allein, welche fremden Kaufleuten sich öffnet; von ihr aus gewähren die Wasserstraßen der mächtigen Ströme Hoang-ho, Jang-tse-kiang und La-tsiang Zutritt zu dem Innern. Der weitaus größte Theil des europäischen Handels war demzufolge auch stets auf die Küste beschränkt; geringfügig ist dagegen, was den Landweg einschließt.

In neuerer Zeit erwarb nur den Engländern, welche an jenem Handel am meisten theilhaftig waren, von verschiedenen Seiten her Concurrenz; die Franzosen sagten im Delta des Mekong festen Fuß und sind jetzt im Begriffe, ein Gleiches in dem des Sotaga, des Jinfes von Tongkin im nördlichen Annam, zu thun, nachdem die Schiffbarkeit desselben bis ins Detz der chinesischen Provinz Yunnan hinein durch die südliche Fahrt des französischen Kaufmannes Dupuis borgehen worden ist. Andererseits gewährt die Vervollendung der pacifischen Eisenbahn den Nordamerikanern die Möglichkeit, sich in ausgebeuteter Weise an dem chinesischen Handel zu betheiligen, und bot manchen, namentlich forsbaren Arten, wie Thee, Seide, Coccons, einen raschen Abzugsweg dar. Und schließlich ist es auch nicht nur England, sondern sind es auch die Mittelmeerstaaten, welchen die Durchschneidung des Jithmus von Suez gleichfalls in erster Linie zu Gute kommt.

Was natürlicher, als daß die Engländer darauf bedacht sind, ihrem Handel neue Vahnen zu öffnen und zwar solche, welche nur ihnen allein zugänglich sind und fremde Concurrenz ausschließen? Es liegt ihnen vor allem daran, eine Hauptverkehrsstraße von ihren indischen Besitzungen am Unterlaufe des Ganges und Brahmaputra, des Iravaddi und Saluen quer durch Birma oder Tibet hindurch nach den westlichsten chinesischen Provinzen Yunnan und Szechuan (Szechuen) aufzufinden *).

*) Wir folgen hier dem lichtvollen und interessanten Vetrage, welchen Baron von Richthofen, einer der besten Kenner Ostasiens, über diesen Gegenstand in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 8. November 1873 gehalten hat. (S. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1873, Nr. 3. Herr von Richthofen: Ueber die neuesten Versuche zur Erringung einer Eisenbahn nach dem fernerwestlichen China.) Den Hauptgegenstand dieses Vetrages, nämlich die Beschaffung und Erleichterung des Sengla-Kaufes durch Dupuis, lassen wir hier — wenigstens vorläufig — bei Seite, geraden jedoch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes näher darauf zurückzukommen. Annam, eines der wenigst bekannten Reiche der Erde, scheint jetzt durch die Bemühungen der Franzosen unsern Kenntniss erschließen werden zu sollen, freilich nicht ohne ihnen ein threnes Opfer gefordert zu haben. Denn der talentvolle, den Franzosen der Gegend durch die Mekong-Expedition wohlbekannte Schiffskapitän Francis Garnier, welcher im Sengla-Delta eine Expedition gegen die annamitischen Hebeln zu führen unternommen hatte, wurde nach der ruhmvollen Einnahme von Ha-na, Sengla's Hauptstadt, daselbst ermordet. Wir warten ausföhrlicher Berichte ab, um dann jene Vorgänge im Zusammenhang darzustellen.

Drei Projecte kommen hier in Betracht.

Das erste bestand darin, von Yhamo, der letzten Dampfschiffstation am Iravaddi, gegen Norden nach Tali-tu in Yunnan ein Eisenbahn zu bauen; aber die unzulängliche Expedition des Majors Staden, welcher im Jahre 1868 nicht über Nomen im westlichen Theile von Yunnan vordringen konnte, die östliche Wasserscheide des Iravaddi also nicht überschritt, erwies nur die Unmöglichkeit dieser Idee. Und selbst die Möglichkeit des Bahnbau's zugegeben — welche Bodenverhältnisse wären denn den Ingenieuren unserer Zeit unüberwindbar, nachdem Alpen und Andes überschritten worden sind? — so würde doch dadurch nach Richthofen's maßgebenden Urtheil noch keineswegs der eigentlich productive Theil Westchinas erschlossen oder der tibetische Handel nach Rangun, dem englischen Hafen im Iravaddidelta, abgeleitet werden.

Der Ausführung des zweiten Planes, Rangun über Kiang-hung am Mekong mit Yunnan durch eine Bahn zu verbinden, stehen die Terrainschwierigkeiten auf dem chinesischen Gebiete und besonders die Concurrenz des schiffbaren Senglaflusses entgegen.

Der dritte Vorschlag richtete sich auf diejenige Gegend, wo englisches Territorium sich dem chinesischen am meisten nähert, wo eine Entfernung von nur 50 deutschen Meilen das chinesische Yathang an einem linken Zuflusse des obern Jang-tse-kiang von Sadjia am noch schiffbaren Brahmaputra, von dieser letzten englischen Stadt in Kham trennt. „Allein man verwechselt,“ sagt Richthofen, „die häufig dem Zufalle unterworfenen, leicht veränderlichen, politischen Grenze mit der natürlichen. Denn von Yathang sind es noch 20 Tagesreisen über hohe und wilde Gebirge und durch ein fast ertragloses Land, bis man die productiveren Theile von China erreicht; dort aber ist man bereits im Schiffsfahrtsgebiete, welches in Szechuan bei seinem Brennpunkt hat. Dieses ganz aufsichtslose Project wurde 1868 von Cooper verfolgt, welcher von Sien her bis zur chinesischen Grenze vordrang.“

Ueber diesen Versuch hat der „Globus“ im 21. Bande (S. 42 ff. u. 168 ff.) ausführlicher berichtet, wofür auch der zweite Heft Cooper's von Kham her gegen Sien kurze Erwähnung gefolgt. Die Beschreibung der letzten, welche forben unter dem Titel: The Mishaw hills, London 1873 *) erscheinen ist, verdient nicht minder als das erste Werk unser Lob wegen seiner anziehenden und lebendigen Darstellungswelse. Nichts liegt freilich dem Autor fern, als wissenschaftliche Beobachtungen irgend welcher Art; einen im Reutenanfnehmen wohl bewanderten Landmann, welcher sich ihm als Reisegefährten anbietet, weiß er schände zuviel, um nicht wegen der dabei anzunehmenden Instrumente Verabstaltungen ausgehet zu sein. Aber um so freudiger giebt er sich allen möglichen Arten des Sport hin und erzählt immer wieder von aufregenden Jagden auf Wiesel, Leoparden, Elephanten und Tiger, von unglaublich lohnenden Fischzügen und dergleichen, lauter Dinge, auf welche er viel Zeit

*) Der vollständige Titel lautet vertraulich: „Das Mishaw's Gebirge. Reisebericht über einen Versuch, von Kham aus in Tibet einzutreten, um neue Handelsstraßen zu eröffnen. Von F. J. Cooper, politischem Agenten in Yhamo.“

verwendete, die ihn aber dafür auch mit den Eingeborenen in nächste Verbindung brachten und in deren Wesen und Eigenthümlichkeiten tiefer, als jeden schneller reisenden eindringen ließen. In den ethnographischen Schilderungen liegt denn auch der Hauptvertheil des Buches, und auf diese wiesen wir im Folgenden vorzugsweise ein.

Seit Jahrhunderten — Jo beginnt Cooper seine Erzählung — liebt China alljährlich 6 bis 8 Millionen Pund Ziegelthee nach Tibet, wo derselbe ein unentbehrliches Lebensbedürfnis ist. Das Monopol im Ganzen und Großen hat die chinesische Regierung, den Einzelverkauf haben die Lamas, deren beiderseitige Interessen demnach dieselben sind, und denen beiden es daran liegen muß, jeden fremden Handel ja überhaupt jeden fremden Eindringling fern zu halten. Durch die vereinten Bemühungen beider war ja auch Cooper 1868 in Bathang zur Umkehr gezwungen worden, doch nicht ohne die colossale Bedeutung dieses Theehandels erkannt zu haben. Dies reiste in ihm den Plan, den assamesischen Thee neue Absatzgebiete in Tibet zu eröffnen, und daher seine neue Reise, diesmal von Calcutta aus. Wir wollen gleich hier sagen, daß sein Versuch wiederum scheiterte, und daß er zu der Einsicht gelangte, Yunnan und Tibet würden nicht eher Thee aus Assam beziehen, bevor nicht das Monopol der Lamas gebrochen ist, auf dessen Uebertretung natürlich diese Pfaffen Todesstrafe gesetzt haben. Wie aber durch solche, wenn auch noch so kluge Reisen einzelner Kaufleute dies Ziel erreicht werden soll, darauf bleibt er uns die Antwort schuldig.

In seinem Unternehmen fand er die freigebigste Unterstützung, wie wir sie allen wissenschaftlichen Reisenden wünschen möchten. Sofort nach Zerteilung seines Planes bewilligte ihm die Handelskammer von Calcutta einen Beitrag von 6000 Rupien. Dann wollte er Maulthiere aus den Bergwegen verwenden, und solche waren in Calcutta nicht aufzutreiben, wohl aber bei einem einheimischen Cavallerieregimente in Amballah, 2000 englische Meilen weit im Pendschab gelegen, eine Strecke, welche er fünfzehn Jahre früher kaum in Monaten hin und zurück hätte durchqueren können. Jetzt erhielt er von der Direction der Calcutta-Delhi-Eisenbahn freie Fahrt nach Delhi und zurück für seine Person, seine drei chinesischen resp. tibetischen Diener und die zu tausenden Thiere; und kaum acht Tage später konnten acht Maulthiere in Calcutta nach Assam eingeschifft werden, wo sie sich übrigens (nebenbei bemerkt) als unbrauchbar erwiesen und mit bedeutendem Schaden verkauft werden mußten. Ebenso erwuschen dem Reisenden keine Kosten aus der Dampfschiffahrt den Brahmaputra hinauf bis Debrughur in Nord-Assam.

Der Strom ging gerade an zu steigen; Treibholz führte er in Menge mit sich; überall sanken Sandbänke zusammen, und stützten mächtige Stüde Landes mit lautem Getöse ins Wasser. Die Sommerregnen hatten begonnen, vermehrten die Schwierigkeiten der Schiffsahrt und hemmten ein rasches Vorwärtkommen. Täglich wurden nur einige 20 englische Meilen zurückgelegt, weil theils eben unter Wasser gestiege, theils halb überschwemmte Sandbänke den Dampfer oft zwangen, den Fluß zu durchkreuzen, um seine Dampfrinne aufzusuchen. Nach einigen Tagen sank das Wasser ein wenig, und zahlreiche Sandbänke kamen wieder zum Vorschein, auf denen sich unzählige Krokodile (*Lacerta gangetica*) sonnten. Auch große Wassertescheln, giftige sowohl wie unschädliche, waren häufig. Einmal waren die Ketten des Steuerwunders irgendwie gespannt, weshalb ein Mann zum Nachsehen hinausgeschickt wurde. Eine mächtige Schlange hatte sich darum gewickelt, welcher keiner von der Besatzung zu nahe kommen wollte, so daß der Capitain sie erschießen mußte.

Ebenso bot häufig das Morgens das um die Ruberschausen angeammelte Treibholz einigen prachtvoll schimmernden Schlangen einen willkommenen Anhebelag; sie fielen aber stets einem der Besagierten zum Opfer. Eines Abends lag der Dampfer in verhältnißmäßig totem Wasser am rechten Ufer, drei Tagereisen oberhalb der Station Lespur, vor Anker. Alle Anzeichen deuteten auf ein Steigen des Stromes; riesige, noch mit grünem Laub bedeckte Bäume streckten überall ihre Äste aus der Fluß und deckten und wälzten sich mit ihren mächtigen, schwarzen Stämmen in den zahlreichen Wirbeln umher. Das besorgte Aussehen des Capitains ließ Schlimmes vermuthen, und auf Befragen erklärte er, daß ein plötzliches Anschwellen bevorstehe, wie es fast allsommerlich einmal beim Brahmaputra vorkomme. Schon um 10 Uhr war dieser um einige Fuß gestiegen, und spülte seine Uferbänke reißend rasch hinweg. Immer gewaltiger wurden die Fluthen, immer zahlreicher die vorbereitenden Stämme. Noch hielten die vier Anker fest; aber allmählig wurde der sanbige Grund mehr und mehr aufgewühlt; die Anker begannen zu schleifen; das Flugbett selbst schien in Bewegung zu kommen, und schlieflos trieb das Schiff in pechschwarzer Nacht über zwei englische Meilen hinab, jeden Augenblick in Gefahr, auf eine Sandbank des verächtlichen Stromes zu stoßen und zu sinken. Da sagte bei einer Biegung des Flusses ein Wirbel das Schiff und führte es in ruhiges, geschwelliges Wasser, wo die Anker wieder sagten, und wo der Dampfer während eines ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht das Rollen des Stromes abwarten mußte.

Solch plötzliches Anschwellen kommt öfters vor, und zwar stets in Folge von heftigen Regengüssen, nicht aber vom Schmelzen des Schnees auf dem Himalaya, wie viele glauben. Cooper selbst erlebte es am 29. September 1870, daß der Fluß in 18 Stunden über 12 Fuß anstiehwoll. In diesem Jahre setzten die Regnen überhaupt früher ein als gewöhnlich; und als der Reisende nach vierundzwanzigtägiger Fahrt die 900 englischen Meilen lange Strecke bis Debrughur zurückgelegt hatte, war er gezwungen, dieselbe die nächsten drei Monate zu verweilen, um die trockene Jahreszeit abzuwarten. Denn jetzt waren alle eingeborenen Stämme in die Gebirge hinaufgestiegen, weil die Thallandschaft einem weiten Sumpfe gleich und völlig ungangbar war.

Diese unfreiwillige Muße benutzte Cooper zu Studien über das Land, das Volk und die Sprache von Assam, wovon Einiges hier auszugeweiht folgt.

Assam ist ein langes, nur 60 bis 70 englische Meilen breites, gewundenes Thal, vom Brahmaputra durchflossen, mehr als 30,000 Quadratmeilen groß, und ringend, den Westen ausgenommen, von hohen Bergen eingeschlossen, in denen zahlreiche Stämme von Tibetern, Ebor und Wischmihäusen. Im Beginn des dreizehnten nachchristlichen Jahrhunderts besetzte der kriegerische Stamm der Ehom, welche zu den Schanaböllern gehörig, aus dem nordöstlichen Birma stammten, dieses Thal, das unter ihrer Herrschaft blühte, bis innere Kämpfe ausbrachen und den König Gurinath gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts veranlaßten, die Hindische Compagnie um Hülfe zu bitten. Dieselbe wurde anfangs geleistet, später wieder zurückgezogen, im Jahre 1809 ganz verweigert; in Folge dessen trat Birma dazwischen und überflutete das unglückliche Land mit einem Heere von 60,000 Mann, welches furchtlich hauste. Als aber die Birmanen die englische Grenze bedrohten, führte dies zu einem Kriege mit der Compagnie, welche ihre Gegner über das Passgebirge zurückjagte und das Land im Jahre 1827 endgültig in Besitz nahm, freilich für dessen Wohlfahrt etwas zu spät. Denn die Vertreibungen der Birmanen und der wilden Gebirgsstämme, welche ersterten auf dem Fuße

nachfolgten, hatten die einheimische Bevölkerung zu einem großen Theile vernichtet, und das früher wohlbebaute Land war wieder zu Sumpf und Dschungeln geworden, aus denen sich die wüsthellen Umgebungen von Kamrup und Gwalpara wie Däse aus der Sandwüste abheben. Mitten zwischen den gewaltigen Stämmen des Urmaldes stieg der Reisende auf zahlreiche Spuren früherer Wohnstätten und Culturen, auf Erdhäusern, die den Bambushäusern einst als Fundamente gedient hatten, auf schurgraben, längst ausgestorbene Bewässerungskanaäle, auf kleine Brunnen und verwilderte Fisch- und Mangobäume, Reste einstiger Gartenanlagen.

Im Jahre 1823 entdeckte nun Robert Bruce die einheimische Theepflanze; aber die an deren Cultur geknüpften Hoffnungen auf rasches Wiederaufblühen Assams hat sich bis heute noch nicht erfüllt. Da die wenig zahlreichen Eingebornen in den Theegärten wegen ihrer Faulheit und Apathie nicht zu gebrauchen waren, schaffte man Kulis aus Bengalen herbei, welche — wenn auch aus anderen Gründen — nicht viel mehr taugen. Die zarten Sprossen der Pflanze, welche zum Thee verwendet werden, entwickeln sich nämlich nach einem Nachtragen mit darauf folgendem Sonnenscheine so rasch, daß ein Aufschub des Ein sammelns um nur 24 Stunden genügt, die ganze Ernte eines Gartens um ein Bedeutendes zu vermindern. In solchem Falle kommt es also auf willige Arbeiter an, und das sollen die mit einem Kostenaufwande von je 60 bis 70 Thalern importirten Bengalesen nicht immer sein. Das Gesetz giebt dem in seinem Vermögen arg bedrängten Pflanzer kein Mittel an die Hand, den widerspenstigen Kuli zur Arbeit zu zwingen; höchstens kann er ihn vor Gericht stellen und auf ein Jahr ins Gefängnis sperren lassen, um mit frisch eingeführter Menschenwaare sein Heil von Neuem zu versuchen. Cooper sieht darin ein schweres Unrecht, dessen sich der Staat gegen die Pflanzer schuldig macht, und verlangt strengere Gesetze gegen die Kulis. Daß aber damit den abscheulichen Grausamkeiten, welche überall solchen Menschenhandel begleiten, Thül und Thor geöffnet würde, ist wohl klar; und ob damit das abgelegene, unzugängliche Assam alsbald herrlich aufblühen und sich mit Städten und Dörfern und Ackerfeldern bedecken wölbe, steht immer noch dahin.

Was nun die Bevölkerung des Landes anlangt, so befinden sich darunter eine Menge Gebirgsstämme der Miti, Ebor, Chamti und Singpho, von denen sich aber die eigentlichen Assamesen durch Kleidung und Aussehen sehr deutlich unterscheiden.

Der Assamese ist von mittlerer Größe, und wenn nicht von der Sonne verbrannt, meist hüßlich. Er lebt sehr einfach und genießt hauptsächlich Reis, Vegetabilien und kleine Fische, welche die kleinen Flüsse und Seen in Menge liefern. Seine Manieren sind angenehm und gefällig bis auf die entsetzliche Trägheit; er sorgt für wenig mehr, als seinen täglichen Lebensunterhalt, was seinerseits geringe Anstrengung erfordert. Sein Vegetarismus trägt wohl die Hauptschuld an seinem verwichlichen Aussehen. Nämentlich ist seine Behausung, eine vieredrige Hütte, deren Wände aus Rohr bestehen und mit Rohrstreu beworfen sind, und die unter ihrem Schilddache zwei Abtheilungen birgt, die eine zum Schlafen, die andere zum Kochen und Wohnen. Der Fußboden ist oft ebenfalls mit Rohrstreu belegt und wird stets rein gefegt gehalten. Die Geräthe bestehen aus einer irdenen Pfanne zum Kochen des Reises, ein paar irdenen Tassen, einer Bambusbant als Bettstelle und einer Matze zum Zubeden. Die Häuser reicher Leute sind nur größer und besser gebaut und unterscheiden sich sonst in Nichts von den anderen. Eben so

einfach ist die Kleidung: ein baumwollenes Tuch um die Schultern und ein anderes, welches bis zum Knie herabreicht, um die Hüften. Reichere tragen einen großen Turban von feinem, weißem Kussein, ein weißes, faltiges Tuch um den Oberleib und ein eben solches, bis zu den Knöcheln reichendes um die Lenden. Schuhe sind fast unbekannt.

Die Kleidung der Frauen ist nicht hüßlich: eine eng anschließende, bis zur Taille reichende und bis an den Hals zugeknöpfte Jade zeigt die regelmäße Büste, und ein seidenes oder baumwollenes Tuch, das bis zu den Füßen herabwällt, läßt wegen seiner Knappheit die Conturen der meist schon geformten Beine erkennen. Das in der Mitte geschleierte Haar wird in einen großen Wulst aufgeschoben und bei den Reicheren von silbernen Nadeln gehalten. In den Ohren und an den Fingern tragen sie Ringe von Gold und Silber, an den Beinen silberne Fußspangen. Im Allgemeinen sind die Frauen hüßlich, doch entstellen sie sich nach der Hochzeit durch Schwarzfärben der Zähne.

Ihre Religion ist die der Hindu; doch sind sie in der Beobachtung des Ritus sehr nachlässig und unterscheiden sich durch dieselbe oft sehr von ihren Brüdern in Indien. Es giebt zwar Kasten, doch sind dieselben nicht so streng von einander geschieden, wie weiter im Südwesten.

Obwohl die Ehe für eine Hauptpflicht im Leben gilt, so ist sie doch nicht besonders heilig und Scheidung häufig. Wenn Jemand seines Weibes überdrüssig wird, braucht er nur seine Verwandten zu versammeln und eine Dandvoll Salz unter sie zu vertheilen oder ein Beischläß zu zerreißen und sich für geschieden zu erklären, um sich seines Weibes ohne entleihen. Mann und Weib können dann wieder heirathen; für die schon verheiratheten Kinder sorgt der Mann. Eine Wittve darf nicht wieder heirathen, kann aber die Geliebte eines Mannes werden. Obwohl ihre Stellung etwas verachtet wird, gelten doch die aus solcher Verbindung hervorgegangenen Kinder als ganz legitim und erbberechtigt. Vielweiberei ist allgemein; jeder darf sich so viele Frauen zu legen als er erhalten kann, und Beischläßerinnen gehören zu der Ausstattung eines großen und reichen Hauses.

Die allgemein verbreitete Immoralität und der übermäßige Genuß von Opium tragen die meiste Schuld am Stoden der Industrie und an dem Mangel jeglichen Fortschritts. Es ist trübselig, die Trägheit der früheren Bevölkerung, von welcher Ruinen noch heute Zeugnis ablegen, mit der sorglosen Trägheit ihrer meist von Opium trunkenen Nachkommenschaft zu vergleichen. Männer, Weiber und selbst Kinder huldigen dem Gifte, das sie in eigentümlicher Weise sich zubereiten. Opium wird in Wasser aufgelöst und mit dieser Lösung werden lange, etwa 2 Zoll breite Baumwollstreifen gesättigt und sodann in der Sonne getrocknet. Beim Gebrauch reißt man ein kleines Stück davon ab und kaut es, oder wirft den Fegen wieder ins Wasser, läßt ihn ausgießen und trinkt die Mischung. Diese Art des Genußes ist weit gefährlicher als das Rauchen des Opiums, wie es in China herrscht. Cooper's eigene Erfahrung geht dahin, daß der Raucher vernünftig und bei Sinnen bleibt, als hätte er nur Tabak geraucht, während der Trinker betäubungslos, benebelt oder veräzlet wird. Er wünscht deshalb, daß die Regierung dem Opiumverbrauch in Assam entgegenetrete, während er ihn in China mit der Behauptung verteidigt, daß die Däster oder zwei Drittel (?) der 400 Millionen Bewohner des himmlischen Reiches sich dermaßen an das Opiumrauchen gewöhnt hätten, ja dadurch gefährdet würden, daß ein Entziehen des Genußes binnen 8 bis 10 Tagen ihren Tod zur Folge haben würde. Manches in dieser Ausführung wagten wir jedoch zu bezweifeln.

Die Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit.

Von F. Kanitz.

II.

So hätten wir also in den „Küstenfunden“ den Beginn jener „neolithischen“ Periode der Steinzeit zu erblicken, deren Arbeiten durch eine merkwürdige technische Vollendung und oft bewunderungswürdig erschienen. Nachst den Messern aus Feuerstein erregen die Aerte, Keile und Geste unsere vorzügliche Beachtung; die schönsten und größten fand man in Dänemark. Nur äußerst selten sind aber die Stiele erhalten, in welche sie gefest oder die in ihrem künstlich mittelst eines Cylinders, etwas Sand und Wasser geböhrten Loch befestigt wurden. Die Verwendung dieser Geste zum Füllen der Stämme, zum Spalten der Knochen und für Kriegszwecke ist zweifellos. Man fand sie mit Bronze- waffen in den Gräbern der Hünfingler und noch heute dient ja der nordamerikanische Tomahawk nicht nur als Werkzeug sondern auch als Hand- und Wurf-Waffe. Es gab auch Stein- sägen, Meißel mit glattrandigen Wänden, Frieme und noch manche Geräthe für den Hirschfang, für den Kampf: Dolche, Speerspitzen, Schleudersteine und Pfeilspitzen. Letztere bald dreieckig, bald blattförmig, behackt, ausgehöhlt an der Basis und ausgezackt, auch oft mit einem Stiele zum Einschieben in den Schaft. Ihre Form wechselte je nach Bestimmung zur Jagd oder zum Kriege. Gewöhnlich beträgt ihre Länge 1 Zoll. Die Schabsteine und Abschrappeurwerkzeuge sind noch gegenwärtig bei den Esquimos und den kleinen, dreieckigen, höchst charakteristischen Steinbeilen der „Küstenfunde“, ganz ähnliche Aerte sind gleichfalls noch heute bei den Neuseeländern in Gebrauch. In Stielen für alle diese Werkzeuge wurden größtentheils Knochen und Thierhörner benutzt. Am beliebtesten, weil am häufigsten, waren jene des Hirsches. Die Knochen wurden auch zu Friemen und Nadeln, Pfeil- und Lanzenspitzen, Meißeln, Harpunen etc. verwendet und durchbohrt. Thierzähne wurden als Schmuck und Amulette getragen.

In neuester Zeit hat man auch in Asien alte Steinwerkzeuge gefunden. Es bestätigt dies nur die von den Archäologen bereits früher ausgesprochene Ansicht, daß das Menschengeschlecht auch an der ältesten sogenannten Culturwiege den Weg zur Civilisation mit Hilfe der Steinwerkzeuge begonnen habe und daß die Steinzeit einst, namentlich zu verschiedenen Zeiten, über die ganze Erde verbreitet war. Je mehr wir die über alle Welttheile verstreuten vorhistorischen Reste studiren, desto deutlicher tritt es hervor wie neben der Fauna zunächst der Stein die Wichtigkeit für den primitiven Menschen hatte. In Wohnung und Vertheiligung, Werkzeug und Schmuck, Acker und Ackerbau spielte der Stein die größte Rolle. Wenn nichts anderes so beweist dies abgesehen von den aus Dänemark und Schweden angeführten Zahlen, die ungeheure Menge „megalithischer Monumente und Grabhügel“ aus vorgeschichtlicher Zeit.

Von der englischen Küste bis Indien, in Sibirien wie in America und Afrika stößt man auf Tausende und aber Tausende kleiner und größerer „Tumuli“ (Grabhügel), welche die Ruhestätten der vorgeschichtlichen Geschlechter bergen. In dem vom Pfluge noch wenig durchwühlten Boden der Balkanländer fand ich deren selbst so viele, daß ich beim Eintreten derselben in die Karte oft der Menge wegen in Verlegenheit war. Es fordern sie durch ihren mächtigen Umfang unser Staunen heraus und neben ihnen treten na-

mentlich im europäischen Norden noch jene von gerühmter, vollem Dunkel umgebenen „Menhirs“ (Steinsetzungen), „Cromlechs“ (Steinkreise) und „Dolmen“ (Steintäfelchen) auf, welche mehr oder minder in enger Beziehung zum religiösen Cultus der Steinmenschen standen.

Dem kleinsten der „Tumuli“ scheint der gleiche Gedanke wie den vielbewunderten Riesenpyramiden Aegyptens zu Grunde zu liegen. Es bergen sie eine Art Steinliste zum Schutze der Gebeine oder eine sorgfältig ausgemauerte Gruft, in welcher der Leichnam unverbrennt, oder auch nur dessen Asche beisetzt wurde. Einen der größten Tumuli ließ wohl die trauernde Semiramis ihrem Gemahl aufbauen. Er soll 6000 Fuß im Umfang und 540 Fuß Höhe gehabt haben, so daß er weit hin sichtbar war. Ueber der Asche seines Freundes Patroclus ließ Achilles einen 100 Fuß hohen Hügel errichten und Alexander der Große ließ seinem Freunde Hephaestion zu Ehren einen Grabhügel aufschütten, der 3,325,000 Gubden kostete. Die dänische Sage erzählt wie Sigurd Ring im 8. Jahrhundert seinen Onkel König Harald Hildbrand sammt dessen Streithorn, Sattel, Kriegswagen und Waffen aller anwesenden Großen in einem Tumulus feierlich begrub. Ähnliche Beispiele, selbst aus näherer Zeit, giebt der Grabhügel der Königin Thyra und des Königs Gorm zu Jellinge in Dänemark aus dem Jahre 950 und ein noch näheres Beispiel in unserer nächsten Nähe giebt das zu Ehren Kosjulets aufgeführte Hügelmonument zu Krasna, wie ja auch schon früher künstliche Hügel zu Denkmälern der Erinnerung dienten. Der biblische Kaba errichtete zum Zeugnisse eines „Haus“ und auch die „Zehntaufend“ schütteten auf ihrem berühmten Kldzunge einen Hügel auf, als sie der See ansichtig wurden. In Schottland, Böhmen etc. giebt es auch „Hügelburgen“, deren einstige Bestimmung den Gegenstand heftiger Erörterungen bildet.

Ein „Cromlech“ oder Steinkreis besteht aus einem Ringe aufrechtstehender unbauener Steine. Es giebt deren von 100 bis 1200 Fuß im Umfange. Die Zahl der verwendeten Steine mag wohl eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Man fand mehrere, die aus 12 und 19, andere die aus 30 und 60 bestanden und der berühmte Kreis von Aubrey zählt 100 Steine. In Kleinasien, Arabien, Peru und Australien haben Reisende gleichfalls Steinkreise gefunden, die nur wenig von den englischen abweichen. In welche Zeit diese frühesten Vertheiligung menschlichen monumentalen Sinnes fällt, ist schwer bestimmbar. Schon in der Hiabe und Odyssee wird solcher Steinkreis bei feierlichen Versammlungen gedacht und ich selbst fand zu Kladrup in Westbulgarien einen solchen, der zu religiösem Zwecke diente. Nach Lubbocks Ansicht sind die englischen Cromlechs Grabmäler und nur theilweise Tempel gewesen, später mögen jedoch alle als solche gebräut haben. Im Allgemeinen pflegt man in England die megalithischen Monumente ohne jede weitere Begründung mit dem „Tumultcultus“ zu verbinden und nennt sie wohl deshalb auch „Tumultsteine“. Sicher ist nur, daß die Steinsetzungen einem weit zurückliegenden Zeitraum angehören; findet sich doch deren Bestimmung schon bei den griechischen Dichtern mit Dunkel umhüllt.

Der größte aller englischen Cromlechs ist der sogenannte „Tempel von Aubrey“ in Wiltshire. Er überragte nach Aubrey's Meinung den vielemanneten „Stonehenge“ wie ein Dom eine Dorfskirche; denn in seiner Vollständigkeit umschloß er erst 28½ Morgen mit Graben und Wall und innerhalb dieser Circumvallation befanden sich zwei doppelreihige Steinreife. An den Außengrenzen schlossen sich zwei riesige Steinalleen, welche aus S.-D. und S.-W. zum Tempel führten, und südlich von diesem erhob sich der „Siburyhill“, der größte 170 Fuß hohe künstliche Hügel Englands. Dort an dem „Sibury“ führt eine Römerstraße vorüber. Diese verleitete Ferguson ihn für römisch zu erklären. Lubbock datirt ihn mit Flautford, Tyndall und Anderen aber viel weiter zurück, bezweifelt jedoch, daß er, wie Stukeley genau anzugeben weiß (!), im Jahre 1859 v. Chr. errichtet wurde. Er versteht Aubrey's Cromlech an den Schluß der Steinzeit, den gleichberühmten Stonehenge aber an den Beginn der Bronzezeit und hält beide für Tempel.

Die Steinreife dienten jedoch unbekweifelnd als Begräbnisstätten, denn in ihrer Mitte werden sehr oft „Dolmen“ gefunden. Es sind diese bekanntlich Steine, welche horizontal auf senkrechten Steinen ruhen, manchmal einen „Tischstein“ oder eine Art von Steinarg bilden. Die „Dolmen“ sind weit verbreitet. Während aber die Steine des erwahten großen „Stonehenge“ (hängende Steine) nur grob behauen sind und nur selten mit primitiven Nachahmungen von Harnkraut, Ärgern, Schellen oder schneckenförmigen Einritzungen geziert sind, zeigen die indischen Dolmen eine sehr kunstvolle Bearbeitung und später sogar eine prächtige Ornamentik. Aber unfern von ihnen im Hügellande erheben sich andere, welche von den dort siedelnden Stämmen noch heute geschaffen werden und welche in ihrer Einfachheit den nordeuropäischen vollkommen gleichen.

Die „Dolmengräber“ wurden größtentheils mit Hügeln überdeckt. Die skandinavischen Tumuli haben oft einen aus großen Steinen erbauten Eingang, welcher in eine große Kammer führt, in der an den Wänden die Skelette in stehender Stellung mit ihrem Schut und Waffen liegen. Diese Gräberform hat mit den Winterwohnungen der Polarvölker, der Eskimos, Grönländer, Tschuktschen und Lappen, die größte Ähnlichkeit und manchmal hat man ihre verlassenen mit Asche und Topfscherben erfüllten Baue für „Wandergräber“ irrig gehalten. Professor Nilson sieht sie auch wirklich für eine Copie der letzteren an. Ähnlich diesen Gräbern sind die sogenannten „Fichtenhäuser“ Englands, die aus einer Reihe großer Kammern unter Hügeln bestehen. In dieser Art von Gräbern findet man die Toten unberaubt und keine Spur von Metall, weshalb sie der Steinzeit zugeschrieben werden. Zu Watton in Derbyshire saßen in einem dergleichen Grabe 13 Personen in hockender Stellung und Feuersteingeräthe lagen neben ihnen.

Merkwürdiger Weise ergab die Untersuchung 67 länglicher Grabhügel beinahe durchschnittlich dolichocephale (Langköpfe) und 70 runder Hügel größtentheils brachycephale, d. i. Rundköpfe. Dr. Thurnam wollte daraus schließen, daß die Langköpfe und Köpfe der neolithischen Epoche, die Rundköpfe und ihre Menschen aber der Bronzezeit angehören (!). Ganz im Gegenthat hat jedoch Burrows bei Schöden aus dänischen Grabhügeln der Steinzeit vorherrschend orthocephale und brachycephale und in solchen aus der Metallzeit mehr dolichocephale gefunden. Derartige Schlüsse sind also immer nur mit äußerster Vorsicht zu ziehen. Wies doch Herr Vogt nach, daß selbst die Schädel eines und desselben Grabes im Verlaufe zum Längsverhältnisse oft sehr beträchtlich schwanken!

Gestützt auf die in einigen „Wandergräbern“ gefundenen Gegenstände wollten neuer einige Archäologen behaupten, daß die alten Britonen an eine Fortbauer der Seele und ein körperliches Weiterleben nach dem Tode geglaubt hätten. Auf Grundlage sehr genau gearbeiteter Fundtabellen von 254 Gräbern glaubt Lubbock diese entseiden bestritten zu müssen. Von diesen 254 Gräbern zeigten nur 135 überhaupt einige Geräthschaften und in nur 35 fand man Tongefäße, welche Speise oder Trank enthalten haben können. Die den Bestatteten mitgegebenen Gegenstände scheinen nur ein Beweis persönlicher Pietät für dieselben gewesen zu sein. Ja oft findet man nur kleine Nachbildungen, welche die wirklichen Waffen ersetzen mußten, und auch heute wird den zum Schwerttragen in Japan berechtigten Personen oft nur ein Schwertmodell in das Grab mitgegeben.

Wir dürfen annehmen, daß die Tumuli den verschiedenen Zeiten angehören. Sie nach ihrer zufälligen Augengestalt, nach Umfang, Höhe, Lage auf Höhen oder in der Ebene classificiren zu wollen, halte ich für genau so zwecklos, als wollte man die Eichenbäume einer Landchaft nach derartig rein äußerlichen und ich glaube auch zufälligen Momenten in schematische Tabellen bringen. Ich hoffe, daß ein künftig im Dienste gemachter derartiger gewiß sehr wohlgeheimer aber ganz unnützer Versuch seine weitere Nachahmung finden werde. Anders verhält es sich mit dem Inhalte der Tumuli. Haben wir gesehen, daß selbst die sorgfältigsten Untersuchungen allzuweit gehende Folgerungen ausschließen, so kann man doch mit Sicherheit bereits behaupten, daß Tumuli aus paläolithischer Zeit bis heute nicht gefunden worden sind und man darf die Tumuli Nord- und Westeuropas im Allgemeinen der neolithischen Epoche zuschreiben. Nach dänischen Forschern scheiden sie sich scharf von den Tumuli der Bronzezeit; denn jene der Steinzeit umgeben gewöhnlich mächtige Steinreife, sie hatten Steinlammern, ihre Toten saßen in hockender Stellung mit bis zum Kinn angezogenen Knieen, mit über die Brust gehaltenen Armen und hatten nur Stein-, Knochen- und Versteingeräth und Schut neben sich. Die Tumuli der Bronze umgab aber selten nur ein unbedeutender Steinring, sie enthielten keine Steinlammern, sondern nur eine Steiusfite und ihre Leichen wurden, verbrannt zu Asche, in Thonkrügen mit Metallgeräth bestattet.

Man hat aber später oft Bronze mit Steinobjecten in einem und demselben Hügel gefunden, ist deshalb von dieser strengen Trennung der dänischen Alterthumsforscher zurückgekommen und wird wohl auch ferner, von allem generellen Ethnographien abgesehen, den Inhalt jedes einzelnen Tumulus genau analysiren müssen, um dessen Alter annäherungsweise zu bestimmen. Die Thongefäße allein find aber hierzu nicht ausreichend. Selbst jene der Bronzezeit sind roh, mit der Hand geformt und unterscheiden sich wenig auch bezüglich der Verzierung von jenen des Steinalters und oft findet man, wie in der berühmten Königsmaula zu Reris, neben dem prachtvollen figurengezierten Goldschut, der wahrscheinlich aus Griechenland importirt wurde, die rohesten Obsidiangeräthe!

Sir John Lubbock kommt, trotz des heute noch so unsicheren Standes vorhistorischer Forschung, zu dem Schlusse, daß im Allgemeinen die Gräber mit hockenden Leichenmannen des Steinalters, jene mit verbrannten der Bronzezeit und die mit ausgestreckten Skeletten der Eisenzeit zuzurechnen seien. Oft dürfte jedoch der Fall vorkommen, daß die Grabstätte und der Bestattete verschiedenen Zeitepochen angehören, da es bis zur Zeit Karl des Großen häufig geschah, daß Tode in alten Grabkammern beigesetzt wurden, oder daß Bestattete aus zwei getrennten

Altren über einander ruhen, wobei, wie dies schon Freiherr v. Saden nachwies, die untere Schicht Stein- und die obere Metallwerkzeuge enthielt.

Wie erwähnt, fällt es schwer, das Alter der in den Grabhügeln gefundenen Tongefäße zu bestimmen. Man findet sehr vollendete neben den denkbar einfachsten in derselben Grabstätte. Bateman, der eifrige Erforscher der englischen Tumuli, classificirt die in diesen gefundenen keramischen Gefäße in Urnen, Räucher-, Trinkschalen und Geräthe. Das Material aller besteht gewöhnlich aus Ton mit Sand und Kies gemengt und selten zeigen sie einen Porphyr oder Augit. Sie sind aus freier Hand geformt, haben einen theils überstehenden Rand und erhielten durch die Einpressung gedrehter Spinnröhre oder von Stöcken im feuchten Zustande, ferner durch die Einwirkung von Linien und Kerben mit dem Fingernagel oder Obidian x. oft einen sehr zierlichen linearen Ornamentenschnitt. Am reichsten waren die Trinkschäle gegliedert. Die Urnen erreichten eine Höhe bis 16 Zoll und bedeckten entweder kurzartig die Gebeine des Todten oder enthielten aufrechtstehend dessen Asche.

Von Thierknochen bergen die Tumuli nur solche von noch lebenden, aber keine von ausgestorbenen Arten. Auch das Renithier fehlt, hingegen finden sich Reste von Hirsch und Schaf und letzterer scheint mindestens in der Schweiz nach den Untersuchungen Küttinger's, Trojan's und Anderer schon in der Steinzeit neben dem Hunde, Schweine, Schafe x. Hausthier gewesen zu sein. Selten sind die Spuren vom Pferde und im Norden vermochte man die Verbreitung der Hausthiere in der neolithischen Epoche noch nicht festzustellen. Die Opferung von Thieren und Menschen — wahrscheinlich der Frauen und Sklaven der Versuchenen — sowie auch die Kinderopferung wird von Bateman, Lubbock und Anderen bestimmt angenommen; doch ist die sociale Stellung der beiden Geschlechter zu einander, dann jene des Kindes zur Mutter noch wenig befriedigend aufgeklärt. Lubbock empfiehlt die rasche Untersuchung der noch unberührten vorchristlichen Hügelgräber, da der Nüchternkeitstrieb unserer Zeit sie bald, ähnlich dem großartigsten megalithischen Monumente Englands zu Avebury, in Verfall haben dürfte.

Aus allen Erdtheilen.

Die deutsche Expedition in der Libyischen Wüste.

Nach den Erfahrungen, welche Gerhard Rohlfs und seine Begleiter im Laufe des Monats Februar auf ihrem Zuge im Sandmeere gemacht haben, wird begreiflich, weshalb die Region, bis in welche sie vordrangen, „herrenlos“ geblieben ist und so gut wie unbekannt. Karawanen kommen nicht hindurch; die Oasen Kufarah und Sersurah konnten nicht erreicht werden und sind wahrscheinlich gar nicht vorhanden. Die Reisenden mußten umkehren; sie haben in der dritten Woche des Februars Simah erreicht, von wo Dr. Karl Jittell am 24. Februar seinen letzten Brief an die „Allgemeine Zeitung“ gerichtet hat. Derselbe giebt ein so klares und anschauliches Bild, daß wir die Schilderungen unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Man sieht, daß an so unbefriedigenden Hindernissen und Schwierigkeiten die Expedition scheitern mußte. Wir lesen jedoch die Rohlfs, daß G. Rohlfs bereits am 13. April in Kgypten angelangt sei. Dr. Jittell schreibt:

Unmittelbar westlich an den Rit-Casen beginnt auf den geographischen Karten ein großer weicher bis nach Jeddah reichender Hied. Er umfaßt ein Gebiet größer als Deutschland, und wird im Osten und Norden von den zwei ältesten Kulturländern Afrika, von Kgypten und der Syrienhalbinsel, begrenzt. Dennoch hat sicherlich nie ein Mensch dieses Land in der Richtung von Ost nach West durchzogen, es ist herrenlos seit den ältesten Zeiten und wird auch herrenlos bleiben so lange die heiligen geologischen und meteorologischen Verhältnisse allen lebenden Wesen den Aufenthalt dafelbst zur Unmöglichkeit machen. Wir fanden es in hohem Grade befremdlich, daß weder in Jeddah noch in Dageh die geringste Auskunft über die große Libyische Wüste zu erlangen war. Niemand hatte sich auch nur auf einige Tagereisen vorgewagt, sein Weg konnte uns angedeutet werden, und nur einzelne Fabeln von entlaufenen Kameelen, welche vor Jahrzehnten aus dem Westen gekommen seien, von aufsteigendem Rauch oder fernem Palmenwäldern, welche süßhe Wälder vor Zeiten gesehen haben wollten, wurden uns auf unsere eindringlichen Erkundigungen antwortet. Als einziger fester Punkt in diesem Gebiete war widersprechenden Erzählungen tauchte immer wieder der Name Kufarah auf — eine große Oase, die weit, weit im Westen gelegen sei.

Auch über Sersurah hofften wir anfänglich etwas Genaueres erfahren zu können; unsere arabischen Begleiter aus dem Rithal schienen eine Oase dieses Namens zu kennen und bezeichneten bald diese bald jene Richtung, um dahin zu gelangen. Je weiter wir aber nach Westen vordrangen, desto unbestimmter wurden die Angaben, und jezt, nachdem wir einen Theil des herrenlosen Landes durchwandert haben, müssen wir die Erzählung einer weiteren Oase im östlichen Theil der Libyischen Wüste für überaus unwahrscheinlich halten.

Unsere Expedition hatte sich die Erkundung der an Kgypten angrenzenden unbekannten Wüstenstriche als Hauptaufgabe gestellt. Bis zu den Rit-Casen war Alles treulich von uns gegangen, allein von hier an schienen fast unüberwindliche Hindernisse jedem weiteren Vorgehen im Wege zu stehen. Keiner der Rit-Traber wollte sein kostbares Leben oder seine Kammele selbst gegen hohe Bezahlung aus der Wüste legen, auch in Dageh ließen sich keine brauchbaren Leute aufspüren, und so waren wir schließlich auf unsere wenigen europäischen und nubischen Diener und unsere eigenen Kameele angewiesen. Die Beschaffung von 15 weiteren Kameelen nebst dem erforderlichen Futter verursachte in Dageh eine Verzögerung von mehreren Tagen, so daß Professor Jordan erst am 16. Januar mit einer Karawane aufbrechen konnte, um drei Tagereisen westlich von Dageh das erste Wasserdepot anzulegen. Am 22. Januar ward eine zweite Karawane ausgesandt, die unter meiner Führung vorging. Sorgfältig mußte während dieses Marsches auf die hinterlassenen Wegzeichen des Vorgängers geachtet werden; wo der Wind die Fußspuren verwischt hatte, schätzten ausgelegte Steinhaufen oder Palmblüthe vor dem Weichen in der phantastischen Wüste, das entweder gänzlich Verloren oder unerwartet in die Nähe nach Dageh zur Folge gehabt hätte. Das gelegentliche Verlieren und Wiederauffinden der Wegzeichen gehört unftreitig zu den unangenehmsten Erinnerungen meines einjamen Wüstenmarsches.

Nach der Vereinigung mit Jordan gingen wir zulammen abermals drei Tagemärsche westwärts, bis uns eine unübersehbare Reihe hoher Dünenketten Halt gebot. Hier wurde das zweite Depot errichtet und die Wankunft Rohlfs erwartet. Ein unerwartetes Elend Wüfte lag zwischen unserer Einsiedel und Dageh. Hatte uns früher die Hochebene vom Rit nach Jeddah durch den Reiz der Neuheit und durch ihre

viel größere Mannichfaltigkeit geseht, ja bot nun das langam anstehende felsige Sandsteinplateau äußerst wenig Anziehendes. Während der ersten Marschtage hatte die Wüste noch ihren gewöhnlichen Charakter bewahrt, ebene Strecken wechselten mit hügeligen Zugengewirren, schmalen Dünenzügen und vereinzelten, von spärlicher Vegetation bedeckten Streifen. Mit dem braunen Quarzgerölle aber hörte jede Spur von Pflanzenwuchs auf, und wenn auch juxta den Schichten vorstehenden Eisenrytzen mit dem Sandstein wechselten, die in einer jugendlichen Gegend fast unerschöpfbaren Werth darbieten, so haben sie hier lediglich für den Geologen Interesse, denn Niemandem wird es je einfallen, diese an der Oberfläche liegenden Schätze nur auszuheben, geschweige denn auszubenten.

Bei 25° 11' nördlicher Breite und 45° 20' östlicher Länge von Herat verwandelt sich die libysche Wüste in ein einziges undurchdringliches Sandmeer. So weit das Auge reicht, folgt Dünenkette auf Dünenkette, alle entweder von Nord nach Süd oder von Nord-Nordwest nach Süd-Südost streichend; die Zwischenräume sind ausgefüllt mit Sand und gleichfalls mit niedrigen Hügelreihen bedeckt. Wie ein plötzlich erhärteter, vom Sturm aufgewegtes Meer liegt diese Sandmasse vor dem Beschauer, scheinbar fest und doch beweglich. Wenn der Wind auf dem Dünenkamm einen Schlier keinen Sandes aufwirbelt und jeden scharfen Strich vermischt, dann machen diese lichtgelben juxta den 100 Meter hohen Gebirgshügel einen bedrückenden, fast geisterhaften Eindruck. Man hat das Gefühl, die ganze Sandmasse sei in Bewegung, um sich auf Finen zu wälzen, und alle Erdentgeschickungen vom Samum aus der Kinderstube drängen sich unwillkürlich auf.

Wir sollten ihn übrigens bald kennen lernen, diesen Giftwin, dessen Gefährlichkeit zwar vielfach übertrieben wird, der aber sicherlich zu den schlimmsten Plagen des Wüstenreisenden gehört. Nach einem herrlichen wolkenlosen Tage bemerkten wir — es war auf unserer Wüstenreise — nach Sonnenuntergang einen allmählich aufsteigenden schalen Dunst in der Luft und gleichzeitig einen auffallend niedrigen Barometerstand. Gegen Mitternacht verständigte ein fernes Brausen das Herannahen des Sturmes; unsere Zelte wurden bei jedem Windstoß mit Sand beworfen und die Stangen selbst hin- und hergerüttelt. Den folgenden Tag loschte der Wind immer heftiger, die ganze Luft war mit wirbelndem Sand erfüllt, gegen dessen schmerzlichen Anprall Gesicht und Hände sorgfältig geschützt werden mußten; die Zelte ließen sich nicht mehr halten, wir schlugen sie ab, errichteten aus Ästen eine kleine Hütte und breiteten darüber eine Decke von Segeltuch. In diesem unbehaglichen Versteck mußten wir 15 Stunden zubringen, bis der Sturm ausgedehnt hatte und wir uns aus unserm tief zugeschüttelten Lager herauszuschleichen und von dem überall eingebrachten feinen Sande reinigen konnten.

Zwei Tage nach diesem Sturme trat am 2. und 3. Februar ein für die hiesige Gegend höchst bemerkenswerthes meteorologisches Ereignis ein, das in Europa freilich kaum der Erwähnung werth gehalten würde. Es bestand dies in einem sehr ergiebigen, 48 Stunden dauernden Regenfall, der uns sehr eindruckend den Beweis lieferte, daß die libysche Wüste nicht zu den absolut trockensten Regionen gehört.

Nach Koxh's Anrath, welcher uns reichliche Vorräthe und 15 frische Kamele brachte, mußte zunächst über die weiteren Pläne der Expedition berathen werden. Daß einem gerathigen Vorgehen gegen Westen, wie es ursprünglich beabsichtigt gewesen, schon jetzt ein unbedenkbares Hemmnis entgegenstand, hatte uns leider die Recognoscierung des vor uns liegenden Sandmeeres mit unerschöpflicher Evidenz gezeigt. Nach unseren bisherigen Erfahrungen wären auch die besten Kamele zu uns ausgelegtem Ueberfließen von Dünenketten in wenigen Tagen zu Grunde gegangen. Wer eine Karawane langsam und mühselig die steile Föhnwind einer Düne erklimmen gesehen hat, wo bald wieder bald jenes Kameel, durch seine Last aus dem Gleichgewicht gebracht, entweder niederfällt oder sich seiner Ladung entleert und dann mit großem Seiderfluß von Ruem bedeckt

werden muß; wer beobachtet hat wie sich die armen Thiere, auf dem andern Gehänge süßlich im Sande verfinnen, langsam durcharbeiten, kann nur mit einer unangenehmen Empfindung diese eigenkümlichen Gebilde der Wüste betrachten. Ist das Kameel seinem ganzen Bau noch für die Ebene eingerichtet, so lassen sich dennoch einschneidende Gehirge bei sorgfältiger Auswahl der Pässe mit Karawanen übersteigen; wichtiger die Dünenmärsche dagegen bringen dem Wüstenreisenden fast sicheres Verderben.

Unsere Vorräthe an Wasser und Lebensmitteln reichten für zwanzig Tage, weiterer Nachschub wurde erwartet, da indeß der Termin des Eintreffens der angelagten Karawane bereits verstrichen war. So beschloßen wir, ohne weiteres Abgeln in nordwestlicher Richtung vorzugehen, um entweder einen nach Westen führenden Weg zu erkunden oder die Oase Siwah zu erreichen. Wir durften uns nicht verheßen, daß die Ausföhrung der letzten Abzähl nur bei günstigen Terrainverhältnissen zu ermöglichen war, aber im schlimmsten Falle hand es der Rückzug nach einer der Hil-Casen immer offen.

Am 6. Februar traten wir unsern March an; sätlich wurden etwa zwei bis drei Dünenketten in sehr tiefem Winkel überfliegen, was sich gerade ein günstiger Liegenzug darbot; in den sandigen Längsthälern fanden unsere Kamele ja trefflichen Weg, daß wir jeden Tag ungefähr 36 bis 40 Kilometer in 9½ Stunden zurücklegen konnten. Unser tageshäftiger March durch das große libysche Sandmeer gehörte sicherlich zu den eigenkümlichen Reiseleistungen, und war überhaupt nur durch unsere eifrigen Wassertrichter möglich, in welchen sich das Wasser ganz ausgiebig erhielt. Während der drei ersten Tage lauchte hin und wieder noch festes Gestein aus dem Sande hervor; wir überfliegen eine Hügelkette, die fast ganz aus Versteinerungen zusammengesetzt war und die erste bis jetzt in der libyschen Wüste nachgewiesene Ammonitenart barg. Dann aber verflüchtete sich der Sand alles ansehender Gestein, und so weit das Auge reichte fiel der Blick nur auf das weisse Meer blendenden Sandes. Nach sechs Tagemärschen mußten wir unsern Karawen 24 Stunden Ruhe gönnen, zugleich konnten wir ihnen zur Wiederbelebung ihrer Kräfte vier Risten von unserm reichen Wasservertheil ophern. Dann ging es von Ruem Tanglaman, aber stetigen Schrittes voran, jeder Tag brachte uns der Erholung aus diesem trostlosen Sandmeer näher. Wenn uns nach neun bis zehnständigem March, von welchem fast zwei Dritttheile von uns zu Fuß zurückgelegt wurden, die Abendmahlzeit im Zelte vereinigte, so gehörte der Anblick der Petermann'schen Karte, in die Professor Jordan abgabenmäßig die in der Dämmerung gemessene Breite eintrug, zu den erfreulichsten Momenten.

Unsere Wüstenreise besaß die größte Nothwendigkeit mit einer Fahrt auf offener See; wie dort der Capitän hauptsächlich nach Log und Peilung führt, so wurde unsere Karawane mittelst Compasses geführt und die zurückgelegte Strecke theils nach Kompassstunden, theils nach den astronomischen Ortsbestimmungen Jordan's contrastirt. Am vierzehnten Tage hielten wir uns der Breite von Siwah genähert, unsere Vorräthe neigten sich an und unsere drei Kraber, die sich Koxh's blindlings anvertraut hatten, nachdem sie in Dageh die zwischen dem Depots hin- und hergehenden Karawanen gesehen hatten, begannen ängstlich zu werden. Auch wir spürten sorgsam nach allen Seiten, denn bei der Ungehörigkeit aller astronomischen Längenbestimmungen konnten wir wohl eine Legerette zu weit westlich oder östlich gerathen sein, und in diesem Falle hätte uns möglicherweise erst eine lange Treisfahrt nach Siwah gelüßt.

Ein jubelnder Ruf von Koxh's verständigte uns den Fund eines Wegzeigers, dem bald weitere folgten; wir fanden Kameelspuren und laßen nach kurzer Rist auf eine große Karawanenstraße, die uns, wie aus ihrer Richtung zu schließen war, nach Siwah bringen mußte. Nach lag ein breites Süd verworrenen Dünen vor uns, einzelne felsige Hügelköpfe ragten vertheilungsvoll aus dem Sande hervor. Der äußerste dieser Hügel wurde

bestiegen und zu unserer unglücklichen Freude lag die Cade nur auf wenige Stunden vor uns. Da klangen wir nun hinab auf die tiefblauen Seen unmittelbar zu unseren Füßen, dann schweiften der Wind über den langgestreckten Felsrand, um darauf an einem fast unübersehbaren Vulkanhain zu haften, aus welchem die beiden hochgelegenen Eisdünen Kähmeri und Sinach wie hohe Berge hervorstiegen.

Am 20. Februar zogen wir ein in die berühmte Cade des Jupiter Ammon; am Sonnenquell tranken wir unsere jetzt verschmachteten Kamele; wir betreten den zerfallenen mit Hieroglyphen geschmückten Tempel, wo sich einst Alexander der Große von den ammanischen Priestern als Gottessohn hatte begrüßen lassen. Die schöne der Wälder, den Hain mit nunmehr erreicht, wir schweigten im Anblick des salzigen Urins, des klaren Wassers, wir betrachteten die romantischen, coelestischen Anseidelungen der Einsamkeit, deren Schicksal uns in festerlichem Zuge entgegenkamen, aber anjenseits als alles dies war der Hauch historischer Erinnerung, welcher diese einsame eckelwürdige Cade durchweht. Die Stätte gesehen zu haben, welche der größte Held des classischen Alterthums durch seinen Besuch mit unvergleichbarem Ruhm umgeben hat, war reicher Lohn selbst für einen schuldverschuldigten Aufenthalt in dem trostlosen östlichen Sandmeer.

Aus dem Kaiserreich Brasilien.

Am Schluß des Jahres 1873 hatte Brasilien eine sundirte Schuld von 421,429,926 Milreis (im Durchschnitt zu 2½ Mark gerechnet), wovon 15,035,300 Pl. St. (zu 26½ Pence) auf die ausländische Schuld entfielen. Das im Umlauf befindliche Staatspapiergeld betrug außerdem 150,000,000 Milreis und dazu kamen noch 31,920,000 Milreis Noten der brasilianischen Bank.

Es waren im Reiche 1053 Kilometer Bahnen im Betrieb, 1770 Kilometer im Bau begriffen, 1594 Kilometer in Vermessung und fast nicht weniger als 72 projectirte Linien war die Gesellschaft ertheilt worden. Dazu kamen noch Linien, welche die Regierung vermietet und die, falls sie ausgeführt werden, von großer Wichtigkeit werden müssen, da sie das Rückenland mit dem Innern und den Flußäulen des letzteren verbinden, so z. B. die Linien von San Francisco bis an den Tocantins; die aus der Provinz San Paulo und jene aus der Provinz Parana beide nach der Provinz Mato Grosso; ferner jene von Porto Alegre nach Uruguay.

Die nachstehenden Zahlen tiefen den Beweis, wie der Handelsverkehr des Hafens von Rio de Janeiro angewachsen ist. Im Jahre 1869 betrug die

Einfuhr 86,334,704 Milreis, Ausfuhr 87,143,574 Milreis.

61,335,903	67,256,740
74,847,090	77,043,532
77,081,302	80,520,291
80,017,000	94,219,776

Das sind die im Zollhaufe declarirten Waarenwerthe; die Einnahmen desselben hellen sich 1869 auf 26,009,999 Milreis und 1873 auf 29,627,214.

Der „Kaffeehain“ Santos in der Provinz San Paulo hat im Jahre 1873 schon 500,757 Ead Kaffee und 151,742 Ballen Baumwolle, im Gesamtwerthe von 24,102,081 Milreis exportirt. Das metrische System ist nun im ganzen Kaiserreiche eingeführt worden; in Bezug auf Kaffee und Baumwolle hat der Handelsstand in Rio wie in Santos die Gewichtseinheit auf 10 Kilogramm angenommen. Ein Ead Kaffee enthält 100 Kilogramm.

Inhalt: Zustände an der afrikanischen Westküste. I. (Mit drei Abbildungen). — Aus B. Ketter Venzinger's Schilderungen vom Amazonas und am Madeira. — Am abern Brahmaputra. — Die Tentmündung aus vorgeleglicher Zeit. Von B. Ketter. II. — Aus allen Erdtheilen: Die deutsche Expedition in der östlichen Wüste. — Aus dem Kaiserreich Brasilien. — Vergleichendes. — (Schluß der Reaction 24. April)

Herausgegeben von Karl Antree in Dresden. — Für die Reaction verantwortlich: G. Wiegand in Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Wiegand und Sohn in Braunschweig.

Im „Globus“ ist mehrfach erwähnt worden, daß in verschiedenen weit von einander entfernten Gegenden der sehr rasch wachsende aufrechte Eucalyptus globulus angepflanzt wird und gedeiht, z. B. in Californien und Algerien. Jetzt lesen wir, daß auf Befehl des brasilianischen Marineministers eine Commission thätig ist, um zu untersuchen, ob die große Insel Marajo sich zur Anpflanzung jenes Baumes eigne. Marajo liegt genau unter dem Aequator. Man schreibt jenem Eucalyptus die Eigenschaft zu, daß er Stämme austrockne und die aus denselben aufsteigenden Dämpfe neutralisire. Wenn der Bericht günstig ausfällt, soll ein beträchtlicher Theil des großen Eilandbes mit dergleichen Bäumen bepflanzt werden. Wir unternommen haben, um das Ergebnis, da Marajo ein heissereiches Klima und nassem Boden hat, der Eucalyptus in seiner aufrechten Heimalth jedoch auf trockenem Boden so rasch wächst, den er auch in Algerien und Californien findet, aber jedenfalls ist ein Versuch der Rührer werth.

Nachdem die in Bezug auf Einwanderung immer noch in der Irre umherirrende brasilianische Regierung mit Panter-Romdies und erdulden, unverrückten Engländern, die ihr alle schwere Lasten verursacht haben, bittere Erfahrungen gemacht, will sie nun Belgier und Italiener colonienweis anwerben. Die Italiener aus der Lombardi sollen eine „Raffinerie“ herstellen, und „das ganze Coloniatystem soll in ein neues Stadium treten.“

Wir finden diese letztere Notiz in der „Allgemeinen Deutschen Zeitung“, welche seit Anfang des Jahres 1874 in Rio de Janeiro erscheint und für deren Zubereitung wir hienmit besten Dank sagen. In Petropolis wird, wenn wir nicht irren, die „Germania“ herausgegeben; in Porto Alegre in der Provinz Rio grande do Sul führt die „Deutsche Zeitung“ moderat, unter Leitung des Herrn Karl von Rostky, die Interessen der Deutschen nachdrücklich zu vertreten, und das in San Leopoldo von Zeitungen herausgegebene „Vollblatt“ energisch zu bekämpfen. Früher lebten in den Colonien jener Provinz die katolischen und protestantischen Deutschen im besten Einvernehmen; seitdem die Zeitungen dorthin gekommen sind, hat es, wie überall, zu den schwarzen Antisanktionen der Hierarchie ihr unheilvolles Treiben begonnen, mit Ruhe und Frieden ein Ende. — (In Bezug auf die freundliche Zusage der „Deutschen Zeitung“ möchten wir bitten, uns dieselbe nicht durch französische Tämper zu übermitteln; das im Postwesen so weit zurückgebliebene Frankreich schickt allemal ein hohes Extraportio an.)

Die deutschen Anwohner haben angefangen, sich des Tabaksbaues zu heiligen. Die Colonie Santa Cruz hat 1873 etwa 70,000 Arroben Tabak ausgeführt, im Werthe von ungefähr 885,000 Milreis.

Die Provinz Rio de Janeiro hat 346,974 Sklaven zu Ende des Jahres 1873; auf die Hauptstadt entfielen 47,260.

* * *

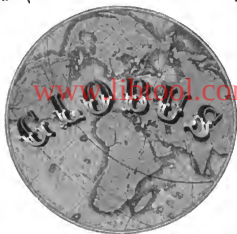
— Die Einwanderung nach Argentinien hat 1873 sich auf die größte Ziffer von 76,332 gestellt. Davon kamen aus Europa direct nach Buenos Ayres 48,382 und 27,950 via Montevideo. Buenos Ayres wird überhaupt als Klein-Italien bezeichnet.

— Die deutschen Bierbrauer in Oregon betreiben ihr Geschäft sehr thätig und finden guten Abzug. Im Jahre 1873 haben sie 243,000 Faß Lagerbier verkauft!

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.

Nr. 21.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3ⁿ

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Tlir. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Zustände an der afrikanischen Westküste.

II.

Eingeborene Völker an der Sierra-Leone-Küste. — Die Timnis, ihr Geheimbund Purah; Fehden und Schiedsrichter. — Mohammedanische Konventualisten. — Rumbo Dschumbo. — Fetischpriester. — Verehrung der bösen Geister. — Familienverhältnisse; die Frauen. — Das Volk der Sulus. — Verbreitung des Mohammedanismus und seine Einwirkungen auf die Regier. — Thätigkeit der Marabuts. — Wandingos. — Fulu. — Cape Mount.

Der Grund und Boden von Sierra Leone gehörte den Timnis (Timmamis), welchen die Engländer eine Landstrecke abgekauft haben. Das Gebiet dieser Neger, von welchem die „Colonie“ auf allen Seiten umgeben ist, hat vier Häuptlinge, welche sich gern Könige nennen lassen. Gleich anderen Stämmen haben sie ihre alte Heimath im Binnenlande gehabt und sind dann nach der Küste vorgezogen, wo sie die Bulloms oder Bullamas vertrieben; jetzt werden sie ihrerseits von den Wandingos in die Enge gebracht und es ist wahrscheinlich, daß sie im Fortgange der Zeit diesen unterthan werden oder völlig weichen müssen. Sie sind ganz und gar urafrikanische Barbaren geblieben, doch haben sie etwas Ackerbau, halten Viehherden, aber am liebsten treiben sie Hanfhandel; man sieht in Freetown stets eine Anzahl derselben. Sie sind Fetischanbeter, haben böse Geister und Geheimbünde gehen bei ihnen sehr im Schwange.

Eine der einflußreichsten dieser Verbindungen ist als Purah bekannt; derselbe hat verschiedene Grade und wird von den Europäern als eine Art Mauterei bezeichnet. Er ist ursprünglich eine religiöse Einrichtung und zugleich eine Art von Besime; jeder Mann, welcher das dreißigste Jahr zurückgelegt hat, kann Mitglied werden, nachdem er die Probezeit bestanden hat. Dann gehört er zu den „zwei Mal Ge-

borenen“ und muß unverbrüchliches Schweigen über alle Geheimnisse der Verbindung beobachten; Frauen sind ausgeschlossen. Der Purah überwacht und schützt die heiligen Stätten; die heiligen Bäume und Wälder stehen unter seiner Obhut und vor seinem geheimen Gerichte fürchtet sich Jedermann. Er hat gewisse Stiche- und Erkennungswörter und hält geheime Zusammenkünfte. Ein Mitglied erkennt man an einer besondern Art der Tätowirung, welche auf dem Fleische eine doppelte Schnur um den Leib dergestalt bildet, daß die beiden Enden derselben nach oben hin auf der Magenöhle sich mit einander vereinigen.

Wenn eine Fehde allzu verderblich geworden ist, wird ein Häuptling aufgefordert, das Vermittleramt zu übernehmen; derselbe erklärt sich dann zum Schiedsrichter, hat aber thatsächlich die Rolle eines Dictators. Falls die streitenden Parteien seinem Ausspruche nicht folgen wollen oder den von ihm anbefohlenen Waffenstillstand brechen, erklärt er, daß nun Purah sei, und dann darf kein Blut vergossen werden. Angenommen, es werde der Purah verlegt. Dann fallen zwanzig oder dreißig verummte Männer über das betreffende Dorf her und machen jeden Mann nieder, welchen sie außerhalb seiner Hütte finden.

Auch die Frauen haben ihren Geheimbund, der jedoch



Zimmert-Brosen.

Wandings, Wandbats.

Krieger der Wandbingsos.

unter Ueberwachung der Heischmänner steht. Derselbe hat eine Art von Kistern, in welche die Novizen eintreten, wenn sie etwa sieben oder acht Jahr alt sind und wo sie bis zur Mannbarkeit bleiben, nachdem sie sich einer gewissen Art von Circumcision unterworfen haben. Jede Novize muß als Eintrittsgeld einen Elauen oder dessen Werth zahlen. Die mohammedanischen Wandingos treiben mit dem Klosterleben eine Art von Kunst, welche die heidnischen Timnis nicht kennen. Ihr Mädchenloos in Mafardo z. B. wird sehr sorgfältig gehalten; die Nonnen zeigen sich an gewissen Fest- und Feiertagen im Publicum; sie sind angeputzt mit schönen Gewändern und tragen einen Turban; vor der versammelten Menge machen sie allerlei Stellungen, die eine geschmackvolle Bedeutung haben.

Die schwarzen Afrikanerinnen sind sehr stolz darauf, einer solchen Schwesterchaft anzugehören. Der Bund schreitet zu ihren Gunsten ein, wenn das Betragen der Männer ihnen zu hart und bedrückend erscheint. Aber wenn sie ihrerseits die Dinge zu arg treiben, dann wird Numbo Tschumbo in Scene gesetzt, dessen Aufgabe es ist, dem wirklich oder vermeintlich geträckelten Ehremanne Verzeihung zu verschaffen. Ganz unversehrt erscheint er, gewöhnlich am Mitternacht, über und über mit Blättern bedängt und mit einer Harbatsche in der Hand, um die Frauen recht stülbig durchzubläuen, und sie müssen sich das gefallen lassen, denn der Numbo Tschumbo ist ein Heischpriester oder ein Mitglied des Puth. Reisende, welche von Sierra Leone aus im Innern reisen wollen, nehmen gewöhnlich als Begleiter einen Mann, welcher dem Puth angehört. Dieser geht ihnen mit Rath und Hülfe zur Hand, vermittelt ihre Geschäfte, und bringt sie in Verbindung mit den Heischmännern, die eine vortheilhafte Polizeiaufsicht üben. Sie warnen vor beschäftigten Nachstellungen oder Ueberfällen, vor Completen, welche die Träger etwa geschmiert haben und schafften gestohlene Gegenstände wieder herbei.

Der Heischmann ist überhaupt eine wichtige Person. Er läßt sich, wenn er im Publicum erscheint, durch Ausrufers anmelden, welche mit Handgelenk Lärm machen. Er hat sich wunderlich heraufgestülpt, seine Kopfbedeckung tief in das Gesicht herabgezogen und ist in einen weiten Mantel gehüllt; manchmal geht er auch auf Stelzen, welche Vogelbeine vorstellen. Beim „König“ ist er zugleich Hofnarr und geheimer Rath. Die Oberhäupter des Geheimbundes gehören gewissen Familien an und sind der Menge unbekannt; man weiß aber, daß jeder die Würde auf drei Jahre inne hat und daß dann eine neue Wahl stattfindet.

Da das höchste Wesen der Timnis sich um die Dinge auf der Erde wenig oder gar nicht kümmert, sondern den bösen Geistern allen Spielraum gewährt, so erklärt sich, daß dem schwarzen Manne sehr daran gelegen ist, mit diesen letzteren sich auf guten Fuß zu stellen. Er baut ihnen in diese seine Gottzeiten hinein, manchmal in Menschen-, inogemein aber in Thiergestalten: Tiger, Schlangen, Eidechsen, in welche die Zeren Versfordener übergegangen sind, denn im Heischismus steckt etwas vom Glauben an eine Seelenwanderung. Auch diese Gottzeiten und die Hergemesser können sich unmittelbar ganz nach Belieben in Tiger, Krokodile oder Schlangen verwandeln. Gegenstände der Verehrung sind insbesondere auch der Feuerstein und der Tonner, welche, wie die Timnis meinen, die Welt beherrschen; die Religion eines Eides besteht darin, daß der Mann Stahl und Stein über seinem Kopf zusammen schlägt, damit Funken erzeugt werden. Auch die Zerimonien stehen in hoher Achtung, und über die von diesen Aemtern gebauten Häufen setzt man in der Regenzeit Schutzbücher.

Auf der Strecke zwischen den Bissagosinseln und Sierra Leone bezeichnet man diese Völk und Tempel als Tschina und Senthö. Die Heischmänner führen bei den verschiedenen Völkern verschiedene Benennungen; sie wissen und verständigen was die Tämönen offenbaren, sind zugleich Priester und Aerzte und kennen die Arzneiwirkungen mancher Pflanzen, namentlich auch der giftigen. Sie sind thätig beim Abschluß von Verheirathungen, stehen den Kranken zur Seite und treiben den Todten den Tadel aus. Ferner führen sie den Vorschlag der heimlichen Verträge und das Leben des Angeklagten liegt in ihrer Hand; sie mischen den Ostrant, welchen derselbe verschlucken muß, schwach oder stark, je nachdem sie wollen, ob er am Leben bleiben oder sterben soll.

Jedes Dorf hat einen Häuptling, welcher in der Gemeindeversammlung den Vorschlag führt und die Ordnung aufrecht erhält; auch sitzt er zu Gericht und seine Einkünfte bestehen in weiter nichts als den Klagesloten und den Strafgebühren; außerdem bekommt er etwas dafür, daß er den Markt eröffnet. Das Amt des Gerichtsherrn und jenes des Marktmeisters ist an manchen Orten auch wohl erbtlich, aber allemal in der Seitenlinie, so daß es nicht auf den eigenen Sohn, sondern auf den ältesten Sohn der Schwester übergeht; doch kommen auch Fälle von Wahlen und von Abkzungen vor. Im Kriegsfall wählt man einen tapfern Mann zum Feldherrn auf Zeit, und das gilt sowohl bei den heidnischen Timnis wie bei den mohammedanischen Wandingos und Fule. Bei den ersteren führt der Rath der Ältesten, welcher endgültig entscheidet, die Verzeichnung Wuri; er urtheilt über Fälle von Diebstahl, Ehedbruch und Zauberei; die letztere wird allemal mit dem Tode bestraft.

Diese Schwarzen sind merklich konservativ. Wer eine Frau nehmen will, muß eine Hütte gebaut haben und das Geld aufweisen, für welches er sie kauft. Bei einigen Stämmen bekommt die Braut als Zeichen ihrer Einwilligung einen kupfernen Ring; darauf geht sie mit dem Bräutigam zum Schmiede, der ihr die Verheirathung spitz stellt. Nach vollendeter Operation begeben sich beide in einen Tempel beim Torie, schütten einen Topf mit Bier oder Palmwein um den Altar, rufen die Götter ihrer Vorfahren an und dann segnet der Heischmann die Verbindung ein. Natürlich nicht umsonst; er läßt sich dafür ein Fuß geben. Nachher geht man wieder zum Schmiede, der, wie unsere Illustration der Timnisfrauen andeutet, dem Bräutigam wie der Braut einen eisernen Reif oberhalb des Handgelenkes anschniebelt. Die Ehe kann übrigens mit leichter Mühe wieder gelöst werden. Abends werden Wallongistänge aufgeführt, bei welchen es nicht selten mehr als lebhaft zugeht.

In der Regel bekommt jede Frau ihre eigene Hütte. Ein neugeborenes Kind wird in ein Tuch gewickelt; sobald es größer geworden, trägt die Mutter es auf dem Rücken und verrichtet dabei alle Arbeiten. Eine vom Manne vernachlässigte Frau hat das Recht, ihrem Gatten den Verkehr mit einer andern, von ihm bevorzugten zu verbieten, und die letztere kann erst wieder in ihre Rechte eintreten, wenn die vernachlässigte Eifersüchtige sich wieder zufrieden gegeben hat. Mißvergnügte Frauen dürfen ihrer Galle Luft machen; sie nehmen sich einen Eideiboo; doch kann der Mann dagegen Einsprache erheben, der Ungetreuen beschließen, wieder in ihre Hütte zu kommen und falls sie widerspricht, je wegen Treulosigkeit verlassen. Dann wird der Giebste jener Frau Sklav ihres Mannes, welcher sie anspricht und ihr den Kopf faßt. Admiral Fleuriot de laugle ist manchmal Zeuge bei dergleichen Vorgängen gewesen; er betont, daß die Frauen dergleichen ganz in der Ordnung finden und sich nicht im mindesten beklagen.

Man sieht, in der unmittelbaren Umgebung von Sierra

Leone, sowohl bei den Timnis wie den ihnen benachbarten Susus finden wir auch heute noch die tiefste afrikanische Barbarei. Diese Susus, welche landeinwärts wohnen, sind zuerst durch den deutschen Missionär Hartwig bekannt geworden, der im Jahr 1805 ihr Land besuchte; dieses nimmt die Küstenstraße zwischen dem Rio Pongo und dem Mallescorp ein; dann folgen zwischen dem letztern und dem Scarcies die Bulamaes, und südlich von diesen liegt zwischen dem Scarcies und dem Flusse von Sierra Leone, dem Kofelle, das Gebiet der Timnis. Manche Susus sind für den Islam gewonnen worden, behalten jedoch Vieles aus dem Fetischwesen bei, was beiläufig bemerkt bei allen zum Mohammedanismus bekehrten Regervölkern der Fall ist. Sie pflanzen Jams, Erdnüsse, Mais x. und versetzen Salz, das sie an die Mandingos verhandeln; sie bekommen dafür Gold, Eisenbein und Wachs; diese Producte setzen sie gegen englische Manufacturwaaren um und mit diesen kaufen sie Sklaven ein. Vergleichen halten sie in großer Menge und vor einige Hundert derselben besteht, gilt für einen Prinzen *).

Wilson kann sich der Uebersetzung nicht erwehren, daß alle Völker im Innland und im Hinterlande von Sierra Leone im Fortgange der Zeit dem Mohammedanismus anheimfallen müssen, „falls man nicht Mittel und Wege ausfindig macht, das Licht des Evangeliums bei ihnen strahlen zu lassen.“ Er, als Missionär, könnte aber auch aus eigener Erfahrung wissen, daß die christlichen Sendboten bei den schwarzen Leuten in Afrika es mit den mohammedanischen Warabuts, namentlich mit jenen der liberale eifrigen des Mandingovolkes, nicht aufnehmen könnten; diese gewinnen einen heidnischen Stamm nach dem andern.

Unser großer Geograph Karl Ritter war selbstamer Weise sanguinisch genug, an eine „christliche Civilisation“ der Veger in Afrika zu glauben, obgleich alles gegen eine solche Annahme spricht. Er wiegte sich in denselben Wahnsinnungen wie die Missionäre; er versetzt sich zu der Pyrae,

daß von Liberia aus „betrachtender Thau vom Hermon“ auf die Völker Aethiopiens fallen werde. Aber bis auf diesen Tag ist zu den wohlthätigen Kataklysmen nichts von „christlicher Civilisation“ gekommen; die Missionäre haben ungeachtet vieljähriger eifriger Bemühungen und großer Opfer überall nur geringe und obendrein vereinzelte Erfolge gehabt und es steht sehr in Frage, ob auch diese nachhaltig seien. Die immer und immer wieder betonten „Hoffnungen“ und das Beträufeln auf „eine schöne Zukunft im Nothenland“

sind lustig und unerfüllt geblieben, man wälzt in der That nur den Stein des Sisyphus. Täggen steht die Thatfache fest, daß der Islam ununterbrochen und sicher reizende Fortschritte gemacht hat und der größte Theil Westafrikas bildet eine Domäne, welche ihm für alle Zeiten sicher ist. Er setzt an die Stelle des Fetischdienstes den leicht auch für Negertelligenzen faßbaren Begriff eines einen und einheitlichen Allah. Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet. Diesen einfachen Satz begreift der Veger, während er mit einer Dreieinigkeit und abstracten Dogmen nichts anzufangen weiß; derlei Dinge liegen für ihn zu hoch, und das wird zu oft von Missionären, die ja keine Anthropologen sind und mit ein für allemal gegebenen Formeln hantiren, übersehen. Wenn dann ihre Bemühungen keinen Erfolg haben, muß „Satan“ die Schuld tragen und man vertreibt sich mit „Hoffnungen“.

Der Islam verbietet nicht, sondern gestattet die Polygamie und das erleichtert ihm bei den schwarzen Menschen den Eingang. Am Strand Afrikas reicht er schon längst bis über den Aequator hinaus, nach Westen hin herrscht er von den Gefilden des Rothen Meeres bis zum Atlantischen Ocean; an diesem hat er nach Süden und Südosten hin vom untern Senegal und vom obern Niger bis zum Tschadsee und nun auch schon bis an die Spitze des Nigerdeltas und über den

Vennus hinaus alle Völker gewonnen. Er rückt immer weiter vor und noch vor wenigen Monaten lagen wir abermals Klagen darüber, daß er nun auch an der Sklaventüste festen Fuß fasse, da in der wichtigen, den Engländern unterworfenen Handelsstadt Lagos schon mehrere Tausend Mohammedaner anständig seien. Das Vordringen der Fulbe, welche im Lauf eines halben Jahrhunderts drei große mohammedanische Reiche in Innerafrika gründeten und vom Senegal bis zum Nigerdelta alles unterwarfen, kann zeigen, wie geringen Widerstand die Fetischherrscher den nicht selten von

www.libtool.com.cn



Paul vom obern Senegal.

*) Der amerikanische Missionär J. Leighton Wilson (Western Africa, its history, condition and prospects. London 1856, p. 92) charakterisirt die Hausslavenerei in folgender Weise: Slaves are regarded in a very different light here, as in most other parts of Africa, from what they are in civilised countries. They are never subjected to any thing like steady or hard labour, and are regarded more in the light of dependents than slaves.

Krabern oder arabischen Nischlingen, dann auch von schwarzen Arabern angetriebenen Belennern des Propheten von Mecca entgegenzusetzen vermögen. Was von heidnischen Staaten noch übrig ist, gerät mehr und mehr ins Gedränge und wir dürfen als sicher annehmen, daß auch sie im Fortgange der Zeit von den Bogen des Mohammedanismus überflutet werden. Sie sind auch schon aus dem Innern her über das Kongebergirge in die Küstenregion von Guinea vorgegrungen, wenn auch bis jetzt nur in vereinzelten Wellen. Im Allgemeinen finden wir auf der weiten Gestadestrecke landeinwärts bis zur Wasserseide noch die echte, urwüchsigste Barbarei des Fetischpögers, welche sich in Dahome und Aschanti zu dem aufgeschwipst hat, was sie an Staatenbildung zu leisten vermag. Diese Reiche bilden ein Nebenstück zu jenen im Westen des Victoria-Nyanza, Sees, Karaguch, Umoro und Uganab, welche wir durch Spele und Grant kennen gelernt haben.

Der heidnische Herrscher ist beschränkt durch die Tyrannie alter Bräuche und die Furcht vor dem Fetischpriester, aber dieser wird mit seinen Gewalten und religiösen Offenbarungen und Verordnungen so unbestimmt und so unlogisch gebacht, wie der Regent selber ein unlogisches Wesen ist. Die Willkür der mohammedanischen Sultane dagegen findet Schranken in den Geboten des Koran. Wo der Islam die Herrschaft gewinnt, gestaltet er das gesellschaftliche Leben vielfach zum Bessern um; er schafft den Gisttrank, den Cannibalismus, die Fetischpriester und unzählige Barbareien, z. B. die Menschenopfer, ab. Allerdings bleiben auch die dem Mohammedanismus zugewandten Regent mehr oder weniger Barbaren, aber dem so vielfach grauenvollen und bluttriefenden Fetischdienste gegenüber ist der Mohammedanismus als ein Fortschritt und als ein Segen für die schwarzen Völker zu betrachten, welche, wie die Erfahrung lehrt, für die Einflüsse dessen, was man als christliche Civilisation bezeichnet, unzugänglich sind. Es giebt bis heute noch kein einziges für das Christenthum gewonnenes Vegerland in Afrika.

Am eifrigsten betreiben die Wandingos das Werk der Bekehrung, und sie haben große Erfolge aufzuweisen. Die Völker, welche Mundarten der Mandelsprache reden und sich selber als Malinke bezeichnen, spielen in Westafrika eine wichtige Rolle, namentlich am oberen Niger und im Innern Senegambiens. Durch die Schilderungen, welche Wungo

Paul von ihnen entworfen hat, sind sie selbst unserer Schuljugend nicht fremd geblieben, und durch die Mittheilungen anderer Reisenden werden die Angaben jenes Entdeckers vielfach bestätigt. Wir finden die Wandingos weit verbreitet, theils in zusammengebrängten Massen, theils in kleineren Gemeinschaften, nach Süden hin bis zum Cap Mesurado. Nicht weniger als sechs- und siebenzig Staaten werden compact von ihnen bewohnt, z. B. Sego oder Bambara, Kaarta, Beludugu, Bambul &c.; in anderen wohnen sie neben andern redenden Völkern, z. B. in Futa Djallon, Sanga &c. Viele Wandingos sind auch auf der Wanderung, theils als Handwerker, theils als Schullehrer und Missionäre *).

Unter den schwarzen Völkern sind sie die am wenigsten uncivilisirten und haben mehr Unternehmungsgelbst als alle andern. Bei vielen hat die Gesellschaftsordnung etwas Ansehnliches und ist sehr abweichend von jener, die wir dem sogenannten typischen Neger, z. B. dem aus dem Nigerdelta oder von der Congo-Mündung, zuschreiben. Sie sind gute Reiter und tapfere Krieger; viele tragen spitz zulaufende Rappen, blauen oder weißen Mantelüberwurf, manche auch kurze tierische Dosen und Sandalen. Dem Manne darf ein kurzer Säbel nicht fehlen, der von der linken Schulter herabhängt und in einer ledernen Scheide steckt. Ein anderes notwendiges Requisit ist ein kleiner Lederbeutel, welcher das Amulet oder den Talisman enthält; dieser besteht in einer kleinen Rolle Papier, die mit Versen aus dem Koran beschriebener ist. Manche sprechen und schreiben Arabisch, und wohnen die Wandingos kommen, eröffnen sie sofort eine Schule, in welcher sie Arabisch und die Grundsätze des Koran lehren. Sie beginnen den Unterricht damit, daß sie die Kinder arabische Buchstaben in den Sand zeichnen lassen.

Sehr oft findet man neben den europäischen Factorien zugewanderte Wandingos, welche zeitweilig sich dort aufhalten, um Handelsreise zu treiben. Sie sind vortheilhafte Leder-

*) So viel mir bekannt giebt es keine andere Rasse, welche die ethnographischen Verhältnisse, die Vertheilung der verschiedenen Völker, im westlichen Sudan so genau auskult, wie die Carte du Soudan occidental, welche Mège 1866 entworfen hat. Sie giebt eine treffliche Uebersicht über Westafrika zwischen dem Meridian des Grünen Vorgebirges im Westen bis zu jenem von Timbuktum im Osten, und zwischen dem 20. und 8. Grade nördlicher Breite. Man sieht auf ihr auch die weichen die Wandingoleute vertheilung sind und wie sie überall der Küste nahe stehen.



Ein Paul-Giert.

arbeiter, verfertigen Sandalen, Bäume, Säbelscheiden, Beilschen und mancherlei andere Dinge, welche sie dann in den Straßen feil bieten. Auch verfertigen sie Amulette, welche von den heidnischen Negern, denen dieses beschriebene Papier für einen Felsch gilt, theuer bezahlt werden. In ihren Staaten nehmen die Priester, als Korumverwandte, den nächsten Rang nach dem König ein; die Häuptlinge den zweiten, die Handwerker, welche in verschiedene Classen zerfallen, den dritten Rang, dann folgen die abhängigen Freien, hinter diesen die im Lande selbst geborenen Haussklaven und zuletzt kommen die im Kriege gefangen genommenen zu Sklaven gemachten Leute und die, welche wegen verübter Verbrechen zu Sklaven gemacht worden sind. Die Häuptlinge haben nicht etwa unumschränkte Gewalt; sie sind in Bezug auf alle wichtigen Angelegenheiten an den Beirath und an die Zustimmung einer Versammlung von Notabeln gebunden, mit

welchen sie im Boloverhaufe sich zu besprechen haben. Jeder Angehörige einer Gemeinde hat ein Recht, dort persönlich seine Anliegen vorzutragen.

Eifrige Propagandisten für den Islam sind auch die Fulbe oder, wie man sie in Westafrika nennt, Fula (bei den Hausi in Bornu heißen sie Fellatah, bei den Haussa-völkern Fellani, bei den Wandingos Fulaah), die nun vom Senegal bis an die Spitze des Nigerdelta sich verbreitet und seit Anfang unseres Jahrhunderts den innern Sudan völlig umgespaltet haben, indem sie die Negervölker unterwarfen und im Stromgebiete des Niger mehrere Reiche gründeten, die aber schon jetzt wieder im Verfall sind. Sie sind keine Negern sondern von unvermisch mit diesen, von rötlich brauner Hautfarbe, was auch der Name Fulbe besagt. In den Regionen, welche sie jetzt allein inne haben oder in welchen sie mit Negervölkern, die ihnen unterthan sind, neben



An der Bai von Cape Mount.

und durch einander wohnen, waren sie ursprünglich nicht einheimisch. Sie kamen in früheren, nicht genau zu bestimmenden Zeiten aus Norden oder auch Nordosten. Offenbar ist der ursprüngliche Typus der Fulbe durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Blutvermischung verloren gegangen und daraus erklärt sich auch bei der obnein weiten Verbreitung dieser Fulbevölker die große Verschiedenheit in der Gesichtsbildung und in der Hautfarbe, soann auch jene des Haares, das bei vielen Individuen wollig, bei anderen „seidenweich“ ist, je nachdem der Nivariemus der schwarzen oder gelbbraunen Mienen vorherrscht und wieder zur Erscheinung kommt. Manche haben dicke, wenn auch nicht wulstig aufgeworfene Lippen, hohe Stirnbildung und keine plattgedrückte Nase. Die Statur ist fast durchgängig eine mittlere, die Gliedmaßen sind nicht stark entwickelt. Laß sie ursprünglich Nomaden und Viehhirten sein, unterscheidet sie von den eigentlichen Negern; auch haben sie sich niemals am Sklavenhandel betheiligt. Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind sehr verschiedenartig und man kann mit Recht sagen, daß

sie nicht in dem Sinne eine ethnische Einheit bilden wie z. B. die Malinke (Wandingos) Völker. Man betrachtet das senegambische Fula als die Heimath, in welcher sie sich nach ihrer Einwanderung niedergelassen haben, und von diesem Kernpunkte sind sie dann auf Eroberungen ausgegangen. Im Sudan sind sie als Fremdlinge zu betrachten, aber die Länder und das Leben der Schwarzen haben durch sie weit und breit eine gründliche Umgestaltung erfahren.

Südlich von Sierra Leone liegt die Insel Sherbro, welche die Engländer in Besitz genommen haben, um den Handel mit Waffen an die Eingeborenen, welcher von Frauen getrieben wurde, zu verhindern. Etwas weiter südöstlich liegt das Aestuarium des Gallinas und nurei von demselben tritt das etwa 1800 Fuß hohe Vorgebirge de Monte, Cape Mount, ans Meer, und bildet eine für die Seefahrer schon aus weiter Ferne erkennbare Landmarke. In dieser Gegend wohnen die Weys, das einzige Negervolk, das, allerdings nur als Nachahmung, sich eine eigene Buchstabenschrift gebildet hat.

Graf Wilczek über die österreichische Nordpolarexpedition Weyprecht's und Payer's *).

Die zweite Ueberwinterungsnacht ist vergangen, die Sonne leuchtet über die noch geschlossenen Eismassen des

*) Aus den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien vom 31. März.

hohen Nordens, und die Männer der österreichischen Expedition auf dem „Tegetthoff“ dürfen das zweitemal, seit sie uns verlassen haben, daran sein, die Vorbereitungen zu den Frühjahrsechthinterreisen zu treffen. Das Schiff selbst wird

aber noch manchen Monat auf dem Ueberwinterungsplatze festgehalten sein, bis Wind und Flußströmung, vor allem aber die langen Sonnentage des kommenden Sommers die Mauern seines Winterquartiers werden gedrohen haben. Da wird der Tag ihrer Heimreise nicht mehr so fern sein.

Vermuthet, freunde und wir alle, welche dem großen Unternehmen ein warmes Interesse entgegengebracht haben, sehen diesem Tage in ungeduldiger Erwartung entgegen, nachdem wir unseren Landsleuten schon so lange in Gedanken durch die unbekannten Zonen, welche sie erforschen, gefolgt sind.

Es haben Einige im besten Willen, die wahrlich nichtige Lage der Expedition und vor Augen zu führen, ihre Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen über dieselbe mitgetheilt. Dies will ich in kurzen Worten auch thun, ohne auf die Widerlegung einiger dieser Ansichten einzugehen, welche mitunter so oberflächlich und ohne Sachkenntnis geschrieben sind, daß sie die grönländischen Eskimos auf Cap Thichelhuus hin verlegen, Vänge- und Breitengrade verwechseln und die Varentinseln, vor welchen ich mit dem „Tegethoff“ lag, an die südliche Westküste Nowaja-Semlja stellen.

Es ist meine innige Ueberzeugung, daß sich seit dem 21. August 1872, dem Tage, an welchem wir uns vom „Tegethoff“ vor der nördlichen Varentinsel trennten, die Sachlage nicht geändert hat. Die Factoren, welche für und gegen das Gelingen des Unternehmens damals sprachen, sind dieselben geblieben, und kein neuer Befürchtungsgrund ist hinzutreten. Als die Männer der Expedition und verließen, wußten sie wohl, daß Gefahren aller Art sie erwarten würden, und sie waren gefaßt, dieselben ebenso zu bekämpfen, wie es eine lange Reihe von Polarfahrern, deren Erfahrungen den unsren zugute kommen, gethan haben. Ueber das Maß dieser Gefahren können wir aber heute nicht mehr urtheilen als damals. Es ist unmöglich, auf Grund der bei uns und selbst im Norden Europas herrschenden Elementarverhältnisse auf diejenigen zu schließen, welche nördlich und östlich von Nowaja-Semlja obwalten. So haben z. B. die schweren Novemberstürme im Jahre 1872, welche die englische Küste, die Ostsee und das Baltische Meer heimsuchten, weder das Weiße Meer noch das nördliche Norwegen und Lappland berührt. Andererseits war der Sommer und Herbst desselben Jahres in Norwegen, Lappland und an der russischen Küste des Polarmeer, wie überhaupt in ganz Europa, einer der wärmsten und anbauernächsten; im europäischen Polarmeer selbst hingegen war dieser Sommer ein sehr ungünstiger. Dies sind Facta, welche die Meteorologen aufgezeichnet haben. Man kann auch hierauf Hypothesen bauen; es ist aber gänzlich unflathhaft, auf Grund der Beobachtungen, welche bei uns angestellt werden, die Elementarverhältnisse zu bestimmen, denen jene Meerestheile unterworfen sind, welche der „Tegethoff“ durchschiffte.

Und wäre auch das wechselseitige Verhältniß zwischen dem Norden und Süden so unglücklich, wie es im Sommer 1872 der Fall war, so ist dies noch kein Entaunigungsgrund. Ist es und doch gelungen, mit dem kleinen, schlecht segelnden und schlecht steuernden Segelschiffe „Hiberna“ das sibirische und mit eislosen Eismaalen bedeckte Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja in 27tägiger Fahrt zu durchkreuzen. Unser Expeditionsschiff, der „Tegethoff“, ist aber eigens für solche Fahrt gebaut und ausgerüstet, wie kein anderes vorher. Es läuft und rennet unter Segel und mit Dampf gleich gut. Es ist auf drei Jahre und darüber mit Lebensmitteln und Brennstoff versehen, wozu letzterer immer wieder durch Treibholz ersetzt wird, das in großen Massen an den Küsten von Nowaja-Semlja und Sibirien vorhanden ist. Ich sah jene Dalmatiner Matrosen während des

neuntägigen Sturmes, den wir unter dem 67. Breitengrad zu bestehen hatten, in leichter Vorbildung ununterbrochen in den Masten, auf Deck und auf dem Eise bei schwerer Arbeit mit einer Kugel die Befehle des Capitains ausführen, als wären sie im Hafen von Pola. Meine Norweger trugen schon ihre warme Winterkleidung, die Matrosen vom „Tegethoff“ schienen die Kälte nicht zu empfinden. Weyprecht, einer der hervorragendsten Seemannen, wozu sie und das Schiff wohl zu führen; einen bessern Führer hätten sie nie finden können. An seiner Seite stehen der bewährte, erfahrene Payer und fünf andere Officiere, welche zum Theil untergeordnete Stellen bekleiden, von denen aber jeder schon das Commando eines Schiffes geführt hatte, unter ihnen der alte Eisfahrer Carlssen, der an vierzigmal im Eise gewesen ist. Als wir uns trennten, weil die Reueisbildung und an diesem ungünstigen Punkte zur Ueberwinterung zu zwingen drohte, dampfte „Tegethoff“ nach Norden. Hätte dieses so früh in der Jahreszeit eingetretene Unwetter angehalten, so würde „Tegethoff“ einen Ueberwinterungshafen auf Nowaja-Semlja aufgefunden haben. Um Gewißheit darüber zu erlangen, setzte ich einen Preis von tausend Gulden demjenigen Schiffe aus, welches von einem Ueberwinterungsplatz oder nur vom Expeditionsschiff Spuren entbede, und ließ dieses in England, Norwegen, Schweden und Rußland bekanntmachen. Der vergangene Sommer war günstiger, weil viele Schiffe um Nowaja-Semlja bis in das Karische Meer kamen. Jedoch sie brachten die Kunde, daß „Tegethoff“ keinesfalls auf Nowaja-Semlja überwintert habe.

Ende August hatte sich das Wetter gebessert, und der „Tegethoff“ fand ein offenes Wasser, wie Weyprecht und Payer noch viel nördlicher im Jahre 1871, und dieses benutzend, war er gewiß nach Osten gegangen. Ich zweifle nicht, daß er vom 21. August bis zum Beginne des Winters, dies ist im hohen Norden die beste Navigationszeit, wenigstens einige günstige Tage gefunden haben wird, um die 70 geographischen Meilen zwischen Cap Drange auf Nowaja-Semlja und dem Festlande oder Teimur zurückzulegen, und daß er nicht die entferntere südliche Küste am Jenisei und Bi zu erreichen gesucht haben wird, da wir auch von den Russen keine Nachricht über ihn bekommen haben.

Wer sich noch des Expeditionsprogrammes Weyprecht's erinnert, wird wissen, daß er vor allem anstrebt Cap Thichelhuus zu erreichen, und das hat er gewiß mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln durchzuführen gesucht. Sollte er aber selbst zweimal gesunken worden sein, dort zu überwintern, so konnte und doch keine Kunde zukommen, da diese Küsten ganz unbewohnt sind und höchst selten nomadische Samojeden aus südlicheren Theilen des Landes so weit vorbringen. Ueberdies kommen diese nie mit den Russen in Verührung und sind ebenfalls schlechte Viefboten. Die Ausdehnung dieses nördlichsten Landes des asiatischen Continents ist aber eine so beträchtliche, daß Payer, welcher die Schlittenreisen führt, sich bestimmt nicht den unglücklichen Wägen einer so ungewöhnlich langen Fahrt unterlegen und sich so weit vom Schiffe getrennt haben wird, um bekannte Gegenden anzufahren und Nachricht von sich zu geben. Die Aufgabe, welche er sich setzte, war, über das Eis nach Norden und Osten zu gehen, die günstig unbekannten Küsten und Inseln zu erforschen und aufzunehmen. Ich erlaube mir hier aufmerksam zu machen, daß alle jene Ansetzelungen und Vösten, welche in den Karten nördlich vom Jenisei und dem Syverma-Hügellande eingezeichnet sind, einer frühern Zeit angehören und längst verfallen wurden.

Es ist auch möglich, daß der „Tegethoff“ vergangenen Sommer noch östlicher vordringen konnte, wodurch die

Schwierigkeit, uns eine Nachricht zukommen zu lassen, noch gesteigert wäre.

Ich beleuchte hier die Verhältnisse so, wie sie Wegrecht und Payer noch vor ihrer Abreise oft besprochen und untersucht, als die richtigen hingestellt haben.

Sie selbst werden die Ersten sein, welche uns im October oder November Nachricht bringen werden und, wenn sie denselben Rückweg einschlagen, in den Gewässern Nowaja-Semlja dem ersten Schiffe, den ersten Europäern begegnen.

Nach langer Abwesenheit wird es ihnen doppelt willkommen sein, Nachrichten aus der Heimath und von ihren Familien zu erhalten. So soll denn jedes Schiff, welches dieses Jahr nach Norden geht, einen Brief mit Nachrichten von ihren Angehörigen mitnehmen.

Der erste Hafen, welchen der „Tegetthoff“ anlaufen könnte, wäre Wardö oder Hammerfest, und von dort würde der Telegraph uns die erste frohe Kunde bringen.

www.libtool.com.cn

Die Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit.

Von F. Ranft.

III.

2. Die Bronzezeit.

So monoton die Werkzeuge und Waffen der Steinzeit, so abwechslungsreich werden bereits jene des Bronzealters. Auch in der Keramik treten allmählig einige Unterschiede auf. Das Thonmaterial erscheint wohl noch immer mit groben Quarzkörnern gemengt und die Verzierungen sind mit dem Nagel u. s. w. eingeprägt; aber die Ornamente werden im Allgemeinen zierlicher und reicher, die Spirallinie und der Kreis werden versucht und dies alles noch mehr in der Eisenzeit ausgebildet, welche, wie Lubbock auf die Zeugnisse alter und neuer Schriftsteller begründete, sicher erst dem Bronzealter gefolgt war.

In der Bronzezeit wurden also die Formen von Waffen und Geräthen mannichfacher und mit der Buchstabenchrift treten bald auch die ersten Münzen auf. Dr. Wibel aus Kiel verfolgt die Ansicht, daß die ältesten Bronzewerkzeuge aus einem Metall angefertigt wurden, in dem Kupfer und Zinn gemengt vorkommen. Lubbock bekämpft diese Meinung sehr entschieden. Er führt die verneinenden Gutachten der ersten Metallchemiker Englands dem Wortlaute nach ins Treffen. Er beweist ferner, daß unsere Bronzeperiode keine Kupferzeit wie in America vorausging und daß unsere Bronzewaffen nicht aus der Römerzeit, sondern aus einer früheren Periode herrühren, wofür namentlich die Thatfache spricht, daß sie meistens in Dänemark und Irland gefunden werden, Ländern, welche die Römer nie besetzt hatten, und ferner, daß sie den Bleisatz der römischen Bronze nicht haben.

Dagegen ist zweifellos, daß es eine Epoche gab, in welcher Eisen mit Bronze gemeinsam in Gebrauch war und wenn nichts, so beweisen dies die berühmten Hallstädter Funde. In nahe 1000 eröffneten Gräbern fand Bergmeister Ramsauer gleichzeitige Gegenstände von Bronze wie von Eisen. Nur bei den Waffen wurde das letztere bevorzugt, insofern als man die Klingen gern von Eisen und die Griffe von Bronze arbeitete. Das Verhältniß stellte sich auf 109 Bronze- zu 510 Eisenwaffen.

Lubbock giebt ein höchst anschauliches, durch treffliche Illustrationen erläutertes Bild der Bronzewerkzeuge und Waffen alter Zeiten. Er deutet einleuchtend die Technik ihres Aufbaus, die blattartigen Formen der Bronzewerkzeuge und die wahrscheinlich Befestigung ihrer Daulhaben. Diese erscheinen auffallend kurz, für kleinere Hände als die unseren berechnet, woraus deren Einführung in unsere Zone durch ein aus

Asien stammendes Volk geschlossen wird. Es gab auch bekanntlich Speer-, Wurfs- und Pfeilgeschosse; ferner Messer und Fischangeln aus Bronze. Sehr interessant sind die Bronzemesser aus Dänemark, die Messer aus Irland und die Schnudgegenstände aus der Schweiz, von welchen die Aemtinge auffallend den modernen gleichen, welche ich in den Balkanländern traf.

Der Guß aller dieser Gegenstände geschah in Steinformen, seltener in Metall, oder Sandformen, in welche das vorbereitete geschmolzene Object eingebracht wurde, wobei die Gußnaht ersichtlich blieb, endlich am häufigsten in Holzformen, aus welchen das wädhierne Modell durch Erhitzung herausgeschmolzen worden war. Das Vöhen konnte man nicht, wohl aber das Nethen, wie unsere Hallstädter Gräberfunde es bezeugen. Die Ornamente der Bronzezeit beschränkt sich auf sehr primitive lineare Elemente.

Die größere Zahl aller Bronzefunde entstammt den alten Gräbern, deren Leichen, wie statistisch erweisen ist, größtentheils in sitzender Stellung oder zu Asche verbrannt, nur selten aber in ausgestreckter Lage begraben wurden. Solche fand man in Holzgräbern mit beinahe vollständiger Bekleidung in den merkwürdigen Grabhüben zu Wibe (Kipen) in Jütland im Jahre 1861. Sie gaben interessante Aufschlüsse über die Kleidertracht der Bronzezeit, wofür die in Deutschland und Italien aufgefundenen „Hausurnen“ Folgerungen über die Gestalt ihrer häuslichen Wohnungen gestatten. So entwickelte Lubbock aus der bestimmten Lage des Münchener Nationalmuseums die Form der Schweizer Pfahlbauten, wobei er allerdings zu Schlüssen kommt, die von denen Rougemont's und Dr. Vich's abweichen. Bekanntlich verinbildlichen diese zur Aufnahme der Asche bestimmten Thonurnen die Wohnung des Verstorbenen. Nun hält Dr. Vich jene, welche ihren Eingang im Dache haben, für älter als die mit Thüren an der Seite, was Lubbock bestritten. Zu den älteren zählt er die „Bienenkorbhäuser“; hingegen wagt er den Beweis, daß die „Stonchenge“ und „Abnzbauten“ aus der Bronzezeit stammen.

Sehr interessant ist unter den Archäologen Englands der Streit über die Entstehung der Bronzezeit. Im Gegensatz zu Wibe und dem Deutschen Dr. Wibel kommt Lubbock zu dem Schlusse, daß die Metallkunde sich nicht allmählig in unserm Welttheile entwickelte, daß die Bronze nicht in Europa erfunnen, sondern im Handelswege eingeführt worden sei. Die verschiedenen Bronzewaffen aller Länder scheinen bis auf unbedeutende Abweichungen wie von einem

Bestmeister gegossen und dies läßt sich nicht wie bei den Steinwerkzeugen auf ihre Kechntheit in der Grundform zurückführen. Lubbock widerlegt die Hypothesen anderer Forscher und hält dafür, der Bronzezeig sei als vollendete Erfindung aus dem Oriente nach Europa gelangt.

Anfänglich dieser Beweisführung bricht Lubbock, ähnlich wie dies bereits früher Prof. Nielsen gethan, in geistvoller Weise eine ganze Sire die von Sir Cornwall Lewis angezeigte Glaubwürdigkeit der Reisenden Simulao aus Carthago und für Pythis; und wodurch, so manche, welche aus bloßer Lust am Widerspruch an dem schwer errungenen Gute, noch lebender Reisenden nergelnd tritteln, könnten in dieser Begleitung von Nielsen und Lubbock größere Bescheidenheit lernen.

Belanntlich besteht die Bronze aus 9 Theilen Kupfer und 1 Theil Zinn. Das Kupfer findet sich überall. Das Zinn dürften aber selbst die Phöniciier schon aus der ergiebigsten Quelle, aus Cornwallis, vor bereits 3000 Jahren bezogen haben und der sanguine Nielsen glaubt deshalb und weil er meint, es sei ihm gelungen, Beweise phöniciischer Spuren im hohen Norden und namentlich in Norwegen nachzuweisen (— ?? —), daß diesem Volke die Einführung der Bronze in Europa zuzuschreiben sei. Sir John Lubbock befreit mit vollem Recht, daß dies mit Sicherheit angenommen werden dürfe und hält diese Frage noch lange nicht für spruchreif.

3. Pfahlbauten.

Vor genau 20 Jahren, im Winter 1853 auf 1854, erregte die Entdeckung alter Pfahlbauten in der Schweiz allgemeine Sensation. Die Seespiegel waren in Folge großer Kälte und Dürre tiefer noch als im Jahre 1674 gefallen, und nun erzielte wir die erste Kunde durch die Herren Kappi und Dr. Keller über die Wohnungen der alten Bevölkerung der Schweiz, welche auf Herodot's Beschreibung der Pfahlhöfer der thrakischen Pämöier vollkommen paßte. Seitdem schenkte man der Durchforschung der Seen die größte Sorgfalt, und es sind nicht nur in England, Italien, Deutschland und Frankreich, sondern Dank den Bemühungen der Wiener „Anthropologischen Gesellschaft“ auch in den herrlichen Seen Oesterreichs Pfahlbauten aufgefunden worden, wie sie noch heute zu Salomil und am Presbair in der Türkei, zu Tschertak am Don, im Norden Südamerikas, in Ostindien, ferner bei den Tasjapölkern, Papuas und anderen zu sehen sind.

Um die ausgezeichnete Beschreibung der Schweizer Pfahlbauten haben sich neben Keller ganz besonders Troyon, Jahn, Uhlmann, Desor, Morlot, Kitzmeyer und Herr verdient gemacht.

Beinahe in allen Seen der Schweiz sind zahlreiche Pfahlbauten gefunden worden. Ihre Anlage und Bauart ist bekannt. Nur die große Sicherheit, welche ein solcher Pfahlbau gewährt, kann die Mühe erklären, welche auf denselben verwendet wurde. Trifft man noch auf Vorneo und an anderen Orten, traf ich doch selbst bei den Schwäben der Türkei, auch auf dem Vande, ähnliche Bauten, um die Vorräthe gegen die Angriffe der Thiere zu schützen.

Der etwas entfernt vom Ufer eingerammte Unterbau der Schweizer Pfahlbauten wurde oft durch Anschlägung noch widerstandsfähiger gemacht und stand mittelst einer beweglichen Brücke mit dem Festlande in Verbindung. Die Pfähle der älteren Bauten waren beinahe noch einmal so stark als jene der jüngeren, und die ersten allein mit der Steinart zu fällen dürfte nicht leicht gewesen sein, gewiß wurde dies durch Feuer bewerkstelligt. Die Pfähle der Bauten im Bronzealter sind reichlich mit Metallspänen zubeauen. Sie wurden 1 bis 5 Fuß tief in den Schlamm getrieben und

ragten 4 bis 6 Fuß über Wasser empor, dürften somit 15 bis 30 Fuß durchschnittliche Höhe gehabt haben. In einer einzigen Ansiedlung zu Bängen wurden etwa 50,000 Pfähle vorgefunden. Die Hütten der Pfahlbaubewohner mochten größtentheils freitragend gewesen sein, wie dies Troyon scharfsinnig aus Resten der innern Leinwandverkleidung schloß, in welcher die Pfähle ihren Abdruck zurückgelassen hatten. Er berechnete ihren Durchmesser auf 10 bis 15 Fuß. Gewiß hat es aber auch viereckige gegeben.

Die Errichtung der Schweizer Pfahlbauten fällt, den aufgefundenen Geröthen nach zu schließen, sowohl in die Stein- als Bronzezeit und ihre Zerstörung wurde durch Brand herbeigeführt. In kleineren Seen und Mooren, zu Moosdorf, Kobenhäusen, Baumyl und anderen Orten bedeckt eine dicke Torfschicht deren Altstätten. In den großen Seen, wo die Wasserbewegung eine lebhaftere, findet man die Geräthe und animalischen Reste nur von einer leichten Schlamm- schicht bedeckt oder so frei, als wären sie erst heute zwischen die Pfähle hineingefallen. Die Gegenstände sind dann höchstens von einem Anfluge tothelaurer Raltes libzogen.

Lubbock giebt die sehr interessante Schilderung eines Pfahlbaues, den er in dem Lormoore bei Baumyl mit Oberst Euter besuchte, und den Durchschnitt eines solchen zu Niederwyl (S. 183). Man fand zu Baumyl an 500 Steinäste, Weillsipen, Obsidianspäne, Steinhämmer, Schleif- und Schleuderscheine, knöcherne Werkzeuge, Thonfächer und zahllose Knochen; jedoch keinen einzigen Metallgegenstand. Zu Moosdorf wurden 3300, zu Bängen 5800, zu Concise aber an 25,000 verschiedene Gegenstände, darunter sehr viele Reste von Serpentin, Diorit und Obsidian, seltener von Nephrit, ferner zahlreiche irdene Spinnwirteln und Kornquettscher ausgehoben. Die Gefäße tragen sämtlich den primitivsten Charakter der Steinzeit.

Die Thiere lieferten den Pfahlbauemischen Nahrung und Kleidung. Neben den Fellen hatten sie aber auch grob gewebte Stoffe aus Flachsfasern und Stroh. Haas, dessen auch die Bibel nie erwähnt, wurde nicht aufgefunden. Herrn Kitzmeyer verdanken wir zumist unsere nähere Kenntnis der Pfahlbauersauna in der Summe von etwa 70 Wirbelthieren. Er fand, daß unter den bunt durch einander geworfenen Resten wilder und zahmer Thiere jene der Ruh und des Uelchirs am häufigsten vorkommen und zwar ist letzterer in den älteren Ansiedelungen vorwiegend. Nächst dem Uelchir kommt das Schwein ziemlich vor und auch der Fuchs, Viber, Marder, Igel, Dachs, das Reh und andere Thiere wurden häufig erlegt. Die Gesamtmenge der wilden übertrifft weit jene der zahmen Thiere. Zu den Hausthieren zählten: Döse, Kuh, Pferd, Schaf, Ziege, Schwein und Hund, welcher unseren Jagd- und Wadthel- hunden gleich.

Die meisten Knochen tragen deutliche Spuren, daß man sie gespalten hatte, um das Mark zu verzehren. Auch bei jenen des Fuchses war dies der Fall; denn wie heute noch die Grönländer und andere Völker scheinen auch die Pfahlbaubewohner in der Noth wahrscheinlich ihn dem Felsen vorgezogen zu haben. Von diesem wurden mindestens keine Reste vorgefunden und eben so wenig von unserer Maus, Fuchsratte, Rabe und dem Huhn. Ueber alle diese und andere Thiere der Pfahlbauten gab Kitzmeyer die interessantesten Aufschlüsse und Lubbock folgt diesem ausschließlich. Nur bei dem Torfschwein und dem gezähmten Urochsen stellt er ihnen die manchmal abweichenden Ansichten von Schütz, Quatrefages, Dantlins, Darwin und Anderen gegenüber. Die Fauna der Schweizer Pfahlbauten weicht von jener der Flußfischablagungen durch das Fehlen des Mammuth, Rhinoceros, Moskauochsen, der Höhlenpöne und des Reithieres

ab und ebenso von der heutigen durch das Verschwinden des Auerdachs, Wiesel, Fien, Firschen, Wildschweins und durch das häufigere Vorkommen des Bären, Dachses, Wibers u. s. w.

Aus den geistvollen Ausführungen Rüttemeyer's und Herr's geht der allmähliche große Umschwung in Verus und Lebensweise der alten Pfahlbauer hervor. Wir sehen, wie sie aus Ägern zu Hütten und später zum Ackerbauvollsich aufschwangen. Von Selbstbräuten haben sie 3 Weizen, 2 Gerste und 2 Hirsearten gelant. Die Körner wurden zwischen Steinen zerquetscht und angefeuchtet verzehet. Man fand aber auch Brot in kleinen Leiden. Ackerbaugeräthe fanden jedoch bisher nicht zum Vorschein. Von Früchten wurden sonst noch Erbsen, Bohnen, Haselnüsse, dann Himbeere- und Brombeere, Aepfel (theilweise zum Wintervorrath in Schnitten getrocknet), Pflaumen u. s. w. gefunden. In Asten wurden 115 Pflanzenarten bestimmt. Es ergab sich, daß die wilden Arten dieselben von heute seien, während die cultivierten von den gegenwärtigen durch kleinere Samen und Früchte abwichen. Koggen und Daser wurden nicht gebaut; letzterer nur von den Pfahlbauern der jüngeren Zeit.

Die Pfahlbauten der Bronzezeit stehen meistens in tieferm Wasser und etwas entfernter vom Seerufer als jene der Steinzeit. Die Zahl der aufgefundenen Metallgegenstände ist bereits ungeheuer angewachsen. Sie werden in den vom Feuer zerstörten eben so häufig, als selten in den vom Feuer verschonten Bauten aufgefunden. In Oberst Schwab's nach Tausenden zählender äußerst streng classificierten Sammlung kommen unter den Funden am häufigsten Haarnadeln vor, dann abwärts steigend: kleine Ringe, Ohrhinge, Nieten, Fischangeln, Messer, Spinnwirteln, Geller, Sichel und Schmalzladen. Die oft sehr schön gearbeiteten Ausrüstungen unter den letzteren sollen nach der Vermutung einiger Archäologen als Opfer den Göttern des Sees dargebracht worden sein. Obwohl dieser Cultus bei den alten Galliern, Germanen und anderen erwiesen ist, und obgleich ich selbst in Oriente, wie Lubbod in Schottland, den Quellgeistern

Münzen opfern sah, ist der Secutus bei den Pfahlbauern doch nicht genügend erklärt.

Uebrigens konnte der Mensch der Pfahlbauten wegen der seltenen Funde menschlicher Gerippe bis heute nicht ausreichend studirt werden. Nach Trogon gehörten die Menschen der Schwerer Bronzezeit Pfahlbauten einer andern Race als jene der Steinzeitbauten an. Er hält sie für die eigentlichen Celten und schreibt ihnen die Gatte der Leichenverbrennung zu. Dr. Keller betrachtet aber im Uebgenheil die Bronzezeit nur als eine fortgeschrittene Culturentwicklung eines und desselben Volkes und auch Lubbod theilt diese Ansicht.

Gegen das Ende der Bronzezeit werden die Pfahlbauten wohl seltener errichtet worden sein und mit Beginn der Herrschaft des Eisens, die heute mächtiger als jemals fortwährend umgestaltet auf alle Gewohnheiten wirkt, war ihre Epoche vorüber. Genau aber den Zeitpunkt des Beginns und Endes der Pfahlbauten angeben, erscheint unmöglich und alle Conjecturen hierüber sind nutzlos und vergeblich. Während die junge Wiener „Anthropologische Gesellschaft“ die vorhistorische Erforschung Oesterreichs erfolgreich mit der Entdeckung von Pfahlbauten in den Seen der östlichen Alpen getränkt und nunmehr auch frische Impulse für die Erforschung des ganzen europäischen Oflens giebt, datiren die großartigen Anstrengungen der amerikanischen antiquarischen Gesellschaft und der jüngeren „Smithsonian Institution“ zur Aufhellung der vorgeschichtlichen Zeit Amerikas weit zurück. Zahlreiche Unternehmungen zu diesem Zwecke, wie jene von Caleb Atwater, Squier und Davis, Lapham, Haven und Anderen, sind durch diese Vereine ermöglicht oder doch gefördert worden. Sir John Lubbock versuchte es in einem besondern Capitel seines hier warm empfohlenen Werkes, die verschiedenen Arbeiten der genannten und anderer Forscher zu einem anschaulichen Bilde der nordamerikanischen Alterthümer zu vereinigen und die oft sehr weit auseinandergehenden Ansichten der Archäologen, z. B. über die Bestimmung der höchst merkwürdigen „Thierhügel“, zu beleuchten.

Hermann Bamberg's Rückreise von Samarkand nach Europa *).

I.

Gegen Westen, gegen Westen! Wie voll des süßen Jaubers waren doch diese Worte für mich zur Zeit als ich, Podbara und Samarkand, dem Dru und den Steppen, diesen Idealen meiner Jugend, den Rüden wendend, meine Rückreise antrat. Wohl war der Strauch, der auf der Strecte von der alten Residenz Timur's bis zur heiligen Capitale Chorofans meiner wartete, noch viel zu gestrichlich, um in Gedanken mich im Bilde schöner Hoffnungen schaukeln zu können. Die Mittelasiaten, denen meine Reizegenossen zur Zeit der Trennung mich übermüthig hatten, waren eher meine Schutzbesohlen als meine Beschützer. Sie betreten nun dieses Mal zuerst den Weg der langen Wanderungen, und da ich in Erfahrungen viel reicher war als sie, so bestimmte mich schon eine in den ersten Tagen auf der Steppe zwi-

schen Kaschi und Kerti abgehaltene Verathschlagung zum Leiter der Bettlercarawane. Ob ich dieser Würde wohl gewachsen war, wird der gereigte Leser nicht bezweifeln. Unverschämtheit, hartnäckige Jährlinglichkeit, ein schmutziges, ekelregendes Aussehen, der unerhörtpöhlliche Vorrath von Hymnen des Lobes und der Hühn der Verwünschungen und alle übrigen Attribute, welche zu diesem Gesckafte nöthig sind, waren bei mir reichlich vorhanden. Und wenn ich auf meinen Stab gestützt, mit der Dermischaft, einer verdorrenen Waffe zur geistigen Bekämpfung des Teufels, unheroisirend, in tiefer Baritonstimme mein „Sewab Lillah“ (thut Gutes im Gotteswillen) ertönen ließ, da hätte ich gern den verstorbenen Söhner oder Weizsäler gesehen, der mir oder meiner Gesellschaft den gewinnlichen Dolus verlagte hätte!

Schade, daß auf der Strecte nach Perat sich kein Photograph vorband, um mich so à la tête meiner Colonne abzuconterfeien. Und ferner, selbst meine Ausfäusung verdient eine nähere Beschreibung. Den sorgfältig rasirten Kopf bedeckte ein immenser Tarban von mehr als sieben

*) Der „Derwisch“ hat seine Wanderung von Konstantinopel nach Podbara und Samarkand in drei früheren Nummern dieses Bandes, „Globus“ XXV, Nr. 9, S. 171; Nr. 13, S. 201 und Nr. 14, S. 218 geschildert. Im vorliegenden Abschnitt begleiten wir ihn vom Serassidan bis an die Thems und die Donau.

Elfen Zeug, der bei Tag als Sonnenschirm, in der Nacht als Polster diente. In seinen Falten wurden Zahnhocher, Nadeln und Zwirne, die aus einem feineren Stilk Holz bestehende Zahnbürste und sonstige Kleinigkeiten aufbewahrt; während das eine auf eine halbe Elle lang beim Gebete an der linken Schulter herabhängende Ende des Turbans die Stelle eines Handtuchs, Schweißtuches und sonstiges vertrat. Der Kaden blieb bis nahe an die Schulter unbedeckt. Den Körper bedeckten erstens aus grober Feinwand verfertigte Unterleiber, die, da ein Wechsel unmöglich war, mit der Zeit aus zoologischen Rücksichten weggeworfen werden mußten. Ueber diese kamen eins, zwei, ja wenn klimatische Umstände es erheischten, drei lose, jadenähnliche Kleidungsstücke und über diese die Dschubbe, das Oberkleid, oder Krönungsstück des Derwischanzuges. Wie diese beschaffen sein und welchen Zuschnitt sie haben muß, darüber ist von mir schon anderswo gesprochen worden. Sie war aus Fellein der verschiedensten Farben und der verschiedensten Stoffe zusammengesetzt, zeigte an vielen Stellen die Waite, die Wolle und das Kamelhaar, welches als Futter dienen sollte und war am untersten Ende am Krage so zerlegt, so zackig, daß selbst der gewandteste Kleiderkennner sie nicht für ein einheitliches Stück gehalten hätte. Die Beine vom Knie bis zum Knöchel blieben nackt. Der Fuß war entweder in plumpe Schuhe oder in grobe Stiefel gehüllt, die dann mit Riemen befestigt wurden. Ueber diesem Costüme war links auf der Brust der Koran, rechts der Brotsack und die Theetanne aufgehängt. Als Fährer erhielt ich außerdem ein rosiges Schwert, das auf dem weiten und biden wolleinen Gürtel, dem besten und nützlichsten aller Kleidungsstücke, umgeschwungen wurde. Wer unbewaffnet auf dem Wege stirbt, kommt unbedingt in die Hölle, so heißt es in den Sagungen des Islam. Man vergewaltigte sich nun zu diesem Costüm die Hautfarbe eines monatelang Tag und Nacht unter Sonne und Kälte dem Staube und Thau stets ausgelegten Reisenden, fügte noch den stieren Blick und das fleischlose Beingeirippe hinzu und man wird so ziemlich einen Begriff bekommen, selbst ohne Beschreibung's theilweise auch im „Globe“ mitgetheilten Meisterbilder gesehen zu haben, wie ein Derwisch aussieht und wie ich selber auf meiner Rückreise nach dem Westen ansah.

Und wird man mir es wohl glauben, wenn ich sage, daß jene Tage, abgesehen von dem Gefühl der glückselig überstandenen Gefahr und von der süßen Hoffnung auf eine ruhmvolle Rückkehr nach Europa, für mich so unendlich viele Reize hatten? Der Nomade unter seinem Zelte, der Kaufmann neben seinen Waarenballen, der ausgeführte Kadi, der vornehmste Beamte, ja selbst der Hüft mußte meinem Ja! Ja! Ja! ein geduldisches Ohr leihen, mußte so lange die Hand auf dem Harte halten, bis ich mein Gebet beendet, und sofort die Hand zum Spewen ausstrecken, wenn ich mein „Senab Vilah!“ ausrief. Der blinde Aberglaube und die unwillkürliche Furcht vor Bettlern und Wahnsinnigen haben im alten classischen Asien den Derwisch zum König gemacht, und die Wacht seiner Stellung ist nicht nur seinem eigenen Ich ersprießlich, sondern er kann auch Anderen damit nützlich sein. Als in Meymene zwei unserer Reisegefährten als entronnene Sklaven verdächtigt und festgenommen wurden, da brauchte ich mich bei dem Tyrannen nur zu zeigen, und sofort wurden sie freigelassen. Und ist es etwa zu verwundern, wenn das Gefühl einer solchen Sicherheit, einer solchen Allmacht und Freiheit den schon vollkommenen Derwisch, wie ich es damals war, über die kleinlichen Entbehrungen der materiellen Lage weglegend, in Erstasen erheben?

Dieser Glanz des Derwischthums strahlte aber nur in

demjenigen Mittelasien, das zur Zeit meiner Reise noch in unverfälschtem Lichte vergangener Jahrhunderte sich besah, zu dem der abendländische oder überhaupt fremder Einfluß von nirgend her bringen konnte; er nahm ich in der That noch so aus wie etwa zur Zeit der Abbasiden im westlichen Asien. In Afghanistan bemerke ich eine bedeutende Abnahme des heiligen Schimmers meiner Bettlertrone. Das Schreien, das Donnern, der Hohnstos, alles war vergeden. Ich erhielt nichts, ja wurde obenreiter von den Bollweimen gebrandschöpft und bis auf die Haut durchsucht. O, welch bittere Tage, hatte ich unter diesen in europäischer Soldatenehaltung mit Tschako und Patronentaschen einherparadirenden Afghanen zu erleben!

Trotz meiner bekannten Episode mit dem jungen Prinzen in Herat bleiben die sechs Wochen, welche ich in dieser Stadt zubringen mußte, mir unvergänglich. Wie freudig durchbeute mich der Gedanke, mich in der Nähe Persiens, dieser Abgrenze des europäischen Einflusses, zu befinden! Trotzdem das stilles Persien, was die Sicherheit seiner Straßen und die Kaufkraft seiner Denomoren anbelangt, noch sehr an Turkestan erinnert, so schien mir letztgenanntes Land dennoch als jene Pforte, durch welche ich zum völligen Ende meines Abenteuers und zum Anfange der freudigen Anerkennung gelangen sollte. Daß ich nun vor dieser Pforte wochenlang lagern mußte, daß mir, der mit fieberhafter Ungebuld sich nach Europa sehnte, unendlich weh. Um das Unglück meiner Lage zu vermindern, mußte ich hier die härtesten Entbehrungen ertragen. Es fehlte mir buchstäblich an Brot, um meinen Hunger zu stillen; an Kleibern, um mich gegen die Kälte der Herbstabende zu schützen, und ich hatte oben drein mit dem Fanatismus der unwissenden Afghanen einen harten Kampf zu bestehen, um dessen Ausgang ich wahrlich besorgt zu sein anfang. Um möglicherweise sicher zu sein, hatte ich die Höhle des Könen selber aufgesucht, indem ich eine schumrige, halb verfallene, thür- und fensterlose Zelle desjenigen Karawanenraies bezog, wo sich nur Afghanen aufhielten. Die überwiegende Majorität derselben sah mich als verkappten Engländer an, und nur einige bigotte Leute aus dem Stamme der Pohanis, die mit dem äußerlichen Glaubensbekenntnisse sich zufrieden gaben, gewährten mir einigermaßen Schutz.

Höchst interessant waren die Stunden, welche ich auf der mitten im Hofe sich erhebenden Terrasse, die als Moschee diente, in Gesellschaft der Bettenden zubringen mußte. Die Zweifler sahen mich mit grimmigen, verdächtlichen Blicken, die Wuth flammte ihnen aus den Augen, aber thatsächlich durften sie mich dennoch nicht beleidigen, da nach Vorschriften des Islam der Mensch nur die offene That, Gott aber selbst den geheimen Gedanken zu beurtheilen vermag. Außerhalb dieses heiligen asylartigen Ortes hätte es so Mancher versucht, sein Wüthchen an mir zu kühlen.

Wenn ich auf dem armenigen Strohlager mit Rectüre beschäftigt lag, hatten oft einige Afghanen, die selbst im Negligé ein ganzes Arsenal von Waffen mit sich schleppen, vor meiner Thür sich eingefunden und mich mitunter mit folgender Conversation regaliert. A. sagte: „Ich wette, das lahme Bein ist ein Werk meiner guten Schiltpurper Hinte; ich habe in Lahore einige der gelbhaarigen Hunde in die Hölle geschickt, andere sind mit zerbrochenen Gliedern davongelaufen. Unter Letzteren muß auch er gewesen sein.“ B. sagte: „Ich bin doch neugierig, wie viel Tausend Rupien dieser Schurke für seinen Spionierdienst erhalten mag. Ihr erinnert Euch noch wohl des kleinen zusammengekrümpften Menschen, der in Bodara zehn Jahre lang Ordnung verkaufte, und nun als Statthalter von Peshawar mit goldbetretem Anzuge auf stattlichem Rosse einher-

parabirt.“ C. sagte: „Sein Glück ist, daß Schir Ali Can (Vater vergibt ihm seine Sünden) ein Knecht der Ungläubigen geworden ist, und nun alle Kaffirs beschützen muß; sonst hätte ich ihm mit meiner braven Klinge früher ausgehakt, bevor er vom Gooorne Dschornel (so nennen sie Governor General) seinen Lohn empfängt.“ So ging es fort in allen möglichen Variationen, ohne daß ich in irgend einer Weise Aufmerksamkeit, geschweige denn Furcht derauhen durfte; Furcht, die, wie ich schon früher bemerkt, auch nicht gerechtfertigt gewesen wäre. Demungeachtet war diese Lebensweise für mich überaus drückend, und ich suchte mich in der That überfällig, als ein schließlicher Vollstrecker des Derau mir ein leicht bedacktes Maulthier in seiner sich nach Mesched begebenden Karavane vermietet hatte, in der Hoffnung, daß ich in letztgenannter Stadt ihn begrüßen werde.

Dieser Wanderzug nämlich von der Derau nach Mesched, obwohl nur zwölf Tage lang, war aber auch eine würdige Schlusskneipe meiner mit unsäglichen Strapazen und Leiden verbundenen Reise. Es war schon Anfangs November und aus dem Hochlande, welches Stran von Wittelassen trennt, schon alles steinest gefroren. Wie ich es ausschiel, mit meiner spärlichen Bekleidung bei mehreren Erdben Kälte die Nacht im Freien zuzubringen, ohne den Körper durch warme Speise erwärmen zu können, erregt fürwahr nun meine eigene Verwunderung. Ich erinnere mich, eines Morgens die Füße meines Oberkleides fest an die Erde gefroren gefunden zu haben. Jemand hatte aus Rauthölzen oder Nachläufigkeit die neben mir stehende Wasserkanne umgeworfen; und erst nachdem ich die Eischollen vom Boden aufgerissen hatte, konnte ich mich vom Lager erheben. Die Afghanen, die ne-

ben mir in guten Felsen eingewickelt lagen, lachten über meine Verlegenheit, und hatten, als ich gegen Mitternacht zähnelappend und eine überflüssige Pferdebede gebeten, dieselbe gethan. Brauche ich wohl zu sagen, daß der erste Schimmer der reich vergoldeten Kuppel auf der Moschee des Innam Niga in Mesched gleich dem Strahlenmutter himmlischer Freuden mir entgegen lächelte?

Ja, meine damalige Gemüthsstimmung wäre eben so schwer zu beschreiben, als die Gefühle, in welchen ich mich während des Ausgangspunktes meiner abenteuerlichen Fahrt befunden hatte. Auf den langwierigen Märchen durch Chorasan, deren Länge der Perse mit dem nimmer enden wollenden Trausch der alten Weiber vergleicht, wurde ich von diesen freudigen Gefühlen in die heiterste Gemüthsstimmung versetzt. Wie die Leser meiner Reisebücher wissen, ward ich durch die Güte des Statthalters von Chorasan vom Bettelverwich in einen halb bemittelten orientalischen Reisenden verwandelt. Ich hatte gute Pferde für mich und meinen Begleiter, den Rungater Dzegen, der sich schon in Badkha mir angeschlossen. Ich hatte Waffen zu meiner Vertheidigung, obwohl solche gar nicht nöthig waren, und als ich Lieblingsarten bekannter Opren trillierend im schaulen Gange meines Pferdes immer gegen Sonnenuntergang eilen konnte, da schwand die Erinnerung an die vergangenen Mühseligkeiten und Gefahren mit unglaublicher Schnelligkeit mir aus dem Sinne. Und ist es nicht merkwürdig, daß mit jedem Schritte der Annäherung ans heiß ersehnte Ziel auch die Freude über den glücklichen Ausgang meines jedenfalls gewagten Unternehmens sich zu vermindern anfing!

Endlich sichere Spuren von Ludwig Reichardt aufgefunden.

Seit dem dritten April 1848 war unser Landmann Reichardt verschollen. Fast in jedem Jahre haben australische Reisen die sich bemüht, Spuren von ihm aufzufinden und mehr als einmal glaubte man auf der richtigen Fährte zu sein. Aber Sicheres wurde nicht ermittelt und bis vor Kurzem waren wir über das Schicksal des kühnen Mannes und seiner Gefährten im Ungewissen geblieben.

Heute, am 1. Mai 1874, sind für uns alle Zweifel geschwunden; es ründet uns nur daß die Kunde, welche Hume mitgebracht hat, nicht durch den Telegraphen nach Europa übermittelt worden ist. Ferdinand von Hochstetter, Präsident der Wiener geographischen Gesellschaft, theilte derselben in der Sitzung vom 28. April mit, daß man nun über Reichardt's Schicksal ins Klare gekommen sei; er berief sich auf „ein dem Derau übermitteltes Telegramm“; — wahrscheinlich ist der „Sydney Herald“ gemeint; — doch finden wir in der Notiz, welche die „Neue freie Presse“ vom 29. April giebt, kein Datum.

Der „Herald“ schreibt: „Andrew Hume, der 1872 von der Neuholländischen-Regierung zu Sydney ausgesandt wurde, um die Spuren Reichardt's aufzufinden und wo möglich Ueberbleibsel von seiner letzten Expedition zu entdecken, kam im Februar dieses Jahres (— 1874 —) nach Brisbane (— der Hauptstadt von Queensland —) zurück. Er berichtet, daß er im Quellgebiete des Stewart Creek den Reiseführer Reichardt's, Claffen, welcher bei der Expedition der Zweite im Commando war, noch lebend bei einem Trupp Australinger angetroffen habe. Ferner erz-

ählt er, daß er einige Zeit mit Claffen zusammen geblieben sei und daß ihm dieser in deutscher Sprache Einiges über das Schicksal der Expedition niedergeschrieben habe. Claffen berichtet folgendes: Während er sich entfernt hatte um Wasser aufzusuchen, sei unter den Begleitern Reichardt's eine Meuterei ausgebrochen und diese hätten nach einem heftigen Streite mit ihrem Führer diesen verlassen. Als Claffen zurückkam, habe er Reichardt bewußtlos gefunden; die Meuterei hatten Zelte, Pferde und die gesammte Ausrüstung mit sich genommen. Am fünften Tage nach der Meuterei sei Reichardt gestorben. Claffen bemerkte, er könne den Punkt, an welchem Reichardt's Ueberreste liegen, genau bezeichnen. Die Schwarzen erzählten, daß Reichardt's Leute sich nach dem benachbarten Districte von Ebaustralien durchgeschlagen wollten, sie seien aber auf dem Wege dorthin von den Eingeborenen erschlagen worden. Hume hat Reichardt's Quadranten, seine Uhr und etwa 75 Seiten seiner Notizen mitgebracht.“

So lautet der Bericht, welchen Hochstetter aus dem „Herald“ mittheilte. Demnachst werden wir wohl Näheres erfahren und da die Australier keinen Humberg zu treiben pflegen, können wir Hume's Bericht bis auf Weiteres als wahr annehmen; wenn derselbe in der That Quadranten, Uhr und Tagebuchnotizen mitgebracht hat, schwanden alle Zweifel.

Die Australier sind stolz auf unsern Landmann und es magt ihnen alle Ehre, daß sie seit einem Vierteljahrhundert unablässig bemüht gewesen sind zu ermitteln was aus Reich-

hardt geworden sei. Endlich haben diese Bemühungen Erfolg gehabt.

Ludwig Leichhardt war am 23. October 1813 in Trebich bei Vreslow in der Mark geboren; er studierte in Göttingen Sprachwissenschaft, später in Berlin Naturwissenschaften und im Jahr 1841 ging er nach Australien, wo er zunächst von Sydney und der Moretonbay in Queensland aus kleinere Wanderungen unternahm, um sich zu größeren vorzubereiten, die er in den Jahren 1844 bis 1846 machte. Das Tagebuch über diese ist im Jahr 1851 in Halle erschienen; als Einnahme trägt dasselbe aus Göthes Ophologie die Verse:

Die Wälder brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde.

Und diese wahren Worte passen auch für ihn. Ganz richtig ist schon vor Jahren gesagt worden, daß dieser stramme Deutsche aus der Mark mit den geringsten Mitteln Großes geleistet habe. Nachdem er sich mit der Beschaffenheit Australiens bekannt gemacht hatte und auf seinen Streifzügen von Newcastle und Newcastle bis zur Moretonbay etwa 2500 englische Meilen zurückgelegt hatte, entließ er sich, von Sydney aus mit eigenen Mitteln und mit Unterstützung seiner Freunde das Problem einer Ueberlandreise von der Nordküste bis nach Port Essington an der Nordküste, an der Coburghalbinsel, welche von der Paracurasee bespült wird, zu lösen. Ein solches Unternehmen galt damals in Australien für Aueras gemacht und aussichtslos; selbst von den Kanzeln wurde wohlmeinend gepredigt, daß Leichhardt Gott nicht versuchen und sich nicht in die äußerste Lebensgefahr bringen möge durch ungerethene Ruhmsucht; wer sein Unternehmen unterstütze, begünstige einen Selbstmord. Aber trotz alledem verließ Leichhardt am 13. August 1844 Sydney mit nur fünf Begleitern, und schiffte nach der Moretonbay, an welcher Brisbane, die Hauptstadt des heutigen Queensland, liegt, das damals noch einen Theil der Colonie Newswales bildete. Dort schlossen sich noch vier Freiwillige ihm an, und die auf sieben Monate mit Lebensmitteln ausgerüstete Expedition trat zu Ende September ihre Wanderung in die unbekannte Wildnis an. Leichhardt hatte weiter nichts als einen Sextanten, einen künstlichen Horizont, einen Chronometer, einen Handcompas und Arrowsmith's Karte von Neuholland. Auf seinem Zug in der unbekannten Einöde entbehrte er viele Hülfen, z. B. den Dawson, den Wadengie, Burdell und Mitchell, drang bis an den Carpentariarufen vor, erlitt dort einen Ueberfall von Seiten der Schwarzen, bei welchem einer seiner Gefährten, der Naturforscher Gilbert, sein Leben verlor. Aber nachdem er dreizehn Monate auf der Wanderung gewesen, hatte er sein Ziel erreicht; er war am 24. December 1845 in Port Essington.

Wir wollen hier bemerken, daß die Engländer damals

auf diesen Punkt großen Werth legten. Der Hafen war um 1820 von Captain King entdeckt worden und man hielt ihn für geeignet zu einer Niederlassung, weil er den Mouten nahe liege. Die Engländer nahmen dann 1824 die Nordküste zwischen 129° und 135° E. in Besitz und bauten an Port Essington ein Fort. Die Niederlassung wollte indeß, schon des ungelunden Klimas wegen, nicht gedeihen und im Jahr 1849 wurde sie aufgegeben.

Als Leichhardt nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren plötzlich und wohlbehalten wieder in Sydney anlangte, wurde er mit Geisterfeier empfangen; man hatte ihn schon in den Tod gerechnet. Die Australier wußten seine großartige Leistung vollkommen zu würdigen und sind ihm dankbar für dieselbe geblieben bis auf den heutigen Tag. „Der Deutsche Leichhardt is our pride,“ sagen sie.

Diese Anerkennung, der glückliche Erfolg und die Liebe zur Wissenschaft reizten ihn an zur Ausführung eines andern noch großartiger entworfenen Planes. Er wollte den Schleier lüften, welcher damals noch über den größten Theile des australischen Festlandes lag. Was eben jetzt, unter bei weitem günstigeren Verhältnissen — denn es gab keine Telegraphenstationen, auf die ein Reisender hätte zurückfallen können, und die Schafweiden, die Kunst der Squatters, reichten noch nicht ins Innere — was, sagen wir, jetzt eben Warburton gegliedert ist, das wollte Leichhardt, aber in viel weiterer Ausdehnung, unternehmen. Für ihn handelte es sich darum, den ganzen Continent von Osten nach Westen, vom Großen bis zum Indischen Ocean zu durchziehen und in Westaustralien den Schwanfluß zu erreichen. Unterwegs wollte er die von Sturt entdeckte Wüste untersuchen, die Nordwest- und Westküste erforschen, an Flüssen, deren Mündung er finden würde, aufwärts gehen und insbesondere die Ueborgänge der Vegetation und des Thierlebens von Osten nach Westen beobachten. Die Zeitdauer für dieses Unternehmen veranschlagte er auf etwa dritthalb Jahre.

Dasselbe wurde als ein „Unmögliches“ betrachtet und diesmal war ihm das Glück von vornherein nicht so günstig, wie bei seiner früheren Expedition. Als er 1847 am Wadengie angelangt war, rannten seine Ochsen fort und er mußte umkehren. Aber bald nachher, 1848, verließ er wieder die Moretonbay und schlug von den ängstlichen damaligen Niederlassungen im Nordwesten die Richtung nach den Kigroy Downs, dem Abundanceberge und dem Hochplateau Mitchells ein. Als er etwa 300 Miles vorgedrungen war, mußte er abermals umkehren. Aber er dringt dann zum dritten Mal in die Wildnis; Briefe vom 3. April 1848 gelangen nach Sydney an seine Freunde und seitdem war er verschollen, bis wir jetzt durch Dume sein Schicksal erfahren. Auch er ist ein Opfer seiner Liebe zur Wissenschaft geworden, sein Name bleibt hochgeehrt für alle Zeiten.

Aus allen Erdtheilen.

Richard Brenner 4.

Schon als wir vorliegende Nummer geschlossen hatten, erhielten wir die Trauerkunde, daß Richard Brenner, österreichischer Consul in Wien, am 22. März in San-Joaquin gestorben ist. Der „Globus“ verliert an ihm einen treuen Mitarbeiter, die Wissenschaft und der Handelsverkehr einen strebsamen, mit praktischem Geiste begabten Mann, der in der Blüthe seiner Jahre stand.

Afrika hat also wieder ein Opfer aus Deutschland erfordert. Die Reise dorthin, welche in diesem Augenblicke an uns vorüberzieht, ist lang; von Hornemann an, der im Jahre 1800, wir wissen nicht wie, verschollen ging. Köntjen, der 1809 den Versuch machte, von Morosso durch die Wüste nach Timbuktou vorzudringen, wurde ermordet; Burckhardt aus Basel starb 1817 in Cairo; Rümmer 1816 am Rio Kobogge; Vogel, Naturforscher aus Bonn, am unteren Niger im Anfange der vierziger Jahre; Hemperich und Liman aus Berlin 1820;

Oberweg am 1. März 1662; Reiz in Abyssinien 1853; Schönlein in Liberia; von Reimans 1858 in Kairo; Albert Röscher wurde 1860 am Rußbale ermorde; Eward Vogel wurde in Wadai ermordet. Dazu kommen dann noch Karl von der Decken mit seinen Begleitern im Somaliland und Ringelbach. Dazu ist nun auch Brenner gekommen. Hoffen wir, daß unseren Landeskuten, die eben jetzt von der Congo-Mündung ins Innere von Südafrika vordringen, ein günstigeres Geschick zu Theil werde.

Wissenschaftliche Expeditionen nach dem Amu Darja.

Man schreibt darüber der *Algem. Zeitung* am St. Petersburg vom 5. April folgendes. Die von der geographischen Abtheilung der geographischen Gesellschaft organisierte wissenschaftliche Expedition an den Amu Darja soll St. Petersburg gegen Ende April verlassen, aber mit sehr ungenügendem Personal, da es bis jetzt nur gelungen ist, außer dem vom Staat aus Fiskalend bezahlten Topographen einen Meteorologen und einen Künstler für die Expedition zu gewinnen. Dagegen hat sie weder einen Physiologen, noch einen Ethnologen, noch einen Linguisten, noch endlich gar einen Astronomen zur Verfügung, so daß die gelehrte Welt auf die Expedition, welche die Naturforschergesellschaft in diesem Jahr eben dahin abzusenden beabsichtigt, größere Hoffnungen setzt. Ein hervorragender Gelehrter soll aus der geographischen Gesellschaft den Rath gegeben haben, wenigstens mit einem Theil ihrer Kräfte sich der letzten Expedition anzuschließen, der aus irgend einer unergänzlichen Ursache ein größeres Heil für ihre Thätigkeit zugewiesen ist als der geographischen Gesellschaft, indem es der Expedition der Naturforschergesellschaft gestalte ist, auch das trodene Weir des Amu Darja von der Seite des Kaspiischen Meeres zu verlassen, was der geographischen Expedition verwehrt wurde. Natürlich würde auch diese daselbst Ziel erreichen können, wenn sie es zweckmäßig findet, dem Vorhaben ihres Mitglieds Gladowski zu folgen, und aus den Streitereien der Soldatencommandos Nutzen zu ziehen, um das Terrain zwischen dem Kaspien und dem Kaspiischen See zu nivelliren, was ja von hervorragendem wissenschaftlichen und besonders geographischem Interesse ist, da die früheren Arbeiten von Schöglin und Dubamel nach dem Wunsche der Akademie der Wissenschaften unvollständig sind, und überdies das trodene Weir des Amu gar nicht berührt. Die Ausführung dieser Absicht scheint aber vorläufig ins Ungewisse verlagert zu sein, da man in dem Programm der nächsten Sitzung der physikalischen Abtheilung nichts davon findet. Die Expedition der geographischen Gesellschaft war diejenige betrefte deren am meisten an die große Glücke geschlagen wurde, und nun wird ihre Bedeutung factisch auf sehr geringen Maß zurückgeführt werden müssen. Es scheint deshoß auch im Schoße der geographischen Gesellschaft viel Unzufriedenheit und Mißtrauen zu herrschen, so sowohl der Präsident der geographischen Abtheilung dieser Gesellschaft, Baron Chen-Saden, als auch der Secretair, Herr Benjantow, zurückgetreten sind.

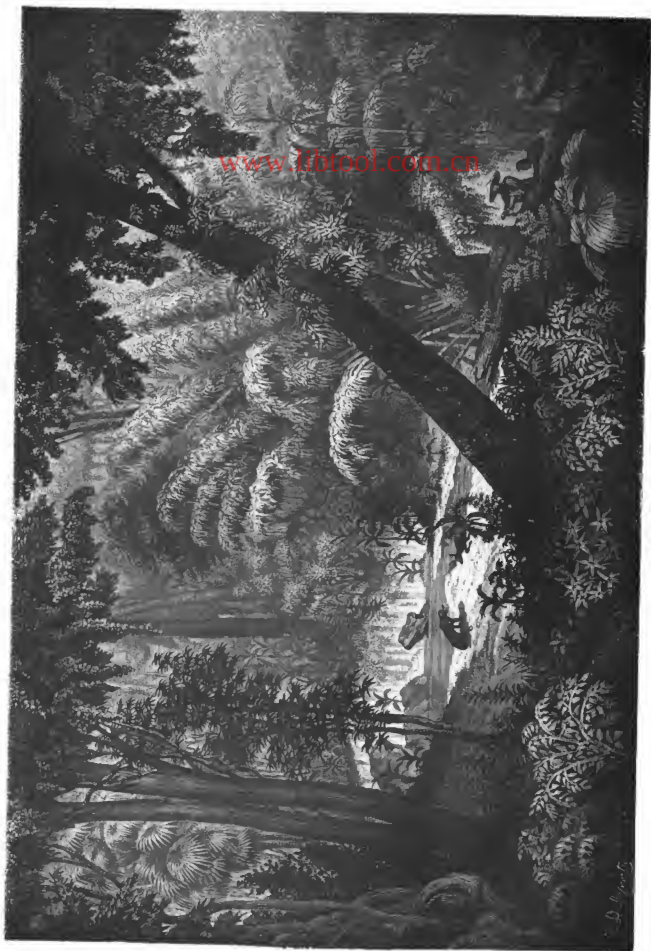
Das Vorstehende ist, wie bemerkt, am 5. April in St. Petersburg geschrieben worden und fand viel länger als einer Woche in unserer Druckerei bereit. Wir lesen nun, daß die Expedition allerdings einen großartigen Plan verfolgt und umfassend ausgeführt wird. Die „Welt“ vom 27. April und die „Allgemeine Zeitung“ vom 29. April berichten ausführlich über die Verhandlungen der Petersburger geographischen Gesellschaft, in welcher am 22. April die endgültigen Bestimmungen getroffen und der Plan festgesetzt wurde. Am 26. April sollte die Reise angetreten werden.

Vorhand ist der Großfürst Nikolai Konstantinowitsch, sein Gefolge der Oberst Skolow und Secretair der Expedition Dr. Moroz; im Ganzen betheiligten sich 25 Personen. Der Befehl und die Aufgabe der Expedition zerfallen in vier Sectionen: 1) Die geodätisch-topographische besteht aus sechs Topographen und einem Hydrographen, dem Capitain-Reute-

nant Subow. Diese Section hat die Aufgabe, eine genaue Aufnahme des Amudettes und des an den Fluß grenzenden Landtrichts, Nivellirung des Raumes zwischen dem Amu und Syr, Aufnahme und Vermessung der Zuflüsse des Amu und einige hydrologische Beobachtungen auszuführen. 2) Die meteorologische Section soll zwei meteorologische Stationen am Amu Darja errichten; die eine derselben, die Hauptstation, wird stündliche Beobachtungen aller meteorologischen Elemente, Bestimmungen des Profils des Amu Darja und Beobachtungen über die Schwankungen seines Niveaus und die Schneefälle seiner Strömung ausführen. Die zweite Station wird stündlichen Beobachtungen ausführen, nur nicht stündlich. Diese Section besteht aus zwei Personen: dem älteren Oberwarter Dezowa, seinem Gehilfen und sieben Oberwarten. 3) Die ethnographisch-statistische Section; die Aufgabe derselben ist: Sammeln von Daten über Zahl und Zusammensetzung der Bevölkerung, Beschreibung des Familien- und des ökonomischen Lebens der Einwohner, Beschreibung und Darstellung der Typen, anthropologisch-medizinische Beobachtungen, Sammeln von Sagen und Geschichten, Bestimmung in historischen Quellen genannter Vorfälle, Erforschung der Ruinen etc. Die Section besteht aus fünf Personen: dem Obersten Skolow, dem Dr. Moroz, dem Obersten Sobolew, dem Künstler Kozin und dem Translater Carlanow. 4) Die naturhistorische Section wird geologische und botanisch-geographische Forschungen zur Bestimmung der Flora und Fauna der orafischen Niederung ausführen. Zu dieser Section gehören der Naturalist Stenow, der Botaniker Smirnow und der Geologe Barbotte de Moray. Außer diesen unmittelbaren Aufgaben wird die Expedition auch über das russische Territorium hinaus, im Ghanat Schahara, am oberen Laufe des Amu Darja Untersuchungen ausführen, wenn die politischen Verhältnisse in Mittelasien keine ernstlichen Hindernisse in den Weg legen. Ein kleiner Theil der Expeditionsmitglieder wird erst später St. Petersburg verlassen, und als Sammelpunkt ist die Stadt Reksinist bestimmt. Der englische Techniker A. Hull wird die Expedition als 26. Mitglied begleiten. Ich darf wohl nicht erst noch erwähnen, daß diese Expedition nicht zu vernachlässigen ist mit der Expedition, welche von der Naturforschergesellschaft ausgerichtet wird und später abgeht. In der geographischen Gesellschaft wurde außerdem noch zum Vortrag gebrocht, daß der Kaiser durch Befehl vom 17. April 10,000 Rubel für eine zweite Expedition unter Leitung des Herrn Tschib zu Zahlung aus dem Reichsfoß bewilligt hat, welche das Land zwischen dem Kaspien und dem Kaspiischen Meere nivelliren und die kürzeste Strecke zwischen beiden Meeren ermitteln soll. Eine dritte Expedition zur Untersuchung des Ujzirt, des Amudetta und des alten Craslaues ist in Vorbereitung. General Gladowski hat dazu aus eigenen Mitteln 3000 Rubel ausgemworfen, und die übrigen Mittel zu beschaffen ist ebenfalls Aussicht. Die Führung dieser Expedition wird der Akademiker Widdendorf übernehmen. Endlich wurde auch noch der Wunsch angeregt, daß die Karawane, welche durch eine Gesellschaft in Moskau, an deren Spitze Gladowski steht, über Persien, Kabul und Afghanistan ausgerichtet wird und die in wenigen Tagen abgehen soll, von einer wissenschaftlichen Autorität begleitet werden möge, und dazu wurde der durch sein Buch über America wohl bekannte Herr Geraschikow, Mitglied der geographischen Gesellschaft, gewonnen. Auch noch Geylon und Birma wird sich ein Mitglied der Gesellschaft, Herr Minjow, zu ethnologischen und culturhistorischen Studien begeben.

Die Eisberge im Atlantischen Ocean.

Von uns in Deutschland hatten wir in der dritten Woche des April des herrlichen Frühlingstages und wahre Sommerwärme, denn der erste Schuß des Polarlichts war bereits vorüber; denn ich wieder kaltes Wetter, theilweise mit leichtem Schneegestöber, eingetreten. Wir erhaschen nun durch Schiffsberrichte, daß die Eisfelder und Eisberge aus dem arktischen



Waldlandschaft am oberen Meise.

Cron in diesem Jahre sich ganz außergewöhnlich früh nach Sibirien hin in Bewegung gesetzt haben. Schon am 1. März bemerkt man von St. Johns aus, daß mächtige Eiseisler nach den Reusenlandsbänken zu trieben. Der Comand. Templer „Colobria“ kam am 7. März unter 43° N. und 50° W. an großen Schneeflecken vorüber, ebenso der deutsche Templer „Triha“ etwa 100 Meilen von diesem Punkte entfernt an drübeln Tagen. Schon am 28. Februar war der Templer „Adoba“ auf 45° N. und 45° W. von solchen Fluten völlig umschlossen worden; er wußte zwei Stunden lang seine Mahline kapten. Wir wissen, daß gelegentlich an den Küsten Ostlands sich ganz ungeheurer Massen von Eis anhäufen, die unter Umständen schon sehr früh im Jahre in Bewegung geraten und nach Süden treiben. Das ist z. B. 1890 von Mar. Clintock beobachtet worden, und damals war diese Anhäufung ungleich größer als in jedem der sechsunddreißig vorhergegangenen Winter. Es scheint als ob in diesem Jahre im hohen Norden ungewöhnlich milde Wetter auf die Gismassen eingewirkt habe; sie sind aufgewandte und von den kalten Polarströmungen durch die Davisstraße und der Labradorküste hin getrieben worden und haben den Nordrand des warmen Golfstroms erreicht.

Dieses so frühe, ganz plötzliche Umdrehen dieser Gismassen in die dunkelgegrünete Region der warmen ostländischen Strömung erklärt vielleicht den überaus frühbaren Cron vom 27. Februar, in welchem eine große Anzahl von Schiffen verloren ging. Man nimmt an, daß die antarktischen Gismassen, welche durch den Gürtel warmen Wassers im Osten von Cap Horn bringen, Umläufe der heißen Crlone in den höheren südlichen Breiten seien. Wenn nun ungeheure Gismassen, welche auf weiten Strecken ihren borealen Lauf über, nämlich die Küst Küste machen, südlich von Neu-Schweden nach den warmen Luft- und Wasserströmungen in Verührung kommen, dann findet eben dadurch eine rasche und sehr starke Verdichtung der Dünste statt, und die Folgen davon sind ein Fallen des Barometers und allemal auch Crlone. Ebenso erklären sich daraus die Schneestürme, von welchen die Schiffe berichten.

Mar. Clintock schildert ein „gefrorenes Lingeuer“, das etwa 250 Fuß hoch war und in der Vossinsbay auf dem 500 Fuß tiefen Meeressande festlag. Viele Schiffe sind auf ihrer Fahrt an Hunderten von kleineren Eisebergen vorbeigekommen, und es gehört eine ganz ungemeine Menge von Wärme dazu, um sie zu zerbrechen und diese erforderliche Wärme wird der umgebenden Luft und dem Wasser entzogen, die Temperatur folglich auch niedriger.

* * *

— Oberst Gordon, welcher dem chinesischen Kaiser im Kriege gegen die Taipingrebellien als Condottiere diente und der nun als Vize-Vater's Nachfolger in die Dienste des Chinesen von Kanton getrieben ist, war Ende Februars in Sualin an der Westküste des Nohlen Meeres. (Dieser Olen liegt nicht, wie deutsche Wälder druden, am obern Nil!) Er wollte von dort nach Perber um ebenen Nil den Karawanenweg nehmen, um hier seine Streifzüge zum Jagd in die wilden Vindhaken zu organisieren. Es heißt, der Vahr el Nidhebel sei jetzt von Chortum bis Gondolero ohne Schwierigkeit zu bejahren. Man hat gewiß guten Grund, nichts darüber verlauten zu lassen, wie es im Lande der Vahr und überhaupt in der Region vom 5° N. bis gegen den Äquator hin ausseht, wo Vater West in Verwirrung gebracht hatte. Was Gordon eigen-

lich dort soll und will, wird erst später ganz klar werden. Er ist, gleich Vater, ein unternehmender und energischer Mann, der vom Chinesen fast unumschränkte Vollmacht hat. —

Die neuesten Nachrichten aus Kairo melden, daß Gordon am 13. März in Chartum eingetroffen sei, von wo er nileaufwärts nach Gondolero abfahren wollte; er hoffte diesen Punkt am 8. oder 9. April zu erreichen. Das Personal seiner Expedition sollte noch den für ihn bestimmten Vorräthen Suez verlassen und sollte über Sualin ihm folgen. Zu seinem Gehören: Major Campbell, Offizier in ägyptischem Dienste; Vinant, Sohn des bekannten Ingenieurs Minant Bey; der Ingenieur Kommand. Gessl als Dolmetscher; der Ingenieur Kommand. H. Russell und Nelson als Attaches; Johann als Naturforscher die Herren Will und Bohndorf. — Von Gondolero will Gordon dann weiter südlich vordringen und das in Vater's Berichten so häufig genannte Kotile zu einem Hauptquartiere machen. Von da bis zum Victoria-Nyanza-See gedenkt er eine strategische Linie von 4 oder 5 Forts herzustellen, in welche er „die in Gondolero zu betrieblen 15000 Sklaven als Besatzung zu verteilen gedenkt.“ Der Sinn dieser Worte ist uns nicht recht klar. Dargestellt wird, es sei seine Absicht, gegen das Reich Unyoro zu operiren.

Die Volksmenge von London betrug zu Anfang des laufenden Jahres 3,356,073 Köpfe. Die Stadt bedeckt einen Flächenraum von 122 englischen Quadratmeilen, und erreicht sich der Thron entlung den Hülsen bis Woolwich, erstreckt im Norden den Hügel von Hamstead Heath und dehnt sich im Süden bis Rormood aus. Die Thronie ist von 17 Brücken überspannt. Auf das Jahr 1873 entfielen 121,000 Geburten, etwa 2285 in der Woche, und nur 14,406 Sterbefälle, also 839 in der Woche.

— Im peruianischen Departement Quaynos sind sehr ergiebige Kohlenlager aufgefunden worden; man findet sie 18 Fuß mächtig und die Kohle ist schöner Antgkeit. Sie sind sofort in Abbau genommen worden und die Verfrachtung ist bequem, da die Gruben an der im Bau begriffenen Bahn von Chumbote nach Quaynos liegen. An der südamerikanischen Westküste war man bisher vorzugsweise auf amerikanische und englische Kohlen angewiesen.

Eine Waldlandschaft am obern Mekong.

Wir haben die Reihe von Schilderungen, welche der „Globus“ seit einigen Jahren über Lager's und Garner's Expedition mitgeteilt, im laufenden Bande unserer Zeitschrift (Nr. 7 bis 10) zum Abschluß gebracht. Unsere Leser werden sich erinnern, wie enthusiastisch die Reisenden häufig die Pracht und Leppigkeit der Wälder im Gebiete des großen Stromes gepriesen haben und wie oft sie ihr Erstaunen über die sonstige Größe der tropischen Vegetation äußerten. Allerdings können sich diese hinterlassenen Umländer vollkommen mit den vielgepriesenen Brasilien messen, gewiß verlieren sie nichts bei einem Vergleiche und der indische Tiger ist gewisser als die südamerikanischen Unzen. Die Illustration, welche mir heute als Nebenband zu früheren Landschaftsbildern bringen, giebt uns eine Anschauung eines Waldes in der Gegend zwischen Kong Lay und Pal Lay am obern Mekong, nach einer an Ort und Stelle von Topographen entworfenen Zeichnung. Wir sehen den Europäer in Begleitung einiger Vasallen tief im Innern des Waldes auf der Jagd nach einem Tiger. (S. S. 335.)

Inhalt: Jährlänge an der afrikanischen Westküste. II. (Mit vier Abbildungen). — Graf Milsted über die afrikanische Korpskorpsexpedition Wepprecht's und Vater's. — Die Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit. Von B. Renik. III. (Schluß). — Hermann Vamberger's Rückreise von Samarland nach Europa. I. — Endlich wieder Spuren von Ludwig Reichardt aufgefunden. — Aus allen Erdtheilen: Richard Brenner f. — Wissenschaftliche Expeditionen nach dem Amu Daria. — Die Eiseberge im Atlantischen Ocean. — Vergleichenes. — Eine Waldlandschaft am obern Mekong. (Mit einer Abbildung). — (Schluß der Redaktion 3. Mai 1874.)

Verantwortliche von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bielow in Braunschweig.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Dazu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 2.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.

N^o 22.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3a

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.

Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Aus Richard Brenner's Leben.

Richard Brenner aus Wertheburg ist in der Fülle seiner Rannestkraft viel zu früh auch für die Wissenschaft gestorben, welcher er große Dienste geleistet. Zum Forschungsreisenden war er wie geschaffen; sein kräftiger Körper achtete seiner Verschwerden, seine Gesundheit war fest und trotzte dem afrikanischen Fieber; dabei hatte er einen frischen und freien Sinn, er hatte Muth in der Brust, er war ein Mann von fester Entschlossenheit; sein praktischer Sinn hat ihn nie im Stiche gelassen und dazu war er ein scharfer Beobachter.

Baron Karl Klaus von der Teden war in der Mitte des Jahres 1860 in Sansibar angekommen, um von dort aus Reisen ins Innere von Ostafrika zu unternehmen. Zunächst hatte er die Erforschung des Nyassasees ins Auge gefaßt und drang von Kilua (Kilima) aus eine Strecke weit landeinwärts vor. Er litt am Fieber und ging nach Sansibar zurück. Am 22. Februar 1861 fuhr er nach Norden und machte, gemeinschaftlich mit dem Engländer Thornton, seine erste Reise nach dem Tschaggalande, wo er am 14. Juli den Kilimandscharo sah, den er bis zu einer Höhe von 8000 Fuß bestieg; am 6. October war er wieder an der Küste und am 8. November in Sansibar zurück. Er besuchte von dort aus das der Insel gegenüberliegende Festland des Festlandes und war im Februar und März an der Westküste von Rabagaefar. Im Juli 1862 traf Otto Kersten aus Altenburg in Sansibar ein; mit ihm trat von der Teden seine zweite Reise nach Tschaggaga am 9. August an. Am 23. October lagerten sie am Jipejer, betraten am 22.

November das Tschaggareich Kilua und erreichten am 29. November auf dem Kilimandscharo die Höhe von 14,000 Fuß. Es war nun festgestellt, daß derselbe ein Schneberg sei. Am vorliegenden Tage des Jahres waren sie wieder in Sansibar.

Von dort wurden vom April an Ausflüge nach der französischen Insel Réunion und nach den Seychellen unternommen, im Herbst wieder nach der Nordküste; Kersten war im März auf Rossib be und im April auf der Küste von Rabagaefar; er fuhr dann nach den Komoreninseln, besuchte die ostafrikanische Küste nördlich von der Mündung des Rovuma und blieb vom 4. Juli 1864 bis zum 26. Februar 1865 in Sansibar; dann fuhr er nach Europa zurück.

Baron von der Teden war inzwischen in Europa gewesen, um Vorbereitungen zu einer neuen Expedition zu treffen; dieselbe sollte die Region der südlichen Galla und der Somali erforschen, in welche man auf Glatzwegen einbringen wollte. Am 1. September 1864 war er wieder in Sansibar; am 30. November trafen dort mit einer deutschen Flottille seine neuen Reisegefährten ein. Während der Aufban des in Hamburg gemauerten Dampfers „Wesl“ stattfand, unternahm von der Teden mit Brenner und Dr. Vint im Februar Ausflüge der Nordküste entlang; sie entdeckten die Mündung des Tisflusses.

Im Juni war der „Wesl“ zur Abfahrt nach Norden hin bereit. Man unterfuhr den Tulafluß und den Tschambafuß; am 8. Juli brach die Cholera auf dem Schiff aus, das von vornherein wie zum Unglück prädestinirt zu sein schien;

von der Decken erkrankte am Fieber; am 25. Juli trieb bei Riemaio (Cap Bissel) der „Welf“ auf den Strand, wurde mit großer Mühe wieder frei gemacht und mußte ausgebeißert werden, so daß er am 29. Juli die Barre des Tubaflusses passieren konnte. Leider ging das kleine flache Dampfboot, welches zum Befahren ganz leichter Gewässer dienen sollte, verloren und dabei erkrankte der Maschinist Dismann. Am 15. August trat dann der „Welf“ von der etwas oberhalb der Mündung liegenden Drißschiff Jumbo die Vergahrt auf dem Juba an und erreichte am 19. September 1865 die vorgenannte Stadt Bardera. Die Schiffsfahrer, von welchen dort die Expedition betroffen wurde, zeigten, was Richard Brenner geleistet hat, und es ist sein Verdienst, daß nicht alle Europäer derselben von den Wilden niedergemacht wurden *).

Diese Somalischstadt Bardera liegt auf dem linken Ufer des Tuba; etwas weiter unterhalb auf der andern Seite steht das Dorf Lala, dessen Bewohner mit ihren Nachbarn nicht selten in Fehde liegen. Die Stadt wird von Somali verschiedener Stämme bewohnt, ist eine Art von Republik und bildet mit mehreren Drißschiffen der Umgegend einen Gemeindevorstand, dessen Präsident der Schich Mohammed Aden Kero war. Zu beiden Seiten des Tuba haufen die Kablala-Somali, unbändige Beduinen, welche unter Beihilfe von nicht minder gekleideten Dora ni Walla das Vorgehen der Deutschen an den Katarakten oberhalb Barderas überließen.

Wir geben hier eine Ansicht dieser Stadt, die nach einer Zeichnung Brenner's geschnitten worden ist; wir verdanken sie der Güte des Herrn Dr. Otto Kerkst. Bardera liegt auf einer etwa 30 bis 40 Fuß hohen Poderehebung, welche, wie unsere Illustration zeigt, nach dem Hüfte ziemlich steil abfällt und nach Osten hin allmählich in die weite Ebene des Somalilandes verläuft. Auf der Vorderseite ist sie von einer 15 Fuß hohen, halbkreisförmigen Mauer umzogen, die einen Umfang von etwa einer halben Meile hat; vor ihr läuft ein Graben hin. Diese Befestigung ist jetzt ziemlich verfallen; die geschmackvolle Bauart des auf der Vorderseite gelegenen Thores läßt sich an einer arabischen Baumeister schließen; es hatte seine Thüre mehr und wurde in der Nacht durch vorgelegtes Dornengeflecht gesperrt. Die etwa 120 bis 130 Hütten, aus welchen die Stadt bestand, nehmen kaum den achten Theil des von der Mauer umschlossenen Platzes ein, dessen übriger Raum mit Ruinen und verwildertem Gebüsch bedeckt ist, über welches Palmen sich erheben. Ein sanatischer Schich zerstörte die Drißschiff 1843 von Grund aus, erschlugh die Männer und führte Frauen und Kinder fort. Erst wenige Jahre vor der Ankunft von der Decken's hatten sich wieder Ansiedler eingeunden.

Brenner vergleicht die bienenforbühlichen Häuser den zeitweiligen Wohnungen, welche unsere Kohlenbrenner im Wald errichten. Beim Bau zeichnet man einen Kreis, besetzt ihn mit denselben sechs Baumstämmen in der Erde, deren Spitzen sich oben kreuzen und hat so ein legelartiges Ge-

rippe. Der Bau wird durch einige Stangen vervollständigt; Lichtigkeit erzielt man dadurch, daß man ihn mit schlanken Zweigen durchsicht und eine Wand herstellt, die innen bis zu etwa 5 Fuß Höhe mit Lehm bekleidet wird; der obere Theil ist mit Gras gedeckt. Im Innern wird ein kleiner Raum vermittelt einer aus Zellen oder Matten bestehenden Wand abgeschlossen. Fensteröffnungen kennt man nicht, die nur etwa vier Fuß hohe Thüre ist sehr schmal; die Thüre ist mit einem Jann umschlossen und bildet ein abgeschlossenes Gehöft. In einem Winkel der Stadt befinden sich einige baufällige Lehm- und Steinhäuser, darunter die Wohnung des Emir, den man wohl auch als Sultan bezeichnet.

Es kam hier nicht unsere Absicht sein, eine Schilderung der Somali zu geben, wir haben es nur mit den persönlichen Erlebnissen der Reisenden zu thun. Brenner fand bei den Leuten von Bardera ein finsternes, verschlossenes Wesen; er schreibt ihnen einen verbiessenen, sanatischer Charakter zu.

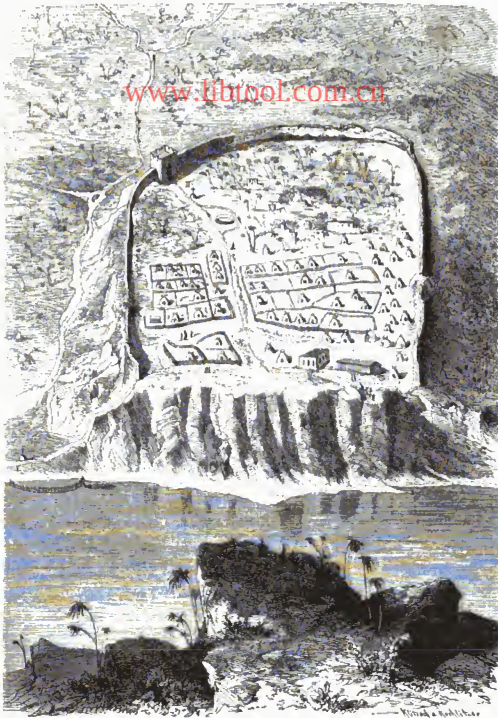
Am 19. September 1865 war Barou von der Decken in Bardera. Er geriet dort mit dem Schich in Streit, weil derselbe sich weigerte, ihm Lebensmittel in genügender Menge zu verkaufen. In den nächsten Tagen erhielt er zwar Lehen und Schafe, auch Getreide, Hülsen und Eier ließ man ihm ab, so daß er auf etwa 11 Tage Vorräthe hatte. Aber die Stimmung des Schichs gegen den Europäer wurde noch unfreundlicher, weil dieser an ihm vorbeigang, ohne ihn zu beachten und einem andern Schich, Namens Amcio, erklärte, daß er mit jenem nichts mehr zu thun haben wolle.

Am 26. September fuhr der Dampfer Welf von Bardera Stromauf bis zu dem sogenannten Wasserfalle, der eigentlich nur eine Stromschnelle ist. Der „Welf“ hatte 3 Fuß Tiefgang und konnte nicht hindern; der Plan, zu Wasser bis nach der weiter landeinwärts liegenden Handelsstadt Ganane vorzubringen, mußte also aufgegeben werden, denn ein Versuch, die Stromschnelle zu überwinden, schlug fehl; der „Welf“ rannte, wie schon oftmals vorher, stark an, bekam aber dieses Mal einen vierfachen Led, sah auf großen, spitzen Steinen fest und wie angenagelt; er füllte sich mit Wasser. Man schaffte die Väter und Vorräthe in aller Eile ans Ufer, wo man fünf Zelte aufschlug. Selbstsamer Weise glaubte man sich sicher und ergreift zur Verwahrung seine besonderen Vorsichtsmaßregeln. Herr von der Decken fuhr dann vom Ufer in seinem Boot nach Bardera zurück; mit ihm ging Dr. Kerkst. Brenner blieb zurück, um das Ufer, die Vorräthe und die Leute zu überwachen. Der Baron wollte möglichst bald Lebensmittel und einen Brief über das weitere Verhalten der Expedition schicken. Seine letzten Worte an Brenner waren: „Leben Sie wohl, ich denke, in vierzehn Tagen sehen wir uns wieder.“

Am 1. October 1865, einem Sonntage, lagen die Europäer um 1 Uhr im Schatten der Zelte und im Gebüsch. Plötzlich bemerkte man am andern Ufer eine Menge Eingeborener; sie riefen, daß man ihnen ein Boot hinüber senden möge. Capitain von Schich ließ ein solches nach der Sandbank fahren mit dem Befehle, nicht mehr als sechs Somali einzunehmen. Die Wilden aber fielen sofort über dasselbe her und die übermüdete Mannschaft mußte sich durch Schwimmen retten. Zu gleicher Zeit erlöste ein Hornsignal aus der Schaar der Somali und nun stürzten ein linker Ufer zwanzig bis dreißig Krieger mit geschwungenen Lanzen zwischen Zelten und Büschen her lautlos in das Lager. Der Feuerwerker Deppa rief zu den Waffen; aber die am Strande befindlichen Wälder trenn aus Götzig, Herr von Schich aus Wien, Tischler Ringmann vom Harz und Maschinemeister Kanter aus Wien) waren durch den plötzlichen Ueberfall von ihren Waffen abgeschnit-

*) Die Expeditionen von der Decken's sind von Dr. Otto Kerkst (jetzt Kargler des deutschen Generalkonsulates in Jerusalem) in geradezu verwerflicher Weise mit mit respektloser Plauderei geschildert worden (J. Barou G. G. von der Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859 bis 1861 und 1862 bis 1865 u. Leipzig und Heidelberg, G. H. Winter, 2 Bände, 1869 und 1871). Das Buch ist eine wahre Fundgrube für die Fälscher- und Fälschungen und mit Reden besetzt. A. Petermann in der Versteigerung des ersten Bandes das Werk als ein ausgezeichnetes, in jeder Beziehung gründlich und sorgfältig gearbeitetes. Derselben sind prächtige Karten von Venus Kerkst und viele andere genaue Illustrationen beigegeben. Dr. Kerkst war so freundlich und für den „Welf“ eine Anzahl derselben zur Verfügung zu stellen und wir haben dieselben in früheren Bänden mit Dank benutzt.

ten. Theiß (aus Oldenburg; Koch und guter Jäger) und Deppe konnten jeder noch schnell einen Karabiner ergreifen. Der einzige, welcher einen wirksamen Hinterlader und genllgenden Schießbedarf zur Hand hatte, war Brenner. Aber noch bevor er Zeit gefunden hatte sich zu erheben, war das fliehende Getümmel der zur Expedition gehörenden Ne-



Barbera.

I. Stelle, wo d. d. Teden ermordet wurde. — II. Platz der Ermordung Tr. Lind's. — III. Wohnung der beiden. — IV. Wohnung des Sultans Dschidi Ali ben Kero. — V. Moschee. — VI. Ruinen der alten Stadt.

ger schon an ihm vorüber. Hinter ihnen her rannten, „Hurien gleich“, mit fliegendem Haar und hochgeschwungenen Speeren, die dunklen Gefstalten der Somali über den offenen Platz. Brenner sagt, daß er weder Furcht noch Muth gefühlt habe,

aber ein deutliches Verwundtsein, daß es nun zum Sterben gehe, habe ihn allerdings durchzuckt. Mit seiner Linken packte er die mit Bolzen geladene Doppelflinte, mit der Rechten that er einen Griff in die neben ihm stehende Munitions-

kiste, nahm zwei Patronen zwischen die Zähne und schob die übrigen unter das offstehende Deub. Dann sprang er mit mächtigen Schritten ins Freie und überlag mit einem Miede die einzelnen plündernden und mordenden Gruppen. Er sah, daß Kanter, der seine zwei Schüsse bereits abgegeben hatte, anscheinend schwer verwundet nach dem Flusse zu floh. Fast gleichzeitig taumelte Trenn kaum zehn Schritte von ihm entfernt vorüber; er hielt die Hände weit vorgestreckt und wollte den Speer, welchen ein Somali über ihm schwang, von sich abwehren; aber das Eisen senkte sich in die Brust des Wehrlosen. Er stürzte zusammen, blieb liegen und rührte sich nicht mehr.

Brenner wurde „von Wuth ergriffen“. Sein erster Schuß streckte den Somali nieder, der sofort neben Trenn zu Boden fiel. Der Schuß aber lenkte die Aufmerksamkeit der Angreifer nun auf den Schützen. Einer schleuberte seinen Speer gegen ihn, glücklicher Weise zu hoch; ein anderer zog eben die Schute seines Bogens straff; doch Brenner traf ihn tödlich und der vergiftete Pfeil lag nun machtlos am Boden. Inzwischen waren auch Deppe und Theig zum Schusse gekommen, aber was konnten sie mit Percussionsgewehren ausdrücken, bei denen das Laden so viele kostbare Zeit in Anspruch nahm? Hätte nicht Brenner eine so herrliche Waffe gehabt, welche ihn in den Stand setzte, fast ununterbrochen zu feuern, so wären sie alle verloren gewesen. Mit größter Hast schob er Patrone nach Patrone in den abgeschossenen Lauf, und feuerte zuletzt in kurzen Zwischenräumen noch sechs bis sieben Mal. Sein dritter Schuß traf denjenigen Somali, von welchem Kanter ermordet worden war. Ein älterer Mann mit geflochtenem Dappte, anscheinend ein Häuptling, erhielt in nächster Nähe aus freier Hand eine Ladung; ihr regerliches Zielen war keine Zeit; einem andern Anführer, welcher mit dem Säbel vorrang, schloß Theig eine Kugel in die Brust. So war noch Mancher gefallen, und dann zogen sich die Angreifer, wie das fast alle Halbwidren unter ähnlichen Umständen thun, einer nach dem andern zurück.

Das ganze Umlad hatte nicht volle zehn Minuten gedauert. Nun standen die Uebriggebliebenen, fünf Europäer und zwei Neger, am offenen Ufer. Sie hatten unter den Angreifenden auch Leute aus Bardera erkannt; was war in dieser Stadt aus Karl von Dedon und Dr. Vint geworden? Und was stand ihnen selbst noch bevor? Sie mußten doch annehmen, daß ein zweiter Ueberfall wahrscheinlich sei. Ihres Lebens war an einer solchen Stelle und unter solcher Umständen nicht länger; sie mußten sich nun jeden Preis das große Boot verschaffen, das, wie oben bemerkt, an der Sandbank lag, aber von sechs Somali besetzt war. Dorthin jauchte Brenner einen wohlgezielten Büchschuß; fünf der so bedrohten Feinde entflohen, der eine aber legte sich flach auf den Boden des Bootes, welches langsam stromab trieb, aber bald am finken Ufer hängen blieb.

Das letzte Mittel zur Rettung war nun noch die Zolle, welche am Dampfer angebunden war. Brenner, ein vorzüglicher Schwimmer, entschloß sich, sie zu holen, trotz aller Gefahren des Wassers und obwohl er nicht wissen konnte, ob das Schiffchen bereits von Feinde besetzt worden sei. Mit Hülfe eines Negers, der ihm nachschwamm, brachte er die Zolle nach dem rechten Ufer, wo die Wärdner sofort einstiegen. Sie ruderten dann nach dem wieder von den Somali besetzten großen Boote, vertrieben die selben durch einige Schüsse und befüllen es, als eben die überladene Zolle unter ihnen sank. Dann legten sie sich mit dem Boote quer vor den Lagerplatz und bedekten Brenner, welcher mit den Negern ausstieg, um Munition zu holen, mit schußfertigen Gewehr. Auf dem Rückwege von den Zelten sah sich Brenner noch

die gefallenen Kameraden an; Trenn's Antlitz war mager, bleich; es war längst jede Lebensspur aus ihm gewichen; Kanter lag dem Flußufer näher, mit dem Angesicht auf der Erde; er hatte eine große, flache Wunde im Rücken.

Man stelle sich die Lage dieser fünf Europäer vor, die von blut- und beutegierigen Wilden umringt waren. Das Boot konnten sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht länger halten. Die schlächtigen Neger, von denen zwei verwundet waren, hatten sich wieder eingefunden und es waren ihrer nun acht an der Zahl. Das Brad des Dampfers wurde von dem höher liegenden Ufer aus völlig beherrscht; es mußte preisgegeben werden. In Bardera zu landen durfte sie nicht wagen; dort wären sie ihres Lebens nicht sicher gewesen, denn es waren ja durch ihre Kugeln Somali aus dieser Stadt gefallen.

Also beschloß man, noch vor Einbruch der Nacht die Fahrt stromab anzutreten. In aller Eile holte man vom „Wels“ die Papiere, Gelder und Werkzeuge von der Dedon's, Waffen, Munition und Lebensmittel; alle übrigen schlächtigen Waffen wurden ins Wasser geworfen. So trieben sie, während immer zwei Mann ruderten, stromab, von 5 Uhr Nachmittags an. Um 9 Uhr Abends befanden sie sich bei prächtigem Vollmondlicht in der Nähe von Bardera, das wie ausgestorben schien; kein Laut war zu hören.

Uud in solcher Weise fuhrten die Leidensgefährten Tag und Nacht einhundert und fünf Stunden ununterbrochen den Djuba abwärts. Nur ein Mal, am 5. October, rasteten sie auf einer Sandbank um einige Enten zu braten. An allen Ortshäfen ruderten sie so rasch vorüber, daß sie schon weit fort waren, wenn die Leute sich am Ufer versammelten. In vollen fünf Tagen konnten die dreizehn Mann in dem engen Boote sich nicht einmal austrecken; sie mußten ihre Nahrung zumeist in ungeschlachtetem Zustande und zuletzt gar nur rohes Getreide genießen.

Sie alle athmeten endlich wieder leicht auf, als sie unweit der Mündung des Djuba am rechten Ufer endlich festen Boden unter den Füßen hatten. Was an Sachen sich nicht mitschaffen ließ wurde in dem Boote verladen, denn es war unmöglich mit diesem Fahrzeug über die Barre ins Meer zu fahren. Sie mußten am 6. October versuchen, das südlich gelegene Cap Bissel auf einer Fußwanderung zu erreichen und auf dieser saßen sie bald durch Dornenestrüpp und über Korallenzäunen, bald auch über losen Sand, in welchen sie bei jedem Tritt bis über die Kniee einsanken. Auf dem ganzen Wege fanden sie nur drei Mal Wasser bis zu der nöthig für diesem Cap liegenden Lagune. Hier lagerten sie sich, um die Ebbe abzuwarten. Man wird es ihnen gern glauben, daß sie sich völlig erschöpft fühlten durch sechstägigen Mangel an Schlaf und in Folge der gespannten Aufregung. Was war aus von der Dedon und Vint geworden, und was sollte aus ihnen selbst, die von allen Hülfsmitteln entblößt waren, an diesem wilden Strande werden?

Es traf sich daß in einer Nacht ein kleines Mepe (ein Schiff an welchem sich kein Stütz Ein befindet, sondern dessen Pflanzen durch Klotzsaferstriche an einander befestigt sind) vor Anker lag; dieses nahm sie auf und brachte sie am 16. October nach der Insel Lamu, welche dem Sultan von Sansibar unterworfen ist. Bei dem Agenten eines französischen Handelskaufes fanden sie freundliche Aufnahme; sie konnten sich mit Kaffee, Milch und Brot, was sie so lange entbehrt hatten, erquicken; noch mehr, sie fanden auch Briefe aus Europa vor und ein Fahrzeug mit Mannschaft und allerlei Sachen für die Expedition, welche der hamburghische Consul in Sansibar auf Dedon's Wunsch abgeschickt hatte, und das eben erst in Lamu eingelaufen war. Sie



Engheli in Sambar.

berührten dann Mombas und landeten am 24. October früh in Sansibar, wo man ihnen begreiflicherweise die größte Theilnahme bezeugte.

Aber die Europäer gönnten sich noch keine Ruhe; sie wollten wissen was aus von der Deden und Fink geworden sei. Schon am 29. October, nachdem sie einigermaßen sich erholt, fuhren Brenner, Schich, Deppe und Theiß mit einem Küstenfahrzeuge wieder nach Norden, um genaue Erkundi-

gungen einzuziehen, und besuchten abermals Lamu, wo sie am 14. November erfuhren, daß beide Verschollenen in Bardera ermordet worden seien. Sie segelten dann nach Sansibar zurück, wo sie am 13. December das deutsche Fahrzeug Canton bestiegen. Am 4. April 1866 landeten sie glücklich in Hamburg.

Der „Wesf“ war, wie schon bemerkt, am 26. September an den Stromschnellen des Džuba festgefahren ohne

www.libtool.com.cn



Slavin am Hofe in Sansibar.

Slavin in Sansibar.

wieder loskommen zu können. Die Expedition schlug das Lager am rechten Ufer auf. Am 28. fuhren von der Deden und Fink im Gög nach Bardera zurück, um Lebensmittel zu beschaffen und die Weiterreise vorzubereiten. Am 30. kommt dem Baron zu Ohren, daß ein Ueberfall beabsichtigt werde; er macht sich sofort mit vier Negern und Dr. Fink auf den Weg nach den Stromschnellen, kehrt aber halbwegs nach Bardera um, während Fink mit dem Diener Soliman weiter geht; dieser kommt gegen Abend an die Stromschnellen, und findet Lager

und Schiff von den Europäern verlassen, die ja schon am Abend vorher stromab geschifft waren. Deden war am 1. October Abends wieder in Bardera; am 2. October kommen die beim Ueberfallen des Lagers theilgenommenen Somali zurück; Abends um 6 Uhr wird er ermordet; man gab ihm zwei Lanzenspitzen in die Brust, entleidend ihn und warf ihn in den Kint. Am 4. October ward auch der nun gleichfalls nach Bardera zurückgekommene Dr. Fink ermordet und in den Džuba geworfen.

So viel wurde anfangs über diesen tragischen Vorfall in Erfahrung gebracht. Aber nicht bloß den Ueberlebenden kam es darauf an, nähere Kunde über die einzelnen Umstände zu erhalten, sondern auch der Mutter und dem Bruder des Vardon von der Teden. Auch jetzt finden wir Brenner wieder frisch auf dem Plan. Der bekannte Italiener Miani (nun auch ein Opfer Africas) entwarf den Plan, mit einem bewaffneten Geleite bis nach Barbera vorzubringen, man hatte indeß Gelüste sein Anrecht abzuholen. Ein anderer erprobter Reisender, einß Gefährte Huggins' und Steubner's, Theodor Kinkelbach, der in Kairo lebte, erbot sich gleichfalls genaue Erkundigungen einzuziehen. **W. A. C. E. 1866** im September 1866 war er bereits in Aden, und dort erschien am 26. October auch Richard Brenner. Dieser war den Sommer über in Medlenburg auf einem Gute bei von der Teden's Bruder mit Ausarbeitung seines Tagebuches beschäftigt gewesen; als er dort von Kinkelbach's Unternehmen hörte, war sein Entschluß gefaßt, auch er eilte nach Aden. Beide erhielten dort Postlage auf einem englischen Kriegsdampfer und waren am 20. November in Brava, wo der erste Verhandlungen mit den Scheichs pflog und dann nach Sansibar schiffte. Brenner seinerseits blieb vom 21. November 1866 bis 14. Januar 1867 in Brava, trug den versammelten Scheichs seine Anliegen vor und verhörete Abdio, den Abban, d. h. Schutzherrn, welcher Hauptführer der Expedition gewesen war. Er erreichte, daß zwei Boten nach Barbera abgeschickt wurden; sie überbrachten an den dortigen Sultan oder Oberstreich die Aufforderung, daß er künftighin über das Schicksal der beiden Europäer geben solle. Im Laufe des Decembers unternahm Brenner von Brava aus zwei Ausflüge zur nähern Erkundung des Bobbi- oder Wobbsjass. Nachdem er in Brava die Antwort aus Barbera erhalten, ging er an das weiter oben erwähnte Cap Bissel, besuchte ein Lager der Wallas und unternahm einen Zug am rechten Ufer des unteren Djuha. Zu Anfang Februars finden wir ihn dann auf dem Wubnischluffe; er besaß ein Lager der Wabuni, entdeckte den Kilowanjsee, aus welchem dieser Fluß kommt und schließt Freundschaft mit dem Gallaehauptling Dschilo.

Am 26. Februar war er wieder in Sansibar, wo er Kinkelbach traf. Dieser ging, nachdem er dort Alles zusammenge stellt hatte, was die schwarzen Diener der Expedition auszusagen hatten, zu gleichem Zwecke nach Brava, wo er abermals sich bemühte, weitere Erkundigungen einzuziehen. Als seine Bemühungen nach Barbera selbst zu gelangen, waren vergeblich; er reiste im December nach Sigala in Gelbi, wo er gestorben ist. Sultan Achmed Jusuf von Märta hat seine Leiche nach Mtschibcha (Wagaboscha) bringen und dort am Meerestrande begraben lassen.

Brenner seinerseits unternahm vom 12. März an Wanderzüge im Lande der südlichen Galla, und wir haben von ihm höchst interessante Schilderungen über dieses bisher so wenig bekannte Volk. In der Mitte des Jahres 1867 war er dann zurück in der deutschen Heimath.

Auf seinen Fahrten in Ostafrika und nachdem er die verschiedenen Rassenpflüge näher kennen gelernt, gewann er die Ueberzeugung, daß auch für den Handel Deutschlands in der Region des nördlichen Indischen Oceans ein dankbares Abgabegebiet und überhaupt ein vortheilhafter Markt zu gewinnen sei. Er beobachtete überall mit praktischem Sinne die commerciellen Verhältnisse, er sah welche Erfolge der Unternehmungsgestirbt einiger hanseatischer Häuser in Sansibar hatte. Schon vor nun sechzehn Jahren war dort der deutsche Handel so umfangreich geworden, daß Richard Burton, der Entdecker des Tanganjikasees, mit geradezu neidischen Augen auf die Prosperität desselben blickte. Und noch vor

wenigen Wochen, im Februar 1874, hat Sir Bartle Frere in einer öffentlichen Versammlung in London den Engländern eindringlich nachgewiesen, daß auch im Indischen Ocean der deutsche Handel erstauulich an Umfang gewonnen habe.

Was nun Brenner anbetrifft, so entwarf dieser den wohl-erwogenen Plan, Fabrikanten in der Schweiz und in Deutschland, dann auch Kaufleute und Häber in Triest, für den Handelsverkehr nach dem Osten sichst zu interessieren; er schlug ihnen die Anweisung einer Handelsexpedition vor, eine commerciale Forschungsreise und sie gingen darauf ein. Die „Marietta“, eine „Nisigale“ von nur 200 Tonnen Tragfähigkeit, wurde mit vier assortirten Waarenladung befrachtet, fuhr durch den Suez Canal und machte Streifzüge an der afrikanischen Küste und im Persischen Meerbusen. Der Herausgeber des „Globe“ erhielt von ihm in einem Privat Schreiben eine Schilderung der Verhältnisse in Oman und der commerciellen Zustände von Maskat insbesondere; eben so Bemerkungen über die südarabischen Häfen. In einem seiner an uns gerichteten Briefe finden wir die Bemerkung, daß die Engländer überall die Bewegungen der „Marietta“ mit unterhöhlter Mißgunst aufmerksam verfolgt haben, daß aber die Zeiten vorüber seien, in welchen sie dort im Osten das frühere factische Monopol besaßen könnten.

Die Fahrt der „Marietta“ bestätigte die Erwartungen, welche Brenner verge gemacht hatte. Er hatte sich als tüchtigen Geschäftsmann bewährt und die von ihm abgeleiteten Berichte enthielten eine wahre Fülle belehrender Angaben. Die österreichische Regierung that keinen bessern Mann als Richard Brenner zu ihrem Consul in Aden ernennen können, dem Eingangs- und Ausgangspunkt des Rothen Meeres, das seit der Eröffnung des Suezcanals eine so gesteigerte Bedeutung gewonnen hat. Dort befand er sich gleichsam auf einer Hochwarte, von welcher aus er eine weite Handelsdomäne nach Westen wie nach Osten hin überschauen konnte. Gleichzeitig vertrat er die Handelsinteressen der Schweiz in Sansibar, wo er häufig verweilte. Dort hat am 22. März der Tod den braven, tüchtigen Mann, der in Afrika früher so große Gefahren überstanden, hinweggerafft; er ist an einer acuten Nierenkrankheit gestorben. Er war ein reiner Charakter, ein Ehrenmann in vollem Sinne des Wortes; er hat der Wissenschaft große Dienste geleistet und sein Name wird in Ehren bleiben.

Oslo Kerssen sagt an einer Stelle, wo er die Bedeutung der ostafrikanischen Häfen hervorhebt und andeutet, daß die Gallaländer eine commerciale Zukunft haben: „Nöge unser Handelsstand und die Weisheit unserer Regierungen dafür sorgen, daß hierbei Deutschland nicht zu kurz komme. Geschichte dies doch, so liegt die Schuld wenigstens nicht an den deutschen Pionieren, welche in Ostafrika Gab und Gut, Gesundheit und Leben geopfert haben, um ihrem Vaterlande Nutzen zu schaffen“ *).

*) Die letzte Mittheilung, welche der „Globe“ von R. Brenner gab, war ein Brief aus Sansibar (5. Juni 1873) über die Verhältnisse an der ostafrikanischen Küste.“ (XXIV, S. 73 f.)

Ich möchte an dieser Stelle darauf aufmerksam machen, daß es Heutzu als wahrscheinlich gelten muß, welche nach Verlegung des Unabhängigkeitsrechtes Schiffe als Handelsfahrer für den Handel nach dem Orient, namentlich von der Stadt Salern aus, einreisend nach Indien, antersiehl nach Sansibar und bis in die Häfen des Rothen Meeres schiften, wo sie Kasse einnehmen. Noch heute geht ein großer Theil des zur Ausfuhr gelangenden Weltallafres nach Voston und Salern. Dieser nordamerikanischen Verkehr mit dem Osten hat beträchtlich abgenommen; doch sollen die Seelverke auch heute noch von der Ostküste Arabi, Somali und Ostanien.

Den commerciellen Spiritus kaufte früher Meeres in die Handelsleitung seiner Äglen schon vor nun dreißig Jahren klar gewesen. Die Hamburger waren zuerst auf dem Plage und haben heute in vorerster Reihe. In Bremen schied das Haus Tröge

Hermann Vambery's Rückreise von Samarkand nach Europa.

II.

Der Mensch ist und bleibt einmal in dieser Hinsicht ein Kind, das mit unermüdblichem Eifer seinen Wünschen nachgeht und kaum hat es dieselben erreicht, als es mit latter Gleichgültigkeit von erlangten Zielen sich abwendet, um seine Leidenschaft in frischer Jagd neuen Gegenständen zuzuwenden. In Buchara hatte der Erfolg mir noch einige Zeitgenossen verschafft, in Teheran und in Tebriz aber, wo die Gesellschaft mich mit Bewunderung und Eoberehrung empfing, konnte es mir gar nicht einleuchtend werden, was denn eigentlich so außerordentlich in meinem Abenteuer wäre. Ich muß es offen gestehen, daß nur die Speculation meiner in der Türkei und in Persien lebenden Freunde die Hauptursache sind, daß ich seit der Heimkehr nach Europa nicht in Rast verbleibe, um mich sofort an die Ausarbeitung meiner Sprachstudien zu machen, sondern mich nach England begab, um der dortigen geographischen Welt meine Reise mitzutheilen, und daß ich eben von den Ufern der Themse aus und nicht von Pest den Eintritt in die weite Weltliteratur gewagt habe. Da ich in Teheran so wie früher auch wieder als Gast der türkischen Gesandtschaft und auch von den Engländern gern gesehen war, so glaubten die dortigen Rassen, daß ich zu irgend einer geheimen Mission von Seiten Großbritanniens verwendet werde. Natürlich eine höchst alberne Auffassung, da ich vor meiner Abreise mit keiner europäischen Behörde in Verbindung gestanden und politische Zwecke das eigentliche Endziel meiner Reise nur gesahet hatten.

Dessen ungeachtet fing man schon in Persien in Folge russischer Aufstellungen von mir und meiner Reise in nicht loblicher Weise zu reden an, so daß ich, ohne den kleinsten Anlaß dazu gegeben zu haben, in Teheran und später in St. Petersburg als russenfeindlich bezeichnet wurde. Solchen Verdächtigungen lag selbstverständlich die schon damals weniglich im Verborgenen glimmende Gluth des anglo-russischen Rivalitätskampfes in Centralasien zu Grunde, denn ich aber auch alle jene officiellen Empfehlungsschreiben verdankte, mit welchen ich von Herrn Alison, dem damaligen Gesandten der Königin, zur Reise nach London ausgerüstet wurde. Warum ich nicht von Herrn von Giers, dem damaligen Repräsentanten des Zars, mich nach St. Petersburg schicken ließ, ist nur jenem Unflande zuzuschreiben, weil ich es selbst erlauben hatte, daß ein Ausreiten aus den Ufern der Neva zur Einführung in die europäische Lesewelt eben nicht

sehr förderlich sein könne. Dieses und kein politisches Motiv hat mich zur Reise nach London bewogen.

Nachdem ich drei Monate in der persischen Hauptstadt zur Ordnung meiner Notizen verbracht hatte, trat ich Ende März 1864 meine Reise nach der englischen Hauptstadt an. Ich hatte die ununterbrochen fortgesetzt, trotz des liberalen freundlichen Empfanges, der mir von der kleinen europäischen Colonie zu Theil geworden und wo man mich immer einige Tage länger zurückhalten wollte. Nur in Pest wurde mir der kälteste, oder richtiger gesagt gar kein Empfang zu Theil. Man befand sich eben damals in den sieberhaftesten Zuständen wegen der bevorstehenden politischen Umgestaltungen des Landes. In meiner Heimat ist und war von jeher nur die Politik der allbewegende Hebel und erst nachdem man in England, Frankreich und Deutschland von meinen Reisen sprach, fing man zu Hause von mir zu reden an. „Nemo propheta in patria“, sagt das alte lateinische Sprichwort, und zu dieser alten Wahrheit gefellte sich bei meinen Verhältnissen noch das Uebel, daß meine magyarschen Vandeuten für Geographie und Ethnographie wenig oder gar kein Verhältniß, von Mittelasien aber fast keinen Begriff hatten. Es ist nicht zu leugnen, daß ich für diese schmerzhaftige Erfahrung — denn gleichgültig konnte ich doch nicht die völlige Ignoranz meiner Dienste entgegennehmen — in London über alle Erwartungen reichlichen Ersatz fand. Lord Strauchford, Sir Henry Rawlinson, Herr Layard und Robert Murdochison, damals Präsident der geographischen Gesellschaft, haben mich in kurzer Zeit in alle Gesellschaftsreise der britischen Hauptstadt eingeführt und den romantisch klingenden Bericht meiner Reise zum Gegenstande häufiger Besprechung in der Tagespresse gemacht.

War das Abenteuer an und für sich für den an gefährlichem Sport sich so gern ergötzen Briten schon wohl des lebhaftesten Interesses, so mußte es das um so mehr werden, da es sich um Turcomanensleppen, Buchara und Samarkand, die noch alle damals in den Hauben der Entfernung geküßt waren, gehandelt hatte. Zweitens hatte zur Popularisirung meiner Reise nicht wenig beigetragen, daß ich schon einige Tage nach meiner Ankunft in der englischen Metropole die Rederbühne im Salon des Burlington-Hauses betrat, und vor einem ziemlich großen Publicum nahezu anderthalb Stunden lang in einer englischen Rede meine Erlebnisse mitgetheilt hatte. Daß ich als Kenner in der englischen und im Accent jämmerliche Fehler begangen haben muß, will ich keinen Augenblick bezweifeln; demungeachtet wurde diese Sprachfertigkeit von einem eben längst aus Asien heimkehrenden Ungar, der die westlichen Grenzen seiner Heimat nie überschritten hatte, von aller Welt angefaßt.

Da die Sprachfertigkeit mich mir in London auch eine erquickliche Episode zum Festen gegeben. Als ich mich eben zweien meiner Protectoren, die längere Zeit in Asien gelebt hatten, vorstellte und mit ihnen persisch conversirte, da wurden beide, sowohl durch die in Folge eines längeren Verweiles mit Persien betrübende Originalität der Confection, als auch die täuschende Ausprägung, auf den Gedanken gebracht: ich wäre gar etwa einer jener Asiaten, die sich in Europa oder in Indien längerer Zeit herumgetrieben haben, und der nun nach England gekommen sei, um die Welt mit einem Berichte einer Reise zum Festen zu halten, die er vielleicht nie gemacht habe. In

unt von Karfi das Schiff „Athens“, Capitän Herron, im Januar 1847 aus; dasselbe lebte im August 1848 nach der Reise zurück. Die Aethra war so feinschlich, mir das Manuscript der „Information, gesammelt auf einer Reise nach dem Rothen Meere und der Schilke von Afrika“, zur Verfügung zu stellen; dann auch sämtliche Briefe des Supercargo Schulze, der in Wallawa Arab. Diese Schilke habe, wozu mir richtig die Verfasser erstehen zu Tage trafen. Für Herrn blieb damals noch Bismarck ohne unmittelbare Folge, weil man dort verunglückte Fortsetzung im Auge hatte, die Auswanderer aus Asien darboten und bald nachher die Schiffahrt nach den holländischen Niederlanden und in den ostasiatischen Gewässern auf hobte. Aber das Haus Dröge und von Karfi war deutsch-parteilich. Zu einem Besuche vom 12. November 1849 schrieb es mir: „Wenn Sie diese Materialien benutzen, so bitten wir, die Namen von Handelsreisenden, Schiffen, Capitänen u. regulären, sowie bei Affirmationen von Wahren diese nur im Allgemeinen, nicht aber speciell Cauditäten, Preise und Verhältnisse auszuführen. Ich selbst habe zwar kein Interesse dabei, müßten aber den Handelsreisenden, welche dies Geschäft verfolgen, keine Veranlassung zu Klagen geben.“

Anbetracht, daß derzeit mein Gesicht noch immer durch Brandwunden entstellt war, und ein echt asiatisches verwildertes Aussehen hatte, kann ich das Mißtrauen dieser Herren einigermaßen entschuldigen. Doch hatte der Spag auch eine ernste Seite für mich, denn wäre zufälliger Weise damals nicht mein Landsmann, General Arnetz, der Feld von Rars, wie er genannt wurde, in Pondou gewesen, der mich von Konstantinopel aus kannte, und jeden Verdacht über meinen persönlichen Ursprung zerstreute — wer weiß, wie mein Empfang in England sich gestaltet hätte und welche Aufnahme dem Besuche meiner Reise in ganz Europa zu Theil geworden wäre? Ein glückliches Ohr zur Erlernung fremder Sprachen — es sei nebenbei bemerkt, daß man fremde Sprachen sprechen nur mit dem Ohre lernt — kann daher unter gewissen Umständen auch gefährlich werden. Das launige Schicksal! In Asien wurde ich für einen Europäer und Christen, in Europa für einen Asiaten und Mohammedaner gehalten. Wie gern möchte ich es wohl sagen, inwiefern man sich hüben und drüben getäuscht; doch graut erst der Morgen jener seligen Zeit der freien Belenntnisse, und bis der Tag so weit herangebrungen sein wird, um ein solches Geständniß ohne Gefahr der Beschimpfung oder Verkennung ablegen zu können, werde ich selbst schon dem Nirwana anheimgefallen sein. Ich will jedoch trachten, daß das geschriebene Wort meiner Aisje jenes Recht übermache, welches der lebenden Zunge oder der Feder heute nicht anliegt.

Genuß davon. Mein Empfang in England fiel so glänzend aus wie er nur sein konnte. Glänzend sage ich — weil er für mich nur Glanz aber keinen materiellen Vortheil hatte. Mein Buch, das gleich nach dem Erscheinen in viele Sprachen übersetzt, in Europa und Amerika viel gelesen wurde, hatte den Buchhandel, aber nicht mich bereichert. Als Derwisch habe ich meine Tour begonnen, als Derwisch sie beendigt. Und doch bin ich in Folge des lang anhaltenden schweren Lebenskampfes zu einem Schätze von innerem Werthe gelangt. Es ist dies eine möglichst richtige Anschauung der Welt und mit derselben eng verbundene Zufriedenheit. —

Von dem, was ich in meiner frühesten Jugend träumte,

nämlich durch ein literarisches Wirken der Welt einen wenn auch noch so kleinen Dienst zu erweisen, das ist mir in vollem Maße in Erfüllung gegangen. Mein Verhufniß an der Universität blüht mir die höchste Würde, meine Feder die höchste Macht, die ich erreichen konnte. Die orientalischen Studien, welche bis jetzt eine ausschließlich theoretische Richtung verfolgt haben, da unsere gelehrten Kenner des Orients den Osten wie oder wenig besucht haben, müssen in der Zukunft, wo die Annäherung beider Welten von Tag zu Tag sich erleichtert und vermehrt, auch mit dem praktischen Leben sich befassen. Nur das geringste Studium der vergangenen Literatur mit jenen der jetzigen Sitten und dem Lebensgemälde der mohammedanischen Völker Asiens, nur unsere unmittelbaren Erfahrungen auf dem Gebiete der socialen und politischen Verhältnisse jener einst mächtigen und blühenden, nun aber mit Riesenschritten dem gänzlichen Verfall zuweilen Völker kann die civilisatorische Aufgabe, welche Europa gegenüber dem alten Mittelweste auf sich genommen, zum sichern Ziele führen.

Ich hätte nur noch schließlich jene an mich so häufig gestellte Frage zu beantworten: ob die Aiderinnerung an die abenteuerliche Lebensbahn mich nicht bisweilen zum Lande meiner früheren Thätigkeit hinzieht, und ob ich mich nun in Europa voll auf glücklich fühle. Letzteres habe ich soeben beantwortet. Was ersteres betrifft, so ist ganz natürlich, daß man dem Gegenstande seiner früheren Liebe und Begeisterung, dem Wagnisse seiner jugendlichen Willenskraft, nicht so leicht oder selten untreu werden kann. Ich fühle auch jetzt noch volles Interesse für die Länder und Völker Asiens, die ich kennen gelernt; doch hat eben dieses Interesse nicht mehr den Charakter des jugendlichen Eufors, als vielmehr den der freundschaftlichen, oder, wenn ich so sagen darf, der väterlichen Fürsorge. — Mich schmerzt es tief, eine ganze Welt, eine ganze Menschheit mit dem Tode ringen zu sehen, und wie weit meine schwachen Kräfte und meine leider nur geringen Fähigkeiten es mir gestatten, will ich stets bereit sein, zur Verjüngung und glücklichen Umgestaltung des vielleicht demnach lebensfähigen Asiens mitzuwirken. — Dieses halte ich für die Aufgabe meines fernern Lebens.

Raudot über Abnahme der Volksmenge und die moralischen Zustände in Frankreich.

Wir erinnern uns vor etwa zehn oder zwölf Jahren ein Buch Raudot's gelesen zu haben, in welchem dieser klar denkende, mit praktischem Blick ausgerüstete Franzose die großen Nachtheile und Schäden darlegte, welche das Centralisationswesen für Frankreich im Gefolge hat, wie lähmend dasselbe wirkt, wie das Alles reglementiren oder durch Decrete bestimmen wollen jede selbständige Initiative des Einzelnen lähmt, der sich nicht frei regen und bewegen darf und für welche der allmächtige Staat eine Art von Vorsehung spielen möchte. Dieses verderbliche Centralisiren und Decretiren erstreckt sich auch auf die Colonien und läßt dieselben nicht zum Gedeihen kommen. Aber es ist einmal mit den Anschauungen der heutigen Franzosen seit der ersten Revolution, die Alles gleichsam wollte, völlig verwachsen und es ist für die jeweiligen oftmals wechselnden Machthaber, gleichviel wer sie sein, bequem, die Zügel straff in der Hand zu halten. Scheinrepublik, Königthum, Kaiserdictatur, Ceptennat, — das ist Alles einerlei; die Maschinerie bleibt, und nun wundern sich die Franzosen, daß sie es weder bis

zur bürgerlichen Selbstverwaltung noch zu politischer Freiheit bringen können! Ein in mancher Beziehung so gut begabtes Volk hat es bis heute nicht zur ruhigen, praftischen Einsicht darüber gebracht, wo ein verderblicher Krebseschaden liegt; man treibt politische Quackalberei, obwohl es an verständigen Männern nicht fehlt, welche eindringlich warnen und klar nachweisen, worauf es ankomme, wenn Abhilfe kommen solle; aber im Gellimmel der Leidenschaften werden ihre Stimmen nicht beachtet. —

Zu diesen verständigen Männern gehört Herr Raudot. Er hat soeben eine Arbeit über die Abnahme der Volksmenge in Frankreich veröffentlicht, welche viele lehrreiche Angaben enthält.

Die Volkszählung von 1672 ergab gegen 1866 eine Abnahme von 1,964,173 Seelen. Im Verlaufe jener sechs Jahre hatte Frankreich sich allerdings manches Mißgeschick zugezogen und durch den furchtbarsten brandbeschworenen Krieg gegen Deutschland das Elb- und Deutsch-Vorbringen mit 1,597,238 Seelen verloren; es hat auch die grauenvolle

Wirtschaft der Commune gehabt. Abgesehen von dem Verluste der beiden Provinzen stellt sich eine Verminderung von 366,935 Köpfen heraus, aber 126,243 Leute aus Elßas und Vorhingen wanderten nach Frankreich ein. Die Gesamtbevölkerung in 1872 betrug 36,102,921, wovon 740,668 Fremde, Ausländer, waren, so daß die Zahl der Franzosen sich auf 35,362,253 stellt. Im Census von 1866 waren nur 655,036 Fremde aufgeführt worden. Raudot nimmt, Alles erogen, eine Verminderung von ungefähr 400,000 Köpfen an, und diese Ziffer stößt ihm schwere Bedenken ein, „sie ist beunruhigend, denn eine derartige Abnahme hat nirgends stattgefunden außer in Ländern die eingekerkeltemäßig einem gänzlichen Stillstand eingegeben.“ Zwischen den beiden Volkszählungen überstieg (im fünf Jahren, 1867 bis 1872) die Zahl der Sterbefälle jene der Geburten um 368,580 Köpfe.

Raudot verlangt eine Commission, welche die Grundursache der Entvölkerung genau erforschen sollte. Ein Bericht des Ministers des Inneren an den Präsidenten der „Republik“ hebt hervor, daß die Abnahme, wenn auch in ungleichem Verhältnisse, fast in allen Theilen stattfinde. In nur 14 Departements hat die Volksmenge zugenommen und von diesen nur in 6 einigermaßen bedeutend. Diese sind: Allier, Vaire, Nord, Pas de Calais, Seine (Paris), Seine und Oise, also in der Umgegend und Nähe der Hauptstadt. Die Abnahme in den vorzugsweise Ackerbau treibenden Departements rührt theilweise davon her, daß von dort ein Abzug nach großen Städten stattfindet. Die Auswanderung nach anderen Ländern und fremden Erdtheilen ist bekanntlich nur sehr gering, und nur einige tausend (Bakken) schiffen sich alljährlich nach dem La Plata ein, nach den Colonien, Algerien mit eingeschlossen, nur wenige Hunderte. In den erwähnten sechs Jahren hatten die großen Städte einen Zuwachs von 136,496; davon entfallen auf Paris, trotz der Belagerung und der Commune, 26,518. Aber die Abnahme der Landbevölkerung ist doppelt zu beklagen, da jene des ganzen Landes sich vermindert.

Die Zählung von 1866 ergab für die Gesamtbevölkerung einen Zuwachs von 684,839; jene von 1872 eine Abnahme von 369,000 und doch bei den Hauptstädten der Departements und Arrondissements eine Zunahme von 276,000. Die Entvölkerung der Landbezirke ergibt für die Jahre zwischen 1866 und 1872 etwa 645,000 Köpfe, und die Deficit der Pannone von Paris kann man doch auch zur Bevölkerung der Hauptstadt rechnen, da sie thatsächlich nur Vorstädte derselben sind. Nun hat das Departement der Seine um 69,144 zugenommen, was mit Abzug der Zunahme von Paris (26,518) einen städtischen Zuwachs von 42,626 Seelen ergibt. Demnach hat die Landbevölkerung zwischen 1866 und 1872 sich um 700,000 vermindert, und das ist geradezu Schreden erregend, das deutet auf einen tief eingewurzeltten trauhaften Zustand.“

Die meisten Leute, welche aus den Ackerbaugesenden fortziehen, sind junge Männer und Mädchen.

In Frankreich wiegen sich aber viele Leute in Täuschungen und wollen nicht begreifen, wie groß und bedenklich das Uebel bereits geworden ist. Sie möchten Alles aus den Einwirkungen des Krieges mit Deutschland und dessen Folgen, z. B. Krankheiten, Verlust in den Schlachten u., herleiten und verblüthen laut, daß Alles bald wieder normal sein werde. Aber sie übersehen namentlich den Unterschied in den Ziffern zwischen männlichen und weiblichen Personen. Man sollte annehmen, daß die Zahl der Männer sich vermindert haben müsse. Nun betrug der Ueberschuß der Weiber über die Männer im Jahre 1866 etwa 37,000, im Jahre 1872 aber 137,000. Die Abnahme der Frauen zwischen

1866 und 1872 betrug 133,000, der Männer 233,000, so daß auf die letzteren eine Verminderung von etwa 100,000 kommt, also ungefähr so viele wie der Krieg gefordert hat. Durch diese Abnahme erklärt sich aber das Deficit von etwa einer halben Million Köpfen in jenen sechs Jahren nicht.

Deutschland hat in den vier Jahren 1868 bis 1871, trotz des Krieges, eine Bevölkerungs Zunahme von mehr als 1,000,000 Seelen gekostet, und dabei sind in jedem Jahre reichlich 100,000 Köpfe ausgewandert. In Frankreich hat in den 56 Departements, welche von den Deutschen nicht besetzt worden sind, eine Abnahme von 268,218 stattgefunden; in den von den Deutschen occupirten 30 Departements (Elßas) und Vorhingen nicht eingeschlossen) betrug sie 100,892 Köpfe. Die von den Deutschen nicht besetzten und von der Commune nicht heimgesuchten haben also verhältnißmäßig mehr an Volksezahl verloren, als die übrigen, und damit ist der Beweis geliefert, daß der Krieg nicht die Hauptursache der Abnahme ist.

Raudot weist einen Blick auf die Normandie. Sie ist bekanntlich die fruchtbarste, am besten angebaute Provinz in Frankreich; sie hat eine vortreflichste Weltlage, ausgedehnte Seelüste, hat gleichzeitig Ackerbau und Gewerbsindustrie, Häfen und Handel, vortrefliche Landstraßen, wird von Eisenbahnen durchzogen und ist durchgängig wohlhabend. Trotz alledem nimmt die Volksmenge ab, die übrigen, und damit ist der Beweis geliefert, daß der Krieg nicht die Hauptursache der Abnahme ist.

In den Jahren 1861 bis 1866 entfielen auf Frankreich 6,030,920 Geburten, also ein Jahresdurchschnitt von 1,005,153, von 1867 bis 1871 stellte sich der letztere auf 920,000. Der Anfall im Jahre 1871 war sehr beträchtlich. „In manchen Landestheilen ist die Volksmenge geradezu ungenügend, und in Folge des Mangels an Capital und Intelligenz giebt der Boden einen nur sehr ungenügenden Ertrag. In mehr als einer Provinz bedarf Frankreich der Colonisirung.“

Bei Herrn Moreau de Jonnés, Director der Statistik im Ministerium, sah ich einst eine Tabelle, welche den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in den verschiedenen Staaten Europas anschaulich machte. Frankreich nahm die unterste Stelle ein. Aber gerade darin lag er einen unfehlbaren Beweis für die Ueberlegenheit der Franzosen, als welche so weise und verständig seien, nur wenige Kinder zu erzeugen und sich vor der Last und Beunruhigung durch eine größere Anzahl zu bewahren! Nun, Frankreich schreitet ja weiter auf dieser Bahn der — Weisheit und Verständigkeit! Wir stehen in dieser Beziehung, dem Erzeugen weniger Kinder, hinter allen anderen Völkern zurück. Das Jahrbuch der politischen Oekonomie für 1871 bis 1872 giebt als Zunahme der Bevölkerung an: Für Rußland 1,39 Proc., England 1,26, Italien 0,83 und — Frankreich 0,38 Proc.! — Geburten auf je 100 Bewohner entfielen 1861 bis 1865 auf Rußland 5,07, England 3,54, Italien 3,84, Frankreich 2,66. Die Zahl ehehch geborener Kinder war in Frankreich geringer als in irgend einem andern Lande. Seit 1865 ist das Verhältniß für Frankreich noch viel ungünstiger geworden.“

Raudot ist nicht der Ansicht, daß in Frankreich die mittlere Lebensdauer länger sei als in anderen Ländern und daß

die Zahl der in kräftigem Mannesalter stehenden, für den Heerdienst geeigneten Männer jene in den anderen Ländern Europas übersteige, denn es sei doch selbstverständlich, daß Männer in solchen Altersjahren nur dort zahlreich sein können, wo der Kriegergeist nicht so wenig ist. Das Nachstehende ist bemerkenswerth, weil ein gründlicher Kenner seines Landes und Volkes sich ausdrückt:

„Die französische Gesellschaft ist durch eine tief eingewurzelte Krankheit untergraben; das Politismachen und Politistreiben ist der Ruin des Landes. Nur sehr wenige Franzosen erkennen das Uebel und dessen Ursachen, noch weniger verstehen sich auf das, was allein Heilung bringen könnte. Die große Menge, gleichviel ob sie lesen und schreiben kann oder nicht, sie leugnet das Uebel und verwirft die Heilmittel. Vorstellungen und Sitten und Gebräuche dieser Masse sind von Grund aus verderbt worden durch schlechte Gesetze und schlechte Einrichtungen, durch unaussprechliche Revolutionen, durch Sophistereien und Unsinne, die als gültige Axiome hingenommen werden. Diese Massen sind verblendet durch ihre Eitelkeit, ihre Leidenschaften, ihre Unwissenheit; sie wahren geradezu, daß die Grundursachen dieser tödtlichen Krankheit als Wohlthaten und als Fortschritt zu betrachten seien. Auf die Männer, welche Reformen vorschlagen, wollen sie nicht hören oder, wenn sie ja einmal auf einen Moment ihnen folgen, bereuen sie, ihnen gefolgt zu sein. Aber sie verstehen diese Reformer nicht; sie gelten für Träumer, Utopisten, für Tollhändler, die schlimmer seien als jene Radikalen, welche die auf Eigenthum und Christenthum gegründete Gesellschaft über den Haufen werfen wollen. Es giebt Krankheiten die man mit Stahl und Feuer heilen kann. Es schien einmal als ob der entsetzliche Krieg von 1870 und 1871, unsere Niederlagen und unsere gottlosen Bürgerkriege, in unseren Ideen eine Wandelung hervorgerufen hätten, als ob Reinigung und Erhebung in unsere Seelen eingejogen sei, als ob eine frivole Nation sich zu einem ernsten Volk umgestaltet habe. Aber nein! Nichts ist in unserm Kopfe, nichts in unserm Herzen anders geworden, nichts in unserm Gesehne, nichts in unserer Moral. Wiedergeburt ist eine Chimäre und daun“

Man sieht hier warnt ein Ehrenmann als ein getreuer Eckhart seine in maßloser Eitelkeit, in Leichtsinne und Selbstvergötterung lammenden Landeskente, welchen schon im August 1870 der pathetische Thomas Carlyle eine „zweite Lektion“ von Seiten Deutschlands prophezeit hat, denn die erste wenn sie auch derb ausfallen müssen, werde dem gallischen Uebermuth und Leichtsinne gegenüber schwerlich fruchten. Ja, der große Schotte stellt ihnen noch eine dritte Lektion in Aussicht, denn sie seien von den Sköttern verblendet und es

sei bei ihnen gleichsam ein Wirtrennen in die Selbstvernichtung hinein.

Hören wir nun, was dem warnenden Eckhart Kaudot (der Mitglied der Nationalversammlung ist, in welcher er lauten Thren predigt) ein College von echt gallischem Schlag antwortet, und was er jenen ersten Mahnungen gegenüber vorzubringen hat, um den Utopisten und Träumer, der solche sagt, zu kennzeichnen.

„Kaudot ist ein Fessmiff, eine Cassandra. Frankreich steht groß und hoch da, viel höher und größer als seine Vorgesiegen. — Hätte Kaudot (— das wird als Sündenbock stets vorgehoben, und die Gallier vermeiden gern die Verzeichnung Deutschland, die ihnen nicht recht geheuer vorkommt —) fünfzig Milliarden zahlen, für seine Kriegskosten oben drein fünf Milliarden verausgaben und trotzdem sein Papiergeld auf Pari halten können? Die Bank von Frankreich hat seit dem Kriege größere Geschäfte gemacht als je zuvor. Die französische Artillerie wird bald der deutschen überlegen sein, und Paris, mit einem Doppelgürtel von Festungen umzogen, plattendicks uneinnehmbar werden. Mit einem uneinnehmbaren Paris ist Frankreich uneinnehmbar und seine wiedergeborenen Armeen werden nach Berlin (— a Berlin! —) kommen um den unbedachtamen Preußen, die ihre Hauptstadt unbesezt lassen, eine Lektion zu geben. Paris entlastet mehr Kurus, macht mehr Aufwand, ist glänzender, prächtiger und prachtvoller als je zuvor. Sein Kurus und seine Festlichkeiten stellen jene aus der Zeit Napoleons in Schatten, als Hausmann baute und Carpeaux die öffentlichen Plätze mit unglücklichen Bacchantinnen verfas. Die Nation kennt keine Furcht, sie ist nicht entmuthigt; bei allem Mißgeschick hat sie ihren lustigen, heitern Sinn, ihre Eleganz und ihre geistige Kraft bewahrt. Und wenn erst das Opernhaus, das größte in der Welt, das 50,000,000 Francs kosten wird, fertig da steht, dann werden die wundervollen Vorstellungen der Meisterwerke der Kunst die Bewunderung und das Ersauern der Welt hervorrufen. Selbst die Preußen werden dann zugestehen müssen, daß sie besiegt worden sind und nicht umhin können, einzugestehen, daß Frankreich immer noch die grando nation sei!“

Das sind die Argumente, welche ein leichtfertiger Gallier dem ehrliden, es mit seinen verirrten Landeskenten wohlmeinenden Franzosen Kaudot gegenüber stellt. Man begreift, wie dieser dazu kommt, solche Frivolität für „unverbesserlich“ zu erklären, daß bei derartiger, kindischer Phaberei und Ueberflächlichkeit „Wiedergeburt eine Chimäre“ sei, und was er sagen will mit dem — „dann“

Wir Deutschen freilich müssen unser Pulver trocken halten und das thun wir auch.

Am obern Brahmaputra *).

II.

Bootsfahrt nach Sadiya. — Der Fisker- und Rudereckham der Domes. — Ankunft in Sadiya. — Der Gebirgskamm der Wob. — Politik der Engländer und Chinesen den wilden Grenzstämmen gegenüber. — Die Chamitis.

R. K. Wir haben unseren Reisenden Cooper in Debrughur am Brahmaputra verlassen, wo er die Regenzeit zugebracht hatte. Von dort mußte er sich zu Boot den Strom hinauf

nach dem äußersten englischen Grenzposten Sadiya rudern lassen. Das Fahrzeug war ein 60 Fuß langer, nur 4 Fuß breites Canoe aus einem einzigen Stamme, vorn mit einem

*) Der Fisk über die Weidstänke Afrikas näher zu unterrichten wünscht, den können wir das lehrreiche und vielfach ergötzliche Buch von César Bier: „Pflanzenleben in Indien. Culturgeschichtliche Bilder aus Asien. Berlin 1873“, empfehlen. Der

Verfasser, Schloffer von Gohat, hat Jahre lang als Beamter einer Expeditionscompagnie im Lande zugebracht, kennt daselbst, seine Bewohner und deren Sprache genau und versteht vortreflich zu erzählen, Alles Eigenschaften, welche ihn besonders zu dem geographischen Schriftsteller

12 Fuß langen Deck, worauf die sechs Bootsteute beim Rudern oder Fortschleusen standen. In der Mitte gewährte ein mit wasserdrichten Matten belegtes, 20 Fuß langes Gerüst vollkommene Schutz gegen Regen und Sonne, war aber nicht hoch genug, um den Aufsteigenden zu gestatten. Dahinter befand sich ein Raum von 12 Fuß Länge zur Aufbewahrung des wasserdrichten Gepäcks und des Rodgeschirrs, während der Rest der Barge auf einem kleinen Canoe nachfolgte. Weiter hinten stand ein großer, vierediger, mit Sand gefüllter Kasten, auf welchem behändig ein Holzfeuer brannte, so daß der Reisende stets sein Mahl bereiten lassen konnte, ohne landen zu müssen. Ganz hinten im Boot saß der Steuermann mit einem langen Ruder, mittelst dessen er äußerst geschickt lenkte. So schnell und ansehnlich ein solches Boot auch auf den ersten Blick aussieht, so schwimmt und balanciert es doch vortreflich, kippt fast nie und kann sofort wieder aufgerichtet werden. Die Eingeborenen beladen es auch so schwer, daß der Bord kaum 1½ Zoll über dem Wasserpiegel steht, und so wagen sie sich in den offenen Strom zwischen Wirbel und Strudel, welche die Schiffsfahrt sehr schwierig, ja selbst gefährlich machen.

Die Besatzung bestand aus Domes (spr. Dum), kräftigen, untersehten Burjchen von dunkelschwarzer Farbe, mit kleinen, schwarzen Schutzhüten, langen, auf dem Scheitel zusammengeknüpften Haaren und einem kleinen Stück weißen Baumwollenzuges um die Hüften. Dieser Stamm, ganz aus Fischen bestehend und fast ausschließlich von Fischen lebend, soll aus Indien eingewandert sein und hat für den Oberlauf des Brahmaputra und seine Nebenflüsse von der Regierung das ausschließliche Recht zum Fischen gegen eine jährliche Rente gepachtet. Außerdem muß er der Regierung Bootsteute stellen, die aber gute Verpflegung erhalten. Wenn sie nicht wären, dann würde es unmöglich sein, in Assam Rudern zu erhalten; denn dazu geben sich die Assamesen aus Furcht nicht her.

Die Domes sind strenge Anhänger des Hinduismus, halten ihre Kaste sehr rein und waschen ihren Körper und ihr Rodgeschirr fortwährend. Cooper war noch keine Meile von Debrughur entfernt, als seine Leute schon landeten, um ihr Frühstück zuzubereiten. Ihm blieb nichts anderes übrig, als seine Tabakspfeife in Brand zu setzen und zuzuschauen. Zuerst reinigten sie einen Platz am sandigen Ufer von allem Unrat und entfernten selbst die oberste Erdschicht, da dieselbe ja durch irgend etwas Unreines befest sein konnte. Dann zündeten sie, jeder für sich, ihre Feuer an, schuerten ihre Rodköpfe, wuschen den Reis und schuppten die Fische, wozu sie fast eine Stunde Zeit gebrauchten. Während das Essen kochte, nahmen sie ein Bad im Flusse und fingen dann an zu schlafeln, worüber sie fast zwei Stunden schwachend zubrachten. Da sie in solcher Weise alle Tage zwei Mal drei Stunden verbrachten, so war natürlich die Fahrt keine rasche.

Aber ihre Geschäftigkeit im Rudern und Steuern und namentlich im Ausweichen von abstrühenden Uferändern und treibenden Baumstämmen war bewundernswürdig. Häufig

beriefen. Wenn wir aus dem reichen Inhalte, welcher das Leben und Treiben auf den Theropflügen, das reiche Thierleben und die Jagden, die gewaltigen Naturerscheinungen, wie Cyclone, Erdbeben, Ueberschwemmungen, usw. vorführt, Einige hervorheben wollen, so wäre es außer den überall eingeprägten Rodköpfen über Aufbau und Fabrication des Boots besonders die Einstellung über „Land und Leute“, denn die im achten Capitel geschilderten Beterennen der Pfahner, die Mutterci der Kulis (Capitel 12), der Kampf mit den Turunen (Capitel 14) u. s. — Wenn nur ein kleiner Theil unserer über alle fünf Theile des ersten Bandes reichlichen, mehr oder weniger, wie reich würde die deutsche Reiseleiteratur sein und welchen Gewinn würden Geographie und Ethnographie davontragen! — Die Leser des „Globus“ kennen Herrn Hler auch die Schilderungen aus Gallatien, welche wir im vorigen Bande mittheilten.

hatten sie noch sechsen eine wankende Erdmasse passirt, wenn dieselbe sich löste, mit lautem Getöse ins Wasser stürzte und das Boot mit Schaum bespritzte. Die ersten paar Tage stand der Reisende eine immerwährende Angst aus, daß ein Erdbeben das Boot zerbrechen würde und hielt beim Passiren einer gefährlichen Stelle den Athem an. Aber die Domes verstanden ihr Geschäft so genau, daß sie öfters an Stellen anhielten und den Sturz abwarteten, wo Cooper durchaus kein Anzeichen der drohenden Gefahr bemerkte; und umgekehrt ruderten sie unter Erdmassen ruhig hindurch, welche jeden Augenblick den Einsturz droheten.

Jeden Abend ging Cooper an Land, ließ sein kleines Boot aufschlagen und ringsum große Feuer anzünden, um die wilden Thiere abzuhalten. Mit Fischen, Angeln und Schießen vertrieb er sich die Zeit und langte schließlich in Sadiya an, einem elenden Neste, wo nur zwei europäisch eingerichtete Häuser existiren, eines für den Commandeur der dort stationirten leichten Infanterie, das andere für den Districtingenieur, welcher sich in diesem abgelegenen Winkel nur möglichst selten sehen läßt. Letzterer bezog der Reisende an und wartete darin den ersten October ab, wo die völlig trodne Jahreszeit begann. Etwa zwei Wochen später fingen die wilden Stämme vom Gebirge herab in die Ebene, die Degaru-Wischni, Wirri und Abor, welche Cooper kennen zu lernen sich beile.

Die Abors, welche das Gebirge im Norden von Assam längs der Grenze von Tibet bewohnen, lange Jahre hindurch die Geißel des Landes am Tsching- und Tschongflusse, sind ein wildes, kriegerisches, in unzählige Stämme getheiltes Volk. Jeder Stamm hat seinen Häuptling, welcher ihn bei den großen Versammlungen vertritt, die zur Regelung von Angelegenheiten des allgemeinen Interesses stattfinden. Wegen ihrer Wildheit betrachtet sich das Volk der Ebene mit großer Scheu und zahlte ihnen vor Auftrist der Engländer bis nach Debrughur hinunter wüthig Tribut. Der jährliche Stamm der Wiris, welcher die Vorberge und die Ebene am Fuße des Aborggebirges bewohnt, ist ihnen unterthan und dient ihnen als Rudern und Kulis, wenn sie von ihren Höfen herabsteigen.

Eines Morgens saß Cooper vor seinem Hause, als seine chinesischen und assamesischen Diener ganz entsetzt anlaufen kamen und bald hinterdrein die Ursache ihres Schreckens, eine scheußlich schreiende und lachende Bande Abors, welchen die Angst der anderen großen Spaß zu machen schien. Als der Engländer ihnen alledal entgegenging, streckten sie ihm Mann für Mann ihre schmutzige Hute zum Gruße entgegen, die er ohne Zaudern ergriß und schüttelte. Dann lud er sie durch Überreden zu einem Trunk in sein Haus, was sie mit höchlichem Gelächter annahmen. Zwei schmutzige Kerle legten ihre Arme in die Arme, und so ging es ins Zimmer hinein, wo sie sofort niederknieten und ihre Tabakspfeifen chinesischen Ursprungs in Brand setzten. Mit großer Lebendigkeit lernten sie die bargebotenen Tassen voll Arak, blieben aber trotz einiger Anzeichen von Trunkenheit ganz anständig und gutmüthig.

Sie waren über Mittelgröße, mit mächtigen Gliedmaßen und unnatürlich großen Händen und Füßen, höchlichem Gesicht, hohen Backenknochen, biden Tippen, unregelmäßigen, schmutzigen Zähnen, kleinen, etwas schief stehenden Augen und niedriger, flacher Stirn. Ihr Gesichtsausdruck hatte etwas Verrätherisches, Unangenehmes und ihre dunkelkupferfarbige Haut, die von Jugend an mit einer Schmutzkruste bedeckt ist, sah aus wie das Fell eines Thieres. Auf dem Kopfe trugen einige einen beschämigen Hut aus Flechtwerk, welcher mit Jackschwänzen verziert war, andere stellten von Affen, Fischen, Vögel u. s. w., und ein Kerl, welcher

der Anführer zu sein schien, hatte an dem seinigen einen sonderbaren Zug angebracht, der wie ein Vogelschnabel gestaltet war. Ein eng aufschliegender, bis zum Knie reichender Rock ist ihre ganze Bekleidung; in einer Tasche, welche sie an einem um den Leib geschlungenen Riemen tragen, haben sie Stein und Stahl, Pfeise und Tabak und andere Kleinigkeiten. Ihre Waffen bestehen in Vogen, sehr gefährlichen, vergifteten Pfeilen, langen tibetischen Messern und langen, leichten Speeren.

Die Abore wurden besonders freigütig, als ihnen die chinesischen Diener Cooper's vor Augen kamen, deren Nationalität ihnen durch die chinesischen Händler in Tibet bekannt ist. Letztere kaufen längs der ganzen Grenze von ihnen heilkräftige Kräuter gegen Wessingpfeifen, Perlen, kupferne Pratzspannen, Silbergeschmuck, Salz und Jaks ein. Des Engländer's Begehren, ihn nach Tibet hineinzuführen, lehnten sie ab, weil ihnen die Tibeter verboten hatten, Thee oder gar Europäer über die Grenze zu bringen, und weil ihnen an jenem Taushandel zu viel gelegen war, als daß sie ihre Nachbarn erzhnen mochten. Nach einer langen Unterhaltung, welche einer seiner Diener vermittelte, forderten sie ihn zu einem Spaziergange auf, wobei er so recht die entsprechende Furcht der Asiamen vor diesem Vergolde kennen lernte. Als der Haufen durch den Dagar schlenbert, flüchteten die Weiber in die Häuser, hinterließen schreiende Kinder, und selbst die Männer vertheten sich. Trotzdem im Orte Regierungstruppen stehen, war der Schrecken doch so groß, daß sich die Straßen im Nu leerten, was den angetrunkenen, lärmenden und singenden Abore großes Vergnügen zu machen schien. Daß Cooper sich in solche Gesellschaft wagte, erhöhte sein Ansehen bei den Ortsbewohnern um ein Bedeutendes — und das war mit zahlreichem Ungeziefer in seinen Kleidern nicht zu theuer erkaufte.

Diese Gehirgsdörfer erhoben von jeher von den Asiamen Tribut, welcher mit Beginn der englischen Herrschaft in Wegfall kam. Die Folge davon waren unaussprechliche Ueutzüge und Einfälle der in ihrer Einnahme gefährdichten Stämme, welche eben so rasch verschwanden wie sie erschienen waren, obgleich die Regierung im Stande war, sie daran zu verhindern oder zu züchtigen. Die Plage wurde endlich so groß und die jährlichen Verluste überstiegen den früheren Tribut so sehr, daß sich die Regierung wohl oder übel zu Unterhandlungen mit den Wilden entschloß und sich dazu verband, einigen Stämmen alle Jahre Kleidungsstücke, Perlen u. s. w. zu liefern, wofür dieselben die britische Oberhoheit anerkannten und zum Zeichen davon werthvolle Geschenke darbringen. Es ist dies dasselbe System, mittelst dessen die Chinesen schon vor Jahrhunderten die zahlreichen kriegerischen Stämme an ihrer Westgrenze aus lästigen Feinden in vortreffliche Grenztribut verwandelt haben. Die Häuptlinge erhalten dort einen bestimmten Rang, eine Art Uniform oder Ehrenkleid, welches sie in Gegenwart kaiserlicher Beamter tragen, und ein kleines Gehalt und haben das — selten zwar ausgeübt, aber von ihnen sehr hoch gehalten — Recht, alle fünf Jahre einmal aus eigene Kosten Peking besuchend und dem Kaiser ihre Huldigung darbringen zu dürfen. Und dafür bilden sie eine Wauer gegen jeden Einbrüchling von Westen her, welche fester und sicherer ist, als die große, aus Erdwällen und Palisaden bestehende im Norden des Reiches.

Es kam nun dem Reisenden darauf an, einen Führer durch das Gebirge gegen Osten hin zu erlangen, und er erbot dazu den Häuptling der Chama, Tschauam mit Namen, dessen Dorf östlich von Sapia an einem Seitenarme des Brahmaputra gelegen ist. Vier Tage Fußsahrt brachten ihn durch eine reizende, prächtig bewohnte Landschaft dorthin, und obwohl ihn die Dorfbewohner anfangs nicht besonders

freundlich aufnahmen, so gelang es ihm doch, sich den mächtigen und einflußreichen Mann zum Freunde zu machen und nach einigem Zögern zur Annahme der ihm zugebachten Rolle zu bewegen.

Cooper stellt den Namen der Chantis sehr hoch, so hoch, daß er ihnen ungenügend das Prädikat „Stamm“ giebt, weil dieses einen Vögelichmad von Weisheit und Unculturr habe, und daß er manche ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen civilisirten Nationen zur Nachahmung empfehle.

Der Häuptling dieses Volkes ist im nördlichen Sikkim am Bramaddy, von wo der assamesische Theil unter Tschauam's Oberaufsicht steht. Sie behaupten zwar, strenge Buddhisten zu sein, aber von den Priestern abgesehen sind sie alle inegesamt Polytheisten oder besser Pantheisten und durchaus unbekannt mit Gautama's Lehren. Manche ihrer Sitten sind sogar schmutztrach dem Buddhismus entgegengegr, so daß sie z. B. alle möglichen Thiere tödten und essen und ohne Gewissensbisse selbst Fleisch und Wild von Kühen und Büffeln verzehren. Ihre Priester haben großen Einfluß, mehr selbst als die Häuptlinge, und ohne ihren Rath und ihr Auspizium wird nichts unternommen. Sie sind auch die Schullehrer, welche in den Tempeln jeden freigeordneten Chantistaben im Lesen und Schreiben, letzteres in birmanischer Schrift, unterrichten. Das Volk zerfällt in zahllose Clans, deren jeder sein eigenes Dorf und seinen Häuptling hat, und welche sich sonderbarer Weise durch das Krüpfen ihrer Faden von einander unterscheiden. Tschauam's Dorf zählte etwa 40 regellos zerstreute Häuser, alle wie in Birma auf Bambuspfählen erbaut und nur durch Leitern zugänglich. Fingboden und Wände bestehen aus dicht geschloßenen Bambusmatten, das Dach ist mit Gras gedeckt und mit Rinnen versehen. Das Innere zerfällt in mehrere Zimmer; das zum Empfang von Gästen bestimmte ist an dem einen Ende ganz offen und hat eine Art Balcon. Jedes Zimmer hat einen tragbaren Herd ohne Kamin, den man nach Belieben herumrückt, und daran eine rohe, hölzerne Lagerstätte, von einem gestrichen Teppich bedeckt, in dessen Fäbrilation die Frauen sehr geschickt sind. Die ganze übrige Ausstattung besteht in ein paar eisernen Feuerzangen und einem kleinen Theesessel. Das Essen wird im Frauenemache bereitet und meist in ladinnten Nüssen und Schüsseln aufgetragen, bei Armen und Klaven in gewöhnlichem Zerdegeschirr. So sehr sich das Innere der Häuser durch Keintlichkeit und Sauberkeit vor denen anderer Grenzstämme auszeichnet, so schmutzig und ungesund sind die Dörfgassen, aus welchen sich zahllose Schweine, Hunde und Geflügel allerlei Art herumtreiben.

An jedem Ende jedes Dorfes steht ein großes Haus ganz allein für sich und von den übrigen getrennt. Das eine dient zur Schlafstätte für alle mannabaren, unverheiratheten Mädchen, das andere für die Knaben. Die dürfen dieselben im eiterlichen Hause übernachten, und sobald sie einmal eine Nacht in jenem „Hause der Jungfrauen resp. Junggesellen“ zugebracht haben, verlassen sie es vor ihrer Verheirathung nicht wieder, wenn sie auch natürlicher Weise über Tage im Hause der Eltern bleiben müssen. Das „Haus der Jungfrauen“ darf von keinem Manne betreten werden, und die alten Jungfern, welche die Zeit der romantischen Liebe längst hinter sich haben, wachen darüber so achtsam, daß die Moralität der Chantis wirklich sehr hoch liegt.

Hat ein Heirathscandidat die Einwilligung seiner Auserwählten und ihrer Eltern erhalten, so muß er sich gedulden, bis er im Stande ist, sich ein Haus zu bauen. Lange Brautläufe sind nicht Seltenes; allabendlich sieht man junge Mädchen, welche sich von ihren Liebhabern nach ihrer Schlafstätte geleiten lassen und herzlichen Abschied von einander

nehmen, und allmorgendlich lassen sie sich wieder von denselben in ihr väterliches Haus zurückführen.

Die Tracht sowohl der Männer wie der Frauen ist sehr einfach. Letztere, meist von glühendem Anlig, tragen eine lose, ganz zugetupfte Jacke von weißer Seide oder Baumwolle mit langen Ärmeln und von dem Gürtel bis zu den Knöcheln einen falligen Rock von gestreiftem Seiden- oder Baumwollzeug, vorn mit einem Schlitze, welcher mitunter ein prachtvoll geformtes Bein sehen läßt. Auf dem Kopfe tragen sie nur ihr dunkelschwarzes, üppiges Haar, welches in einen großen Knoten geflochten und mit silbernen, reich verzierten Nadeln befestigt wird. In den aufgeschlagenen Schläppchen haben sie ziemlich massive Gold- und Silber-scheiben, um die Arme eben solche schwere Ringe. Das edle Metall kommt aus den Bergirgen im Norden von Birma; seine Verarbeitung ist Monopol der Häuptlinge, welche die einzigen Goldschmiede im Lande sind und aus dem Verkaufe der Schnudsachen eine bedeutende Einnahme ziehen.

Die Männerkleidung besteht in einer eng anliegenden Jacke von Baumwolle mit engen, langen Ärmeln und einem langen, um den Leib befestigten Stuck gestrickten Baumwollenguges, das zwischen den Beinen in die Höhe gezogen wird, so daß es wie ein Paar türkische Hühnerhosen aussieht. Um den Kopf wird ein Streifen weißer Baumwolle gewickelt, dessen Enden über der Stirn emporragen. Die Männer tragen Ohrringe und Armbänder wie die Frauen; als Waffen haben sie schwere Messer von außerordentlicher Härte und Schärfe, deren etwa 18 Zoll lange Ringe dem Griffen an bis zu zwei Zoll von der vierseitigen Spitze aus sich verbreitern.

Die Chamtis ziehen den besten Reis und die schönsten Gemüse, namentlich Kartoffeln, in ganz Nordassam. Die ganze Gemeinde bebaut den von Haus aus dem Häuptling gehörigen Boden, dessen Ertrag je nach der Zahl der Hände,

welche am Bebauen Theil genommen, unter die Familien des Dorfes verteilt wird. Da Elaberei herrscht, so arbeiten wohlhabende Chamtis nie. Außer dem Gemeineland werden kleine Ackerstücke von Privatpersonen bestellt. Wohlhabende besitzen zahlreiche Herden zahmer Büffel und Schafe, welche zum Pflegen und als Tauschmittel im Handel mit den Mischmis benutzt werden.

Alles genannte Getreide wird in öffentlichen Speichern verwahrt, welche allemal am Flußufer stehen, um bei Feuersgefahr Wasser in der Nähe zu haben. Jeden Morgen erscheint ein Beauftragter des Häuptlings bei einer Reihe von Chamten und verteilt an die Beauftragten der einzelnen Haushalte den täglichen Bedarf an Reis; und der Ertrag aus allem zum Markt geschickten Getreide wird vom Häuptling verrechnet und nach Verhältnis unter die Familien verteilt.

Nur wenige freien Männer beschäftigen sich mit Handarbeit; sie sind durchgängig Jäger, und zwar sehr geschickt, zu Lande wie zu Wasser, wo sie in unvergleichlicher Weise das Boot zwischen den Stromschnellen hindurch führen. Sie sind die natürlichen Vertheidiger des Dorfes und leiten den Handel mit Assam, während die Örtliche Verwalter des Stammesoberhauptes sind. Sie zeichnen sich durch ihre Statur und helle Farbe vor allen Nachbarn aus; ihre charakteristischste Eigenschaft ist eine stete Kahlköfigkeit, eine Art Kälbernatur. Wegen der Geschicklichkeit im Gebrauche ihrer Messer sind sie allgemein gefürchtet, und wegen ihrer Kriegsführung, welche im Ueberfall der Dörfer früh am Morgen besteht, werden sie mit Recht Verdrüßlicher gehalten.

Unter Führung eines Häuptlings dieses Volkes und mit Chamtiträgern trat Cooper gegen die Mitte des November seine weitere Reise gegen Osten an, welche von nun an zu Fuß unternehmen werden mußte.

Aus allen Erdtheilen.

Warburton's Reisen in Westaustralien.

Wir gaben jüngst (Nr. 15, 16 und 17) Mittheilungen über die Entdeckungsjahre in Australien, welche Giles, Gosse, Elphinstone, Dalrymple und Egerton Warburton unternommen haben. In Bezug auf die Wanderung des letztern von Tennent's Creek in südwestlicher Richtung nahm man nach der kurzen telegraphischen Nachricht über den glücklichen Erfolg der Reise an, daß Warburton Perth erreicht habe, diese Hauptstadt der Colonie Westaustralien. Bereits hat August Petermann im vierten Hefte der Geographischen Mittheilungen eine vorläufige Karteissage der Reise Gosses und Warburton's gegeben.

Nun erhalten wir von unserm Herrn Correspondenten H. G., dem „allen Australier“, eine Zuschrift, derzufolge Warburton nicht in Perth eingetroffen war, wie er sollte und wollte, sondern an einem viel nördlicheren Punkte. Am 15. April 1873 trat er von Alice Springs (= Tennent's Creek) der Telegraphenstation etwa 800 Miles von Port Augusta, seine Reise an; am 13. December erreichte er einen Punkt, der 150 Miles östlich von der Mündung des De Grey-Flusses liegt. Dieser mündet unter 20° S. und 119° 5' O., etwa 150 Miles nördlich von der Nicholasbay. Dort waren die Vorräthe an Lebensmitteln zu Ende, alle Kamelle, bis auf drei, verzehrt. Warburton schickte nun zwei seiner Gefährten eiligst nach dem De Grey-Flusse, wo Schafzucht sind, und bekam auch von dort

teichlich Lebensmittel. Er wollte dann direct auf Perth zugehen und von dort mit dem Postdampfer nach Adelaide fahren, wo er um die Mitte des Märzmonates erwartet wurde. Die Entfernung von Alice Springs bis zum De Grey-Flusse beträgt in der Luftlinie 1000 Miles; davon gehören 850 Miles einer bisher unerforschten Gegend an.

Wir geben diese Notizen so wie sie uns zugekommen sind. Sobald Warburton's Bericht eingelaufen ist, werden wir die Ergebnisse seiner Forschungsreise mittheilen. Ganz richtig bemerkt H. Petermann, daß nun die größte geographische Aufgabe, welche in Australien noch übrig war, gelöst worden sei.

Unser Herr Correspondent theilt uns mit, daß bereits wieder eine Expedition zur ferneren Erforschung Westaustraliens ausgerückt worden ist, und zwar auf Kosten desselben Herrn Thomas Elder, welcher auch jene für Warburton's Reise bestritten hat. Ein aller, erfahrener „Wüchsmann“, Namens Johnson Kos, sollte im Monat März von der Pease-Station, etwa 400 Miles nördlich von Port Augusta, seine Wanderung antreten und von dort bis Perth vordringen, aber südlich von Warburton's Route, also gleichfalls durch eine noch unerforschte Gegend, in welcher Delisker und Hardwide im Jahre 1865 von Elder her nur bis zu 30° S. gekommen sind. In dieser Region wäre also die Strecke von 135° O. nach Westen hin bis 120° O. zu durchwandern.

Aus dem russischen Reiche.

Die Getreideaufuhr aus Rußland ergab im Jahre 1873 die ansehnliche Summe von 21,562,911 Tschetwert gegen 15,950,440 Tschetwert im Jahre 1872. Das Verhältniß des Exporthandels in den beiden verfloßenen Jahren vertheilt sich auf einzelne Getreidegattungen folgendermaßen:

	1872.	1873.
Weizen . . .	9,847,889 Tsch.	7,164,334 Tsch.
Koggen . . .	2,728,361	7,871,371
Gerste . . .	1,067,214	1,168,756
Weizen . . .	146,101	663,989
Erbsen . . .	60,537	178,631
Hafser . . .	1,396,863	3,481,082
Weizen . . .	220,305	332,469
Andere Getreidegattungen . . .	183,224	701,249

Mit Ausnahme von Weizen hat somit der Export aller anderen Getreidearten bedeutend zugenommen. Die Petersburger Wälder kernen, daß Koggen noch nie in solcher enormen Menge wie im vorigen Jahre ausgeführt wurde.

— Den in Tifliss erscheinenden „Gouvernements-Nachrichten“ entnehmen wir, daß die Ausbeute an Gold in den Bergwerken von Ch-Sibirien im Jahre 1873 sich vermindert hat. Im Jahre 1872 betrug dieselbe 1643 Pud, während im vorigen Jahre nur 1311½ Pud zu Tage gefördert wurden. Diese Verminderung wird hauptsächlich der anhaltenden Dürre im Frühjahr zugeschrieben.

— Der Staub der Fabriken und der industriellen Etablissements in Odesa gestaltet sich immer häufiger, wie man aus nachfolgender Zusammenstellung leicht erkennen kann. Im Jahre 1837 waren dort im Betrieb 37 Fabriken und „Etablissements“, 1847 63; 1858 stieg die Zahl auf 111, 1873 auf 166. Seit 1837 hat sich also die Zahl beinahe verdreifacht. Nach Ausweisen der betreffenden Eigenthümer betrug die jährliche Production dieser Fabriken im Jahre 1858 4,396,000 Silbererubel, 1869 8,610,000 Silbererubel, 1873 dagegen über 12,000,000 Silbererubel. Im Laufe der verfloßenen vier Jahre entstanden in Odesa 34 neue Fabriken.

— Die „Danischen Nachrichten“ melden, daß im abgelassenen Winter der Fischfang im Aelowschen Meere an manchen Stellen fabelhaft ausgefallen ist. Am Eiden des Njemen Meeres fingen Fischer mit dem Zugnetz auf einmal eine so colossale Menge von Fischen, daß die Verladung derselben volle acht Tage in Anspruch nahm. Der Werth dieses einzigen Fanges wurde auf 4000 Silbererubel veranschlagt.

— Die Salzproduction in den Salinen und Solz-fiedereien im Qintarsaifauß ergab im Jahre 1871 zusammen 1,241,204 Pud. Außerdem wird im nördlichen Theile von das sich im Turati-See befindende Salz jährlich in einer Menge von 90,000 bis 100,000 Pud gewonnen. Die Seen von Raitag-Tabalaransk liefern circa 25,000 Pud und die Salzquellen und -Seen des Gouvernements von Baku und der Umgebung von Derbent 351,823 Pud.

— In den Höhlen von Djew in Rußisch-Polen (unweit von Krakau) hat man unlängst große Quantitäten aufgefunden. Man schätzt die Quantität annähernd auf 100,000 Centner.

Die Pacificbahn und der Schneefall.

Die Pacific-Eisenbahn wird da, wo sie im Staate Nevada das Hohegebirge übersteigt, fast in jedem Jahre hoch mit Schnee bedeckt. Im Jahre 1874 ist die Schneefalldecke etwas später eingetreten als gewöhnlich, dafür war sie aber auch stärker als sonst. Ein Schneesturm in der Sierra Nevada und in den fließenden Gebirgen ist ein Naturerlebnis von großartiger und erhabener Schönheit und Wildheit und für Jemanden, dem es bei einer Reise auf der Central-Pacific-Eisenbahn nicht vor allen Dingen auf schnelle Zurückkunft derselben ankommt, ist es immerhin interessant, Zeuge eines solchen Sturmes zu sein

und zu sehen, wie menschliche Kraft die Gewalt der Elemente bekämpft. Der wirbelnde Schnee, die wilde, zerfetzte Scenerie, das Geräusch und Geklapper der mächtigen Maschinen, die sich ihren Weg durch die auf beiden Seiten aufgeschütteten Schneemassen bahnt, bieten einen Anblick dar, den man nie vergessen kann. Die schlanken Tannen biegen sich ächzend im Winde, ihre Schneemassen von sich abwälzend um immer und immer wieder mit neuen Massen bedeckt zu werden. Zwischen den hohen Schnee- und Gletschern windet sich die Maschine um scharfe Krümmungen, sich eng ansmiegend an eine steile Felswand, um dem zur Seite gähnenden Abgrund zu entfliehen. Jede Abhänge rilt sie hinauf mit nimmer rastendem, Röhrendem, packendsten Geräusch, lange schwarze Rauchwolken entfliehen ihrem Schale. Der Schneepflug geht voraus und reinigt die Schienen eine Strecke vor dem Zuge von Schnee, aber so hart ist der Wind und so dicht die Schneewolke, daß sich bald wieder genug Schnee auf der Linie ansammelt, um von dem kleinen eisernen Pfluge der Maschine gelöst und in eine immer schimmernden Braußflut ähnliche Wolke verwandelt zu werden. Dann und wann, wenn der Sturm etwas nachläßt, kann der Reisende den großen Schneepflug mit sechs Maschinen arbeiten sehen mit einer Kraft, welche die Welt aus ihren Angeln zu heben scheint. Die Schneepflüge sind eine Curiosität, sowohl in ihrer Construction, als in der Art und Weise, wie sie ihre Arbeit verrichten. Es sind Gebilde, hoch wie ein zweifelhafte Haus, 45,000 bis 55,000 Pfund wiegend.

Ihre Stien ist gefolmt wie der eiserne Bug einer Fregatte; nur daß der untere Theil, der den Boden faßt, besteht, glatt ist. An diesem glatten horizontalen Buge ist die sogenannte „apron“ (Schürze) befestigt, die nach Verleihen gehoben und gesenkt werden kann. Wenn der Schneepflug in Bewegung ist, so gleitet diese „apron“ dicht über die Schienen hin. Der lange scharfe Bug wird zuerst in die Schneemassen hineingestochen, die Schürze reinigt die Schienen, und drängt die Schneemassen gegen den spigen Bug, der dieselben in zwei Theile theilt und mit furchtbarer Gewalt, oft 50 Fuß in die Höhe, nach beiden Seiten in die tiefen Schluchten und Thäler wirft. Manchmal sind mehr als zehn Maschinen nöthig, um den Pflug durch die aufgeschütteten Mengen des Schnees zu führen.

Depechen vom Schauplatze der Schneefalldecke lauten folgendermaßen:

Reno, 9. März. Der Postzug von Sannabrad ist noch immer hier. Der Schneepflug, der gestern in unserer Nähe entgleiste, ist noch nicht auf die Schienen zurückgebracht; eine Anzahl Arbeiter und Ingenieure sind jetzt mit der Arbeit beschäftigt. Heute Morgen hörte es auf zu schneien und zu frieren; man hat deshalb Hoffnung, die Züge morgen frei zu bekommen. Die Virginia-Trudee-Züge machen ihre regelmäßige Zeit.

Cisco, 9. März. Der Schneepflug, welcher von hier abging, erreichte Emigrant Gap um Mittag. Der Schnee ist in die Schuppen östlich von hier geweht. Das Wetter ist hell und ruhig, der Himmel bewölkt.

Trudee, 9. März. Der Schneepflug ging heute Morgen mit fünf Maschinen von hier ab. Er gelangte bis Donner Lake, wo eine Schiene am Triebwerke zerbrach, und man hierdurch gezwungen wurde, umzulehren. Im Mittag brach man wiederum nach dem Summit auf. Die Campione hat alle verfügbaren Kräfte zum Schneeschleppen ange stellt.

Nachrichten von Wita melden, daß der Postzug von Sannabrad nach dort ist. Der Schneepflug, welcher zwischen hier und Blue Mountain entgleiste, ist noch nicht wieder auf den Schienen. Der Postzug von Sannabrad und alle Postzüge auf der Sacramento-Abtheilung sind verfallen. Das Wetter ist klar und mild; es hiesel rasch.

* * *

— „Sind die Japanesen deutscher Abkunft?“ Man hat uns aus Wien eine Nummer der „Constitutionellen Volkszeitung“ zugeschickt, in welcher diese wunderliche Frage

aufgeworfen und besprochen wird. Zum Beweise, daß eine indogermanische Vermischung Grund der Strebantheit und Fäbi-
 gkeiten des japanischen Volkes sei, wird Folgendes angeführt: „Der indogermanische Stamm, bleaungler, weißhäutiger Volks-
 Stamm der Siampi hatte seit 1100 Jahren vor Christi Ge-
 burt die Monarchien inne, bildete daselbst die herrschende Klasse,
 erweiterte in der Folge seine Herrschaft in südlicher Richtung
 bis nach Kamlang und gab also dem chinesischen Volke eine
 Dynastie. Die Türken, mit welchen die Siampi in heilem
 Kampfe lagen, zerstörten schließlich das Reich und die Macht
 dieses Stammes, welcher sich zum guten Theil in die Gebirge
 der Halbinsel Korea schiedelte und dort mit den mongolischen
 Ureinwohnern zu einem neuen Volke verschmolz, welches sich
 wesentlich von seinen chinesischen Nachbarn unterscheidet. Dieser
 Mißwuchs scheint nun die japanischen Inseln colonisirt zu ha-
 ben. Koreaner und Japaner werden bezugnahme noch als eine
 zusammengehörige Menschenspecies betrachtet, die der große For-
 scher (sic) Professor Haidel in Sena j. B. mit dem Namen der
 Korea Japaner bezieht. Haidel, der von der Racenmischung und
 Völkermischung keine Ahnung zu haben scheint, laßt sie, wohl
 auch dem Darwinismus zu Liebe, als selbständige Unterart
 (Varietät) aus. Die indogermanische Vermischung aber ist in
 Wirklichkeit historisch und ethnologisch erwiesen.“

Ganz besonders für uns Deutsche interessant wird diese
 Thatsache (!), wenn wir vernehmen, daß die Siampi wahr-
 scheinlich ein deutsches Volk waren, welches mit den deut-
 schen Schwaben, Survi, identisch ist. Diese wären also dann
 die westwärts, jene die östwärts gewanderten Theile desselben
 deutschen Stammes. Man hat mangelhafte gewichtige Gründe
 für diese Annahme. Einen derselben wollen wir hier anführen:
 die Bodenfer/Schwaben hießen auch Jami und die
 Siampi hatten den Beinamen Juan-Juan!! —

Ko, wenn das nicht klapp und wenn ein so gewichti-
 ger Grund nicht überzeugt, dann giebt es keine Wissenschaft
 mehr in der Welt. Der khatinische Mann in der „Vorstadt-
 Zeitung“ argumentirt weiter:

„Versteht also diese begründete Vermuthung (— der
 Ausdruck ist gut —) auf Wahrheit, so hat es nicht nur ein
 schwäbisch-chinesisches Kaiserreich und eine schwäbi-
 sche Kaiserdynastie in China gegeben, sondern so sind
 auch die (— von Haidel erlundenen —) Korea-Japaner,
 wenn auch nur schwach, latinisirte Mongolen und
 ist die jetzt so bewunderte Culturfähigkeit der Japa-
 nesen durch Vermischung deutschen Blutes ermöglicht
 worden.“

Hoffentlich macht sich der kluge Anthropolog und Ethnolog
 der „Vorstadt-Zeitung“ noch an die Lösung anderer Probleme;
 er hat offenbar die Fähigkeit, alle ethnologischen Fragen mit
 begründeten Vermuthungen zu beantworten und mit
 „Istent“ — wahrscheinlich! — zu beweisen was er will. Wir
 möchten folgende Thematia zur Beantwortung aufgeben:

Sonnenlater Beweis, daß die Völkermischung stark mit Ge-
 limbolit gemischt ist. — Die Ägypten haben ihre Urheimath
 auf den nilotischen Inseln gehabt. — Die Inlos in Peru
 sind Auswanderer aus Scandinavien gewesen, Norrmannen, welche
 auf ihren Wikingergöttern um das Gap Horn segelten. — Die
 Dynastie der Könige von Tabomey stammt aus dem heutigen
 Großherzogthum Baden; ihre Vorfahren durchführten mit ih-
 rem Kriegesgeist Frankreich, Spanien, Marokko und die Sahara,
 gründeten in Timbuktu ein babisches, jährliches Kaiser-
 reich, verloren auf dem Zuge nach Ethen ihre weiße Hautfarbe
 und wurden schwarz; sie waren Kellen und die Hossprache war

lettisch. — Die Tolkten in Mexico waren Tischehen und die
 fossilen Pferde, welche man in America findet, sind von Rappa-
 genen geitten worden. — Die Rastfommlinge der alten Aga-
 thyrten haben wir im Feuerlande zu finden und ihren Gami-
 balismus haben sie aus Wien mitgebracht. — Die Kulturtrier
 sind herabgekommene Reltomengen. — Wille und seine Öun-
 nen sind „begründeten Vermuthungen“ zufolge Reltomengen. —
 Wie verhält es sich mit der Racenmischung unter den Nord-
 bewohnern? Reden sie Irthümlich und können die etruskischen
 Inskriften aus dieser Sprache erklärt werden? u. c.

Ein Gelehrter, der mit dem Eschaffner jenes Ethnologen
 der „Vorstadt-Zeitung“ ausgerüstet ist und mit einer so klamm-
 indachtigen Vermuthung an die Arbeit geht, wird alle diese
 Fragen mit Zufallsnahme begründeter Vermuthungen sichtlich
 zu seiner eigenen Zufriedenheit beantworten können, und mit
 überlegenem Selbstgefühl auf Alle herabsehen dürfen, welche
 die Ergebnisse seiner tiefjannigen Forschungen neißlich befrachten
 wollen.

— Der Sklavenhandel in Ostafrika. Seit Vortte
 freier dem Sultan von Sansibar den oft erwähnten Vertrag
 über das Aufheben der Sklavenveräußerung abgezwungen hatte,
 gab man sich in England der Hoffnung hin, daß nun Alles in
 das richtige Geleise kommen werde. Man triumphte, daß
 wieder ein Werk der Humanität gelungen sei. Wer die Dinge
 ruhig ansah, konnte sich jedoch der Zweifel nicht erwehren, von
 unfer Landmann Richard Brenner, der die Verhältnisse an
 jener Küste sehr genau aus eigener Anschauung kannte, lagte
 im „Globe“ mit Bestimmtheit voraus, daß der Sklavenhandel
 seinen Fortgang nehmen werde. Als freier mit Kriegsschiffen
 vor Sansibar lag und mit dem Sultan unterhandelte, zogen
 ganze Sklavenkarawanen nach Norden auf dem Landwege
 im Innern, wohin die Karawanenführer nicht reichten. Jetzt geben
 Londoner Blätter zu, daß der Sklavenhandel eher im An-
 wachen als im Abnehmen sei. Sultan Seyd Vergleich hatte
 am 6. Juni 1878 den Vertrag mit England abgeschlossen und
 in Folge desselben verbot er unter 8. Juni allen Sklaven-
 transport zu See. Darauf verließen manche Sklavenhändler
 das Land, aber, was Richard Brenner vorausagte, die Krö-
 der betreiben das Geschäft im Binnenlande und bringen ihre
 Waaren zum Versteigen nach nördlichen Häfen; denn nicht jeder
 der zahlreichen Häfen kann ununterbrochen von englischen Damp-
 fern übermachtet werden. Die Kröder rücken noch immer Jagd-
 züge zum Menschenraub aus. Man sagt, die englische Re-
 gierung sei lahm und nachlässig zu Werke gegangen; aber was
 soll sie gegen das rachsüchtige Treiben, das im Binnenlande seinen
 Fortgang nimmt, beginnen? So lange in den mohamedani-
 schen Ländern Nachfrage nach schwarzen Sklaven ist, wird man
 immer, trotz aller Schwierigkeiten, Mittel und Wege finden,
 dieselbe zu befriedigen. Die Mohammedaner halten den Handel
 mit Sklaven für nichts Unrechtes und denken über denselben
 ganz anders als wir Europäer.

— Das deutsche Vorkriegs-„Eckher“ hat von Ham-
 burg aus die Fahrt nach San Francisco in der ungemein
 kurzen Zeit von 125 Tagen gemacht. Das trefflich gewauerte
 Schiff, welches nach Versicherung der Mannschiff die Wellen
 wie ein Telpkin durchschneidet, verließ Hamburg am 9. No-
 vember 1878, durchschnitt am dreißigsten Tage der Fahrt den
 Äquator, erreichte Gap Horn nach 61 Tagen, passirte am
 102. Tage die Linie im Stillen Ocean und war dann nach 28
 Tagen in San Francisco. Die „Eckher“ hatte eine Ladung
 exportirter deutscher Waaren für ein deutsches Handelshaus an
 Bord.

Inhalt: Aus Richard Brenner's Leben. (Mit drei Abbildungen). — Hermann Bamberg's Kürtze von Sa-
 macand nach Europa. II. (Schluß). — Randel über Abnahme der Volkmenge und die moralischen Zustände in Frank-
 reich. — Am oberen Brahmaputra. II. (Schluß). — Aus allen Erdtheilen: Warburton's Reisen in Westaustralien. —
 Aus dem russischen Reich. — Die Pacificbahn und der Schneefall. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 8. Mai 1874.)

Herausgegeben von Carl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: S. Wiegand in Braunschweig.
 Druck und Verlag von Friedrich Wiegand und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 3.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXV.



N^o 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3ⁿ

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Tblr. Einzelne Nummern 6 Sgr.

1874.

Bei den Mormonen am Großen Salzsee.

Neuzion oder Neujerusalem heißt bei den Nicht-mormonen Great Salt Lake City und ist Hauptstadt des Territoriums Utah. Sie liegt am Fuße des Wahsatchgebirges, dessen höhere Gipfel im Winter mit Schnee bedeckt sind. Aus dem Utahssee, der süßes Wasser hat, fließt der Jordan ab; am rechten Ufer desselben etwas oberhalb der Mündung haben die Heiligen des jüngsten Tages ihr Zion gebaut, das zu den hübschesten Städten in Amerika gehört und einen sehr freundlichen Eindruck macht. Schon aus weiter Ferne wird das über die Häuser hoch emporragende Tabernakel sichtbar und Fremde lenken gewöhnlich bald nach ihrer Ankunft die Schritte in dieses „Heiligtum“, in welchem die Offenbarungen verkündet werden, die dem Propheten Brigham Young und den zwölf Aposteln vom Himmel herab gegeben werden.

Dieses Tabernakel ist ein colossales Gebäude in der Gestalt eines Giebs, über welches eine Kuppel gestülpt worden ist; der Holzbau ist auf allen Seiten mit dicken, plumpen Steinpfählen umgeben. Im Innern haben reichlich zehntausend Menschen Platz, doch finden sich zum Gottesdienst am Sonntage durchschnittlich nur etwa dreitausend Heilige ein. Auf dem Altar steht ein Leuchter mit sieben Armen; vor demselben ist die Kanzel angebracht; das Ganze ist überaus nüchtern und laß, die Mormonen sind weiß angekleidet, man sieht keine Gewände, keinerlei Schmuck oder Zierrath. Die Stifter der „wahren Religion“ flammen ja aus dem grenzenlos langweiligen Puritanenthume des Yankeelandes.

Globus XXV. Nr. 23.

Der Ingenieur Simonin begab sich an einem Sonntag Nachmittag in dieses Tabernakel. Die Häupter der Kirche saßen auf einer Emporbühne, die Gläubigen hatten auf den Bänken Platz genommen, die Frauen mit ihren kleinen Kindern; diese lärmten und schrien in die Gesänge der Gemeinde, in die Klänge der Orgel und in die Worte des Predigers hinein. Dann wurde ein großes Gefäß von weißem Metall herumgereicht; dasselbe war mit Weinasser gefüllt, und alle Anwesenden tranken; der Reisende gleichfalls. Ein neben ihm sitzender Mormonen gab ihm Aufklärung, indem er bemerkte: „So feiern wir das Abendmahl.“ Dann las er weiter in seiner Mormonenbibel.

Bei diesem Gottesdienst am Sonntag ist gewöhnlich der Prophet Brigham Young nebst seinen beiden Räten und den zwölf Aposteln anwesend und hält dann und wann selber die Predigt; allemal aber tritt zur Erbauung der Gläubigen eines der großen Kirchendiener auf und hält seinen sermon in einer den Mormonen eigenthümlichen Art, die von der aller anderen secten abweicht. Auch Controversepredigten finden statt; die Mormonenpredner haben es gern, wenn „Feinden“ anstretten und ihre Lehren und Einrichtungen anfechten.

Ein „harter Feiler der wahren Kirche Gottes“ war der Aelterste, Heber Kimball, welcher schon 1847 den Zug durch die Wüste nach dem Großen Salzsee mitgemacht hatte und der sein Leben lang mit ungemeindertem Eifer für die Ausbreitung und Befestigung des Mormonenthums wirkte. Als er im Juli 1863 mit Tod abging, wurde er von seinen drei

zehn Frauen und seinen vierundfünfzig lebendigen Kindern aufrichtig betrauert. Mit Ausfällen gegen das, was er als Annahmen der Heiden bezeichnen, war er nicht sparjam, und wenn er dergleichen Ungläubige im Tabernakel sah, befiel er gern die Knecht, um die Vielweiberei zu verteidigen. Das war sein Lieblingsethema; seine Reden wurden stenographisch nachgeschrieben und dann gedruckt. Eine Predigt im gewöhnlichen Sinne des Wortes hielt er freilich nicht; er sprach über Alles und noch etwas: von seinen Frauen, seinem Haus und Hauswesen, seinem Garten, seinen Kindern und den Heiden, die in der Finsternis tapten. „Hi, wenn die Heiden Aepfel von mir verlangen, gut, ich will ihnen Aepfel geben. Wenn sie Birnen verlangen, gut, ich werde es ihnen leihen. Falls sie aber meine Frauen sehen und beluchen wollen, dann schlage ich ihnen die Thür vor der Nase zu. Hi, das würde sonst eine schöne Weisheit abgeben! Wenn sie dann in ihre Staaten zurückkommen, würde das Geschwäz sein Ende werden über

Frau Virginie Kimball hier, Frau Amalie Kimball da, und so fort. Das aber will und mag ich nicht!“

Der Prophet Brigham Young seinerseits preist in seinen Predigten die Heiligkeit der Vielweiberei; er argumentiert, wörtlich, in folgender Weise:

„Es möchte ich Jemand sehen, der mir aus der Bibel beweisen könnte, daß ich kein Recht hätte, so viele Frauen zu heirathen, wie mir paßt und gefällt! Hat nicht etwa König Salomo tausend gehabt? Und Abraham, die Patriarchen, Moses, David, die Propheten, hatten sie denn nicht mehrere Frauen, also die Polygamie? Und nun gar die gesetzliche Bestimmung, daß der Mann nur eine einzige Frau haben darf? Wenn nicht zur himmlischen Colonie für die Menschen, ist von Gott nirgends anbefohlen worden. Dieses System kam auf, nachdem Rom gebaut worden war. Das Randgesindel, welches diese Stadt gründete, begriff, daß es gegen seine Nachbarn nur sich halten und aufkommen könne, wenn es an Zahl wuchs, und deshalb stahl und raubte



Geschäftsstraße in Salt Lake City.

es den Sabinern ihre Frauen. Diese aber waren keine große Anzahl und deshalb wurde geboten, daß jeder Mann nur eine Frau haben solle. Kom bedünne seine Herrschaft weit aus und so ist es gekommen, daß die Einweiberei Weg griff. Und bei den heutigen Christen gilt sie gar für ein Sacrament, wiewohl für eine göttliche Einrichtung ausgegeben und ist doch lediglich ein von einer Räuberbande herrührendes System.“

„Der Congreß der Vereinigten Staaten hat ein Gesetz gegeben, demzufolge die Polygamie bestraft werden soll. Indem er das gethan, hat er sich gerecht, die Offenbarungen, welche Gott der Allmächtige seinem Volke zu Theil werden läßt, weisern zu wollen! Wer scharfe Werkzeuge angreift, und doch nicht mit denselben umzugehen weiß, schneidet sich in die Finger und wer das große Ich bin beleidigt, wird am Ende viel weiter getrieben, als er anfangs gedacht und gemeint hat.“

„Weßhalb glauben wir an die Polygamie und weßhalb halten wir fest an ihr? Weil Gott der Herr seinen Dienern durch eine Offenbarung dieselbe geboten hat und weil sie von den Dienern Gottes stets befolgt worden ist. Und

ist diese Religion im Himmel populär? Ja gewiß, denn sie ist die einzige Religion die dort populär sein kann. Ist sie doch die Religion Abrahams; und wenn wir es nicht hielten, wie Abraham es gehalten, so wären wir nicht vom Stamme Abrahams und nicht die Erben Abrahams, wie und doch versprochen worden ist.“

Dieser Brigham Young, jetzt 73 Jahr alt, aber rüstig wie ein Mann in den besten Jahren, ist offenbar ein höchst bedeutender Mensch. Darin stimmen Alle überein und man hat ihn sogar als den „Mohammed der westlichen Erdhälfte“ bezeichnet. Seine Statur ist mächtig, sein Haar nun längst grauweiß, seine Lippen balt er geschlossen, seine Haltung ist ruhig; redselig ist er für gewöhnlich nicht, er hat aber eine Beredsamkeit, mit welcher er seine Heiligen förmlich packt und mit sich hineinreißt, wozin er sie haben will. Er ist, nachdem er will, talblütig, zurückhaltend, fein, verschlagen, hartnäckig bis zum Äußersten und ein Diplomat ersten Ranges.

Die Mormonen folgen unbedingt seiner Leitung. Binnen der kurzen Zeit von wenig mehr als einem Menschenalter ist es ihm mit einer aus so sehr verschiedenen Völkern und

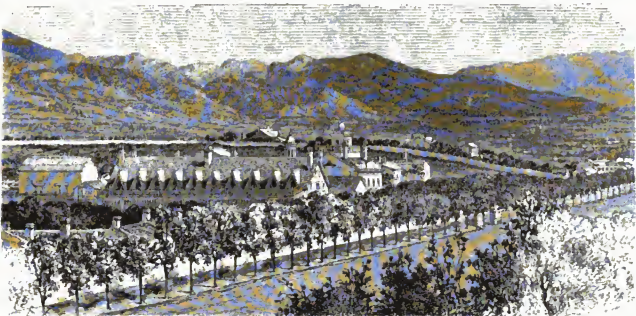
sammengesetzten Bevölkerung, die mit jedem Jahre frischen Zuwachs erhält, gelangen, die öden Wüsten in einen blühenden Garten umzuwandeln. Da wo man einst nur Salz fand, gedeihen längst alle Getreidearten, Obstbäume und Gemüse Europa. Unter den Menschen ist Ackerbau, Viehzucht, Flechtarbeit und Flechtarbeit, die den Menschen ist Ackerbau, Viehzucht, Flechtarbeit und Flechtarbeit. Sie haben sie dem Zwange, welchen die Bundesregierung der Vereinigten Staaten ihnen anthon will, mit Erfolg Widerstand geleistet. Brigham Young hat unablässig mit denselben parlamentiren, sich wehren und dieselbe dann und wann befriedigen müssen, aber niemals ließ er sich durchschlagen.

Er hat eine „Musterstadt“ gegründet. Sein Neues Zion oder Jerusalem, Great Salt Lake City, ergab 1870 bei der amtlichen Zählung 12,854 Köpfe, welche sich seitdem um etwa vier- bis fünftausend vermehrt haben. Jene des ganzen Gebietes Utah war von 11,380 im Jahre 1850 und 40,273 in 1860 auf 86,786 angewachsen und beträgt heute gegen 100,000. Die Gesamtzahl der

Mormonen in Utah und in anderen Ländern nimmt man auf etwa 160,000 bis 200,000 an, denn die Apostel, welche von der Kirche der Heiligen des jüngsten Tages in alle Welt ziehen, um die Völker zu bekehren, haben großen Erfolg.

Die Stadt ist in zwanzig Viertel, Wards, getheilt, deren jedes ein Pörrer bildet und eine Schule hat; die Verwaltung hat ein Pörrer und die Verwaltung ist von ausgezeichneter Regelmäßigkeit. Der Prophet überwachet das Ganze und es ist auch in der Ordnung, daß in einem theokratischen Gemeinwesen noch altjüdischem Zuschnitt der Mann, welchem kein Recht war, nicht die Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nimmt, und daß sie von dem gläubigen Volk ihm zuerkannt wird. Sie hindert ihn keineswegs, irdische Dinge zu seinem Vortheile zu benutzen. Er ist Pörrer großer Landgüter, treibt Ackerbau und Viehzucht, hat Mühlen und steht an der Spitze einer Lauf.

Vor dreißig Jahren waren diese Einöden, in welche sich nur dann und wann ein Pörrer vertief, so gut wie unbe-



Garten und Wohnhaus Brigham Young's.

kannt. Einer derselben, Bridger, nach welchem ein Fort benannt worden ist, sagte einigen Mormonen: „Ich gebe euch für jeden Scheffel Korn, den ihr in dieser Wüste erntet, einen Scheffel Gold.“ Aber die Mormonen ernten in Utah Hunderttausende von Scheffeln, denn alle Thäler im Territorium, welche der Bewässerung fähig sind, hat man unter Anbau genommen und den Erdboden sehr fruchtbar gefunden. In den südlichen Theilen gedeihen Baumwolle und Maulbeerbäume und dort sind auch Seiden Spinnerien; in den mittleren Counties zieht man Hanf und Jach, deren Fasern versponnen und verwebt werden, denn die Mormonen trachteten von Anfang an danach, sich für die nothwendigsten Bedürfnisse unabhängig zu machen. So verarbeiten sie auch die Schafwolle und fabriciren Klüben, uder. Sie haben Kohlen und verblühen ihr Eisen; dazu kommen noch die vor wenigen Jahren entdeckten Silbergruben.

Die Mormonen legen ihre Besitzungen so an, daß jede derselben zu einem Gartendorf oder zu einer Gartenstadt wird. Salt Lake City hat sehr breite Straßen, deren jede von einem Canale durchzogen wird; das Wasser ist vom Gebirge herabgeleitet worden, frisch und klar und darf durch keinerlei Schmutz verunreinigt werden. Jedes Haus steht

in einem Garten und der Pörrer hat einen Wingert, banet Gemüse und alle Obstarten gedeihen vortreflich. Nur in einigen Straßen, welche den lebhaftesten Verkehr haben und wo die Kaufmannsläden sich befinden, bilden die Häuser geschlossene Reihen und sind aus Sand- und Backsteinen aufgeführt.

Wir geben auf der unsichenden Tafel neun Charakterköpfe von hervorragenden Heiligen des jüngsten Tages nach Photographien. Man sieht, wie scharf ausgeprägt und angemerkt diese Physiognomien sind. — Daniel Wells predigt oft, ihm fehlt aber das Feuer des Propheten. — Orson Hyde ist ein Vertreter der Kirche, deren eifriges Mitglied er schon in Illinois und Missouri gewesen; er hat die Grundlinie zu den ersten Gebäuden in Newjerusalem legen helfen. Gemeinshaftlich mit Kimball ist er schon im Jahr 1837 in England als Apostel für Verbreitung der wahren Religion der Heiligen thätig gewesen. Er ist ein ausgezeichneter Landwirt und hat große Verdienste um den vorläufigen Betrieb des Ackerbaues. — Smith ist Apostel und Archivar, ein munterer Heiliger, welcher anmuthig so scherzen versteht. — Bischof Hunt erörtert gern theologische Epiphänien; er ist Pörrer der größten Mühle im Territorium, und



Mormonenköpfe.

Hunter, Präsident der Bischöfe. — David Huntington, Dolmetscher für die UtaIndianer. — Orson Hyde, Präsident der zwölf Apostel.
 Eliza Snow, Dichterin und eine der spirituellen Gemahlinnen des Propheten. — Brigham Young. — Alexandra, Schauspielerin.
 Heber Kimball, Apostel und oberster Rath der Kirche. — George Smith, Apostel, Geschichtsschreiber der Kirche, Vetter des ermordeten Propheten und Märtyrers Joseph Smith's. — Daniel Wells, Apostel, zweiter Rath der Kirche.

sieht aus wie ein Capitän außer Diensten und pflegt seinen starken Bart.

Von mürrischem, sauer-herbem, muerischem Puritanenthum der neuglänbischen Pantees wollen die Propheten der Heiligen des jüngsten Tages nichts wissen; „bete, arbeite und freue dich des Lebens.“ Dieser Maxime zufolge haben sie dann auch ein Theater gebaut, das als sehr hübsch eingerichtet geschildert wird und für reichlich ansechshundert Personen Raum hat. Simonin schreibt: „Ich habe alle großen Schaubühnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika besucht und muß gestehen, daß ich in denselben kein so aufmerksames Publicum und ein so ausdauerndes Betragen desselben gefunden habe; nirgends wurden die Rollen besser gespielt. Hier werden niemals Eitelkeit unsittlicher Tendenz aufgeführt, wie ich sie in Newyork, Boston und Pittsburg gesehen habe, wo es sich wohl ereignet, daß ein Betrunkener einen Revolver nach der Bühne hin abschießt. Verachtete Verhältnisse sind bei den Mormonen unbenutzbar.“

Für den ersten „Stern“ der Bühne in Salt Lake City gilt Fraulein Alexandra, ein hübsches Mädchen mit andrudevoller Physiognomie, wie man auf unserer Tafel sehen kann. Wie kommt es, daß sie keinen Mann hat, daß sie keinem Heiligen „angesiegelt“ worden ist? Sie will eben nicht heirathen. Brigham Young hält große Eitelkeit auf sie. Als ein Apostel äußerte, daß er ja Wunder wirken könne und sich doch vergeblich um die schöne Alexandra beworben habe, antwortete der Prophet scherzhaft: Allerdings ist für mich nichts unmöglich bis auf eins: ich meine die Eroberung der Alexandra.

Das Theater wird sehr fleißig besucht; Brigham Young hat seine eigene Loge und bringt jedesmal einige seiner Frauen mit. Alles geht, wie schon gesagt, ruhig und anständig her, und das ist überhaupt in der ganzen Stadt der Fall. Die Mormonen halten keine Branntweinshäntchen und nur wenige Kaffeehäuser; Betrunken sieht man unter ihnen

nicht. Sie leben einträchtig mit einander; wenn Notheiten und Schlägereien vorkommen, sind sie dabei nicht betheilig, sondern nur die Heiden. Frauenzimmer die einen schlechten Lebenswandel führen, werden platterdings nicht gebudet.

Diese Mormonen bilden eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte; sie stehen als eine wunderliche Anomalie da, sie haben einen Ausweg zwischen diametralen Gegensätzen gefunden. Joseph Smith, Abenteurer und Schokgräber, zugleich Betrüger und Fanatiker, der an seine eigenen Hallucinationen glaubt, erhält im Jahre 1823 „Heimlichkeiten und Eingebungen“ von einem Engel, den er Mormon nennt. Dieser giebt ihm goldene Platten mit ägyptischen Endstaben und heilige Brillen, durch welche ihm das Verständnis der unbekannten Schriftzeichen vermittelt wird: So entsteht das Buch Mormon, diese Bibel der Heiligen des jüngsten Tages, nach 1830 wird zu Kirtland in Ohio die Kirche gegründet. Sie schickt Apostel aus von Chile bis Island und in die Sübber; und diese haben großen Erfolg. Die Pantees erschließen den Propheten Smith wie ein wildes Thier; die Angehörigen der Kirche werden gehetzt und verfolgt auch in Missouri; dann ziehen sie unter unbeschreiblichen Entbehrungen gen Westen, um in der Wüste fern von aller Verführung mit den „Heiden“ zu bleiben; eine Effenbarung hat ihnen gesagt, wo sie den Jordan finden würden und wo sie das Neue Zion erbauen sollten. So kamen sie an den Großen Salzsee, wo sie ihren „Etaat der Heiligen, viene“ (Des eret) gründeten. Bald aber kamen die Heiden auch in jene Enden und seitdem sind sie von diesen „heimgejucht“ worden. Bis heute ist ihnen der Widerstand gelungen, ihre Zahl wächst an und sie sind fest überzeugt, daß die Kirche nicht untergehen werde. Es liegt jedoch in den Verhältnissen, daß der Conflict zwischen ihnen und der nordamerikanischen Bundesgewalt endlich einmal eine Lösung finden muß.

Vulkanische Ausbrüche auf Hawaii.

Die Hawaii-Eilandgruppe (Sandwichsinseln) ist bekanntlich durchaus vulcanisch. Die größte dieser Inseln, Hawaii, die von 20° S. durchschnitten wird, hat in Mauna Loa einen Feuerberg, der 13,760 pariser Fuß hoch ist; einen thätigen Krater hat derselbe auf seinem Gipfel nicht. Derselbe von ihm hat der furchtbare, fast ununterbrochen thätige Kilaua nur 3630 Fuß Höhe, also etwas mehr als unser Broden im Darze; sein Krater ist mit feuerflüssigen Seen angefüllt. Im nördlichen Theile der Insel erheben sich der Mauna Kea, 13,093 Fuß, und der Mauna Kea oder Analelali.

Wir lesen, daß zu Anfang des laufenden Jahres die Feuerberge wieder eine größere Thätigkeit zeigten, aber eine so entseßlich verheerende Katastrophe wie jene vom April 1868, die wir ein anderes Mal schildern, ist glücklicherweise nicht eingetreten. Mit diesen Vulkanen können, was die Festigkeit der Ausbrüche anbelangt, nicht einmal jene von Ecuador einen Vergleich aushalten und die Eruptionen des Vesuv sind dagegen nur ein winziges Feuerwerk.

Herr von Varigny, welchem wir früher schon einige Schilderungen über die Sandwichsinseln entlehnten, war im November 1857 auf Hawaii, um die Vulcane näher kennen

zu lernen. Er trat von der Ostküste her seine Wanderung an und hatte zunächst den schneebedeckten, bis hoch hinauf mit Wald bestandenen Mauna Kea in Sicht. Als er einen höheren Standpunkt erreicht hatte, bemerkte er schon aus weiter Ferne einen schwarzen Streifen, der sich über Berg und Thal bis zum Meer hinzog und am Osthade desselben ein förmliches Cap bildete. Vängere Zeit hinüber war der Berg ruhig gewesen, dann aber, vor etwa einem Jahre, war das Feuer unter dem Schneee herausgebrochen und hatte einen ungeheuren Vasaftrom über das Unterland ergossen; jene schwarze Linie deutete den Lauf des feurigen Stromes an. Binnen vierzehn Tagen, während welcher die Eruptionen ununterbrochen andauerten, war dieser 18 deutsche Meilen lange, dreiviertel Meilen breite Schladens- und Vasaftrom gebildet worden und hatte sich auch weit ins Meer hineinstreckt.

Von der Hilobas ab brach Herr von Varigny früh um fünf Uhr nach dem Innern auf; nachdem er dreizehn Stunden lang unterwegs gewesen, hatte er noch nichts von dem Kilaua gesehen. Als er dann mit seinen Begleitern aus dem Wald herauskam, war er in hohem Grad überrascht. Sie standen auf einer Fichtung dicht an einem Abgrunde, an einem colossalen Circus, der an tausend Fuß tief ist. Die Wände

fallen steil ab, tief unten wogt ein feuriger See, der unheimlichen Schein auf die jähen Wände wirft und aus welchen weiße Rauchwolken emporwirbeln.

Die Wanderer fanden eine Art von Ubbach in einer Pambushütte; die Nacht war kalt. Am nächsten Morgen orientirten sie sich; sie befanden sich etwa 5000 Fuß hoch an einem der Abhänge des Mauna Loa, der selbst noch etwa zwölf bis vierzehn Wegstunden entfernt war. Bei herrlichem, klarem Wetter lag der Berg mit allen seinen Umrissen gleichsam handgreiflich da. Sie wollten nun in den Krater, an dessen Rande sie standen, so tief als möglich hinabsteigen. Der Pfad, welcher hinab führte, gleich einer

steilen Leiter; nachdem sie wohl dreiviertel Stunden unter vielen Verschwerden auf einer Art von großer Steinplatte angelangt waren, hatten sie einen unvergesslichen Anblick. Man denke sich ein Meer, das plötzlich zum Stillstand gekommen und fest geworden ist. Auf weiten Strecken war die verglaste Oberfläche von Spalten durchzissen; manche derselben waren nur wenige Fuß tief, andere gingen hinab bis auf das Feuermeer selbst und aus ihnen züngelten Flitze hervor; alle aber handigten Schwefeldämpfe aus.

Auf dieser vulcanischen verglasten Oberfläche wagten die Herren von Parry und von Holt sich immer weiter vor und nach Verlauf von einer Stunde waren sie dann am



Insel Hawaii.

Lua Pele, dem „Tempel der Pele“, dieser höchsten Gottheit der Eingeborenen, der Göttin der Vulcaue. Der Feuersee der Pele hat einen Umfang von mehr als einer Stunde und lag in ungefähr 70 Fuß Tiefe. Die eingeborenen Begleiter der beiden Europäer legten am Rande desselben ihre Fußbedeckung und Kopfbedeckung ab, nurwielten leise einige Worte und besetzten an Steinen allerlei Gegenstände, welche sie zu diesem Zweck aus Hilo mitgenommen hatten, z. B. Korallenkalebänner, Glasperlen und dergleichen. Dann warfen sie dieselben als Opfergabe hinab in die Feuermaße und riefen dreimal: „Aloha Pele! Ich grüße Dich, Pele!“

In diesem See, aus welchem entgegliche Flitze hervor-

sieg, wogte nach allen Richtungen hin eine schwarze, flüssige Masse, einem unruhigen Meere vergleichbar und braudete an die Wände, von welchen sie eingeschlossen ist. Jetzt erhebt sich eine Welle hoch über andere, der glühende Schaum schlägt aus einander und eine rothe Welle flüssigen Feuers kommt zum Vorschein. Sie strömt langsam und regelmäßig von der einen Wand nach der Mitte des Kraters hin und verschlingt auf ihrem Wege den schwarzen Schaum. Von der andern Seite kommt ihr eine andere rothe Woge entgegen und beide prallen gegen einander mit einem eigenthümlichen Getöse; es war, als ob hundert Bergströme Lawinen von Felsen und Steingeröll donnernd in die Tiefe schleudern.



Ein Ausbruch am Wauna Loa auf Oahu.

Jede dieser Feuerwellen hatte eine Höhe von etwa 20 Fuß; sie waren glühende Berge, die ihre Kräfte mit einander maßen. Als sie einander begegneten, wankte der verglaste Boden unter den Füßen der Wanderer auf und ab, und es entstand ein trachendes Getöse. Nun bildeten sie eine Feuerpyramide, die höher als 60 Fuß emporstieg und glühenden Schaum nach allen Richtungen hin ausprühlte. Bald blieb der einen Welle die Oberhand, sie drängte die andere zurück, breitete sich wie ein weites rothes Tuch aus und schlug mit geradezu fürchterlicher Gewalt gegen eine Wand, welche bei solchem Trude und solcher Hitze gleichsam schmolz; sie stürzte und verschwand im Feuermeer ähnlich wie ein steiles, überhängendes Sandufer, das von einem reißenden Wasserstrom unterwaschen und hinweggerissen wird.

Dieses granenvoll erhabene Schauspiel hatte etwa eine Viertelfunde gedauert. Dann beruhigte sich das Feuermeer; seine leiser wallende Oberfläche wurde wieder schwarz, doch drang da und dort Feuer im Ritzack aus Spalten in die Höhe. Nun stiegen die beiden Wanderer noch etwa 30 Fuß tiefer hinab und drangen bis an eine mehrfach weit durchlöcherichte Lavamasse vor, die einen gewissen Schutz gewährte und von welcher aus sie die Bewegungen der Feuermasse deutlich verfolgen konnten. Nach einer Weile drangen wieder, genau wie soeben geschildert worden ist, Feuerberge gegen einander und abermals trat Ruhe ein. Parigny nahm Lavastücke an sich und einige „Haare der Pelt“. Diese sind eine sehr, sehrartige Substanz wie Glasfäden und sehr selten, denn man kann sie nur im Innern der Vulcane finden.



* Feuersee am Mauna Koa.

Die Wanderer litten viel von der entsetzlichen Hitze und waren froh, als sie wieder freie, frische Luft athmen konnten.

Auf einem andern Ausfluge, welchen sie in der Region zwischen dem Mauna Kea und dem Mauna Koa unternahmen, waren weniger Schwierigkeiten zu überwinden. Als sie in einer Höhe von etwa 8000 Fuß in einem Pandanus-haine rasteten, hatten sie einen herrlichen Anblick über einen großen Theil der Insel und auf sämtliche Vulcane derselben. Sie befanden sich auf der weiten Hochebene Kalaisa, welche sich zwischen den beiden eben genannten Bergen ausdehnt. In den Sommermonaten Juli und August finden sich auf ihr unzählige Schwärme von wilden Enten ein, welche sich dann von den rothen Theloberen nähren. Dann erscheinen auch viele Jagdliebhaber, welche zugleich den zahlreichen Wildschweinen und dem verwilderten Rindvieh, dann

auch den wilden Hunden nachstellen. Die weite Ebene hat kein einziges fließendes Gewässer und die Thiere sind deshalb auf die großen Pfützen und eine Anzahl von Quellen angewiesen.

Da wo die Ebene ansluft und das Gelände ansteigt, beginnen dichte Wälder von Koa (*Acacia falcata*); sehr häufig treten Baumfarren auf (*Cibotium Chamissois*); weiter nach oben hin machen die Bäume einem kräftigen, dicht gedrängten Strauchwerde Platz, das nach und nach dünner steht und vielfach verkrüppelt aussieht. Man kommt auf einen duffigen, mit Blumen besprenkelten Wiesenteppich, weit und breit wachsen Ranunkeln. Dann aber folgt ein mit Asche bedeckter Boden, in welchen die Pferde fast bis zum Knie einsinken und der mit Steinen gleichsam überset ist. Weiter aufwärts, in etwa 10,000 Fuß, tritt als letzte

Spur von Vegetation *Ensis argentea* auf, die wohl nur auf den beiden höchsten Vulkanen Hawaiis zu finden sein möchte. Barigny erklärt diese Pflanze für ein wahres Wunder; die Wurzeln flammern sich stark am Boden fest; sie selber erinnert an die Aloë; die schwertförmigen Blätter sind weißlich-grau und mit einem leichten Saum überzogen. Aus der Mitte schießt ein Stamm bis zu 10 Fuß Höhe auf; derselbe trägt einen seidewartigen Büschel, ähnlich wie das in der Blüthe stehende Ruderrohr.

Auf dem höchsten Plateau lag Schuee, auf welchen die Sonne spiegelt. Alles schien wie todt auf dieser weißen Einöde; sein Ton ließ sich vernehmen. Vor den Wanderern lag die glänzende Kuppe des Mauna Loa; nach Norden hin erhob sich der Hale a Kela, das Sonnenhaus, auf der Insel Maui, welche von Hawaii durch einen schmalen Meeresschmal getrennt ist. Gegen Abend lagerten sich dicke Nebel über die Ebenen, die Wälder, die Hügel, über alle Boden-

wellen, während über dem Standpunkte der Wanderer heiterer Himmel lachte und Sonnenglanz die Schneekuppen der hohen Vulcane vergoldete.

„In Kavaiaha wurde Nachtraft gehalten. Die Hitze war drückend. Doch ermutigt wie wir waren, stoh aus der Schlaf trotzdem nicht. Aber gegen 3 Uhr Morgens sprangen wir auf, denn wir werden durch ein wahrhaft infernalisches Getöse erjchredt. Das Gemach füllt sich mit Staub, auf das trachende Dach fallen Steine wie Hagel. Wir rufen, schreien und fragen, was das alles sei und bedeute. Man antwortet uns, es sei weiter nichts als der Mumiuk, der weiter nichts zu bedeuten habe, ein guter Belannter, ein Wind, der manchmal aus den Bergen hervorströmt, eine gute Stunde oder auch doppelt so lange wüthet und heult, aber bei Tagesanbruch aufhört. Wir möchten uns nur unbesorgt wieder schlafen legen, die Sache habe ja weiter gar nichts zu bedeuten.“

Culturgeschichtliches über Leichenverbrennung.

Von Dr. Hermann Brunnhofer in Macau.

Es haben sich jüngst in Deutschland und in der Schweiz Vereine zur Wiedereinführung der Leichenverbrennung gebildet, vielbesuchte Vorträge gehalten und im Uebrigen kaum daran gedacht, welche Stellung wohl die Kirche zur Leichenverbrennung einnehmen werde. Die Stimmung der gebildeten Protestanten und Katholiken ist nun zwar im Allgemeinen dieser neuen Frage nicht ungünstig, allein die Erfahrung lehrt, daß Reformen, welche die altersgeheilte Liturgie und den tief ins Kirchenleben eingreifenden Ritus im innersten Raste berühren, nicht so leicht durchzuführen sind, als es denjenigen erscheinen möchte, welche die Frage der Leichenverbrennung vom rein praktischen Standpunkte des bürgerlichen Lebens aus betrachten. Um diesen hat sich die Kirche nie bekümmert, dagegen die Vertheidiger desselben um so heftiger des strafwürdigen Abfalls vom „wahren Glauben“ geziehen. Und so dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn die Orthodoxie auch der neu aufstauenden Leichenverbrennung gegenüber sehr bald beginnen wird, Morgenluft zu wittern und für die Verbrennung in die Schranken zu treten.

„Denn — so läßt man sich von orthodoxer Seite her vernemen — sollte vielleicht diese Begeisterung für das Verbrennen der Leichen nicht ebenfalls wieder nur ein neuer Ausdruck für die Glaubenssucht sein, in welcher die gebildete Welt in noch immer zunehmendem Maße den Kirchengebräuchen sich entfremdet und eigene Bahnen des Ästhetens, Deutens und Dandels einschlägt?“ Bekanntlich hat die Orthodoxie für alles von ihr Abweichende von jeher das steinste Vorgefühl besessen, und wenn wir Freunde der Leichenverbrennung die Wahrheit gesehen sollen, so liegt in der That unserer Begeisterung fast unbenutzt jene von der Orthodoxie wohlgepflegte Entfremdung von der ursprünglichen Kirchenfassung allerdinge bis zu Grunde. Die Verbrennung der Leichen war für das Urchristenthum einer der ersten „Seidengreuel“, welche um Abkämpfung schrien. Es ist wirklich so und muß vor dem Publikum mit allem Nachdruck hervorgehoben werden: wir verankern den uns jetzt anwidernden Brauch der Leichenbegrabung einzig und allein der Kirche und nur der

Kirche. Ja, die Kirche ist es gewesen, welche die Weiterübung des Leichenverbrennens noch unter Karl dem Großen mit Todesstrafe zu belegen begann. Die Kirche wüthte freilich, was sie that: die Leichenverbrennung war ein unheimlicher Brauch und diesen galt es vom Erdboden wegzufegen, weil er der Grundabdruck der heidnischen Weltanschauung war.

Die Kirche wird deshalb auch jetzt wieder nur ihrer Tradition folgen, wenn sie sich, was wir bald genug erleben werden, mit gewohnter Festigkeit allem Wiedergeborenen „heidnischer“ Bräuche entgegenstemmen wird.

Der Einführung der Leichenverbrennung droht sonach eine große Gefahr. Es ist aber zweckmäßiger, diese zur rechten Zeit ins Auge zu fassen, als dieselbe sich zu verheimlichen, um dann nachher blindlings ins Pockhorn gejagt zu werden. Vor allem aus muß die Frage der Leichenverbrennung culturgeschichtlich beleuchtet werden, und da ergibt sich dann nach den Untersuchungen, welche Jacob Grimm in seiner Abhandlung „Ueber das Verbrennen der Leichen“, Kleine Schriften 2, 211 ff., sowie andere große Culturhistoriker, z. B. Kochholz in „Deutscher Glaube und Brauch“, I, 270 ff. und in „Deutsche Arbeitsentwürfe“ 2, 223 ff., über den altheidnischen, durchaus verständigen Brauch aufgestellt haben, etwa Folgendes:

Die älteste Zeit kannte nur die Leichenbegrabung, denn wo hätte man zum Verbrennen das Feuer geholt? Die Leichenverbrennung war das Product der mit der Erfindung künstlicher Feuerbereitung allmählig fortgeschrittenen Feinsichtigkeit. Man unterscheidet nach den beiden Perioden des Leichenbegrabens und des Leichenverbrennens ein Grabalter und ein Brennalter. Doch sind diese beiden Perioden niemals dergestalt in sich abgeschlossen gewesen, daß nicht während des Brennalters auch noch begraben, oder während eines neuen Grabalters nicht auch noch verbrannt worden wäre.

Beide Gebräuche entsprangen nicht sowohl einer Verschiedenheit der praktischen Bedürfnisse, als vielmehr verschiedener Religionsanschauung: es spiegelt sich in ihnen der tiefste Gegensatz der Weltanschauung. Das Begraben der Leichen

oder deren Aufbewahrung in Todtenhallen und Weinhäusern kennzeichnet die Religionsansicht derjenigen Völker, welche bei der ganz materiellen Auffassung der persönlichen Unsterblichkeit stehen geblieben sind, während die Leichenverbrennung den Ruhm derjenigen Völker ausmachte, welche sich zum Glauben an die rein geistige Natur der persönlichen Unsterblichkeit emporgeschwungen haben. Ihre Leichen begruben und begrabten die alten Aegypter, die Juden und die Chinesen. Leichenverbrenner waren und sind zum Theil noch jetzt vor allen aus die indogermanischen Völker mit Ausnahme der alten Perser, also die Indier, Griechen, Römer, Thracier, Gallier, Germanen, Slaven und Lithauer. Es sind diejenigen Naturvölker, aus welchen sich im Laufe der Zeit die bahnbrechenden Culturvölker entwickelt haben.

Der Uebergang von der Leichenbegrabung zur Leichenverbrennung vollzog sich im trüben Gange der Entwicklung etwa auf folgende Weise.

So lange die Menschen sich nur von den rohen Früchten nährten, welche der glütige Erdboden aus seinen Tiefen emporfandte, indem er sie an Pflanze, Strauch und Baum gebunden ließ, hielten sich nach dem Glauben der Völker auch ihre Götter, die Spender jener Lebensgüter, in den unbekannten Tiefen des Erdbereichs auf. Da verstand es sich denn von selbst, daß man die Todten dahin beförderte, wo sie an den Freuden der Götter unmittelbar Theil nehmen konnten: man begrub die Leichen.

Als dann die künstliche Feuerbereitung erfunden wurde, welche die Völker zu einer viel höhern Culturstufe emporhob als sie vorher eingenommen hatten, ermußte auf naturgemäße Weise der Glaube an die Seligkeit, ja Göttlichkeit des Feuers. Wenn man sah, daß das irdische Feuer mit dem im Hlge vom Himmel fallenden wesentlich gleich sei und wie das Licht, das vom Sonnenball herniederströmt, Feuer gleiche Wirksamkeit ausübt, so mußte man zu der Ueberzeugung gelangen, Sig und Wohnplatz der Götter seien da zu suchen, von wo aus die Kraft des Lebens und des Lichts am segenerreichsten ausgeht, droben im „Himmel“, wo des Tags die Sonne, des Nachts der Mond und die Sterne leuchten und von wannen der vernichtende, aber auch im Gewitter befruchtende Witz herniederfährt. Wenn dann dazu selbstgeig der Glaube trat, das Wesen der menschlichen Seele sei mit dem Lichtwesen der Götter stammverwandt, wenn man sich folgerichtig die Seele als Lebensflamme vorstellte, da mochte man alsdann vom Einsinken der Leichen in den lichtlosen, schmutzigen, unumkehrbar und unheilig gewordenen Erdboden nichts mehr wissen. Vielmehr übergab man nun Leib und Seele demjenigen Elemente, aus welchem die Götter selbst lebten: man verbrannte die Leichen.

Waren die Götter unsterblich, gleich dem Feuerlicht das ihr Wesen ausmachte und ihre ewigen Wohnungen mit Glanz erfüllte, so streifte der Mensch seine Sterblichkeit in dem Momente von sich, wo sein irdischer Theil ein Raub der Flammen wurde, wo zugleich aber auch sein unsterblicher Theil, das Feuerlicht seines Lebenslaupens, sich mit dem Lebensfeuer der Unendlichkeit verband und, von den Flammen des Hellschloßes himmelan getragen, den Wohnungen des Lichts entgegensteuerte.

Aus dieser Anschauung heraus floß dann die liebliche, von der antiken Kunst so reich ausgebildete Vorstellung, der Gewinn des Todes sei ein helder Raub, der beim Tode eines Menschen dessen Lebensadel nach unten wende und auf diese Weise allmählig und sanft erlöschen lasse. Das Leichenverbrennende Heidenthum setzte eben den Tod als eine Naturnothwendigkeit auf, welcher man sich, im Hinblick auf

das selige Leben im Jenseits, mit heiterm Ernste unterziehen durfte.

Wie so ganz anders das Leichenbegrabende Christenthum! Ihm ist der Tod keine Naturnothwendigkeit, sondern der Sünde Sold für Adams Fall, welchen die Menschheit in die Unendlichkeit zu büßen habe, wofür nicht Christus als Mittler dazwischen trete. Auf dieser Anschauung beruht dann consequent die Vorstellung, dem sterbenden Christen trete der Tod in Gestalt eines gräßlichen Geistes vor das Bett — eine Vorstellung, welche, wie es Schiller in seinen „Göttern Griechenlands“ andeutet, das ganze Leben des Christen nützte und einmal Lessing die bittere Wahrheit andeutete: „Es ist gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, die Schreden des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Wohlthat gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber der Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung in keines Menschen Gedanken kommen, der nur sein Vernunft brauchte.“

Die Leichenverbrennung ward die Bestattung, welche der Völker der Lichtverbrennung. Es ist eine Sitte, welche auf die folgerichtigste Weise von der Welt aus der Religion des Lichtes, der Heiterkeit, der Schönheit hervorgegangen war. Nur Völker und Schwermetallvoll gestimmte Völker, welche sich niemals zur Verherrlichung des Schönen oder zu philosophischem Geistesgleichgewicht emporgeschwungen fühlten, nur Völker, welche an der Scholle sinnlicher Weltanschauung stehen geblieben waren, blieben bei der Uebersicht der Begrabenen stehen. Den Juden und Aegyptern war die Leichenverbrennung ein Gruel. Denn wenn sich am Tage des Gerichts die Gebeine der Todten erheben sollten, wie es der Prophet Jesaias (Cap. 37) so schaurig erhaben darstellt, so wird derjenige, welcher zu Asche verbrannt worden, das Wiedererwachen vergesen müssen, er wird nicht „aufstehen“ können, sündemalen er durch die Verbrennung um sein Selbst gekommen ist. Aus diesem Grunde waren und sind die Juden bis auf diesen Tag die Fanatiker der Leichenbegrabung.

Ist es denn nun ein Wunder, wenn das Christenthum, welches sich in seiner äußeren Erscheinungsweise ja he ganz im Trauergewande jüdisch-ägyptischer Schwermuth ins Leben einführte, wenn das Christenthum, eine Religion des Lebens Schmerzes, auch darin den Fußstapfen seiner nächsten Uelzer folgte, daß es von Anfang an mit einem Fanatismus gegen die Leichenverbrennung auftrat, welcher seinem Halse gegen das Griechenthum und dessen Religion der Schönheit vollkommen entsprach? War Christus, ganz in altjüdischem Sinne rein materialistischer Auffassung der persönlichen Unsterblichkeit, aus dem Grabe auferstanden, so konnte man von nun an nur noch „sich“ werden, wenn man sich, Christus gleich, begraben ließ und dann ganz ruhig den Angerathen abwartete, wo man sich im „Jenseits“ wieder an dem Grabe erheben konnte. So hat das Christenthum überall, wo es mit Leichenverbrennenden Völkern zusammentrat, vor allem aus wieder die Verdrängung der Todten eingeführt. Die ersten Kirchenväter, z. B. Minucius Felix und Tertullian, können sich gegen die Leichenverbrennung nicht gemugam ereifern. Aber mit der Wiedereinführung der Leichenbegrabung hat das Christenthum an die Stelle jener griechisch-heidnischen Lebensfröhlichkeit, welche das Wesen des menschlichen Geistes unter dem edeln Bilde der Natur und des Feuers ersahte und dem Tode als einer Naturnothwendigkeit feier entgegenstellte, jene jüdisch-ägyptische Völkerschwermethe gesetzt, welche das lausenfarbige Leben im Dämmerlichte betrachtet und sich dann wunderte, daß

alles so eintönig und verträbt ansieht. Mit dem Leichenbegaben kam eben wieder jene jüdisch-ägyptische Todesfurcht und der unter dem Volke bis jetzt andauernde Glaube auf, die „Seligkeit“ sei unmöglich, wo das Skelet für die zukünftige Gestalt schon verurteilt sei. Es ist nicht auszusprechen, wie niederdrückend jene Aussicht auf das Grab mit seinen Wärmern und vermodernden Gebeinen gewirkt hat, und nicht zu sagen ist, wie viel Unheil, Grauel und die Menschenvürde schändender Aberglaube sich sofort wieder an die vom Christentum eingeführte Leichenbegabung festklamern hat.

Zunächst trat an die Stelle griechisch-hellinischer Leichenverbrennung der Knochenkultus, der Reliquiendienste, die Skatolombenwirtschaft mit ihren Bergen dämonenhaft grinsender Gerippe, deren Verkauf an die Knochengläubigen zu einem der lucrativsten Geschäfte der Kirche werden sollte. Dann knüpfte sich daran die Häberung der Verdreher, sowie die Verbrennung der Hegen und Keger, für den Knochengläubigen die furchtbarsten Strafen schon deshalb, weil ihm durch die Zertümmernng oder absolute Vernichtung des Knochengestirkes jede Aussicht auf einfrige „Auferstehung“ geraubt wurde!!

So hat sich, nach der heitern Lebensauffassung des antiken Heidentums, wieder jene krankhafte Geistesverdüsterung eingeschlichen, welche sich die Aufgabe stellte, den Menschen mit den Schreckbildern des Todes zu peinigen, während die gesunde Auffassung des Todes als einer Naturnotwendigkeit schon erinnen gewesen war. Die Schwelle der Unendlichkeit bildete nun nicht mehr die sonnenbeglänzte Lichtwolke, sondern der pehnanbende Erdschul mit seinem Gewühl frageriger Wärmern.

Nach beinahe zwei Jahrtausenden kommt dann endlich wieder ein neues Weltalter der Lichtverbrennung, eine neue Epoche griechisch-heiterner Weltanschauung. Sie bricht sich im Kampfe gegen die Kirche Bahn im achtzehnten Jahrhundert und von seinem Kampfe gegen den Obskurantismus trägt dieses Zeitalter den schönen Namen der Aufklärung. In diesem von den Denkmännern jeder Art bestverleumdeten Zeitalter der Aufklärung gelangt die Menschheit wieder zum Bewußtsein ihrer verlorenen Schönheit, der Schönheit im Sinne kunstbegeisterter Weltbetrachtung, welche das irdische Dasein nicht als das Grab, sondern als die Wiege der Seligkeit aufsaßt. Da singt dann der feinführende Salis ein Trauerlied auf das tiefe, stille Grab, dessen Rand ihm mit uns so schauderhaft vorrückt. Und Goethe, diese herrlichste Erscheinung des Zeitalters der Aufklärung, er steht sich noch in den letzten Augenblicken seines Lebens nach „mehr Licht“ und spricht in zahlreichen Stellen seine Begeisterung für die Leichenverbrennung aus. Mehr und mehr nehmen dann die noch beschiedenen Stimmen für die Wiedereinführung der Griechensitte lauten Klang an und verringern sich zuletzt in der energischen Forderung des Dichters Platen:

Geht uns die edeln Gebräuche zurück, die geheiligten,
alten!
Geht uns die Flamme zurück, daß zu vernichten
den Leib!

Das Begraben der Leichen oder deren Aufbewahrung in Beinhäusern und Totenhallen hatte sich für empfindungslose Gemüther, welche sich die persönliche Fortdauer nur unter Vorbehalt der Forteristenz des Knochengestirkes zu denken getrauten, den Trost, daß man seine schmerzlich vermissten Lieben so oft wiedersehen könne, als man das Grab öffnete, das Beinhau oder die Totenhalle besuchen wollte. Man hatte doch noch etwas von den Feiggeliebten, und welchen Trost gewährt dem seiner Fassung Verwaunden nicht

schon solch ein Etwas! Mit welcher Fietel bewahren und verehren wir nicht die geringste Kleinigkeit, welche uns ein unserer Liebe Entzifferer hinterlassen! Mit welcher Sehnsucht und Verehrung hängt sich da nicht erst der geistig noch haltlose oder haltlos gewordene Empfindungsgewand an das Andenken seiner nächsten Familienmitglieder! Alle Zeiten und Völker haben so gefühlt und werden so fühlen bis ans Ende des menschlichen Erdenlebens. Schon ein Dichter des Beda singt zwei Jahrtausende vor Christus: „O daß ich doch meinen Vater und meine Mutter wiedersehen könnte!“

Über diesen relativen Trost, den einst das Leichenbegaben besaß, konnte auch in der Vorzeit nur so lange vorhallen, als sich die Völker des Entsegenretzenden nicht benugten wurden, welches zwei das feurere und insbesondere für das Kunstgefühl im Anbilde wie im Gewerde der verwesenden Leichname oder der ausgehörrten Gerippe liegen muß. Sobald sich die Trauer um den geliebten Toten aus dem Reiche der Empfindung und somit auch der in sich haltlosen Vergewissung emporzerrissen vermag in das Gedankenreich, welches sich der Tod als eine weise Einrichtung des Naturlebens darstellt, und die geistige Fortdauer der Persönlichkeit nicht an die Fortdauer des klein Gerippes knüpft, da vermag dann der früher tröstlich gewesene Anbilde des Sceletes eines Geliebten nur noch Schauer und Abscheu hervorzurufen. Ein innigeres Freundschaftsverhältnis, als dasjenige, welches Schüler und Goethe umschlang, läßt sich selbst für die Höben des Lebens nicht leicht vorstellen. Gleichwohl muß Goethe, als er nach vielen Jahren den Schädel Schiller's wieder betrachtend in der Hand hält, schmerzlich gefehen: „Niemand kann die dürrte Schale lieben, welch herrlich edeln Kern sie auch bewahrt.“ Denn dem freien Bild, sowie der natürlichen Empfindungsweise, wie sie uns erst wieder die Bildung, das Gedankenleben giebt, ist das Gerippe selbst des Geliebten eben nichts anderes, als was es in Wahrheit überhaupt nur sein kann: ein seelenloses, unserer Liebe als weber befristetes, noch viel weniger würdiges Knochengestell, das, weit entfernt uns zu trösten, unsern Schmerz noch dadurch erhöht, daß es unser Schönheitsegefühl beleidigt. Gebildete Völker werden aus diesem Grunde stets wieder auf die Leichenverbrennung zurückkommen, denn die Asche, welche die Todtenurne bewahrt, ist für das liebende Gemüth ein eben so sicherer Anhaltspunkt der Fietel, als es nur immer ein Knochengestell sein kann. Nur die Verbrennung der Leichen ist überhaupt ästhetisch. Gesund und also auch schön empfindende Völker, wie die Griechen und Germanen, wie die Indogermanen überhaupt, gingen deshalb der Leichenverbrennung an. Die Kirche zwang sie, auf eine tiefere Kulturstufe zurückzutreten, d. h. ihre Leichen wieder zu begraben. Wir aber wollen nun wieder thun, was unsrer Vorahnungen verbeidet worden war: auch uns begeistern wieder jene Sehnsucht nach dem schönen Heidentum, wie sie Goethe's Braut von Korinth durchbebt:

„Wenn der Asche spricht,
Wenn die Asche glüht,
Gillen wir den alten Göttern zu.“

Ein großer Trost für die gedankenmilde Empfindungslosigkeit, insbesondere des christlichen Mittelalters, lag auch in der Vorstellung von der ungestörten Graberuhe, welcher sich der Lebensfate behaglich hingeben konnte, indem er seine alterwürdigen Glieder tief unter dem „Rosengarten“ hindubte. So lange man mit der Kirche das Leben für einen tranrigen Übergang durch das irdische Zammerthal hielt, konnte man sich nur freuen, wenn man, weit vom Getöse des Lebens, sich für den Feingang ins „himmlische Vaterland“ bereit halten durfte. Dies mochte für die Bil-

dungstufe, welche den Glauben an die persönliche Fortdauer auf die Fortdauer des Knochengestüßes stützte, in der That beruhigend sein, und um so mehr, je fester man überzeugt sein durfte, daß der Friedhof, unter welchem man sich mit seinen Lieben zur ewigen Ruhe hinlagerte, eine für alle Zeiten geistige und unantastbare Ruhestätte und Ruhestätte bleiben würde.

Aber dieser Trost mußte verschwinden, sobald die Grabesruhe in Folge der steigenden Raumbedürfnisse gestört zu werden begann. Und in der Gegenwart vollends kann nun von Grabesruhe schlechterdings schon gar keine Rede mehr sein. Da durchschneidet den Friedhof bald eine Eisenbahnlinie, bald eine neue Straßenanlage, bald die Erweiterung eines Stadtviertels, bald auch die traurige Nothwendigkeit, eine kaum erst vor einem Vierteljahrhundert geschlossene Grabstätte wieder auszugraben, um den neu ankommenden Leichen Platz zu machen. Wird da nicht die Pietät oft auf eine gräßliche Weise verletzt, wenn das Skelett eines unserer Lieben von der rohen Schaufel des noch rohen Leichenräubers zerstückt und wie das Gebein eines Vieftierflesches funterbunt über- und durcheinander geworfen wird, um dann wieder anderwärts irgend in einer Grube untergebracht zu werden? In Paris und anderen Großstädten kommt die Reihe an Wiederaneingegrabenwerden schon im fünften Jahre der „Grabesruhe“, wo dann noch nicht einmal ein zähnebeißendes Geringes, sondern viel Schauerbollereres aus Tageslicht geholt wird. Ja, es soll vorkommen, daß der Inhalt ganzer Grabstätten als Stoff zu Düngematerial an die Weisbietenen verkauft wird! Ganz bestialisch lautet aber die gar nicht unglaubliche Versicherung, daß in Großstädten ungeheure Massen von menschlichen Knochenresten zum Raffinieren des Rades verwendet werden.

Wo ist dann hier noch ein Schatten von „Grabesruhe“ vorhanden? Ist da nicht die Leichenbegabung der eusebischen aller Gmelt, weil die Ueule des haarträubendsten Pietätsbruchs? Würde da nicht die Leichenverbrennung mit Einem Schläge dem industriellen Hyänenhumm ein Ende machen? Erfüllt da nicht schon der Gedanke an die Reinlichkeit, welche dem Verbrennen der Leiden zum Vortage gereicht, unser Gemüth mit unerhört tieferer Befriedigung, als der Hinblick auf eine Zukunft, wo man schließlich gar noch zum Dandelsobject des gemeinen Schacherjuden wird? Für das gebildete Gefühl kann nichts verlegender sein, als die Aussicht, den Wärmern zum Fraße zu fallen und die Erde, über welche unsere Nachkommen pietätvoll hinwegwandelten, mit unerträglichen Gerüchen oder aber auch pestbringenden Gasen zu erfüllen. In vielen Schwärzergeschäften hat man erst in jüngster Zeit die Entdeckung gemacht, daß das Nervenfieber, welches diese Städte zum bauernden Herlager erfordern hat, nur davon herrührt, daß ganze Stadttheile von Brunnen trinkten, deren Zufuß von dem Leichengift naßer „Gottesäcker“ gespeist werden. Ein schöner Trost daß, zu wissen, daß man seinen Enkeln Gift und Seuchen hinterläßt!

Die Leichenbegabung widerspricht schon längst unserer feiner gewordenen Empfindungsweise, sie wird aber auch über kurz oder lang von der Sanitätspolizei gesetzlich gestattete werden können. Die religiöse Grundlage des Leichenbegabens ist für die Welt der Bildung längst zerfallen. Nur die Knochengläubigen sind heutzutage noch im Stande, den Glauben an die „persönliche Unsterblichkeit“ an die Fortdauer des Knochengestüßes zu heften. Nicht nur die

philosophischen Freidenker, sondern immer weitere Kreise der Bevölkerung verschmähen es endlich, den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit mit einer so fleischlichen und geschmacklosen Vorstellung zu verknüpfen. Selbst die Theologie nähert sich allmählig dieser Ueberzeugung, denn sie erkennt, daß sie nur da Gutes zu wirken vermag, wo sie sich mit dem Fortschritt der Geistesbildung wenigstens ausfindet und Herz und Seele gewinnt zur Förderung alles Edeln, was die geistigfreie Menschheit im Reiche des Wahren und Schönen an sich hervorbringt. Wenn aber die Kirche glaubt, ihrer Tradition treu bleiben zu müssen und sich der Wiedereinführung des Leichenverbrennens widersetzen zu sollen, so bedauere sie den Wahrspruch Lessing's: „Nur die misgortgländere Religion kann und von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie und liberal auf das Schöne zurückbringt“).

*) In Rom bereits hat man mehrfach Eisenbahntunnel unmittelbar unter den sogenannten Kirchhöfen hindurchgeführt. — Wir wissen, daß in theologischen (protestantischen) Kreisen sich mehr Christliche günstig ausgesprochen haben. Ubrigens hat die „Kirche“ gar kein Recht, die Verbrennung zu untersagen: kein Recht, die Fortdauer der Versepung von Erdboden und Lust permanent zu machen und einen widerwärtigen, gemeinlichkeithlichen und gemeingefährlichen Brauch gebieten zu wollen. Schon heute hat in den meisten Kirchen, auch unter dem sogenannten gemeinen Manne, die Ueberzeugung sich Bahn gefunden, daß der „Wärmersack“ nicht lange mit Verbrennen besser ist. Die Zahl der Beerdigten für Leichenverbrennung steigt sich sehr; Leuten sink im Bau; schon entworfen Kisten Modelle zu Aidenen.

Sehen lesen wir, daß auch in Newyork am 2. April ein solcher Verein von Deutschen gegründet worden ist; derselbe geht aus in Hand mit einem englischen, der sich mit einem Capital von 50,000 Dollars incorporiren will. Es versteht sich, daß gerade in Newyork sofort die Christliche sich in die Frage mischt, und der große Kirchenrat, der vielbekannte Henry Ward Beecher, hat in seiner Almonatschrift im beschlossenen Beschlusse eine Verpflanzung des Leichenverbrennung geboten. Zum Tritt nahm ein Wort des Apostels Paulus: „Reinlich und Blut kommen nicht ins Himmelreich.“ Das „Newyorker Journal“ bemerkt: „Wohl leicht dauert es gar nicht lange, bis dieser oder jener unsern so schätzbaren Mitbürger sich zu seinen Geschäftsfeldern oder in den Wätern als practical incinerator oder beidigter Crematologist annimmt.“

Das wäre noch harmlos gegenüber dem, was man in Dresden auf der Aitabahn sah. In einem großen Zimmer hat Orgeschaffen sind eine Anzahl von Särgen dicht am Fenster zur Schau ausgestellt, ausgestellt mit Seile, belegt mit feinem Eisen und ringum sind andere dreizehn Vasenformen aufgestellt, um die Freiheit zu machen. Im vorigen Herbst, als ich an jenen Hause vorüberging, sah vor dieser Schaulage, auch wenn wir den Bruch, eine junge Frau um, der vor kurzem ihr Kind geherben war. Die schmerzliche Erinnerung verurtheilte ich Neugierde; ich sah sie auf und brachte die Schlußgasse in eine Treppe. „Abseits, abseits!“ rief die Wächterin.

Diese Sargensammlung an einem Schaufenster, die man in Dresden gesehen (mittelte Leiden auf Wachs sehen noch), erinnert an den Sargabend in China. In China in der dänischen Pfandhaus bildet die Darstellung von Sargen den wichtigsten Gewerkschaft; derselbe wird gerade großartig betrieben. Man stellt die Särge mit fein ausgeformter Kisteletzt zur Schau aus; für die prächtigen goldenen (sogar rot bemalte mit glänzendem Strahlsüberzuge. Viele haben Inschriften mit gelbem Buchstaben. Wandler Schiffe stellt sich seinen Sarg schon bei Zeiten, stellt ihn in seinem Wohnhause oder Garten als Zierath auf und pugt ihn, um Luxus zu treiben, auch im Inneren hübsch aus.“ Also genau so wie in Dresden; die Wächterin (sahst ich ebenfalls für „Abseits“). Die vorerwähnten Bemerkungen sind dem Bericht des französischen Wälfers Francis (mit leicht, der 1861 das Land am Sargari besuchte und in China längere Zeit verweilt.

Englische Forschungsreisen in Centralasien.

Von Emil Schlagintweit.

I.

Unter der anspruchslosen Ueberschrift „Forschungsreisen jenseits des Himalaya“ enthalten die Berichte über die Thätigkeit des indischen Vermessungsamtes seit mehreren Jahren einen Abschnitt mit Detailarten über von Indien theilweise sehr fern liegende Gegenden; so werden Reisen beschrieben nach Persien, Bokhara und in die Turkmenensteppe, wobei die Führer der Expedition nicht bloß Schrittzählungen machten und Höhenbestimmungen vornahmen, sondern selbst astronomische Beobachtungen und viele Winkelmessungen ausführten. Die Beobachter waren Indier, abgesandt von der indischen Regierung und zum Kundschafterdienst unter Leitung von Major Montgourie herangebildet. Ist auch ihr Wissen ein mechanisches und fehlt ihnen die Fähigkeit Gesehene zu verallgemeinern, so erwiesen sie sich doch als sehr gewissenhaft in Ausführung der übernommenen Aufträge und wir erhalten durch sie die ersten Beobachtungen aus Ländern, die Europäern noch unzugänglich sind, oder in welchen die vereinzelt Europäer, die sie besuchen konnten, keinen Kundschafterdienst ausführten. Die Regierung beschränkte sich anfangs auf jährlich eine Reise; das Institut gewann aber allmählig solche Ausdehnung, daß das Vermessungsamt über ein Duzend Kundschafter verfügt und mit ihnen jährlich nach verschiedenen Richtungen hin unbeforshtes Gebiet ausschließt; sehr vielseitig waren diese Reisen 1872 bis 1873, ihre Zusammenstellung wurde einem Nachtrage zum Jahresberichte *) vorgehalten.

In den ersten Berichten sind die Kundschafter noch beim Namen genannt; dies erwies sich aber ihrer Wiederverwendung hinderlich, und zwar insbesondere in Tibet, wo die strenge Grenzpolizei ihre Namen bald kennen lernte, was zur Folge hatte, daß sie von den chinesisch-tibetischen Behörden als Spione wieder zurückgeschickt wurden. Selbst die Bezeichnung unter fingierten Namen führte zu Entdeckungen; erst im Vorjahre wurden zwei der besten und seit Jahren thätigen Kundschafter, der als Mirza eingeführt wurde seinem Schwiegersohne, in der Turkmenensteppe auf dem Wege nach Bokhara getödtet; die einzelnen Reisenden werden jetzt nur nach der Nummer unterzeichnet. — Die außerordentlichen Fortschritte in der Geographie der Grenzländer zwischen den englischen und russischen Besitzungen in Asien macht die neue Ausgabe (3. Auflage) von J. L. Waller's Karte von Turkestan ersichtlich; seither ist die Erforschung des östlichen Turkestan und Nordtibets in Angriff genommen; Kundschafter hierzu wurden 1873 dem Grafen Tolstoj mit nach Kaschgar gegeben und diese sind gemeint, wenn in den neuesten Berichten der indischen Zeitungen gesagt ist, die Mitglieder der Expedition werden den Rückweg auf verschiedenen Wegen nehmen. Im Einzelnen sei über diese Trans-Himalaya-Forschungen und ihre Erfolge Folgendes bemerkt.

1. Die Reisen und trigonometrischen Bestimmungen im nördlichen Afghanistan haben festgestellt, daß im Osten des Karakorumpasses Wüstenplateaus an Stelle deutlich

sich abhebender Gebirgsketten treten und daß die Wasser-scheide zwischen Karakorum und Hindukusch bedeutend nördlicher liegt als die Linie der hohen Bergkette, die man bisher als die wassercheidende Kammlinie sich dachte. Gleiches ist im Hindukusch selbst der Fall; „die dunkle Kammlinie auf unseren bisherigen Karten entspricht der wassercheidenden Linie, während die Reihe der Hauptgipfel, ähnlich wie im Himalaya, derselben vorgelagert ist.“ In der politischen Geographie ergab sich, daß die Länder am obern Gihgistan (Kaschmir, Dardistan) unabhängig zu nennen sind oder jedenfalls mehr Hingistan geborgen als Kaschmir.

Ueber den Osten von Hindukistan ist die indische Regierung seit Langem gut unterrichtet; seit 20 Jahren unterhält sie einen politischen Agenten in Kelat am Hofe des Mir oder Herrschers von Beludschistan; wiederholt sind andere Europäer dorthin gelangt, es erfolgte sogar in Zeiten großer Aufregung, die hier bei den ständigen Kriegen und Streitigkeiten um den Thron oder zwischen dem Mir und den Fürsten des Reiches sich in kurzen Zwischenräumen wiederholten, die Absendung einiger Mann indischer Truppen als eine Art Sicherheitswache. Sehr spärlich flossen dagegen die Nachrichten über den Westen des Landes, der, ähnlich wie in Afghanistan, weniger gebirgig ist als der Osten, dagegen aber ein trockeneres Klima hat und Strecken unbewohnbarer Wüsten einschließt. Hier kamen der Wissenschaft die Grenzstreitigkeiten zu statten, welche sich um den Besitz Seistan zwischen Persien und Afghanistan entspannen. Um ihren Schiedspruch angeregt, konnte die indische Regierung unter persischer Schutze im Jahre 1871 den General Sir G. Goldsmid mit mehreren Offizieren nach Seistan abordnen; der Reisende in diesem Gebiete ist der Gefahr der Verwundung und Ermordung noch ebenso sehr ausgesetzt, wie zur Zeit als Dr. Forbes 1841 als Jagdgast von Ibrahim Khan wie ein wildes Thier niedergeschossen wurde, aber die englischen Offiziere passirten überall ungehindert. Unter anderem erwies sich der Hamunsee als vollkommener Sumpf. Der englische Schiedspruch über die Grenze der persischen Erwerbungen in Seistan, die Erwerbung der Zustimmung hierzu von Seite des Emir von Afghanistan, die Stellung der indischen Regierung zu den Wirren in Beludschistan und ihre Verträge mit dem Herrscher zu Kelat beaufundeten einen entscheidenden Einfluß Englands in diesen von den verschiedenartigsten Parteien seit Jahrhunderten unterwühlten Ländern.

Der Grenzverkehr bringt viele Nachrichten über die Pashan- und Beludschistämme in den Thälern längs der Grenze des Panjab; die Zahl der streitbaren Männer wurde zu 130,000 festgestellt, wovon 20,000 Swat, 12,000 Afghanistan unterstehen, während der Rest der Bewohner auf die unabhängigen schmalen Grenzstriche entfällt. England freundlich gesinnt sind diese Stämme nicht; so wurde 1872 der Neffe eines Häuptlings der Yusufai ermordet, der sich auf englisches Gebiet niedergelassen und als Kundschafter wie Vermittler englischer Wünsche hatte gebrauchen lassen. Die Ausarbeitung eigener Grenzgesetze wurde notwendig, welche den Grenzbeamten das Recht geben über Dörfer des jenseitigen Gebietes Geldstrafen zu verhängen und sie mit

*) General Report on the operations of the Great Trigonometrical Survey of India during 1872—1873. Dehra Dun 1873 mit Nachtrag vom Januar 1874.

Zwang heizutreiben, wenn ihre Angehörigen Einfälle in ein englisches Gebiet machten.

2. Die Erforschung von Svat und des obern Vabatschan fällt in das Jahr 1870; die durch einen Kathan und Subalternoffizier (Dավար) im Sappentregiment gemachte Reise erhält eine Ergänzung durch die beigebrachten Papiere seines ungenannten Vorgängers, der in Svat ermordet worden war; der einzige angelegene Staat zwischen 34 bis 36° nördl. Breite und 71° östl. Länge von Gremwoich ist Tschital am obern Kurnarflusse.

Den Damiapnap überstiegt der Mirza 1868, und 1871 der vorgenannte Dավար; gegen Vabatschan bewegte sich 1871 der Dավար, der etwa 60 Kilom. südlich von Schegri Sebz umkehren mußte, und der Mirza 1873 auf seinem unglücklichen Zuge von Kabul über Herat und Waimana; einige Tagereisen hinter dieser Stadt wurde er erschlagen, nur ein Mann seiner Begleitung entkam.

Aus dem Kotschathale, dem fruchtbarsten Theile Vabatschans, wandte sich 1869 der Mirza östlich nach Watschan, bestimmte, als der erste, die Höhe der Wasserscheide auf den Pamirplateaus und nahm durch Sariful, — das damals gerade dem Reiche Jalub Begs zu Kadschar zugeschlagen worden war, was diesen Herrscher veranlaßte, seinem Reiche statt des alten Namen Altischah, „Sechsküßtegebiet“, den von Tschitschah, „Siebenküßtegebiet“, beizulegen, — längs des östlichen Abfalls der Dolortagletten seinen Weg nach Kadschar.

Hatte Oberst Walker 1866 bei der Construction seiner Karte von Centralasien den ganzen Strich Landes westlich der Pamirplateaus nördlich des Hindukusch zwischen 38 und 40° nördl. Breite als unerforschtes Gebiet zu bezeichnen, so ist dieser Raum jetzt auf das Karategin, oder die Landstriche nördlich des Duns, eingeschränkt, ein Gebiet etwa vom Umfange des Königreiches Würtemberg. Der Kaufmann meidet diese Gegenden wegen der Räuberereien der hier hausenden Kirgisenhämme; 1873 machte sich jedoch im indischen Auftrag ein Kathan-Kundschafter dorthin auf. Unsere gegenwärtige Kenntniß von diesem interessanten Gebirgslande laßt Oberst Walker dahin zusammen: „Es ist wahrscheinlich ein hohes Plateau das im Pam-i-Dunia culminirt, dem Hochlande der Pamir, auf welcher Wood's Seen liegen (der Sirikul und Pamirul). Gegen Südwesten begrenzt es eine Verlängerung jenes Ausläufers des Hindukusch, welcher zwischen Ischafschim und den oberen Quellen des Kotscha nach Norden streicht; sein westlicher Abhang gipfelt in einer starken Erhebung über dem Kotschathal, der östliche Abfall dagegen erhebt sich weniger hoch über das Sopdplateau von Watschan. Es ist nicht unwahrscheinlich daß

dieser Ausläufer noch weiter zuerst nordwärts, dann nordostwärts fortstreicht und daß sein Kamm die Wasserscheide bildet zwischen dem Thale des Kurlghastflusses, dem nördlichsten Quellflusse des Duns, und dem unerforschten Gebiet. Alle Flüsse dieses Gebietes scheinen vom Nisabhang dieser Kette zu kommen und dem Bändsch, der Hauptquelle des Amu Darja, zuzurufen; sie fließen in ihrer Vereinigung den Amu, der nach Sprengung der Gebirgsbarrieren in seinem Laufe von 2100 auf 210 Meter Höhe über dem Meere herabsinkt, und als ein mächtiger Strom von der Breite von 1 1/2 Kilometer im Winter und von 8 bis 10 Kilometer im Sommer in die Amudarya eintritt.“

3. In Tschitschah ist genau aufgenommen die Route vom Pamirplateau abwärts im Gebirge und längs seines Fußes nach Jangschihar und Kadschar. Dies ist mit seiner Fortsetzung durch Vabatschan und Kabul der einzige das ganze Jahr offene Weg nach Indien; über ihn wurden im Winter 1874 die Prießschaften des englischen Gesandten Kortsch nach Indien beordert und langten in Calcutta 65 Tage nach ihrer Aufgabe an. Ebenso genau bekannt ist der Weg von Kadschar nach Pesh im westlichen Tibet; er ist im letzten Jahrzehnt von vielen Europäern begangen, vom Mirza aufgenommen worden; es bedarf aber für Kaufleute voraussichtlich auch unter dem neuen Vertrage dieses Jahres energischer englischer Unterstützung, wenn Indien und Europa darauf offen zugelassen werden sollen. Im Gefolge Kortschs befinden sich ein Mitglied des Vermessungsamtes und zwei andere englische Offiziere, reichlich ausgestattet mit Instrumenten, Karten, Plänen und Reducionsstabellen, um ihre astronomischen und trigonometrischen Beobachtungen nach an Ort und Stelle berechnen und eintragen zu können. Beigegeben sind der Mission fünf Kundschafter mit der Aufgabe, von Kadschar aus den Kopsje zu erreichen und bis in die Gobi vorzubringen, auf dem Rückwege aber sich so weit östlich als möglich zu halten, um den centralen Theil, das Tanlagebirge, richtiger wohl Tsangla Steppenaß, zu erforschen, das die breiten Steppen zwischen dem Katuran und dem Thale des Jangse gegen Süden abschließt. Es ob eine Bestimmung der Länge und Breite des Teret-(Tarat-) Passes beabsichtigt ist, des wichtigen Gebirgsüberganges nach Kholand, über dessen Lage die Angaben der Reisenden sehr weit auseinander gehen, ist nicht ersichtlich. Ueber die Ausdehnung des Reiches von Jalub Beg, welcher seinem Besitze insbesondere gegen China zu noch immer neue Gebiete hinzugefügt, bedürfen wir Klarheit; nach Fehschentso muß er sich auch einen großen Theil des Chanates Chotand zinebar gemacht haben.

Aus allen Erdtheilen.

Major F. Foß in der Wildnis des Gran Chaco.

Unser Landmann, dessen wir im „Globus“ schon mehrfach erwähnt haben, war am 9. December 1873 im centralen Chaco an einem Punkte, der unter 22° 41' 50" S., 64° 20' 8" W. liegt. Die Stadtmessungen und topographischen Aufnahmen schritten vorwärts, aber man hatte kleinere oder bedeutendere Schwierigkeit mit dem „recht wilden und lapfen“ Volke der Tobas zu bekämpfen. Diese Indianer sind mit trefflichen Pferden gut bewehrt, führen Hunde, Reute und Lanze; ein Vieh, der auch bei der lebhaftesten Gargart der Pferde abgesehen

wird, versetzt auf 50 bis 100 Schritt sein Ziel nicht. Die Hitze war kaum zu ertragen; Mitteltemperatur im Monat November 26° R.; in der ersten Decemberrunde zwischen 12 und 2 Uhr Mittags Maximum 28°, Minimum 26°; die Trockenheit war „gräßlich“; die Sonne verbrannte und verlegte die Cuntungen; kein Anzeichen von Regen, während es in den fernern Gebirgen stark geregnet haben mußte, denn die Flüsse schwellten an. Ein hartes Hagelwetter lag reich vorüber, zerstück aber die Zelte und riß einen Hunderd das Auge aus dem Kopfe; nach dem Gewitter lagen Hunderte von Papageien und Affen umher; Blätter und Zweige waren so jermalm, als ob sie in

einer Lehmühle zerstampft worden seien. Die Schlossen hatten durchschnittlich die Größe eines Hühneres. Seit dem 8. December zogen ungeheure Heuschreckenschwärme in der Richtung von Südost nach Nordwest, also von Paraguanay und Corrientes in der Richtung nach Bolivia. „Wehe den armen Landbauern, wo diese ungeliebten Gäste sich niederlassen. Ober werden diese Heuschrecken das Laub der laubbefruchteten Bäume zerstören, deren undurchdringliches Dicksicht den künftigen Ertrich ganz bedeckt!“

Die große Hitze dieses Jahres legt hier überall den dürrenden Indianer schreckliche Qualen auf, wie eine trugvolle Fußspiegelung des wellenschlagenden Wasserspiegels. Mit lang gedrehtem Halse schaukeln die Pferde gegen den Wind, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Hitze einer nicht ganz verdampften Kugel zu erröthen.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühle der Nacht, so können auch dann Menschen und Pferde sich der Ruhe nicht erfreuen. Ungeheure Fiebermäule jagen den armen schlafenden Völkern dampfartig das Blut aus und hängen sich dann auf dem Rücken auf; dort erzeugen sie eiternde Wunden, in welche schreckliche Insekten sich einnistet; der Mensch wird durch die Mücken belästigt.

Unter dem senkrechten Strahle der nie bewölkten Sonne klopft der verhärtete Boden auf, als wäre er von heißen Eiskugeln erschüttert. Gleich tanzelnden Wasserpfoten wirbeln entgegengelegte Kullerstämme Staubwolken lichterfüllt empor; ein trübes, strohgelbes Gluthlicht weist die schönbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe und das Gemüth des Wanderers; die heiße, feuchtheiße Luft, welche am nebelartigen Dunstschleier schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme; überall verdrängt die Hitze den Tod. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schümmern hier das Frostobol in die Vögelklänge unbeweglich tief vergraben in trocknen Betten. Nur an den feuchten Stellen der beiden Etrime Bermejo und Pilcomayo, wo dieselben eine Sandbank übrig lassen, da liegen mit offenen Rücken, unbeweglich wie Heißblüthe hingekredt, oft mit Bügeln bedeckt, die ungeschlagenen Leiber der Frostobole. Den Schwanz am einen Baumnast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfressende Vögelklänge.

Die Regenzeit ist weit vorgerückt, aber es fällt kein Tropfen und noch Regen schenken wir uns, damit die Scenerie sich ändere und die sonst so dufenden Steppen sich wieder beirben mit den mannichfachen Gekrümmten. Major Hoff schließt seinen Brief an die „La Plata-Monatschrift“: „Stoff zu größeren Arbeiten habe ich genug gesammelt, aber Geduld bis zu meiner Rückkehr. Hier in dieser Wildnis, ohne Tisch und Stuhl, und obenrein die stürmische Hitze und Hunderttausende von stehenden Insekten, die uns Tag und Nacht quälen, — ist es unmöglich zu arbeiten.“

Zahme Alligatoren auf der Insel Banks.

Die Holländer bezeichnen den Crocodilus bivaricosus als Raiman, bei den Malaien heißt er Buaija, und er ist vielleicht nirgend in solcher Menge zu finden als in den großen Flüssen der östlichen Hälfte von Sumatra. Allein in der nächsten Zeit Völkern werden, umständlichen Angaben zufolge, jährlich im Durchschnitt 900 bis 1000 Menschen von Raimanen gefressen. Otto Moench hat in seinem Buche: „Parks und Völkern“ (S. 167 ff.) sehr ausführlich und interessant über diese humanitären Alligatoren geschrieben. Er selber sah Monken, deren Körper von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanzende eine Länge von 20 bis 25 Fuß hatten, während ihr Umfang in der Mitte wenigstens 10 bis 12 Fuß betrug. — Dr. Moench war im Jahre 1852 während einer Inspectionsreise auf der Insel Banks und wollte in der Erstschiff Rupp überwandern. Sie wird durch die Wundung eines kleinen Flusses in zwei Hälften getheilt; die eine liegt hoch, die andere an einem steilen Ufer. „Als ich nachmittags die Veranda betrat,

sah ich einige Erdbewohner, welche gekommen waren, mir ihre Aufmerksamkeit zu machen. Ich ersuchte diese Malaien, sich zu setzen, ließ ihnen Cigaretten und Thee reichen und leitete die Unterhaltung mit ihnen ein. Raum hatten wir einige Worte gewechselt, als ich erschrocken und entsetzt von meinem Stuhle aufsprang. Denn als mein Blick auf das andere Ufer fiel, sah ich — ich glaube kaum meinen Augen zu trauen — wie in der dritten, oder vierten, jetzt zur Zeit der Ebbe nur an einigen tieferen Stellen mit Wasser gefüllten Flußmündung zwei große, 18 bis 20 Fuß lange Raimanen lagen, mit ihren Köchern halb in den Schlamm versunken. Zwischen ihnen vergräbte sich eine kleine Rinder sowohl im Wasser wie im Schlamm. Mit ich meine Gäste darauf aufmerksam machte, baten sie mich, darüber nicht beunruhigt zu sein; sie versicherten mich, diese Raimanen seien durchaus gutartig. „Sie kennen alle Bewohner des Ortes, haben noch keinem Schaden zugefügt und werden das auch nicht thun. Diese Thiere sind Freunde der Rinder, und es macht ihnen Vergnügen, wenn diese sie umspielen.“ Das letztere schien mir wahr zu sein, denn ich sah, wie einige der Rinder im Wasser mit einander auf die Krotobole fielen und andere rittlings auf denselben Platz nahmen oder auf deren Rücken zu balancieren versuchten. Die gewaltigen Thiere liegen sich Alles wohl gefallen und blieben ruhig liegen. Hätten sie nicht von Zeit zu Zeit die Köpfe erheben, die Rücken weit gestreckt und leise Bewegungen mit den Schwänzen gemacht, so würde ich sie für leblos gehalten haben. Die Rinder waren ganz vertraut mit ihnen und zeigten nicht die mindeste Furcht, selbst wenn sie ihre Köpfe und Schwänze bewegten. Ich habe diesem Schauspiel länger als eine halbe Stunde mit großen Vergnügen zugehört. Als die Dämmerung einzutreten begann, schrie zuerst die Jugend aus dem Fluß nach Hause zurück, bald nachher entfernten sich auch die beiden Krotobole. Sie schlangen den Weg nach dem Ende der Flußmündung ein, indem sie theils schwammen, theils langsam über die von Wasser entblößten Sand- und Morastbänke hinfuhren. Von meinen malaisischen Gästen ersuhr ich noch, daß diese beiden Krotobole schon seit einer Reihe von Jahren sich täglich an jener Stelle einzufinden pflegten. Jedermann kenne sie und hätte sich sehr für zu bedauern oder ihnen Böses zuzufügen. Seilidem sie jenen Ort besuchen, ist weder von ihnen noch von irgend einem andern Krotobol ein Mensch oder irgend ein Hausthier ums Leben gekommen. Sie würden für die gute Behandlung dankbar, aber eine Verletzung werde von ihnen gerächt. Ein Chinese aus einem benachbarten Jangrubenbezirk habe ein mit Kugeln geladenes Gewehr auf sie abgeschossen. Der Raiman sei nicht einmal verwundet worden, als aber der Chinese bald nachher an der Wundung eines benachbarten Flusses badete, verschlang ihn jener Raiman. — Ich erzähle hier nur das mir Erzählte.“

Kerze und Quackalber in Spanien.

Der Herr von Argamassia, welcher dem spanischen Junfer Don Cuizore seine schönen und erbaulichen Mitterromane verbrannt hat, wie wir durch Cervantes erfahren, seine Studien auf der Hochschule zu Sigüenza gemacht. Diese ist 1441 gegründet worden und hat bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts existiert. In Spanien hat die Stadt einen ähnlichen Ruf wie bei uns Sevilla oder Pommern, wie bei den Franzosen Pont à Mousson oder Carpentras, und die Universität scheint einen solchen verdient zu haben. Vor nun etwa einhundert Jahren war Vater Gaimo Zuge einer scharfsinnigen Disputation in der medicinischen Facultät. Man erörterte die wichtige Frage: welchen Augen der Nachtheil es einem Menschen bringen werde, wenn er nur vier oder wenn er sechs Finger habe? Das Landvolk meinte sich, in Spanien wie in anderen Ländern, nicht gern an einen Krüppel, sondern nur an die Väter, oder die Curanderos, Größtmeister wie sie sich nennen, die aber, wie anderwärts auch nicht selten, Quackalber sind. Sie lassen zur Ader, legen Blutigel und haben unschul-

bare Mittel, j. V. die Salbe der Mutter Ihesu, den Balsam des Herrers von Trembleque und die Conserda des Vater Vermeulen. Ehemals hatte man in Spanien eine große Abneigung gegen alle Chirurgie; die Kirche, welche der Wissenschaft allzeit feindselig gemessen ist, erklärte es für Verlorenung, eine Wunde anzuführen, und für gottlos, das Werk Gottes anzutasten. Es ist charakteristisch für die, daß die „heilige“ Inquisition von König Philipp dem Zweiten verlangte, er solle Andreas Vesalius, den Schüler der anatomischen Wissenschaft, lebendig verbrennen lassen, weil derselbe einen Cadaver leichet hatte.

Der Barbiero ist auch Geburtshelfer, comadron; er ist selbstverständlich auch Johnausszieher, sacamuelas, und wie unsere Barbierre sich gern Doctoren künden lassen, nennen sich die spanischen am liebsten approbirt Professoren der Chirurgie. Vor ihren Buden stehen allemal Gläser mit Blutigeln aus Extremadura, sanguijuelas extremas de superior calidad. Auf dem Schilde über der Thüre deutet ein gemalter Fuß und ein Bein, aus welchem Blut hervorströmt, an, daß der Mann auch Sangador ist, jhr Ader läßt.

Der Aderlaß ist noch sehr beliebt beim Volke, geht aber doch nicht mehr so arg im Schwange wie ehemals. Im sechzehnten Jahrhundert hielt man es für sehr nützlich, heute am rechten und morgen am linken Arme jhr Ader zu lassen, „daß mit das Blut sich gelöst“. Die Frau jag Aderlaß am Beine vor und dann besah sie jedesmal ein hübsches Kleid von ihrem Manne gekostet. — In einer Copia (Copyright) sagt der Bräutigam zu seiner Geliebten: Me han dicho que estas malita, y quo to sangran mañana; a ti sangran del pie, y a mi no sangran del alma. Also: Was sagst mir, Du siehst krank und doch man Dir morgen jhr Ader lassen wollen. Dir schlagt man die Ader am Fuße, aber mit in der Seele.

An volksthümlichen Spilleiten auf die Kerkle steht es auch in Spanien nicht. „Wer uns curat, daß ist der liebe Gott, wer das Geld eintrichet, der Axt.“ Dios es el quo sana; y el medico se lleva la plata.

„Kerkle und Chirurgen gehen nicht in die Kerkle, denn die Verstorbenen würden rufen: ach, da kommt ja mein Wörder gegangen.“ Medicos y cirujanos no van a misa mayor, porque los dicen los difuntos: ahí! pana el quo me mato.

„Wer lange leben will, muß so viel als möglich stehen: die Kerkle, Apotheker, Gurten, Melonen und Weiber.“ El quo quiere vivir mucho, ha de huir lo mas que pueda de medicos, boticarios, pepinos, melones y hembras.

Nicht hütet ich Folgendes: „Wer unter die Hände eines Axtes geräth, hat seinen Denter teuer zu bezahlen.“

Die Bauern müssen, sie müssen bald sterben, wenn sie sich den Puls vom Axtle beschaffen lassen; tomar el pulso es promociar la loza. Die Barbierre z. schloßen ihre ärztliche Weisheit aus einem „Selbststurz“. In diesem Buche sind manche Heilmittel angeführt, welche in der deutschen Pharmacopoe keine Stelle gefunden haben und die sicherlich nichts haben, wenn sie auch nichts nützen. Gegen Zahnschmerz hilft größtentheils Knoblauch; gegen Wundenflüsse sind Zwiebeln und Bech gut, für ein lowdraines Mittel aber gilt das Cei; man wendet dasselbe an gegen Brandwunden, Weichböden, Infectionskrankheiten z., denn das alte Wort sagt: Clivendo heißt alle Krankheiten.

Azeite do oliva
Todo mui quita.

* * *

— „Keine Woche ohne Word und Hulvergehen in unserm County.“ So schreibt man aus Watterboro im

Staate Sudcarolina dem „Charleston Courier“ vom 28. März. „Es ist, als ob unsere farbigen Bürger von einer wahren Manomanie befallen seien; alle Verbrechen, welche vorkommen, sollen den Regern zur Last, und in jeder Woche kommen dergleichen vor. Daniel Saufter ersticht den Weigen, er soll am 16. Mai gehängt werden. — Herr Traylor, ein friedlicher Bürger, wurde in brutaler Weise abgeschlachtet und beraubt; die Thäter sind jedoch nicht ermittelt worden und die Coronerjury gab keinen Ausspruch ab, weil Freunde und Verwandte der Verdächtigen in dieser Jury saßen. Die Wörder bleiben demnach strafflos. — Zwei Wörder, John Richardson und Carolina Deas, beide Farbige, ermordeten Herrn Constantin Bels, einen Officier, der seit 1855 in Sudcarolina wohnte; er trug Narben aus den Unabhängigkeitskriegen gegen die Türken und hat es sich wohl nicht träumen lassen, daß er durch schwarze Raubmörder umkommen werde. Richardson gesteht, die Deas hätten ihm gesagt, es sei eine Kleinigkeit, Bels um die Gde zu bringen, der habe viel Geld. Sie gaben mir einige Schnäpse, ein geladenes Gewehr und sagten: Siehe Tid, vor den Thoren hin; wir gehen hinein und thun als ob wir etwas kaufen wollten, und wenn wir die ein Zeigen geben, dann schieß ihn nieder. — Das that Richardson, warf das Gewehr zur Erde und ging dann ruhig fort. — Nun Wörderhat Nr. 4. Die beiden Regier Warren und Canaboy gerieten in Jank. Der erstere ergriff einen Knüttel und schlug dem andern den Schadel ein. — Wörderhat Nr. 5 ist kenneigend wegen der Veranlassung. In Jons Groß Nochs wurde eine Gerklabach gestohlen. Franz Geddes und Wöschon Myers kamen in Streit darüber, wer von ihnen am lauchten beten könne. Geddes forderte dann Myers auf, die Nacht bei ihm zubringen. Geddes' Frau und ein Wördermörder schliefen in einem Bette, die beiden Männer legten sich am Herde nieder. Spät in der Nacht fiel ein Schuß. Myers nahm eine Art und schloß sie empor; da schloß Geddes ihn todt. — Wörderhat Nr. 6. Ein Regier jante mit seiner Frau wegen 5 Dollars; als sie den Mund nicht hielt, packte er sie an der Kehle und würgte sie zu Tode. „Wo und wie soll das Alles enden? Die Bagabunden haben nach ihr Paradies; farbige Landstreicher führen ein Wonnedecken nach ihrem Geschmack, sind gleichsam Staatspensionäre. Keit erbarne sich Sudcarolina!“

— Nicht weniger als zwei Millionen Süd Schafe besitzt die Firma Amijo und Sara zu Albuquerque in New Mexico. Diese Herden sind über eine Weidefläche von etwa 300 Cuadrentesiles zerstreut. Herr C. P. Amijo schrieb im Februar an einen Freund in San Francisco: „Die Indianer halten unsere Herden manchmal unwillkommene Besuche ab und werden etwas unangenehm, aber wir vermögen uns setzen was sie fortgetrieben und geschlachtet haben. Sie tödten kein Vieh nur um es zu tödten, sondern nehmen nur, was sie zum Lebensunterhalte gebrauchen. Die Apaches und Navajos haben einmal in einem Jahre etwa 35,000 Stück Gde weggetrieben und in einem andern ungefähr 30,000; sie hatten also vollauf zu essen. Wir bemerken aber kaum einen solchen Verlust.“

— Die Staatschulden der Republik Uruguay betragen am 31. December 1873 die Summe von 39,332,112 Dollars, eine erschreckliche Biffer, wenn man erwägt, daß die Volkszahl etwa eine halbe Million Köpfe beträgt und somit ungefähr 80 Dollars auf jeden derselben entfallen.

— Für die politischen Wanderungen in Centralasien haben wir einen Beweis auch darin, daß ein jüngerer Bruder des Chans von Ghima in St. Petersburg als Lieutenant in ein Dragonerregiment eingetretten ist.

Inhalt: Bei den Mormonen am Großen Salzsee. (Mit drei Abbildungen.) — Vulkanische Ausbrüche auf Hawaii. (Mit drei Abbildungen.) — Gattungsgehaltiges über Leichenverbrennung. Von Hermann Franke in Wetzlar. — Englische Fortschreitungen in Centralasien. Von Emil Schlagintweit. — Aus allen Erdtheilen: Major J. Hoff in der Wüsten des Gran Chaco. — Jähme Alligatoren auf der Insel Banks. — Kerkle und Quackalber in Spanien. — Verschickenes. — (Schluß der Redaction 16. Mai 1874.)

Herausgegeben von Karl Andre in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: G. Biemeg in Braunschwieg.

Druck und Verlag von Friedrich Biemeg und Sohn in Braunschwieg.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 4.

Musirte Zeitschrift für Länder- und Völkerrunde.

Vand XXV.

N^o 24.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

3^a

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr.

1874.

Im Urwald am Madeiraflrome.

Der Ueberblick einer Karte von Südamerika macht sofort anschaulich, welche ungeheure Ausdehnung das Stromgebiet des Amazonas hat. Außer einem sehr beträchtlichen Theile Brasiliens sind an denselben noch fünf andere Staaten theilhaftig: Bolivia, Peru, Ecuador, Kolumbien und Venezuela. Diese ganze Region ist nur erst seit etwa einem Vierteljahrhundert und ganz allmählich für den großen Verkehr von Bedeutung und seitdem auch in manchen bisher noch unbekannten Gegenden von wissenschaftlichen Reisenden erforscht worden. Sie ist durchaus üppig und ihr Pflanzenwuchs geradezu überfluthend reich. In überwiegendem Theile besteht dieselbe aus Waldbäumen, in welchen die Indianerherden ihre schmalen Pfade auf festem Boden haben, aber als eigentliche Wege können nur die Flußläufe betrachtet werden, von welchen diese mächtige Sylläa von allen Seiten her durchzogen wird.

Erst seit 1853 laufen Dampfer auf dem Amazonas und mehreren seiner Nebenflüsse; im Jahre 1867 ist die Fahrt bis zu bestimmten Punkten für alle Handelsflotten frei gegeben worden. Seitdem pulst es mehr Leben. Die Waldprodukte gelangen leichter in den großen Handel und werden in größerer Menge auf die Märkte gebracht.

Diese Stromregion des Amazonas erstreckt sich vom Atlantischen Ocean bis in die Andes hinein und reicht von 4° nördl. bis zu 18° südl. Br. Alle Gewässer, welche innerhalb dieses Bereichs an der Ostseite des Hochgebirges entspringen, ergießen sich in den Hauptstrom und dazu kommen noch jene, welche aus Norden her vom Parimegebirge und den Grenzgebirgen Guyanas herabfließen. Das Flußgebiet umfaßt, je

nachdem man den Tocantins (17,800 Quadratmeilen) mit einrechnet oder nicht, einen Flächenraum von etwa 92,000 bis etwa 110,000 Quadratmeilen; jenes des La Plata nur 60,000 bis 71,000 und das des Orinoco 15,000. Die Länge des Amazonas selbst beträgt gegen 800 deutsche Meilen und die Gewässer, welche sich in ihn ergießen, bilden, mit ihm zusammengekommen, fahrbare Wasserwege in einer Länge von mindestens fünftausend Meilen. Seine Wasserfülle ist gewaltig, und weit beträchtlicher als jene des Euphrat, Indus, Ganges, Tbi, Yeno, Amur, Jangtsekiang und Hoang ho zusammengekommen; die Stromverflechtung derart, als ob sämtliche Gewässer vom europäischen Nordcap bis Gibraltar sich in eine einzige Mulde ergießen. Alle beträchtlicheren Nebenflüsse sind auf größeren Strecken zu Berg fahrbar, der von Handelsefahrern für die Fahrt bis in die Nähe der Quelle, die meisten jedoch haben Stromschnellen, welche der Schiffsahrt Hindernisse in den Weg legen.

Das gilt auch vom Madeira, diesem wichtigsten Nebenflusse des Amazonas, in welchen er am rechten, südlichen Ufer seine Mündung hat, etwas unterhalb jener des Rio Negro, der aus Norden kommt. Er bildet sich aus den Quellströmen Guaporé, Iténez, Mamoré und Beni, welche in Bolivia eine überaus fruchtbare Region bewässern. Diese wird erst nutzbar gemacht werden können, wenn ihr Abfließen nach dem Amazonas hin zu Gebote stehen; der Transport der Produkte über das Hochgebirge nach den Häfen am Stillen Ocean ist so beschwerlich und so theuer, daß er allen Nutzen verschlingt. Das Land am rechten Ufer des Madeira



Buchalter am Madeira mit einer Gruppe unterpflanzter Jovary-Palmen.

bis zu 10° S. ist brasilianisches Gebiet, welches kein geringeres Interesse als Bolivia hat, seine Erzeugnisse rasch und wohlfeil bis an die Sammelhäfen am Hauptflusse zu schaffen. Der Madeira aber hat auf einer Strecke von etwa fünfzig portugiesischen Meilen eine Reihenfolge von Klüften, Stromschnellen und Katarakten, aber erst von San Antonio an, bis wohin die Fahrt keine Hindernisse darbietet, answärts. Es lag im Plane der brasilianischen Regierung, dieser Kataraktenstrecke entlang eine Landstraße zu bauen, aber der Krieg mit Paraguan, welcher große Summen verschlang, war Schuld, daß der Plan nicht in Angriff genommen wurde.

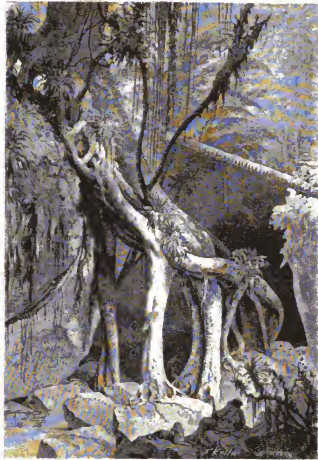
Nun erhielten zwei deutsche Ingenieure, welche schon große Arbeiten in Brasilien ausgeführt und auch die Provinz

Paraná erforscht hatten, im Jahre 1867 von der Regierung den Auftrag, eine Reise nach dem Amazonas und dem Madeira zu unternehmen. Der letztere sollte von ihnen genau hydrographisch untersucht werden; zugleich war es ihre Aufgabe, das Project zu einer Eisenbahn aufzustellen, welche die Kataraktenstrecke umgehen soll. Diese Vohn ist seitdem theilweise in Angriff genommen, doch steht gegenwärtig der Bau in Folge von allerlei Drangungen zwischen dem Bauunternehmer Chubb, einem Nordamerikaner, und den Londoner Capitalisten. Doch darüber ein anderes Mal.

Seine Ingenieure waren Franz Keller, Leuzinger und dessen Vater. Letzterer verdanken wir ein Buch, das in jeder Beziehung ausgezeichnet erscheint. Was das bekannte Werk des Engländers Bates über den Amazonas



Palmwipfel mit Blüten und Früchten.



Großster Wuchs einer Ficusart.

für diesen Strom ist, das ist Keller's Arbeit für den Madeira. Die letztere hat gleich großen Werth für die Geographie, die Völkertunde, für die Botanik und den Handel; sie ist eine hoch ansehnliche Bereicherung der Wissenschaft nach mehreren Seiten hin, ist klar und ansprechend geschrieben und macht, verfaßt von einem praktisch erfahrenen Manne, der in jeder Beziehung seiner Aufgabe gewachsen war, den Eindruck der Zuverlässigkeit. Dazu kommen Illustrationen, die geradezu prächtig ausgeführt worden sind und der Holzschneideanstalt von Closs in Stuttgart zur Ehre gereichen *).

*) Am Amazonas und Madeira; Skizzen und Beschreibungen aus dem Tagebuche einer Explorationsreise von Franz Keller, Leuzinger, Ingenieur. Mit zahlreichen nach den eigenen Skizzen vom Verfasser gezeichneten und in der topographischen Anstalt von

Keller hat von der Mündung des Madeira an im Ruderboot eine Strecke von 3,879,820 Meter, oder etwa 620 geographische Meilen (15 auf 1°) zurückgelegt. Die entwickelte Länge des Flusslaufes beträgt von der Mündung bis San Antonio, also bis dahin wo die Hindernisse im Strome beginnen, 901,000 Meter; von San Antonio bis Guajara merim 363,846; von da bis zur Mündung des Mamoré 165,760; von da bis Crallacion 209,700; von hier bis Trinidad in Moros 302,940 Meter. Man begreift, daß er während einer solchen Fahrt die beste Gelegenheit hatte, den

H. Closs ausgeführten Illustrationen. Stuttgart, Verlag von H. Kröner, 1874. Groß Quarto. — Herr Keller hat dem „Globus“, gewiß zur Freude unserer Leser, eine größere Anzahl von Illustrationen freundlich zur Verfügung gestellt, und wir werden mehrfache Gelegenheit haben, auf das malerische Buch zurückzukommen.

Pflanzenwuchs des Urwaldes genau kennen zu lernen und zu beobachten. Wir geben Einiges aus seinen Schilderungen.

Schon hoch oben in den Gorkillern werden die von den Thalwänden sich lösenden, durch die Wildbäche in den Hauptstrom gelangten Gesteinstümmen in der Gestalt größerer Kiebbänke langsam stromab geschoben, bis sie endlich, tausendfach zerstückelt und zertrümmert, schneller wie bei uns durch eine dichte Vegetationsbedeckung geschält, irgendwo als lichte grüne Inseln oder natürliche Versenkung eines außer Cours gekommenen Altwassers sich füren. Jede Zone des ausgedehnten, die verschiedensten geologischen Formationen berührenden Kanals liefert ihren Beitrag und so sind diese Kiebbänke gleichsam eine geologische Musterkarte des Quellgebietes.

Der durch eine hemisphärische Sandbank von seiner Richtung abgelenkte Strom greift die in das ehemalige Seeboden eingegschnittenen, aus alterer Alluvion bestehenden Ufer und zwar um so härter an, je schärfer die Krümmung des Kanals geworden ist. Eine Serpentine beginnt sich zu bilden, deren mäandrischer Lauf durch das Fortwährende des concaven sowie durch neue Ablagerungen an dem convexen Ufer stets ausgesprochener wird, bis zuletzt bei einem außerordentlichen Hochwasser der schmale Strom zum Durchbruche kommt und die Wasser nun für einige Zeit wider eine gerade Bahn verfolgen, um gleich darauf das rastlose Spiel von Neuem zu beginnen.

Zur großen Gefahr für die vorüberfahrenden Boote löst sich manchmal das unterspülte Ufer in bedeutenden Massen ab, und diese einbrechenden Ufer, Terras cahidas, sind es gerade, welche den Flussansichten ihren eigenthümlich wilden, primitiven Charakter verleihen; mit ihnen zu Hölle gekommenen Baumtrümmern und deren hier und da noch aus den Fläulen emporragendem Geäste; mit ihrer sinkenden, manchmal auch noch von einem Gewirre zäher Pflansen zurückgehaltenen Gruppe zierlicher Palmen.

Erkennt man das steile, oft treppenförmig abgerutschte Ufer, hat man sich endlich durch ein Labrynth von Wurzeln und Pflansen unter dichten Gehängen von Schlingpflanzen vorgearbeitet und betritt nun das Innere des Waldes, welches um so freier von Unterholz erscheint, je mehr man sich vom Rande entfernt, dann wird man von dem majestätischen Anblick in derselben Weise ergriffen wie beim Vetreten unserer alten Döme. Ein geheimnißvolles Halb Dunkel umgibt uns, in welchem ein vereinzelter Sonnenblick auf einem glänzenden Palmbaum oder auf einem dichten Büschel roth und weiß blühender Drachbäume nur um so leuchtender hervortritt.

Gewaltige Stämme, darunter solche von 6 bis 10 Meter Durchmesser, erheben sich als eben so viele, das dichte, grüne Laubdach tragende, himmelan strebende Pfeiler. Hochstämmige und buschförmige, kräftig gebaute, sowie unendlich zierliche Palmen mit langen sowohl als fächerförmigen Wedeln sind oft schwer beladen mit großen Trauben gelblicher Früchte, die sich zwischen den Blattansätzen hervorwölben; diese Palmen streben überall mächtig nach Lust und Licht, das ihnen durch die Kronen der riesigen Nachbarn allerdings nur spärlich zukommt.

Überall leimt und sproßt es; jedes Fleckchen Erde, jeder absterbende Stamm wird von Neuem mit dem frischen Grün jarter Kratten, mit schwellendem Moose bedekt; aus allen Kronen steigen großblättrige Aroiden und Callacien ihre tauchhülsenartigen Luftwurzeln zur Erde. Zwischen den Riesen des Waldes entspringen zarte Heliconien ihre schwanen, seidenartig glänzenden Blätter. Die flatterige, von den Eingeborenen wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Hauptvertreter der Musaceen Bauana oder Pacova Sororoca genannte Strelizia, deren breiter fächerförmiger Blätter auf schlanken, palmenartigen Schaft 6 bis 10 Meter Höhe erreicht, erinnert unwillkürlich an den Pfauenschweifwedel, welcher dem römischen Papste bei Kirchenfesten nachgetragen wird.

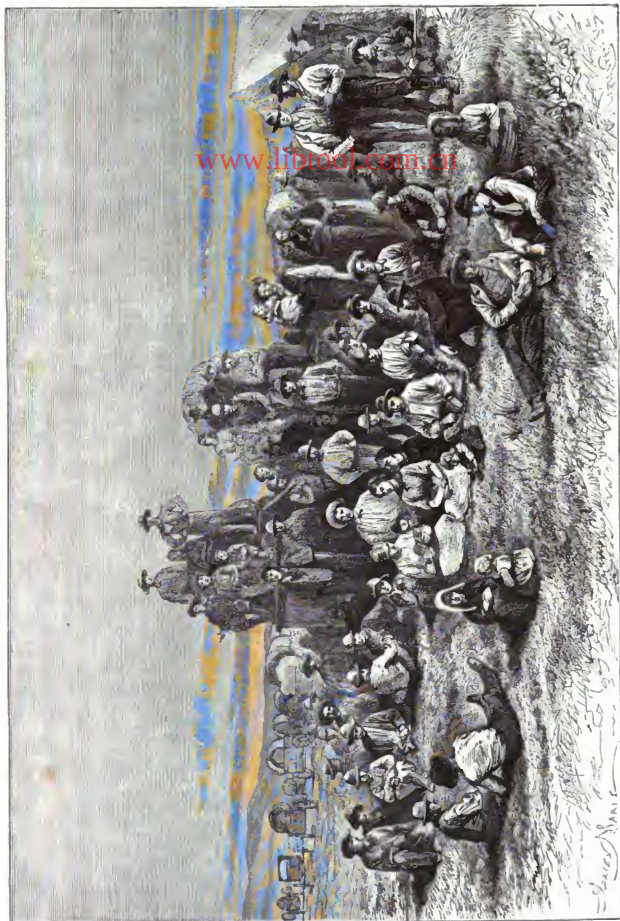
Vor allem aber fällt der Reichtum an Drachiden und Bromelien auf, jener glänzenden Kinder der Tropen, welche sowohl die gefallenen halb verfallenen Stämme bedecken wie die in voller Kraft stehenden. Es sind hängende Gärten von erstaunlicher Kraft und Fülle, welche sich auf jeder Verzweigung der mächtigen Äste, auf den Kuppeln der Felsblöcke, seltener zu ebener Erde entspringen. Zur Ausschmückung derselben tragen außer den oben genannten Pflanzenfamilien noch verschiedene Cactaceen, kleinere paradiesische Schlinggewächse, Farren und Moose das Ihrige bei. Venerenswerth ist die Figueira, ein gewaltiger Baum mit strebförmigen Wurzelansätzen, durch die der bide Stamm, dessen weißes, weiches Holz nur geringe Festigkeit besitzt, erst die erforderliche Stabilität erhält. Bei der weichen Holzmasse dieser Stämme hat es oft den Anschein, als wachse sie nach allen Richtungen durch einander, da und dort eine Querverbindung oder Verstärkung ansetzend. Diese eigenthümliche Plasticität und Zugsamkeit geht so weit, daß eine junge Figueira, die man ausgezogen und mit dem Wipfel nach unten einpflanzt, in dieser Stellung aufs Neue anwächst, so daß sie früher, als bald äppig bleibenden Wurzeln eine grotesk geformte Krone bilden.

Mormonen auf der Wanderung.

In der vorigen Nummer ist geschildert worden, wie die Mormonen durch Fleiß, Ausdauer und strenge Zucht es ermöglichen konnten, ein in wirtschaftlicher Beziehung musterhaftes Gemeinwesen zu schaffen. Ein weiter Bezirk, der für eine bürre Einöde galt, ist aus dem Anbaue und der Bewässerung fähigen Stellen in einen Garten verwandelt worden und alle Wüsthäuser bieten einen sauberen, freundlichen Anblick dar.

Aber leicht ist es diesen wunderlichen „Heiligen“ nicht geworden ihr Land am Salzsee, am Jordan und am Utahsee zu solcher Blüthe zu bringen. Von Anfang an haben die „Heiden“ ihnen keine Ruhe gelassen, sie sind den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt gewesen und bedrängt worden

se bis auf den heutigen Tag. Ihre nach altjüdischem Vorbild eingerichtete Theokratie paßt nicht in eine moderne Republik mit ganz demokratischem Aufschütt, und ihre Zielverweigerung widersteht den Ansichten und den Sitten der abendländischen Völker; deshalb werden die Conflictte nicht aufhören können. Darüber sind sich auch die Mormonen klar. Schon mehrmals ist unter ihren Aposteln und Bischöffen die Frage erörtert worden, ob es nicht angemessen sei ein neues Jerusalem auf irgend einer Inselgruppe des Großen Oceans anzubauen, oder ob es zweckmäßig sei im Territorium Arizona eine neue Pflanzung zu begründen. Aber wo würden sie in diesen Tagen allgemeiner Verwogen, wo alle dieher abseit liegenden Inseln und Länder von den Wellen-



Eine Mormonenkarawane auf der Reise zur Stadt am Großen Salzsee.

schlagen des großen Weltverkehrs berührt werden, wo, sagen wir, würden sie längere Zeit isolirt und ungestört bleiben können? Es würde über kurz oder lang ihnen ähnlich ergehen, wie in Utah. Kaum hatten sie angefangen, sich in der Salzsee hüthlich einzurichten, als in Californien Wohl entdeckt wurde. Und es folgte sich, daß einer der ihrigen, Marshall, es war, welcher dasselbe in einem Mühlgraben des Capitän Sutter fand. Dann begann die große Völkerverwanderung von Osten nach Westen, von dem Westlande des Atlantischen Ozeans bis zu jenen des Stillen Weltmeers, und Utah lag auf der großen Karawanenstraße, welche von Hunderttausenden durchzogen worden ist. Es kam, daß das Territorium von dem pacifischen Seilenwege durchschnitten ist, daß die Heiligen es den Heiden nicht verwehren können, sich unter und neben ihnen anzusiedeln. Auch in der Sübsee oder in Arizona wästen sie mit solchen in Verührung gekommen und deshalb saßen sie den Entschluß in Utah zu bleiben, ihren Staat der Königin zu begehaupten und ihre „großenbarte, allein wahre Religion“ und ihre darauf begründeten theokratischen Einrichtungen zu verteidigen. Jesensien Glauben haben sie, an Wärttern seht es ihnen auch nicht, sie sind stolz auf diese „Zeugen der Wahrheit“ und mit jedem Jahr vermehrt sich die Zahl der Gläubigen, welche zumest in Stanbinaden und England für das Mormonenthum gewonnen worden sind.

Heute ist es denselben verhältnißmäßig leicht, das neue Jerusalem zu erreichen; sie gelangen auf der Eisenbahn binnen einer Woche an ihr Ziel. Aber bis vor wenigen Jahren mußten sie monatelang auf der großen Emigrantenstraße wandern, die bei Omaha, respective bei St. Joseph am Missouri beginnt, am Plattefluß aufwärts zieht, über Fort Karamie, am Sweetwater hin über den Silberfluß führt. Bevor die Eisenbahn, welche doch immer eine nur geringe Anzahl von Fahrgästen befördern konnte, eingerichtet war, mußten alle Reisenden auf dieser „Wagenroute“ zu Fuß gehen oder sich der von Eseln gezogenen Karren bedienen, welche in größeren oder kleineren Karawanen diese Entenden durchzogen. So war und so blieb es bis zum Jahre 1868.

Gewöhnlich setzte die Karawane sich zu Ende des April oder gegen die Mitte des Maimonats in Bewegung, weil von da an das Vieh auf den Prairien Gras fand. Den Tag über war sie, mit Unterbrechung weniger Stunden, fortgesetzt in Bewegung; gegen Abend rastete sie und bildete, um vor Ueberfällen der Indianer gesichert zu sein, aus den Karren eine Wagenburg. In solchen Gegenden, wo kein Gras wuchs, war die Noth manchmal groß und die vielen Weirpe auf der Emigrantenstraße bezeugen, daß Eseln in großer Menge gefallen sind. Eine Karawane, die nur vier Monate unterwegs war, konnte sich einer glänzigen Reise rühmen und von Glück sagen, wenn sie von gefährlichen Krankheiten, Mattern und Cholera verschont geblieben war, die nicht selten mit großer Heftigkeit gemüthet haben. Auf den Prairien war die Hitze drückend, im Gebirge die Nacht kalt und ein Schneesturm nicht selten.

Trotzdem drängte eine Auswanderungswoge die andere, und auch heute ist diese Auswanderungswoge, trotz der Eisenbahn, nicht verdet; insbesondere wandern auf ihr Normonen in großen Zügen und ihre Karren sind mit Habseligkeiten schwer und reich beladen. Am lundigen Führern und praktischen Weisungen fehlt es ihnen nicht, denn von Neuierusalem wird allemal dafür gesorgt, daß die Neubelichten schon im Vandrungshafen Neupost von Vertrauensmännern in Empfang genommen und gegen jede Uebervertheilung gesichert werden. Diese sorgen auch für das Weiterkommen und die Einwanderer fahren wohl dabei, daß sie den Glaubensgenossen Folge leisten, die vielleicht schon zehn oder zwanzig Kar-

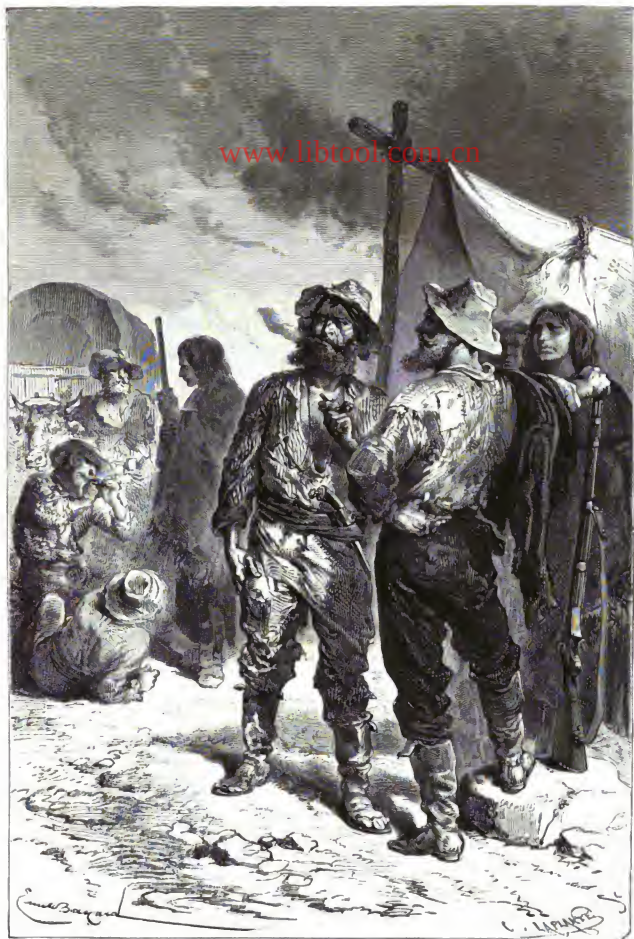
wanen nach der Stadt am Salzsee geleitet haben. Dort haben sie dann Redenshaft über treue Pflichterfüllung zu geben.

Die Karawanen, gleichviel ob der Heiden oder Heiligen, gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Die Karren folgen einander in langer Reihe auf dem staubigen Pfade; der Schenkeiter, Bull waker, leitet die Thiere, die leuchtend ihre Last ziehen; sie sind namentlich gegen Abend schwer ermüdet, die Kasse und das schäumende Wasser sind mit Staub bedeckt, ihr Anden beugt sich unter dem Joch, während sie hin und her wanden und der Schenkeiter weilt, leucht und seine lange Peitsche nicht ruhen läßt. Frauen, Kinder, alte Leute und Kranke werden in Wagen untergebracht, die Männer gehen zu Fuß; alle tragen Waffen. Die meisten Ansiedler in den westlichen Staaten und Gebieten sind mit derartigen Karawanen in ihre neue Heimath gekommen. Ihre Vorläufer waren die wissenschaftlichen Forschungskreisenden, dann die sogenannten Pioniere als Bahnbrecher und die Trappers (Fellenheller, Fehlgänger); die Auswanderer zogen nun auf den durch sie bekannt gewordenen Wegen; dann wurde zuerst auch eine Feldpost eingerichtet, welche Briefe beförderte und ihre Reiden vom Stillen Ocean bis zum Missouri hatte; sie legten den weiten Weg in etwa acht Tagen zurück. Hinterher wurden die Thüngen für Fahrgäste eingerichtet, bald auch eine Telegraphenlinie und zuletzt ist die Eisenbahn hergestellt worden, auf welcher man binnen einer Woche vom Hudson bis an die goldene Pforte Californiens gelangen kann.

Vor nun gerade fünf und zwanzig Jahren begann der Auszug der Normonen, der in der Geschichte wenige seines Gleichen hat. Der erste Prophet Joseph Smith war 1844 zu Karthago in Illinois von einem Weibthun ermordet worden. Sein Posenfreund und Vertrauter Brigham Young wurde als Prophet Nachfolger jenes Gefallenen und von da an wurden ihm die Offenbarungen, welche der Himmel den Heiligen zu Theil werden läßt. Young schickte von Illinois Vorläufer aus, die eine ruhige Stätte jenseits der Felsenberge auffinden sollten, wo man das Neue Zion in Eden, weit entfernt von den Heiden, errichten könne. Ihnen folgten die Heiligen in Masse; sie ließen in Illinois alles unbewegliche Eigenthum zurück, wanderten durch Missouri, schlugen fliegende Läger mitten in der öden Wiesensteppe auf und bauten Getreide. Aber der Winter war streng, die Entbehrung groß; die Arbeit der Männer war unter solchen Umständen doppelt werthvoll. Als aber die Vereinigten Staaten mit Mexiko in Krieg verwickelt worden, stellten diese Normonen 520 Mann freiwillig, welche sich durch ihre Tapferkeit rühmlich auszeichneten. Die auf den Prairien zurückgelassenen Tausende waren inzwischen der Kälte und dem Schnee preisgegeben, denn gegen die gemätheten die Zelte keinen genügenden Schutz. Sie gruben sich Erdlöcher und wandten nicht auch als die Cholera unter ihnen ausgebrochen war. Sie sahen in dem Allen eine „Prüfung“ und blieben fest im Glauben.

Inzwischen hatten die 143 vorangefandenen Bahnbrecher in einer neuen Wästen grüne Tafen entdeckt und flugs das Feld umgebrochen und befest, damit das Volk fände, wovon es essen könne. Am 24. Juli 1847 traf der Prophet und Erbe Brigham Young am Großen Salzsee ein und bevor jenes Jahr abgelaufen war, hatten sich mehr als sechs tausend Heilige dort eingefunden. Das Land wurde „dem Herrn geweiht“, und ist nun zu einem blühenden Territorium geworden.

Heute erfahren die Karawanenzüge der Normonen keine schweren Hemmnisse mehr, denn Alles wird, wie schon gesagt, von lundigen Führern auf das Zweckmäßigste geordnet.



Pioniere; Kaffentreiber; Indianer bei Fort Denton

Unsere Illustration (S. 373) zeigt, wie ein solcher Zug gegen Abend den Tag erreicht hat, an welchem er Rast hält und übernachtet. Daß die rechts im Vordergrund befindlichen beiden Männer aus Islandinavien herkommen, erkennen wir an Tracht und Gesichtsbildung; auch manche andere sind aus dem hohen Norden her zugewandert, andere aus England und Wales. Man giebt den Zügen auch Sprecher mit, Leute, in welchen der Geist des Herrn lebendig ist, und ein solcher redet und leitet die Abendandacht. Das Ganze macht einen friedlichen Eindruck.

Auf unserer zweiten Illustration (S. 375) ist das wenige der Fall. Sie zeigt uns Männer die bei Fort Denton am oberen Missouri ihr Lager aufschlagen; sie sind auf der Wanderung nach dem Territorium Montana, das sehr ergiebig an edlen Metallen ist. In ihrer Begleitung sieht man befreundete Indianer. Der Ochsenreiber wird im weiten Westen, da wohin Eisenbahnen nicht reichen, noch lange Zeit eine Charakterfigur bleiben. Im Uebrigen jedoch hat sich im Fortgange der Zeit vieles verändert und manche Typen, welche ein sehr eigenthümliches Gepräge hatten, sind völlig

oder nahezu verschwunden. Wo sind die Flathead geblieben, welche einst auf dem Mississippi fuhren und an deren Dienste der Handel sich angewiesen sah? Der Trapper hat diesem rauhen Geschlecht ein Ende gemacht. Der Trapper, welcher in den Thälern der westlichen Gebirge seine Winterstätten stellte, ist wohl noch in einzelnen Urmplätzen vorhanden, aber seine große Rolle hat er ausgespielt; der echte „Mountaineer“ alten, berben Schlages, dem Alles, was an Städte und Civilisation erinnert, von Grund aus fremd war und der sich nur in den Waldedden, im Bismarck mit seinen indianischen Frauen — der wahre Mountaineer war ein Polygamist und hatte stets mehrere Squaws — glücklich fühlte, auch der ist so ziemlich dahin. Wo niere hat man nicht mehr nötig; das Land ist nun fast allen Richtungen hin durchzogen worden, und wo das noch nicht der Fall ist, wird es durch wissenschaftliche Expeditionen bekannt oder durch Ingenieure, welche Westungen für die nöthige Pacificbahn vornehmen. Eine wichtige Person ist bis jetzt noch der „Prospector“ geblieben, der in Gebirgen und Ebenen sich umhertreibt, um Gold- und Silberaderen aufzufinden.

Englische Forschungsreisen in Centralasien.

Von Emil Schlagintweit.

II.

4. Eine besondere Sorgfalt wandte die indische Regierung der Erforschung Tibets zu; die Lage von Kassa, der Hauptstadt, ist bestimmt, alle Zugänge westlich von Yunnan sind von englischen Emisaren bereist worden; weite Gebiete von Tschangshan wüthlich und in Wirklichkeit „den Hochsteppen im Norden“ des westlichen Tibets wurden durchzogen. Diese Reisen bestätigten, daß die höchsten Gipfel des Himalaya der wassertheilenden Kammlinie weit vorgelagert sind, und daß sich zwischen der Kammlinie der Verggipfel und jener der Wassertheile der ganzen Länge nach unwirthliche, den Anbau der Cerealien nicht mehr lohnende Hochflächen ausbreiten, die jedoch zur Wüste mit höchst ärmlicher Vegetation, nur Quadratmeilen ohne jegliche Nahrung vegetabilischen Wachstums vorkommen, erst westlicher gegen Khabat zu werden; diese wüsten Hochthäler Tschangshans werden nur der reichen Goldlager wegen aufgesucht, die nach Prof. Schlegel's Untersuchungen zur Sage der von Herodot, Strabo, Plinius und anderen Schriftstellern des Alterthums erwähnten goldgrubenden Aimeisen im Norden Indiens *) Anlaß gegeben haben. Ein reger Handelsverkehr findet mit Kassa und dem östlichen Tibet statt; der katolische Missionar Desgodins, eine ganz unparteiische Quelle, bemerkt hierüber nenerding: „In Kassa ist eine zahlreiche Colonie von Nepalesen und Kasmirern“, sie bewohnen zwei Districte der

Stadt; die ersten sind berüchtigt als Geschmeidemacher, sie sind aber mit den letzteren wohl auch die Mittelpersonen im indischen Handel. Nach der großen Zahl von Münzen mit dem Gepräge der Königin Victoria oder Wilhelm's IV. zu schließen, muß der Verkehr ein lebhafter sein, da diese Münzen sicher nur gegen Entgelt dorthin gelangen.“ Nach den englischen Erhebungen geht der Hauptverkehr östlich von Yunnan über Tsangung nach Kassa; hier führt der niedrigste, wenig beschwerliche Paß über den Himalaya, nicht bloß Viehthiere, selbst Karren sollen überall benutzbar sein; die Reise wird in 15 Tagen zurückgelegt. Noch ist es der Regierung nicht möglich gewesen, Kundschafter auf diesem Wege vorzuschicken; die Ausmittlung geeigneter Persönlichkeiten befeh-

brachten sich sehr wohl und haben ihren eigenen Gouverneur, der ihr Oberhaupt, Paisha und Wüsten in einer Person ist. Sie unterhalten noch immer Verbindungen mit Kasmirern und halten den reichsten Theil der Kaufmannschaft, aus Araber und Arabern mit Gold und Silber. In jedem Jahre reisen einige Kaufleute nach Kasmir; nur Leute aus ihrem Stamme ist es erlaubt über die Grenze zu gehen; sie erhalten einen Paß vom Dalai Lama und eine Protection bis an den Himalaya. In Kassa haben sie ein Kloster; die ersten Ankömmlinge nannten tibetanische Frauen, die zum Islam übertraten mußten, aber seit langer Zeit behalten sie nur unter sich, und so hat sich denn im Herzen von Tibet ein kleines Volk gebildet, das andere Sprachen, Sitten, Traditionen und Religion hat als die Vorkömmlinge. Sie werden als guttadler angesehen, weil sie sich vor dem Dalai Lama nicht niederwerfen und nicht in den Knieen beugen; sie sind aber reich und mächtig; auf der Straße macht Alles vor ihnen Platz und steht alle Zeichen des Respects vor ihnen die Junge aus. Das Zeichen der Begrüßung besteht in Tibet darin daß man die Kopfbedeckung abnimmt. Die Junge möglichst weit ausstreckt und sich am rechten Dreieck — Alles zu gleicher Zeit. — So spricht auch ausführlich über die Verbrennung, welche aus Kuten kommen; er hebt hervor, daß die indischen geschickten Metallarbeiter seien, soeben auch ausgesprochen über. Als er in Kassa war, fand er zweier tibetanische Könige mit persischem Gepräge; nun ist, wie wir oben erfahren, aus viel Geld mit englischem Gepräge in Umlauf gekommen. 1.

*) Ueber die Sage von den goldgrubenden Aimeisen ist „Globus“ XXIV, S. 233 ff. ausführlich gesprochen worden. Vergleiche auch „Globus“ XXV, S. 286.

**) Der Kaiser Hsue, dem es bekanntlich gelungen war, von China aus durch die Mongolei nach Kassa vorzudringen und dort einige Zeit zu verweilen (vor nun beinahe dreißig Jahren) erwähnt ausführlich die dort lebenden Kasmirer, v. h. der aus Kasmir stammenden Wästerinnen, die sich ihm zuerst schon seit einigen Jahrhunderten in Tibet befanden; sie kamen ins Land, um sich dem in der Heimat auf ihnen lastenden Druck zu entziehen,

tigt jedoch das Vermessungsamt schon längere Zeit und man hofft noch 1874 die erste Expedition abenden zu können.

Die tibetische Regierung übt strenge Grenz- und Passpolizei und läßt einzelne Passübergänge von den Karawanen gar nicht benutzen; so nöthigt sie die Karawane von Nepal, durch deren Häute und einiger in Batna am Ganges anfassigen Kaschmirer ein großer Theil des Handels geht, auf dem unwegsamsten Pässe über Kuti in Tibet einzutreten, wobei stellenweise nur Träger benutzt werden können, und eine Erosionsfurcht so lang wie die Via mala theilweise auf eisernen in den Felsen eingelassenen Nägeln durchschritten werden muß. Den Ladakhs erlauben die chinesisch-tibetischen Behörden nur bis Gartol zu gehen; dafür verkehrt jährlich ein tibetischer Handelsagent mit einer directen Karawane zwischen Kassa und Loh, und Gleiches ist dem Maharadscha von Kaschmir zugestanden. Ähnliche Beschränkungen werden auf anderen Passübergängen ausgeübt; die tibetische Regierung legt sich das Recht bei, ihre unbekannte oder nicht genügend empfohlene Händler und Karawanenführer an der Grenze zurückzuweisen. Die indische Regierung versuchte bisher vergebens, durch den englischen Gesandten in Lening andere Instructionen für die Grenzbeamten zu erwirken; noch 1872 erwiderte ihr derselbe, solche Schritte seien hoffnungslos, in so lange nicht unübersehbare Zwischenfälle die Möglichkeit bieten, wirksamere Vorstellungen zu machen.

Im Jahre 1868 entspann sich zwischen dem englischen Beamten in Dardshiling, Oberst Haughton, und dem Radscha von Sikkim wie der Regierung zu Calcutta eine längere Correspondenz über die Mittel, diesen vielseitigen Handelsplacardieren zu steuern; die schriftliche Einladung an die tibetischen Behörden sich an Conferenzen hierüber zu betheiligen, beantworteten diese durch Zulassung der Briefe in unbrochenem Zustande. Die indische Regierung that nichts zur Säuberung dieser Beleidigung, lehnte es auch ab, eine Gesandtschaft auch nur an den Radscha von Sikkim zu senden, der 1861 gewisse Verbindlichkeiten eingegangen hatte. Es mögen dabei die misslichen Erfahrungen in Yutan zur Abkehrung dieser Vorschläge mitgewirkt haben, wo die größten Beleidigungen des Gesandten A. Eden 1864 zum Kriege gegen Yutan nöthigten.

Auffallend bleibt aber, daß die Regierung 1870 ihre Vertreter anwies, an dem gegenwärtig „befriedigten“ Zustande nicht zu rütteln. Es scheint hierin ein Umschwung eingetreten zu sein, denn im October 1873 verließ ein Herr Edgar Dardshiling in der Sikkim-Wission, welche durch den im Vertrag vom 16. September 1861 ausdrücklich verbotenen Sklavenhandel veranlaßt ist, den der Radscha mit den rohen Bewohnern im Süden Tibets unterthut. Wird dieser Schritt, der sich bisher sehr wenig zuwollkommen bewies, gleich Kaschmir zum Ladakhs herabgedrückt, so ist gegen Tibet der Keil englischen Gebietes bis zur wassertheilenden Kette vorgerückt. Schon 1857 hat B. V. Hodgson, der sich in seiner Stellung als englischer Gesandter in Kathmandu (Nepal) während länger als 20 Jahren genante Kennntnis als Andere aneignete, die Forderung aufgestellt, die chinesische Regierung zu zwingen, Indien einen Freihandelsplatz an der Grenze zu bewilligen, nämlich wie dies Rußland in Kiachta zugestanden wurde. Hierzu ist noch immer keine Aussicht; in Folge ist aber so ziemlich dasselbe erreicht, wenn der Vorschlag Haughton's durchgeht, indischer Seite an der tibetischen Grenze einen englischen Beamten zur Ueberwachung des Benehmens der tibetischen Behörden und zum Schutze der indischen Karawane aufzustellen. An der Grenze des britischen Gebietes hat eine solche Aufstellung keinen Sinn, weil der Weg von da nicht direct in tibetisches

Gebiet führt, sondern nepalesisches, tibetisches und Sikkimgebiet kreuzt, bis er in 28 $\frac{1}{4}$ ° nördl. Breite, 88 $\frac{1}{4}$ ° östl. Länge von Ghrenmid definitio auf der tibetischen Seite fortricht. Hoffentlich gelingt es den Radscha zu gewinnen, an der letzten, an der Austrittsstation, Controle auf seinem Terrain üben zu lassen; es wird dies einen ebenso fördernden Einfluß üben, wie die Thätigkeit eines englischen Commissärs in Loh den indischen Handel nach Dardshiling mehr belebt. Man hofft hierdurch den Handel von Nepal abzulenken, das neuerdings einen Durchgangsoß von 12 $\frac{1}{2}$ Procent vom Werthe der Waaren erhebt und niedrigerer Werthabgabe dadurch vorbeugt, daß die Waaren um den angegebenen Werth dem Schutze verfallen.

In politischer Beziehung ergab sich, daß die tibetische Grenze durchweg bis zur Kammlinie der höchsten Berggipfel vorgerückt werden müßte; die Hochebenen zwischen dieser und der wassertheilenden Kette sind tibetisches Gebiet. In geographischer Beziehung ward der Streit, welcher Kamm als die nördliche Grenze des Himalaya zu betrachten ist, im Sinne der Humboldt'schen Forschung entschieden. Schon Hodgson hatte davor gewarnt, an dieser wüsthaflichst besser als jede andere begründeten Theorie zu rütteln, the nicht sämtliche Bindgebirge und Gebirgskette zwischen dem Himalaya und Thianshan erstorft sein; denn ist diese Forderung jetzt noch nicht erfüllt, so ist doch gerade jener Theil Hochasiens, in welchem sich die drei großen Gebirgsketten des Himalaya, Karakorum und Kunlun berühren sowie der Nordabfall des Himalaya in seinem weiten Verlaufe besser erstorft als die östlichen Theile des Südrandes Centralasiens, und der bekannte englische Geograph Trevelyan's Saandens nennt in Uebereinstimmung mit Hodgson, den Schlagintweit und Anderen den Lauf der Flüsse Indus, Salween und Iangpo als die Nordgrenze des Himalaya.

Die strategische Bedeutung des Himalaya ist für den westlichen Theil Hochasiens schon oft zur Sprache gebracht worden; in Werken, wo man sie am wenigsten vermuthet, wie in Rawert's Putsch- Grammatik, werden Betrachtungen angestellt über das Anwachsen des russischen Besitzes in Centralasien und den immer geringer werdenden Umfang des weiten von Rußland noch von Indien abhängigen Gebietes. Es überrascht deshalb, daß die von Hodgson 1856 unternommene Beweisführung so wenig reproducirt wird und so wenig Beachtung fand. Arbeitet wies darauf hin, daß die Auswanderung europäischer Arbeitskräfte in die südlichen Abhänge des Himalaya zwischen 1500 bis 3000 Meter Höhe nicht bloß den Auswanderern zum Vortheil gereichen müßte, sondern daß die Regierung wenn sie diese Auswanderung — durch Verringerung der Kosten der Ueberfahrt mittelst Zuschüssen — fördern würde, nicht nur ein dauerhaftes sicheres und billiges Bollwerk gegen etwaige russische Angriffe schaffen würde, sondern den russischen Handel nach Centralasien bald auf Nichts reduciren müßte. In Dardshiling und in Simla, jener Dase britischen Besitzes im Gebiete des Radscha von Sikkim, hatte sich zwar die europäische Bevölkerung seit 1872 auf 447 und 931 gehoben, weil beide der Vereinigungspunkt zahlreicher Beamten und vieler Familien sind, die hierher sich zur Stärkung ihrer Gesundheit zurückziehen; verschwindend klein ist dagegen die Zahl der Europäer in den mittleren Theilen der sehr fruchtbaren und mineralreichen Districte Kangra (35), Ramoon (66) und Garwhal (180).

Der tibetische Handel ist als Transitohandel, nach dem östlichen China viel wichtiger als der Verkehr mit Kaschgar, hat aber noch nicht einmal die indischen Karawane in Calcutta anzuziehen vermocht und wird nicht weniger als schwermüthig betrieben, obgleich er selbst unter den gegenwärtigen

tigen ungünstigen Verhältnissen einen Reinertrag von 50 bis 100 Procent admißt. Der Jangtseliang und Tschikuan liegen Indien ungleich näher als Rußland, die russische Concurrenz ist hier un schwer zu überwinden, und schon im allgemeinen Interesse ist zu wünschen, daß die unvorhersehbaren Zwischenfälle bald eintreten mögen, welche der tibetischen Gesandte zu Peking für notwendig hält, um die chinesische Regierung zu einer Aenderung ihrer Grenzpolitik zu bestimmen.

Gelangt die für 1874 geplante russische Karawane an ihren Bestimmungsort, welche unter Führung des Generalsstabcapitän Tschinnowski sich von Kischin über Peking zu den Jangtseliang begibt und über Kaschggar zurückkehren soll, so wird dies für die englisch-indische Regierung ein neuer Antriebs werden, für ihre Unterthanen den

Zutritt nach Tibet und China energisch zu verlangen, sowie die gegenwärtig ihren Beamten gegebene und nur mit Widerstreben befolgte Order zurückzunehmen, welche ihnen vorschreibt auf tibetisches Gebiet zurückzufahren, sobald sie von den tibetischen Behörden hierzu aufgefordert werden. Solche Aufforderung führt nicht zu diplomatischen Verwickelungen, wie sich Capitän Godwin Austin 1866 an der Kavalgrenze überzeugte; ist nur einmal der Widerstand überwunden, den die tibetischen Behörden gegen Eindringlinge durch Vorkerkhalten von Trägern und Lebensmitteln geltend zu machen pflegen, so steht zu hoffen, daß der mit Erfolg betretene Weg auch offen bleibe, denn der Productverkehr ist reichlicherer Verkehr mit Indien und ein Transitshandel nach China ein Bedürfnis; er würde den Anfang bilden zu besserer Cultur in den fruchtbaren südöstlichen Gegenden Tibets.

Racenanlage und verschiedene Begabung zum Arbeiten.

Die von der Natur gegebene Anlage Arbeiten zu verrichten, ist bei den verschiedenen Rassen und Völkern sehr verschieden. Manche sind der Sinn und die Fähigkeit zu dem was wir für Arbeit halten und als solche bezeichnen völlig versagt und diese kann ihnen weder durch sogenannte Civilisation noch durch Gewalt beigebracht werden. Wendet man Zwang an, so gehen sie unter. Man muß sich auch in Bezug auf diese Angelegenheit wohl hüten, einen abstracten Menschen anzunehmen, den es ja überhaupt nicht giebt, den aber die Philosophen und die Menschenfreunde sich zurecht machen; sie hegen den Wahn von einer „Perfectibilität der Menschheit“, und diese Phrase wird häufig nachgesprochen. Wohlwollend in ihrem Sinne sind jene Leute gewiß, aber sicherlich keine Anthropologen.

Man versuche z. B. einen Winkopi von den Andamanen oder einen Schmarzen Australiens zu irgend welcher zusammenhängenden Arbeit anzuhalten; er wird sie nicht leisten können, weil ihm nicht einmal der Begriff einer solchen beizubringen ist und das Beispiel Anderer, welche sie verrichten, auf ihn ohne Wirkung bleibt. Es ist unmöglich einen Prairies-Indianer, den Vögeljäger, zu einem sesshaften Menschen und zu einem Ackerbauer zu machen. Da wo die Entdecker in America ackerbaureiche Völker antrafen, sind dieselben auch heute noch als solche vorhanden und dort hat man keiner Zufuhr fremder Arbeiter bedurft, wenn man nicht so grauenhaft barbarisch verfuhr wie die Spanier, und die Eingeborenen durch Zwangsarbeit ankottete, wie in Westindien geschah. In der ganzen östlichen Region Südamericas vom Orinoco bis zum Va Plata und am ganzen Amazonas und dessen Zuflüssen war auch nicht ein einziger Indianerstamm vorhanden, den man, und das gilt bis auf den heutigen Tag, zum Arbeiten hätte verwenden können; sie sind Wald- und Jägernomaden gewesen. Als man die üppig fruchtbaren tropischen Tiefländer nutzbar machen wollte, in welchen dem weissen Menschen durch das Klima anhaltendes Arbeiten unter freiem Himmel versagt ist, holte man Neger aus Afrika, denen die Naturanlage zu solchem nicht versagt ist.

So entstand der Negerhandel über See und die Verschiffung der Afrikaner kam in Gang. Unsere heutige Aufassung der Sklaverei ist bis vor etwa einhundert Jahren kaum vorhanden gewesen und auch in England, das der Urgelb und erbarungslosste Sklavenhändler war, traten anfangs

die wohlwollenden Leute, wie Wilberforce, nur gegen die Gruel auf, welche bei der Sklavendverschiebung vorliefen. Aber den Quälern geblüht allerdings der Ruhm, daß sie niemals Sklaven gehalten haben, sondern stets Gegner der Sklaverei gewesen sind.

In America ist dieselbe, Cuba allein ausgenommen, abgesehen worden; in Brasilien hat die Emancipation begonnen. Aber die Arbeitkräfte reichen nirgends aus; der freie Neger kann zwar arbeiten, aber er thut es schlecht und unregelmäßig; höhere Bedürfnisse, welche ihn zur Thätigkeit antreiben könnten, kennt er im Allgemeinen nicht. Er bleibt so viel es irgend angeht afrikanisch. Aber auch diese schwarzen Afrikaner darf man nicht über denselben Reissen schlagen; auch bei ihnen ist die Arbeitsanlage sehr verschieden und ein Mindearbeiter arbeitet anders und nicht so schlecht, wie z. B. einer der aus dem Nigerrdelta oder von der Congostraße stammt.

Zeit der Negeremancipation in Westindien hat man, da bei der schlechten Negearbeit, wenn man allein auf sie verwiesen geblieben wäre, der völlige Ruin mancher Inseln unausbleiblich war, sich dadurch geholfen, daß man asiatische Arbeiter holte, sogenannte Kulis, aus Ostindien und aus China. Dieser Kulishandel ist vielfach nur ein verkappter Sklavenhandel gewesen, z. B. der nach Peru. Von diesem letztem aus wurde vor nun zehn Jahren ein förmlicher Menschenraub bei den Südbur-Inulanern getrieben, dem endlich durch Einschickung der europäischen Mächte gesteuert wurde. Man holte dann Chinesen, die aber schlecht behandelt wurden. Jetzt nun will Peru ein humanes System in Betreff der asiatischen Arbeiter befolgen und ist bemüht, darüber einen Vertrag mit der chinesischen Regierung abzuschließen.

Ueber den schmachtvollen Menschenraub in der Südbur haben wir im „Globe“ oftmals gesprochen; es scheint als ob die Engländer endlich Ernst machen, denselben völlig lahm zu legen.

Im Indischen Ocean, z. B. auf Mauritius, sind die Einwanderungen der indischen Kulis und ihre Arbeitsverhältnisse wohl geregelt und beide Seiten zur Ueberwachung der Regierung. Eigentümlich aber sind die Zustände an der Straße von Malakka, in den dortigen „Strait-Settlements“, namentlich in Malakka, auf Pulio Pinang und in der Provinz Wellesley. Dort besigen die Engländer große Zuckerpflanzungen und für diese mußten sie fremde

Arbeiter haben, da die Malaien jener Gegend unbrauchbar waren. Sie verwenden also Menschen, welche verschiedenen Racen angehören und deren Anlagen und Befähigung zur Arbeit sehr von einander abweichen.

In meiner „Geographie des Welt Handels“ (Band II, S. 391) sind die Handelsteile von Singapur, Malakka &c. nach ihrer Nationalitäten geschildert worden und nach den Beschäftigungen, welchen jede derselben vorzugsweise sich zuwendet. Die Klings, Eingewanderte aus Vorderindien, zum Teil von der Coromandelküste, sind in den Städten am liebsten Kleinkrämer, Köche, Bootleute, Käufer und Verkäufer; als solche hält man sie für ausdauernd und nicht gerade unfleißig, sie stehen aber, weil sie für unerschöpflich gelten, weder bei Europäern noch bei den indigenen Rassen in Gunst. — Die Malaien sind im Allgemeinen friedlich, doch bei überwallender Leidenschaft raschschlagend; Diebstahl und Betrug kommen bei ihnen selten vor; in ihren häuslichen Beziehungen sind sie offen und umgänglich, haben Abhängigkeit an die Familie; sie sind ehrsüchtig gegen alle Leute, und kleiden sich sauber. Erwerbslust, Trieb zum Fleiß und Sinn für anhaltende Arbeit mangeln ihnen durchaus. Sie sind am liebsten Fischer und Seelente und haben dafür ganz entscheidende Anlagen; ihr Ackerbau beschränkt sich auf das Nothwendigste, doch sind sie als Gärtner zu gebrauchen, sobald als Pferdebesitzer und Kutscher. Zu ihnen bilden die Chinesen, diese vorzugsweise kosmopolitischen Arbeiter, den schärfsten Gegensatz. Kein anderes asiatisches Volk, mit alleiniger Ausnahme der Japaner, hat einen solchen Arbeitstrieb, einen solchen Drang zu nützlicher Thätigkeit, eine solche Aufregung und solchen Erwerbsinn wie sie. Von der gewerb- und handelsreibenden Bevölkerung in Singapur entfallen neun Zehntel auf die Chinesen; sie sind in allen Handwerkszweigen vortrefflich bewandert, und es ist gar nicht selten, daß sie vom frühen Morgen bis Mitternacht ununterbrochen bei der Arbeit bleiben. Mit vollem Rechte wird ihnen nachgerühmt, daß sie den betriebsamsten und deshalb werthvollsten Bestandtheil in jenen Straits-Settlements bilden und daß man vorzugsweise ihnen die Entwidlung der dortigen Hüttenquellen verdanke. Auf der Insel Singapur bauen sie Pfeffer und Gambir, in Pinang und Wellesley sind fast alle Plantagen in ihren Händen, in Malakka liefern nur sie Zinn, Zago und Maniotsmehl. Viele werden wohlhabend, manche reich, selbst Millionäre sind gar nicht selten. Viele gehen nach China zurück, aber diese werden durch neue Ankwinnungen regelmäßig ersetzt; im Jahre 1864 langten deren in Singapur 16,000 an. Wohin sie kommen, macht sich sofort ihre Lebenslegenheit geltend und auf manchen Inseln im Archipelagus reicht ein Duzend Chinesen hin, in kurzer Zeit den ganzen Handel an sich zu bringen.

Wir wollen nun einen Blick auf die Europäern gehörenden Zuderplantagen an der Straße von Malakka werfen, auf welchen neben Klings, Malaien und Chinesen auch Javaner verwandt werden. Je nach ihrer Racenbegabung arbeiten sie in einer sehr von einander abweichenden Weise und jede einzelne der vier Gruppen will und muß auf ganz verschiedene Weise von den übrigen behandelt werden, sonst wäre mit keiner derselben etwas anzufangen. Der Pflanzer oder dessen Oberverwalter muß sich auf Racenpsychologie verstehen; er würde schlecht fahren, wenn er ein egalitäres Abstracum sich zurecht legen wollte.

In einer Sitzung des Anthropologischen Instituts zu London gab W. C. Distant darüber praktische Bemerkungen. Er hat auf den Zuderplantagen in der Provinz Wellesley genaue Beobachtungen angestellt. Auf der, wo er längere

Zeit sich befand, waren etwa 360 Klings, 100 Javaner, 100 Chinesen und eine kleine Anzahl von Malaien beschäftigt. Die Kusseher waren von portugiesischer Abkunft, das Directions- und Verwaltungspersonal bestand aus Engländern und Schotten.

Die Klings kommen, wie schon bemerkt, von der Coromandelküste, um einige Jahre zu bleiben und dann mit ihren Ersparnissen heimzukehren. Sie verpflichten sich gewöhnlich auf zwei Jahre, der Pflanzer bezahlt die Ueberfahrt, giebt ihnen 12 bis 13 Cents Tagelohn und bezahlt von seinem Vorstusse monatlich anderthalb Dollars zurück. Insgemein kommt er durch Todesfälle und Ausreißer in jedem Jahre zu einigen Schäden. Die Klings bringen nur wenige Frauen mit, deshalb ist Polthanerie bei diesen allgemein und Syphilis häufig. Der Kling trägt einen Schurz um die Hüften und arbeitet unbedeckten Hauptes in der brennenden Sonne; nur die Weibanner schlagen ein Stiel Zeug um den Leib, haben auch wohl eine Jacke und binden ein Tuch um die Haare. Die Klings sind ein serviler Menschenschlag, bei der Arbeit ohne Energie, ohne innere Kraft, betrieblüsig, hämisch, thöricht und trübselig. Nur allein körperliche Züchtigung fürchten sie und diese ist die einzige Strafe, welche sie büßigen und sich gefallen lassen. Als ein nichtsweisiger Koch entlassen wurde, sagte er wörtlich: „Warum peitscht mich Herr nicht? Warum will er mich entlassen? Herr sollte mich erst peitschen und dann sehen ob ich besser werde!“ Die Wohnungen werden liberalt schmutzig gehalten, obwohl der Kling täglich mehrmals badet. Er arbeitet sehr ungenügend und muß unablässig beaufsichtigt werden. Es wäre unthunlich, ihm für eine bestimmte Strafe die Feldarbeit anzuweisen und ihm zu sagen: „Mache das fertig, dann gehört die übrige Zeit Dir.“ Bei Javanern und Chinesen kann man das allemal. Der Kling geht um 6 Uhr früh ins Feld bis 11 Uhr; Nachmittags hat er von 1 Uhr bis 6 Uhr zu arbeiten. Er muß Unkraut ausreizen, das Pflügen besorgen, Rohr pflanzen und überhaupt alle leichte Arbeit verrichten. Zu Erarbeiten ist er ganz unvernünftig; er trübselt bei der Arbeit und schafft so wenig wie irgend möglich.

Der Javaner hat ein ganz anderes Temperament. Sein Wuchs ist gedrungen, der Gesichtsausdruck düster, optimat, entschlossen; er tritt mannhaft auf, hat Charakter und muß ganz anders behandelt werden als der Kling. Er trägt kurze Hemdkleider und einen Kittel mit einem Gürtel. Das sorgfältig geflochtene Haupt bedeckt er mit einer Klappe, bei der Feldarbeit setzt er einen aus Rohr geflochtenen kegelförmigen Hut auf. Die meisten dieser Javaner haben die Pilgerreise nach Mekka gemacht, sind also Hadschis. Wenn sie von dort zurückkommen, verbinden sie sich auf der Plantage, welche dem Schiffscapitain das Ueberfahrtsgehalt zahlt; ihre Verpflichtung geht auf zwei bis drei Jahre, und auch bei ihnen wird allmonatlich etwas Bestimmtes in Abzug gebracht, bis das vorgedachte Passagiergehalt abgetragen worden ist. Mit den von ihnen verdachten Klings verkehren sie durchaus nicht; der Javaner würde einen Schlag oder Peitschenhieb mit einem Dolchstoße vergelten. Für ihn ist es die empfindlichste Strafe, wenn ihm sein Lohn verweigert wird.

Angemessen und willig arbeitet er nur, wenn ihm ein bestimmtes Pensum aufgegeben wird; er will wissen, was und wie viel er zu thun hat und das thut er dann. Es kommt allerdings manchmal zu Irrungen über die Größe der Aufgabe, die ihm wohl zu viel erscheint, aber er geht an die Arbeit, bei welcher man ihn beaufsichtigen muß, weil er sonst wohl in unwürdiger Laune vom Felde hinwegläuft. Am späten Nachmittage läßt er es sich unter feiner Bedingung nehmen, seine Axt nach zu halten; er geht zum nächsten besten Graben, um die Abwaschungen vorzunehmen; nachher breitet

er ein Stück Zeug auf die Erde, kehrt sein Antlitz der untergehenden Sonne zu und verrichtet alle vorgeschriebenen Bräuche. Die japanischen Arbeiter sind ordentliche Leute; die Nachsicht befriedigt sie allerdings, aber nur wenn sie provocirt worden sind. Sie halten, was bei den Klings nicht der Fall ist, in Eippen zusammen, sie sind, wie der Engländer sich ausdrückt, „clannisch“. Ihre Wohnungen werden musterhaft sauber gehalten. Ihr Strehk ist, daß sie immer nur ein möglichst geringes Verhau haben wollen und manchmal, wenn Unlust sie anwandelt, die Arbeit liegen lassen und vom Felde weggehen. Ihre Hauptaufgabe sind die Erbarbeiten; wo möglich den ganzen Tag lauen sie Zunderrohr.

Die Chinesen sind auf der Plantage unentbehrlich, ohne sie wäre eine solche nicht zu denken und sie verrichten die mannichfaltigste Arbeit. Sie brechen den Boden um, hauen Holz für die Zesen, sind Maurer und Zimmerleute etc. Der Pflanzer oder Director verabredet mit einem Chinesen, der das Geschloß leant und weiß, was erforderlich ist, daß dieser die zum Betriebe nöthigen Leute herbeischaffe und macht mit ihm einen Contract über alle Einzelheiten, z. B. Unkraut jäten, Dämme aufwerfen, das Rohr abschneiden. Dieser Chineser steht als Mittelsmann da zwischen dem Pflanzer und den Arbeitern, welchen er den Lohn auszahlt; er bekommt 10 Procent Commission von allem Gelde, das durch seine Hände geht. Er befehligt jeden Arbeiter und rechnet diesem dabei 5 Cents für den Tag an.

Die Wohnungen der Chinesen liegen von außen hübsch und hant aus, riechen jedoch im Innern höchst widerwärtig. Der Mann ist ein ansgezeichneter Gärtner; er bekommt einen kleinen Fleck Land und auf diesem bauet er Salat, Gemüse und Wurzeln; er hält Hühner, Enten und Schweine. Aber er ist ein eingekehlter Spieler, raucht Opium und trinkt Arafal. Seine Kleidung besteht in Josen, einem blauen Kittel und einem breitkreuzigen Nothrock. Von den übrigen Kulis halten sich die Chinesen fern, aber auch sie müssen bei der Arbeit beaufsichtigt werden. Der Mittelsmann schließt ferner mit den Holzhauern die Verträge ab. Sie zerlegen die gefällten Bäume in Klöße von etwa drei Fuß Länge, stoßen sie bis zur Plantage und klastern sie auf; dort nimmt man die Messung vor und zählt nach dem im Voraus getroffenen Uebereinkommen.

Die Malagen wurden zum Abstreifen des Zunderrohrs verwendet; der Aussseher über die Schweinefälle war ein Malage. Er hatte eine wahre Leidenschaft, wilde Schweine zu erlegen und dann und wann machte er sich auch mit einem Tiger zu schaffen. Für regelmäßige Arbeit irgend welcher Art und insbesondere auch für jene auf der Plantage ist die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Malagen ganz unbrauchbar.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, wie verschieden bei diesen vier Racen die Arbeitsfähigkeit im Allgemeinen ist, ob und welche Anlage und Begabung für gewisse Arbeitsaufgaben sie besitzen oder nicht, welche Vorliebe oder Abneigung. Verschieden sind auch ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, eben so sind es die Bedingungen, unter welchen sie auf der Plantage sich annehmen lassen. Die Klings sind unter einander zusammenhanglos, werden mit Stodprügeln gestraft und würden ohne Furcht vor dem Ausspeischen kaum etwas thun. Ihnen kann man kein bestimmtes Arbeitspensum aufgeben; sie müssen unablässig angetrieben werden, sonst leisten sie gar nichts. Die Javanen sind von Haus aus ein ackerbaurendes Volk; auf den Plantagen arbeiten sie mühsam und verdrossen, um, wie gesagt, die Kosten für die Pilgersfahrt abzutragen und noch etwas für die Rückkehr in ihre Heimath zu erwerben. Sie halten ein zusammen; wer einem von ihnen etwas zu Leide thut, hat sie alle zumal gegen sich. Ihr höchster Wunsch ist, wieder fortzulommen.

Der Chineser geht am besten, wenn er mit einem seiner Landsleute in Betreff der Arbeit einen Vertrag abschließt; er gehorcht auch in der Verhütung und im Verkehr mit dem Europäer und handelt mit diesem. Der Europäer unterhält sich und schwagt mit ihm, den Javaner dünnet er und läßt ihn sich gefallen, weil er da ist, den Kling verachtet er und das thun, wie schon bemerkt wurde, auch andere Asiaten. Kein Verkehr mit Europäern wird den Kling anstehen machen als wie er nun einmal ist. Die Pflanzer dort sind durchgängig humane Leute und sorgen gut für die Kulis, aber was können sie anrichten, da die Kluft zwischen beiden von der Natur so tief und breit gezogen ist? Der Europäer denkt stets an baldmögliche Rückkehr und der Kuli begreife. Die Bemühungen der protestantischen Missionäre sind ganz und gar mißlungen, ohne all und jeden Erfolg geblieben und gute Aussichten sind platterdings nicht vorhanden. Von römisch-katholischen Missionären sind einige Klings und Chinesen gelaufen worden, aber Christen sind diese nicht. Even in this case an ecclesiastical whitewash is all that can be rejoiced over, also nur auswendige Tünche. Diese Gelaufenen bleiben wie sie waren, nur ist schwerer als vorher mit ihnen auskommen, weil sie meinen, daß sie als Christen nun einen Anspruch auf höheren Lohn bei viel weniger Arbeit geltend machen dürfen! Die japanischen Habsichten, die sehr strenge Mosammedaner sind, kann weder ein römischer noch ein protestantischer Missionär irgend wie beikommen; für einen Christen und Europäer arbeiten sie nur, weil sie die für die Pilgersfahrt contrahirten Schulden abarbeiten müssen, und dabei verschlakt es nichts, ob sie das Geld dazu aus der Hand eines Gläubigen oder Ungläubigen bekommen.

Adolf Bastian's Werk über die Voangoküste.

Die zweite deutsche Nordpolarexpedition kehrte im September 1870 nach der Weser zurück. Seitdem sind bald vier Jahre verfloßen und noch immer fehlt der oft als vollendet angekündigte Schluß des Werkes, namentlich der Bericht über die Thätigkeit der „Germania“. Da es sich hier um die Publication einer auf Nationalkosten unternommenen Expedition handelt, so sehen wir in dieser Verzögerung eine Rücksichtslosigkeit. Vermerken tieß sich dieselbe, wie andere Beispiele lehren. Denn als jene Expedition schon wieder in der

Heimath war, wollte Georg Schweinfurth noch tief im Inneren Africa's und erst 1872 sah er die Heimath wieder. Seitdem aber hat er bereits sein großes, inhaltsreiches, mit zahlreichen Abbildungen versehenes Werk vollendet, das schon in englischer oder französischer Uebersetzung vorliegt. Noch schneller ist Prof. Bastian verfahren, der im December 1873 von seinem mehrmonatlichen Auszuge der Voangoküste zurückkehrte, wo er die deutsche Station in Chingonzo errichten half, und bereits am 1. Mai lag der erste

Vand seines Werkes: Die deutsche Expedition an der Voangolüste nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Mit einer lithographischen Tafel und einer Karte (Jena, Costenoble) vor.

Die Schnelligkeit des Erscheinens hat diesem Werke nicht den geringsten Eintrag gethan. Im Gegentheil, wir müssen gestehen, daß gegenüber den früheren Reiseverken Bastian's sich ein ganz bedeutender Fortschritt zeigt. Ohne der Gelehrsamkeit und Gründlichkeit Eintrag zu thun, ist es durchweg lesbar und wird somit auch seinen Zweck erfüllen, der Sache der deutschen afrikanischen Gesellschaft neue Freunde zu gewinnen.

Das Buch, welches der Mutter der Reisenden Bastian's Giffelsfeldt gewidmet ist, bringt zunächst die persönlichen Erlebnisse Bastian's, seine Reise entlang der Voangolüste und den Auszug am untern Congo, dann die Heimkehr über den Gabon und den Aufenthalt in Benin (Nigerdelta), wo der Reisende, bis dahin gesund geblieben, die Keime des gelben Fiebers in sich aufnahm, dem am Nord des Schiffes viele Männer erlagen. An den Reisebericht knüpfen sich werthvolle zusammenfassende Abhandlungen, die in vieler Beziehung unseren geographischen Gesichtspunkt erweitern und den Beweis liefern, daß gerade die Voangolüste ein höchst dankbares Gebiet für den Forscher und ihre Wahl, als Ausgangspunkt der deutschen Expedition, eine glückliche ist. Diese Capitel sind betitelt: Das Küstenland; Sitten und Gebräuche; politische Verhältnisse; Angoy; Kalongo; Voango; die Infforango; die Völker des Innern.

Indem wir auf Einzelheiten des Buchs eingehen, werden wir namentlich ethnographische Gesichtspunkte beachten und hierbei versuchen, vergleichende Momente hervorzuheben.

Mit Recht hebt Bastian hervor, daß die große Unkenntnis, in welcher wir uns über die vor zwei Jahrhunderten wohlhabende Voangolüste bis heute befinden, dem lebhaft betriebenen Sklavenhandel zuschreiben ist, der dort länger als an irgend einem andern Punkte der Westküste betrieben wurde, nämlich bis in den Beginn der sechziger Jahre. Als aber schließlich selbst die schnellsten Dampfschiffe, die von Amerika in Betrieb gestellt wurden, nicht mehr den immer enger gezogenen Kreis der englischen Dampfschiffe zu durchbrechen vermochten, als nun Verlust auf Verlust folgte und selbst der einzelne Gewinn, der früher durch seine enorme Höhe alle Verluste gedeckt hatte, endlich ganz ausblieb, war man genöthigt, sich der Nothwendigkeit zu fügen und den Sklavenhandel als verloren anzugeben. Wie überall, wo Weiße Sklavenhandel trieben, sind die damit beschäftigten Neger verlottertes Gefindel geworden, das nur darauf ausgeht den ihnen von den Weißen gespielten Betrug mit Procenten zurückzahlen. Jetzt herrscht in dessen der legitime Handel hin und zwar in einer großartigen, bisher ungeahnten Weise. Die Portugiesen leiteten ihn ein, verstanden ihn jedoch nicht durchzuführen, während ihre Nachfolger, die Holländer (Westafrikanische Handelsvereinigung in Rotterdam), enorme Geschäfte machten und 23 Factorien zwischen Kongo und der Namjumba haben, von denen einige im Innern liegen.

Bei den Negern ist übrigens der Handel selbst sehr entwickelt und um Schmuggel zu verhüten ist das Land Voango im Osten gegen das Waldland Namjumba durch eine Holzmauer abgeperrt, die nur an drei Stellen Durchgang gestattet. An jedem dieser Thore ist ein Wachtthaus errichtet, bei dem ein Zollhüter sitzt, der von den ein- wie ausgehenden Gütern für die Regierung Abgaben erhebt. Die Wald- oder Holzthore sind 12 Fuß hoch, 20 Fuß breit und sind mit Wassergräben umgeben. Zu ihren Seiten erstreckt sich die Bretterwand, die stellenweise durch Berge und

Niedertweert abgelöst wird, immerhin aber zwischen den Dämmen und Viernasslüssen eine Känge von gegen zwanzig deutschen Meilen erreicht. Gewiß haben wir es hier mit einer höchst beachtenswerthen Erscheinung zu thun; aber auf das Vollwessen verstehen sich die Schwarzweizen, wir haben in dieser Beziehung nichts vor ihnen voraus; wissen wir doch aus Livingstone's erster Reise, daß auch Vorkügend in Südafrika bejaht wird.

Die niedrige Form des Handels, der sogenannte stumme Handel, kommt hier dicht neben entwickelteren Formen vor; hier nun sind es die im Innern lebenden Babongo, die Zwergvolkes Volk, welches ihn treibt *). Bastian hat sich von dem wirklichen Vorhandensein einer Pygmäenraee im Innern der Voangolüste überzeugt und verschiedene Individuen derselben beobachtet. Hier handelt es sich offenbar um dasselbe Volk, welches Du Chaillu Obongo nennt, die er auf seiner zweiten Reise (ins Kongoaland) kennen lernte. Die afrikanischen Zwergvölker sind vorhanden; Krapf's Doko (im Gallaland) finden ihre Bestätigung und alle Zweifel wurden gehoben seit Schimper's und mit dem Adä bekannt machte. Nähere Untersuchungen über diese Babongo, ihre Sprache und Sitten wird hoffentlich die deutsche Expedition bringen.

Auch Bastian geht und wieder Belege für die Einheit aller Pantanegge, die über einen so gewaltigen Raum wie ganz Südafrika verbreitet sind und deren Sprache, mit nur geringen Abweichungen, von der Nt- bis zur Westküste herrscht. Wilson fand in der Sprache eines von Sansibar nach dem Gabon kommenden Negers fast völlige Uebereinstimmung des Kifanaheli und Wpangwe, wie nach de Pagé Neger von der Küste Mosambiks sich mit denen aus Kongo und Angola verhältnißigten.

Aber auch Sitten und Gebräuche weisen in hohem Grade auf diese Einheit der Völker hin und zu den meisten oder sehr vielen von Bastian mitgetheilten Thatfachen von der Voangolüste vermag man sich an anderen Gegenden Südafrikas Parallestellen nachzuweisen. In Voango glaubt man an den Wegermöl, der in Gestalt eines Propadens, von einem Ganga (Priester) abgeraubt, eine Frau Natchis aus dem Bett geholt hatte. Gleichzeitig mit dieser Notiz lesen wir das Tagebuch des Negers Jakob Wainright, der Livingstone's Leide in so aufopfernder Weise nach Sansibar brachte. Dort (Pettermann's Mitth. 1874, S. 188) steht: „Die Eingeborenen (am Kuapula) versichern, daß Leute oder Männer, welche sich auf Zauberer verstehen, sich in Löwen verwandeln und umhergehen, die Menschen zu tödten.“ Livingstone selbst, als er 1860 wiederholt ins Walolololand von Tete auszog, fand an den Khabafabergen einen Mann, welcher behauptete, sich in einen Löwen verwandeln zu können. Es war ein Pandoro, der indessen keineswegs gewillt schien, vor Livingstone die Proceur zu machen. Auch die Jagdgesetze stimmen überein. Von den auf der Jagd getödteten Thieren gehört ein Bein mit dem Fleisch daran dem Grundbesitzer, der Knochenhäkel aber dem Jäger, auf dessen Platz er niedergelegt wird. Die Orbalien, Kaffatrinken an der West-, Muaratrinken an der Ostküste, gehen durch ganz Südafrika und sind auch bei anderen Völkern, namentlich in der Südküste zu Hause, während sie in Amerika ganz zu fehlen scheinen.

Von Interesse war es uns Maafirungen durch Bastian in Angoy nachgewiesen zu finden. Dort kommt der Geheimbund der Eindungo — wir möchten ihn als

*) Ueber die Völker, welche stummen Handel treiben, vergleiche die Zusammenstellung in „Geographie des Welt Handels“ von Karl Andre. I. S. 24.

Voango, Haberfeldtreiber bezeichnen — im Walde zusammen und die Mitglieder hüllen sich in grobste Mäntelergewänder. Dann wird das gemeine Geseß von ihnen suspendirt und eine dunkle Fehde beginnt. Durch ihren phantastischen Aufputz und die Mäntel unentfesselt ziehen sie ins Dorf, wo sie allerhand Willkür verüben, aber auch Geld von stämmigen Schultern einziehen u. s. w. Ihre monströsen Mäntel sind aus Holz verfertigt. Mäntelungen finden wir aber weit verbreitet: bei den Indianern im ehemalige russischen Amerika, am Amazonenstrom u. s. w. Es ist ein Brauch, der unabhängig über unsere ganze Erde zu gehen scheint.

Das Gleiche ist mit den Ägypten der Fall. Die Priesterorte in Kabinia bilden Ägypte für Mäntel gewordenen Sklaven, gerade so, wie die Räume der Kirchen in Abessinien (nach Salt), wie Holyrood Abtei in Edinburgh bis in unsere Zeit herab, Verbrechern Schutz gewährt, auf den Palas, wo Häuser überhaupt Ägypte sind (nach Kubyak).

Bekannt ist, daß die schwarzen Juden an der Malabar-Küste bei Kotschin u. s. w. früher den Ethnologen Kopfschmerzen gemacht haben; auch mit den schwarzen Palaschas, gleichfalls Juden, in Abessinien wußte man nichts Rechtes anzufangen und stellte sie wohl gar als lebendige Beispiele des schwärzenden Einflusses der tropischen Sonne hin. In dessen beide ethnologische Sprünge sind heute nicht mehr erlaubt und so müssen wir auch die Negerjuden an der Voangoküste, von denen uns Bastian berichtet, bei den Negern lassen. Sie sind aber eine bemerkenswerthe Erscheinung und ein deutscher Maler, der gleichzeitig mit Bastian an der Voangoküste war, aber nichts von diesen „semitischen Negern“ (sic) wußte, äußerte gegen den Verfasser: „Sehen Sie den da, das ist doch der reine Schachajude.“ Diese Juden, wie die Portugiesen, Mavambu, wie die Eingeborenen sagen, sind im Ganzen eine verdächtige Race, in Ginchango aber, wo sie sich durch den Handel bereichert haben, nehmen sie eine dominierende Stellung ein. Schweißfleisch ist in ihrem Lande verdächtig (S. 187), sonst erfahren wir jedoch wenig über ihre Sitten und Religion. Sie leben in besondern Dörfern und sollen eingewandert sein. Charakteristisch genug sagt das Volk von ihnen: Gott habe sie zur Strafe der übrigen Menschen geschickt, weil sie den Handel monopolisiren, so daß die übrigen verarmen. Merkwürdig ist jedenfalls der entschiedene Schachajudentypus dieser Mavambu und Bastian setzt dazu ein Citat Barwick's, welches wir hier auch nicht unterdrücken wollen: The Jewish nose indicates considerable shrewdness in worldly matter, as a good, useful, practical nose, i. e. a good money getting nose, a good commercial nose.

Woher kommen nun diese Negerjuden? „Nach Ganga-

Siriz nahm der Gouverneur Alvaro de Caminha 1492 nach der Insel St. Thomas 2000 Kinder von unter sieben Jahren mit, die der König den christlichen Juden hatte weggenommen und taufen lassen.“ Möglich, daß von ihnen Nachkommen nach der benachbarten Voangoküste kamen; jedenfalls aber darf, wie auch Bastian hervorhebt, auf eine klimatische Umwandlung dieser Nachkommen geschlossen werden, sondern nur auf eine durch fortgehende Kreuzung mit einheimischem Blut eingeleitete und geförderte Zerkleinerung der fremden Eigenthümlichkeit. Wir empfehlen die Negerjuden der Alliance Israélite universelle; einer ihrer Embotsen sände dort ergriebene Fied und könnte der Wissenschaft in ähnlicher Weise dienen, wie Salway in Yemen.

Am vom Saule zum Paulus zu kommen, betrochten wir sogleich noch, was unser Verfasser vom Christenthum erzählt, das einfiel, wenigstens nominell, eine so weite Verbreitung in den Ländern am Kongo hatte. Bei den Russorongo, dem überlittertlichen räuberischen Volke an der Kongo-Mündung, haben die Jährten mandechei Reminiscenzen an das Christenthum bewahrt, die Tracht der Halsketten, die tonnenartige Form des Haarschnittes, die jetzt als Schindl verwandten Kestenschädel, an denen noch das Crucifix hängt, das Schlagen des Kreuzes, Halten der Hände beim Gebete — alles Aeußerlichkeiten, Formschaden; vom Inhalte ist nichts geblieben und wir haben hier nur mit unwichtigen Heiden zu thun. Wer die Wirkgriffe der Missionäre und die Ursachen des Zusammenbrechens des ganzen Schindlchristenthums am Kongo kennen lernen will, der lese des höchst lehrreiche Capitel „Die Missionen“ bei Bastian (S. 291 bis 309) nach, wo auch erwähnt wird, wie der König von Kongo die Rechte des Staates gegen die Kirche zu wahren wußte.

Für jene, die sich mit Urgeschichte beschäftigen, ist eine Stelle von Belang, die das Entstehen der Kistenmündinger und Ruskshügel zu erläutern geeignet scheint. „Die Voangue (das Luemo) bildet eine weite Wasserfläche, von niedrigen Hügelreihen umgeben, während an anderen Stellen das Ufer sumpfig aufläuft. Da wo es ansteigt, sieht man ausgehöhlte Bäume von Auksternschalen, indem die dort wohnenden Frauen dieselben gleich am Wasser aufbrechen, um nur die Thiere nach Haus oder — nachdem sie geräuchert sind — nach dem Markte zu tragen, um sich nicht mit den unnützen Schalen zu beschweren, die deshalb an Ort und Stelle liegen bleiben.“

So erläutern sich urchgeschichtliche Zustände durch Sitten und Gebräuche der Völker der Gegenwart, ein Verfahren, das namentlich Sir John Lubbock mit Erfolg bei seiner Erläuterung der vorgeschichtlichen Zeit anwandte.

Richard Andree.

Doch keine Spur von Ludwig Reichardt aufgefunden.

Wir theilten in Nr. 21 mit, was Ferdinand von Hachstetter in der Wiener geographischen Gesellschaft über Spuren von Reichardt, welche ein Herr Humme aufgefunden haben wollte, vorgetragen hat. Die Angaben des letzteren wurden in Spätern für glaubwürdig erachtet, namentlich da Humme telegraphisch mitgetheilt hatte, daß er auch Reichardt's Uhr, Quadranten, Notizen u. nebst einem Berichtes Clossen's zurückbringe.

Und doch ist Alles ein frecher Betrug, wie sich

aus nachstehendem Bericht ergibt, welchen wir dem unsern Lesern wohlbelannten „alten Australier“ verdanken.

H. G. In Band XXV, Nr. 21 des „Globe“ lese ich folgenden Artikel mit der Ueberschrift: „Endlich sichere Spuren von Ludwig Reichardt.“ Ich bebaute, Ihnen melden zu müssen, daß diese Nachricht nicht weiter ist, als die Erfindung eines nichtswürdigen Ruben und vollständig erlogen ist. Hören Sie also.

Der in Rede stehende Betrüger Andrew Humme,

Bummler und Abenteuerer von Profession, hatte sich in Völen versucht, zuletzt auch in dem in Australien sehr beliebten Handwerte des Aufstreichens. Dabei wurde er aber im Jahre 1865 in der Colonie Neufchwales abgefaßt, war jedoch so glücklich, dem Gehen zu entgehen und nur zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt zu werden. Als er fünf Jahre dieser Strafe in Paramatta, vierzehn Miles von Sydney, verblüht, kam er mit der Erzählung zum Vorschein, daß er vor mehreren Jahren auf seinen Wanderungen im fernem Westen einem Weißen unter den Eingeborenen begegnet sei, welcher der Reichhardt-Expedition angehört und sich im Besitze des Tagebuches dieses Reisenden befinde. Anfangs schenkte man dieser Angabe wenig Glauben, allein Hume verstand dieselbe durch eine genaue Beschreibung des Innern Australiens sowie durch seine besondere Kenntniß der Sitten und Dialekte der Eingeborenen so geschickt zu illustriren, daß selbst die Regierung die Erzählung für glaubhaft hielt. Letztere erklärte, dem Hume die noch übrigen fünf Jahre erlassen zu wollen, sofern er bereit sei, die Documente u. s. w. herbeizuholen und über den Weißen, welcher von den Eingeborenen festgehalten wurde, nähere Nachrichten einzuziehen. Natürlich acceptirte Hume dies. Er erhielt ein Pferd und eine mäßige Ausrüstung, sowie in Paar zwölfs Dollar, und begab sich am 12. Januar 1872 von Newcastle aus auf dem Dampfer Onco nach dem Koperfluß im Northern Territory, wo er am 27. desselben Monats eintraf.

Hume erschien nun im Januar dieses Jahres plötzlich wieder in Brisbane, der Hauptstadt der Colonie Queensland, und rühmte sich, den Zweck seiner Mission erreicht zu haben. Wie er erzählte, war er am 3. Januar 1873 von den Davenport Ranges aus nach Westen zu geritten. Nachdem er gegen 200 Miles zurückgelegt und sehr unwirthbare Gegenden passirt, erreichte er endlich wieder die Gegend, wo er den Weißen früher gesehen hatte. Um die Eingeborenen herbeizuloden, machte er ein großes Feuer. Diese fanden sich denn auch bald in großer Anzahl — gegen siebzehn — ein, unter ihnen auch wieder der gesuchte weiße Mann, welcher aber außerordentlich gealtert hatte. Es war, wie sich jetzt erwies, Claffen, der Schwager des Dr. Reichhardt, dessen Alter Hume auf 73 Jahre schätzte. Die Eingeborenen hielten ihn hoch in Ehren und er selbst galt ihnen als Arzt. Hume kehrte dann nach der Ueberland-Telegraphenstation am Tennants Creek zurück, um Schreibmaterialien herbeizuholen. Bei seiner Rückkehr fertigte Claffen einen langen Bericht von 61 Seiten in deutscher Sprache an, wozu er 35 Tage gebraucht, denn die ihm ungenüßlich gewordene Arbeit wurde ihm anfänglich recht sauer. Dies Schreiben, zusammen mit dem Tagebuch des Dr. Reichhardt, ward dann zusammengerollt und versiegelt, und mit der Uhr und einem Zergantzen, ebenfalls aus dessen Nachlaß, in einenbeutel

gesteckt, der hierauf wieder versiegelt und an die Regierung von Neufchwales adressirt wurde.

Ueber das Schicksal Reichhardt's, über die Empörung seiner Gefährten gegen ihn u. s. w. mußte Hume sehr speciell Einzelheiten zu erzählen, welche ihm Claffen angeblich mitgetheilt und die der „Globe“ in Nr. 21 im Wesentlichen aufhört. Den Claffen selbst, der sich gar sehr nach Befreiung sehnte, zurückzubringen, war unmöglich, da die Eingeborenen ihn streng bewachten.

Zur Beglaubigung dieser Erzählung verlangte man in Brisbane, die Documente u. s. w. zu sehen, allein dies verweigerte Hume in entschiedener Weise, da er sich verpflichtet habe, dieselben zunächst nur an die Regierung von Neufchwales abzuliefern.

Natürlich verbreitete sich diese Nachricht sofort aller Colonien. Der bekannte Herr Charles Todd in Adelaide, Generalpostmeister und Superintendent des Telegraphenwesens der Colonie Südastralien, wies sofort in einem längeren Artikel im „Adelaide Advertiser“ nach, daß Hume während der ganzen Zeit, welche er im Innern Australiens verbrachte, sich immer nur in der Nähe des Ueberlandtelegraphen aufgehalten und daß die ganze Erzählung ohne Zweifel erdichtet sei.

Endlich traf Hume wieder in Sydney ein, und als nun die Colonialregierung die Documente u. s. w. ihm abverlangte, da erklärte er plötzlich, dieselben seien ihm unterwegs gestohlen worden und man habe ihm nur den leeren Beutel zurückgelassen!!

Die Entrüstung über den entlarvten Betrüger ist in Australien groß, aber man weiß nicht ob man sich nicht eben so sehr darüber wundern muß, wie man dort einem solchen Subjecte, wie dieser Hume ist, überhaupt von vornherein Glauben schenken konnte.

Ich könnte zum Schluß noch erwähnen, daß Hume bei seiner Rückkehr verbreitete, er habe in der Nähe der Port-Devison-Telegraphenlinie fünfzehn Ramete angetroffen, welche der Warburton-Expedition angehört, es sei also anzunehmen, daß dieselbe verunglückt. Auch diese Angabe hat sich nun ebenfalls als eine evidente Lüge herausgestellt. Warburton ist mit seinen Reisesgefährten, zwar aus äußerster Erschöpfung und dem Hungertode nahe, am 13. December 1873 am Dalover River, einem Nebenflusse des De Grey River, unter 21° 9' Br. eingetroffen. Nachdem ihm dann von der Schäferei des Herrn Anderson am De Grey River Hülfe zugesandt, hat er mit den Seinigen am 26. Januar dieses Jahres den Tri-Rockburie an der Nicolbay glücklich erreicht. Man sah seiner Ankunft in Adelaide in der ersten Hälfte des Monats April entgegen. Specielle Nachrichten über diese Reife Warburton's durch den unbekannten Westen Australiens liegen noch nicht vor, aber so viel weiß man, daß dieselbe die trostlosen Gegenden berührte, wo jede Cultur unmöglich ist.

Aus allen Erdtheilen.

Aus der La-Plata-Region.

Dr. Lorenz, Professor der Botanik an der Universität Cordoba, hat im Auftrage der argentinischen Regierung eine wissenschaftliche Reise nach den nördlichen Provinzen unternommen. In einem Schreiben aus Tucuman von Anfang Februar bemerkt er, daß unter der großen Menge der von ihm untersuchten Pflanzen mehr als ein Drittel bisher der

Wissenschaft unbekannt gewesen sind. Die in Europa ziemlich allgemein verbreitete Anisot, Argentinisches Biera sei arm und einleinig, hält nicht Stich. Dr. Lorenz wird ein außerordentliches Werk über das Pflanzenreich der von ihm bereisten Gegenden herausgeben.

Der Dampfer „Leguccion“ hat den Rio Bermejo, welcher durch das Gran Chaco fließt, bis weit Stromaufwärts befahren, ohne aus Hindernisse im Flußbette zu stoßen. Damit

ist denn wiederholt der Beweis geliefert worden, daß der Vermuthung auf einer belebten Strecke schiffbar ist. Im Februar 1874 waren in Buenos Ayres drei Schiffe besonders für die Befahrung des Betarajo in Nordamerika gebaute Dampfer angekommen, und demnach sollten die regelmäßigen Fahrten beginnen, durch welche die nördlichen Provinzen Argentiniens und die Grenzprovinzen von Bolivia in unmittelbaren Verkehr mit dem La Plata respektive dem Atlantischen Ocean gelangen.

Nun im Verfahrstehen ist, daß Ladungen Reis von dem argentinischen Stromhafen Rosario nach Liverpool verschifft worden sind. Dieser argentinische Reis liefert in England die höchsten Preise, und andere Ladungen, nun auch schon von Gerecht, sind nach Europa versandt worden. Bis vor wenigen Jahren hat man am La Plata Getreide und Weizen aus fremden Ländern bezogen, in Folge der zahlreichen Ackerbaucolonien, doch nun nicht nur den eigenen Bedarf, sondern exportirt man nun auch schon. — Wir lesen in der „La Plata Monatschrift“, daß die in Buenos Ayres eröfnete „Deutsche Aktienbrauerei“ (Cerveceria argentina) ein vortreffliches Getränk liefert. Lagerbier, Gelase und Turnvereine sind sehr wichtige Factoren für die Propaganda des Deutschtums, welche längst den ganzen Erdball umspannt.

Die Eisenbahnen rücken immer weiter ins Innere vor. Die erste Strecke der im Vau begriffenen Bahn von Cordoba nach Tucuman ist zu Anfang Februar dem Verleide übergeben worden. — Die Verträge über den Bau der transandinischen Bahn sind am 6. Februar von den Bauunternehmern und der argentinischen Regierung unterzeichnet worden. Dieser Schienenstrang wird Buenos Ayres mit Valparaiso in Chile verbinden; auch soll die Strecke von San Juan nach Mendoza und die Verlängerung der Chubas (Concepcion-Mendoza) in Enteros nach der Stadt Corrientes in Angriff genommen werden.

Vom 24. December bis 11. Februar waren in der Stadt Buenos Ayres 781 Menschen an der Cholera gestorben.

Warburton's Entdeckungsreise in Westaustralien.

Gegen Ende des Märzmonats hat man in Adelaide genaue Berichte über die Reise erhalten und zwar durch Briefe von einem Qualler, Herrn Anderson, und des Herrn Scholl, der Regierungsbreiter in Melbourne ist; dieses liegt an der Adelaide. Warburton verließ am 15. April 1873 die Mac Donnell Ranges und ging zunächst in etwas nördlicher Richtung vor. Es ist nicht seine Absicht gewesen, die Hafenstadt Perth zum Endpunkt seiner Wanderung zu machen; er ist vielmehr genau an dem Punkt angelangt, welchen er erreichen wollte. Bevor er aufbrach, schrieb er nach Adelaide, er wolle nach dem Te Grey River, und dort ist er auch richtig angelangt. Er hat somit das australische Festland von den Mac Donnell Ranges bis an die Küste nördlich von der Adelaide durchzogen und ist dabei über eine Strecke von 800 bis 900 Miles gekommen, welche zuvor noch kein weißer Mensch betreten hatte. Fast die ganze Region, durch welche er kam, land er ganz und gar wüstenhaft; sie ist ohne die Wälder, theilweise mit Strauchwerk bewachsen, armstetig im höchsten Grade und die Reisenden hatten große Mühe und Noth hindurchzukommen; Wasser war spärlich, Wild kam nur höchst selten vor. Der Rundvorrath war knapp. Drei Monate lang hatten sie nichts anderes zu essen als getrocknetes Kammeleis und Wurzeln und Knollen, welche sie da und dort fanden. Am 13. December waren sie noch 130 Miles vom Te Grey River entfernt, hatten nur noch

rei Kammele, wurden von Hunger geplagt, ihre Kleidung gingen in Fäden an ihnen herum und die abgemagerten Gesichter boten ein Bild des Elends dar. Aber sie hielten doch an eine fruchtbare Gegend erreicht und Warburton nahm an, daß irgend eine Squalifikation nicht mehr weit entfernt sein werde. Er schickte also zwei seiner Leute mit zwei Kammele aus, um eine Station ausfindig zu machen; er selbst, sein Sohn und die drei anderen Begleiter blieben mit dem letzten Kammele zurück. Jene beiden Männer nahmen Briefe an die westaustralischen Behörden und für Herrn Oler in Adelaide mit und erreichten am 22. December die Squalifikation des Herrn Anderson, der folgende Lebensmittel und andere nothwendige Dinge besorgte. Nun war alle Noth vorüber. — Die Londoner geographische Gesellschaft hat dem Major Warburton die Victoria-Medaille zuerkannt. Die Annahme, daß ein großer Theil des Innern von Westaustralien aus wüsten Gärten bestehe, hat ihre Befestigung gefunden.

* * *

— Oberst Gordon, Samuel Balr's Nachfolger am oberen Nil und der Äquatorialien, ist ägyptischer „Gouverneur am oberen Nil“. Er war am 29. März in Josopha und gedachte am 6. April in Gondokoro zu sein. Er hätte demnach die Reise von Kairo aus vorhin in sechs Wochen gemacht, einen Aufenthalt von acht Tagen in Chartum eingeschlossen. Hier hatte er sich mit der Regulierung des Nils beschäftigt. Die Hindernisse, auf welche Balr bei seiner Stromfahrt traf, sind beseitigt worden; man hat die colossalen Anstalten von Oas, Kränern und Strauchwerk, welche den Fluß in Tümpeln auf einer weiten Strecke flüchtig verstopfen und dem Fluße nur einen Abfluß unter der grünen, in einander verflochtenen Feste erlaubten, beseitigt, so daß man nun wieder offenen Flußwasser hat.

— Unter Landsmann H. Brugsch, der unter den Ägyptologen in vornehmer Reihe steht, hat auf einer Wand in Kairo, eine Ramenliste von etwa 2000 Ostlischen des alten Ägyptens entdeckt. Er wird dieselbe demnächst veröffentlichen.

— In Jeddo ist vor nun einem Jahr ein deutscher wissenschaftlicher Verein gegründet worden, der vorzugsweise die Geschloßung Japans im Auge hat. Auch die Engländer und Nordamerikaner in Josophama haben eine asiatische Gesellschaft gegründet, welche eben so viele Mitglieder zählt wie die deutsche, nämlich ungefähr 70. Der erste Band ihrer „Transactions“ enthält unter Anderem eine Abhandlung über die Kutschu Inseln (Kiska), oder wie die Japaner sagen Kiu Kiu) von G. Selow; eine zweite Heft desselben Verfassers ist eine überflüssige Geographie von Japan. — Der Einfluss in Bezug auf eine Veranothaltung der japanischen Sprache mit der chinesischen und mit der malayischen nachzuweisen.

— Die Zahl der Handelshäuser, welche während des Jahres 1873 in den Vereinigten Staaten bankrott gemacht haben, betrug 5183; die Passiva stellten sich auf 228,489,000 Dollars. Auf das Jahr 1872 entfielen weit weniger Bankrotte, nämlich 4009, Passiva 121,056,000 Dollars. Auf die Stadt Newyork kamen in erkanntem Jahre 614, mit mehr als 90,000,000 Passiva; 1873 nur 325 mit etwa 20 Millionen. — In Pennsylvania: 1872 9 Millionen, 1873 aber 81 Millionen Passiva; in Massachusetts dagegen hatten sich die Bankrotte vermindert, die Passiva betrugen nur 11 Millionen gegen 25 Millionen im Vorjahr; ähnlich in Illinois nur 7 gegen 11 Millionen.

Inhalt: Im Urmal am Modeirastrone. (Mit drei Abbildungen.) — Normonen auf der Wanderung. (Mit zwei Abbildungen.) — Englische Nordwestreisen in Centralasien. Von Emil Schlagintweit. II. (Schluß.) — Ackerbau und verschiedene Begabung zum Arbeiten. — Adolf Bastian's Welt über die Voongolste. — Doch seine Spuren von Kubwig Reichardt aufgefunden. — Aus allen Erdtheilen: Aus der La-Plata-Region. — Warburton's Entdeckungsreise in Westaustralien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 25. Mai 1874.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: G. Bieweg in Gumnischweig. Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Gumnischweig.

www.libtool.com.cn



www.libtool.com.cn

